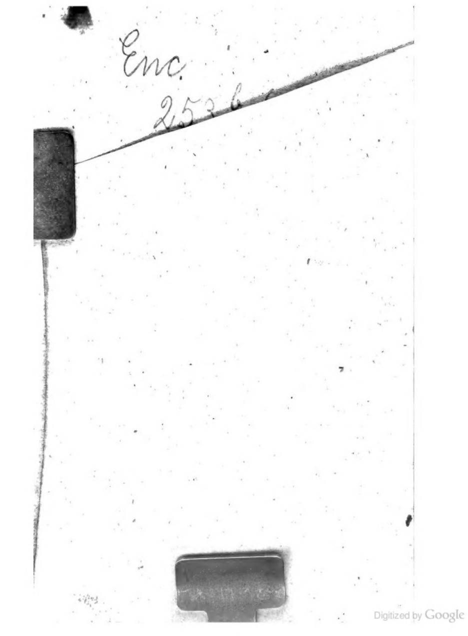



Enc.
2526

Neues

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Erster Band.

A — Az.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln und Bonn,
im Comptoir für Kunst und Literatur.
1824.

Bevorwortung.

Die Redaktion übergiebt mit Zuversicht den ersten Band ihres neuen Conversations-Lexicons in die Hände ihrer zahlreichen Gönner. Sie hofft, der aufmerksame Leser werde auch bereits beim ersten Bande das fortschreitende Streben wahrnehmen, das die Redaktion immer zum Bessern genommen hat. Sie hat zugleich die Ueberzeugung gewonnen, und kann dieselbe hier als Versicherung aussprechen, daß die folgenden Bände einander immer an innerm Gehalt überbieten werden, weil es ihr bereits gelungen ist, eine Anzahl Mitarbeiter, die beim Beginn des ersten Bandes noch muthlos zagten, dennoch für die fernere Ausarbeitung gewonnen zu haben. Wie die Redaktion ihr Auge stets auf die Erhöhung des innern Gehalts unverwandt gerichtet hält, so wird sie mit eben strengem Blicke auch das Gefällige des äußern Buches in Bezug auf Schönheit des Papiers und Richtigkeit des Wortdruckes zu handhaben wissen. Die Redaktion hat nicht den Stolz gehabt, den Kranz erringen zu wollen, der noch jedem Ringer als Preis zuwinket, nämlich die gesammten Wissenschaften so nach ihrer Höhe darzustellen, wie die Statistik das erste Blatt der Geschichte ist. Um diesen Kranz muß das Volk, ja das Geschlecht ringen und kämpfen.

Wir wünschten, Einzelnen sey die hohe Geisteskraft zu solchem Unternehmen gegeben, mit freudiger Bewunderung wollten wir ihnen unseren Jubel, unsere Dankbarkeit zollen. Aber eine andere Art des Wetteifers sey auch uns nicht versagt. Auch wir fühlen uns im Stande und berufen, aus der reichen Fülle der europäischen Literatur auszuheben und in Ein Werk zu sammeln, was jeglichem der Zeitgenossen, dem die Kunde der Vergangenheit und der Gegenwart nicht bedeutungslos vorüber gehen darf, eine zahlreiche und dennoch vielfach das Verlangte nicht darbietende Büchersammlung zu ersetzen vermag.

Noch über einen Umstand müssen wir uns erklären. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir den Beifall unserer Leser nicht ganz verfehlt hätten. Wir haben nämlich die Ansicht gewonnen, die lebenden Personen, mögen sie noch so herrlich auf ihr Zeitalter eingewirkt haben, von unserer Darstellung auszuschließen. Voltaire's gewichtiges Wort: «on doit des égards aux vivants, on ne doit, aux morts, que la vérité.» *) schien uns in seiner erstern Hälfte nur halb wahr zu seyn; denn wenn es wahr ist, daß die That statt des Wortes spricht, so hat ihre Anführung auch bereits gerichtet, und wem scheint nicht die Unterlassung des Ausspruchs: gut oder böse, leere, nichtige Bemäntelung? Nur nach dem Tode läßt sich, ohne dem Menschen wehe zu thun, die That richten, der Frevel ahnden und das Verdienst auch in der Asche ehren und feyern, als verabscheuungswürdige oder nachahmenswerthe Beispiele für Zeitgenossen und Nachwelt.

---

*) Achtung gebührt den Lebenden, den Todten nichts, als Wahrheit.

Möge denn auch jenes Nachtgevögel die unmündige oder gedungene Zunge wieder bis zu einem unauslöschlichen Wiederhall erheben; mögen sie, die sich so gerne die redlichen nennen, alle Triebfedern unwürdiger, von Brodneid oder eigener Erbärmlichkeit gebotener Umtriebe spielen lassen, wir werden, gleich dem gediegenen Wandrer auf der Heerstraße, unbekümmert um verfolgendes Gekläff, das Ziel im Auge, unverzagt und besonnen auf unserer Laufbahn fortwandeln, und mehr und mehr den Dank unserer Gönner und die Gunst der Zeitgenossen zu verdienen und zu gewinnen streben. Wir glauben das Versprechen, das wir in der Ankündigung dieses Werkes gaben, redlich gelöset zu haben. Wir halten es für rathsam, an dieser Stelle unsere Ansichten noch einmal darzulegen. Wir hatten ganz und gar nicht die Absicht, daß unser Werk Epoche mache in den schnell einander stürzenden Systemen der Schule; es ist, wie die Socratische Philosophie, nur auf das Leben berechnet. In der Literatur des Lebens, das erstreben und hoffen wir, soll es noch lange seine Wirksamkeit ausüben. Die Welt in ihren beiden Verhältnissen, dem körperlichen und geistigen, soll unserem Leserkreise erschlossen werden. Das Weltall in seiner schöpferischen Unermeßlichkeit, den Geist zur Bewunderung und Anbetung des großen, verborgenen Geistes stimmend und erhebend; die kleine Erde sammt ihren Riesen-Wundern, die Seele des Sterblichen emportragend, und das Nachdenken auf das tiefste reizend und aufregend, und der Mensch in seiner Doppelgestalt, sich selbst ein unauflösliches Räthsel, halb dem Staube und halb dem Geiste hörend, in wunderbarer Vermählung, bilden die Gegenstä

zu deren Verdeutlichung wir einige, wenn auch schwache, Worte beizutragen gedenken. Was in der großen Vergangenheit, in der Geschichte der Kirche und des Staates, im Raume und in der Zeit, in den Bürgervereinen, den Heeren und der Handelswelt, auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie, die Wißbegierde des Europäers zu reizen vermag, das soll alles in einer einfachen, verständlichen, von dem Scheine tiefer Gelehrsamkeit entkleideten Darstellung geboten werden. Es bildet demnach dieses Werk eine Art von Encyclopädie, von allgemeinem Wissen, das für die Handelswelt, wie den Geschäftskreis, für den der Landwirthschaft Ergebenen oder in der Abgezogenheit Lebenden, für den Kriegsmann und Künstler, wie für den Lehrer und die auf Bildung Anspruch machende Dame ein willkommenes und vielleicht unentbehrliches Handbuch, in welchem Gegenstände der Gemüths- und Begriffs-Welt, kurz der gesammte Kreis geselliger, höherer Bildung, abgehandelt und enthalten sind: alte und neue Geschichte, Lebens-Schilderungen, Züge des Edelmuths und der Aufopferung ohne Rücksicht auf Farben, Namen und Kasten in eigener, gediegener Großartigkeit, Natur-Beschreibungen, Literatur, Archäologie und Kunst, überhaupt — Alles, was den Geist und die Brust des Menschen zu bilden und bewegen vermag, wird darin seine Aufnahme finden.

Möge unser Unternehmen in der bisherigen Theilnahme sowohl des nähern, als entferntern Leserkreises fortschreitend gedeihen!

Köln, den 1. Jänner 1824.

Die Redaktion.

Neues

Conversations-Lexicon.

Erster Band.

Vitem laudamus, si fructu palmites onerat, si ipsa ad terram pondere eorum, quae tulit, adminicula deducit. Num quis huic illam praeferet vitem, cui aureae uvae, aurea folia dependent? Propria virtus est in vite fertilitas.

Seneca.

Den Weinstock preisen wir, wenn er seine Reben mit Frucht belastet, wenn er durch das Gewicht dessen, was er trug, sogar die eigenen Stützen zur Erde niederzieht. Wer möchte diesem einen Weinstock vorziehen, an welchem goldene Trauben, goldene Blätter hingen? Des Weinstocks eigenthümliche Tugend ist Fruchtbarkeit.

A. (Als Buchstabe.)

A ist ein einfacher, oder ein Grundlaut, und in allen alten und neuen europäischen Sprachen, so wie in jenen, die der von den Phönizìern erfundenen Schrift sich bedienen, (die einzige Sprache der Aethiopier ausgenommen), der erste Buchstabe im Alphabet. Es war ganz natürlich, daß die Schrifterfinder diesen so zart klingenden Buchstaben, als den ersten annahmen, indem der Laut A dem wilden Naturmenschen sowohl, als dem cultivirten Hofmanne beim Ausbruche der meisten Leidenschaften unwillkührlich entfährt; denn die Aussprache des A bedarf ja nur eines Hauches, und das A ist der erste Laut des Kindes, sobald es zu reden beginnt. Aus diesem Grunde wird vermuthlich in den mehrsten Sprachen bei dem Worte, welches die Urheber unseres Lebens bedeutet, ein A gefunden. Bei verschiedenen Völkern des Alterthums wurde dieser Buchstabe für heilig gehalten; so nannten ihn die alexandrinischen Griechen Hier-Alpha, das mächtige, heilige A. In der Cabala war das A einst von großer Bedeutung. Die sieben ersten Stäbe des Alphabets zeigten die sieben Himmel, und das A den höchsten an; auch bedeuteten sie die harmonischen sieben himmlischen Sphären. Dieses A oder Alpha wurde mit dem O oder Omega, dem letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, verbunden, von christlichen Philosophen, selbst von Theologen, sogar vom Evangelisten Johannes Apoc. 1-8. als Name der Gottheit gebraucht. A bezeichnet in der Musik die sechste diatonische Klangstufe der ersten oder tiefsten Octave unsers Tonsystems; a bezeichnet dieselbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, diese die kleine; $\bar{a}$, mit einem Querstrich oben, bezeichnet die genannte Klangstufe in der dritten, $\bar{\bar{a}}$, mit zwei Querstrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchstabe in ihr so bezeichnet wird, den Namen der eingestrichenen, diese der zweigestrichenen Octave. Adur ist diejenige Tonart der neuern Musik, in welcher die sechste diatonische Stufe a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müssen dabei in fis, cis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beschaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Karakteristik umfaßt sie Erkärungen unschuldiger Liebe, Zufriedenheit über seinen Zustand, Hoffnung des Wiedersehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen. (Vgl. Ton und Tonart.) A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahr Christi; A. c. anno currente, im laufenden Jahr; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr; A. m. anno mundi, im Jahr der Welt; A. a. v. c. anno ante urbem conditam, vor Erbauung der Stadt Rom; A. p. v. c. anno post urbem conditam, nach Erbauung der Stadt Rom.

A hat 1) in der Runenschrift die 13te Stelle. 2) Beim Abstimmen über ein Gesetz in Rom hatte jeder Stimmende zwei Kugeln, eine mit A (antiquo d. h. für das Alte), die andere mit U. R. (uti rogas, d. h. für den Vorschlag, bezeichnet. 3) Cicero nennt es den Segensbuchstaben, weil es in Criminalfällen die Freisprechung (absolutio) bezeichnete. 4) A bedeutet in der Logik: das allgemeine bejahende Urtheil, wie A und Non-A das Verhältniß eines Begriffs und seines Gegentheils. 5) A ist in der Mathematik und Algebra, in Gleichungen, die Bezeichnung für die erste bekannte Größe, wie B und C für die zweite und dritte, und X, Y, Z für die unbekannten.

A. (Als Wort.)

A, Aa, Aha oder auch Aach hieß bei den alten Deutschen das Wasser, auch oft ein Fluß. Kaiser Otto III. nennt in einer Urkunde von 972 Aachen Aha, ad aquis, wegen seiner warmen Bäder; so auch Friedrich II. in der pragmatischen Sanction. — Die alten Gallier haben das A in Ay und das Aach in Aix verwandelt, so heißt Blonay soviel als Braunach, braunes Wasser, und Aix-la-Chapelle, Aachen oder Aach, Wasser bei der Kapelle. Mit diesem Aa oder Aach endigen sich in Brabant, in Westphalen und in der Schweiz viele Oerter, die an Flüssen liegen, und viele Flüsse führen diesen Namen. Ob das persische Wort ab oder eu, welches Wasser heißt, mit dem des Deutschen, dem apa des Romanastisch-Türkischen und dem aqua des Lateinischen einerlei Ursprungs sey, und welches Wort der Stammlaut sey, ist bei den Sprachforschern noch ein Räthsel. Beim Wort: Sprache werden wir ausführlicher davon reden; doch heißt der Nil Nilab, der Indus Hindab und der Phrat Euphrat in der persischen Sprache.

Aa, ein Fluß in Frankreich, entspringt im Flecken Fontaines im ehemaligen Sologne, jetzigem Loire- und Cher-Departement, und ergießt sich bei Cenor in die Beuveron. — Aa, französisch Agine, ein nicht unbedeutender Fluß, entspringt in der Picardie, jetzigem Departement der Somme in Frankreich, beim Dorfe Bourte, fließt durch die Stadt St. Omer, theilt die Picardie von Flandern, fließt dann an Greevelingen vorbei, und fällt bei der Schanze Philippe in das Meer. — Aa, ein kleiner Fluß in Curland, fließt am Schlosse Mietau vorbei, fällt in die Düna, und heißt auch die Bulder-Aa. — Aa, ein Fluß in Liefland, heißt auch die Teyder-Aa, entspringt im Lande Letten, fließt bei Sernicon in den rigaischen Meerbusen. — Aa, Fluß in der Schweiz im Kanton Bern, entspringt oberhalb Baldeck, nordwärts von Luzern, dringt durch den Heidegger- und Hallwylersee, fließt oberhalb Bruck in die Aar. — Aa, Flüßchen in der Schweiz im Kanton Schwitz, fließt nach einem kurzen Lauf in den Zürchersee. — Aa oder Alph, lateinisch Alpha, Fluß in der Schweiz, entspringt am Berge Brunnick im Kanton Unterwalden, fließt bei Alpnach in den Luzernersee. — Aa, ein Fluß im Kanton Zürch, entspringt im Almannsberge, fließt durch das ganze Aathal, stürzt beim Dorfe Uster in den Griffensee. — Aa, ein andrer Fluß im Kanton Zürch, entspringt im Almannsberge und stürzt in den Pfiffikersee. Aa heißt auch in alten Urkunden der Limmatfluß, vom Ausflusse des Zürchersees, bis wo die Sil hinein fällt. — Aa oder Aach, ein Fluß in Schwaben in der Grafschaft Nellenburg, entspringt beim Städtchen Aach, fließt an Hohentwiel vorbei, fällt unter Boltingen in den untern Bodensee. — Aa, (die kleine) Fluß, kömmt aus dem Lippischen, und fließt bei Herforden in die kleine Werra. — Aa (die kleine) Fluß, fließt aus dem aahauser Kreise des preuß. Reg.-Bez. Münster in die neue Yssel. — Aa (die kleine) Fluß, fließt aus dem bielefelder Kreise des vorgenannten Reg.-Bez., und vereinigt sich mit der Lutter. — Aa (die kleine) Fluß, fließt aus dem kösfelder Kreise in den Steinfurter des genannten Reg.-Bez., und ergießt sich in die Vechte. — Aa, oder Ahe fließt durch Münster, und geht bei Greven in die Ems. — Aa, kleiner Fluß im liefländischen Walk, der sich bei Zorniken in den rigaer Meerbusen mündet. — Aa, schiffbarer Fluß im französischen Departement Pas de Calais, wo derselbe auch entspringt, und nach einer Strecke von 8 Meilen bei Grovelin in das Meer fällt. — Aa-Canal, ein Canal in genanntem Departement, der von St. Omer nach Grovelin fließt.

Aachen, in den alten Kroniken und Urkunden **Aach**, auch wohl Aha, genannt, heißt auf Holländisch Aacken, auf Französisch Aix-la-Chapelle, und auf Lateinisch Urbs aquensis — Aquisgranum oder aquae graniae, von Wasser, und Granus, einem Beinamen des Apollo, den die Römer bei den Bädern verehrten. Es liegt 50° 47′ 8″ N. Br. und 23° 44′ 54″ östlich von Ferro. Es ist 10⅓ preuß. Meilen vom Rhein, und 5 Meilen von der Maas entlegen. Aachen war bis zur französischen Occupation (22. Sept. 1794) eine freie Reichsstadt, und gehörte zum westphälischen Kreise. Es hatte ein Territorium von ungefähr 2 □Meilen, welches mit einem breiten Graben umgeben war. Als die hohen Alliirten am 17. Januar 1814 von Aachen Besitz nahmen, betrug die Bevölkerung 29.964 Seelen; nach der statistischen Uebersicht vom Jahre 1823 hat die Stadt 2.563 Privathäuser, 51 öffentliche Gebäude, eine Kathedralkirche, 3 katholische Pfarreien, 10 katholische Nebenkirchen und Kapellen, 5 Succursalen, eine evangelische Kirche, eine Synagoge, 24 öffentliche Springbrunnen, 70 Straßen und 9 Thore, wovon aber 3 verschlossen sind. Aachen zählt ohne Militair 34.023 Einwohner, worunter 33.154 sich zum katholischen, 759 sich zum evangelischen, und 110 sich zum mosaischen Ritus bekennen. Zur Zeit der französischen Herrschaft war Aachen der Hauptort des Ruhrdepartements, der Sitz eines Präfekten, eines Criminal-Gerichtshofes, eines Civil-Tribunals, eines Handelsgerichts, zweier Friedensgerichte, einer Handlungskammer und eines Werkmeistergerichts. Durch das französische Konkordat von 1801 wurde Aachen zu einer bischöflichen Residenz erhoben. Seit der preußischen Besitznahme (die Huldigung geschah am 15. Mai 1815) ist an die Stelle des Präfekten eine königliche Regierung getreten, das Civil-Tribunal ist durch ein Landgericht ersetzt; die Stadt hat seit der gerichtlichen Organisation von 1822 nur ein Friedensgericht. — Daß **Carl** der Große Aachen erbaut haben soll, ist eine Fabel. Der Erbauer von Aachen ist so unbekannt, als uns der Ort unbekannt ist, wo Carl der Große geboren wurde. — Daß die Gegend von den Römern besucht worden ist, beurkunden die in der Stadt und in der Umgebung ausgegrabenen Münzen, römischen Inschriften und Denkmäler der 30sten Legion Ulpia, so wie die, bei der Erbauung der ungarischen Kapelle 1748 entdeckten und zerstörten römischen Bäder. Was die Römer erbauten, wurde bei dem Einfall der nordischen Völker in das Reich, und durch die Horden Attila's 451 zerstört. Vor Carl dem Großen war die Stadt den fränkischen Königen bekannt. **Pipin**, Carls Vater, feierte 765 schon dort die Ostern. **Carl** der Große erweiterte und verschönerte sie, baute sich dort eine königliche Pfalz und den noch stehenden hohen Dom, das Münster genannt, welches vom großen Pabst **Leo** dem 3ten eingeweihet wurde. Dieses Münster besteht aus einem Oktogon mit Umgängen in zwei Geschossen, und hat 8 Bogenöffnungen. Es hat gegen Osten das Chorgebäude, welches 1353 angefangen und 1413 beendigt wurde; ist von einer kühnen Bauart, im einfachen gothischen Styl. Mitten in diesem Oktogon wurde **Carl** der Große begraben; sein Grab ziert die kurze Inschrift: Carolo magno. Der Dom besitzt noch verschiedene, von ihrem Stifter ihm geschenkte Reliquien, welche alle 7 Jahre von den hohen Zinnen dem weit und breit herbeiströmenden andächtigen Volke während 14 Tagen gezeigt werden. Diese Feierlichkeit wird **Heiligthumsfahrt** genannt. In St. Nicolaus-pfarrkirche sind drei schöne Gemälde, die Kreuzigung in verschiedenen Momenten darstellend; zwei dieser Gemälde sind vom berühmten **Diepenbach**, dem geschicktesten Schüler **Rubens**, und das dritte, die Kreuzabnahme, ist von **van Dyk**. Das Rathhaus wurde 1352 im gothischen Styl aufgeführt, es hat nach Osten und nach Westen einen schönen Thurm; der nach Osten heißt Granusthurm, er ist das älteste Gebäude der Stadt, ein Denkmal der Römer Anwesenheit. Der Markt liegt an der nördlichen Seite des Rathhauses,

und bildet ein längliches Dreieck; mitten auf demselben steht ein schöner Springbrunnen, welcher sein helles Wasser in ein kupfernes, 1620 gegossenes, 12.000 Pfund schweres Bassin gießt; mitten in demselben erhebt sich eine Säule, worauf die bronzene, 6 Fuß hohe Statue Carls des Großen steht. Napoleon hatte der Stadt sein Bild, von Boucher, einem Schüler Davids, und jenes der Josephine, von Robert Levebre gemalt, überschickt. Beide Bilder hingen einst im großen Rathssaal; nach der Huldigung schenkte sie die Stadt ihrem jetzigen Landesherrn, und ein Gemälde, Friedrich Wilhelm vorstellend, prangt an ihrer Stelle. Aachen wurde 66 Jahr nach dem Tode Carls, der es über alle Städte seines Reichs erhoben, von den Normännern unter Anführung ihrer Fürsten Gottfried und Siegfried zerstört, von Otto dem 3ten 983 wieder hergestellt. Die Stadt wurde öfters durch Feuersbrünste heimgesucht, und brannte 1656 fast ganz ab. Sie hat sich durch ihre Bäder, welche die berühmtesten in Europa sind, durch ihre Tuch- und Nadelfabriken bald wieder erholt. Aachen hat 6 warme Mineralquellen, welche in 8 öffentlichen Badehäusern und 2 Privatbädern 60 Bassins hinreichend mit Wasser versehen; die Wärme des Wassers ist theils 45, theils 46 Grad R. Die aachener Tuch- und Nadelfabriken sind sehr geschätzt. Es wurden in Aachen 20 Reichstage, 3 Friedensschlüsse, 1 Monarchenkongreß (1818) und 30 Kirchenversammlungen gehalten. Die Volkssprache ist ein Gemisch vom Plattdeutschen, Flämischen, Wallonischen, Französischen und Holländischen. Der erste und einzige von Napoleon Buonaparte ernannte, und vom Pabst Pius VII., dem Conkordate gemäß, bestätigte Bischof von Aachen, und Ritter der Ehrenlegion, war Markus Antonius Berdolet. Er regierte seinen Kirchensprengel mit vieler Würde vom 25. Julius des Jahres 1802 bis 1809, wo er in einem Alter von 68 Jahren am 13. August das Zeitliche segnete.

Aachener Friede. Kaiser Carl VI. hatte keine männliche Nachkommenschaft. Er wünschte seiner Tochter Maria Theresia die ungestörte Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern, und bewog, mit Ausnahme des Kurfürsten Carl Albrecht von Baiern, der als nächster männlicher Erbe seine Zustimmung versagte, die gesammten Fürsten Europa's zur Annahme und Gewährleistung der desfalsigen Erbfolge-Ordnung, welche pragmatische Sanction genannt wurde. Als Carl 1740 gestorben war, erhoben sich Frankreich, Preußen und Spanien, und unterstützten Baierns Ansprüche mit den Waffen. Der Marschall Belle-Isle ließ den Kurfürsten zum Kaiser krönen, den 24ten Januar 1742. Der Sieg knüpfte sich endlich an Oesterreichs Waffen. Carl VII. mußte flüchten. Baiern fiel in Oesterreichs Hände. Nach Carls VII. Tode ward Friede, indem Carls Sohn sich mit der Wiedererhaltung seiner angestammten Länder begnügte. Preußen schloß 1745 zu Dresden Frieden, indem ihm Schlesiens Besitz zum andern Mal (das erste Mal 1742 den 28ten Juni) zugestanden und garantirt wurde. In dem aachener Frieden erkannten auch die übrigen Mächte die pragmatische Sanction fast in ihrem ganzen Umfang an.

Aachner Regierungs-Bezirk besteht aus 11 landräthlichen Kreisen, nämlich: dem Stadtkreis Aachen, dem Landkreis Aachen, dem Kreis Düren, Erkelenz, Eupen, Geilenkirchen, Gemünd, Heinzberg, Jülich, Malmedy und Montjoye. Er hat eine Bevölkerung von 318.700 Seelen, worunter 307.800 Katholiken, 9.228 evang. Christen und 1.672 Juden sind, welche in 66.190 Häusern, Höfen, Mühlen und Fabrikgebäuden leben, und einen Flächeninhalt von 67 □M. bewohnen. Seine Gränzen sind gegen Norden der Regb. Cleve, gegen Osten die Regb. Düsseldorf, Cöln und Coblenz, gegen Süden der Regb. Trier und das Großherz. Luxemburg, gegen Westen das Königreich der Niederlande. Nach Süden hin erstreckt sich ein kalk- und

schieferartiger Bergrücken, die **Eifel** genannt, und enthält sichtbare Spuren vulkanischer Revolutionen; seine höchsten Spitzen ragen 1.800 Fuß über die Meeresfläche hervor; nordwärts dieser Gebirge schließt sich das hohe Veen an. Dieses Veen ist ein mooriger Bergrücken, voll gefährlicher Sümpfe, seine höchsten Stellen sind 2.000 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Die Vegetation hört ganz auf, nur Stechtorf wird hin und wieder gegraben. Im Landkreis Aachen verläuft sich das Gebirge in angenehme, mit grünenden und fruchtbaren Thälern abwechselnde Hügel. Der nördl. und östl. Theil des Bezirks hat überall flaches und sehr fruchtbares Land; das Klima ist überall gesund, der Boden ergiebig und der Viehstand beträchtlich.

Aaggi-Sou, der bittere Fluß, entspringt in dem Vorgebirge am kaspischen Meere, strömt am Tauris vorbei, und fällt in den See Rumi; des bittern Wassers wegen kann kein Fisch in diesem Flusse leben.

Aain-Charin, ein Dorf in Palästina, eine Meile von der Küste St. Johannes und 2 Meilen von Jerusalem. Dieses Dorf wird von allen Pilgern mit Andacht besucht; denn eine Tradition sagt, daß die Kirche auf der Stelle gebaut sey, wo das Haus des alten Zacharias und der Elisabeth gestanden.

Aain-Mariam, oder Ziel der Maria, eine Quelle, liegt 30 Stufen tief in einem Gewölbe des Berges Moria bei Jerusalem, 200 Schritt vom Teiche Siloha. Die Sage geht, Maria habe aus dieser Quelle ihr Wasser geholt. Die Türken ehren diese Quelle sehr hoch, und waschen sich aus Andacht darin.

Aal, ein forellenreiches Flüßchen im Lüneburgischen; es entspringt im Sellingswalde, ohnweit dem Corveyschen, vereinigt sich bei Budenfelde mit der Schwülm, und geht bei Lipsberg in die Weser.

Aal (elektrischer), s. **Zitteraal**.

Aal (der gemeine) Muraena anguilla, ein bekannter Fisch aus dem Geschlechte der Muränen. Seine Länge beträgt 3 bis 4 Fuß und drüber; oft wird er Arms dick, und 18 bis 20 Pfund schwer. Er lebt in Flüssen, Seen, und im Frühjahr auch im Meere. Der Aal macht den Uebergang von den Schlangen zu den Fischen, und gehört unter die Raubfische.

Aalmutter, Blennius viviparus, ein Fisch, welcher zu dem Geschlechte der Schleim- oder Rotzfische gehört, wirft lebendige Junge; man findet deren oft 2 bis 300 in dem Bauch eines einzigen dieser Fische. Das mittelländische Meer, die Nord- und Ostsee ist der Aufenthalt der Aalmutter; ihr Fleisch ist eßbar, aber nicht geachtet. Die Gräten nehmen nach dem Sieden eine grüne Farbe an, und leuchten im Finstern.

Aalraupe, Gadus lota, auch Quappe, Trusche, Aalputte, gehört zu den Weißfischen. Die süßen Gewässer von Ostindien und Europa sind ihr Aufenthalt; sie lebt von kleinen Fischen, aber auch von Würmern und Insekten. Das Fleisch ist zart, und die Leber wird zu den Leckerbissen gezählt.

Aalsmeer, ein Dorf von 1.900 Einw., ohnweit des harlemer Meeres. Dieses Dorf liefert jährlich für 30 bis 40.000 Fl. Erdbeeren nach Amsterdam.

Aalwürmer, Vibrio. Diese mikroskopischen Geschöpfe gehören zu den Infusionsthierchen. Sie machen ein eigenes Geschlecht aus, welches aus mehreren Gattungen besteht. Die merkwürdigsten Gattungen sind die Essigälchen und die Kleisterälchen. In einem einzigen Tropfen Essig schwimmen oft gegen 100 herum. Die Kleisterälchen leben im Buchbinderkleister. Beide Arten pflanzen sich sowohl durch Eier, als auch durch lebendige Junge fort. Wenn die Feuchtigkeit, worin sie leben, verdunstet, sterben sie, leben aber selbst nach 20 Jahren wieder auf, wenn Feuchtigkeit zugegossen wird.

Aana, **Anatha**, Stadt und Hauptort eines Sandschaks im osmanischen [illegible] auf der Westseite des Euphrat, bekannt als der Geburtsort des

Propheten Jeremias, hat nur eine Straße, die aber ¾ Stunden lang längs dem Strome fortläuft, und von Arabern bewohnt ist.

Aar, **Aara**, oder von den Alten **Abrina** genannt, ein beträchtlicher Fluß im Großherzogthum Niederrhein. Er schied zur Zeit der Römerherrschaft Oberdeutschland von Niederdeutschland. Er entspringt in der Eifel, in der ehemaligen Grafschaft Manderscheid-Gerolstein beim Dorfe Driest, nimmt bei Neublankenheim den Katzbach auf, fließt Aremberg vorbei, dringt durch Gebirge, die mit Ruinen von alten Schlössern besäet sind, und fließt bei Sinzig in den Rhein. In seinem hellen Wasser laichen die Salme und Forellen, und an seinen Ufern reift die köstliche Traube, woraus der so allgemein beliebte und gepriesene Aar-Bleichart gekeltert wird.

Aar, **Arola** oder **Arula**, ist nach dem Rhein der größte Fluß in der Schweiz; er entspringt auf den höchsten Gipfeln des Gimselberges, wo er das berner Gebiet vom Waliserlande trennt. Bei seiner Quelle findet sich ein Gletscher oder ein ewiger Eisberg, so Imaaren genannt wird. Bis zu den Mauern der alten Festung Nesti, wo der Altbach und der Mühlbach sich mit ihm vereinigen, tobt er über Klippen und Felsen einher, und schäumt von brausenden Wogen. Beim Dorfe Kienholz hört sein Toben und Brausen auf; er fließt sanft weiter fort, umschlängelt die Stadt Bern, bildet sie zu einer Halbinsel, fließt Solothurn vorbei, und stürzt nach einem Lauf von 20 deutschen Meilen beim Dorfe Koblenz gegen Waldshut in den Rhein.

Aar, ein kleiner Fluß in der Grafschaft Nassau-Idstein, entspringt eine Stunde von der Stadt Idstein, fließt dem berühmten Sauerbrunnen von Langenschwalbach vorbei; bespühlt die Ruinen desalten Bergschlosses Adolphseck und fällt unter der Brücke der Stadt Dietz in die Lahn.

Aar ist der altdeutsche Name aller großen Raubvögel und besonders des Adlers.

Aarau, 25 38′ 43″ L., 47 23′ 31″ Br., 1.140 Fuß über dem Meeresspiegel, Hauptstadt des Kantons Aargau in der Schweiz an der Aar, worüber eine Brücke führt; sie ist offen, nett gebaut und freundlich, hat ein schönes Regierungsgebäude, 1 Kirche, 1 Hospital, 427 Häuser und 3.000 Einw. Sitz der Regierung und aller Landesbehörden, hat ein Zeughaus, eine höhere Lehranstalt, eine Gesellschaft für vaterländische Kultur, eine Bibelgesellschaft, eine Kantonsbibliothek. Mayers naturhistorische Bibliothek und Basrelief der Schweiz, 15 Fuß lang, 6 Fuß breit, und die höchsten Gebirge, 2 Zoll hoch, sind sehenswerth. Man hat hier Fabriken in Kattun, Seidenband, Vitriolöl und Baumwollengespinnst, und eine Stückgießerei.

Aargau, ehemals ein Theil von Bern und Zürch, jetzt ein eigner Kanton; treibt Viehzucht und Ackerbau, und fabrizirt baumwollene Tücher, Strümpfe, Seidenband und Kattun. Auf einem Flächenraum von fast 38 □M. wohnen 133.000 Seelen, die in 12 Städten und 250 Ortschaften leben. Das Volk ist unabhängig und sein eigener Gesetzgeber im großen Rathe. Der kleine, stete Rath hat die Verwaltung.

Aarhuus, Hauptstadt des gleichnamigen Stiftes im Königreich Dänemark (Länge 27° 53′ 50″, Breite 56° 9′ 35″), Sitz eines Stiftamtmanns und Bischofs. Sie liegt am Kattegat und am Ausflusse eines Landsees, wodurch sie in zwei Theile getheilt wird; sie hat 892 Häuser und 6.000 Einw. Die Schifffahrt hat eigene Schiffe, und der Handel geht bis Westindien. Das Stift Aarhuus, ein Theil der Halbinsel Jütland, enthält 116⅓ □M. und 80.000 Einw.; 2 Aemter, zusammen mit 29 Herreders, 7 Städte, 253 Kirchspiele und 69 Edelhöfe.

Aarneß-Syssel, ein Syssel (Kreis) des Süderviertels der dänischen Insel Island mit 4.400 Einw., worin der große Thingwalla-See, der Skal-



breideberg und der Ort Thingwalla, bei welchem sonst die isländischen Volksversammlungen und Gerichte gehalten wurden.

Aaron, erster Hohepriester der Juden, der ältere Bruder Mosis, ein Sohn Amrams und der Jochebed, vom Stamme Levi, wurde 1574 v. Chr. im Lande Gosen geboren. Er war seines Bruders Mosis treuer Gehülfe, und wirkte durch seine Beredsamkeit mit zu dem großen Werke der Befreiung des hebräischen Volkes; er verrichtete Wunderwerke zum Beweise seiner und des Mosis göttlicher Sendung, und ward sammt seinen Söhnen zu der erhabenen Würde eines Hohenpriesters bestimmt. Seine schwache Seite war, daß er dem Volke in der Wüste das goldene Kalb verfertigte, und daß er in der Stille an Gottes Allmacht bei dem Wassermangel in dem Lager bei Cades zweifelte, wodurch er zur Strafe nicht das gelobte Land betreten sollte. Er starb auch wirklich vor der Eroberung desselben auf dem Gebirge Hor, 123 Jahre alt, 1452 v. Chr., seine Würde seinem Sohne Eleazar hinterlassend.

Aaron aus Alexandrien, ein christlicher Priester und berühmter Arzt in Aegypten, lebte ums Jahr 620, schrieb in syrischer Sprache zuerst über die Pocken, welche die Araber um jene Zeit nach Afrika und von da nach Europa brachten, mehrere Abhandlungen, welche nachher der berühmte Mazerjawach ins Arabische übersetzt hat.

Aaron, ein Benediktiner aus Schottland. Wie bekannt, hatten sich die schottischen Benediktiner in den frühern Zeiten über ganz Deutschland ausgebreitet. Er wurde Abt bei St. Martin in Cöln im J. 1042, führte hier den römischen Choralgesang, welchen er vom Pabst Leo IX. erhalten, zuerst ein, schrieb ein Werk „über den Nutzen und die Art des Gesanges," und starb im Rufe der Heiligkeit im J. 1052. Von ihm schreiben die Chronica regia bei Eccard, Trithemius in Chron. Hirsaug. und Andere.

Aaron al Raschid, der fünfte Calife aus dem Stamme der Abbassiden, einer der größten Herrscher, die auf Muhameds Thron gewaltet, ein weiser Regent, tapferer Krieger, großer Beförderer der Wissenschaften, und wahrer Vater seines Volks. Noch bevor er im Jahre 164 d. Hegira (786 n. Chr.) Calife geworden, war er als Sieger und Eroberer im ganzen Orient berühmt. Er focht glücklich gegen die Byzantiner und Chazaren, stellte die Seemacht der Araber wieder her, zwang den byzantinischen Kaiser Nizephor zum Frieden, machte ihn zinsbar, und beförderte in Ruhe die Kultur seines Reiches, das sich von den Gränzen Aegyptens bis zum Gestade des Indus erstreckte. Während seiner Regierung verbreitete sich der Handel der Araber bis nach China hin. Ohne Gelehrte konnte er nicht leben, sie mußten um ihn seyn, und ihn überall begleiten. Er liebte vorzüglich die Poesie, und war selbst Dichter. Unter seiner Aegide erhoben sich die Wissenschaften bei den Arabern auf eine hohe Stufe. Mit dem gleichgestimmten hochherzigen Carl dem Großen, mit dem er in die Parallele gezogen werden könnte, schloß er ein Friedens- und Freundschaftsbündniß, und schickte demselben eine Gesandtschaft mit vielen Geschenken, worunter ein großer Elephant, verschiedene numidische und tyrische Kostbarkeiten, eine große und künstliche Uhr, und die meisten noch in Aachen aufbewahrten Reliquien waren. Diese zwei große Geister: Aaron und Carl schalteten damals mit der Welt. Aaron theilte sein Reich unter seine drei Söhne, und starb im Jahre 186 d. Hegira (808 n. Chr.), 4 Jahre vor seinem Freunde Carl.

Aaron ben Moses, aus dem Stamme Aser, blühte um 1030, einer der gelehrtesten Rabbiner seiner Zeit, und großer Schriftkritiker. Seine Gelehrsamkeit erhob ihn zum Direktor der Schule zu Tiberias. Man glaubt, daß er der Urheber der Varianten in den rabbinischen Bibeln, so wie der Verfasser einer Abhandlung über die Accente sey.

Aaron Harischon, d. i. der Erste, zum Unterschiede eines Andern dieses Namens, ein berühmter Lehrer des Mosaismus von der karaitischen Sekte. Er blühte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. zu Constantinopel, und war ein großer Praktiker in der Arzneikunst. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten zeichnen sich aus: ein Commentar über den Pentateuchus; wovon das Manuscript sich in der königl. Bibliothek zu Paris befindet; eine Abhandlung über die Grammatik und hebräische Kritik, und Ordo precum juxta ritum synagogæ Karaïtarum. Er äußert besonders eine große Verehrung gegen die Traditionen der Hebräer; daher sind auch seine Werke an vielen Stellen mit rabbinischen Träumereien überfüllt.

Aasen bedeutet bei den Jägern soviel, als fressen. Man sagt es aber nur von dem Rothwildpret z. B. der Hirsch aast, d. i. er frißt.

Aasi, ein Fluß, einst Orontes oder Axius. Dieser Fluß Asiens entsteht auf dem Libanon, nimmt einen nordwestlichen Lauf, und erreicht bei Suavodir das mittelländische Meer. Sein Lauf ist kurz, und seine Wassermenge gering, so daß er im Sommer keine Schiffe trägt.

Aaskäfer, Silpha. Man belegt ein ganzes Käfergeschlecht von 94 Gattungen mit diesem Namen, weil sie meist sich nicht nur als Larven, sondern auch als Käfer von faulenden thierischen Körpern nähren. Man findet sie in Gebüschen und auf Triften den Sommer hindurch, meistens aber auf Koth sitzend.

Aaspflanze, Stapelia, ein Pflanzengeschlecht von 2 Gattungen. Beide Pflanzen haben keine eigentlichen Blätter, sondern dicke, saftige, eckige Stengel. Die Blume gewährt einen schönen Anblick, aber einen widrigen Geruch, der vollkommen dem vom Aase gleicht, und deshalb auch die Schmeißfliege anlockt, die darauf ihre Eier fallen läßt. Diese Pflanze kömmt bei uns in Gewächshäusern leicht fort; ihr Vaterland ist Afrika.

Aba heißt in der syrischen und äthiopischen, so wie in den meisten morgenländischen Sprachen, Vater. Aba ist ferner der Ehrentitel, den die koptischen, die syrischen und äthiopischen Christen ihren Bischöfen gaben. Die alexandrinischen Griechen setzten ein P dazu, und nannten ihren Patriarchen Paba, großen Vater; die Lateiner verwandelten das b in p, und nennen das sichtbare Oberhaupt der Kirche Papa.

Aba oder Aban hieß der dritte König der Ungarn; er entthronte 1042 Peter den Deutschen, wurde 1044 umgebracht, und Peter gelangte wieder zum Throne. Aba soll, als man einige Jahre nachher sein Grab eröffnete, ganz unverwesen gefunden worden seyn.

Aba, eine Stadt in Griechenland, wo Apollo einen Tempel und ein Orakel hatte, daher er Apollo Abacus genannt wurde. Xerxes verbrannte den Ort 480 J. v. Chr. Die Bewohner dieser Stadt, in der Geschichte Abanten genannt, ließen sich nachher auf der Insel Euböa, jetzt Negropont, nieder.

Abacuc, der achte unter den kleinen Propheten aus dem Stamme Simeon, lebte in den letzten Zeiten des jüdischen Reichs (600 v. Chr.), und hat 3 Gesänge von hohem lyrischem Schwunge und voll erhabener Kühnheit, eins der herrlichsten Ueberbleibsel althebräischer Dichtkunst, hinterlassen. Ihr Inhalt sind Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und erheiternde Aussichten auf künftige Zermalmung der übermüthigen Sieger und neues Glück und Erhebung der Juden. Der Genius dieses Sängers erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen im Stande sind. Bei aller Kühnheit, Feuer und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit und sein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräische Idiom gewohnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Karaktere und Leben, es giebt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts



Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Man hat mehrere gelungene Uebersetzungen seiner Gesänge.

Abadiotten, ein arabischer Völkerstamm, dermalen nur noch auf der Insel Kirid oder Kandia. Sie sind mittler Statur, schwarzbraun, mager, mißtrauisch, boshaft und rachsüchtig. Ihre Sprache ist gebrochen arabisch.

Abadir hieß der Stein, welchen Rhea ihrem Gemahl, dem Saturn, anstatt des neugebornen Jupiters zu verschlingen gab. Saturn war gewohnt, weil man ihm vorhergesagt hatte, daß seine Söhne ihn vom Throne stoßen würden, seine Kinder zu fressen. Rhea gab ihm also statt des Jupiters diesen Stein, welchen sie in ein Ziegenfell gewickelt und mit ihrer Milch benetzet hatte, zu verschlucken, und verbarg den Jupiter auf der Insel Creta. Als Saturn sich nach diesem Frühstück sehr übel befand, gab die Göttin Metis ihm ein starkes Brechmittel ein, und er gab den Stein wieder von sich. Dieser Stein wurde zu Delphi in dem Tempel des Apollo aufbewahrt, und an den Festtagen mit Oel begossen. Das Wahre an dieser Mythe ist, daß ein gewisser König Saturn aus Mißtrauen seine Söhne in einen Kerker einsperren ließ, und daß Rhea, als sie den Jupiter gebar, ihm statt des Jupiters ein fremdes Kind untergeschoben hat, denn das Wort Abadir kommt von Eben und Dir her, das erste bedeutet Sohn und das zweite Fremdling.

Abagar. So wie die ägyptischen Könige den Beinamen Pharao, und alle römische Kaiser jenen von Augustus führten, so führten die Könige oder die Fürsten von Edessa in Syrien den Beinamen Abagar, welches großmächtig heißt; unter diesen Abagaren war einer, von dem Eusebius im ersten Theil seiner Kirchengeschichte schreibt, daß er mit Christus einen Briefwechsel geführt habe.

Abaillard (Peter) der Dialectiker, auch wohl der französische Sokrates genannt, einer der größten Männer seiner Zeit. Er ward 1079 in Palet im Departement der untern Loire von adeligen Aeltern geboren. Sein Vater hieß Berenger, und war Grundherr von Palet. Abaillard trat aus Liebe zu den Wissenschaften seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt ab, ging nach Paris, studirte unter dem berühmten Wilhelm von Champeaux die Dialectik. Aristoteles war seine Lieblingslektüre, er beförderte den Sieg dieses Weltweisen in den Schulen. Kaum 22 Jahr alt, übertraf er schon seinen Meister in der Disputirkunst, worin in der damaligen Zeit die größte Gelehrsamkeit bestand. Hiedurch ward Champeaux sein Feind, und Abaillard zog von Paris nach Laon, Melun und Corbeil, wo er Schulen eröffnete. Ueberall folgten ihm die wißbegierigen Jünglinge; sein Ruf ging ihm überall vor, und der Neid folgte, wie es allen großen Männern zu ergehen pflegt, gleich hinten her. Er pflegte, auf Begehren der Aerzte, eine kurze Zeit in seiner Heimath seine Gesundheit, ging nach zwei Jahren nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinem Lehrer, las über Rhetorik, Philosophie und Theologie mit einer solchen Beredsamkeit, daß er alle andere Lehrer verdunkelte, daß selbst die größten Männer seiner Zeit, nämlich: Peter Lombard, Bischof von Paris, Berenger, Bischof von Poitiers, Arnold von Brescia und selbst der heilige Bernard, seinen Vorlesungen beiwohnten. In seinem 39sten Jahre, da sein Ruf in ganz Europa gegründet war, lernte er die 17jährige Heloise von Montmorency, das schönste und geistreichste Mädchen von Paris, kennen. Die Natur hatte Heloisen mit einem vorzüglich schönen Körperbau und allen Reizen, die Männerherzen fesseln können, begabt. Heloise verstand lateinisch, griechisch und hebräisch, und lebte ganz den Studien der damaligen dialectischen Philosophie; was Wunder, daß diese beiden großen Seelen harmonirten, und sich für einander geschaffen wähnten? Heloise wohnte bei ihrem Oheim, dem Canonikus Fulbert, und Abaillard wußte sich unter dem Vorwand, Heloisens Bildung zu vollenden, beim Fulbert einzuschmeicheln. Fulbert nahm

Abaillard in sein Haus auf, gab ihm Kost und Tisch; doch die Beiden vergaßen bei der Liebe das Studiren, plura erant oscula quam sententiae, sagt Abaillard selbst, er besang die Liebe zu Heloisen und ihre Küsse in lateinischen Versen; diese Verse kamen zu Fulberts Ohren, er trennte die Liebenden, allein es war zu spät. Er schickte Heloisen nach Nantes zu seiner Schwester Denyse, hier gebar sie einen Sohn, der in der Taufe Astrolab genannt wurde, und bald nachher starb. Heloise kehrte nach Paris zurück, und Abaillard machte Anstalt, sie zu heirathen. Heloise widersetzte sich, sie wollte lieber Abaillards Geliebte, als Abaillards Gattin seyn. Endlich, um ihre beiderseitigen Gewissen zu beruhigen, willigte sie ein, und ließ sich, wie es in der damaligen Zeit öfters zu geschehen pflegte, durch eine sogenannte Winkel-Ehe, (matrimonium clandestinum genannt) mit ihm vereinigen. Doch diese Ehe blieb nicht lange ein Geheimniß, sie wurde von Fulbert bekannt gemacht, aber Heloise, um Abaillards Ruf nicht zu schaden, läugnete sie, und begab sich freiwillig nach Argenteuil bei Paris in das Kloster; dies verdroß Fulbert, und er schwur dem Abaillard Rache. Der Unmensch hielt Wort, er überfiel mit einigen Bösewichtern nächtlicher Weile den Abaillard, und entmannte ihn. Nun nahm Heloise den Schleier in Argenteuil, und Abaillard ward Benediktiner Mönch in der Abtei St. Denis. Hier in der Einsamkeit schrieb er eine Abhandlung über die Dreifaltigkeit, behauptete 1) es wäre ein Unterschied in den Personen der Dreifaltigkeit; 2) der heilige Geist wäre die Weltseele; 3) der heilige Geist ginge zwar vom Vater und Sohn aus, allein er wäre eine andere Substanz als der Vater und Sohn. Diese Lehren wurden auf dem Concilium zu Soissons 1122 verdammt. Durch diese Abhandlung zog sich Abaillard viele Feinde in St. Denis zu; er ging nach Bretagne zurück, wo er Abt zu St. Gildar wurde. Das unordentliche Leben der Mönche ververtrieb ihn auch dort, nun baute er das berühmte Paraclet; hier trat er wieder als Lehrer auf; nun vertrieb der Abt Suger von St. Denis die Nonnen aus Argenteuil, und Abaillard trat seiner Heloise, seinen Nichten Agnes und Agatha sein Paraclet ab. Nach einer 11jährigen Abwesenheit sahen sich hier die Unglücklichen wieder. Heloise ward Aebtin zu Paraclet, und Abaillard suchte in St. Gildar den Aristoteles in die Theologie einzuführen. Er lehrte nun 1) der Teufel hätte keine Gewalt über die Menschen; 2) der Sohn Gottes wäre nicht geboren, um uns zu erlösen, sondern, um uns zu belehren; 3) aus Unwissenheit könnte man nicht sündigen; 4) wir hätten nicht Adams Schuld, sondern nur Adams Strafe geerbt. Durch diese Lehren verfeindete er sich selbst mit dem heiligen Bernard, und seine Sätze wurden auf dessen Betreiben auf dem Concilium zu Sens 1140 verdammt. Abaillard appellirte an den Papst, dies machte seine Feinde stutzen. Der sonst so sanfte Bernard nannte ihn in seiner Anklage: ein Ungeheuer, einen Herodes, einen Antichrist, einen Mönch ohne Regel, einen Vorgesetzten ohne Wachsamkeit, einen Abt ohne Zucht, einen Menschen ohne Sitten. Auf dem Wege nach Rom blieb er im berühmten Kloster zu Clugny, wo Peter der Ehrwürdige, Petrus venerabilis, Abt war. Dieser nahm ihn mit Güte auf, söhnte ihn mit dem heiligen Bernard aus, und machte ihn zum Prior von St. Marzel bei Chalons sur Saone. Hier entsagte er ganz der Welt, beschäftigte sich im Geiste mit seiner Heloise, und starb vor Verdruß am 21sten April 1142 in seinem 63sten Lebensjahre. Heloise begehrte und erhielt seinen Leichnam, welcher in Paraclet begraben wurde. Heloise überschrieb ihre Briefe: Abaillardo domino meo, imo patri, conjugi meo, imo fratri; sie unterschrieb: Ancilla tua, imo filia,

uxor tua, imo soror. Die Werke Abaillards sind selten; sie sind in Paris bei Duchesne 1616, und in London bei Rawlison 1718 gedruckt.

Abaka=Khan war der 8te Kaiser der Mongolen aus dem Stamme des großen **Genghiskan**. Er kam im Jahre 663 der Hegira oder 1264 der christlichen Zeitrechnung zur Regierung. Unter ihm genoß das Reich eine immerwährende Ruhe; er suchte die Mongolen zu civilisiren, und ihren kriegerischen Geist zu disciplinieren, regierte mit Weisheit und Sanftmuth sein Volk, und verschönerte Bagdad. Im Jahre 567 der Hegira fiel er mit 100.000 Reitern in Khorasan ein, und vereinigte diese große Provinz mit seinem Reiche, demüthigte die Beherrscher von Syrien und Aegypten, regierte 17 Jahre, wurde am Ende seiner Tage ein Christ, feierte öffentlich mit den Christen in der Stadt Hamadan das Osterfest, und starb an Gift, das ihm sein Vezir Schamsiddin aus Haß gegen die christliche Religion zubereitet hatte.

Abano, Dorf unter den euganeischen Hügeln im Gouvernement Venedig der österreichisch=italienischen Erbstaaten oder des longobardisch=venetianischen Königreichs; berühmt wegen seiner 5 heißen Bäder. (Fonte d'Abaro, das berühmteste.) Auch ist hier ein Schlammbad (Bagno di Fango) und ein Wetzsteinbruch. Das Dorf hat 2.870 Einw. und liegt 29° 27′ 48″ L. und 45° 21′ 11″ Br.

Abaris, Priester des hyperboräischen Apollo, rühmte sich, daß ihn sein Gott mit einem goldenen Pfeil beschenkt habe, auf welchem er, wie auf einem Pegasus, mitten durch die Luft, über Flüsse, Meere und Berge getragen wurde. Man hielt ihn für einen Wunderthäter; auch soll er keine Speise zu sich genommen haben.

Abas, 1) ein Sohn der Metanire und des Hippothoon, oder nach Andern des Celeus. Er wurde von der Göttin Ceres in eine Eidechse verwandelt, weil er ihrer und der Ceremonien spottete, mit welcher man sie zu beehren pflegte. 2) einer der Centauren, der größte Jäger der wilden Schweine. 3) ein Reisegefährte des Aeneas. 4) König von Argos und Sohn der Hypermnestra und des Lynceus; er war der Vater des Prötes und der Acrise, und Großvater des Perseus. 5) einer der vornehmsten Griechen, die in der Nacht, als Troja erobert wurde, um's Leben gekommen sind.

Abaujvar, eine Gespanschaft (Comitat) des Königreichs Ungarn, gränzt im N. an die saroscher, im O. und S. an die zempliner, im W. an die borsoder, tornaer und zipser Gespanschaft, hat 52 □Meilen, und 137.700 meist katholische Einw., jedoch auch einige Lutheraner, Reformirte, Griechen und Juden. Die Gespanschaft enthält eine königl. Freistadt, (Kaschau), 10 Marktflecken, 227 Dörfer, 40 Praedien: 3 Orte sind bloß von Deutschen, 75 von Slawaken, die übrigen von Magyaren oder Ungarn bewohnt. Die ganze Gespanschaft wird von Abdachungen der Karpathen bedeckt; die Berge Szoreskó und Feketehegy sind die vorzüglichsten. Die Hernath, welche die Korissa und Bodra aufnimmt, bewässert das Land, und ergießt sich in die der Donau zuströmende Theiß. Man baut hier Getreide, Wein, Obst, Holz, Gemüse, Hanf, Taback, und hat ansehnliche Viehzucht, etwas Bergbau und einige Sauerbrunnen. Die Gespanschaft wird in 5 Bezirke eingetheilt.

Abauzit (Firmin) ein Schweizer, Gelehrter, Zeitgenosse und Freund von J. J. Rousseau, 1695 geboren, war Bibliothekar der Stadt Genf, gab 1730 die Geschichte der Stadt und Republik Genf, ein, allen Gelehrten schätzbares Werk, in Druck. † 1767.

Abbadon nennt Johannes in der Apocalypsis den Geist der Finsterniß, den allgemeinen Weltverheerer und Verderber.

Abbassa die Weise, Schwester des großen Califen Aaron al Raschid. Sie war Schriftstellerin und Dichterin, hatte so großen Verstand

daß man sie noch in ihrem Leben die orientalische Saba nannte. Sie wurde von ihrem Bruder an den Giaffar unter dem Beding vermählt, daß sie keine Kinder zeugen sollten; allein sie gebar heimlich einen Sohn, den sie in Mekka erziehen ließ; hierdurch fiel sie in die Ungnade ihres Bruders, der sie ins Elend verwies.

Abbé, der Standestitel katholischer Geistlichen in Frankreich, die kein Amt zu versehen haben, auch derjenigen, welche nur die 4 kleinern Weihungen erhielten.

Abbeville, (19 29′ 40″ L., 50 7′ 4″ Br.), Stadt im französischen Departement der Somme, und Hauptort eines gleichnamigen Bezirks. Sie ist gut befestigt und liegt an der Somme, hat 5 Thore, 60 Brücken, 4 Plätze, 14 Kirchen, 3.641 Häuser und 17.920 Einw. Die Stadt hat ein Handelsgericht, mehrere Fabriken in Kalmuk, Plüsch, Leinwand 2c.

Abbilden heißt in der Sprache der bildenden Künste, Gegenstände, so wie die Form, die Farbe und der Ausdruck derselben in das Auge fallen, in nachahmender Aehnlichkeit treu darstellen. In so weit ist die Kunst ein Gegenstand des Lernens, und wird als Zweck aufgefaßt. Eine solche Abbildung ist noch kein Werk der schönen Kunst, es sey denn, daß die Natur selbst dichterisch vorgearbeitet hat. Wie der Dichter die Bedeutung der Sylben, die Lehre vom Rhythmus und Gleichklang u. s. w. erlernen muß, so hat der Künstler dieselbe Pflicht auf sich; allein er gebraucht alle diese Vorarbeiten nur als Mittel, um seinen schöpferischen Ideen Gestalt und Bildung zu gewähren.

Abbiß ist ein Zeichen, woran der Jäger erkennt, daß ein Hirsch in der Gegend steht, indem die Hirsche auf den Schlägen die Sommerlatten so abbeißen, als wenn es mit dem Messer geschehen wäre; was das Thier oder anderes Wild nicht thut.

Abbrechen heißt 1) in der Manövrirkunst diejenige Bewegung, welche aus einer großen Fronte eine kleinere bildet, und dadurch eine größere Tiefe hervorbringt. Die an der Spitze bleibende Abtheilung behält dabei immer ihre vorige Richtung, und die andern ziehen sich hinter solche. Man kann von beiden Flügeln und aus der Mitte abbrechen. 2) Abbrechen (die Ladung) nennt man in der Artillerie eine Ladung vermindern, damit das Geschoß gerade die Entfernung erreicht, welche man wünscht. 3) Abbrechen (das Lager) wird die Wegnahme der Zelten oder Hütten, und der dazu gehörigen Geräthschaften genannt.

Abbt (Thomas), geb. 1738, † 1766 als Hof-, Regierungs- und Consistorialrath zu Bückeburg. Früh entwickelten sich Abbts geistige Fähigkeiten. 1756 bezog er die Universität Halle. Baumgarten nahm ihn hier mit väterlichem Wohlwollen auf. Anfangs wollte Abbt Theologie studiren, allein er vertauschte sie bald mit Philosophie und Mathematik. 1760 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. O. Der siebenjährige Krieg veranlaßte die Abhandlung: Vom Tode für's Vaterland. Er erwarb sich die Freundschaft von beiden Eulern, Mendelsohn und Nicolai in Berlin. 1761 ging er als Professor der Mathematik nach Rinteln. Das akademische Leben begann jetzt ihm zu mißfallen; er wünschte in das bürgerliche Leben zurückzukehren, und widmete seine Muße dem Studium der Rechte. 1763 machte er eine Reise durch das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich. Jetzt erschien das Werk: Vom Verdienst, das seinen Ruhm begründete, und ihm die Freundschaft des Grafen von Schaumburg-Lippe, und die Stelle in Bückeburg erwarb, auf welcher er sein Leben endete. Seine Schriften zeichneten sich zu ihrer Zeit aus.

Abdachung, Dossirung, Böschung, ist die Neigung der Seitenflächen gegen die Grundflächen bei jedem in der Feld- oder beständigen Kriegsbaukunst erbautem Werke, ohne welche keine Haltbarkeit Statt finden würde; selbst Werke, von Stein erbaut, (Festungsmauern) erhalten der mehreren Festigkeit halber eine Abdachung. Drückt man die Breite der Abdachung im Grundrisse aus, so heißt diese die Anlage der Abdachung.

Abdampfen, Evaporatio, ist eine chemische Arbeit, mittelst welcher man flüchtige und meistens flüssige Theile der Körper durch hinlängliche Wärme in die Luft treibt. Die gewöhnlichsten Abdampfungen betreffen die Salzauflösungen, denen man das überflüssige Wasser nimmt, um sie in Krystallen anschießen zu lassen.

Abdera, Ruine der ehemaligen Hellenenstadt gleichen Namens, in der Gegend des heutigen Jenidsche Karasu, am Karasuflusse, im Sandschak Galiboli des europäisch-osmanischen Reichs. Im Alterthum war Abdera als der Sitz aller Thorheiten und Albernheiten berüchtigt.

Abdication, Abdankung, Entsagung, Niederlegung (erzwungene oder freiwillige) einer Würde, gewöhnlich der Regierung. Jene findet man am häufigsten in den Staaten unbeschränkter Beherrscher. Die Geschichte der römischen Imperatoren, Rußlands und des türkischen Reichs ist voll davon. Freiwillige Abdicationen waren jene des Kaisers Diocletian (305), Kaisers Carl V. (1556), der Königin Christina von Schweden (1654), der Könige von Spanien Carl I. (1556), Philipp V. (1724), Carl IV. (1808), der Könige von Sardinien Amadäus I. (1440), Victor Amadäus II. (1730) und freiwillig war endlich die verhängnißvolle Abdication des letzten deutschen Kaisers Franz II. (1806).

Abdrücke, Spurensteine, Typolithi, von Pflanzen und Thieren. Sie entstehen, wenn feste vegetabilische oder animalische Körper lange in einer Erde liegen, die sie allmählig versteinert. Dann werden sie endlich von der in der Erde befindlichen versteinerten Materie so durchdrungen, daß man sie selbst versteinert nennen kann. Abdrücke, Pasten von geschnittenen Steinen. Man verfertigt sie, um die Kenntniß antiker geschnittener Steine, die für die alte Litteratur nöthig ist, mehr zu verbreiten, da die Originale selten und theuer sind.

Abel, Adams zweiter Sohn, und Cains jüngerer Bruder. Dieser widmete sich dem Ackerbau, jener der Viehzucht. Beide opferten dem Herrn, Cain die Erstlinge seiner Früchte, Abel die seiner Heerden. Diese wurden von Gott genehmigt, jene verworfen. Aus Neid erschlug nun Cain seinen Bruder, und so ward die Erde zum ersten Mal vom Morde befleckt. Verschiedene Kirchenväter sind der Meinung gewesen, Abel sey unverheligt gestorben; daher in Afrika, unter Arkadius und Honorius, die Sekte der Abeliten oder Abeloniten entstanden, welche die Ehe verwarfen. Christus selbst nennet Abel den Gerechten, und die Kirche stellt dessen Opfer als das Muster eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers auf.

Abeliten, auch Abelianen oder Abeloniten, eine christliche Sekte, die, um die Erbsünde nicht durch Kinderzeugen weiter zu verbreiten, sich der Ehe enthielten, dafür aber fremde Kinder annahmen, und sie nach ihren Grundsätzen erzogen.

Abellinum, eine Stadt am Flusse Sabatey, im Lande der Hirpiner in Italien, eine römische Kolonie, jetzt Avellino genannt.

Abellio, ein Abgott der alten Gallier, der soviel als Apollo oder Sonne hieß.

Abellionte oder Abuillona, griechisch Apollonia, hohe Insel und Stadt im Norden des 12 englische Meilen langen und 3—4 Meilen

breiten Sees gleichen Namens in Anadoli in Asien, der Boote trägt, die durch den breiten Fluß Lubat und Rhomburus in das Marmormeer und Constantinopel gehen, und dahin Essig und Seide bringen.

Abelona, großes Dorf in der neograder Gespanschaft in Ungarn, mit lutherischen Einwohnern.

Abenberg, (auch Klein-Amberg genannt), Stadt im Rezatkreise des Königreichs Baiern, zum Landgerichte Monheim gehörig, mit 1 Schlosse, 1 Kirche, 1 Armenhause, 140 Häusern und 800 Einw. Es werden hier und in der Umgegend Nadeln und schwarze Spitzen fabrizirt.

Abend, Abendgegend, Westen, Occident, ist diejenige Himmelsgegend, an welcher die Gestirne untergehen. Wenn man das Gesicht nach Mittag kehrt, hat man Abend zur Rechten.

Abenddämmerung ist die Zeit vom Untergang der Sonne, bis sie den 18ten Grad der Tiefe unter dem Horizont erreicht hat, wo es dann völlig dunkel wird.

Abendland, Hesperien, ein Name, womit die Griechen das heutige Spanien belegten.

Abendmahl, ein Sakrament der Kirche, und ein von Christus kurz vor seinem Tode eingesetzter gottesdienstlicher Gebrauch, dessen feierliche Begehung in der Kirche noch nie aufgehört hat, wenn gleich die Lehre darüber in der Zeitfolge bei andern Confessionen Veränderungen erlitt. So nimmt z. B. die katholische Kirche die Satzung Christi „dies ist mein Leib u. s. w. in ihrem wörtlichen Sinne, nach welchem das Brod und der Wein sich wirklich verwandelt in den Leib und das Blut Christi, und fußet sich dabei auf die Ueberlieferung: daß diese Worte nie anders gemeint gewesen, daß dies ihre Lehre und ihr Glaube zu allen Zeiten gewesen, und daß man eben diese Lehre bei den mehresten jener Kirchen findet, die sich längst von ihr getrennt haben. Die evangelische Kirche stellt dagegen diese physische Verwandlung des Brodes und Weins völlig in Abrede, und lehrt, daß durch deren Genuß der Leib und das Blut Christi auf eine geheimnißvolle Weise den Communikanten mitgetheilt, und zur Befestigung ihres Glaubens und Vergebung ihrer Sünden unter der Bedingung der Besserung genossen werde. Die reformirte Kirche betrachtet endlich mit den Armenianern, Wiedertäufern und Socinianern die ganze Abendmahlsfeier als symbolisch, und braucht daher statt der Worte „dies ist" dies bedeutet meinen Leib, mein Blut, indem sie in Brod und Wein bloß sinnliche Erinnerungsmittel an Jesum und dessen hohe Verdienste um die sittliche Bildung des Menschen sieht.

Abendpfauenauge, Nachtpfauenauge, Weidenschwärmer (Sphinx legitima occellata), ein Dämmerungsfalter von ansehnlicher Größe und schöner Zeichnung. Die Raupe sieht sich bläulich-grün an, ist weiß gestreift, lebt auf Espen, Weiden- und Aepfelbäumen, und verwandelt sich, ohne eine künstliche Hülle für ihre Puppe zu bereiten, in der Erde.

Abendpunkt, der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an derjenigen Seite des Himmels, an welcher die Gestirne untergehen. Er ist einer der 4 Haupt- oder Cardinalpunkte, durch welche im Horizonte die 4 Hauptgegenden bestimmt werden. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 21. September, wenn die Sonne im Aequator steht, geht sie in dem wahren Abendpunkte unter; an allen übrigen Tagen weichen die Punkte des Horizonts von dem wahren Abendpunkte ab, und zwar im Sommer weiter gegen Mitternacht, im Winter weiter gegen Mittag.

Abendröthe heißt die prächtige Erscheinung am westlichen Himmel, wo die letzten Strahlen der untergehenden Sonne sich in einen purpurnen

und vielfarbigen Glanz verlieren, und dem Auge einen entzückenden Anblick gewähren.

Abendrothscher See, nicht schiffbarer See beim Flecken Buckow im lebusischen Kreise des brandenburgischen Regierungsbezirks Potsdam, der durch ein Fließ mit dem Scharmützelsee zusammenhängt.

Abendschicht oder Nachtschicht, heißt die Arbeit, welche beim Schmelzen von Abends 5 Uhr bis Morgens 5 Uhr geschieht.

Abendstern, Hesperus, heißt die Venus, wenn sie des Abends nach Sonnenuntergang gesehen wird.

Abenduhr heißt eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Abend gerichteten Fläche beschrieben ist. Sie zeigt daher nur die Nachmittagsstunden von 1 Uhr bis zum Untergang der Sonne.

Abendvogel, Sphinx, (siehe Dämmerungsfalter.)

Abendwind, Westwind, Zephyrus, nennt man den Wind, welcher aus dem wahren Abendpunkte her webet.

Abendwolf, die gemeine Hyäne, ist ein boshaftes, zorniges, beißiges, räuberisches und gefräßiges Geschöpf. Ihre Länge steigt auf 3 Fuß und drüber; sie hat ziemlich hohe Beine, einen buschigen Schwanz, und ein borstenartiges Haar, welches sich auf dem Rücken zu einer Mähne verlängert, die das Thier im Zorne sträubt. Die Grundfarbe des Felles ist schmutzig weißgrau mit abwärts laufenden schwarzbraunen Streifen. Zwischen dem After und dem Schwanze befindet sich eine Oeffnung, aus welcher eine stinkende schmierige Materie abgesondert wird. Das Vaterland dieses Thieres sind die wärmern Länder Asiens und fast ganz Afrika. Es geht des Abends und Nachts seinen Geschäften nach, daher es Abendwolf genannt wird. Seine Stimme ist ein Mittelton zwischen Brummen und Bellen, sein Gebiß furchtbar, und seine Stärke sehr groß. An Gefräßigkeit und Raubgier giebt die Hyäne dem nordischen Wolfe nichts nach. Sie raubt größere und kleinere Thiere, und thut den Heerden erstaunlichen Schaden, scharrt auch Leichen aus (daher der Name Grabthier), und fällt im Hunger Menschen an.

Aben Esra (Abraham) einer der berühmtesten, gelehrtesten Lehrer der Juden, im 12ten Jahrh. zu Toledo geboren. Schon in früher Jugend trieb ihn sein Geist zu den Studien, und seine Wißbegier zu der Erlernung fast aller in jenem Zeitalter blühenden Wissenschaften, Dichtkunst, Philosophie, Stern- und Arzneikunde, biblischer Exegetik u. s. w., in denen er sich zu einer unermeßlichen Höhe empor schwang. Sein ausgezeichnetstes Werk, worin er zugleich die ganze Fülle seiner Kenntnisse niederlegte, und das ihm die Hochschätzung der Nachwelt erworben, ist: Auslegung des ganzen alten Testaments, welche die gelehrten Philologen Bomberg und Burtorf in ihre hebräischen Bibeln aufgenommen haben. Aeußerst selten sind seine Erläuterungen zum Talmud, so wie sein Werk Jesud-Mora, welches eine Aufmunterung zum Studium des Talmuds ist. Auch wird diesem großen Gelehrten, den seine Zeitgenossen allgemein mit den Titeln des Weisen und des Bewunderungswürdigen begrüßten, die Eintheilung des Himmels in 12 Theile zugeschrieben. Die meiste Zeit seines Lebens brachte Aben-Esra auf Reisen zu. Er starb auf der Insel Rhodos im 76ten Jahre seines Alters.

Abensberg, (29° 32′ L. 48° 48′ 20″ Br.) Stadt und Sitz des gleichnamigen Landgerichts im Regenkreise des Königreichs Baiern, an der Abens. Die Stadt ist mit Mauern und 40 Thürmen umgeben, hat 3 Thore, ein Schloß, 2 Kirchen, 1 Hospital, 231 Häuser und 1,054 Einw. Bei der Stadt ist ein Wildbad, und in ihren Gegenden finden sich zuweilen römische Alterthümer. Hier war vordem die Residenz der Grafen von Abensberg und Babo, auch wurde hier der baierische Geschichtschreiber Thurnmeyer, auch Aventinus genannt, geboren. 1809 den 20sten April fiel hier eine Schlacht zwischen den

Oesterreichern und Franzosen vor. Die Erstern, 60.000 Mann stark, unter dem Herzog Ludwig und dem General Hiller, wurden von Napoleon, welcher 2 Divisionen franz. Truppen, nebst den Baiern und Würtembergern ihnen entgegenzustellen hatte, geschlagen; ihr Verlust bestand in 12 Kanonen und 13.000 Mann. Diese Schlacht war das Vorspiel zur Schlacht bei Eckmühl, den 22. April. Das Landgericht Abensberg hat 8 □Meilen, 15.330 Einw. in 2 Städten, 3 Marktflecken, 361 Dörfern und Weilern.

Abenteuerlich nennt man das unnatürlich Große, das falsche Wunderbare, das seltsam Thörichte, das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, das auf ein Gerathewohl Unternommene. In den alten Ritterbüchern finden wir das Abenteuerliche zuerst. Nach der Art, wie es dort erzählt wird, unterscheiden wir ein **zwiefaches Abenteuerliche**; das Eine passet auf wahre, romantisch ausgeschmückte, Begebenheiten; das Andere wird auf fabelhafte Dichtungen, voll ungeheurer Ereignisse, angewandt, die oft das Wahrscheinliche, oft sogar das Mögliche übersteigen. Im Felde dieser Uebertreibungen aber fühlten die Dichter dieser Art ihren Wirkungskreis zu beschränkt, sie gingen nun in's **Wunderbare** über, und ließen ihre Helden Abenteuer bestehen, welche zu glauben der gesunde Verstand erröthet. Was aber den alten Ritterbüchern, so wie der Ritterzeit, einen eigenen Karakter gab, war die Galanterie, verbunden mit dem Fehdegeiste. Pflicht foderte auf zum Schutz des schönen Geschlechts, Liebe war der Preis der Tapferkeit. **Liebesabenteuer** nennt man daher mit Recht die Thaten, zu denen der Ritter für die Dame seiner Gedanken auszog. Hiedurch zeigt sich uns das Abenteuerliche wieder in anderer Gestalt: als glücksritterliches Wagen in Beziehung auf Liebe. Diese verschiedenen Arten des Abenteuerlichen lassen sich daher auf ein Einziges zurückführen, welches wir das **fehlerhafte Romantische, wie es sich in den Ritterbüchern findet**, nennen möchten. Das **Abenteuerliche, frei und mit Bewußtseyn als abenteuerlich behandelt**, erweckt in uns jenes eigene Vergnügen, welches das Romantische gewährt, und nur in dieser Gestalt eignet es sich zum Stoff der schönen Künste.

Abeo und **Adeo**, zwei heidnische Götter, die man für die Beschützer der Reisenden hielt.

Aberavon, Hüttenort an der Mündung des Avon mit 330 Einw., einem kleinen Hafen, Eisenhütten und Kalkbrennereien in der Grafschaft Clamorgan in Wales in England.

Aberbrothik, Seestadt in der mittelschottischen Grafschaft Forfar an der Mündung des Flusses Brothik mit 2 Kirchen, 5 Bethäusern der Dissenters, 1 Stadthaus und 8.150 Einw. Sie hat Segeltuchwebereien, Schiffbau und Gerbereien. Der Hafen ist klein, aber sicher, und wird durch eine Batterie von 6 Stück 12pfündern gedeckt. In der 1178 zur Ehre des heiligen Thomas von Beket gebauten Abtei liegt ihr Stifter König Wilhelm begraben.

Aberconway oder **Conway**, Flecken in Caernarvonshion im englischen Fürstenthum Wales, an der Mündung des Flusses Conway, mit einem guten Hafen und 1.100 Einwohnern.

Aberdeen, Hauptstadt der gleichnamigen Shire (Provinz, Grafschaft,) in Mittel-Schottland, an der Mündung des Deeflusses, über welchen hier eine schöne Brücke von 132 Fuß, aus einem einzigen Bogen bestehend, führt. Die Stadt hat 4 Kirchen und 18 Kapellen für Methodisten, Quäcker, Anabaptisten und Dissenters; sie hat ein Stadthaus, ein Hospital, ein Irrenhaus und ein Zuchthaus, eine Kaserne für 550 Mann, und zählt 3.000 Häuser mit 21.700 Einw. Auch ist hier eine Universität und Bibliothek. Die Stadt hat einen bequemen und sichern Hafen, mancherlei Fabriken, und macht bedeutende Handelsgeschäfte. — Die Shire Aberdeen ist eine Seeprovinz am deutschen Meere, enthält 88 □M., 135.000 Einw., und wird in 4 Distrikte eingetheilt.

Abergely, Seehafen mit 1.950 Einw. und einem bekannten Seebade in der Grafschaft Denbigh in Nord-Wales.

Aberglaslin, eine Brücke in Nord-Wales zwischen zwei Felsen, wovon der eine in der Graffch. Marioneth, und der andere in Carnarvon steht.

Aberglaube, soviel als Afterglaube, ist jeder falsche Glaube, sowohl im religiösen als im allgemeinen Sinne. Unermeßlich ist sein Reich bei den verschiedenen Völkerschaften des Erdballs, und nicht leicht giebt's eine gefährlichere Klippe für die Sittlichkeit und Wohlfahrt der Menschen.

Aberli (Joh. Ludw.), geb. 1723 zu Winterthur, ein vorzüglicher Landschaftsmaler. Seine kolorirten Zeichnungen erwarben ihm einen großen Ruhm, und fanden viele Nachahmer, von denen aber Wenige ihn erreicht, und Keiner übertroffen hat. Er starb 1786.

Aberna, die Göttin der Reisenden bei den Römern.

Abernethy, Marktflecken am Tayfluß mit 1.660 Einwohnern in der Grafschaft Perth in Mittelschottland. Man hält diesen Ort für die Hauptstadt der alten Pikten.

Aberraute, Stabwurzelbeifuß, eine Pflanze der 19 Kl., strauchartiges Gewächs, welches im August mit kleinen gelben Blumen blüht. Der Stengel ist aufrecht, holzig, röthlich, und bis an die Spitze mit aufgerichteten Aesten, und häufigen grünen Blättern besetzt, die sich in viele kurze, schmale, gleichbreite Blättchen theilen, und eine weißgrüne Farbe besitzen. Man sammelt das ganze Kraut, vorzüglich die obersten Spitzen, ein, welche einen sehr durchdringenden gewürzhaften Geruch und einen bittern aromatischen Geschmack haben. Durch Destillation erhält man daraus ein ätherisches Oel. Die Pflanze wächst in Frankreich und Italien wild; bei uns wird sie häufig in Gärten angetroffen, und perennirt.

Abersee, ein Landsee im Lande ob der Ens in Nieder-Oesterreich; er ist fischreich, und liefert viele und gute Forellen.

Abertann, ein königl. freier Bergflecken im Ellbogner Kreise des Königreichs Böhmen mit 132 Häusern und 500 Einwohnern, hat Bergbau auf Silber, Zinn und Kobalt.

Aberwitz ist entweder falsches, mangelhaftes, oder übertriebenes Wissen. Die Hauptbedeutung dieses Worts ist zwar falsches, aber eingebildetes höheres Wissen bei Mangel an Beurtheilungskraft. Aberwitz ist, dem Witze gegenübergestellt, eine bis zum Unsinn übertriebene Abart des Witzes.

Abfahrtsflagge nennt der Schiffer diejenige Flagge, welche auf das Hintertheil des Schiffes gesteckt wird, damit das Schiffsvolk, welches auf dem Lande sich aufhält, sich auf das Schiff begebe.

Abfall. Empörung. Abfall wird nur von einem Theile des ganzen Staatskörpers, von einer oder einigen Provinzen, gesagt. Empörung ist überhaupt die gewaltsame Aufhebung des bürgerlichen Vereins mit dem Oberhaupte des Staats. Man kann ohne Unterschied sagen: Die Niederländer haben sich gegen Philipp II., König von Spanien, empört, und: sie sind von ihm abgefallen. Von den Franzosen kann man aber nur sagen: sie haben sich gegen Ludwig XVI. empört, nicht aber: sie sind von ihm abgefallen.

Abfaltern, Dorf im Pusterthaler Kreise in Tyrol, liegt an der Donau, und ist des dabei bestehenden Bades halber bekannt.

Abfeuern sagt man von jeder Feuerwaffe, wenn die darin befindliche Ladung entzündet, und die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht wird.

Abführen, 1) etwas von einem Ort zum andern bringen, z. B. einen Transport Gefangener, eine Wagenkolonne rc. 2) Abführen heißt auch den Namen eines Offiziers oder Soldaten, der auf irgend eine Art das Korps verläßt, aus der Namen-Liste weglassen.

Abgaben. Durch dieses Wort bezeichnet man Alles das, was die Bürger eines Staates zur Deckung des Staatsaufwandes aus ihrem Vermögen beitragen müssen. Jede Gesellschaft, folglich auch die Staatsgesellschaft, bedarf zu ihrem Bestehen eines Kostenaufwandes; daher sind die Abgaben weiter nichts, als billige Leistungen, die sich jedes Mitglied derselben muß gefallen lassen, um jenen Zweck zu erreichen. Alle Staatsabgaben können einzig aus dem reinen Einkommen der Nation hergenommen werden; dieses hat drei Urquellen: Grundeigenthum, das seinem Besitzer gewisse Einkünfte liefert, Capital, das ihm Zinsen abwirft, und Arbeit, welche Lohn gewährt. In dieser Rücksicht kann es auch nur drei Hauptklassen von Abgaben geben, nämlich: Grundsteuern, Capitalsteuern und Arbeits- oder Gewerbsteuern.

Abgangsloch, Unterloch in Bienenkörben oder Bienenstöcken, ist ganz nahe am Boden angebracht, und ist dazu da, daß die Bienen durch dasselbe leicht den Unrath und die todten Bienen aus dem Stock abführen können. Am besten ist es aber, wenn das Flugloch zugleich als Abgangsloch dienen kann, weil die Bienen, besonders schwache Schwärme, die Raubbienen besser abhalten, und sich selbst besser erwärmen können. Haben die Stöcke neben dem Flugloche noch ein besonderes Abgangsloch, so darf das letzte in der Kälte dann nicht geöffnet werden, wenn Raubbienen zu vermuthen sind.

Abgeflacht, abgeplattet, nennt man eine Kugel, wenn ihre Axe kürzer ist, als ihr Diameter. Die Bildung einer solchen Kugel kann man sich denken, wenn eine Ellipse sich um ihre zweite Axe dreht. Die Abflachung der Erde gehört hieher, welche Newton an den Polen muthmaßte, und die Messungen unter dem Aequator und in Lappland bestätigten.

Abgötterei ist die Verehrung eines Wesens, das nicht Gott ist. Die Geschichte lehrt uns, daß der Mensch zur reinen Idee eines höchsten Wesens ohne höhere Leitung, deren sich die Hebräer und Christen rühmen können, nur spät gelangt, und daß Eigennutz, Furcht vor den Uebeln dieses Lebens und das Verlangen nach besseren Ereignissen der Abgötterei ihr Daseyn gaben. Unbekannt mit den natürlichen Ursachen der Dinge, und zu träge, sich in tiefere Untersuchungen einzulassen, schuf sich der Mensch in seiner Einbildungskraft für jede Welt- und Naturbegebenheit eine Gottheit, der er die Leitung derselben überließ; er verehrte Bäume, Steine, Quellen, Gestirne u. dgl., und legte ihnen auch bald Menschengestalt, menschliche Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften bei.

Abgottsschlange (Boa constrictor) oder Königsschlange, zeichnet sich durch 2 Klauen am After aus, ist 40 Fuß lang, und sehr dick; ihre Farbe ist gelblich oder braun gefleckt; sie bewohnt Ostindien und Afrika, lebt auf Bäumen und auf der Erde, wo sie Hirsche und andere Thiere überfällt, ihnen das Blut aussaugt, ihre Gliedmaßen zerdrückt, alsdann den ganzen Körper mit Geifer überzieht, und ihn so ganz herunterwürgt.

Abguß ist die Form irgend eines Werks der bildenden Kunst, welche durch Uebergießung oder Ueberziehung desselben mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel oder Gips erhalten wird. In diese Form kann nun wieder gegossen und so das überformte Werk vervielfältigt werden. Nur halb erhabene Gegenstände oder Bilder können ganz, Körper aber nicht auf einmal abgeformt werden; sondern man muß es theilweise thun, und die Form dann wieder zusammensetzen. In letzterm Falle erhält das abgeformte Werk, da wo die Theile der Form zusammenstoßen, Nähte, welche dann verschnitten und polirt werden, wodurch aber Etwas von der Schärfe und Genauigkeit des Werks verloren geht.

Abia, eine Stadt in Messenien, vom Homer Ire genannt. Agamemnon versprach sie nebst Andern dem Achill zur Mitgabe, wenn er eine seiner Töchter zur Gattin nehmen wollte. Den nachherigen Namen bekam sie von der Abia,

der Amme des Heracliden Hyllus, welcher dem Hercules hier einen Tempel erbauete. Aus Dankbarkeit nannte sein Enkel Cresphontes die Stadt nach ihrem Namen. Sie stand noch zu Pausanias Zeiten, und lag 2 geographische Meilen ostwärts von Pherä, dem heutigen Caramata in der Landschaft Belvedere.

Abikschan-See, ein großer Landsee im Kreise Omsk der russisch-asiatischen Statthalterschaft Tobolsk.

Abingdon, Flecken am Zusammenflusse der Och und Themse, in der Grafschaft Berks in England, hat 2 Kirchen und 4.300 Einw.

Abintestato heißt bei den Rechtsgelehrten eine Nachlassenschaft als natürlicher Erbe antreten, wenn darüber durch keine letzte Willensmeinung verfügt ist.

Abinzen, oder wie sie sich selbst nennen, Abalus, d. i. Väter, ein tatarisches Volk im russischen Gouvernement Kolywan. Die Wohnplätze sind auf dem Gebirge an der Kondroma, Mrasa und dem oberen Tom, südlich von der Stadt Kusnezk.

Abiponer, Meponer, Völkerschaft in Paraguay am Fluß Parana, größtentheils frei; nur ein Theil hat sich den Spaniern unterworfen, und das Christenthum angenommen, in dem Orte Garzas 28½° B.; die übrigen sind ohne Christenthum und Civilisirung.

Abirrung des Lichts nennt man die aus der Bewegung der Erde entspringende, scheinbare Ortsveränderung aller Himmelskörper. Es stoßen nämlich das Auge des Beobachters und der Lichtstrahl zusammen; da nun der Beobachter von seiner eignen Bewegung (jener der Erde) nichts bemerkt, so legt er dieselbe dem Lichte in entgegengesetzter Richtung bei z. B. wenn man auf einer Fähre ganz sanft dahin fährt, und es dann scheint, als wenn die Gegenstände am Ufer bei uns vorbeiliefen, und wir still ständen.

Abitibbe-See, ein großer Landsee in der brittisch-nordamerikanischen Provinz Unter-Canada.

Abkämmen (die Brustwehre) nennt man in der Lehre vom Festungskriege, eine Brustwehre dergestalt durch Kanonenschüsse zerstören, daß solche dem Belagerten keinen Schutz mehr gewährt, und so leicht nicht wieder hergestellt werden kann.

Abklärung ist die Befreiung einer trüben Flüssigkeit von dem sie trübenden, hefigen Stoffe. Man muß davon die Scheidung mittelst des Filters mechanisch anhangender, trübender Theile gehörig unterscheiden. Abklärung ist auf chemische Thätigkeit berechnet; sie geschieht durch Zusatz eines Körpers, welcher das Trübe in sich aufnimmt, und die Flüssigkeit davon befreit, entweder indem er es während dem Kochen zum Gerinnen bringt (Abklärung durch Blut oder Eiweiß), oder schon in der Kälte durch längere Einwirkung niederschlägt (Abklärung des Weines durch Hausenblase).

Abklopfen bedeutet bei den Buchdruckern den fertig gesetzten Bogen ohne Behuf der Presse zur Correktur befördern; man legt einen angefeuchteten Bogen auf den Satz, und schlägt ihn mit der Bürste ab.

Abknisterung, Dekrepitation, wird das geräuschvolle Zerspringen einiger Salze in der Hitze genannt, die nicht Krystallenwasser genug haben, um in Hitze zu zerfließen, sondern deren Krystallenwasser durch die Hitze sogleich in Dunst verwandelt wird. Als Beispiel kann Kochsalz, auch Schwerfalz gelten.

Abkochung ist diejenige Operation, durch welche ein fester Körper einer siedenden Flüssigkeit ausgesetzt wird, welche daraus eine partielle Auflösung macht. Man wendet die Abkochung häufig bei Speisebereitung an; eben so in der Medizin, wo Wurzeln, Kräuter rc. abgekocht werden; auch in der Färberei, wo allerhand Farbebrühen durch Kochen aus Farbematerialien ausgezogen werden.

Abkühlen (ein Geschütz) heißt, solches, nachdem es durch öfteres Abfeuern ganz heiß geworden, im Innern mit Wasser anfeuchten, was gewöhnlich durch den Wischer geschieht, nachdem er mehrere Male in Wasser getaucht worden.

Ablactiren, absäugeln, ist eine Art des Pfropfens durch Annäherung, wodurch zwei Bäume zusammen wachsen. Wenn sodann der eine Baum unter dem Orte ihrer Vereinigung abgeschnitten wird, so führen die Wurzeln den beiden obern Theilen des andern Nahrung zu.

Ablassen. Abstehen. Ablassen bedeutet bloß, daß wir die Fortsetzung eines Unternehmens unterlassen. Abstehen enthält aber noch den Nebenbegriff, daß wir ein Recht dazu zu haben glauben; daher führt es auch den Begriff einer mehrern Freiwilligkeit mit sich. Wenn man bei einem Entwurfe gar zu viele Schwierigkeiten findet; so ist man oft genöthigt, davon abzulassen. Wenn unsre Freunde uns zureden, ein Recht nicht weiter zu suchen: so stehen wir davon ab.

Ablassen (den Graben einer Festung), das Wasser durch die dazu bestimmten Kanäle und Schleusen ablaufen lassen, damit der Graben trocken werde.

Ablaß ist in der katholischen Kirchendisciplin die Erlassung einiger zur Genugthuung erfoderlichen Bußwerke, folglich auch der Sündenstrafen, zu deren Abbüßung sie dienen sollten. Die katholische Kirche fußet sich dabei vorzüglich auf das, was nach dem 2ten Buche Samuel, 11. 12. 24. 25. Cap. zwischen dem Könige David und den Propheten Nathan und Gad vorgefallen ist. Diese Erlassung wird im Namen, oder wie sich der h. Paulus Cor. II. 10. ausdrückt, in der Person Christi ertheilt. Der Kirchenrath von Trient nennt den Ablaß höchst heilsam für den Christen, und belegt Jene mit dem Banne, die da behaupten, er sey unnütz, oder die der Kirche die Macht, Abläße zu ertheilen, absprechen wollen.

Ablauf heißt 1) im bürgerlichen Rechte der Verlauf des gesetzlichen Termins. 2) In der Baukunst, die Ausbeugung einer Fläche an ihrem obersten Ende. 3) Die Aushölung der Fläche des Saumes gegen den Obersaum bei der Säulenordnung.

Ablegat, ein Geistlicher, der vom Papste in besondern Umständen den Auftrag erhält, gewisse Funktionen eines apostolischen Legaten zu verrichten.

Ablegen oder Absondern heißt 1) Pflanzen und gewisse Thiere, wobei keine Vereinigung Statt findet, vermehren. Den Pflanzen schneidet man Zweige ab, steckt sie in die Erde, wo sie alsdann Wurzeln treiben. Die wenigen Thiere, die sich so vermehren lassen, sind der Regenwurm, die Naide und der Polype. 2) Beim Setzen, die Formen, nach dem Abdruck der bestellten Auflage, auseinander nehmen, und einen Buchstaben nach dem andern wieder in sein gehöriges Fach im Schriftkasten einlegen, um wieder andere Formen damit zu setzen. Ablegen sagt sich 3) von einem Bienenstock, der nicht durch Schwärme, sondern dadurch gewonnen wird, daß man einen großen volkreichen Bienenstock in zwei Hälften theilt.

Ableitungs-Kette, eine metallene Kette vom Blitzableiter bis tief in die Erde, den Blitzstoff in die Erde zu leiten.

Ablieferungsprämie beim Actienspiel, die Prämie, welche der Käufer für die Freiheit giebt, bei der nächsten Abrechnung (Disconto) die Papiere um den bestimmten Preis nehmen, oder nicht nehmen zu können.

Ablösen, heißt den Posten einer Schildwache, oder eines kommandirten Offiziers rc. regelmäßig übernehmen, und sich die Obliegenheiten desselben übergeben lassen.

Ablution, bei den Katholiken der Wein und das Wasser, welches dem Priester nach der Communion über die Finger gegossen wird.

Abmarsch ist die regelmäßige und geschlossene Fortbewegung oder Entfernung einer Truppe von einem Orte nach einem andern.

Abo, finnisch **Tukku**, 39° 58′ 30″ L. 60° 27′ 7″ Br., Kreisstadt des gleichnamigen Kreises in der russischen Statthalterschaft Finnland, vordem Finnlands Hauptstadt, am Aurajokifluß, der hier über 150 Fuß breit ist, und mitten durch die Stadt fließt. Sie hat 120 Straßen, 1 Domkirche, 1 Krankenhaus, 1.100 Häuser und 11.300 Einw., ist der Sitz eines Bischofs und Hofgerichts. Es ist hier eine Bibliothek, Modellsammlung, eine Sternwarte und Universität, lebhafter Handel, vorzüglich mit Fichtenholz und Theer; auch giebt es hier einige Fabriken. An der Mündung des Aurajoki liegt das feste Schloß Abohuus, wobei ein kleiner Hafen. Der Heinrichsbrunnen, die beste Mineralquelle Finnlands, quillt nahe bei der Stadt. 1809 wurde hier der Friede zwischen Rußland und Schweden geschlossen. — Der Kreis Abo hat 574 □M. und 183.700 Einw., welche in 5 Städten und 4.930 Höfen leben.

Abolition, **Abolitio**. Durch diese verordnet die höchste Staatsgewalt die Niederschlagung einer anhängigen Criminaluntersuchung; im Gegensatz der Begnadigung, wodurch die in einem Urtheile gefällte Strafe ganz oder theilweise nachgelassen wird. Sie war bei den Römern legitima, nothwendige, wenn der Ankläger verhindert oder der Angeklagte gestorben war; oder publica, wenn aus besonderer Veranlassung, z. B. bei öffentlichen Freudenfesten oder auch am Osterfeste, welchen Gebrauch wir wahrscheinlich von den Juden erhalten haben, ein Prozeß aufgehoben wurde; oder privata, wenn sie auf die Bitte des Anklägers oder des Angeklagten erfolgte. Eine Art der Abolition ist der sogenannte Generalpardon, Amnestie (S. d. A.).

Abomy (Bomey), Hauptstadt des despotischen Königreichs Dahomy mit einem Residenz-Pallast des Königs (Dada betitelt), dessen Verzierungen aus Menschenschädeln bestehen.

Abonniren, ein Recht, eine Freiheit für einen gewissen Preis und auf gewisse Zeit erhandeln, pachten, oder vorausbezahlen.

Aborigines sind die Ureinwohner eines Landes, zum Unterschied der Colonisten oder Eingewanderten also genannt. Es war ein besonderer Stolz, daß die meisten alten Völker sich für Aborigines hielten, und von keinem andern Volke abstammen wollten. Der lateinische Ausdruck bedeutet so viel, als Leute, die ohne Ursprung sind, oder deren Ursprung und Ankunft in einem Lande sich in die dunkle Vorzeit verliert, und die sich also einbildeten, daß ihre Stammeltern immer da gewohnt hätten, und selbst gar aus dem Schooße des Landes, was sie bewohnten, geboren wären; dieses bezeichnet die wörtliche Erklärung von Autochthones, welches aber später als figürlicher Ausdruck genommen wurde. Andere leiten Aborigines vom Griechischen her, und verstehen darunter Leute, die von Gebirgen auf das flache Land gezogen wären. Nach ihnen sind also die Aborigines in Italien so viel, als Bergbewohner. Die Aborigines bei den Römern sind eins mit den Ausonern, die vom Flusse Liris bis an die sicilische Meerenge wohnten; zu ihnen gehörten die Sabiner, Samniten und Campaner. Evander, ein Pelasger, soll bei ihnen 1422 vor Chr. Religion und geistige Cultur eingeführt, und die Liebe zu Künsten und Wissenschaften bei ihnen belebt haben.

Abpatrouilliren nennt man eine Gegend durch Patrouillen untersuchen, ob sich nichts Feindliches darinnen aufhält.

Abpfählen, ein Ausdruck des Markscheiders, welcher eben das in der Grube (unter der Erde) bedeutet, was Abstecken in der Feldmeßkunst über der Erde bezeichnet.

Abplattung der Erde ist die an den Polen eingedrückte Gestalt derselben. Daß die Schwingungen der Pendel bei gleicher Länge und gleichem Gewicht nahe am Aequator langsamer, als in der Gegend des Pols waren, brachte zuerst die Mathematiker auf die Idee, daß die Erde an den Polen eingedrückt seyn müßte. Um diesen Gegenstand genauer zu erörtern, wurden in mehreren Län-

dern Gradmessungen vorgenommen, d. h. man untersuchte unter verschiedenen Entfernungen vom Aequator die Länge der Breiten-Grade, und fand die bestätigende Abweichung, und zwar so, daß die Grade nahe am Aequator kürzer, als in der Gegend des Pols waren. So fanden die Franzosen Bouguer und Condamine mit dem Spanier Ulloa die Mittelzahl eines Grades in der Gegend von Quito (nahe am Aequator) 56.753 Toisen; der Franzose Maupertuis und der Schwede Celsius aber einen Grad bei Tornea in Lappland 57.422 Toisen. Maupertuis berechnete nun hieraus die Axe der Erde oder den Polardurchmesser auf 6.525.600 Toisen und den Durchmesser des Aequators auf 6.562.480 Toisen. Dies bewies nun die Abplattung der Erde unter den Polen unwidersprechlich, welche überdem durch die Erfahrung mit dem Pendel aufs Neue bestätiget wurde. Man kann also nun mit Sicherheit behaupten, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern ein elliptisches Sphäroid ist. Die Abplattung ist nun auf mehrere Art berechnet worden, von welchen aber die von $1/_{304}$ die wahrscheinlichste ist, d. h. das Verhältniß des Aequatorial-Durchmessers zur Erdaxe ist 304:303. Mehrere ähnliche Messungen und Berechnungen haben nun zwar sehr abweichende Resultate geliefert, welches aber daher zu rühren scheint, daß die sphäroidische Gestalt der Erde dies nicht im mathematischen Sinne ist, sondern Unregelmäßigkeiten hat, welche nur durch fernere wiederholte Messungen bestimmt werden können.

Abprotzen heißt ein Geschütz (Kanone oder Haubitze) von ihrem Vorderwagen (der Protze) abheben, und zum Gebrauch einrichten. Man protzt im Vorgehen ab, wo das Geschütz umgedreht wird, daß die Mündung nach dem Feinde zu steht, und die Protze durch die Geschütze hindurch und wieder hinter solche fährt. Wird im Zurückgehen abgeprotzt, so bleibt das Geschütz in seiner Richtung, und wird nach dem Abheben nur niedergesetzt; die Protze fährt hiebei nur noch einige Schritte gerade aus.

Abraham, der Juden Stammvater und ihr vorzüglichster Patriarch. Von ihm geht der Hauptmoment in der Geschichte des Volkes Israel aus. Abstammend von Sem, Noahs Sohne, in der 8ten Generation, erblickte er zuerst das Tageslicht zu Ur in Caldäa ungefähr 2.000 Jahre vor Chr. Geb. Im Hause seines Vaters Thare hielt er sich unbefleckt von der dort herrschenden Abgötterei, und gehorchte Gottes Weisung, im Lande Canaan sich niederzulassen, indem er seinen Vater, sein Weib und Loth, seinen Neffen mit sich nehmend, zu Haran in Mesopotamien sich ansiedelte. Nach Thare's Tode führte er ein Nomadenleben, theils aus Hingebung in Gottes heiligen Willen, theils auch um die Bedürfnisse seiner zahlreichen Heerden zu befriedigen. Gott hatte Abraham versprochen, daß aus seinem Saamen der Weltheiland sollte geboren werden; er hatte sein Bündniß mit ihm und seinen Nachkommen durch die Beschneidung besiegelt. Das hohe Alter der Sara ließ die Erfüllung dieser Verheißung wirklich bezweifeln, als drei Engel in der Gestalt von Reisenden bei ihnen einkehrten mit der Kunde, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter seyn würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters traf dieses Ereigniß zur bestimmten Zeit wirklich ein, und Sara gebar den Isaak. Als dieser sein 24stes Jahr zurückgelegt hatte, wollte Gott Abrahams Gehorsam aufs Neue auf die Probe stellen; er befahl ihm seinen einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis zauderte nicht, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzstoße und erwartete den Todesstreich, als Gott, durch die Bereitwilligkeit seines Knechts befriedigt, dessen aufgehobenen Arm hemmte. Nach dem Tode von Sara heirathete Abraham Cethura; mit ihr zeugte er noch 6 Kinder, starb alsdann in einem Alter von 175 Jahren, und ward an Sara's

Seite in einer Höhle des Feldes beerdigt, welche er in dieser Absicht von den Söhnen Seths gekauft hatte.

Abraham a sancta Clara, mit seinem Klosternamen so genannt, ward 1647 zu Krähenheimstetten in Schwaben geboren, und hieß Ulrich Megerle. 1662 trat er zu Marienburg in den Augustiner-Orden, studirte zu Wien in seinem dortigen Ordenshause Philosophie und Theologie, wurde dann als Prediger nach Kloster Taxa in Ober-Baiern, und von hier 1699 nach Wien als kaiserlicher Hofprediger versetzt, auf welchem Posten er 1709 starb. Dieser durch seine Originalität zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner zeichnete sich in seinen Predigten durch die seltsamsten Einfälle, durch bizarren und burlesken Witz, und einen hohen Grad von Popularität aus: Eigenschaften, welche ganz in den Geist seiner Zeit paßten, und ihm fleißige und zahlreiche Zuhörer verschafften.

Abrahamiten. So wurde eine gewisse Sekte in Böhmen, bestehend aus unwissenden Landleuten, genannt, welche 1782 im Vertrauen auf Josephs II. Toleranzedikt sich zu jenem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung soll gehabt haben. Aus der ganzen heil. Schrift nahmen sie nur die Lehre vom einigen Gott und das Vater unser an. Die freie Ausübung ihres Cultus ward ihnen nicht gestattet, und der sonst so duldsame Kaiser ließ, freilich wenig folgerecht, diese Verirrten, da sie für jede Bekehrung unempfänglich blieben, (1783) aus Heimath und Eigenthum vertreiben, und sie in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien zerstreuen, die Männer zum Kriegsdienste, und sie nebst ihren Weibern durch militärische Gewalt zum Katholikenthum zwingen. Gleichwohl haben Verschiedene auf ihnen ihr Religionssystem mit dem Tode besiegelt.

Abrahams Schooß. Mit diesem Ausdrucke belegt man in der Lehre von dem Festungskriege diejenigen Höhen in der Umgegend der Festung, von welchen aus man ohne Gefahr getroffen zu werden, den Vorgang der Belagerung beobachten kann.

Abraxas, oder auch **Apraxas**, ist ein mysteriöses Wort, das bei den **Basilidianern**, einem Zweige der **Gnostiker**, sehr hoch geachtet war, und noch jetzt auf vielen Gemmen, die aus Aegypten gebracht worden, gefunden wird. Dieses Wort ist bei ihnen ein Talisman und ein Symbol, wodurch, ihrem Vorgeben nach, Christus, den sie Aeon, oder göttliche Kraft, nennen, viele Wunder gewirkt, und welches er den Menschen als Bannungsmittel gegen alle böse Geister und gegen jegliches Uebel dieser Welt hinterlassen habe. **Basilides**, das Haupt der Basilianer, glaubte in seiner Schwärmerei in dem Worte **Abraxas** die Zahl von 365 Himmeln entdeckt zu haben.

Abrauchen heißt bei der Feuervergoldung das Verfliegen des Quecksilbers von der zu vergoldenden und auf Kohlen erwärmten Arbeit (S. d. A. **Feuer-Vergoldung**).

Abreibebrett ist ein Tisch mit hohem Rande im Laboratorio der Artillerie, auf welchem Pulver und andere Materialien fein gerieben, und gemischt werden.

Abrus, abrus precatorius, gemeine Paternostererbse, ein Sommergewächs im glücklichen Arabien und in Indien, dessen getrocknete, sehr schön zinoberrothe, mit einem schwarzen Fleck bezeichnete Früchte zum Halsschmuck der Frauen dienen.

Abruzzen, 30° 41′ — 32° 45′ O. L. 41° 45′ — 42° 52′ N. B., eine der 4 Hauptprovinzen des Königreichs Neapel, die gegen N. an den Golfo di Venetia, gegen O. an die Provinz Capitanata, gegen S. an die Terra di Lavoro und gegen W. an den Kirchenstaat gränzt. Eine ungeheure Bergkette, die Apenninen, unter welchen der Gran-Sasso, 8.255

Fuß über dem Meeresspiegel hervorragend, besonders merkwürdig ist, durchschneidet dieses vom Trontino, Acerno, Sangro, Pescara und Vibrata, so wie von Neapels größtem Landsee, dem Celano, bewässerte Land. Es wird eingetheilt in die Abruzzo ulteriore I, Abruzzo ulteriore II, und Abruzzo citeriore, und hat auf einer Strecke von 234 □Meilen an die 635.000 Bewohner, deren Sprache für die zierlichste im Königreiche gehalten wird. Unter die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes gehören herrliche Viehheerden, schöne Schaafwolle, Maulesel, Mandeln, Nüsse, Castanien, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Süßholz, Wachs und Hanig, Kalk, Gyps, Marmor und brauchbares Holz, sowohl zu Gebäuden als zum Schiffbau.

Absberg, Marktflecken in Landgerichte Gunzenhausen des königlich-baierschen Rezat-Kreises, mit einem Schlosse, einer katholischen und einer lutherischen Kirche, 120 Häusern und 580 Einwohnern.

Abschätzung, Taxation, ist die Bestimmung des Werths einer Sache. Sie findet Statt, wo man über den Werth einer Sache sich mit Jemand nicht vereinigen kann, z. B. bei Erbvertheilungen, Handelstrennungen, beim Verkauf von Grundstücken u. s. w. Ist der Werth vom Gesetz bestimmt, so hat er vor den andern Arten der Taxation den Vorzug, und die geringste Verkürzung muß Dem, der die Sache erwirbt, ersetzt werden. Hat das Gesetz den Werth nicht bestimmt, so erfolgt die Bestimmung durch Uebereinkunft der Interessenten, entweder von ihnen selbst, oder von ernannten sachverständigen, in Eid und Pflicht genommenen, Taxatoren.

Abschied ist ein schriftliches Dokument, wodurch einem Offizier oder Soldaten bei seiner Entlassung bezeugt wird, wie, und wie lange er gedient hat.

Abschlagen sagt man vom Hirsche und Rehbock, wenn er die rauhe Haut von den Gehörnen, wenn solche wieder vereckt sind, an den Bäumen abstreift.

Abschneiden (einen Truppentheil) heißt demselben die Verbindung mit einem größeren, zu welchem er gehört, versperren, damit er nicht mehr zu selbigem zurückkehren kann, und sich entweder ergeben, oder nach einer andern Seite wenden muß. Dasselbe gilt auch von einer Truppe, die noch nach einer Festung bestimmt ist, oder eine Brücke passiren soll, wenn man sie an Erreichung dieses Zweckes verhindert.

Abschnitt nennt man in der Mathematik einen abgesonderten Theil einer Fläche oder eines Körpers. Abschnitt einer Fläche ist daher derjenige Theil einer Figur, der durch eine gerade Linie von solcher getrennt ist. Körper-Abschnitt ist der Theil des Körpers, welcher durch eine ebene Fläche von solchem abgeschnitten ist. Kreis-Abschnitt ist ein Theil der Zirkelfläche, welcher von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist. Kugel-Abschnitt ist ein Stück der Kugel, welches durch eine ebene, nicht durch den Mittelpunkt gehende, Fläche von solcher abgeschnitten ist.

Abschnitte heißen in der Lehre vom Festungskrieg, und in der Kriegsbaukunst diejenigen Brustwehren, welche man in einem vom Feinde angegriffenen Werke, z. B. einem Bollwerke, dessen Hauptwerke schon ruinirt sind, anlegt, oder schon früher angelegt hat, um sich nach Erstürmung des letztern aufs Neue in solchem halten, und das Werk noch ferner vertheidigen zu können. Man kann mit Recht sagen, daß ohne Abschnitte eine Vertheidigung nicht hartnäckig und pflichtmäßig geführt werden ist. In vielen Festungen sind diese Abschnitte schon zu Friedenszeiten angelegt; in manchen werden solche erst während der Belagerung erbaut.

Abschnitts-Winkel ist derjenige Winkel am Umkreise, der von einer Sehne und einer Berührungslinie (Tangente) gebildet wird.

Abschütten (eine Stückpatrone, Kartusche), etwas von ihrer Ladung ausschütten, um solche zu vermindern.



Abschwenken, ein Ausdruck der Manövrirkunst. Wenn nämlich eine in Linie aufgestellte Truppe in mehrere kleinere Abtheilungen dergestalt bricht, daß die rechten oder linken Flügelleute rechts- oder links-um machen, und die Abtheilungen sich um diese Punkte herumbewegen, und einen Viertelkreis beschreiben. Die Abtheilungen kommen sodann hinter einander, d. i. in Kolonne zu stehen.

Abschwörung ist eine eidliche Betheurung, daß man z. B. eine an uns gemachte Foderung nicht zu leisten schuldig sey, oder eine gewisse That nicht begangen habe. Auch bezeichnet dieses Wort eidliche Entsagung, z. B. Widerruf seiner Meinungen, Lehren, Religion u. s. w., wie sie das Concilium zu Costnitz von Huß verlangte. So mußte man vormals in England dem Prätendenten abschwören, d. h. sich durch einen Eid verbindlich machen, daß man ihm weder eine königliche Gewalt zugestehen, noch einigen Gehorsam leisten wolle.

Abscisse ist bei einer krummen Linie das Stück der Axe oder des Durchmessers, welches zwischen dem Scheitelpunkt derselben und einer Ordinate liegt.

Abscissen-Linie wird eine von willkührlicher Länge gezogene gerade Linie genannt, von deren einem Endpunkte ab die Abscissen genommen werden.

Absetzen, Cassation, ist die Entlassung eines Beamten von seinem Amte mit Anführung der ihm zur Last fallenden Ursache. Der Landesherr kann, vermöge seines Strafrechts aus rechtmäßigen Ursachen Staatsbeamte verabschieden; allein die Entlassung derselben darf nicht willkührlich geschehen; sondern muß durch einen Cassationsprozeß bewirkt werden. Die Absetzung ist von der eigentlichen Entlassung oder Dimission darin unterschieden, daß der Dimittent bei dieser keine Ursache, welche auf die Ehre des Beamten einen nachtheiligen Einfluß haben, anführen darf. Sie kann auch ehrenvoll seyn, wenn der Beamte in eine andere Stelle versetzt wird, oder dem Staate keine Dienste mehr leisten kann oder will. Eine Entlassung, die nur einige Zeit dauert, wird **Suspension** genannt.

Abseus, Sohn des Tartarus und der Erde, und einer der Giganten, die den Himmel stürmten, und von Jupiter in den Abgrund geschleudert wurden.

Absie, Dorf im französischen Departement der beiden Sèvren mit der Mineralquelle Fontaine de Tonneret.

Absis werden in der Sternkunde die beiden Punkte in den Planetenbahnen genannt, wo solche am weitesten von der Sonne oder der Erde entfernt, oder ihr am nächsten sind.

Absod, die Auflösung gewisser Salze. Man braucht sie, um sich über die Haltbarkeit der Farbe wollener Tücher zu überzeugen.

Absolut heißt: für sich bestehend, unbedingt, uneingeschränkt. Das Absolute drückt an und für sich das Vollendete aus.

Absolution, **Lossprechung**, war in der alten christl. Kirche eine gerichtliche Handlung, wodurch die Lehrer unter Anrufung Gottes den Büßenden ihre Vergehungen so wie die Kirchenstrafen öffentlich erließen, und sie in die Gemeine wieder aufnahmen. Im 4. Jahrh. wurde die Privatabsolution in der Kirche gebräuchlicher, und nun bedienten sich die vom Bischofe beorderten Priester bis ins 12. Jahrh. dabei der Absolutionsformel: **Gott oder Christus absolvire dich!** Diese Formel ist noch in der griechischen Kirche üblich, und wird eben so von der katholischen mit dem Zusatze: „**und ich durch seine Macht absolvire dich**“ gebraucht. Die Absolution der Protestanten ist nur eine Zusage der göttlichen Sündenvergebung, und setzt ein allgemeines Sündengeständniß, Reue und Versprechen der Besserung voraus.

Absolutorium, ein Entbindungs-, Ertheilungs-, Erlassungsspruch.

Absonderung, oder Absetzung gewisser Theile, ist ein wichtiges Geschäft organischer Körper. Es befinden sich in demselben eine Menge Gefäße, welche den sich in allen Theilen bewegenden Säften, so zu sagen, auflauern.

und von denselben dasjenige aufnehmen, was sie zum weiteren Verbrauch bearbeiten sollen. Die Bildung dieser Gefäße ist sehr verschieden. So giebt es z. B. im thierischen Körper so feine Kanäle, welche nur die feinsten Theile des Bluts aufnehmen, die gröberen aber vorbei lassen. Deren nehmen wieder einige bloß salzige, andere bloß ölige Theile auf. Sie thun es alle nur an solchen Orten, wo der Saft, den sie aufnehmen, zu gewissen Zwecken bestimmt ist. Aus den Pulsadern des Schlunds und des Magens rc. saugen tausend kleine Gefäße den schlüpfrigen Saft ein, der jene Kanäle feucht erhält. Wenn das Blut unter dem Magen an die Gekrösdrüsen kommt, so wird hier ein Theil desselben in einen seifenartigen Saft verwandelt, und in das erste Gedärm entlassen. Auf ähnliche Art sondert die Leber die Galle von dem Geblüte ab, um sie der Gallenblase und durch diese den Speisen zuzuführen. Durch die Nieren wird das Salzwasser, und durch andre Gefäße das Fett, die Milch und überhaupt Alles abgesondert, was die Erhaltung der thierischen Maschine erheischt. Hört die Absonderung auf, so hat die Ernährung ein Ende, und der organische Körper stirbt ab. — Bei den Pflanzen findet ebenfalls eine Absonderung Statt; doch sind die Werkzeuge dazu, so wie alle Gefäße, weit einfacher.

Absorbentia, einsaugende, verzehrende Mittel, z. B. Magnesia gegen Magensäure.

Abstadt, ein standesherrliches Amt des Fürsten von Löwenstein-Rosenberg, im königlich würtembergischen Neckarkreise, mit 0,4 □M. und 844 Einwohnern, worinn das Dorf gleichen Namens mit 675 Einwohnern.

Abstammung des Menschengeschlechts. Unter Denen, welche die große Frage erörterten „Ob das gesammte Menschengeschlecht, nach Moses, von einem einzigen Paare herstamme, oder, ob man für jede Gattung ein eigenes Stammpaar annehmen müsse? zeichnen sich vorzüglich Büffon, Kant und Home aus. Zur Bejahung der ersteren Fragen entscheidet sich Büffon. „Der Mensch, so behauptet er, artet aus unter den verschiedenen Himmelsstrichen des Erdballs, und verändert mehr oder weniger seine ursprünglichen Eigenschaften, so wie wir dieses auch an Pflanzen und Thieren bemerken; und jeder Unterschied von Farbe, Haar und Körperbildung ist Nichts anders als die Einwirkung der verschiedenartigen Klima's der Erde auf den Menschen." Kant theilet in der Hauptsache diese Meinung mit ihm, findet aber die Unterschiede der Menschenstämme in gewissen vorgebildeten Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit, welche von der Natur in den, für alle Himmelsgegenden bestimmten, Menschen gelegt wurden, um gelegentlich herausgebildet oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen, und dieser ihm im Fortschreiten der Zeugungen gleichsam angeboren scheine. Seiner Ansicht nach bringt das Klima nur in sofern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als es die Veranlassung ist zur Entwicklung gewisser Keime, deren Gegenwart aber er für nothwendig erachtet, weil das Klima selbst keine zeugende Kraft habe. — Diesen Beiden gegenüber steht Home; er behauptet, der Unterschied der Gesichtsbildung, der Haare, Farbe u. s. w. sey keineswegs als Wirkung des Klima's, sey vielmehr als Beweis zu betrachten, daß es verschiedene Gattungen oder Arten von Menschen gebe, und daß diese sich auch von Natur für verschiedene Gegenden der Erde schicken, welche ihnen ursprünglich angewiesen wurden — Was uns nun die Erfahrung, rücksichtlich dieser Streitfragen, in allen besuchten Theilen der Erde bisher bewiesen und bestätigt hat, bestehet kurz in folgenden Wahrnehmungen: Jeder Mensch, der sich in seiner Gattung fortpflanzt, zeugt ihm gleiche Kinder, wo auf der Erde er sich auch befinden möge. — Die Amerikaner sind, trotz der Verschiedenheit ihres Klima's, alle kupferfarbig. — Die Bewohner von Nieder-Aethiopien, obgleich von der Sonne senkrecht gebrannt, sind von gelber

Farbe. Das gemäßigte Monomotapa hat schwarze Bewohner, und kein Volk hat noch seine ursprüngliche Farbe verändert, in welche fremde Himmelsstriche es immer versetzt wurde. Welche Ansicht nun hierüber auch immer die rechte seyn möge, so sieht man gleichwohl, daß es an Gründen für ihre Behauptungen beiden Theilen nicht fehlt.

Abstand, Abwage, wird in der Mechanik die Entfernung genannt, welche sowohl die Kraft, als die Last vom Ruhepunkte haben.

Abstecken, ein Lager, Gebäude, Linie, Winkel, Batterie, Befestigung, rc. heißt die Hauptpunkte des zu errichtenden Werkes durch Einschlagen von Pfählen dergestalt bezeichnen, daß, wenn solche durch Linien verbunden werden, der Grundriß auf dem Erdboden ersichtlich wird, so daß die zur Erbauung bestimmten Arbeiter sich darnach richten können. Um diese Linien zu bezeichnen, spannt man von einem Pfahle zum andern eine Schnur aus und macht längst solcher durch Hacke und Schaufel eine seichte Vertiefung, welches man **Traçiren** nennt (S. d. Art.).

Absteigung (die gerade) eines Sterns ist der Bogen des Aequators zwischen dessen Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Sterns.

Absteigung, (die schiefe), eines Sterns, ist derjenige Bogen des Aequators zwischen dessen Frühlingspunkte und dem mit diesem Sterne zugleich untergehenden Punkte.

Abstoßung, Repulsivkraft, der Gegensatz von Anziehung oder Attraktion. Gleichförmig elektrisirte Körper, gleiche Pole des Magneten stoßen sich ab, rc.

Abstreb ekraft, die Kraft eines Himmelskörpers, sich von einem andern wegzubewegen.

Abstreifen sagt der Jäger, wenn er den Raubthieren, als: Wölfen, Luchsen, Füchsen, Mardern rc., imgleichen Hasen den Balg (die Haut) abzieht. Vom Bär sagt man **aufschärfen**.

Absyrtus, ein Sohn des kolchischen Königs **Aeetus**, Bruder der Medea. Als Jason mit dem goldenen Vließe und der Medea entflohen, verfolgte er diese Flüchtlinge mit seines Vaters Trabanten, und holte sie in Phaacien, dem heutigen Corfu, ein; allein sie wußten von dort zu entkommen. In der Folge traf Absyrtus den Jason auf einer Insel im adriatischen Meere, welche der Diana heilig war, es kam zum Zweikampf, und Absyrtus blieb. Seine Gefährten getrauten sich nicht dem Vater die Botschaft vom Tode des Sohnes zu bringen, sie siedelten sich auf der Insel an, und nannten sie die Insel der Absortiden.

Abt war anfänglich der Name eines jeden alten Mönchs; seit dem 5ten Jahrhundert aber wurde der Vorsteher oder die Obrigkeit gewisser Klöster mit diesem Namen belegt. Aus dem hebräischen Ab, das so viel als Vater heißt, und woraus die Chaldäer und Syrier Abba (großer Vater) gebildet haben, hat dies Wort seine Abkunft. Die Aebte hatten von ihren Mönchen unbedingten Gehorsam zu fodern, das Kloster zu beaufsichtigen, die Klostergüter unbeschränkt zu verwalten, und dafür reichliche Einkünfte zu genießen. Seit 787 waren sie auch zur Ertheilung der Tonsur und der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt. Seit dem 11ten Jahrh. wuchs das Ansehen dieser Aebte; viele, besonders in den Gegenden, wo ihre Klöster den Saamen des Christenthums zuerst ausgeworfen und verbreitet hatten, erhielten die Insignien und Rechte der Bischöfe, und hießen **infulirte** Aebte (von Infula Bischofsmütze), alle aber als Kirchenprälate den Rang unmittelbar nach den Bischöfen, so wie das Stimmrecht auf Kirchenversammlungen.

Abtakeln heißt, wenn von einem Maste oder ganzen Schiffe, die Segel, Taue rc. abgenommen werden.

Abterode, Pfarrdorf und Sitz des Gerichts Bilstein, dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg gehörig, am linken Ufer der Werra in der kurfürstl. Prov. Nieder-Hessen, hat 181 H. und 1.000 Einw., worunter viele Juden.

Abtragen heißt eine Größe, Zeichnung rc. in ihren Theilen und Maaßen mit dem Zirkel abnehmen, und in derselben Form auf einen andern bestimmten Platz wieder auftragen, oder aufzeichnen.

Abtreiben (Capellatio) heißt in der Chemie diejenige Arbeit, da man Gold und Silber durch die Zerschlackung (der beigemischten Metalle) mit Blei auf der Kapelle fein macht, und korbiret.

Abuchow, ein großes Pulverwerk mit sieben Mühlen, wo jährlich 10.000 Pud (à 40 Pfund) Pulver fabrizirt werden. Es liegt im Kreise Bogorodsk des Gouvernements Meskwa in Groß-Rußland.

Abukir, Ort am Meere in Aegypten, 4 Meilen von Alexandrien, berühmt durch die Niederlage der französischen Flotte im Jahr 1798 den 1sten bis 3ten August, wo solche von Nelson völlig vernichtet wurde, so wie auch durch die 1799 erfolgte Niederlage der Türken durch Buonaparte.

Abulfeda (Ismael), Fürst von Hamad in Syrien, geb. zu Damaskus 1273, regierte von 1310 bis 1331, anfangs mit großem Widerspruch, endlich aber doch anerkannt vom Sultan von Aegypten, der ihm 1312 den Königs- und 1319 den Sultanstitel verlieh. Zu den trefflichsten Anlagen fügte er noch Muth und Tapferkeit, und zeigte diese in den Kriegen gegen die Mongolen und Franken, deren Herrschaft in Syrien er ein Ende machte. Seine Mußestunden weihte er den Wissenschaften, und erwarb sich gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Jurisprudenz, Medizin, Botanik, Mathematik und Astronomie, wovon seine hinterlassenen Schriften das rühmlichste Zeugniß geben. Die wichtigsten sind: Tabulae geographicae (Thakwim al boldan), wovon nur einzelne Abtheilungen im Druck erschienen sind; die eigenhändige Urschrift des Verfassers befindet sich in der Bibliothek zu Leyden; 2) Chronik des menschlichen Geschlechts (Muchthassar fi Achbar albaschar), welche in 5 Abschnitten die Geschichte der Juden, Perser, Griechen, Römer und Araber vor Muhamed und nach demselben bis 1328 enthält. Auch hieraus sind nur Bruchstücke, übersetzt und mit Anmerkungen versehen, im Druck erschienen; die Urschrift liegt in der königl. Bibliothek zu Paris.

Abundantia, die Göttin des Ueberflusses bei den Römern. Sie wird mit einem Spieße und einem umgekehrten Füllhorn, aus welchem sie allerhand Früchte in Gold schüttet, dargestellt.

Abuschär auch **Buchir**, 68° 17′ L., 28° 59′ Br., Vorstadt an dem äußersten Ende einer Halbinsel, die sich 2 Meilen in den Meerbusen von Persien erstreckt. Sie hat Mauern, 12 Thürme und 2 Thore, enge Straßen, 800 Häuser, 7 Moscheen, 2 Bäder, 2 Karawanserais, 10,000 Einw. und blühenden Handel.

Abutige, **Abutidsch**, kleine Stadt in Ober-Aegypten, am westlichen Nilufer, hat einen koptischen Bischof und einen Kaschef. Die Einw. bauen viel Mohn, und bereiten viel Opium. In der Nähe die Trümmer der Stadt Aboti.

Abwaschung. Schon bei den Römern waren Bäder und Abwaschungen des ganzen Körpers oder einige Theile desselben vor dem Opfer üblich. Eben so bei den Hebräern, von welchen wahrscheinlich die Muhamedaner die Sitte entlehnt haben. Im Morgenlande sind häufige Bäder nöthig, um die Hautthätigkeit zu befördern, und Hautkrankheiten zu verhüten, die in einer heißen Erdgegend gewöhnlicher und furchtbarer, als in einem gemäßigtern Erdstriche sind.

Abweichung wird in der Astronomie derjenige Kreis-Bogen genannt, welchen man sich auf der hohlen Himmels-Halbkugel von dem Aequator bis zu einem gegebenen Punkte gezogen denkt. Da nun dieser Punkt, z. B. ein

Stern, sowohl auf der nördlichen als südlichen Halbkugel stehen kann, so hat man nördliche und südliche Abweichungen. Die Abweichung ist übrigens bei einem Punkt der Himmelskugel dasselbe, was die geographische Breite bei einem Punkte auf der Erdkugel ist. Denkt man sich einen solchen Bogen bis in beide Pole verlängert, so heißt er sodann ein Abweichungs-Kreis; und dient nicht allein dazu die Entfernung eines Sternes vom Aequator, sondern auch den Punkt des letztern zu bestimmen, mit welchem der Stern durch den Mittags-Kreis (Meridian) geht. Auch in der Dioptrik kömmt der Ausdruck Abweichung wegen der Stärke des Glases vor. Sie entsteht, wenn ein Lichtstrahl in einer bestimmten Weite von der Axe einfällt, und von einem Linsenglase nach einem Punkte der Axe hin gebrochen wird, welcher dem Glase näher liegt als die gefundene Brennweite angiebt. Je weiter nun der Strahl von der Axe einfällt, desto größer ist die Abweichung.

Abwesenheit, oder Entfernung vom Wohnorte, ist entweder eine nothwendige oder willkührliche; beide können löblich, tadelhaft oder gleichgültig seyn. Bei der Lehre der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum) hängen die gesetzlichen Bestimmungen von dieser Eintheilung ab, welche unter verschiedenen Landesherrn auch sehr verschieden sind.

Abydus, Stadt in Klein-Asien, durch welche der Hellespont in den Propontis eintritt. Xerxes schlug hier bei seinen Zuge gegen die Griechen eine Brücke über das Meer. Nach Thukydides und Strabo wurde sie von den Milesiern erbaut. Darius brannte sie auf seinem Rückzuge von den Scythen ab.

Abydus, eine Stadt am Westufer des Nils in Ober-Aegypten. In den ältesten Zeiten war sie die Residenz des Memnon, und nach Theben der berühmteste Ort in Aegypten. Zu Strabo's Zeit war sie nur ein kleiner unbedeutender Ort. Jetzt heißt sie Madfune. Von dem alten Abydus sieht man noch einige Ruinen, unter andern das ehemalige Residenzschloß Memnonium genannt. Es ist dem Labyrinthe ähnlich, aus Quadratsteinen erbauet, und in einigen bemalten Zimmern haben noch die Farben ihr ganzes frisches Ansehen. Osiris hatte auch hier einen Tempel; desgleichen hatte die Stadt ein Orakel der ägyptischen Gottheit Besa.

Abwinde, Filatorium, ein Werkzeug, auf welchem Garn in gewissen Richtungen geordnet wird, um es zu zwirnen oder zu dupliren; es giebt Handwinden, auf welchen ein einziger Mensch wohl 100 Stränge auf einmal abwindet.

Abyla, ein Berg im Staate von Marokko, und eine der Herkulessäulen, welcher der andern, dem Berg Kalpe oder Gibraltar gegenüber liegt. Der Abyla gehört zum Atlasgebirge.

Abyssinien oder Habesch, ein Landstrich von 15.300 □M. im Innern von Afrika; er gränzt im N. an Nubien, im O. an das rothe Meer und dessen Küstenländer, im S. und S. O. aber an die Länder der Gala und das innere unbekannte Afrika. Man kann dieses Land die afrikanische Schweiz nennen. Der Nil entspringt hier in dem Staate von Amhara aus mehreren Quellen. Habesch ist kein eignes Reich, sondern zerfällt in 3 große Staaten, Tigre, Amhara und Efat oder Schoa, zusammen mit 4,000.000 Einw. Außer dem Nil fließen hier der Takazze und Mareb im Norden, und der Anazo und Yasso im Osten. Produkte sind: Getreide, Wein, edle Früchte, Kaffee, Zucker, Senesblätter, Baumwolle und Flachs. Elephanten und Raubthiere giebt es hier in Heerden, auch findet man schon Giraffen. Gold, gediegenes Eisen, Steinsalz und andere Mineralien sind in Menge hier vorhanden. Die Einwohner sind arabischer Abkunft und jakobitische Christen; doch giebt es auch viele Juden, Araber und Osmanen; sie leben in ordentlichen Wohnungen vom Landbau und Viehzucht, und schreiben die Gheessprache. Sie verfertigen baumwollene Zeuge und Pergament. Unter

der oben angegebenen Anzahl der Einwohner sind jedoch auch viele wilde Räuberstämme, als Gallas, Agows, Schangallas rc. Tigri wird von dem Raz, welcher zu Antalo residirt, beherrscht. Der Beherrscher von Amhara nennt sich Gura, und hat seine Hauptstadt zu Gondor. Der Titel des Beherrschers von Efat ist Murd-Azimai, und seine Residenz ist Ankobar.

Abzug ist dasselbe, wie Abmarsch (s. d. Art.), wird jedoch vorzüglich von der Garnison einer eingeschlossen oder belagert gewesenen Festung gebraucht.

Abzug, (am Flinten-Schlosse), ist ein zungenförmiges, an einem Stifte im Schafte unter dem Handbügel bewegliches Stückchen Eisen. Es dient die Stange des Schlosses aufwärts zu schieben, und dadurch den Hahn abzudrücken.

Abzugsgraben (Künette) ist ein kleiner Wassergraben, der mitten in einem trockenen Graben angelegt wird. Man macht ihn 6 — 8 Fuß breit, und 18 - 20 Fuß tief. Er dient nicht allein dazu, um das im Hauptgraben sich sammelnde Wasser aufzunehmen, sondern macht auch die Arbeiten der feindlichen Mineurs zu nichte, und schützt überdies gegen einen unvermutheten Ueberfall.

Abzugsrecht, Zehnpfennigsrecht (jus detractionis), ist das Recht der Obrigkeit, eine Abgabe von dem Vermögen zu verlangen, welches außer Landes, oder von einem Orte an den andern gebracht wird. Zehnpfennigsrecht heißt es, weil gewöhnlich der zehnte Theil des außer Landes gehenden Vermögens abgezogen wird. Diese Abgabe, welche man auch Abschoß, Nachsteuer, oder den zehnten Pfennig nennt, findet Statt: 1) wenn ein Mitglied des Staats das Land verläßt, und sein Vermögen mitnimmt; 2) wenn es stirbt, und auswärtige Erben sein hinterlassenes Vermögen aus dem Lande ziehen wollen. — Man scheint das Abzugsgeld in der Absicht eingeführt zu haben, um dem Staate oder dem Orte der durch Wegbringung eines Theils seines Vermögens Einbuße leidet, eine Entschädigung zu geben.

Acaciensaft, Succus accaciae verae, kommt von der echten Acacie aus Aegypten über Livorno und Marseille für unsere Apotheken, und ist äußerlich braun oder schwärzlich, innen gelb, fest, hart, mit dünnen Blasen umwickelt, und ein zusammenziehendes Mittel.

Acajou, Anacardium occidentale, ein Baum in beiden Indien; das Oel davon färbt dauerhaft auf Leinenzeug; das Harz ist ein Stellvertreter des arabischen Gummi, das Holz, auch weißes Mahagoniholz genannt, ist leicht zu bearbeiten, nimmt eine treffliche Politur an, und wird zu Tischlerarbeit gebraucht.

Acarnanien, eine beträchtliche Landschaft im alten Griechenland. Ihre Gränzen waren gegen W. und S. das jonische Meer, gegen N. der ambracische Meerbusen und gegen O. Epirus. Von Aetolien wurde es durch den Achelous getrennt. Die ältesten Einwohner dieser Landschaft waren die pelasgischen Leleger und Teleboer, mit welchen sich um 2660 v. Chr. die Cureten, die aus Aetolien vertrieben waren, vermischten. Den Namen Acarnanien erhielt es erst nach dem Feldzuge der Epigonen wider Theben, um 2790 v. Chr., von Acarnan, einem Sohne Alcmäons und Enkel des Amphiraos. Einen Theil von Acarnanien besaß auch der bekannte Ulysses. Es war dieses Land ziemlich gut angebaut, hatte viele Städte und eine große Menge Dörfer. Die Einwohner hatten den Ruf der Klugheit und Tapferkeit. Im trojanischen Kriege nahmen sie wohl nicht Theil, oder doch nur wenige; in spätern Zeiten aber findet man sie oft in Kriegen, bald mit den Aetoliern, bald mit den Macedoniern, begriffen. Im peloponnesischen Kriege waren sie größtentheils auf der Seite der Athenienser. Zur Zeit der macedonischen Könige, nach Alexander dem Großen, mußten sie oft mit dem ätolischen Bunde Krieg führen, und in einem derselben

schickten sie ihre Weiber, Kinder und alte wehrlose Leute nach Epirus, und schwuren einen Eid, nicht eher wieder in ihren Wohnungen zurückzukehren, bis sie ihre Feinde besiegt hätten.

Acastos, der Sohn des Pelias und König von Jolkus. Seine Gemahlin Hippolyta verliebte sich in Peleus, König von Phthia, der nach Jolkus geflohen war; Peleus aber verschmähte ihre Liebe. Hippolyta, um sich zu rächen, klagte ihn bei ihrem Gemahl an, als ob er sie habe verführen wollen. Dieser glaubte es, stellt dem Peleus nach dem Leben, wird aber selbst von diesen nebst der Hippolyta getödtet. (Nach Andern hieß die Gemahlin Acastos Astydamia). Peleus sollte dadurch aus dem Wege geräumt werden, daß ihm Acastos sein Schwerdt raubte, und ihn den räuberischen Centauern Preis gab. Chiron aber habe ihn gerettet, und Peleus darauf Jolkus erobert, und die Astydamia in Stücke gehauen. Nach dem Tode Achills sey er aber vom Acastos aus seinem Reiche vertrieben worden. Dieses Unrecht habe endlich Pyrrhus, der Enkel des Peleus, gerächt, die beiden Söhne des Acastos auf der Jagd ermordet, sein Reich eingenommen, und ihn selbst in seine Gewalt bekommen, worauf er vom Ungeziefer verzehrt worden seyn soll. Am meisten hat sich Acastos durch die Leichenspiele ausgezeichnet, die er nach der Zurückkunft aus Colchis (er wohnte nämlich dem Argonautenzuge bei) seinem ermordeten Vater zu Ehren anstellte, und bei denen sich die berühmtesten Helden der damaligen Zeit einfanden.

Acatholici, Nichtkatholiken. So nennt die römisch-katholische Kirche überhaupt diejenigen Christen, welche sich nicht zu ihren Glaubenslehren bekennen.

Acca-Laurentia war des Romulus und des Remus Amme und wurde ihres berüchtigten Lebens wegen Lupa genannt. Sie hatte den reichen Carutius durch ihre Schönheit so eingenommen, daß er sie heirathete, und ihr seine unermeßliche Habe vermachte, und diese wußte sie durch Hingebung ihrer Reize noch zu vergrößern. Bei ihrem Tode setzte sie das römische Volk zum Erben ein; sie wurde deswegen vergöttert, und Romulus befahl ihr Andenken in den Parentalien zu feiern. Ankus Martius ließ ihr ein schönes Grabmal bauen, und der römische Senat stiftete ihr zu Ehren die Accalien, wo der Flamen Quirinalis, ein Ehrenpriester, ihr besondere Opfer brachte. Die Kirchenväter Cyprianus und Laktantius haben den Römern in Betreff der Unsittlichkeit und Unschicklichkeit dieses Festes starke Vorwürfe gemacht.

Accent ist das Gesetz, wonach sich die Töne in Musik und Sprache heben oder senken. Die Musik nimmt das Herz, die Sprache den Geist zunächst in Anspruch; doch entsagt auch diese nicht ganz dem Herzen, und beide sind geeignet, Empfindungen und Leidenschaften und deren bald schnelle, bald langsame Bewegungen auszudrücken. Daher unterscheiden wir an den Tönen die Kürzen und Längen, und fügen sie in ein gewisses Zeitmaaß. Soll nun eine Empfindung bestimmt ausgedrückt werden, so muß in der, nach den Zeitverhältnissen abgemessenen, und nach einem Grundton gestimmten, Reihe von Tönen eine solche Combination sich befinden, wodurch die Empfindung in ihren verschiedenen Modifikationen dargestellt, Haupt- und Nebensache gehörig unterschieden, und das Wichtige und Bedeutende stets richtig hervorgehoben wird, d. h. ein Organismus der Töne ist dazu erfoderlich. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden, den schweren oder sinkenden, den gedehnten, den grammatischen und oratorischen, oder Wort- und Rede-Accent. Unter welchem Namen auch immer man den Accent betrachte, so paßt auf selben das Gesagte mehr oder weniger, nach dem oben aufgestellten Grundsatze, daß Sprache und Musik den Ausdruck der Empfindung gemein haben.

Acceptant, der Annehmer eines auf ihn ausgestellten Wechselbriefs. Es geschieht diese Annahme durch die Unterschrift des Bezogenen, die hinreicht, ohne daß es ausdrücklich nöthig wäre, die Worte „acceptirt oder angenommen" hinzuzusetzen. Uebrigens liegt im Begriff des Wortes Acceptant, daß er durch die Acceptation des Wechsels der persönliche Schuldner gegen den Inhaber geworden ist.

Acceptation per honor oder pour l'honneur. Die Annahme, welche von einer dritten Person aus Gefälligkeit gegen den Aussteller, oder einen Indossanten eines Wechsels geschieht. Hier muß zuvor von dem Inhaber gehörig protestiret worden seyn. Fast bei allen Banquiers ist es gebräuchlich, den Wechseln, die durch ihre Hände laufen, und von ihnen girirt werden, oder die sie aus Auftrag für Rechnung eines dritten ziehen, Nothadressen beizufügen, an welche sich der letzte Inhaber des Wechsels wendet, wenn der Bezogene entweder die Acceptation weigert, oder zur Verfallzeit die Zahlung nicht leistet. Die Formel dabei ist: nöthigenfalls bei N. N.

Acceptations-Buch ist das Buch, worin alle auf einen Kaufmann entnommene Wechselbriefe niedergeschrieben werden. Bei der Notirung der Tratte setzt man zur Seite entweder a. (acceptirt) oder p. (protestirt), je nachdem es der Fall ist; letzteres damit der Inhaber soll protestiren lassen.

Accessit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Abhandlung erhält, die nach der für die vorzüglichste erklärten für die beste erkannt wird.

Acciajuoli Zanobio, der Abkömmling eines edlen florentinischen Geschlechtes, aus welchem manche ausgezeichnete Männer entsprossen sind. Er war im Jahre 1461 geboren, noch als Kind mit seinen Verwandten aus Florenz verbannt, im 16ten Jahre aber von dem großen Lorenz von Medici zurückgerufen worden, wo ihn dieser unter der Aufsicht des Lorenz, eines Sohnes des Peter Franz von Medici, mit dem Zanobio nahe verwandt war, erziehen ließ. Dadurch kam er in genaue Bekanntschaft mit Politian, Ficinus und andern großen Gelehrten, deren Achtung und Liebe er sich durch seinen guten Kopf und schnellen Fortgang in den Wissenschaften erwarb. Nach dem Tode des großen Lorenz wurde er der bürgerlichen Unruhen seiner Vaterstadt überdrüssig, trat in den Mönchsstand, und wurde im Jahre 1494 von dem berühmten Hieronymus Savarola in den Dominikaner-Orden aufgenommen. Zur Beförderung seiner geistlichen Studien legte er sich sehr eifrig auf das Hebräische; aber seine meiste Zeit verwandte er doch auf die Untersuchung der griechischen Handschriften der Medizeischen sowohl, als der St. Markus-Bibliothek in Florenz, unter welchen er die bisher noch ungedruckten aussuchte, um sie in einer Uebersetzung der Welt bekannt zu machen. Als Leo X. die Regierung antrat, eilte Zanobio nach Rom, und ward von diesem Pabste sehr liebreich aufgenommen, der ihn zu seinem beständigen Begleiter wählte, und ihm eine ansehnliche Pfründe, nebst einer Wohnung in dem Oratorium des heil. Sylvester anwies. Als im Jahre 1515 ein Generalkapitel seines Ordens zu Neapel gehalten wurde, wohnte Zanobio demselben bei, und hielt in Gegenwart des Vicekönigs und des Ordensgenerals eine lateinische Lobrede auf die Stadt Neapel, die er hernach auch mit einer Zueignungsschrift an den Cardinal v. Aragonien in den Druck gab. Nach seiner Ernennung zum Bibliothekar am Vatikan 1518 übernahm er die mühsame Arbeit, die dort niedergelegten alten Urkunden, kaiserlichen Freibriefe, päbstlichen Bullen, und andere wichtige Papiere aufzusuchen und zu ordnen. Von diesen entwarf er ein genaues Verzeichniß, und brachte sie hernach auf Befehl des Pabstes auf die Engelsburg. Sehr wahrscheinlich war Zanobio's eiserner Fleiß die Ursache seines frühen Todes. Er stand seinem Amte nicht länger vor, als bis zum 27. Juli 1519. Ihm verdanken wir die Sammlung und Erhaltung der griechischen

Sinngedichte Politians, der sie auf dem Sterbebette seiner Sorge empfahl. Unter seinen noch übriggebliebenen Werken ist eine Lobrede auf Rom, die er dem Cardinal Julius von Medici zueignete. Er übersetzte in lateinische Verse das griechische Gedicht von Marcus Musurus an Leo X., welches dieser seiner ersten Ausgabe der Werke des Plato vordrucken ließ, und machte noch mehrere Uebersetzungen aus dem Griechischen, deren einige diesem Papste zugeeignet sind. Seine lateinischen Gedichte werden sehr gerühmt. Unter diesen ist eine sapphische Ode, worin er Leo X. ermuntert, mit der Verschönerung der Stadt Rom, und besonders des Esquilinischen Hügels, fortzufahren. Diese bisher noch ungedruckt gebliebenen Verse findet man in der Bibliothek des Marcusklosters zu Florenz, wo auch noch einige Zeilen von Zanobio's eigner Hand aufbewahrt werden, in welchen er dem Papste durch witzige Zusammenhaltung seines Familiennamens mit dem Titel seiner Würde eine Schmeichelei sagt.

Accise, Impost, Consumtionssteuer, Aufschlag, Licent, ist eine indirekte Geldabgabe, die für das Einbringen von Consumtionsartikeln aller Art dem Landesherrn entrichtet wird. Sie ward zuerst in den vereinigten Niederlanden, wie schon ihr holländischer Name „Accyns" anzeigt, eingeführt, wo sie bei Gelegenheit eines Krieges für die Erlaubniß (licentia), gewisse Waaren den Feinden zuführen zu dürfen, bezahlt wurde. Da man aber fand, daß sie ergiebig war, so wurde sie auf alle Handelsartikel ausgedehnt, und bald darauf in Frankreich und andern Staaten nachgeahmt. In England ward sie, nachdem man schon im Jahr 1626 den ersten Versuch mit ihrer Einführung gemacht hatte, von dem sogenannten langen Parlament 1643 zuerst auf Bier und andere starke Getränke gelegt, mit dem Versprechen, sie nach Beendigung des Kriegs wieder abzuschaffen, welches aber nicht erfolgte. In Deutschland führten sie im 15ten Jahrh. zuerst die Reichsstädte ein.

Accord ist 1) in der Malerei diejenige Beschaffenheit des Colorits, wodurch das Auge einen leichten und gefälligen Uebergang von einer Farbe zur andern findet; da, wo das Farbenspiel fleckig, grell und abstechend dem Auge mißfällt, ist kein Accord vorhanden. — 2) in der Musik die Vereinigung mehrerer, zugleich erklingender Töne, in eine vollkommene Harmonie. Der musikalische Accord ist ein consonirender oder ein dissonirender. Der schönste consonirende Accord ist der harmonische Dreiklang, der aus dem Grundton, aus dessen Terzie und reiner Quinte besteht, die sich zu einander verhalten, wie c, e, g. Dieser Dreiklang ist ein harter, wenn die Terzie groß, und ist ein weicher, wenn sie klein ist. Der dissonirende Accord ist entweder ein solcher, der durch die Aufhaltung einer Consonanz entstehet, oder er entsteht da, wo die Dissonanz nicht die Stelle einer Consonanz vertritt.

Achäer. Diese waren unter den Völkerschaften, welche Troja belagern halfen, die zahlreichsten und vornehmsten. Nach Troja's Falle wurden sie von den Doriern vertrieben; jetzt ließen sie sich auf der Nordküste des Peloponnes, in Jonien nieder, nannten dieses Land Achaja, und errichteten einen Freistaat, in der Geschichte so berühmt durch den achäischen Bund, welchem anfangs nur einige, bald aber auch alle andern Städte Achaja's, mit Ausnahme von Sparta, zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit beitraten. Dieser mächtige Bund wurde endlich nach vielen, besonders mit den Aetoliern bestandenen Kriegen von den Römern erst geschwächt, später aber (146 v. Chr.) gänzlich aufgelöst, und mit ihm ging die Freiheit der Griechen zu Grunde. Die Staaten dieses Bundes wurden zu einer römischen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht. Homer und Andere bezeichnen häufig alle Griechen ohne Unterschied mit dem Namen der Achäer.

Achat, ein Stein, gehört zu den Kieselarten, deren kleine, in einander gerollte Massen gleichsam Schichten bilden, die zwischen Schiefer oder

Thon liegen. Er ist hart, meistentheils durchsichtig, und hat vermischte Farben. Der orientalische ist der beste, doch giebt es auch in Deutschland sehr schöne Sorten. Benutzt wird der Achat zu Flintensteinen, zu Galanteriewaaren ꝛc. Auch kann man ihm und ähnlichen Steinen beliebige Farben und Zeichnungen einbeitzen, und ihn mit Glasflüssen sauber nachmachen.

Achen (Johann van), einer der größten Maler seiner Zeit, und vorzüglich als Portrait= und Geschichtmaler berühmt, ward 1556 zu Cöln am Rheine geboren. Von der Natur mit den seltensten Anlagen geschmückt, zeigte er schon in seiner zarten Jugend eine große Vorliebe fürs Zeichnen und Malen. Alles, was für ihn einen Reiz hatte, zeichnete er mit außerordentlicher Fertigkeit ohne Anleitung ab. Diese seine Erstlingsversuche kamen einigen Kennern zu Gesichte, die dieselben mit Bewunderung anstaunten, und seinen Vater bewogen, ihn einzig dieser seiner Lieblingsbeschäftigung zu weihen. Er ward nun einem geschickten Meister, Giorgie, anvertraut, unter dessen Führung sich seine Talente auf das herrlichste entwickelten. Nach 6 Jahren, als ihm sein Meister durch den Tod entrissen ward, hatte er sich in der Kunst so gebildet, daß aus seinen Werken seine einstige Größe auf das Glänzendste hervorstrahlte. Das Zeichnen machte er sich jetzt zum Hauptstudium, in dem er sich des geistreichen Bartholomäus Sprangers Manier besonders eigen machte. Im Jahr 1578 faßte er den Entschluß, auf Italiens klassischen Gefilden die Meisterkompositionen der ersten Künstler zu bestaunen, und seinen Geist mit den Ideen dieser hohen Musterwerke zu bereichern, um sich zur Vervollkommnung immer höher aufzuschwingen. Er kam nach Venedig, wo er an den Kunstgenossen Rems und Moretto die besten Aufmunterer und treue Freunde fand. Aus seiner Werkstatt gingen hier mehrere Schöpfungen hervor, die als Zierden in den vornehmsten Tempeln dieser Stadt prangten, und bewundert wurden. Von hier trieb ihn seine Sehnsucht nach Rom, dem Allerheiligsten der Kunst und ihren Wundern, wo er sich ebenfalls durch seine Werke auszeichnete. Eine rühmliche Erwähnung verdienen hier: ein Altarblatt im Capitol; die Geburt Jesu in der Jesuitenkirche, als großes Meisterstück allgemein gepriesen; eine Madonna Venusta, auf einer Laute spielend, er selbst hinter ihr stehend, ein Glas Wein haltend. Dieses Gemälde ist von einer ausnehmenden Schönheit, voll Liebreiz und Anmuth, und mit solcher Kunst ausgeführt, die kaum erreichbar ist. Auch Florenz bereicherte er mit mehreren Kompositionen, die ganz des großen Meisters würdig sind. Sein Ruhm erscholl durch ganz Italien und Deutschland; die größten Meister huldigten ihm mit Bewunderung, und Fürsten luden ihn an ihre Höfe ein, um seine Werke mit ihrem Beifall und mit reichen Geschenken zu krönen. Fürst Schwarzenberg berief ihn nach München, wo er ein Gemälde für ein Grabmal mit solcher Meisterschaft ausführte, die als unvergleichlich angerühmt wurde: er mußte jetzt den Landesfürsten sammt dessen Gattin und Kindern, nebst andern Großen, abbilden, und fürstliche Lobpreisungen und Geschenke erhielt der gefeierte Künstler. Von München folgte er dem ehrenvollen Rufe des Kaisers Rudolph nach Prag, der ihn mit Auszeichnung empfing, und nachdem er diesem Monarchen mehrere Meisterwerke ans Licht gefördert, starb er hier 1600 in der schönsten Blüthe seines Lebens. — Er war eines sanften liebenswürdigen Karakters; sein Herz glühte mit Begeisterung für Religion und Kunst; seine reinen Sitten und sein vom Neid gegen Nebenbuhler weit entferntes Gemüth machten ihn allgemein beliebt. Alle seine Werke wurden ihm auf das Reichste belohnt, und er erhielt noch außerdem viele Geschenke, durch welche er, so wie durch seine mäßige Lebensweise, sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. — Van Achens Zeichnung ist, nach Winkelmanns Urtheil, etwas steif, aber fein und fleißig ist seine Arbeit,

hoch, lebhaft kolorirt; seine Figuren haben schöne, edle Gesichtsbildung alles ist in seinen Werken ausgearbeitet. Er hat gemalt auf Kupfer, Holz, Leinwand, Marmor, und Alabaster. In der kaiserlichen Gallerie zu Wien prangen mehrere herrliche Stücke dieses großen Meisters; auch in seiner Vaterstadt in der St. Severinskirche soll sich ein letztes Abendmahl von ihm befinden.

Acheron war, nebst dem Kocytus, Phlegeton, Styx und Lethe, einer der Ströme in der Unterwelt, über welchen diejenigen Schatten der Verstorbenen, die mit dem Obolus versehen waren, durch Charon geführt wurden. Wer den Obolus nicht hatte, wurde nicht übergelassen, sondern mußte hundert Jahre an dessen Ufern irren. — Die alte Geographie nennt außerdem einen Fluß Acheron in Groß-Griechenland, wie auch in Epirus; letzterer nimmt den Kocytus auf, und ergießt sich in den acherusischen See.

Acherusia, ein Sumpf bei Heliopolis in Aegypten. Zu dem Begräbnißorte dieser Stadt mußte man über diesen Sumpf fahren, und da die alten Aegyptier nur denen, welche untadelhaft gelebt hatten, ein Begräbniß gestatteten, so war dem Schiffmann, den man Charon nannte, streng verboten, keine andern Leichname überzufahren. Daher ist wahrscheinlich die Dichtung von Acheron und Charon entstanden.

Achilles, ein Sohn der Thetis und des Peleus. Um ihn unverletzbar zu machen, tauchte ihn seine Mutter in das Wasser des Styx, und weil sie wußte, daß er vor Troja umkommen würde, so steckte sie ihn, als er noch sehr jung war, in Frauenkleider und brachte ihn an den Hof des Lykomedes, eines Königs in Skyros, wo er mit den Töchtern desselben erzogen ward, auch mit einer derselben, da er sein Geschlecht bekannt machte, den Pyrrhus zeugte. Als Kalchas weissagte, daß Troja ohne Achilles nicht erobert werden könnte, suchte man ihn auf. Ulysses, welcher erfuhr, daß er auf der Insel Skyros wäre, entdeckte sein Geschlecht durch folgende List. Er verkleidete sich als Kaufmann, und bot allerlei Kleinodien feil, unter andern auch sehr schöne Waffen. Die Prinzessinnen griffen nach dem Geschmeide, Achilles aber nach den Waffen, wo er sich durch seine Neigung zu denselben verrieth. Er segelte mit fünfzig Schiffen nach Troja, und bewies in Kurzem, daß er der Größte der Helden Griechenlands und das Schrecken der Feinde sey. Er eroberte während der Belagerung einige Städte. Vor Troja bekämpfte er unter vielen Andern einen Sohn Neptuns, den Lyknus, der unverletzbar war; als Achill sahe, daß weder Lanze noch Schwerdt ihm Wunden machte, schlug er ihn mit dem Knopfe des Schwerdtes so heftig vor den Kopf, daß er niedertaumelte, jetzt kniete er ihm auf den Hals, und würgte ihn völlig mit den Riemen des Helms. Als er ihm aber die Waffen abziehen wollte, fand er sie leer, weil Neptun den Körper entrückt und in einen Schwan verwandelt hatte. Während der Belagerung raubte ihm Agamemnon eine Gefangene, Namens Briseis. Im heftigsten Streit mit Agamemnon dieserhalb zuckte Achill schon das Schwerdt, um ihn zu tödten, als ihm plötzlich Minerva erschien und es ihm untersagte. Er nahm aber nach der Beleidigung, die ihm wiederfahren war, keinen Antheil mehr am Kriege, sondern ließ seine Truppen ruhig im Lager stehen. So lange er dies that, waren die Feinde stets Sieger. Als darauf Hektor eines der griechischen Schiffe in Brand gesteckt hatte, sendete Achilles den Patroklus, dem er seine Waffen lieh. Dieser vertrieb die Feinde von den Schiffen, und drang bis an Troja's Mauern vor. Er wurde aber im Laufe seines Glücks vom Hektor erschlagen. Achilles heulte und rasete vor Schmerz, als er den Tod seines Freundes vernahm. Thetis, die ihn klagen hörte, stieg aus dem Meere, tröstete ihn, und brachte ihm neue Waffen vom Vulkan.

Er versöhnte sich nun mit Agamemnon und zog wieder mit in den Streit. Alles wich vor seiner Stärke und Schnelligkeit, einen Theil der Feinde jagte er in den Fluß, der andere rettete sich in die Stadt. Zwölf Jünglinge zog er lebendig aus dem Strom, um sie auf dem Scheiterhaufen des Patroklus zu schlachten. Nachdem er den Tod seines Freundes an Hektor gerächt, und ihm herrliche Leichenspiele angestellt hatte, erfolgte endlich sein eigener Tod, so wie er ihm vom sterbenden Hektor war vorhergesagt worden. Paris tödtete ihn, als er im Tempel des Apollo sich mit Priamus Tochter Polirena vermählen wollte. Die Griechen bauten ihm ein Grabmal am sigeischen Hafen, auf welchem nachher sein Sohn Pyrrhus die Polyxena opferte. Außer dem Homer hat auch der römische Dichter Statius, in zwei Büchern, Achilleis genannt, seine Jugendgeschichte besungen. — Dieser Held des Alterthums, dessen Auftreten im Kriege der Griechen gegen Troja als ein hellstrahlendes Gestirn erscheint, ist, wie es scheint, in Homeros Gesängen unter den Hauptthelden der erste und vorzüglichste. Wenn auch nur ein kleiner Theil seines glanzvollen Lebens in der Ilias mit hin und wieder eingewebten Episoden über dasjenige aus seinem Leben, was dem Kriege vorherging, erzählt wird; auch dieser Theil war hinreichend, eine Fülle von Begebenheiten zu entwickeln, wodurch dieser Mann als Held und Mensch gleich groß dargestellt wird, so daß er gleichsam der Mittelpunkt ist, um den sich im Drange der Begebenheiten alles bewegt. Im schönen Körper eine schöne Seele bergend, erscheint er stets als der gerade Mann, glühend für das Wahre und Rechte, wie ihn denn auch späterhin Euripides ganz in diesem Sinne aufgefaßt hat. Ein Jüngling, unerfahren, zieht er unter seines greisen Lehrers Phönix Leitung (die Arzneikunde und Musik hatte ihn Chiron gelehrt) mit in den trojanischen Kampf, und wie klein erscheint neben ihm Agamemnon, der Führer der Völker, der gleich anfangs durch ungerechtes, hartes Benehmen gegen einen Priester Apollo's der Gottheit Zorn auf sich und das ganze Heer der Griechen ladet. Neben diesem Unerbittlichen, Hartherzigen, wie herrlich steht Achilles, der menschliche, hochherzige Held! Indem er die Rechte Anderer ungekränkt wissen will, fühlt er es auch tief, wenn er selbst gekränkt wird an seinem Rechte. Der Lage des Mannes und dem Zeitalter sieht man es gerne nach, wenn der Gekränkte seinen Heerhaufen von dem griechischen Heere trennt, um es dem Agamemnon fühlbar zu machen, wie er, seiner Prahlerei ungeachtet, wenig gegen Troja auszurichten vermöge. Und wie glorreich ist der Mann, der, zwar nach Sitte des rohen Zeitalters, weder durch Bitte noch Geschenke zur Wiedervereinigung bewogen, dennoch, als die Sache der Griechen verloren scheint, nun ihnen Rettung bringt, und durch sein Auftreten sogleich die Sache zum Vortheile der Griechen wendet! Glorreich erscheint er ferner in dem innigen Verhältnisse zu Patroklus, und wahrhaft groß bei der Zurückgabe des Leichnams Hektors an den Priamus, der in des Feindes Zelt ruhig schläft. — Auch Göthe sang eine Achilleis.

Achilles, Papilio Achilles, heißt ein prächtiger surinamischer Schmetterling, aus dem Geschlechte der Tagvögel. Seine ausgebreiteten Flügel sind 6 Zoll breit. Die Raupe ist 4 Zoll lang, und lebt auf dem Gujavabaum.

Achilles Tatius von Alexandrien, einer der vorzüglichsten griechischen Erotiker, blühte um 260 nach Chr., und soll zuletzt Christ und Bischof geworden seyn. Außer einigen Fragmenten anderweitiger Schriften, z. B. über die Sphäre, besitzen wir noch von ihm einen Roman in acht Büchern: die Liebe Klitophon's und Leukippe's (vom Hofrath Ast in Landshut übersetzt). Dieser Roman ist in einer zierlichen,

üppigen, nicht selten obscönen Sprache und Darstellungsweise abgefaßt, dabei gut angelegt und durchgeführt, jedoch zuweilen nicht ohne Flecken des sophistischen Geschmacks. Die besten Ausgaben sind: Leiden, 1646. 12. mit Salmasius Noten; Leipzig, 1716 von Bothe, und Zweibrücken, 1792, von Mitscherlich.

Achromatisch. Ein griechisches Wort, welches farbenlos bedeutet, und gewöhnlich von Fernröhren gebraucht wird. Achromatische Fernröhre nennt man diejenigen, in welchen die Abweichungen wegen der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen vermieden, und der betrachtete Gegenstand ohne bunte Ränder und Farben vorgestellt wird. Euler machte zuerst 1747 den Vorschlag zur Vermeidung der Farbenzerstreuung, die Objektivgläser aus verschiedenen Materien zusammen zu setzen, statt Eines Glases deren zwei zu gebrauchen, und den Zwischenraum mit Wasser anzufüllen. Der Bau des menschlichen Auges brachte ihn auf diesen Gedanken. Später, 1757, machte der Engländer Dollond verschiedene Versuche, nach deren mehrern er auch Prismen von verschiedenen Glasarten zusammen fügte, wobei er bemerkte, daß eine Vermeidung der Farbenzerstreuung möglich sey. Er setzte nun seine Versuche fort und erreichte 1785 den beabsichtigten Endzweck vollkommen, indem er seine Objectiv-Linsen aus drei Gläsern zusammen setzte. Sein Sohn, Peter Dollond, hat solche nachher mit noch mehrerer Vollkommenheit verfertigt. Sie bestehen nun aus zwei erhabenen Linsen von Crownglas, und einer dazwischen stehenden hohlen von Flintglas (engl. Krystall). Fernröhre mit solchen Objectivgläsern nennt man nun achromatische Fernröhre. Durch sie kann man bei einer sehr geringen Länge dennoch beträchtliche Vergrößerungen ohne Schaden der Deutlichkeit erlangen; auch stellen sie die Gegenstände lebhafter als die Spiegelteleskope dar, und sind dennoch wohlfeiler als diese, und von unwandelbarer Dauer.

Acht, Achtserklärung, Reichsacht, Reichsbann, ist ein gerichtlicher Ausspruch, wodurch ein Mitglied des Staats wegen eines Verbrechens aller seiner Rechte und Privilegien, d. h. seiner Aemter, Lehen, Güter und bisweilen des Schutzes seiner Person verlustig erklärt wird. In neuerer Zeit ist jene Achtserklärung merkwürdig, welche von den vereinigten Mächten auf dem Friedenskongresse zu Wien am 13ten März 1815 gegen Napoleon Buonaparte ergangen ist, worin es unter andern heißt, „daß sich derselbe durch seine Rückkehr nach Frankreich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben habe.“

Achteck ist ein von acht Seiten eingeschlossener Raum. Sind diese Seiten einander gleich, so ist das Achteck regelmäßig und zugleich symmetrisch; im Gegentheil ist es unregelmäßig, kann aber doch unter gewissen Bedingungen symmetrisch seyn.

Achtyrka, Kreisstadt am Flusse gleichen Namens (L. 25° 40′, B. 50° 23′), mit Wall und Graben umgeben, hat 8 Kirchen, 1.138 Häuser u. 12.783 Einw.; sie liegt in der europäisch-russischen Statthalterschaft Slobodsk-Ukraine, und ist 1.480 Werste von Petersburg entfernt. Der Kreis dieses Namens hat 68 □M. mit 150.000 Einw. in 2 Städten und 171 Flecken, Dörfern und Weilern. Die Wjorkla und Psiol bewässern den Kreis.

Acis, ein Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthis, wurde von der Meernymphe Galatea geliebt, und dem Cyklopen Polyphemus vorgezogen. Aufgebracht darüber zerschmetterte letzterer denselben fast in ihren Armen mit einem vom Aetna abgerissenen Felsenstücke. Galatea tauchte sich noch zur rechten Zeit ins Meer, und als sie das Blut ihres Geliebten unter dem Felsen hervorfließen sah, verwandelte sie ihn in eine lebendige Quelle.

Acken, Stadt, Schloß und Amt in der preußischen Provinz Sachsen, 2 Meilen von Zerbst, an der Elbe, hat 489 Häuser und 3.000 Einw., die sich vom Feldbau, der Viehzucht, Tuch-, Leder- und Tabakefabriken unterhalten.

Acker, ein Maaß, wonach man bei ökonomischen Vermessungen die Felder, Wiesen, Wälder rc. beurtheilt und angiebt. In Sachsen hat ein Acker 300 □Ruthen, wobei es auf Länge und Breite nicht ankömmt. Ist z. B. das Stück 10 Ruthen breit und 30 lang, so hält es einen Acker, eben so, wenn es 20 Ruthen breit und 15 Ruthen lang ist. Da aber nicht in allen Ländern die Füße und Ruthen gleich sind, so sind es auch nicht die Aecker. Auch in England ist dieses Maaß noch üblich, so wie andere Länder dafür das Maaß von Morgen, Tagewerken rc. brauchen.

Ackerbau, das erste Element des National-Wohlstandes und der Staatskraft. Die Theorie darüber befaßt zunächst die richtige Kenntniß von der Beschaffenheit des Bodens, von dessen Nahrungsstoffe, den Eigenschaften und Krankheiten der Pflanzen, und von der Wirksamkeit der verschieden Düngerarten, die das Erdreich fruchtbar machen. Auch kommt hier die Lage der Felder, ob sie bergig oder eben sind, ob der Boden trocken, feucht oder kaltgründig ist, in Betrachtung. Der praktische Ackerbau hat die zweckmäßige Bestellung der Felder, so wie die besondere Erziehungsart und Behandlung der Gewächse zum Gegenstand, und hier kommen die Werkzeuge der Landwirthschaft, die Art des Pflügens, die Ausrottung des Unkrautes zugleich vor. Der Ackerbau, mit Kenntniß, Fleiß und in Verbindung mit der Viehzucht betrieben, ist die sicherste Grundlage des Unterhalts, der Bevölkerung und der Gewerbe, denen er die mancherlei rohen Stoffe zur Verarbeitung liefert. Kein Wunder also, daß im hohen Alterthum fast alle Völker die Erfindung und Einführung desselben irgend einer Gottheit oder dem ersten Gründer ihrer Reiche, z. B. die Aegypter dem Osiris, die Griechen der Ceres und dem Triptolem, die Latier dem Saturn oder Janus zuschrieben. Wie Moses erzählt, war schon der dritte Mensch in der Schöpfung, Cain, ein Ackersmann. In Palästina entstand schon um das Jahr 1450 v. Chr., nach der Eroberung des Landes durch Josua, ein demokratisch-theokratischer Ackerbaustaat. Die Chaldäer, Phönicier, Aegypter, Chinesen und Griechen betrieben ihn auf das Fleißigste; und bei den Römern, die uns in Cato, Varro, Columella, Virgil rc. Schriftsteller darüber hinterlassen haben, beschäftigten sich sogar die angesehensten Senatoren, wann die Staatsgeschäfte stille standen, mit dem Ackerbau. Noch jetzt pflügt der Kaiser von China, um ihn zu ehren, mit seinen Mandarinen, alle in ländlicher Tracht, jährlich einmal im Frühling, eine kleine Strecke Feldes. Auch Joseph II. pflügte einst selbst, und die mährischen Stände stellten den Pflug, dessen er sich bedient hatte, als ein Denkmal der kaiserlichen Hochachtung für den Bauernstand in ihrem Versammlungssaale auf. Da die Ernten auf der Erhaltung der Triebkraft des Ackers beruhen, so kömmt auf die Reihenfolge der Erzeugnisse sehr viel an, die ein Acker hervorbringen soll. Hierüber nun giebt es verschiedene Vorschriften. (S. die Art. Dreifelderwirthschaft, Fruchtwechselwirthschaft, Koppelwirthschaft. Siehe ferner Urbarmachung.)

Acker-Brombeere, (Rubus caesius). Dieses Gewächs ist in ganz Europa; die Zweige sind rund, mit kurzen Stacheln und mit Borsten besetzt. Die Beeren sind groß, bei der Reife schwarzblau; man färbt schlechte Weine damit; die Staude empfiehlt man als Gerbmaterial.

Ackergesetze. Im Allgemeinen rechnet man dazu alle Verordnungen, welche sich auf die Feldpolizei beziehen; im engern Sinne aber versteht man darunter diejenigen Gesetze, welche im römischen Staate in Hinsicht auf Theilung der Aecker von den Führern der demokratischen Partei gegeben wurden,



um die Ungleichheit des Vermögens zu vermindern, und das Gleichgewicht des Volkes gegen den aristokratischen Theil des Staates (die Patricier) zu erhalten. Es war bei den Römern gewöhnlich, besiegtern Nachbarn nicht anders Frieden zu gewähren, als unter der Bedingung, daß Ländereien abgetreten wurden, die man sodann den römischen einverleibte. Ein Theil derselben wurde, um Ersatz für die Kosten des Kriegs zu erhalten, verkauft, ein anderer unter die Armen vertheilt. Die reichen Patricier aber suchten solche Ländereien durch Kauf, oder richterlichen Ausspruch, als Ersatz für Schuldfoderungen oder mit Gewalt sich zuzueignen.

Ackermann (Konrad), geb. 1710. Seinem Talente verdankt die deutsche Schaubühne ihre Entstehung. Im J. 1767 ward er Direktor des Theaters zu Hamburg, Lessing unterstützte ihn dabei mit seinen Kenntnissen; er starb 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, ebenfalls eine mit seltenem Geiste begabte Schauspielerin, starb 1792.

Ackermännchen, Motacilla alba, ist die gemeine weiße Bachstelze, ein bekannter einheimischer Zugvogel.

Aclastisch ist, was alle Eigenschaften zur Strahlenbrechung hat, und die Sonnenstrahlen dennoch durchläßt, ohne sie zu brechen.

Acmelle, Spilanthus acmella, ein Gewächs, dessen Blätter zur Arznei dienen; die Unze davon kostet in Amsterdam 22 Gulden.

Acolythus heißt ein Geistlicher der vier untern Weihungen, welcher den Bischöfen oder den Priestern bei der Messe dient.

Acontius. Dieser Jüngling war aus der cykladischen Insel Cea gebürtig, und von einer sehr schönen Bildung, aber schlecht mit Glücksgütern versehen. Als er einst nach Delos ging, einem Feste der Diana beizuwohnen, sah er im Tempel der Göttin ein schönes Mädchen, Namens Cydippe, in die er sich verliebte. Weil er an ihrem Anzuge merkte, daß sie von hohem Stande war, so bediente er sich einer List. Er nahm einen cydonischen Apfel aus dem Garten der Venus, und schrieb darauf: „Ich schwöre bei der Diana, Acontius wird mein Gemahl." Diesen Apfel ließ er vor die Füße der Sklavin hinrollen, welche der Cydippe zugehörte. Die Sklavin hob ihn auf, und weil sie nicht lesen konnte, so fragte sie ihre Gebieterin, was die Schrift bedeute? Cydippe nahm den Apfel, und las ihr die Worte laut vor, merkte aber kaum, daß sie einen Schwur ausgesprochen hatte, als sie sich auch für eidlich verpflichtet hielt. Denn zu Delos gab es ein Gesetz, nach welchem man gehalten war, alles zu erfüllen, was man in dem Tempel der Diana versprochen hatte. Indessen war Cydippe bereits mit einem andern verlobt, allein sobald man Anstalt zur Hochzeit machen wollte, ward sie von einem heftigen Fieber überfallen, so daß ihre Aeltern sich genöthigt sahen, sie mit ihrem Liebhaber Acontius zu vermählen.

Acquapendente, (29° 28′ 49″ L., 42° 45′ 23″ B.), kleine Stadt auf einem Felsen in der Delegation Viterbo im Kirchenstaat, am Paglia, mit einem merkwürdigen Wasserfalle, hat einen Bischof, 1 Kathedral-, 4 Pfarrkirchen und einige Klöster.

Acqui, Provinz im Fürstenthum Piemont, hat 25 □M. und 91.550 Einw, welche in 2 Städten, 81 Flecken und Dörfern und 9 Vorwerken wohnen. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt (26° 5′ L., 44° 40′ B.) am Bormida, hat 6.600 Einw., einen Bischof, ein Gymnasium, eine Citadelle, mehrere Palläste, Seidenfabriken und sehr heilsame warme Bäder, die den Römern schon bekannt waren; ihre natürliche Hitze zeigt sich das ganze Jahr hindurch 100—120° Fahrenh.; sie sind schwefelartig, und enthalten Alaun und Salpeter.

Acradina oder Achradina, eine der fünf Städte, aus welchen Syrakus bestand. Sie lag gegen Morgen, war mit einer starken Mauer befestigt, und das Hauptthor gegen Mittag hieß Pentapylon. Merkwürdig darinnen

waren der prächtige, mit einem Portikus umgebene, Marktplatz, das Prytaneum mitten auf dem Markte, ein kostbarer Tempel des Jupiter Olympius, und der Pallast, wo Gericht gehalten wurde. Gegen Norden lag der kleine Hafen Trogilus.

Acrisius, König von Argos, Sohn des Abas und Enkel des Lynceus. Mit seinem Bruder Prötus hatte er verschiedene Streitigkeiten wegen der Herrschaft. Das Orakel hatte ihm geweissagt, daß sein Enkel ihn tödten würde. Er verschloß daher seine einzige Tochter Danae nebst ihrer Amme in einen ehernen Thurm, mit dem Befehle, keine Mannsperson zu ihr zu lassen. Allein Jupiter verliebte sich in sie, verwandelte sich in einen goldnen Regen, und kam so durch die Oeffnung des Daches zu ihr. Sie gebar darauf den Perseus. Sobald Acrisius davon Nachricht erhalten hatte, sperrte er ihn nebst der Mutter in einen hölzernen Kasten, und ließ sie ins Meer werfen. Allein die Meergöttinnen schützten sie, und ließen den Kasten an der kleinen Insel Seriphus landen, wo Polydektes als König regierte, dessen Bruder Dictys die Unglücklichen rettete, und den Perseus im Tempel der Minerva erziehen ließ. Nach vielen Heldenthaten erfuhr Perseus, daß sein Großvater Acrisius von seinem Bruder Prötus des Reichs beraubt worden. Er eilte mit seiner Gemahlin Andromeda hin, ihm zu helfen, und war auch so glücklich, seinen Großvater wieder in sein Reich einzusetzen, und seinen Dank und ganze Freundschaft sich zu erwerben. Dennoch ging das Orakel in Erfüllung. Bei einem feierlichen Kampfspiele traf es sich, daß der vom Perseus fortgeschleuderte Discus, wie von einem unsichtbaren Wesen gelenkt, dem Acrisius an den Kopf traf, und ihn tödtete, worüber Perseus in eine solche Schwermuth gerieth, daß er das Reich Argos gegen Tyrinth an den Sohn des Prötus vertauschte. Nach Strabo soll Acrisius das Gericht der Amphiktyonen gestiftet haben. Sein Grabmal war im Tempel der Pallas zu Larissa.

Acrocorinthos war das auf einem hohen Berge an der Südseite Corinths gelegene Schloß dieser Stadt. Es war zugleich fest, und durch Mauern mit der Stadt verbunden. Auf dem Wege dahin befanden sich die der Isis und dem Serapis geheiligten Plätze, und mehrere verschiedenen Gottheiten geweihete Tempel. Am Eingange war ein Tempel der Venus, worin die Göttin bewaffnet und neben ihr Helios und Eros stunden. Am Fuße des Berges floß der Bach Pyrene, und nicht weit davon lag der Hain Craneon, wo Diogenes sich aufhielt.

Actäon, ein Sohn der Antinoe, (der vierten Tochter des Kadmus) und des Aristäus. Er war ein Jäger, verachtete den Dienst der Diana, und hielt sich für geschickter in der Jagd, als diese Göttin. Einst belauschte er Dianen, als sie sich mit ihren Nymphen nackend im Bade befand. Dadurch wurde ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit so beleidigt, daß sie ihm Wasser ins Gesicht spritzte, und, mit den Worten: „Geh' hin, und rühme dich, Dianen nackend gesehen zu haben!" in einen Hirsch verwandelte, worauf er von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde.

Acta Eruditorum. Unter diesem Namen erschien in Deutschland die erste gelehrte Zeitschrift, die sich auch lange Zeit hindurch als die gelesenste zu behaupten wußte. Nämlich Otto Menke, Professor zu Leipzig, war es, dem dieses kritische Institut seine Begründung verdankte. Im Verein mit Deutschlands ausgezeichnetsten Gelehrten begann er 1682 die Herausgabe dieses Journals, das mit jedem Jahr sich zahlreichere Leser erwarb. Die Tendenz desselben beschränkte sich, bis an sein Ende, einzig auf treue und vollständige Relationen. In der sorglosen Redaktion des Professor Bel 1754, so wie in den Unruhen des siebenjährigen Krieges, ist wohl der Grund zu suchen, warum diese Zeitschrift von nun an immer mehr in Abnahme kam. Sie erschien endlich

so unordentlich, daß der Jahrgang von 1776 erst im J. 1782 zum Vorschein kam, mit welchem sie auch schloß. Die ganze Sammlung davon besteht in 117 Bänden in 4to.

Acta Sanctorum. Unter diesem Titel giebt es ein Werk, welches alle ältere Nachrichten über die Märtyrer und Heiligen der griechischen und lateinischen Kirche umfasset. Joh. Bolland, ein Jesuit in Antwerpen, begann dasselbe 1643, und es wurde nach dessen Tod von den Mitgliedern dieses Ordens, die sich vom Begründer des Werks Bollandisten nannten, bis 1794 fortgesetzt, und ist bis jetzt noch nicht beendigt. Es erschien zu Antwerpen, Brüssel u. Tongerloo, 1643 — 1794 in 53 Foliobänden, die sich nur bis zum 15. Oktob. erstrecken. Die erste kritische Sammlung dieser Art Nachrichten lieferte Boninus Mombritius, 1474; aber diese, so wie Alles, was vorher in dieser Hinsicht geschrieben und gesammelt wurde, kann rücksichtlich auf Vollständigkeit, Treue und Unparteilichkeit, mit dem Antwerpener Werke bei Weitem den Vergleich nicht aushalten, so wie Letzteres durch seine gesunde Kritik und treffliche Erläuterungen sowohl für die Geschichte im Allgemeinen, als vorzüglich für die Special-Geschichte des Mittelalters, eine kostbare Schatzkammer auf immer bleiben wird.

Actie ist ein Antheil an einem Capital, das von einer Gesellschaft, gewöhnlich von Handelscompagnien, zu einem bestimmten Unternehmen mit der Bedingung zusammengelegt wird, daß Gewinn und Verlust unter die Theilnehmer, die man Actionärs nennt, nach Verhältniß ihrer Einlagen vertheilt werde. Jeder Interessent bekommt zur Sicherung seines vorgeschossenen Capitals eine schriftliche Obligation, die gleichfalls eine Actie genannt wird. Der Zutritt zu großen Unternehmungen, für welche das Capital einzelner Personen nicht hinreicht, ist gewöhnlich auch Ausländern verstattet, jedoch mit der Einschränkung, daß sie dasselbe, so lange die Handelsgesellschaft besteht, nicht zurückfodern können. Dagegen haben sie völlige Freiheit, die Actien an Andere zu verkaufen, wenn sie vorher bei der Direction die Namen des Inhabers umschreiben lassen, da sie nicht, wie Banknoten, in den Händen eines jeden Besitzers gültig sind, und auch nicht, wie Wechsel, durch ein bloßes Endossement an einen Andern übertragen werden können. So viele Actien sind, so viele Theile werden von dem erworbenen Gewinn nach Procenten des Capitals gemacht, welcher das Dividend heißt, und nach Verschiedenheit der Einrichtung der Gesellschaft jährlich oder halbjährlich ausgezahlt wird. Das Steigen und Fallen der Actien hängt von dem Fortgange des Unternehmens ab; denn je nachdem das Dividend größer oder kleiner wird, gilt auch die Actie mehr oder weniger, als in der Obligation steht. Dadurch wird die Actie eine Art von Waare, und der Handel mit Actien beschäftigt in Seestädten die reichsten Familien. Er ist eine Folge von der Veränderlichkeit des Dividends; denn da den Interessenten der Gesellschaft das Recht sie zu veräußern zusteht, so bedienen sie sich desselben, wenn sie von ihrem Gelde einen andern Gebrauch machen wollen, oder das Fallen des Dividends fürchten, nachdem er die wahrscheinlich größte Höhe erreicht hat, oder wenn er keiner ausfällt, als man gehofft hatte. Beim Verkauf der Actien vergleicht man das Dividend mit den im Staate üblichen Zinsen, man muß sie aber doch etwas niedriger stellen, weil die Intressen von einem sicher angelegten Capital einen höhern Werth haben, als das zwar eben so große Dividend von der Actie, die aber minder gewiß ist.

Actium wurde ehemals ein Gebirg in Griechenland genannt, berühmt durch die Seeschlacht, in welcher Augustus den Antonius überwand.

Acton (Joseph), Sohn eines Arztes, zu Besançon geboren 1727, † 1808, diente als junger Mann in der französischen Marine, litt aber manche Zurücksetzung; er verließ daher Frankreich, durchreiste Italien, wo Leopold Groß-

Herzog von Toscana, ihm das Commando über eine Fregatte ertheilte; hier gelang es ihm, in der von Spanien und Toscana unternommenen Expedition gegen die Barbaresken einige tausend Spanier zu retten, die ohne ihn verloren waren. Der König von Neapel trug ihm daher seine Dienste an, die er nicht ohne glücklichen Erfolg annahm, denn durch die Gunst des Königs, und mehr noch der Königin, ward er bald nacheinander Minister des Seewesens, Kriegsminister und endlich Premierminister. Während der ganzen Zeit seines diplomatischen Karakters ließ er Frankreich seinen unversöhnlichen Haß fühlen; Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht waren gränzenlos in ihm; kein Wunder, wenn er nach wiederholter Entlassung endlich auf Sizilien ein dunkles, unrühmliches Ende nahm, das mit seiner glänzenden Laufbahn freilich im grellesten Contraste stand.

Ada, aus dem Geschlechte der alten Könige von Karien, Tochter des Hecatomnus und Schwester der Artemisia, des Mausolus und Hidreus, der zugleich ihr Gemahl war. Nach dem Tode des Mausolus, Hidreus und der Artemisia wurde sie von ihrem jüngern Bruder Pirodorus durch Hülfe der Perser aus dem Reiche vertrieben, und nach dessen Tode besetzten es die Perser. Allein als Alexander gegen Persien zog, bat sie ihn um die Wiedereinsetzung, und erhielt sie.

Adam, der erste Mensch, und Vater aller Uebrigen. Am sechsten Tage der Schöpfung ging er aus Gottes Hand hervor, und ward ins irdische Paradies versetzt, wo seinen Genüssen, mit Ausnahme der Frucht eines einzigen Baumes, nichts untersagt war. Er ließ sich aber von seiner Eva verführen, und übertrat das Verbot seines Schöpfers, der ihn nun aus dem Paradiese verstieß, allen Mühseligkeiten des Lebens und dem Loose des Todes unterwarf, den er in dieser Art, wäre er gehorsam gewesen, nie würde gekostet haben. Sein Fall zog den Sturz seiner ganzen Nachkommenschaft nach sich, denn er war der Vater und Vergegenwärtiger derselben. Gleichwohl verhieß ihm Gott einen Erlöser des Menschengeschlechts, den Messias. Adam zeugte nach seinem Falle 3 Söhne, den Cain, Abel und Seth und mehrere andere Kinder, deren Namen die h. Schrift uns nicht meldet, und erreichte ein Alter von 930 Jahren. Zwar sagen die h. Bücher nichts über Adams Leben und Tod, allein „wir haben, so spricht der Kirchenlehrer Augustin, hohes Recht zu glauben, daß die beiden ersten Menschen nach ihrer Sünde mitten unter den Mühen und Arbeiten ihres Lebens heilig gelebt haben, und auf diesem Wege den Strafen der Ewigkeit entgangen sind."

Adam (Lambert Sigismund), ein berühmter Bildhauer, geboren zu Nancy, 1700 † 1759. Er war Mitglied mehrerer Akademien, und seine Arbeiten zeichneten sich aus durch die Kraft und Schönheit seines Meißels. Er hatte noch 2 Brüder, Nikolaus Sebastian, geboren 1705 † 1778, und Franz Caspar, geboren 1720 † 1759, beide durch ihre Bildhauerwerke berühmt, Nikolas war zugleich Professor bei der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst zu Paris. Franz Caspar trug, wie seine beiden Brüder, bei den Akademien von Rom und Paris die Preise davon. Friedrich II., König von Preußen, zog ihn 1747 an seinen Hof, und bezahlte ihn königlich; von nun an arbeitete er fast einzig und allein für diesen großen König, welcher sein Potsdam mit den Werken dieses großen Meisters ausschmückte.

Adami (Adam), ein gelehrter Benediktiner und einer der größten Publicisten des 17ten Jahrh., gebürtig aus Mühlheim am Rheine, wurde im Jahr 1642 Prior der Abtei Murrhart im Würtembergischen. Seine großen Rechtskenntnisse, seine tiefen Einsichten, so wie seine sanfte alleslenkende Beredsamkeit, waren so hervorragend und allgemein einleuchtend, daß er von den restituirten Prälaten und Administratoren der Abteien und Klöster in Würtemberg,



die Oesterreich nach der nördlinger Schlacht den Katholiken wieder eingeräumt hatte, zu ihrem Bevollmächtigten an den Friedenskongreß nach Münster gesandt wurde; in der Folge aber, als er dieses Projekt nicht durchzusetzen vermochte, wohnte er den Verhandlungen als Gesandter des Fürst-Abts zu Corvei bei. Er zeigte sich auf diesem Kongresse mit allen Eigenschaften eines großen Staatsmannes, und diesen sowohl, als seinem sanften, duldsamen Karakter wird allgemeine Verehrung und Bewunderung gezollt. Besonders genoß er die Freundschaft des Nuntius Chigi, nachmaligen Papstes Alexander VII., der ihm auch, als er nachher eine Reise nach Rom machte, zur Würde eines Weihbischofs von Hildesheim mit dem Titel: Bischof von Hieropolis verhalf, welches Amt er rühmlichst bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb den 1sten März 1663 im 57sten Jahre seines Lebens. Sein Name lebt noch in einem vortrefflichen Werke: Geheimnisse des münsterschen Friedens, welches das doppelte Verdienst hat, nicht nur mit gründlicher Sachkenntniß und einem tiefen, einsichtsvollen Geiste, sondern auch mit seltener Unparteilichkeit geschrieben zu seyn. Es war lange Manuscript, bis es endlich 1698 zum ersten Male im Druck erschien. Nachher hat es J. G. von Meiern in seine Acta pacis Westphalicae, Göttingen, 1734 aufgenommen.

Adamiten. Unter diesem Namen kommen gewisse Sektirer, zur Klasse der schmutzigen Cyniker gehörig, vor, welche zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, und ohne Unterschied des Geschlechts in ihren Zusammenkünften ungekleidet, wie Adam und Eva im Stande der Unschuld, erschienen. Auf diese Sonderbarkeit waren sie verfallen durch die Vorstellung, daß durch den Tod des versprochenen Messias die Sünde der gesunkenen Menschheit völlig getilgt sey, und diese daher in den Zustand der Unschuld zurücktrete. Im 13ten Jahrh. trat diese Sekte auch zu Antwerpen hervor, wo ein gewisser Taurmede ihr Häuptling war; und im 15ten Jahrh. soll ein gewisser Picard, ein Flammänder, die Lehren dieser Sekte in Böhmen und Mähren verbreitet haben.

Adams, 1) Grafschaft im nordamerikanischen Staat Pensilvanien, mit 15.151 Einw. und der Hauptstadt Gettysburg. 2) Grafschaft im nordamerikanischen Staat Ohio mit 9.131 Einw. 3) Grafschaft im nordamerikanischen Territorium von Missisippi mit 15.673 Einw.

Adamsapfel, ein giftiger Apfel von hellrother und gelber Farbe, wächst vorzüglich auf dem Adamspik auf der Insel Zeilon, und wird vom Aberglauben für die verbotene Frucht gehalten. Man nennt aber auch Adamsapfel im gemeinen Leben die äußere Erhöhung des größten Knorpels der Luftröhre beim Menschen. Beim weiblichen Geschlecht ist die Erhöhung stumpf und weniger merkbar, als beim männlichen.

Adamsbrücke, Ramas, die seichte und gefährliche Meerenge und Felsenbank zwischen der Insel Zeilon und Vorder-Indien. Große Schiffe können diese Untiefen nicht passiren, wohl aber kleinere Fahrzeuge.

Adamspik, Adamsberg, bei den Christen St. Thomas, von den Cingalesen Hamalel, im Sanscrit Tamala, und von einigen arabischen Schriftstellern Rohvan genannt, 89°.19′ O. L. von Greenwich 6° 49′ N. B. 12 Meilen von Colombo, der höchste Berg auf der Insel Zeilon, den man im Südwesten aus einer Entfernung von 30 Meilen deutlich erkennt, mit Eindrücken in den Felsen, die von den angeblichen Fußtritten Adams, der nach der Meinung der Einwohner mit seiner Eva hier begraben liegt, gemacht wurde. Die Priester des Budda verrichten hier ihren Gottesdienst, und unterhalten eine brennende Lampe; daher häufig besuchter Wallfahrtsort der Cingalesen und andrer Verehrer dieser Religion. Hier entspringt der größte

Fluß der Insel, Mavelagonga, der nach Norden fließt, und bei seiner Mündung in der Bai von Trinconomale einen vortrefflichen Hafen bildet.

Adam von Bremen, lebte gegen das Ende des 11ten Jahrh., war dort Canonikus, und ist berühmt durch seine Kirchengeschichte, die er in 4 Büchern hinterlassen hat. Hier handelt er von dem Anfange und der Fortpflanzung des Christenthums im nördlichen Deutschland, und besonders in den Bisthümern von Bremen und Hamburg, von der Regierung Karls des Großen an bis auf jene von Kaiser Heinrich IV. In diesem Werke findet sich noch als Anhang eine kleine aber interessante Schrift „über Dänemarks Lage" vor.

Adanson (Michael), geboren zu Aix 1727 † 1806. Er studirte mit vorzüglicher Neigung Naturwissenschaft. Reaumur und Bernard de Jussieu waren seine Hauptführer. Schon in einem Alter von 14 Jahren hatte er 4 Systeme, welche ihm vor dem Linnéischen mehr Sicherheit zu gewähren schienen, entworfen. Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, entsagte er ihm, um noch unbesuchte Länder zur Bereicherung seiner Wissenschaften zu bereisen, und entschied sich für Senegal. 21 Jahr alt reiste er ab, und während eines fünfjährigen Aufenthalts sammelte er reiche Schätze aus allen 3 Naturreichen, fertigte zugleich Karten von den Ländern und Wörterbücher über die Sprache ihrer Bewohner. Nach seiner Rückkehr erschien 1757 seine Histoire naturelle du Sénégal, 1759 ein größeres botanisches Werk Familles des plantes. Doch erreichte er nicht den Zweck, der Botanik eine neue Gestalt zu geben. Indessen wollte er dies Werk neu bereichert herausgeben, und faßte den gewaltigen Plan einer vollständigen Encyclopädie. Er sammelte die Materialien dazu, und legte, in Hoffnung einer Unterstützung von Ludwig XV., seinen Plan der Akademie vor; jedoch entsprach der Erfolg seinen Wünschen nicht. Indessen fuhr er doch fort einige Memoiren herauszugeben, denn er konnte seinen Plan noch immer nicht vergessen; allein jetzt trat die Revolution ein, und diese brachte ihn in eine dürftige Lage; aus Mangel an Schuhen, wie er sagte, konnte er nicht erscheinen, um Mitglied des Nationalinstituts zu werden. Er erhielt eine Pension, und starb über seinem Plane. Die Manuskripte, welche er hinterließ, sollen von Du-Petit-Thouars herausgegeben werden.

Adda, ein Fluß im venetianisch-longobardischen Königreiche der österreichisch-italiänischen Erbstaaten. Sie entspringt auf den hohen Alpen des wormser Thals, durchströmt das Veltlin, geht durch den Comer-See und bei Rettino in den Po. Die Adda ist fischreich und vom Comer-See an schiffbar.

Addiren, im Rechnen eine Zahl finden, welche so viel ausmacht, als verschiedene andere zusammen genommen. Die zusammen zu zählenden Zahlen heißen Posten oder Summanden; das, was durch das Zusammenzählen gefunden wird, die Summe.

Addison (Joseph), geboren 1661 zu Miston in Wiltshire, starb 1719 zu Hollandhouse bei Kensington. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, ein Geistlicher, und schon im 16ten Jahre bezog er, ein für die Studien glühender Jüngling, die Universität Oxfort. Hier ließ er als Student seine Gedichte, Musae Anglicanae, in lateinischer Sprache erscheinen, welche ihm Ruf und durch diesen hohe Gönner an den Lords Somers, und Montague, Kanzler der Schatzkammer, verschafften. Im Jahr 1695 schrieb er ein Gedicht zur Ehre Wilhelms III., und erhielt dadurch eine jährliche Pension von 400 Pfd. Sterling. Seine Anfangs gehegte Neigung zum geistlichen Stande war verschwunden, und der geweckte Ehrgeiz trieb ihn zu Ehrenstellen, welche nicht für ihn zu passen schienen. Er reiste durch Frankreich und Italien; allein durch vorgefallene Veränderungen im

Ministerium wurde ihm seine Pension nicht mehr ausgezahlt, und er kam 1704 in dürftiger Lage nach England zurück, wo die ganze Nation sich in Freude und Jubel wegen des glorreichen Sieges bei Hochstädt befand, und Addison wurde beauftragt, ihn würdig zu besingen. Noch vor Vollendung dieses Gedichtes wurde er Appellationskommissair, darauf im Jahr 1706 Unterstaatssekretair. Dann folgte er dem Marquis Warton, welcher zum Vicekönig von Irland ernannt worden, und erhielt eine wenig belastende Stelle mit 300 Pfd. Sterl. jährlichen Gehalts. Steele (s. d. Artikel), ein Freund Addisons, gab mit diesem vereint die periodische Schrift: der Plauderer, heraus, statt dieser aber bald darauf den Spectator. Die Beiträge, welche Addison lieferte, machten ihn noch berühmter, sie waren bald Ironie und Satyre auf damals herrschende Narrheiten und Laster, bald betrafen sie ernstere Gegenstände, und beides wußte Addison sehr geschickt in passender Sprache zu behandeln. Sein Trauerspiel: Cato, erschien 1713, ward 35 Mal nacheinander aufgeführt, das erste in seiner Art, welches auf der Londoner Bühne erschien. Diesen Beifall möchte dies Stück jedoch mehr den damls herrschenden politischen Partheien der Whigs und Toris, als seinem eigenen Werthe verdanken. Außer anderen Würden, welche Addison nachher bekleidete, ward er 1717 Staatssekretair. Jedoch nicht gewachsen solchen Lasten, und auf mancherlei Art gekränkt, legte er die Stelle nieder, und lebte noch wenige Zeit. In England beurtheilt man sehr günstig seine Werke, jedoch können wir dieses Urtheil nicht unbedingt nachsprechen. Seine tragische Dichtungen sind oft ohne Werth, und plagen durch Langweile; unter seinen prosaischen Werken zeichnet sich die Reise nach Italien und der Spectator aus. Seine Prosa ist einzig in ihrer Art, und verdient studiert zu werden.

Addreß-Comptoir, Intelligenz-Comptoir, eine Anstalt, durch welche man allerlei Nachrichten zu Jedermanns Wissen bringen, und wieder einziehen kann.

Adel, 1) ein Standesvorzug, den die Geburt oder der Adelsbrief eines Fürsten giebt, durch welchen ein Bürger für einen Edelmann erklärt wird; wie in Deutschland zuerst Kaiser Carl IV. nach dem früher in Frankreich gegebenen Beispiel that. Er wird in hohen und niedern Adel eingetheilt; zu jenem rechnet man Herzoge, Fürsten, Grafen und Dynasten oder Besitzer freier Herrschaften, und zu diesem neue oder Titularbarone oder Freiherren und die gemeinen Edelleute. Auch giebt es einen persönlichen Adel, der gewissen Personen bloß lebenslang und in Absicht auf die von ihnen bekleidete Würde zukommt. Der deutsche Adel war sonst entweder landsässig und einem Landesherrn unterwürfig (welcher der niedere Adel heißt), oder stand unmittelbar unter Kaiser und Reich, und ward der Reichsadel genannt. In Frankreich, wo durch die Revolution der Adel abgeschafft worden war, ist der Adel in der Senatsversammlung am 11. März 1808 nach einem Dekret des Kaisers Napoleon wiederhergestellt worden. Demnach führen die Großwürdenträger Frankreichs, weil sie dies sind, den Titel Prinz und Durchlaucht; Minister, Senatoren, lebenslängliche Staatsräthe, Präsidenten des gesetzgebenden Corps und Erzbischöfe haben den Grafentitel auf Lebenszeit; die Präsidenten der Wahlkollegien in den Departements, der erste Präsident und der Generalprokurator des Cassationsgerichts, die Bischöfe, die Maires der Städte, welche der Krönung beiwohnen können, haben auf Lebenszeit den Titel Baron; die Mitglieder der Ehrenlegion den Titel Ritter (Chevalier). Auch können diese Titel auf die gesetzmäßige, natürliche oder adoptirte männliche Nachkommenschaft nach der Ordnung der Erstgeburt vererbt werden; doch müssen nach den königlichen Ordonanzen vom 25. und 31. August 1817 dem Erben des Herzogs 30.000 Franken, dem Erben des Marquis und Grafen 20.000

des Vicomts und Barons 10.000 Franken jährlicher reiner Einkünfte durch Errichtung eines Majorats gesichert seyn. Die erstgebornen Söhne führen von Rechtswegen den Titel, der dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, der dem Titel ihres ältesten Bruders am nächsten kommt. Nach einer königl. Verordnung vom Oktober 1814 soll aber der Adel bei Mitgliedern der Ehrenlegion erblich in der Familie bleiben, wenn Großvater, Vater, Sohn und Enkel hinter einander Mitglieder der Legion waren.

Adel, ein sandiges, wenig bewohntes Küstenland, von der Meerenge Babsel=Mandeb bis zum Bergebirge Gardafui. Es machte einen unabhängigen Staat unter einem arabischen Fürsten aus, und gehört zu den Ostküstenländern des mittleren Afrika.

Adelepsen, adeliches Gericht und Flecken im hannöverschen Fürstenthum Göttingen, mit 160 Häusern, 1.130 Einw., Trümmern von 2 Schlössern und einer Pfarrkirche, einer davon genannten adelichen Familie gehörig, die hier nur ein Sommerhaus hat. Auf der hiesigen Leinenlegge wurden 1791 399.934 Ellen gezeichnet.

Adelfisch, edler Weißfisch, Gangfisch, Schnäpel, Salmo lavaretus, ein Fisch aus dem Lachsgeschlecht. Dieser Fisch lebt in der Nord- und Ostsee. Er hält sich so lange in der Tiefe auf, bis die Heringe zu laichen anfangen, worauf er in die Höhe kommt, um sich von ihrem Rogen zu sättigen. Seine eigenen Eier werden dagegen, so wie er sie von sich giebt, von der Aesche verschlungen. Die Schiffe, welche auf den Heringsfang ausgehen, fangen auch viel Adelfische, weil sie den Heringen nachziehen. Sie werden 8 bis 10 Zoll lang, und 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund schwer. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend; man salzt sie in Tonnen ein, und räuchert sie.

Adeliche Districte. Unter diesen Namen versteht man in Dänemark die Fräuleinklöster Itzehoe, Preetz, Uetersen und die Herrschaft Breitenburg nebst 30 adelichen Kirchspielen. Sie liegen im Herzogthum Holstein zerstreut, machen fast $\frac{1}{8}$ des Ganzen aus, und zählen gegen 101.300 Einw.

Adelnau, (pol. Odolanow), Stadt in dem gleichnamigen Kreise des königl. preuß. Regierungs-Bezirks Posen und der Provinz Posen; liegt an der schlesischen Gränze, hat 147 Häuser und 1.112 Einw., zwei katholische und eine lutherische Kirche. Der adelnauer Kreis gränzt im N. an den Kreis Pleszow, im O. an Polen, im S. an den Kreis Schildberg, in N. W. an den von Krotoszyn und im W. an Schlesien. Er ist $16_{/47}$ □M. groß und hat 31.718 Einw. in 4 Städten und 111 Dörfern. Mehrere kleine Flüsse bewässern ihn; man hat dort ausgebreitete Waldung, gute Viehzucht, Kleinwild, Fische, Bausteine; Getreide aber nur zur Nothdurft.

Adelsberg, Marktflecken und Sitz des Kreisamtes im gleichnamigen Kreise im Königreich Illyrien, an der Poigk, hat bedeutende Pferdezucht, und ist berühmt wegen der in der Nähe liegenden Höhle, die aus drei übereinander liegenden Grotten besteht, durch deren untere der Poigk rauscht; die obere bildet einen hohen Dom mit merkwürdigen Tropfsteinfiguren. Sie ist über eine Meile lang. Unweit davon liegt die noch sehenswürdigere Magdalenengrotte, 200 Klafter lang, mit vielen Säulen und Figuren von Tropfstein. Der adelsberger Kreis gränzt im N. an Laibach, im O. an Neustädtel, im S. O. an Carlstadt, im S. an Fiume und Istrien, im W. an Görz, und enthält $55\frac{3}{4}$ □M. mit 75.200 Einw. Unter den hohen Bergen sind der Birnbaumerwald, Nanas, Krim, Javornik und das Schneegebirge an der kroatischen Gränze. Die meisten Flüsse verlieren sich in der Erde. Merkwürdig ist noch der Cirknitzer-See und eine Menge Höhlen und Grotten.

Adelung (Johann Christoph), wurde 1732 zu Spantekow in Pommern geboren, und starb im September des Jahrs 1806. Dieser Mann, dessen große Verdienste um die vaterländische Sprache und Literatur Achtung

verdienen, erhielt den ersten Unterricht zu Anklam und zu Klosterbergen bei Magdeburg, und bezog hernach die Universität Halle. Nach Vollendung seiner Studien ward er zuerst 1759 Professor zu Erfurt; er verließ jedoch diese Stelle bald, und zog nach Leipzig, wo er sich ganz den Arbeiten widmete, wodurch er die deutsche Sprache und Litteratur so sehr föderte. Im J. 1787 berief ihn der Kurfürst von Sachsen nach Dresden als Oberbibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek daselbst, mit dem Karakter eines Hofraths, welche Stelle Adelung bis zu seinem Tode bekleidete. Sein grammatisch-kritisches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 — 1786 erschien, ist in Hinsicht der Etymologie, Definitionen und Bedeutung der Wörter vorzüglich, läßt jedoch, in Hinsicht der Schriftsteller, welche er für die Bedeutung anführt, Manches zu wünschen übrig, weil Adelung aus Vorliebe für die obersächsischen Schriftsteller die Andern vernachlässigte. Er verkannte, was Voß und Campe mit Recht, aber zu hart rügen, die Beug- und Bildsamkeit unserer Sprache. Die zweite Auflage, vermehrt mit schätzbaren Zusätzen, läßt jedoch deutlich diese Mängel sehen. Seine übrigen Werke, Grammatiken u. s. w. aufzuzählen, unterlassen wir, und nennen nur noch seinen Mithridates, welchen Vater vollendete.

Adelmannsfelden, eine zwischen Würtemberg und Limburg getheilte Herrschaft, liegt in der Landvogtei am Kocher bei Ellwangen, ist gut angebaut, hat beträchtliche Waldungen, und in 40 Dörfern und Weilern über 2.000 katholische und lutherische Einwohner, die Siebe und andere hölzerne Geräthschaften verfertigen, und viel Garn spinnen. Der Hauptort dieses Namens, ein Dorf an der blinden Roth, hat 410 Einw., 2 Schlösser, eine evangel. Kirche, eine Papiermühle und eine Eisenschmiede.

Aden, L. 20° 30′, Br. 12° 42′, Stadt an einer Bucht, die einen der besten Seehäfen in Arabistan bildet. Sie gehört zu dem Gebiete Bellad und Aden, einem Küstenstriche am arabischen Meere. Die Stadt liegt am Fuße eines vulkanischen Berges, hat meistens Rohrhütten, und nur wenige unansehnliche Häuser von Stein; von ihrer vormaligen Blüthe ist nichts mehr zu sehen, doch treibt sie etwas Handel mit Kaffee und Gummi.

Adenau, Kreisstadt im gleichnamigen Kreise des preuß. Regierungsbezirks Koblenz in der Provinz Niederrhein mit 2 katholischen Kirchen, 150 Häusern und 1.230 Einw., die Leinen- und Wollenweberei treiben. In der Nähe sind Blei- und Eisengruben. Der adenauer Kreis gränzt im N. an den von Ahrweiler, im O. an Mayen, im S. an Kochem und den Regierungsbezirk Trier, im W. an den von Aachen; er hat $8{,}_{38}$ □M. und 19.300 meistens katholische Einwohner, welche in einer Stadt, 3 Marktflecken, 54 Gemeinden und 267 Dörfern wohnen, und 5 Bürgermeistereien ausmachen. Das Eifelgebirg bedeckt die Ostseite, und die Aar und mehrere kleine Bäche bewässern den Kreis. Man hat dort Eisen, Blei, Mauer- und Bruchsteine, Schiefer und Thon. Der Ackerbau ist unbedeutend, hingegen giebt es ansehnliche Vieh- besonders Schaafzucht, man brennt Kohlen und Pottasche. Leinweberei und Wollspinnen machen die Industrie aus.

Adept, ursprünglich ein Solcher, der seine Wissenschaften durch höhere Eingebung erlangt haben will; gewöhnlich heißt Adept ein Goldmacher, ein Mensch, der den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt oder vorgiebt.

Aderbeidshan, eine der besten, fruchtbarsten und angebautesten Provinzen Persiens, nordwestlich von der Provinz Irack; unter den Einwohnern sind viele Feueranbeter. Die Hauptstadt ist Tauris.

Aderlaß, eine künstliche Wegnahme einer Menge Bluts aus den Gefäßen des Körpers mittelst einer deshalb gemachten Wunde. Gewöhnlich wird durch den Schnepper oder durch die Lanzette am Arme oder Fuße eine Blutader geöffnet, seltner die Pulsader an der Stirn. Diesen allgemeinen

Aderlaß unterscheidet man von dem örtlichen, welcher durch Ansetzen von Blutigeln oder Schröpfköpfen geschieht. Celsus spricht von dem Aderlaß, als einem sehr gebräuchlichen Heilmittel; Podalirius ist der erste bekannte Arzt, der durch denselben eine karische Prinzessin herstellte. Sein Nutzen ist am passenden Orte unverkennbar, nichts desto weniger haben von jeher die herrschenden Meinungen in der Arzneiwissenschaft großen Einfluß auf seine überflüssige, häufige oder karge Anwendung gehabt. Lesage spottet darüber in seinem Gilblas.

Adern, Vasa sanguifera, sind überhaupt die Blutgefäße im thierischen Körper oder häutige und muskulöse Kanäle, durch welche die Blutmasse durch alle Theile des Körpers und wieder zurück nach dem Herzen geführt wird. Eine Art derselben ist kegelförmig, und entspringt unmittelbar in der Herzkammer. Diese Adern bringen das Blut aus dem Herzen weiter durch alle Theile des Körpers. Sie haben eine doppelte Bewegung (Schlag, Puls) und heißen deshalb Schlag- oder Pulsadern (Arteriae). Die 2te Art hat eine verkehrt kegelförmige Gestalt. Diese haben keinen Puls, und heißen eigentlich Blutadern (venae). Durch die in ihren Höhlungen befindlichen Ventile oder Klappen unterscheiden sie sich von den Uebrigen. In ihnen fließt das Blut langsamer als in den Schlagadern, weil es aufwärts steigt, und durch die Klappen aufgehalten wird. Unter den Uebrigen sind die Lungenpulsadern (arteriae pulmonales) und die große Pulsader (arteria aorta) die wichtigsten. Die merkwürdigsten Blutadern sind die Hohlader (vena cava) und die Lungenblutadern (venae pulmonales). Sonst nennt man der Aehnlichkeit wegen auch Adern gewisse Kanäle in den Blättern und in andern Theilen der Gewächse. Auch gewisse Fasern und Striemen in Hölzern, in Gesteinen, imgleichen die Gänge der Erze in den Bergwerken.

Aderno, Stadt in Sicilien am westlichen Fuße des Aetna, in der Intendantur Catania. Sie hat ein Kastell, viele Kirchen und Klöster, wovon die Hauptkirche auf einem schönen Platze steht, und von prächtigen Säulen, aus Lava gehauen, getragen wird; sie hat ansehnliche Häuser und 6.700 Einw. Hier stand das alte Adranum, wovon man noch einige Trümmer findet; der Giaraeta (der Simeus der Alten); auch giebt es noch einige Wasserfälle hier.

Adersbach, ein gräfl. von blümeggisches Schloß und Dorf in Böhmen, hat 176 Häuser und 680 Einw.; berühmt durch das adersbacher Gestein, einen labyrinthischen Steinwald, der über eine Meile lang und eine Viertel-Meile breit ist, aus vielen tausend nahe aneinander frei und senkrecht stehenden, 30 bis 40 Ellen hohen und 10, 12 und mehrere Ellen im Umfange dicken, Sandsteinfelsen oder Pileren besteht; mit Bäumensprossen besetzt ist, und von einem Bache, der in einer Felsengrotte einen 30 Ellen hohen Wasserfall bildet, durchflossen wird.

Aderschwamm, ein verwüstender Hausschwamm, Merulius vastator; er wächst in Gebäuden an dem Holzwerke, und vermehrt sich ungeheuer. Wenn man ihm nicht durch Hinwegschaffung des feuchten Holzes und der übrigen Feuchtigkeiten zuvorkommt, so verwüstet er nicht allein den Grund des Gebäudes, sondern steigt auch in die obern Stockwerke. Feuchtigkeit im Grunde und im Holze sind die Ursache davon. Erwachsen ist dieser Schwamm kreisförmig, und hat eine Art von Goldfarbe; er heißt Aderschwamm, weil auf seiner Rückseite Adern befindlich sind.

Adhäsion, das Anhängen, so wird das Anziehen oder die Attraction genannt, wenn zwei Körper, die einander berühren, oder so nahe zusammenkommen, daß nur noch ein kleiner Zwischenraum Statt findet, sich so verbinden, daß eine äußere Kraft erfodert wird, um sie wieder zu trennen, z. B. das Wasser an einem hineingetauchten Finger. Quecksilber hingegen hängt sich

an den Finger nicht an, und es ist ein Beweis, daß die Theilchen desselben stärker zusammenhängen als ihre Neigung ist, sich an einen eingetauchten Körper anzuhängen. Gold, Silber und Blei ziehen das Quecksilber stärker an, als dessen Theilchen untereinander zusammenhängen, da diese Metalle immer von dem Quecksilber benetzt werden. Die Ursache der Adhäsion ist unbekannt und ein allgemeines Gesetz läßt sich darüber nicht annehmen.

Adhäsions-Klage, wenn ein Ehemann die anderweitige Verheirathung seiner von ihm geschiedenen Frau nicht zugeben, sondern wieder mit ihr leben will; oder wenn die Frau sich der Wiederverheirathung des von ihr geschiedenen Mannes widersetzt.

Adimantus, einer von den Befehlshabern der athenienſischen Flotte, die gegen den spartanischen Lysander im 2ten peloponnesischen Kriege fechten sollte. Die Schlacht ging bei Aegos Potamos für Athen verloren. Von der ganzen Flotte, 180 Schiffe stark, entkam nur Konon mit 9 Schiffen, und Adimantus wurde mit den Uebrigen gefangen.

Adiaphora, Handlungen, die weder gut, noch böse sind, und ohne Verletzung des Gewissens in Absicht der Religionsgebräuche geschehen können. Im 16ten Jahrhundert wurden in England diejenigen Lutheraner, welche es mit Melanchthon hielten, Adiaphoristen genannt.

Adjustiren heißt im Handlungswesen eine Sache in Richtigkeit setzen; ferner ein messingenes oder eisernes Gewicht abziehen, daß es mit dem eingeführten Stadtgewichte gleich sey.

Adjustirwage, eine kleine Waage, so bei dem Münzwesen gebraucht wird, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, ehe man sie präget, um zu sehen, ob dieselben zu schwer oder zu leicht sind.

Adjutant ist ein Offizier, der einem höhern Offizier zur Hülfe und Vertheilung seiner Befehle beigegeben ist. Man hat Bataillons- und Regiments-Adjutanten. Außerdem hat jeder General im Verhältniß seiner Anstellung einen oder mehrere Adjutanten, welche in der preußischen Armee einen eigenen Kreis unter dem Namen der Adjutantur bilden. General-Adjutanten hat der oberste Befehlshaber der Armee, im preuß. Staate der König. Aber es giebt außerdem noch Flügeladjutanten, welche den vorigen untergeordnet sind. Oefters werden von Unkundigen die Adjutanten der Generäle ebenfalls Generaladjutanten genannt, welches aber unrichtig ist.

Adler, lat. Aquila. Mit diesem Namen belegt man alle Falken von vorzüglicher Größe. Es gehören demnach alle Adler zum Geschlechte der Falken (Falco). Diese Vögel leben sämmtlich vom Raube, haben einen hakenförmigen, an der Wurzel mit einer Wachshaut versehenen Schnabel, ihr Kopf ist dicht mit Federn besetzt, die Zunge gespalten. Sie haben ein sehr scharfes Gesicht und einen hohen Flug. Das Weibchen ist größer und schöner als das Männchen, wie fast bei allen Raubvögeln. Man unterscheidet Goldadler, Seeadler, Fischadler und Steinadler. Der gemeine hat befiederte Füße, einen platten Kopf und geraden Schwanz. Das Männchen wird 2¾ Fuß, das Weibchen 3½ Fuß lang, und die ausgespannten Flügel des letztern messen 7½ Fuß. Das Gewicht beträgt 18 bis 20 Pfund. Dieser Adler bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika.

Adler. Häufig wird der Adler in der Kunst allegorisch gebraucht. Bei den Griechen und Römern war er der Vogel des Zeus, ein Symbol der Oberherrschaft, weil er König der Vögel ist. In diesem Sinne finden wir ihn auch bei vielen Völkern und Fürsten angewandt. Er war das Sinnbild vieler Städte im Alterthum, und ist es in neuerer Zeit. Von den Hetruriern bekamen ihn die Römer, und er blieb stets ein Attribut der Republik. Bei den Persern kömmt er zuerst als Heerzeichen vor. Bei den Römern war dieses

anfangs von Holz, dann von Silber, unter den Imperatoren von Gold, und jede Legion hatte einen Adler. Späterhin nahmen ihn mehrere Monarchen Europens als ihr Panier an, und noch prangt er in den Wappen Preußens, Ungarns, Siciliens, Sardiniens und mehrerer kleinerer Staaten. In Frankreich wurde er von Napoleon eingeführt; aber seit der Wiederherstellung der Bourbonen wieder abgeschafft. — Der Doppel-Adler kommt zuerst in den Panieren der orientalischen Kaiser vor, welche denselben als ein Symbol ihrer Oberherrschaft über Orient und Occident führten, und jetzt noch strahlt er in den Wappen und Heerfahnen Oesterreichs und Rußlands.

Adlerholz, auch Paradies- und Aloeholz, soll von einem Baume kommen, den man Blindbaum (excoecaria agallocha) nennt. Er gehört zu denjenigen Gewächsen, bei denen die Geschlechter gänzlich getrennt sind, und wo also männliche und weibliche Blüthen auf besondern Stämmen stehen. Der Baum treibt einen kurzen, knotigen und krummen Stamm, seine Wurzeln liegen meistens frei, und seine Aeste enthalten einen milchigen, ätzenden Saft, der Augenschmerzen ja wohl Blindheit verursacht. Im Alter wird der Kern von einer nach Benzoe riechenden Materie durchdrungen, welche dem Harze gleicht, und das Adler oder Aloeholz ausmachen soll, welches man in Apotheken braucht. Man erhält es aus Bomben, Sumatra und Cochinchina, und die Chineser halten es für ein großes Stärkungsmittel, und am Werthe dem Golde gleich.

Adlersteine, Aetites. Diese sonderbaren Steine veranlaßten sonst mancherlei Meinungen. Ihren Namen haben sie daher, weil man sonst glaubte, daß sie von Adlern herrührten, oder doch in ihren Nestern gefunden würden. Sie sind meist rund oder oval, bisweilen dreieckig, und von gelbbrauner Farbe. Inwendig findet man bei den meisten eine Höhle, in welcher öfters klappernde Körner liegen, weßhalb sie auch Klappersteine heißen. Jetzt ist man darüber gewiß, daß sie eisenhaltige Steine sind, die zu den Thoneisensteinen gehören, die man auch Eisenever nennt.

Admete, Tochter des Königs Eurystheus von Mycene; sie verlangte vom Herkules, daß er ihr das Wehrgehenk der Amazonenkönigin Hippolyta bringen sollte, welches er auch glücklich ins Werk richtete.

Admetus. 1) Sohn des Pheres und König von Pherä in Thessalien. Er wohnte dem berühmten Zuge der Argonauten bei; seine Gemahlin war Alcestis, eine Tochter des Pelias. Apollo hütete eine Zeitlang seine Heerden. Als Pelias ihm seine Tochter nicht geben wollte, bis er, einen Löwen und wilden Eber vor seinem Wagen gespannt, zu ihm kommen würde, so bespannte Apollo dem Admetus einen Wagen mit diesen Thieren, und er erhielt seine Geliebte. Diese liebte ihn auch so zärtlich wieder, daß, als Admetus einst krank ward, nnd nach dem Ausspruch des Orakels sterben sollte, wofern nicht jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihete, sie sich heimlich den Göttern als Todesopfer übergab. Sie ward krank und starb. Um eben diese Zeit kam Herkules zu ihm, und erfuhr, was vorgefallen war. Zum Dank für die gute Aufnahme, versprach er seinem Gastfreunde, die geliebte Alcestis dem Orkus wieder zu entreißen. Er that es, und verwandelte die Trauer in allgemeines Entzücken. 2) Ein König der Molosser in Epirus, der zur Zeit des Einfalls des Xerxes in Griechenland regierte. Er blieb in diesem persischen Kriege neutral. Nach dem glücklichen Ausgange desselben bot er Athen ein Bündniß an, das es aber auf eine schimpfliche Art ausschlug. Als Themistokles aus Athen fliehen mußte, nahm er ihn sehr freundlich auf, verweigerte dessen Auslieferung, ungeachtet er mit Krieg bedrohet wurde, und versorgte ihn mit allem Nöthigen, als er nach Persien entfloh.



Admiral bedeutet im Arabischen einen Herrn oder Befehlshaber. Bei den Sarazenen war dieser Titel gewöhnlich; dann gaben ihn die Sicilianer und Genueser zuerst ihren Befehlshabern zur See. Jetzt ist der Admiral bei allen Nationen Europens (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Pascha gebrauchen) in der Marine das, was im Landdienst General bedeutet, der oberste Befehlshaber einer Schiffsflotte. Unter dem Admiral steht der Vice-Admiral und Contre-Admiral; letzterer heißt bei den Niederländern Schout by Nacht, bei den Engländern, wenn er die Arrier-Garde (Nachhut) kommandirt, Rear-Admiral. Die Engländer haben unter den Admiralen noch andere Abstufungen, nämlich der rothen, blauen und weißen Flagge. Groß-Admiral ist der Befehlshaber des ganzen Seewesens, dessen Stelle bei den Engländern der Admiralitäts-Commissair vertritt.

Admiral, einer der schönsten einheimischen Schmetterlinge, aus dem Geschlechte der Tagvögel. Seine ausgebreiteten 2 Zoll langen Flügel sind schwarz-weiß gefleckt und mit hochrother Bude. Auf der Unterseite der Hinterflügel stehen die Zahlen 980 und 780. Die Raupe lebt auf Nesseln.

Admiral, eine sehr schön gezeichnete und kostbare Gattung von Schnekken, die man Kegelschnecken oder Tuten nennt, und deren es 71 Gattungen giebt.

Admiralitäts-Inseln, eine australische Inselgruppe, westlich von Neu-Irland, es sind deren 30; ihre Einwohner sind feindselig gegen Fremde, ihre Farbe ist schwarz, und ihr Haar wollig, ihre Bewaffnung sind Spieße. Kokosnüsse und Schildkröten sind dort häufig.

Admiralsschiff, ein Schiff, welches die Admiralflagge führt. Wenn zwei Kriegsschiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammenkommen, so hat das zuerst eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralsschiffes; das andere, und wenn es auch größer und stärker seyn sollte, gilt nur als Vice-Admiralsschiff.

Admiranten-Inseln, eine Inselgruppe zwischen 4° und 7° südlicher Breite und 70° und 75° der Länge von Ferro; sie sind den Engländern zugehörig mit 500 Einw. Die Sechellen-Inseln werden gewöhnlich dazu genannt, und man sagt: die Admiranten- und Sechellen-Inseln. Sie liegen nördlich von Madagaskar unfern der Ostküste von Afrika. Die bekannteste der Admiranten ist Quebella. Die drei bewohnten der Sechellen haben 6.500 Einw. Auf der Insel Mahe ist ein guter Hafen.

Admodiation, die Schließung eines Kontraktes, wobei sich Jemand verbindlich macht, einen unbestimmten Aufwand auf vorgeschriebene Art für eine festgesetzte Summe zu bewerkstelligen.

Admont, ein Marktflecken im steiermärkischen Kreise Judenburg, an der Ens, mit 107 H. und 824 Einw., hat eine reiche Benediktinerabtei mit einer theologischen Lehranstalt, einem Gymnasium, und eine Hauptschule mit einer schönen Bibliothek und einem Naturalienkabinet; einen Eisenhammer, Eisenbergwerke, eine Stuterei, Sensenschmiede und Salpetersiederei. In der Nähe ist das Bergschloß Röthelstein mit einer großen merkwürdigen Höhle und Eisenwerke am Lichtmeßberge.

Adolph von Nassau wurde als Kaiser 1292 zu Aachen gekrönt. Als ein bloßer Edelmann, ohne Erbländer, aber tapfer, und aus erlauchter Familie gelangte er zum Thron. Dem Betragen Albrechts und den unwürdigen und schimpflichen Verhandlungen mit den Kurfürsten von Köln und Mainz, die ihm Bedingungen auferlegten, welche er als Kaiser nicht erfüllen konnte noch wollte, verdankte er seine Erhebung: kein Wunder, wenn er nun bei diesen seinen ehemaligen Freunden bald die Zielscheibe ihres Hasses wurde. Aus Geldnoth versprach er Eduard I., König von England, um den Preis von 100.000 Pf. Sterling gegen Philipp den Schönen beizustehen;

er war aber nicht unzufrieden, als ihm der Papst diesen Feldzug untersagte. Dieser Umstand sowohl, als auch weil er dem Landgrafen Albrecht, diesem unnatürlichen Vater, sein Thüringen, zum größten Nachtheil von dessen Söhnen, abkaufte, zog ihm die allgemeine Verachtung der Reichsfürsten dergestalt zu, daß das Fürstenkollegium ihn vor sich lud, ihn, da er nicht erschien, einstimmig absetzte, und 1298 Albrecht von Oesterreich auf seine Stelle erwählte. Es entspann sich darob ein Krieg, in welchem Adolph bei Gellnheim anfänglich einiges Glück hatte, aber bald nachher, überlistet, durch Albrechts Schwerdt den Tod fand 1298.

Adonia ist der Name eines Festes, welches zu Ehren des Adonis gefeiert wurde. Seinen Ursprung nahm es in Phönicien und Syrien, als dem Schauplatze der Begebenheit zwischen Adonis und der Venus, von da es zu den Persern und vorzüglich nach Griechenland gebracht worden. Es dauerte 8 Tage, davon die 7 ersten in großer Traurigkeit und kläglichen Geberden der Weiber zugebracht wurden; den letzten aber feierten sie mit der größten Wonne, zum Andenken der Lebendigmachung des Adonis durch die Proserpina.

Adonis, ein schöner Jüngling, den Venus liebte. Als er auf der Jagd von einem Eber tödtlich verwundet wurde, bahnte sich die Göttin durch dornige Rosengebüsche einen Weg zu seinem Leichnam, und verwandelte diesen in eine Anemone. Die Göttin hatte sich indessen an den Rosenbüschen blutig geritzt; von ihrem Blute wurden nun die weißen Rosen dieser Gebüsche in rothe verwandelt. Figürlich sagt man von einem schönen Jüngling: er ist ein Adonis.

Adonischer Vers besteht aus einem Daktylus und einem Spondaeus und befindet sich am Ende jeder Sapphischen Strophe.

Adoption, die gesetzliche Annahme einer fremden Person an Kindes- oder Enkelsstatt, welche dem Adoptirenden die väterliche Gewalt über den Adoptirten erwirbt, wenn er ein Ascendent desselben ist. Obgleich diese Handlung jetzt selten vorkommt, weil die väterliche Gewalt nicht die Vortheile wie bei den Römern verschafft, so ist sie deswegen nicht aufgehoben. Es wird dazu sowohl die Einwilligung des leiblichen Vaters, als der Person, die man adoptiren will, erfodert, wenigstens darf letztere nicht widersprechen, und es können daher auch Kinder adoptirt werden. Wird eine Person, die nicht mehr in väterlicher Gewalt steht, an Kindesstatt angenommen, so nennt man dies eine Arrogation.

Adorf, eine schriftsäßige Stadt an der Elster, zum Amte Voigtsberg des königl. sächsischen voigtländischen Kreises, mit 290 Häusern und 2.100 Einw., worunter sich viele Baumwollenweber und Fabrikanten musikalischer Instrumente befinden.

Adour (der große), ein Fluß im südlichen Frankreich, entspringt bei Tremoula in den Gebirgen der obern Pyrenäen, wird bei Grenade schiffbar, nimmt die Flüsse Gave de Pau, Bidouze, Arrat und Nive auf, strömt Bayonne vorbei, wo er zwischen der Stadt und Citadelle einen Haven bildet, und fällt nach einem Laufe von 33 Meilen unterhalb derselben in den atlantischen Ocean.

Adowa, Stadt in der Provinz Tigre in Abyssinien, mit 800 Häusern von Bruchsteinen mit kegelförmigen Dächern, worunter der Pallast des Vice-Königs ist, in welchem viele Gefangene geschlossen aufbewahrt werden. Die 8.000 Einw. verfertigen Pergament und viel grobes baumwollenes Tuch (letzteres dient als Münze, womit die Oberhäupter ihren Tribut bezahlen). In der Gegend ärntet man jährlich drei Mal.

Adora, Bisamkraut, ist eine Pflanzengattung mit 8 Staubfäden und 4 Staubwegen; ihr Blumenkelch, aus 2 Blättchen bestehend, ist unter der

Frucht, auf ihr die Blumenkrone, welche in 4 bis 5 Theile gespaltet ist; die mit dem Blumenkelche verwachsene Beere hat 4 bis 5 Fächer. Linné hat nur eine einzige Art derselben, welcher er den Beinamen Moschatellina giebt.

Adramit, eine offene türkische Stadt an der Westküste von Natolien, der Insel Mitylene gegenüber.

Adramyttium, eine beträchtliche Stadt in Mysien, am Fluße Caicus. Sie gab einem berühmten Meerbusen am ägäischen Meere den Namen.

Adranum, eine Stadt mitten in Sicilien, vom Tyrannen Dionysius erbaut, wahrscheinlich das jetzige Aterno, in dem Val di Demona, zwischen dem Aetna und dem Flusse Jaretta.

Adrastea, war bei den Griechen dieselbe Göttin, wie die Nemesis. Adrastea bedeutet an sich eine Unentfliehbare, eine Immerwirksame; sie ist die Göttin mit Maaß und Zaum, die den schwarzen Neid hinweg treibt, eine Tochter des Oceans und der Nacht, oder nach Plutarch des Jupiters und der Nothwendigkeit. Nach dem letztern ist sie die einzige Furie, die Vollzieherin der göttlichen Rache. Man findet sie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, auch mit einem Rade abgebildet.

Adrastea, Stadt in Mysien am Propontus zwischen Parium und Priapus, östlich von Lampsakus. Es war eine sehr alte Stadt, wo die Nemesis zuerst einen Tempel hatte.

Adrastus, 1) Sohn des Talaus und der Eurynome, König von Argos. Ein Orakel befahl ihm, seine beiden Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben. Dieser Ausspruch wurde erfüllt, als Polynices, der Bruder des Königs Eteokles von Theben, mit einer Löwenhaut um die Schultern, und Tydeus, der wegen eines Mords aus Kalydon flüchten mußte, mit der Haut eines wilden Schweines, zu ihm kamen; dem Polynices gab er die Argia und dem Tydeus die Deipyle zur Gemahlin. Auch versprach er nebst Tydeus dem Polynices, mit ihm gegen seinen Bruder, der ihn widerrechtlich des Antheils der Krone beraubt hatte, auszuziehen. Alle drei schlossen also ein Bündniß gegen Theben, welchem noch vier griechische Fürsten beitraten. Allein sie kamen alle um, außer Adrastus, den sein schnelles Pferd rettete. Doch hielt dieses Mißgeschick den Adrastus nicht ab, einen neuen Krieg zu wagen, er munterte die Söhne der gebliebenen Fürsten dazu auf, und 10 Jahre nach dem ersten Zuge ging es aufs Neue vor Theben; die Stadt wurde nach einem blutigen Gefechte eingenommen und verwüstet; aber Aegialeus, Adrastus Sohn, kam dabei ums Leben, worüber sich der alte Vater zu Tode grämte. 2) Adrastus, von Aphrodisias in Karien gebürtig, berühmt durch seine Kenntnisse in der Mathematik. Er war ein Anhänger der reinen peripatetischen Philosophie, und lebte im 2ten Jahrh. nach Chr.

Adria, (L. 29° 43′ 40″, Br. 45° 2′ 57) Stadt, Bischofs-Sitz und Distrikts-Hauptort in der Delegation Polesina des Gouvernements Venedig, am Kanal Bianco, hat eine Kathedrale, eine Pfarr-, 3 Kloster-Kirchen und 9.690 Einw. mit vielen Gerbereien. Die Luft ist hier sehr ungesund, weshalb der Bischof gewöhnlich in Rovigo sich aufhält. Die Ruinen des alten] Adria sind theils vom Wasser, theils von dem Erdreich bedeckt, welches der südwärts von der Stadt sich ausmündende Po ansetzt. In den Vorstädten und auf dem Felde stößt man beim Nachgraben im Boden, bei einer Tiefe von 6 Fuß, häufig auf Säulen, Marmor, Gewölbe, Fußböden ꝛc.

Adrian, (Aelius) ein Vetter und Nachfolger des Kaisers Trajan; sein militärischer Muth entwickelte sich frühe in ihm, und erhob ihn bald zu den bedeutendsten Posten des Reichs. Er war Befehlshaber der Armeen im Orient, und ward im J. Chr. 117 als Kaiser ausgerufen. Jetzt war seine erste Sorge

mit den Parthern Friede zu schließen, und dem Chosroas alle seine Provinzen wiederzugeben, die Trajan ihm genommen hatte, eine weise Politik, um die Parther unter der Botmäßigkeit der Römer zu halten, besonders da er anderwärts die Hände voll bekam; denn die Juden hatten in Libyen und Aegypten fürchterlich gehauset; Lycien und Palästina hatten sich empört; ein Theil von Großbrittannien das Joch abgeschüttelt, und die Mauren und Sarmaten wagten verwüstende Streifereien in die Gränzprovinzen seines Reichs. Nach geschlossenem Frieden nahm er die Ehre des Triumphs nicht an, sondern ließ sie dem Bildniß des Trajan widerfahren. Er glaubte, das Reich sei nicht sein, sondern des Volkes Eigenthum, und darum erließ er ihm alles, was es 16 Jahr dem Fiscus schuldig war; diese Freigebigkeit machte, daß das Volk sagte „er habe das ganze Reich bereichert." Er hielt es für seine Pflicht, alten vornehmen, durch Unglücksfälle verarmten Familien wieder aufzuhelfen, und er wies die Fonds an zur Erziehung der Kinder armer Eltern. Ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Rom zog er wider die Alanen, Sarmaten und Dacier, und steckte ihren Feindseligkeiten das Ziel; alsdann besuchte er die Provinzen seines Reichs, ließ sich überall Rechenschaft über die Verwaltung der Städte und Provinzen ablegen, that den Mißbräuchen Einhalt, ließ die in Verfall gerathenen Staatsgebäude herstellen, neue prächtige aufrichten, und erleichterte, wo er hinkam, seine Völker durch Verminderung der Abgaben oder durch die Freigebigkeit seiner Geschenke. Immer reisete er zu Fuß an der Spitze seiner Truppen; dem Regen, Schnee, der Sonnenhitze bloßgestellt, kampirte, aß und trank er mit ihnen, alle Unbequemlichkeiten ihres Berufs theilend, und schien nichts weiter als der erste Soldat des Reichs zu seyn. Er war so sehr ein Volksmann, daß er selbst in den Bädern sich unter dasselbe mischte. Wie Trajan lebte er mit seinen Freunden auf ganz vertraulichem Fuße. Gegen die Christen hatte eine grausame Verfolgung statt gefunden; allein auf die Vorstellungen einiger Beamten verboth er nicht nur dieselben der Religion wegen zu verfolgen, sondern auch ihre Verläumder zu bestrafen. Schade, daß dieser Kaiser in der Folge so manchen Flecken auf seinem Rufe hinterlassen durch die Erbauung einer Stadt in Aegypten zur Ehre des Antinous, eines wunderschönen Jünglings aus Bithynien, zu dem er eine entehrende Liebe trug, so wie durch seinen aufs Neue gefaßten Haß gegen die Christen, indem er zu Jerusalem auf der Stelle der Auferstehung Christi Jupiters Bildniß, und auf dem Calvariberg jenes der Venus errichten ließ. Er starb zu Baja in Campanien, 62 Jahr alt, 138 n. Chr.

Adrian (Päpste). Adrian I., ein Römer, lebte 772—795, ein Zeitgenosse Carls des Großen, der ihn gegen die Verfolgungen des Lombardenkönigs Desiderius schützte, des Pipins Schenkung bestätigte, und noch mehr dazu gab. Auf der zweiten zu Nicäa gehaltenen Kirchenversammlung bestätigte er die gegen die Bilderstürmer geschehenen Aussprüche. Er war ein Mann von kräftigem, römischem Karakter und strengem Lebenswandel. Carl der Große verfertigte ihm selbst eine Grabschrift. Adrian IV., ein Engländer, Namens Nicolaus Breakspear, stieg vom Mönchen unter Eugen III. zum Cardinal und Legaten in Norwegen, und nach dessen Tod auf den römischen Stuhl 1154. Er that die Römer und den König Wilhelm von Sizilien in den Bann, mit dem er sogar einen Krieg führte, der sich aber doch 1156 friedlich endigte. Indessen mißbilligte Kaiser Friedrich I. diesen Frieden mit Wilhelm, und jetzt steigerte Adrian dessen Erbitterung durch seine übermüthige Sprache, und hetzte die Lombarden auf. Er starb aber in der Mitte dieses Streites 1159 zu Anagni. Adrian VI., geb. zu Utrecht 1459, wurde Professor der Theologie in Löwen. Kaiser Maximilian wählte ihn zum Erzieher seines Enkels, des Erzherzogs Carl. Ferdinand der Katholische, bei welchem er Gesandter gewesen war, gab ihm das Bisthum

Tortosa. Nach dem Tode Ferdinands wurde er Cardinal und Regent von Spanien, doch war er als solcher bei den Spaniern nicht beliebt. 1522 wurde er Papst. Er wollte den römischen Hof selbst und das Kirchenwesen reformiren, aber er war dem Geiste seiner Zeit nicht gewachsen, und den Cardinälen war überdies eine solche Reform höchlich verhaßt. Seine Bemühungen gegen Luther fruchteten nur sehr wenig, und so starb er, wenn gleich ein Biedermann im vollesten Sinne des Wortes, von Niemand betrauert 1523.

Adrianopel, 44°9′ L. 41°47′ B. zweite Hauptstadt des türkischen Reichs, in der Provinz Rum-Ili an der schiffbaren Maritza, welche hier die Tundscha und Arda aufnimmt, mit Mauern, 1 Citadelle, 12 Thürmen, 11 Thoren, 40 prächtigen Moscheen, worunter 9 Dschamis (mit vielen sind Krankenhäuser, Kirchen für Arme, Medressé, Bäder ꝛc. verbunden), einem Serail des Großherrn, 10 griechischen Kirchen, einem Zeughaus, 24 Medressé (hohen Schulen), 3 Koranlesehäusern, 13 Hanen (Quartieren für Reisende), Basars, 22 Bädern, 450 Gärten (die durch Schöpfräder gewässert werden), einer Wasserleitung, die 52 Springbrunnen und 16 Brunnenhäuser versieht, 13 Brücken, 16.000 Häusern und 100.000 Einwohnern, worunter 30.000 Griechen, 1.000 Armenier Juden; Sitz eines griechischen Erzbischofs, wichtige Seiden- und Lederfabriken, türkische Garnfärberei, Gerbereien, Teppichweberei, Handlung durch den Hafen Enos befördert. In alten Zeiten hieß sie Uscadama, und war die Hauptstadt der Bessen, eines thracischen Volks. Den neuern Namen erhielt sie vom Kaiser Adrian, der sie erneuerte. Im Jahre 1360 nahm der Sultan Murad I. sie mehr mit List als mit Gewalt ein, auch ernannte er für sie und seine andern Eroberungen in Europa einen Beglerbeg oder Statthalter von Rum-Ili. Seit Sultan Solyman I. im Jahre 1402 war sie die Residenz, bis Muhamed II. im Jahre 1453 Constantinopel eroberte, und diese Stadt zum Sitz des Reichs machte. Auch jetzt halten sich die Sultane zuweilen noch hier auf, zum Vergnügen, oder bei Unruhen in Constantinopel. Ein beträchtlicher Theil der Stadt brannte am 12. Januar 1816 ab.

Adriatisches Meer, ein Busen des mittelländischen Meeres, welcher wieder mehrere große Meerbusen bildet, nämlich den Meerbusen von Venedig, Triest, den von Fiume oder den Meerbusen Kurewert, die Bucht von Cattaro und den Busen von Monfredonia. An der Küste Dalmaziens hat dieses Meer viele Inseln, wenige aber an Italiens Küste. Seine Oberfläche mag gegen 3.700 geogr. □Meilen betragen. Es führt diesen Namen bis zum Cap Leuca an der Küste von Neapel. Ehemals vermählte sich der Doge von Venedig zum Zeichen der Oberherrschaft jährlich mit diesem Meere, indem er unter großen und glänzenden Ceremonien einen Ring in dasselbe warf.

Adula nannte man bei den Römern den höchsten Bergrücken der Alpen, welcher den Gotthardsberg, Lukmannin und Furka nebst andern Alpen in sich begriff, und auf welchem eine Menge Flüsse, insbesondere der Rhein, die Rhone und der Ticino, ihren Ursprung haben.

Advisjacht, ein Schnellsegler zur Ueberbringung von Nachrichten; sie begleitet gewöhnlich die spanische Silberflotte, um von den Kaufleuten aus den vielen Handelsplätzen in Amerika Nachrichten nach Havanna zu bringen.

Advokat (von advocare, herbeirufen, gleichsam zur Hülfe), Anwalt, Sachwalter, ist ein Rechtsgelehrter, welcher mündlich und schriftlich die juristischen Angelegenheiten streitender Parteien gegen eine in den Gesetzen meistens bestimmte Belohnung besorgt. Bekanntlich müssen die Advokaten vor ihrer Zulassung zur Advokatur eine Probe von ihrer Geschicklichkeit ablegen. Sie sind von den Prokuratoren darin unterschieden, daß sie Rechtsgelehrte seyn müssen, und ihre Clienten nicht vorstellen, sondern ihnen nur zu Rathgebern dienen, und durch schriftliche Ausfertigungen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchen. Wenn sie eine Nachlässigkeit oder gar das Verbrechen der Prävarika-

tion begehen, indem sie zugleich dem Gegentheil dienen, so können ihre Clienten den Regreß an sie nehmen, und sich in den meisten Fällen in den vorigen Stand wieder einsetzen lassen. Bei den Römern unterzogen sich die berühmtesten Redner und Staatsmänner dem Geschäft, die Rechte Anderer zu vertheidigen, besonders wenn es Criminalsachen betraf, und überließen den Prokuratoren die Besorgung der minderwichtigen und bürgerlichen Rechtsangelegenheiten. — In der Sprache des Mittelalters bedeutet das Wort Advokat einen Voigt oder Schutzherrn. In dieser Bedeutung hieß der deutsche Kaiser Advokat der Christenheit, des päpstlichen Stuhls ꝛc.

Aeaces, von Samos, hatte die Obergewalt über diese Insel an sich gerissen, besaß große Reichthümer, und war Vater des berühmten Polykrates, nachherigen Tyrannen von Samos, lebte ums Jahr 540 vor Chr. Geb.

Aeacides, Sohn des Arybas, Königs in Epirus. Er folgte nicht gleich seinem Vater in der Regierung, sondern erst nach seinem Vetter Alexander, dem Sohne des Neoptolemus, Bruder des Arybas, als dieser 326 Jahr vor Chr. Geb. in Italien ums Leben kam. Er wurde von den Epirern des Throns entsetzt, und starb im Exil. Sein Sohn war der durch seine Kriege mit den Römern so berühmte Pyrrhus.

Aeacus, ein Sohn Jupiters und der Aegina, der Tochter des Flußgottes Asopus. Jupiter verwandelte sie in eine Insel, um sie der Rache ihres zürnenden Vaters zu entreißen. Ueber diese Insel nun regierte nachher Aeacus. Er war ein außerordentlich gerechter Fürst, und bei den Göttern so beliebt, daß sein Gebet einst Griechenland von einer großen Dürre und Hungersnoth befreiete. Ein andermal verwüstete eine Pest die Insel Aegina, weil Juno das Wasser derselben durch eine große Schlange hatte vergiften lassen. Aeacus rief den Jupiter um Hülfe an, und darauf sahe er im Traume aus einer alten Eiche eine Menge Ameisen hervorkriechen, die in Menschen verwandelt wurden. Den folgenden Tag war das Wunder wirklich geschehen, und seine Insel war volkreicher als je. Man nannte daher vom griechischen Worte Myrmex, eine Ameise, die neuen Einwohner Myrmidonier. Seine Gemahlin war Endeis, mit welcher er den Peleus und Telamon zeugte. Sie wurden von ihrem Vater verbannt, weil sie ihren Bruder Phokus, den Aeacus mit der Nereide Psammathe gezeugt, umgebracht hatten. Wegen der Gerechtigkeitsliebe dieses Fürsten, machen ihn die Dichter zu einem der drei Richter der Unterwelt, dem insbesondere die Vollstreckung der Belohnungen und Strafen zugeschrieben wird. Man stellt ihn, wie die übrigen beiden Höllenrichter, auf einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter vor; sein eigenthümliches Kennzeichen aber ist der Höllenschlüssel, den ihm Pluto anvertraut hatte.

Aechmagoras, ein Sohn des Herkules und der Phillone, Tochter des Alcimedon. Dieser band den Knaben mit seiner Mutter, und legte sie den wilden Thieren vor. Herkules aber reiste zum Glück vorbei, wurde von einer Aelster, die das Weinen des Kindes nachahmte, aufmerksam gemacht, befreiete beide, und gab der benachbarten Quelle den Namen Cissa, welches Aelster bedeutet.

Aedon 1) eine Tochter des Pandareus und Gemahlin des Polytechnus. Beide Eheleute lebten so glücklich mit einander, daß sie sich seliger priesen, als den Jupiter und die Juno. Dadurch wurde diese zur Rache gereizt, daß sie der Eris den Auftrag gab, jene Eheleute unglücklich zu machen. Auf Eingebung der Eris foderte Aedon ihren Gemahl zur Wette auf, ob er eher einen Weberstuhl, oder sie ein gewisses Gewebe vollenden würde, und wer den Sieg davon trüge, sollte vom andern eine Sklavin zum Geschenk bekommen. Aedon gewann, und Polytechnus ging darauf zu ihrem Vater nach Ephesus, erbat sich von ihm die Begleitung der jüngsten Tochter Chelidonis, unter dem

Vorwande, daß ihre Schwester sie zu sehen wünsche, that dieser auf dem Wege Gewalt an, bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie sich ihrer Schwester zu erkennen geben, oder das ihr Geschehene erzählen würde, und übergab sie, als er nach Hause kam, seiner Gemahlin als Sklavin. Chelidonis schwieg aus Furcht, brach aber einst an einem Brunnen, als sie sich einsam glaubte, in laute Klagen aus, und wurde von der Aedon belauscht. Die Schwestern erkannten sich, und rächten sich dadurch, daß sie dem Polytechnus seinen einzigen Sohn Itys zu essen gaben, und sich dann zum Pandareus flüchteten. Polytechnus verfolgte sie bis dahin, wurde aber ergriffen, gefesselt, nackend mit Honig bestrichen, und so den Insekten auf freiem Felde Preis gegeben. Aedons Liebe war jedoch nicht ganz erloschen; sie verjagte die Fliegen von ihrem Gemahle, und wäre deswegen bald selbst von Pandareus umgebracht worden, wenn nicht Jupiter die ganze Familie inzwischen verwandelt hätte: nämlich den Pandareus in einen Meeradler, seine Gattin in einen Eisvogel, ihren Sohn in einen Wiedehopf, den Polytechnus in einen Pelikan, die Aedon in eine Nachtigall, und die Chelidonis in eine Schwalbe. (Aedon und Chelidon bedeutet im Griechischen Nachtigall und Schwalbe.) 2) Aedon, Tochter des Pandareus, eines Sohns des Merops, und Gemahlin des Königs Zethus, Amphions Bruders. Sie hatte nur einen Sohn Itylus, und beneidete daher ihre Schwägerin Niobe wegen ihrer zahlreichen Familie. Sie entschloß sich sogar, den ältesten Sohn derselben zu tödten, der mit dem Itylus erzogen wurde, und mit ihm in demselben Bette schlief; allein sie ermordete statt dessen ihren eignen Sohn. Aus Verzweiflung nahm sie sich das Leben; nach Homer aber wurde sie in eine Nachtigall verwandelt, und beklagte als solche unaufhörlich ihren geliebten Itylus.

Aeeta oder Aeetes, ein Sohn der Sonne und der Perseis, einer Tochter des Oceans; er war König in Colchis, wo Phryxus das goldene Vließ in einem geweiheten Haine aufgehängt hatte. Dieses Vließ (Schätze, welche Phryxus auf seiner Flucht nach Colchis gebracht hatte) zu erbeuten, war das Ziel aller damaligen Helden Griechenlands. Endlich entschloß sich Jason, dies Abenteuer zu bestehen, und unternahm mit mehreren Helden den so berühmten Argonautenzug. Aeetes war schon durch einen Traum von der Ankunft der Argonauten benachrichtigt, und nicht wenig dadurch erschreckt worden, weil, nach einem Orakelspruche, sein Leben vom Besitz des goldnen Vließes abhing. Jason verlangte durch gütliche Unterhandlung die Auslieferung des Vließes, und Aeetes war unter folgenden Bedingungen bereit dazu, wenn er zwei flammenspeienden Stieren mit ehernen Füßen und Hörnern (ein Geschenk des Vulkans) ein Joch anlegen, sie vor einen diamantenen Pflug spannen, und vier Morgen ungepflügtes, dem Mars geheiligtes Feld mit ihnen umackern, dann die von Phryxus mitgebrachten Drachenzähne des Kadmus in die Furchen streuen, die daraus hervorwachsenden Helden besiegen und umbringen, endlich den Drachen, der das goldne Vließ bewachte, bekämpfen und erlegen, und dieses alles in Einem Tage verrichten könnte. Jason ging diese Bedingungen ein, nachdem er sich mit Medea, des Aeetes Tochter, einer großen Zauberin, in ein Einverständniß eingelassen hatte, die ihn mit Zaubermitteln zu dieser gefahrvollen Unternehmung versah. Mit Anbruch des Tages versammelten sich Jason und seine Gefährten, Aeetes und eine große Menge Volks auf dem Felde des Mars. Das Tagewerk begann, und Jason mit Medeens Zauberkräften ausgerüstet, erfüllte alle Bedingungen des Königes. Dennoch verzog Aeetes die Uebergabe des Schatzes, und wollte die Argonauten mit List verderben; aber Medea entdeckte es dem Jason, und flüchtete heimlich mit ihm und den übrigen Argonauten bei Nacht aus Colchis und entkam glücklich. Aeetes wurde in der Folge von seinem Bruder vom Throne verdrängt; Medea kam endlich, nach

mancherlei Schicksalen, unbekannt nach Colchis zurück, tödtete den Thronräuber, und half ihrem Vater wieder zu seinem Reiche. — Des Aeetes Gemahlin war Idyia, mit welcher er die Medea zeugte, seine Schwester aber die bekannte Circe.

Aega, eine Tochter des Olenus, eines Sohns vom Vulkan, erzog mit ihrer Schwester Helice den Jupiter, und wurde nebst ihr unter die Sterne versetzt.

Aegatische Inseln, 29° 59′ — 30° 7′ O. L. 37° 59′ — 38° 6′ N. B. Inselgruppe im Westen von Sicilien, deren, außer einigen Klippen, 3 sind: Favagana mit dem Schloß S. Catharina, fruchtbar, Maretimo mit einem Schloß für Staatsgefangene, und Levenzo. Der Einwohner sind 12.000.

Aegeon oder Aegaeon, einer von den hundertarmigen Riesen mit fünfzig Köpfen, ein Sohn des Uranus und der Erde. Sobald sie geboren waren, stürzte sie ihr Vater Uranus, der ihre Macht fürchtete, gefesselt wieder in die Nacht des Tartarus hinab. Als nachher Jupiter und die neuen Götter den zehnjährigen Krieg mit den Titanen begannen, befreiete sie Jupiter aus ihrem Kerker, und bat um ihren Beistand; er erhielt ihn, und trug mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen davon. Aegeon hieß er aber eigentlich nur in der Menschensprache, in der Göttersprache war sein Name Briareus. Wahrscheinlich heißt bei Homer Göttersprache so viel als alte Sprache, und Menschensprache so viel, als die neuere gewöhnliche Sprache, wie dieses durch mehrere Beispiele bei ihm bestätigt wird. Vom Briareus und Aegeon erzählt Homer noch, daß, als Juno, Neptun und Minerva (oder richtiger Apollo) den Jupiter binden wollten, Thetis den Briareus aus der Tiefe des Meeres heraufgeholt habe, um den Gott zu schützen. Dieser habe sich darauf neben Jupiter gesetzt, und die andern Götter hätten es nun nicht gewagt, sich an ihrem Beherrscher zu vergreifen. Briareus nebst den übrigen Centimanen bewachte auch die Titanen im Tartarus.

Aeger, Eger, fischreicher und tiefer See im Canton Zug in der Schweiz, der durch den forellenreichen Lorenzfluß mit dem Zugersee zusammenhängt. Am See liegt das Dorf Ober-Aegeri, in welchem sich die Gemeine Aegeri versammelt; 1 Stunde davon liegt Unter-Aegeri.

Aegeus, zehnter König von Athen, vom Ogyges an gerechnet, ein Sohn Pandions II., verjagte nebst seinen Brüdern die Metioniden, die sich des Throns unrechtmäßiger Weise bemächtigt hatten, und bestieg denselben. Darüber warfen seine Brüder einen unauslöschlichen Haß auf ihn; besonders da er, wie man glaubte, nur ein adoptirter Sohn des Pandions war. Sie fingen allerhand Meutereien an; vor andern beunruhigten ihn die Pallanditen, die 50 Söhne des einen Bruders Pallas. Mit Aethra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözene, zeugte er den Theseus, welchen er nicht in Athen, sondern in Trözene heimlich erziehen ließ, weil er, um die Pallanditen zurückzuhalten, ihnen die Hoffnung lassen wollte, ihn, als einen Kinderlosen, nach seinem Tode zu beerben. Um aber seinen Sohn einst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise aus Trözene ein Schwerdt, und verschiedene andere Zeichen unter einem Felsstück, welche Theseus, sobald es Zeit wäre, ihm das Geheimniß seiner Geburt zu entdecken, ihm nach Athen bringen sollte. Dieser zeichnete sich indessen schon als einen der muthigsten Helden aus. Sobald er seine Geburt erfuhr, eilte er mit dem Zeichen nach Athen, wurde anfangs für einen Betrüger gehalten, und war in Gefahr, als solcher das Leben zu verlieren; endlich aber erkannte ihn sein Vater, erklärte ihn öffentlich für seinen Nachfolger, und die sich empörenden Pallantiden wurden zerstreut. Darauf befreiete Theseus die Athener von dem schimpflichen Tribut, den sie dem König Minos von Creta geben

mußten; er vergaß aber vor Freuden bei seiner Rückkehr die weiße Flagge aufzustecken, wie er mit seinem Vater Abrede genommen hatte, welcher sich, als er das Schiff mit einer schwarzen Flagge erblickte, vor Schmerz in die See stürzte, und dadurch dem Theseus den Weg zur Krone bahnte. Von diesem Unglücksfall bekam das Meer den Namen des ägäischen. Noch ist zu merken, daß Jasons verstoßne Gattin Medea, am Hofe des Aegeus eine Zuflucht fand.

Aegidius von Viterbo, General des Augustiner-Ordens und Cardinal, blühte in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. Schon in früher Jugend hatte er in seinen Gedichten Proben eines gebildeten Geschmacks abgelegt; in reiferen Jahren aber legte er sich auf ernstere Wissenschaften. Er war ein Mann von reifer Beurtheilungskraft, erstaunlicher Belesenheit und ganz untadelhafter Sitten. Diese seltenen Eigenschaften erhoben ihn zu den höchsten Kirchenwürden, und zogen ihn allgemeine Verehrung und Bewunderung zu. Im J. 1512 eröffnete er unter Papst Julius II. die lateranischen Kirchenversammlung. Leo X., dessen vertraute Freundschaft er genoß, und vorzüglichster Rathgeber in den wichtigsten Angelenheiten er war, sandte ihn als Nuntius nach Deutschland, erhob ihn 1517 zum Cardinal, und sandte ihn dann als Legat nach Spanien. Er starb zu Rom 1532, und hinterließ, außer vielen andern Schriften, auch einen Commentar über die drei ersten Capitel des Genesis

Aegimius, ein König der Dorier, führte einen nachtheiligen Krieg mit dem Coronus, Anführer der Lapithen, einem thessalischen Volke, er rief daher den Herkules zu Hülfe, und versprach für seinen Beistand ihm einen Theil des Landes abzutreten. Herkules siegte, und Aegimius nahm nun dessen Sohn Hyllus an Kindesstatt an, unter dessen Anführung die Heracliden und Dorier den ersten Zug nach dem Peloponnes unternahmen.

Aegina, Tochter des Flußgottes Asopus. Jupiter zeugte mit ihr unter der Gestalt einer Feuerflamme den Aeacus und Rhadamanthus, nachdem er sie nach der Insel Oenone entführt hatte, welche hernach von ihr den Namen Aegina erhielt. Diese Insel lag im saronischen Meerbusen, der Stadt Epidaurus in Argolis gegenüber. Sie war ehemals außerordentlich bevölkert, indem man allein 470.000 Sklaven darauf zählte, unerachtet sie klein kaum 15 deutsche Meilen im Umkreise — und der Boden unfruchtbar und sandig ist. Sie machte einen eignen Staat aus, und Handlung war der vorzüglichste Nahrungszweig der Einwohner. Anfangs hatte sie eigene Könige, unter denen sich Aeacus vorzüglich auszeichnete. Nachher mußte sie sich den Epidauriern unterwerfen, von denen sie sich aber zu Lykurgs Zeiten wieder befreiete. Der Umstand, daß die Aegineter zwei Götterbilder vom wilden Oelbaum bei dieser Gelegenheit raubten, reizte die Athenienser, die Insel grausam zu behandeln. Indessen wurde der Flor Aeginens, den ihr Handlung und Schifffahrt verschaffte, immer größer; es hatte vortreffliche Erzfabriken; man prägte daselbst das erste Geld, und hatte einen eignen Münz- und Gewichtfuß. Im persischen Kriege war die Flotte der Aegineter bei Salamis 30 Schiffe stark, und trug den Preis der Tapferkeit davon. Im Anfange des peloponnesischen Krieges wurde die Insel von den Atheniensern erobert, und die Einwohner daraus vertrieben, welche die Spartaner sodann in die Landschaft Zynaria versetzten. Nach geendigtem Kriege kehrten sie zwar in ihr Vaterland zurück, gelangten aber nie wieder zu dem ehemaligen Wohlstande. Die Hauptstadt der Insel heißt ebenfalls Aegina; sie hatte 2 Häfen, und war ringsumher mit Klippen umgeben. In der Hauptstadt ist das Aeaceum merkwürdig, und der Tempel des Panhellenischen Jupiters auf einem Berge; beide waren Denkmäler der Begebenheit, da einst Aea-

eus durch sein Gebet ganz Griechenland von einer außerordentlichen Dürre befreiete. Während seines Wohlstandes sandte Aegina auch Kolonien aus; die Stadt Cydon in Creta wurde durch sie verschönert, und zu Naucratis in Aegypten dem Jupiter ein prächtiger Tempel gebauet.

Aeginetische Kunst und Kunstwerke. Die Trennung der beiden Hauptstämme von Hellas, des dorischen und jonischen, erstreckte sich nicht nur auf Sprache und Sitten, sondern sie stehen auch in der Kunst: der Bau-, Dicht- und Bildnerkunst gewissermaaßen einander gegenüber. In der letzten ist die attische, von der jonischen herrührend und der ägyptischen verwandt, besonders ausgezeichnet durch das Herrliche, das Ideale. Von der dorischen ist die äginetische Kunst ein Zweig. Pausimis nennt uns den Smilis als äginetischen Dädalus, einen Zeitgenossen des Dädalus, und Winkelmann schloß hieraus zuerst das Daseyn einer alten Kunstschule in Aegina. Im Jahre 1811 vereinigte sich eine Gesellschaft deutscher und brittischer Kunstfreunde, um unter andern den Tempel des panhellenischen Zeus auf Aegina zu untersuchen, und architektonisch aufzunehmen. Dieses Unternehmen ward plötzlich durch einen Fund mehrerer unschätzbarer Kunstwerke belohnt, welche einst den östlichen und westlichen Giebel dieses Tempels geschmückt hatten, der Kronprinz von Baiern kaufte 1812 diese Werke. So ward Winkelmanns Behauptung bestätigt. Der Tempel, von Aeacus erbaut, gehört zu den herrlichsten Ruinen der dorischen Baukunst, aber der Styl dieser Bildwerke erhält einen ganz ausgezeichneten Karakter, durch das allertreueste und genaueste Nachbilden der Natur, welches bis zur Täuschung, zu einer Schauerregenden Natürlichkeit geht. Der gefundenen Kunstwerke sind 17, und man kann sie eintheilen, a. in geradestehende, bekleidete weibliche, b. kämpfende, c. knieende, d. liegende oder verwundete Krieger. Unter den ersten ist die Pallas die größte, sie ist über Lebensgröße, die andern sind unter diesem Maaß. Keine Spur des Idealen herrscht in diesen Werken, alle Zufälligkeiten der Natur sind ausgedrückt. Die Figuren sind schlank, schmal von Hüften, auffallend lang von Beinen, die Gewänder kunstreich und trefflich gearbeitet. Die Köpfe scheinen auf eine frühere Epoche zu deuten, und alle sehen sich ähnlich, scheinen jedoch nicht von einem Künstler, wohl aber zu Einer Zeit verfertigt worden zu seyn. Sie sind alle aus dem parischen Marmor, den man Grechetto nennt. Außer dem obengenannten Smilis, dem Stifter dieser Schule, sind folgende noch ausgezeichnete Künstler: Kallon zwischen der 60sten und 70sten Olympiade Anaxagores, welcher die Bildsäule des Zeus, der nach der Schlacht bei Platäa zu Olympia aufgestellt wurde, verfertigte, und Simon, Zeitgenossen des Phidias; Glaucias und Onatas, welche um Ol. 78 blühten.

Aeginus, von Spoleto. Er war der erste, welcher die Büchersammlung von Apollodorus 1550 zu Rom nach den Handschriften des Vatikans herausgab, den Text gleichwohl mitunter etwas willkührlich verbesserte. Dem Original fügte er eine lateinische Uebersetzung nebst Bemerkungen bei, welche eine tiefe Gelehrsamkeit verrathen.

Aegira, eine Stadt in Achaja, 12 Stadien vom Meere, ehedem Hyperesia genannt, nachher Aegira, als sich die Einwohner von Aegä daselbst niederließen. Man erzählt, daß einst bei einem Angriff der Sikyoner die Einwohner nicht genug Soldaten entgegenstellen konnten, und daher auf den Einfall geriethen, einer großen Menge Ziegen Fackeln zwischen die Hörner zu binden, und sie bei Nacht vor sich her zu treiben. Die Feinde hielten sie für Hülfsvölker und zogen sich zurück. Auch war daselbst ein Orakel, das durchs Loos die Zukunft offenbarte.

Aegis, ein feuerspeiendes Ungeheuer, das viele Länder verwüstete, und endlich von der Minerva erlegt wurde; aus seiner Haut machte sie ihr Schild,

die Aegide, oder, nach Andern, ihren Panzer. Aegis auch der Name des Schilds (Panzers der Minerva). Der leuchtende prächtige Schild mit dem, Tod drohenden, Medusenhaupte, war umgeben mit dem Schrecken und der Zwietracht, der Stärke und der wilden Mordlust. Hundert goldene Quasten zierten den Schild; Furcht, Angst und Bestürzung überfiel ihre Feinde beim Anblick desselben, und muthiger und tapfer fühlten sich ihre Lieblinge und Freunde. Vordem hieß jeder Brustharnisch der Götter, und besonders der des Jupiters, Aegis, und wahrscheinlich rührt die Benennung aus Libyen her, wo man ein Ziegenfell über den Kleidern trug, welches die Griechen ebenfalls Aegis nannten.

Aegisthus, Sohn des Thyestes und Beherrscher des südlichen Theils von Mycene, ermordete Agamemnons Vater, Atreus, und verführte die Gemahlin des erstern, Klytämnestra. Als Agamemnon von Troja zurückkehrte, ermordete ihn Aegisthus mit allen seinen Gefährten, bemächtigte sich seines ganzen Reichs, und heirathete Klytämnestra. Nach einer siebenjährigen Regierung aber wurde er von Orestes, dem Sohn Agamemnons, nebst der Klytämnestra ermordet. Dieses Schicksal war ihm lange vorher schon von Merkur verkündigt worden, wenn er Klytämnestra verführen würde.

Aegium, eine der zwölf Städte Achaja's, und zwar, nach dem Untergange von Helice, die vornehmste. In dem, dem Jupiter geweiheten Haine Aenarium, nahe bei dieser Stadt, wurden die Versammlungen des Achäischen Bundes jährlich zweimal gehalten.

Aegle, 1) eine von den Hesperiden, welche die goldnen Aepfel in den Gärten der Hesperiden bewahrten; sie waren Töchter der Nacht. 2) Eine Tochter des Helios, sie beweinte mit ihren beiden Schwestern den Tod ihres Bruders Phaëton am Flusse Eridanus so lange, bis sie zusammen in Pappelbäume verwandelt wurden. Aber auch jetzt noch weinten sie, und ihre Thränen verhärteten in der Fluth zu dem durchsichtigen Bernstein.

Aegypten, von den Arabern Mezr oder Mizr, von den Kopten Chemi und von den Türken El-Kabit genannt, türkische Provinz in Nordafrika, 45—55° O. L. 12—32° N. B., gränzt im Norden an das mittelländische Meer, im Osten an Arabien, womit es durch die sandige Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arabischen Meerbusen, im Süden an Nubien, im Westen an die Sahara und Berberei, und enthält 8.795 □Meilen, wovon aber nur 860 in dem 125 Meilen langen Nilthale des Anbaus fähig sind. Von den meistens kahlen Gebirgen von Kosseir, Suez rc. zieht sich eins von Süden nach Norden längs dem arabischen Meerbusen hin, und 2 andere zu beiden Seiten des Nils, des einzigen Flusses, der das Land von Süden nach Norden durchströmt, an der Gränze von Niederägypten sich in 2 Arme theilt, durch welche das Delta gebildet wird, und in verschiedenen (7) Armen ins mittelländische Meer fällt. Durch den 6 Monate dauernden tropischen Regen steigt er regelmäßig in der letzten Hälfte des Juni, erreicht bis in die Mitte des August eine Höhe von 16 Ellen, bedeckt 2—3 Meilen weit alles niedrig liegende Land, und wird durch die nun geöffneten Schleusen auch in entferntere Gegenden geleitet, wohin er für sich selbst nicht steigen würde. Im September erreicht der Fluß seine größte Höhe von 22 Ellen, und fällt dann wieder in demselben Verhältniß bis in den Dezember. Er befeuchtet dann nicht nur das heiße Land, wo es wenig regnet, sondern befruchtet es auch durch den zurückgelassenen fetten Schlamm. Die Einwohner bestellen nun ohne weitere Düngung das Feld, das ganze Thal grünt, und im April ist die Ernte vorüber. Aber nun vernichtet die brennende Sonne alles Grün, und einige künstlich bewässerte Gegenden ausgenommen, sieht das Auge nichts als eine dürre Wiese. Außer diesem Fluß hat Aegypten noch die Seen Birket

Karum (Möris), Mariut, Madie, Mensale und die Salz- oder Natrumseen. Das Klima ist sehr heiß, und nur in Niederägypten etwas gemäßigt. Man hat nur 2 Jahreszeiten; der Sommer vom April bis November ist drückend heiß mit immer heiterm Himmel; im Frühling ist es am Tage heiß, und des Nachts kühl. Sehr gefährlich sind der Südwind Chamsin (Samum), der gewöhnlich innerhalb der nächsten 50 Tage nach der Frühlingsnachtgleiche kommt; die Pest und die durch den leichten, weißen, von jedem Wind in den dürren Monaten erhobenen, Staub verursachten Augenkrankheiten, weswegen man viele Blinde findet. Der Boden ist größtentheils sandig und dürre, und nur die vom Nil überschwemmten Thäler sind fruchtbar. Zu den Produkten gehören: Alabaster, Marmor, Porphyr, Granit, Salpeter, Salmiak, Natrum; Getreide, Reis, Hirse, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Melonen, Arbusen, Zuckerrohr, Lotus, Kalamus, Papierstaude, Flachs, Hanf, Sennesblätter, Bollen, Saflor, Alhenna, Sesam, Indigo, Aloe, Jalappe, Koloquinten, Sode, Kardamomen, Baumwolle, Obst, Südfrüchte, Wälder von Palmbäumen, Sykomoren, Tamarinden, Kassienund Acacienbäumen, (Mangel an Brennholz); Rindvieh, Büffel, Esel, Pferde, Kameele, Schaafe mit Fettschwänzen, Hunde, Katzen, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis, Hühner, Fische, Krokodille, Flußpferde, Ichneumons, Schlangen, Scorpione ꝛc. — Die Einwohner, 3½ Mill., sind Kopten, Ueberbleibsel der alten Aegypter und Christen, etwa 140.000; Türken, die herrschende Nation; Araber, die zahlreichsten und in Fellahs oder Ackerbauer, und Beduinen (Bedewi) oder Nomaden getheilt; Mameluken, auf der kaukasischen Landenge geraubte Christenkinder, die den muhamedanischen Glauben angenommen haben; Juden, Armenier, Griechen und Europäer. Die herrschende Religion ist die muhamedanische; die Kopten haben einen Patriarchen zu Kahira. Künste und Wissenschaften werden sehr schlecht betrieben; doch ist zu Kahira eine hohe Schule. Ackerbau; Bienen- und Hünerzucht, Flachs-, Hanf-, Seide- und Baumwollenweberei, Bereitung von Salmiak, Tapeten, Leder, Glas, Töpferwaaren ꝛc. sind die Hauptbeschäftigungen. Wichtiger ist der Handel. Ausgeführt werden: Getreide (vormals nach Italien, jetzt nach Constantinopel), Reis, Hanf, Baumwolle, Saflor, Sennesblätter, Zucker, Natrum, Salmiak, Wachs, Häute, Leinwand ꝛc. Auch der Zwischenhandel mit arabischem Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub und Specereien ist bedeutend, und wird durch die Karawanen nach Aethiopien, Syrien, Arabien ꝛc. betrieben. Kahira ist der Mittelpunkt dieses Handels, so wie Alexandrien, Damiate, Rosette und Suez die vorzüglichsten Häfen. — Aegypten hatte lange seine eigene Regenten, die Pharaonen; dann kam es durch Cyrus und Cambyses an die Perser, und durch Alexander den Großen an die Macedonier. Nach dessen Tode ward einer seiner Feldherren im J. 332 v. Chr. Besitzer des Landes, und seine Nachfolger heißen von ihm die Ptolemäer. Cleopatrens Selbstmord nach des Octavius Sieg bei Actium veranlaßte, daß Aegypten im J. 30 v. Chr. eine römische Provinz ward, und es 670 Jahre lang blieb. Im J. 640 eroberte der Kalife Omar durch seinen Feldherrn Amru das Land, und bald bildete sich hier ein von den Kalifen unabhängiges arabisches Reich, das aber 1254 in die Hände der Mameluken fiel. Diese furchtbaren Despoten beherrschten das Land unter eigenen Fürsten, bis der türkische Sultan Selim I. im J. 1517 den letzten Mameluken-Sultan Tumanbai besiegte, und das Land durch Capitulation an sich brachte, nach welcher die Mameluken aus ihrer Mitte die Beys oder Obervorsteher wählten, welche die 24 Sandschakschaften oder Kaschefsike, in welche Aegypten getheilt wurde, unter der Aufsicht des vom Kaiser gesetzten Pascha be-

herrschten, der den kaiserlichen, ohne die Nebenvortheile auf eine Million Thaler geschätzten, Tribut seinem Gebieter jährlich übersandte. Aber bei der immer zunehmenden innern Schwäche des türkischen Reichs wurden die Beys bald unumschränkte Gebieter ihrer Bezirke; einige vereinigten mehrere derselben, gehorchten dem Pascha nur, wenn es ihnen gefiel, drückten die Landesbewohner und die Europäer, welche der Handel ins Land führte, und bekriegten öfters die Pforte, deren Heere nur durch ihre Gegenwart Gehorsam erzwangen. Auch regierten in Oberägypten ganz unabhängige Scheikhs. Durch die französische Unternehmung unter Buonaparte im J. 1798 nach Aegypten ward keine bleibende Veränderung in dieser Lage der Dinge bewirkt. Zwar schlug er die vereinigten Beys, und machte sich zum Besitzer des größten Theils vom Lande; aber die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir, die vergebliche Belagerung von St. Jean d'Acre nach der türkischen Kriegserklärung, die Flucht Buonaparte's, die Ermordung des Generals Kleber, die siegreichen Fortschritte der Engländer und Türken, und die Capitulation des Generals Abdallah Menou am 2ten September 1800 endigten diese Unternehmung, die ihren politischen Zweck, die Engländer aus Ostindien zu verjagen, verfehlte, aber für die Wissenschaften, namentlich für die Alterthumskunde, Geschichte und Geographie, höchst wichtige Resultate hatte. Seitdem herrschen hier wieder die Türken, und ihr Pascha ist seit der Ermordung der Beys und vieler Mameluken am 1ten März 1811 unbeschränkter Regent des Landes; nur in Oberägypten sind verschiedene arabische Scheikhs ganz unabhängig. Die Einkünfte der Pforte belaufen sich regelmäßig auf 600.000 Sultaninen oder etwa 4.000 Beutel baares Geld, 36.000 Maaß Reiß. 45.642 Ctn. Zucker, 250 Ctn. Pfeffer, 370 Ctn. Kaneel, 190 Ctn. Ingwer, 250 Ctn. Cassia, 900 Ctn. Zinn, 6 Ctn. Sennesblätter, 1.200 Ctn. Mukaronen, 40 Ctn. allerlei Gewürz, 309 Ctn. Quinquina, 809 Ctn. Okas Tamarinden, 2.000 Maaß Erbsen, 2.600 Maaß Linsen, 1.900 Ctn. Hanf ꝛc. Das Militär soll aus 20.000 Mann Cavallerie und 14.000 Janitscharen bestehen. — Das Land wird in Ober= (Said), Mittel= (Wostani) und Unterägypten (Bahri) und diese wieder in 12 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt ist Kahira.

Aegyptier. Diese sind eins der ältesten Völker der Erde, deren Ursprung sich aber in Dunkelheit verliert. Den biblischen Angaben zu Folge, ließ sich nach der Sündfluth zuerst ein Stamm Chamiten in Oberägypten, dem südlichen Theile des Landes, nieder, zu welcher Zeit Niederägypten, oder das sogenannte Delta, noch ein bloßer Sumpf war, und verbreitete sich von da nach Mittelägypten. Allein andere Nachrichten führen den Ursprung dieses Volks noch höher hinauf, da Aegypten um 1966 vor Chr. oder zu Abrahams Zeiten schon einen gebildeten Staat ausmachte, und 2887 vor Chr. (lange vor der erwähnten Einwanderung der Chamiten) das Sonnenjahr schon daselbst eingeführt wurde. Ueberdies läßt sich aus mehreren Gründen wahrscheinlich schließen, daß Aegypten von Aethiopien aus bevölkert worden ist. Nach Herodot hatten die alten Aegypter Wollhaar und eine dunkelbraune, d. h. durch das Klima nur etwas gebleichte Negerfarbe; die ältesten Denkmäler ihrer Kunst tragen die deutlichsten Spuren des Negerprofils, und endlich haben auch die äthiopische und ägyptische Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit einander, so daß man offenbar sieht, daß letztere eine Tochter der erstern ist. Höchstwahrscheinlich war Aethiopien früher policirt, als Aegypten; denn nach einer alten Sage, die durch eine dabei angeführte astronomische Beobachtung gewissermaaßen Bestätigung erhält, war schon um 3362 vor Chr. der ältere Hermes (der ägyptische Thoth) von Babylon nach Aethiopien gekommen, hatte dieses Land kultivirt, die Buchstabenschrift eingeführt, und die Anfangsgründe der Astronomie gelehrt; und bald nach diesem scheint die erste Einwanderung einer äthiopischen Kolonie in Oberägypten

geschehen zu seyn. Jedoch muß darum Aegypten nicht allein von Aethiopien bevölkert worden seyn; die Geschichte Aegyptens zeigt vielmehr, vom frühesten Alterthume an, die sichersten Spuren öfterer Einwanderungen auswärtiger Stämme aus mehreren Gegenden. Nicht allein die an der Gränze wohnenden Nomaden, sondern auch phönicische, arabische, sogar griechische Hirtenvölker schlugen ihre Wohnsitze darin auf. Wem ist wenigstens nicht bekannt, daß die damals noch als Nomaden lebenden Israeliten unter Joseph hieher kamen, und eine geraume Zeit daselbst wohnten? Wahrscheinlich sind die Israeliten mit den von Profanscribenten genannten Hycsis einerlei. Joseph, der die Würde eines Major domus in Mittelägypten bekleidete, gab seinen Landsleuten zum Nachtheil der Eingebornen sehr viele Vorrechte; daher diese ganz unter der Herrschaft der Hirtenvölker zu stehen glaubten. Als aber Mittelägypten von Oberägypten überwältigt wurde, da mußten endlich die Israeliten unter Moses auswandern. Die Geschichte Aegyptens vor Alexander zerfällt in zwei Perioden, deren erste das mythologische Zeitalter bis auf Psammetich 670 vor Chr. umfaßt; die zweite geht von da bis auf die Eroberung Alexanders. Man war von jeher gewohnt, sich Aegypten als ein einziges, zusammenhängendes Reich zu denken; diese Idee ist jetzt aber unwidersprechlich widerlegt worden, und man hat bewiesen, daß Aegypten in den frühern Zeiten mehrere gleichzeitige Staaten enthielt, die nur zuweilen in einen großen Staat vereinigt waren. Manetho nennt in Ober- und Mittelägypten, von der Südgränze an gerechnet, die Staaten von Elephantine, Theben oder Diospolis, This (nachher Abydus), Heracleopolis und Memphis, und späterhin in Unterägypten oder Delta die Staaten von Danis, Bubastus, Mendes, Sabonnytus und Sais. Keines dieser Reiche dauerte ununterbrochen fort, sondern wurde bald durch, uns unbekannte, Revolutionen vernichtet, bald blühete es unter glücklichern Auspicien wieder auf. Theben und Memphis waren die größten und dauerhaftesten. Als einen der Regenten, unter welchem Aegypten ganz vereinigt war, nennt uns die Geschichte den Sesostris oder Sethos. Er erhob den Staat auf einen höhern Grad der Kultur. Die politischen und religiösen Einrichtungen dieses mächtigen Eroberers zeichneten sein Reich vor allen Andern aus. Nach ihm hatte Aegypten einige Könige, bis Kambyses, Despot von Persien, es seinem Scepter unterwarf; allein seine Nachfolger blieben nicht lange in ungestörtem Besitz desselben, weil die persischen Sitten und der Despotismus der Könige, womit sie den Aegyptiern persische Gebräuche und Religion aufdringen wollten, dieses Volk zu sehr empörten. Es riß sich also mehrere Male los, gerieth jedoch unter die Botmäßigkeit des macedonischen Alexanders, dessen General Ptolemäus ein blühendes Königreich aus dem Lande machte, das seine Nachfolger ruhig besaßen, weil sie sich mehr nach den Nationaleigenheiten der Aegyptier zu bequemen wußten. Insbesondere wurde Aegypten in dieser Periode einer der blühendsten Handelsstaaten, dessen Verkehr sich beinahe über die ganze, damals bekannte, Welt erstreckte. Endlich bezwangen es die Römer, die es durch Statthalter regieren ließen. — Die Aegypter waren ein von allen andern Völkern durch ihre Sitten und Gebräuche ausgezeichnetes Volk. Sie waren, nach Herodot, in 7 Klassen oder Kasten getheilt: in Priester, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibende, Dolmetscher und Schiffer. Diese ganze Abtheilung hatte theils ihren Grund im Lokalen, theils in der Politik des herrschenden Priesterstammes. Was das erste betrifft, so waren manche Gegenden Aegyptens so beschaffen, daß sie nur eine einzige bestimmte Lebensart erlaubten, oder wenigstens zur einträglichsten machten, z. B. die Gebirge und das sumpfige Delta verstatteten allein das Hirtenleben; die Gegenden am Nil machten das Fischer- und Schiffergewerbe am Einträglichsten. Diese durch das Lokale schon bewirkte Absonderung beförderte nun die Politik aus mehrern Ursachen. 1) Um

das Nomadenleben zu verdrängen, und die Einwohner an feste Wohnsitze zu gewöhnen, mußte die schärfste Gränzlinie zwischen Ackerleuten und Hirten gezogen werden; 2) die Bildung der mittlern Klassen bewirkten theils das Bedürfniß, theils zufällige Zeitumstände, wie z. B. bei der spätern Kaste der Dolmetscher, die frühern Kasten der Krieger und Schiffer; 3) die ganze Kasteneintheilung war, wenn man auf Aegyptens individuelle Lage Rücksicht nimmt, sehr vernünftig, nützlich und einfach. Es wurde dadurch Ordnung in der innern Organisation der Staaten befördert, und bei der damaligen Einfachheit der Lebensart mußte die Anzahl der Gewerbe, also auch der Kasten, immer sehr einfach bleiben. Diese Kasten nun waren nicht das, was man bei uns Zünfte nennt, sondern Völkerstämme, die ursprünglich durch das Lokale und nachher durch Politik zu einer bestimmten Lebensart gebracht waren. Jede Kaste war erblich, und keiner durfte aus einer in die andere übergehen. — Die erstere und vornehmste Kaste war die Priesterkaste. Diese war unstreitig äthiopischer Abkunft, indem der Handel zuerst eine Kolonie dieses Stammes nach Theben gebracht zu haben scheint. Sie fanden hier, nach den eigenen Aussagen der Aegyptier, das Land von wilden Nomaden bewohnt; diese lehrten sie den Ackerbau, brachten sie dadurch zu festen Wohnsitzen, und stifteten so die verschiedenen Staaten Aegyptens, welche also insgesammt nichts anders als Priesterstaaten waren, wie wir sie in Aethiopien, wo diese Art von Verfassung ihren Ursprung hat, kennen lernen werden. Da sich die Zweige des ersten Priesterstammes über ganz Aegypten verbreiteten, so war diese Kaste in allen ägyptischen Städten einheimisch; ihre Hauptplätze blieben aber die Hauptstädte der ägyptischen, wo sich auch die Haupttempel fanden. Jeder Priester mußte in dem Dienste irgend eines Gottes seyn, oder zu irgend einem Tempel gehören. Auch hierin fand die strengste Erblichkeit Statt. Denn wer einmal zu dem Dienste dieses oder jenes Gottes gehörte, mußte für sich und seine ganze Nachkommenschaft dabei bleiben, und durfte zu keinem andern übergehen. Der Grund davon war der, weil zu jedem Tempel große Ländereien gehörten, deren Einkünfte die Priester des Tempels zogen, weil sie von ihren Vorfahrern, die den Tempel erbauet, die benachbarten Stämme sich unterworfen, und das Land urbar gemacht hatten, auf die Nachkommen gleichsam als ein unveräußerliches Erbgut gekommen waren. Die zu einem Tempel gehörige Priesterschaft hatte einen Oberpriester, dessen Stelle ebenfalls erblich war. Die Oberpriester in den Hauptstädten Aegyptens waren die ersten und höchsten, gleichsam erbliche Fürsten, die ähnliche Vorzüge, als der König, genossen. Sie führten den Titel Piromis d. i. der Edle und Gute. Aus den Priestern wurden alle Staatsbedienungen besetzt, selbst der König war aus ihrer Mitte; sie waren im ausschließenden Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse, aus ihnen nahm man daher Aerzte, Richter, Zeichendeuter, Baumeister u. s. w. Jeder Hauptort Aegyptens hatte einen Haupttempel, dessen Gottheit auch die Schutzgottheit des Orts war. Diese Haupttempel waren die frühesten Niederlassungen der Priesterschaft an dem Orte, woran auch die Herrschaft des erwachsenen Staats geknüpft war. Die Einkünfte der Priester waren keine Besoldungen vom Staate oder Könige, sondern sie zogen sie aus den weitläuftigen Grundstücken, die zu jedem Tempel, als das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Niederlassung, gehörten. Diese Ländereien wurden verpachtet; der Zins davon machte den gemeinschaftlichen Schatz des Tempels aus, und diente, die Bedürfnisse der ganzen zugehörigen Priesterschaft zu bestreiten. Außerdem hatten auch die Priester noch Privatvermögen, sowohl an Geld, als Ländereien. Ein eigenthümlicher Zug im Karakter der Priester war höchste Reinlichkeit des Körpers und Kleidung, worin sie dem Volke das vollkommenste Beispiel gaben. Täglich wurde zweimal gebadet, und das Haar sorgfältig geschoren, um das Ungeziefer abzuhalten; die Kleidung war reines Leinen. Die zweite Kaste war die

der Soldaten. Diese waren nach Herodot ebenfalls ein eigener Volksstamm, und zwar einer der vorzüglichsten; sie wohnten in gewissen Nomen oder Distrikten. Zur Zeit ihrer größten Macht waren sie über 400.000 Mann stark. Ihre Bestimmung war ebenfalls erblich. Nächst den Priestern waren sie die alleinigen Landeigenthümer; jeder hatte 12 Acker Landes, die seinen Sold ausmachten. Sie theilten sich in die Hermotybier und Calasirier, vermuthlich zwei ursprünglich verschiedene, einheimische Stämme, die auch in abgesonderten Distrikten wohnten. Von beiden bildeten 1.000 Mann, die jährlich abwechselten, die Leibwache des Königs. Auch wurden sie als Besatzungen in die Gränzplätze verlegt. Ihre Wohnplätze waren alle in Mittelägypten, und sie scheinen daher vorzüglich dem Staate Memphis, der der mächtigste unter ihnen war, angehört zu haben. — Was die übrigen Kasten betrifft, so wissen wir nicht, ob und welche Rangordnung unter ihnen Statt fand, außer daß die Hirten die niedrigsten waren. Wir nennen hier zuerst die Kaste der gewerbetreibenden Bürger. Sie begriff die Handwerker, Krämer, Künstler und Kaufleute, war, wie natürlich, sehr zahlreich, und bildete sich erst bei zunehmender Kultur. Jedem aus dieser Kaste stand es frei, was er für ein bürgerliches Gewerbe treiben wollte, so daß also die einzelnen Gewerbe nicht erblich waren, wie man sonst wohl behauptet hat. Zu dieser Klasse gehörten auch die Ackerleute. Da indessen in den niedern Klassen keine Landeigenthümer waren, sondern die Felder von ihnen nur verpachtet wurden, so gab es wohl in allen niedern Klassen Ackerleute, die Hirtenkaste etwa ausgenommen. Sie waren also wenigstens keine eigene Kaste. — Die Kaste der Schiffer bestand nicht aus Seeschiffern (denn vor Psammetich wenigstens hatte Aegypten keine Seeschifffahrt), sondern aus Nilschiffern. Sie waren wahrscheinlich die Nachkommen von den ältesten Bewohnern des Nils. Die Kaste der Dolmetscher entstand erst im Zeitalter Psammetichs. Dieser Fürst wollte Aegypten nach Griechenland bilden, und ließ daher eine große Anzahl Kinder von Griechen in der griechischen Sprache und in griechischen Sitten unterrichten, deren Nachkommen dann die genannte Kaste ausmachten. Man muß Dieses aus dem Hasse der Nation gegen alles Neue und Fremde erklären, so daß also die griechisch erzogenen Kinder gleichsam von den übrigen Kasten ausgestoßen wurden, und daher eine eigene bilden mußten, aus welcher sie nicht wieder heraustreten konnten. Nun nennt Herodot noch zwei Klassen, die Rinder- und Sauhirten, welche Diodor zusammen unter dem Namen der Hirten begreift. Von beiden giebt er uns keine nähere Umstände an. Es läßt sich aber mit aller Wahrscheinlichkeit wohl Folgendes darüber sagen. Die Bewohner der Gränzen des Nilthales nach Osten zu, am Fuß der arabischen Gebirge, hatten zwar feste Wohnsitze; allein sie machten doch Viehzucht zu ihrem vornehmsten, wo nicht einzigen Geschäft. Diese nun machten die Kaste der Rinderhirten aus. Sie wurden wegen ihrer immer noch nomadischen Lebensart als natürliche Feinde betrachtet, die man nur duldete, weil man mußte, und daher mit allgemeinem Haß und Verachtung belegte. Zu ihnen gehörten auch die Stämme in den sumpfigen Gegenden des Delta, die auch noch Halb-Barbaren und Räuber waren. Ganz unrein und verachtet war die Kaste der Schweinhirten, die aus einem einheimischen Stamme bestand, dem alle Vermischung mit andern, selbst der Zutritt zu den Tempeln, verboten war, weil das Schwein selbst als unrein betrachtet wurde. Da man indessen an einem gewissen Feste dem Osiris in jedem Hause ein Schwein opferte, und auch die Schweine bei der Aussaat über das Feld zu treiben pflegte, um das Korn niederzutreten, so war diese Kaste unentbehrlich. — Ueber die Verächtlichkeit des Hirtenstandes müssen wir noch etwas im Allgemeinen hinzufügen. Es ist nämlich zu bemerken, daß sie in der ersten Bildung der ägyptischen Staaten schon ihren Grund hatte. Wollten die ersten Staatenstifter ihre Herrschaft dauerhaft machen, so mußten sie das Volk

nothwendig vom Nomadenleben ab, und zum Ackerbauen führen. Diesem suchten sie daher so viel Achtung zu verschaffen, als möglich, und boten zu dem Ende Religion (wo bekanntlich die meisten Gottheiten Beziehung auf den Ackerbau hatten) und Politik auf, um ihren Zweck zu erreichen. Die Religion lehrte den Ackerbau verehren; die Politik setzte den Hirtenstand zum verächtlichsten herab. Man hielt die Hirten für unrein, durfte sich nicht mit ihnen durch Heirathen vermischen, und zwang sie, in abgesonderten Stämmen zu bleiben. Den Israeliten erlaubte man zwar anfangs das Hirtenleben, aber nachdem eine andere Dynastie empor gekommen war, so wollte man sie zwingen, Städte zu bauen, und das Nomadenleben zu verlassen, und dieser Zwang bewog sie zum Auswandern. Außer der Eintheilung des Volks in Kasten, ist auch noch die Eintheilung des Landes in Nomen merkwürdig. Diese Eintheilung war sehr alt, und wird von den Aegyptiern selbst dem Sesostris beigelegt. Ueber die Anzahl der Nomen sind die alten Schriftsteller nicht einig; sie war aber ziemlich beträchtlich, und da in jedem Nomos fast ein eigener Religionskultus herrschte, so machte dieser Umstand den Gedanken sehr wahrscheinlich, daß Nomos ursprünglich eine eigene Niederlassung der Priesterkaste mit dem zugehörigen Gebiete war. Die einzelnen Nomos waren daher anfangs eben so viele unabhängige Priesterstaaten, und sie werden nur dann erst als Provinzen des ganzen Reichs erwähnt, als Aegypten unter einem Herrscher, welcher wahrscheinlich Sesostris war, zu einem großen Reiche verbunden wurde. Die Könige Aegyptens waren von den Priestern bald mehr, bald weniger eingeschränkt, je nachdem ihr Karakter und die Zeitumstände waren. Der Karakter des Volks war düster und melancholisch, unstreitig eine Folge ihres Klimas, wo die Sonne beständig brennt, und der Gang der Natur selbst einförmiger und beständiger, als in andern Himmelsstrichen zu seyn scheint. Dabei waren sie stolz und prahlerisch, und hatten den Eigendünkel, sich für das klügste und erste Volk der Erde zu halten. Ihren ungeheuern Jahrzahlen indessen, während welcher sie schon existirt zu haben vorgeben, liegen bloß kleinere Zeitbestimmungen zum Grunde, vornehmlich Monate, nach denen man vor Einführung des Sonnenjahrs rechnete. Was die Religion und Philosophie der Aegyptier betrifft, so muß man, um ihren wahren Zustand zu bestimmen, sich ganz in das alte Aegypten, seiner Geschichte, geographischen Lage und Naturgeschichte nach, versetzen, weil beide damit sehr genau zusammenhängen, und dann die verschiedenen Zeitperioden unterscheiden, in denen beide wesentliche Abänderungen erlitten. Anders war die ägyptische Religion und Philosophie vor Moses, anders von Moses bis auf Herodot, und immer mehr von ihrem alten Gepränge abweichend von Herodot bis zum Zeitalter der Ptolemäer und der römischen Herrschaft. Das wichtigste Hülfsmittel dazu ist ein richtiger Begriff von der Hieroglyphenschrift der Aegyptier. Die älteste Religion der Aegyptier vor Moses war unstreitig nichts anders, als was sie bei so vielen alten Völkern war: Verehrung der Himmelskörper, besonders der Sonne und des Mondes, die man für lebende, willkührlich handelnde Wesen hielt, die Einfluß auf die Erde und ihre Bewohner hätten. Die Idee der Göttlichkeit dieser Körper bewirkte bald die sorgfältigste Beobachtung jeder Veränderung in ihrem Laufe, und sie wurden unter den Namen Osiris und Isis die Hauptgottheiten der Nation. Mit ihnen brachte man den Nil in ein sehr nahes Verhältniß, da dessen Ueberschwemmung, wovon die Nahrung und der Wohlstand der Aegyptier abhing, genau mit dem Mond- und Sonnenlaufen zusammenzuhängen schien. Am vorzüglichsten fielen die Mondesveränderungen in die Augen, und da man von einem Anfange des Steigens des Nils bis zum andern 12 Vollmonde zählte, so entstand daraus die Idee des Mondenjahres. Die Abweichung desselben von der wirklichen Zwischenzeit, von einem bis zum andern Stei-

gen des Nils gerechnet, erweckt die Idee, das Jahr nach dem Sonnenlaufe zu berechnen. So entstand das Sonnenjahr, das man anfangs auf 365 Tage, nachher auf 365 ¼ Tage setzte. Indessen behielten noch die Priester das alte Sonnenjahr von 365 Tagen bei, welches das Religionsjahr war, und da 1460 natürliche Jahre immer 1461 Religionsjahren gleich sind, so wurde diese Zahl eine berühmte Periode bei ihnen. Aus der Beobachtung des Sonnenlaufs folgte die Entdeckung des Laufs der Planeten und der Zeichen des Thierkreises. Die Planeten bekamen nun auch Antheil an der Regierung der Welt, und die gesammte Religion der Aegyptier wurde allmählig auf Astronomie gegründet. Nach Herodot theilten die Aegyptier ihre Götter in drei Klassen. Die erste enthielt acht, die zweite zwölf, und die dritte den Osiris, die Isis, die Neitha und die übrigen Götter und Göttinnen. Eine Klasse, hieß es, habe die andere geboren, d. h. die Idee der einen erzeugte die Idee der andern. Die acht Götter der ersten Klasse waren: Mendes (Pan, der Sternhimmel); Rempha (Phänon, Saturn) Pizeus (Phäthon), Ertosi, oder Moloch (Pirois, Mars), Pire (Helois, die Sonne); Surot (Phosphorus, Leto, Latona, Venus); Pirmes, oder Anubis (Stilbon, Hermes, Merkur); Pho (Selene, Jo, der Mond). Diese Planeten waren die Gottheiten und Regenten der Tagesstunden und der Wochentage nach ihrer Rangordnung am Himmel. Die erste Tagesstunde regierte Saturn, die zweite Jupiter, die dritte Mars, die vierte die Sonne, die fünfte Venus, die sechste Merkur, die siebente der Mond, und dann ging die Reihe vom ersten wieder an, bis zum Ende der 24 Tagesstunden. Der Regent der ersten Tagesstunde war auch der Regent und Schutzgott des ganzen Tages, und gab diesem seinen Namen. Aus Tagen werden Wochen und Monate; die zweite Götterklasse wird von der ersten geboren. Sie bestand aus den 12 Zeichen des Thierkreises, und hatte folgende Namen und Hieroglyphen: Thouth, Theuth, der Anfang des Thierkreises und des astronomischen Jahres (der Krebs); Pharpi (Hephästus), der heiße Monat in Aegypten (der Löwe); Athor, größte Nilhöhe in diesem Monat, von der die Reichhaltigkeit der Ernte abhängt (die Jungfrau mit der Aehre); Chojack, der Nil tritt in sein Bette zurück, und die Felder werden ausgemessen (die Waage); Tybi, Typhon; Seuchen entstehen in diesem Monat wegen der vom Nil entstandenen Moräste (Hippopotamus, Scorpion); Mechia, der Säemonat (ein Bogen oder eigentlich ein Pflug), Phamonat, (das Unterirdische); die Saat kommt aus der Erde (ein Ziegenbock, der sich in einen Fisch endigt); Pharmouthi, Zeit der Wässerung, (Wassermann); Pachon, Herkules (Fische, eine noch zweifelhafte Hieroglyphe); Pagni, Paone, wenn die Sonne im Frühling Tag und Nacht gleich macht (Widder, Mythe von Jupiter Ammon); Epiphi, Apis, Epophus, der Erntemonat, indem das Korn von Stieren ausgetreten wird (der Stier); Mesori, wo man das neue Nilsteigen erwartet (die Kinder, die Zwillinge). Alle diese Gottheiten waren also Symbole der Monate, und ihre Hieroglyphen die zwölf Zeichen des Thierkreises. Jeder Monat hatte nur dreißig Tage, daher der letzte Mesori noch Schalttage erhielt, an denen die Götter der dritten Klasse geboren wurden. — Diese waren insgesammt Symbole der astronomischen Zeitrechnung und ihre Namen folgende: Osiris, Symbol des Urhebers des Sonnenjahres, der Sonne; Isis, des Urhebers des Mondenjahres, des Mondes; Neitha, des völlig bestimmten Zeitraums eines Jahres von 365 ¼ Tagen, und daher der Zeit überhaupt; Orus (Phöbus) des Urhebers der Tageszeit; Bubastis (Artemis) des Urhebers der Nachtzeit (beider Begleiterin und Wärterin ist Surot, der Morgen- und Abendstern, Latona); Sothes

der Sirius, der Isis heilig), Symbol der Epoche, der Mondesumläufe, die sich nach seinem Aufgange zu richten schien; Serapis (Pluto), Symbol der unter dem Horizont befindlichen Sonne; Thyrambo, vermuthlich Symbol des Mondeswechsels. Alle Gottheiten der Aegyptier bezogen sich auf die Zeit und die Gestirne, und ihre Religion war eigentlich Sterndienst. Indessen betrachteten sie die Gestirne nicht sowohl als Symbole, sondern vielmehr als wirkliche Wesen, die Urheber und Regenten der Zeit wären. Aus Mißverstand der Hieroglyphen dieser Götter, erscheint die ägyptische Religion bei den Griechen so chaotisch. Osiris, Isis u. s. w. waren ihnen bloß Sonne, Mond u. s. w., nicht Symbole des Sonnenlaufs und des periodischen Monats; daher die von diesen Gottheiten erzählten Sagen ihnen entweder ganz sinnlos, oder von ganz willkührlicher Deutung scheinen mußten. Auch der Thierdienst der Aegyptier muß aus den Hieroglyphen ihrer Religion erklärt werden. Die verehrten Thiere waren Symbole ihrer Gottheiten, die ihren Willen durch die Geberden, Bewegungen u. s. w. derselben zu erkennen gaben. Da einige Thiere in einem Distrikte heilig waren, und in einem andern wohl gar gehaßt und verabscheuet wurden, rührte wohl daher, weil einige Aegyptier bei ihnen nicht das Symbolische wahrnahmen, was andere zu entdecken glaubten. Ueberhaupt verehrte der gemeine Aegyptier die Thiere nicht als Symbole, sondern als wirkliche Götter. Noch ist in der ägyptischen Philosophie die Lehre von der Seelenwanderung merkwürdig. Die Aegyptier unterscheiden Seele und Körper, und hielten erstere, nach Herodot, für unsterblich. Nach dem Tode des Körpers gehe die Seele in mehrere Thiere nacheinander über, und kehre zuletzt wieder in einen menschlichen Körper zurück. Diese Wanderung werde in 3000 Jahren vollendet. Diese Seelenwanderung kann wegen ihrer bestimmten Periode nicht gut für das Symbol eines in moralischer Hinsicht abwechselnden Zustandes der Seele nach dem Tode gehalten werden; sondern war wahrscheinlich ein von den astronomischen Cykeln entlehntes Symbol der ewigen Fortdauer der Seele. Man bezeichnete diese nämlich durch eine Wanderung der Seele durch den Umfang des Thierkreises, und die Dauer derselben von 3000 Jahren ist wahrscheinlich der Cyklus der Sonnen- und Mondsinsternisse, da die Finsternisse ein schickliches Bild von den Abwechslungen des Lebens und Todes sind. Mit einem solchen Cyklus, glaubten die Aegyptier, erneuere sich die ganze Schöpfung, und diese Idee wandten sie dann auch auf das menschliche Daseyn an. Aus der mißverstandenen ägyptischen Metempsychose ist die Pythagoreische und Platonische entstanden. Nach einigen neuern Gelehrten sollen die Aegyptier eine sehr vernünftige Kenntniß von der Gottheit gehabt haben, die aber nur Eigenthum der Priester und unter Symbolen versteckt gewesen sey, die in den Mysterien den Eingeweiheten enthüllt worden wäre. Allein diese ganze Meinung ist nicht erweislich, und beruhet auf falscher Auslegung der Angaben alter Schriftsteller. Zu den äußern Religionsgebräuchen der Aegyptier gehören die Beschneidung, das Verbot des Schweinefleisches zur Nahrung, und die eigenen Ceremonien bei Beerdigung der Todten. In den ältesten Zeiten brachte man auch öffentliche Menschenopfer, die aber bald abgeschafft wurden, und nur insgeheim noch einige Zeit beibehalten worden seyn sollen. Unter Geschwistern war die Ehe erlaubt. — In Ansehung anderer Wissenschaften scheinen sie eben nicht viel gethan zu haben, woran die über Alles sich erstreckende zunftmäßige Einrichtung wohl Schuld war. In einigen Theilen der angewandten Mathematik müssen sie einige Fortschritte gemacht haben, wie dieses wenigstens die von ihnen hinterlassenen Kunstwerke bezeugen; desto weniger aber in dem abstrakten Theile dieser Wissenschaft. Das Sonnenjahr ist bei ihnen schon sehr alt; es bestand anfangs aus 12 Monaten, jeder von 30 Tagen, bald aber, nachdem man in Theben die

die Größe desselben genauer hatte kennen lernen, schaltete man am Ende des 12ten Monats die fehlenden 5 Tage ein. Endlich entdeckte man auch noch die fehlenden 6 Stunden. Vor Einführung des Sonnenjahrs hatten sie kürzere Jahre von 1, 2, 3, 4 und 6 Monaten, welche in ihrer Geschichte oft vermengt werden, woraus viele Ungewißheit entsteht. In der Astronomie kannten sie die Gestalt der Erde, die beiläufige Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse. Den Mond nannten sie eine ätherische Erde; die Fixsterne hielten sie für brennende Fackeln; die Abstände der Himmelskörper von der Erde nahmen sie äußerst geringe an. Vom Merkur und der Venus kannten sie die Bewegung und wahre Lage derselben in Rücksicht auf die Sonne. Indessen schienen alle diese Kenntnisse bei ihnen nicht einheimisch, sondern von einem fremden Volke zu ihnen übergegangen zu seyn; daher sie es auch bei dem, was sie einmal wußten, bewenden ließen, und keine weiteren Fortschritte machten. In der Naturkunde schränkte sich ihre Kenntniß auf die einheimischen Erzeugnisse ein, die aber auch hier noch sehr mangelhaft war; dagegen waren sie weiter in der Chemie und Metallurgie, wie aus mehrern Thatsachen erhellet. Die Medicin war bei ihnen ein Handwerk; jede Krankheit hatte ihre eignen Aerzte, und diese durften nie von der einmal vorgeschriebenen Behandlungsart abweichen; doch hatten sie in der Anatomie manche Kenntnisse. Ihre Naturlehre war mystisch, sie erklärten Alles für unmittelbare Wirkungen der Gottheit. Hierauf gründete sich auch ihre Magie und Astrologie. Unter den Ptolemäern kamen die griechischen Wissenschaften dahin. Insbesondere war in diesem Zeitraume die kostbare Büchersammlung zu Alexandrien berühmt. In Rücksicht der Kunst haben sie wenig gethan, ob sie gleich sehr früh im Besitz derselben waren. Bei der Bildhauerei muß man den älteren Styl vom späteren, der nach Eroberung Aegyptens durch den Kambyses anfing, und sich mehr dem griechischen nähert, unterscheiden. Ihre ältern Werke haben einen unleidlichen Grad von Steifheit, unnatürlicher Trockenheit und Einförmigkeit. Thierische Figuren bildeten sie noch am glücklichsten. Auch verstanden sie schon früh die Kunst, Figuren in Steine zu graben, man bediente sich derselben als Amulete, und insbesondere sind uns die Scarabeen (Steine mit der Figur eines Käfers) bekannt. Mit der Malerei waren sie ebenfals früh bekannt, ob sie gleich nur sehr unvollkommen blieb. Merkwürdiger ist ihre Baukunst, die bald einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, wiewohl ihr Hauptkarakter mehr Festigkeit, als gefällige Schönheit ist. Beweise davon sind ihre Pyramiden, Obelisken und Labyrinthe, deren Erbauung in die Periode zwischen Sesostris und Cheops fällt, und also über tausend Jahre vor Christi Geburt hinausgeht.

Aehnlichkeit ist die Uebereinstimmug der Merkmale, wodurch sich die Sachen unterscheiden lassen. So sind Kreise immer ähnlich, denn ihre Eigenschaften sind immer dieselben. — Aehnliche Bogen sind solche, die sich zu einander verhalten, wie ihre Sehnen; oder die bei Kreisen von verschiedenen Durchmessern eine gleiche Anzahl Grade einschließen. — Aehnliche Durchmesser nennt man in der höhern Geometrie bei den krummen Linien diejenigen Durchmesser, welche mit ihren Ordinaten gleiche Winkel einschließen. — Aehnliche Figuren sind diejenigen, deren gleichnamige Winkel gleich groß sind, und deren gleichnamige Seiten in gleichen Verhältnissen stehen. — Aehnliche Körper werden diejenigen genannt, welche auf einerlei Art in einer ähnlichen Höhe durch die Bewegung ähnlicher Figuren erzeugt werden. Z. B. wenn zwei Rechtecke einander ähnlich sind, so sind es auch die Cylinder, welche durch Umdrehung um ihre gleichnamigen Seiten erzeugt werden. Aehnliche Kegel nennt man solche, deren Axen zu den Durchmessern ihrer Grundflächen in gleichen Verhältnissen stehen. — Aehnliche Verhältnisse, gleiche Verhältnisse sind die-

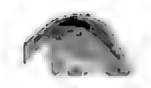
jenigen, welche gleiche Quotienten haben. Z. B. 2 : 4 = 3 : 6, denn es ist $\frac{2}{4} = \frac{3}{6} = \frac{1}{2}$. Arithmetische Verhältnisse dieser Art sind die, welche gleiche Differenzen haben. Z. B. 9 ∸ 5 = 14 ∸ 10, denn es ist 9 — 5 = 14 — 10 = 4.

Aelst (Wilh. van), ein Maler, geb. zu Delft 1620, † 1679. Er war ein Vetter und Schüler des ebenfalls nicht unrühmlich bekannten Everh. van Aelst; auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien wurde er, seiner trefflichen Arbeit wegen, von Personen des höchsten Ranges gesucht und hervorgezogen. Der Großherzog von Toskana beschenkte ihn, zum Beweise seiner Hochschätzung, mit einer goldnen Kette und Medaille. Seine Gemälde bestehen in leblosen Gegenständen, vorzüglich in Blumen und Früchten, die er durch die Wahrheit seiner Farben im höchsten Grade naturähnlich darzustellen wußte.

Aelteste (Seniores) waren bei dem jüdischen Volke Personen, die wegen ihres Alters, ihrer Rechtschaffenheit, Erfahrung und Weisheit in vorzüglicher Achtung standen. Diese Eigenschaften hatten die siebenzig Männer, welche sich Moses in der Absicht wählte, daß sie ihm in der Regierung seines Volks beistehen sollten. Die Juden nannten in der Folge alle ihre Oberhäupter und Vorgesetzten, welche in den Synagogen den ersten Rang, als Präsidenten, hatten, Aelteste; besonders führten zu den Zeiten Christi und der Apostel die Mitglieder des Synedriums, oder hohen Raths zu Jerusalem, diesen Titel, welcher auch den geheimen Räthen der israelitischen Könige gegeben wurde. In den ersten christlichen Gemeinen, als noch der jüdische Sprachgebrauch und viele jüdische Gebräuche herrschten, wurden alle Vorsteher der Kirchen, Bischöfe, Lehrer, und selbst die Apostel so genannt, und das Lehramt war oft mit dem Amte der Vorsteher und Aeltesten verbunden. Die Benennung „Aeltester" hat sich bis jetzt in der kirchlichen Verfassung der Presbyterianer in England und Schottland erhalten. Man versteht darunter Beamte, welche mit den Pfarrern und Diakonen das Kirchenregiment führen. Sie unterstützen den Pfarrer bei Besuchung seiner Gemeine, haben über das moralische Betragen der Glieder derselben ein wachsames Auge, und geben ihnen, wenn Unordnungen vorfallen, in der Stille Verweise; wenn aber diese fruchtlos bleiben, oder grobe Vergehungen vorfallen, so legen sie die Sache der Versammlung zur Untersuchung und Entscheidung vor. Die Aeltesten werden von dem Kirchenkonsistorium aus den wohlhabendsten, verständigsten und rechtlichsten Männern gewählt.

Aeneas, der Sohn des Anchises und der Venus, den diese Göttin von dem glücklichen Sterblichen am Berge Ida, oder vielmehr am Flusse Simois gebar, und der Pflege der Dryaden übergab. Alkathous, der Gemahl seiner Schwester, vollendete aber seine Erziehung. Beim Anfange des trojanischen Krieges scheint Aeneas noch keinen Antheil an dem Streite genommen, sondern in Ruhe bei der Heerde gelebt zu haben. Allein Achilles überfiel ihn, raubte ihm seine Heerden, und vertrieb ihn auch aus Lyrassus, wohin er geflohen war. Durch diese Beleidigung gereizt, eilte er nun den Trojanern zu Hülfe, und führte dem Priamus die Völker aus Dardanus, Ophrynium, Bebrycia und andern kleinen Städten zu. Priamus empfing ihn aber kalt, entweder aus Eifersucht gegen die Nebenzweige seiner Familie, oder wegen einer Weissagung Neptuns: daß Aeneas die Herrschaft über Troja erhalten sollte, und suchte ihn selbst vom Gefechte zu entfernen. Ueberdies war Aeneas ein Feind des Paris. Bei der Einnahme Troja's zeigte Aeneas seine Tapferkeit in vollem Glanze. Als es ihm nicht gelang, die Feinde aus der Stadt zu treiben, so vertheidigte er das Schloß so lange, bis ein ansehnlicher Theil der Bürger, Weiber und Kinder sich durch ein geheimes Thor auf den Berg Ida gerettet hatten, und folgte dann mit einem

Theile der Mannschaft selbst nach. Mit seinem alten lahmen Vater auf dem Rücken, und seinem kleinen Sohn Askanius an der Hand, ging er mitten durch das brennende Troja. Aeneas kehrte aber noch einmal in die Stadt zurück, um seine Gemahlin Kreusa, des Priamus Tochter, die sich bei seinem Rückzug von ihm verloren hatte, aufzusuchen. Er fand sie aber nicht, und als er sich seinem Kummer über ihren Verlust überlassen wollte, erschien sie ihm in verklärter Gestalt, und sagte ihm, daß die erhabene Göttermutter sie entrückt hätte, weil sie ihre Abreise aus Phrygien nicht habe gestatten wollen. Im 2ten Jahre nach Troja's unglücklichem Ende segelte er mit 20 Schiffen, die er sich erbauet hatte, aus dem Hafen Antandrus ab, und hielt sich immer, nach der damaligen Art zu reisen, an den Landküsten. So kam er nach Thracien, wo er die Stadt Aenos erbauete. Von da ging er nach Delos, wo Anius, der Freund seines Vaters, und ein Priester des Apollo, ihn wohl aufnahm, und ihm ein Orakel ertheilte, das ihm den Weg nach Italien zeigen sollte, aber er verstand es falsch, und segelte nach Creta, erbauete da die Stadt Pergama, und war Willens, sich ganz daselbst niederzulassen, als ihn die Pest wieder vertrieb. Ein Sturm verschlug ihn darauf an das Vorgebirge Aktium in Epirus, von wo er im Anfange des 6ten Jahres seiner Reise wieder absegelte, und gerade nach Italien zu steuerte, wo er bei dem saleatinischen Vorgebirge ans Land stieg. Von da ging er nach Sicilien, landete auf der Abendseite bei dem Vorgebirge Drepanum, und verlor hier durch den Tod seinen Vater. Im folgenden Jahre wollte er nun gerade nach seinem Bestimmungsort auf der westlichen Küste Italiens zusegeln; aber ein neuer Sturm verschlug ihn nach Afrika. Er landete darauf aufs Neue an Sicilien, und feierte die Leichenspiele seines Vaters. Die trojanischen Frauen legten jetzt, aus Verdruß über die lange Reise, Feuer auf den Schiffen an, wodurch viere verbrannten. Die Mannschaft derselben brachte er in die von ihm erbauete Stadt Segesta unter, und segelte dann weiter. Aeneas stieg zuerst in dem Hafen Palinurus ans Land, welcher diesen Namen von des Aeneas Steuermann Palinurus erhielt, der hier schlafend vom Schiffe ins Meer stürzte, und als er sich ans Ufer retten wollte, von den wilden Einwohnern der Gegend getödtet wurde. Dann reiste er weiter, und begrub auf einer Insel seine Muhme Leukosia, von welcher die Insel nachher denselben Namen erhielt. Bald darauf lief er in dem weiten Hafen der Opiker ein, wo Misenus, sein Trompeter, in die See stürzte, und dem dasigen Vorgebirge den Namen gab. Sodann landete er an Cumä, und fragte daselbst, nach der alten Sage, die Sibylle wegen der Zukunft um Rath. Diese führte ihn in die Unterwelt. Endlich segelte er nach der Mündung der Tiber, und stieg daselbst auf der Morgenseite ans Land. Hier gingen die Anzeigen vom Ende seiner Wanderung in Erfüllung. Nach den ältern Sagen und nach Virgil nämlich war die Prophezeihung, daß an dem Orte seiner Bestimmung seine Gefährten die Speisen nebst den Tischen, worauf sie lägen, vor Hunger aufessen würden. Die Erfüllung war, daß sie die Brodkuchen, worauf Aepfel lagen, mit diesen zugleich aßen. Zugleich fanden sie auch eine weiße Schweinsmutter mit 30 Jungen, welches auf die, 30 Jahre nach der Gründung Laviniums zu erfolgende, Erbauung von Alba hindeutete. Uebrigens geschah die Landung des Aeneas, nach Virgil, im 7ten Jahre, nach der gewöhnlichen Erzählung der übrigen Schriftsteller schon im 3ten Jahre nach Troja's Zerstörung. Die nun folgenden Begebenheiten des Aeneas werden anders von Dionysius und den ihm folgenden Geschichtschreibern, anders vom Dichter erzählt. Der Unterschied in den Sagen selbst beruhet auf wirklicher Verschiedenheit der Quellen; der Unterschied in Zeit und Anordnung rührt wahrscheinlich vom Dichter her. So läßt Virgil das in 20 Tagen geschehen, was nach den Historikern einen Zeitraum von 6 Jahren einnahm. Nach der Erscheinung des weißen Schweins



machte Aeneas sogleich zur Grundlegung einer neuen Stadt Anstalt. Während dieser Beschäftigung kam Latinus mit einer Armee, die er gegen die Rutuler führen wollte, herbei, und war über die Ankunft der neuen Gäste so unzufrieden, daß es zwischen ihm und den Trojanern zum Handgemenge kommen sollte. Allein die Nacht erhielt Latinus von seinen Nationalgöttern, und Aeneas von den Penaten Befehl zur friedlichen Ausgleichung. Dies geschah denn, und es wurde sogar ein Bündniß zwischen den Fremden und Eingebornen geschlossen. Die Bedingungen waren, daß Aeneas so viel Land bekommen sollte, daß der Hügel, auf welchem die neue Stadt gebauet wurde, auf allen Seiten 40 Stadien von der Gränze entfernt seyn; daß beide Völker sowohl in dem jetzigen Kriege gegen die Rutuler, als in allen übrigen, sich wechselseitig beistehen, und daß beide Völker sich aufs Genaueste mit einander vereinigen sollten. Zur Befestigung des Vertrags erhielt Aeneas die Tochter des Latinus, Lavinia, zur Gemahlin, welcher zu Ehren die neue Stadt Lavinium genannt wurde. Darauf wurde der Krieg gegen die Rutuler unternommen, und so glücklich geführt, daß diese in kurzer Zeit bezwungen wurden. Nach geendigtem Kriege baueten die Trojaner die neue Stadt, und Aeneas brachte seine Heiligthümer hieher. Kaum hatte er hier ein Jahr in Ruhe geherrscht, als der Krieg mit den Rutulern aufs Neue losging. Turnus, der Neffe von Amata, der Gemahlin des Latinus, war über die Vermählung der Lavinia, die ihm versprochen worden war, äußerst aufgebracht, und wurde von Amaten selbst aufgefodert, zu den Rutulern zu gehen, und sie zu einem neuen Kriege zu bereden, welcher denn auch im 3ten Jahre nach des Aeneas Ankunft in Italien seinen Anfang nahm. Er endigte sich mit einer Schlacht, wie die meisten der damaligen Kriege. Turnus und Latinus verloren in derselben das Leben, und Aeneas wurde nun König der Trojaner und Lateiner, und vereinigte beide zu einem Volke. Drei Jahre darauf griffen die Rutuler wieder zu den Waffen, und wurden vom Mezentius, dem Könige der Etrusker, unterstützt, und es kam nahe bei den Mauern von Lavinium am Bache Numikus zur Schlacht, in welcher Aeneas verloren ging, ohne daß man wußte, ob er erschlagen worden, oder im Flusse ertrunken sey. Indessen hielt man ihn nun für einen Vergötterten, und bezeigte ihm göttliche Verehrung. Die Schlacht ging für die Lateiner verloren, und Mezentius belagerte Lavinium; aber Askanius, der Sohn und Nachfolger des Aeneas, rettete die Stadt durch einen glücklichen Ausfall, bei welchem des Mezentius Sohn, Lausus, erschlagen, und er selbst zum Frieden genöthigt wurde. Livius führt noch an, daß die Tiber (damals Albula) zum Gränzfluß zwischen den Lateinern und Etruskern gemacht worden wäre. Virgil läßt dagegen gleich am zweiten Tage nach des Aeneas Landung diesen eine Gesandtschaft nach Laurentum zum Könige Latinus schicken, die mit den besten Anerbietungen zurückkehrt, so daß Latinus seine Tochter Lavinia dem Aeneas selbst anträgt. Turnus denkt auf Rache, und wird von der Juno noch mehr angefeuert. Am dritten Tage entstehen Händel zwischen den Trojanern und Lateinern, weil erstere einen Lieblingshirsch des Königs erlegen. Latinus entschließt sich zum Kriege, und Turnus schaft Hülfstruppen herbei, unter welchen Mezentius, den die Cäretaner wegen seiner Grausamkeit vertrieben haben, und der deswegen schon zum Kriege gerüstet ist, Aventius und die volskische Heldin Camilla sich auszeichnen. Einer Erscheinung des Flußgottes Tiber zufolge, sucht nun Aeneas am vierten Tage bei Evander Hülfe, der ihn wohl aufnimmt und ihm räth, den Beistand von Cäre zu suchen. Während seiner Abwesenheit überfällt Turnus das Lager der Trojaner, und steckt die Schiffe in Brand. In der Nacht zwischen dem vierten und fünften Tage schicken die Trojaner den Nisus und Euryalus als Botschafter an Aeneas ab,



welche aber beide erschlagen werden. Am fünften Tage geht Aeneas nach Cäre, und bringt die Einwohner auf seine Seite. An eben dem Tage wiederholt Turnus seinen Angriff auf das Lager, dringt auch in dasselbe ein, wird aber endlich wieder zurückgetrieben. Am sechsten Tage kommt Aeneas mit den Hülfstruppen, und nun beginnt ein hitziges Gefecht, in welchem Aeneas siegt, und den Mezentius mit seinem Sohne Lausus tödtet. Am siebenten Tage bitten die Lateiner um Waffenstillstand, der auf 12 Tage geschlossen wird. Sie hatten auch den Diomedes um Hülfe ersuchen lassen, aber dieser schickte nun abschlägige Antwort. Nun hielten die Lateiner eine Rathsversammlung, ob sie Frieden machen sollten; aber noch ehe sie einig werden konnten, ging der Waffenstillstand zu Ende; Aeneas näherte sich der Stadt Laurentum, und Turnus eilte ihm entgegen. Er schickte erst seine Reiterei voraus, da diese aber geschlagen wurde, und selbst Camilla fiel, so foderte er am folgenden Morgen den Aeneas zum Zweikampfe heraus. Die Bedingungen waren, daß, wenn Aeneas erschlagen würde, die Trojaner sogleich Latinum verlassen sollten. Bliebe er aber Sieger, so sollten die Trojaner gleiche Rechte mit den Lateinern genießen, auf einem angewiesenen Platz eine Stadt bauen, den Lateinern ihren Gottesdienst mittheilen, Latinus aber König bleiben. Allein ehe noch der Zweikampf anging, kam es zwischen beiden Armeen zum Gefecht; Turnus richtete eine große Niederlage unter den Trojanern an, und Aeneas wurde verwundet, aber von der Venus wieder geheilt. Nun schlug dieser den Turnus wieder zurück, und kehrte plötzlich seine Armee gegen Laurentum. Um diese Stadt zu retten, ging nun Turnus den Zweikampf ein, fiel, und der Friede wurde geschlossen.

Aeolier, ein griechischer Völkerstamm, der ehemals in Thessalien seinen Sitz, und den Namen von Hellens Sohne, Aeolus, seinem Stammvater, angenommen hatte. Sie breiteten sich in Thessalien sehr weit aus, und errichteten verschiedene kleinere Staaten, Magnesien, Ormenien, Alus, Phylace, Methone, Phthia und Pherä. Ungefähr 1100 Jahr v. Chr. ging ein Theil von ihnen nach Kleinasien über, wo sie das ehemalige Troas besetzten, und nachher sich vom Vorgebirge Lektus bis an den Fluß Hermus ausbreiteten, und der besetzten Landschaft den Namen Aeolis gaben. Sie schlossen einen Bund mit einander, und jährlich wurde zu Cumä eine feierliche Versammlung, Panäolium genannt, gehalten, wozu die 12, nach Herodot 11, Hauptstädte in Aeolis ihre Abgeordneten schickten, um die Angelegenheiten des Bundes zu verhandeln. Einige Zeit blieben sie frei; nachher kamen sie, nebst den andern Griechen in Kleinasien, unter die Herrschaft der Lydier, und dann der Perser. Unter Darius Hystaspes empörten sie sich, wurden aber wieder unterjocht. Da ihnen aber die Griechen im eigentlichen Griechenland beigestanden hatten, so entsprang daraus der berühmte persische Krieg, und der unvertilgbare Nationalhaß zwischen Persern und Griechen. Nach der Schlacht bei Mycale machten sie sich wieder frei. Durch Antalcides Frieden kamen sie aber von Neuem unter persische Botmäßigkeit, bis auf Alexandern. Nachher standen sie unter den syrischen Königen, bis die Römer sie in Freiheit setzten, wurden aber endlich vom Sulla, weil sie dem König Mithridates beigestanden hatten, völlig unterjocht. Ackerbau und Viehzucht war der Hauptnahrungszweig der Aeolier; ihr Land war eines der fruchtbarsten, und ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialekten der griechischen.

Aeolipila, Wind- oder Dampfkugeln, hohle eherne Kugeln mit einem sehr engen Halse und kleiner Oeffnung. Mit wohlriechenden köstlichen Wassern gefüllt, und auf Kohlen gesetzt, verbreiten sie wohlriechende Dämpfe. Der Luxus der Britten weiß diese Kugeln wie kleine Springbrunnen für seine Prachtzimmer einzurichten.

Aeolsharfe oder Windharfe ist ein liebliches musikalisches Instrument, welches Kircher erfand. Die Bauart desselben besteht aus einem schmalen, langen, hölzernen Kästchen, welches von einer Seite offen, von der andern aber mit einem Resonanzboden versehen ist. Ueber zwei auf diesem sich befindlichen Stegen sind, in Parallellinien, drei gleiche Darmsaiten paarweise gespannt; sind die Saiten im reinen Unisono gestimmt, so befestigt man das Instrument in einem Fenster, wo ein starker Luftzug ist. Berührt nun der Wind die Saiten, so ertönen nach akustischen Gesetzen, die Terzen, Quinten und höhere Oktaven derselben bald leiser, bald stärker; bald schwebt der Lufthauch in dumpfen Schwingungen auf den tiefsten Grundtönen, bald erklingen immer heller und stärker die vollsten Akkorde, welche endlich in leisern Bebungen sanft verhallen.

Aeolus, 1) der Sohn oder Enkel des Hippotes, und der Gott der Winde. Seine Wohnung war eine der äolischen Inseln, die er mit einer ehernen Mauer umgeben hatte. Er hatte 6 Söhne und 6 Töchter, die er mit einander verheirathet hat. Sie lebten alle in seinem Pallaste, wo ein beständiges Schmausen und Wohlleben herrschte. Vom Jupiter hatte er einen Schlauch, in welchem alle Winde eingeschlossen waren. Ulysses kam auf seinen Reisen zu ihm, und wurde sehr gütig aufgenommen. Er versah ihn mit allen Bedürfnissen, zeigte ihm den Weg nach Ithaka, und gab ihm den ledernen Schlauch mit, worin die Winde verschlossen waren, den Zephyr ausgenommen, welcher seiner Fahrt günstig war. Schon erblickte man Ithaka, als Ulysses Gefährten, da er schlief, den Schlauch, in der Meinung, daß große Schätze darin wären, öffneten. Sogleich fuhren die stürmenden Winde heraus, und trieben das Schiff wieder zur Insel des Aeolus zurück. Dieser ward zornig darüber, und wies die um Hülfe flehenden Unglücklichen zurück, weil sie den Göttern verhaßt wären. Die Winde Euros, Notus, Boreas, Zephyrus, Kinder des Asträus und der Aurora, und ebenfalls Diener des Aeolus, wohnen auch in Pallästen, und bringen ihr Leben im Schmausen zu. — Man bildet den Aeolus ab als einen bärtigen Mann, mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felsen sitzend. Auch wird er vorgestellt, wie er den Scepter in den Felsen stößt, und darauf die Winde in Gestalt geflügelter Kinder hervorfliegen. — 2) Aeolus, ein Sohn Neptuns und der Melanippe (oder Menalippe, nach Andern); sein Bruder war Böotus. Der Vater der Menalippe ließ diese für die Verletzung ihrer Jungfrauschaft blenden, in einen Thurm sperren, und die Söhne den wilden Thieren vorwerfen. Sie wurden aber gerettet, und zur Theano, der Gemahlin des Metapontus, gebracht, die sie für ihre eigenen Kinder ausgab. Nachher gebar Theano selbst Kinder, und wollte also die Fremden auf der Jagd umbringen lassen; allein Neptun stand ihnen bei, und die Söhne der Theano wurden erschlagen. Aeolus und Böotus aber entflohen, befreieten ihre Mutter, welcher Neptun das Gesicht wieder gab, und entdeckten nachher dem Metapontus die Treulosigkeit seiner Gemahlin. Dieser nahm sie nun an Kindesstatt an, und heirathete ihre Mutter.

Aeonen. So nannten die Gnostiker die höheren Wesen, oder Geister, welche, nach ihrer Meinung, theils von Gott selbst, theils von andern ihres gleichen erzeugt waren, und welche sie deswegen mit diesem Namen belegten, weil sie nicht nur ewig fortdauerten, sondern auch weil ihr Daseyn eine unbestimmte Zeit über die Erschaffung der Welt hinausreichte. Die Absicht dieser philosophischen Träumereien war, den Ursprung der Welt und des Bösen in der Welt zu erklären. Die Gnostiker stimmten alle darin überein, daß Gott an dem Bösen in der Welt keinen Theil habe; auch meinten sie, daß die Welt nicht von Gott, sondern von irgend einem der Aeonen, der sich

bei Gott in dem unermeßlichen Raume, oder dem Pleroma aufgehalten, und sich durch einen Zufall aus demselben verirrt hätte, sey geschaffen worden. Nach ihrer Meinung hatte der oberste und beste Gott sieben vortreffliche Aeonen gezeugt, unter welchen der Nus (Verstand) oder Christus, der vornehmste gewesen. Von zwein dieser Aeonen, Dynamis (Macht) und Sophia (Weisheit) waren die Engel des ersten Ranges hervorgebracht. Diese Engel zeugten wieder andere, doch von niederm Range. So ging die Zeugung stufenweise, wo die Aeonen immer unvollkommener wurden, je weiter sie von Gott abstammten. Auf diese Art glaubten sie am Besten das Uebel in der Welt erklären zu können. Uebrigens ist diese Träumerei alt, und wahrscheinlich aus der sogenannten orientalischen Philosophie geschöpft, welche lange vor Christus allgemein war.

Aequator, Gleicher, Aequinoctial-Kreis. So wird derjenige Kreis am Himmel genannt, welcher von den Weltpolen überall 90 Grade entfernt ist, dessen Pole also die Weltpole selbst sind, so wie seine Axe die Weltaxe ist. Alle durch die Weltpole gehenden größten Kreise stehen auf ihm senkrecht, und alle ihn schneidenden Kreise durchschneiden sich mit ihm zu gleichen Hälften. Die tägliche Bewegung der Gestirne um die Pole geschieht nach der Richtung dieses Kreises, d. h. jedes Gestirn beschreibt alle 24 Stunden einen mit dem Aequator parallellaufenden Tagkreis. — Der Aequator theilt die ganze Himmelskugel in zwei gleiche Hälften, in die nördliche und südliche Halbkugel. Von seinen beiden Durchschnittspunkten mit dem Horizont fällt dem gegen Mittag gekehrten Anschauer der eine, der Morgenpunkt, zur Linken, der andere, der Abendpunkt, zur Rechten. Jeder Zeit und an allen Orten der Erde ist die eine Hälfte des Aequators über, die andere unter dem Horizont. Die beiden Durchschnittspunkte des Aequators mit der Ecliptik oder jährlichen Sonnenbahn heißen eben daher die Punkte der Nachtgleichen, und ins besondere derjenige, in welchen die Sonne jährlich um den 21. März tritt, der Frühlingspunkt; der andere, in welchen die Sonne jährlich um den 21. September tritt, der Herbstpunkt. Der Aequator ist für die Sternkunde von der größten Wichtigkeit, um die Lage der Gestirne gegen ihn zu bestimmen. Man theilt ihn deshalb wie jeden andern Kreis in 360°, und diese in Minuten und Sekunden. Man fängt diese Theile vom Frühlingspunkte morgenwärts an zu zählen, und nennt deshalb diesen Punkt den Anfang des Aequators. Nach solchen Graden ꝛc. werden die geraden Aufsteigungen angegeben. Auch zum Zeitmaaße bedient man sich des Aequators. Da die tägliche Bewegung mit vollkommener gleichförmiger Geschwindigkeit erfolgt, so schieben sich in gleicher Zeit gleich große Bogen des Aequators durch den Mittagskreis. Da nun alle 360° in 24 Stunden durchgehen, so brauchen 15° des Aequators 1 Stunde und 1° braucht $^1/_{15}$ Stunde oder 4 Minuten. Man sagt deshalb: 15° 1 Stunde, 1° 4 Minuten, 1 Grad-Minute 4 Zeit-Sekunden ꝛc.

Aequator der Erde, die Linie, oder Aequinoctiallinie. Derjenige Kreis auf der Erdkugel, welcher überall 90° von den Erdpolen entfernt ist, wird Erdäquator genannt. Seine Pole sind die Pole der Erde selbst, und seine Axe ist die Erdaxe. Alle Mittagskreise stehen, weil sie durch die Pole laufen, auf ihm senkrecht. Die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe erfolgt nach seiner Richtung, d. h. jeder Ort der Erde beschreibt alle 24 Stunden einen mit dem Aequator parallellaufenden Kreis vom Abend gegen Morgen. — Alle Orte, die der Erdäquator durchschneidet, haben den Aequator des Himmels über ihrem Scheitel, und sehen daher die Sonne, jährlich 2 Mal, um den 21ten März und um den 21ten September im Mittage über ihrem Haupte stehen. Auch ist bei ihnen das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht gleich, welcher Umstand der Grund zur Benennung des Kreises ist. Li-

nie wird er von den Schiffern genannt. — Für die Geographie ist der Aequator sehr wichtig. Von ihm aus werden die Breiten der Orte gezählt. Man theilt ihn ebenfalls in Grade ꝛc. und giebt in solchen die Abstände der Mittagskreise von einander an.

Aequators-Höhe ist ein Bogen des Meridians von dem Horizont bis zum Aequator.

Aequinoctialpunkte, Punkte der Nachtgleichen, heißen die beiden Durchschnittspunkte des Aequators mit der Ecliptik oder jährlichen Sonnenbahn, welche, wie alle Durchschnittspunkte zweier größten Kreise einander dem Durchmesser nach entgegen stehen, oder um 180° von einander entfernt sind. Wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlaufe diese Punkte erreicht, und also in den Aequator kommt, so ist an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich (siehe Aequator), woher auch der Name dieser Punkte rührt. Derjenige, welcher die Sonne um den 21ten März erreicht, wird der Frühlingspunkt oder der erste Punkt des Widders; der, in welchen sie um den 21ten September tritt, der Herbstpunkt, oder der erste Punkt der Wage genannt.

Aequinoctialuhr heißt diejenige Sonnenuhr, welche auf einer Fläche beschrieben ist, die mit dem Aequator parallel läuft, oder, deren Fläche mit dem Aequator einen Winkel macht, der der Höhe des Aequators gleich ist. Man hat Unter- und Oberäquinoctialuhren, erstere ist auf einer Fläche beschrieben, die gegen Mittag unter einem Winkel geneigt ist, den der Aequator mit dem Horizont macht. Letztere hingegen ist auf einer Fläche verzeichnet, die gegen Mittag unter einem Winkel geneigt ist, welcher der Höhe des Aequators gleich ist. Die erstere Gattung der Uhr kann nur vom Herbst-Aequinoctium bis zum Frühlings-Aequinoctium, die letztere Gattung nur vom Frühlings- bis zum Herbst-Aequinoctium gebraucht werden. Man hat auch Uhren, welche das ganze Jahr gebraucht werden können, und wie ein Buch zum Zusammenschlagen mit einem zwischenstehenden Quadranten eingerichtet sind, und wo auf beiden Theilen beide Uhren verzeichnet sind, und der Gebrauch der einen aufhört, wenn der der andern angeht; dergleichen Uhren heißen: Universal-Aequinoctial-Uhren. Durch den Quadranten können diese Uhren für jeden Winkel gestellt, folglich auch auf jedem Punkt der Erde gebraucht werden.

Aequinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind. Dies ist zweimal im Jahre der Fall, einmal im Frühling und einmal im Herbst, jedesmal wenn die Sonne im Aequator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche den Eintritt des Herbstes.

Aera ist derjenige Zeitpunkt, von welchem bei verschiedenen Völkern die Jahre gezählt werden. Die merkwürdigsten Zeitrechnungen sind folgende: 1) die der Olympiaden. Das erste Jahr der ersten Olympiade, jede von 4 Sonnenjahren, fällt auf den Julius des Jahres 776, v. Chr. 2) Die actische Aera, die bei den Aegyptiern galt; sie begann von dem Jahre nach der Schlacht bei Actium, welche auf das Jahr Roms 722 fällt, und auf welche in folgendem Jahr die Eroberung von Aegypten folgte. Diese Zeitrechnung war üblich bis zum ersten Regierungsjahre des Kaisers Diokletian 284 n. Chr., oder bis zur 3) diokletianischen Aera. Sie ward von den Christen auch die Aera der Märtyrer genannt, weil unter Diokletian die zehnte Christenverfolgung Statt fand. Sie war im Occident bis zu Carl des Großen Zeit üblich. 4) Die seleukidische Aera. Sie beginnt von dem Einzuge des tapfern Seleukus in Babylon im Jahre 312 v. Chr., Olymp. CXVII. 1. Sie war üblich im ganzen Orient, und galt auch bei den Juden bis zum J. 1000 n. Chr., wo dieselben, nachdem sie aus dem Morgenlande in die Abendländer vertrieben waren, ihre jetzige Zeitrechnung annahmen. 5) Die

jüdische Aera, die noch gültige, hebt vom ersten Jahre der Welt an. Die orientalischen Theologen nahmen auf dem 6ten allgemeinen Concilium 681 n. Chr. an, daß die Welt am 1. Sept. 5508 Jahr, 3 Monate, 25 Tage, v. Chr. erschaffen sey; so zählten seitdem die griechischen Christen bis 1700 in Rußland. 6) Die römische Aera beginnt von der Erbauung Roms nach Varro, Olymp. VI. 4., oder 753 v. Chr., nach Cato 752 v. Chr. Jene ist die üblichere. 7) Die julianische Aera fängt an vom J. der Welt 305 v. Chr. 8) Die christliche Zeitrechnung beginnt vom 1. Januar nach Christi Geburt. Das Jahr der Geburt ist ungewiß. Die Angaben schwanken zwischen dem J. 748 und 756 der Erbauung Roms. Petau, ein berühmter Kronolog, nimmt das J. 749 (oder J. der Welt 3983) an. Nach der allgemeinen Meinung der christlichen Kirche wird das J. 753 nach Roms Erbauung (oder J. der Welt 3982) angenommen, obgleich für Petau's Annahme größere Wahrscheinlichkeit ist, da Herodes, der zur Zeit der Geburt Christi noch lebte, nach dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus 750 starb. 9) Die armenische Aera. Sie fängt mit dem J. 552 nach Chr. Geb. an, und ist noch bei den Armeniern üblich. 10) Die spanische Aera. Sie fing 38 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung an. Sie ist wichtig für die spanische, französische und nordafrikanische Geschichte, da die Geschichtschreiber nach derselben rechnen. Peter VI, König von Aragonien, hob sie 1350 in diesem Lande auf; 1358 ward sie in Valencia, 1383 in Castilien und 1415 auch in Portugal abgeschafft. 11) Die muhamedanische Aera, Hegira oder eigentlich Hidschred genannt. Sie beginnt von der Flucht Muhameds nach Medina am 16. Juli 622 nach Chr. Doch zählen die Muhamedaner nach Mondjahren, und 33 Mondjahre sind gleich 32 Sonnenjahren. 12) Die jezdejerdische Aera ist bei den Persern üblich, und fängt von der Zeit an, wo Jezdejerd, König von Persien, ermordet ward. 632 nach Chr. Geb.

Aërolithen (Meteorsteine) werden von den Physikern jene Massen genannt, welche, den unbezweifeltsten Beobachtungen nach, von Zeit zu Zeit aus der Luft fallen, und deren Gewicht man schon auf 1601 Pfund schwer gefunden hat. Woher sie kommen, und wie sie gebildet werden, bleibt bis jetzt ein nicht ganz enthülltes Räthsel. Man hatte schon die Hypothese aufgestellt, daß sie vom Monde ausgeworfen würden, allein nach der Beobachtung eines unserer größten Mathematiker müßten sie, wenn sie aus einer solchen Höhe fielen, mit solcher Geschwindigkeit auf die Erde niederfallen, daß sie die ganze Atmosphäre in der kurzen Zeit von einer Sekunde durchzulaufen hätten, und würden dann so tief in die Erde geschlagen, daß man sie schwerlich wiederfände, da schon eine Kanonenkugel 9 — 12 Fuß tief in einen Erdwall hineindringt. — Chladni u. A. nehmen den Raum zwischen den Fixsternen als die geheimnißvolle Werkstätte der Natur an, wo sie erzeugt werden, und so lange als Cometen um Sonne und Planeten herumlaufen, bis sie, von diesen größeren Weltkörpern angezogen, auf sie stürzen müssen. Allein wenn wir bedenken, daß es in unserer Atmosphäre noch chemische oder vielmehr electro-chemische Prozesse geben kann, wie Lampadius gezeigt hat, von denen wir gar Nichts ahnen, und daß, so wie, auf eine uns unbekannte Weise, die Luft in Wasser, und das Wasser in Hagel verwandelt wird, auch durch andere Prozesse jene Massen in der Atmosphäre niedergeschlagen werden können, so nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, den Ort ihrer Geburt nicht außer dem Gebiete unserer Atmosphäre, welche auf 12—15 Meilen hinausreicht, suchen zu dürfen. — Die bisherigen Untersuchungen geben als Bestandtheile dieser Massen an: Eisen, Nickel, Bittererde, Kieselerde, Braunstein, Schwefel und noch andere unbekannte Stoffe.

Aerope, Tochter des Catreus und Enkelin des Königs Minos. Sie wurde von ihrem Vater, welcher glaubte, daß sie entehrt worden sey, verkauft, und ward die Gemahlin des Plisthenes und Mutter des Agamemnon und Menelaus.

Aeropus, dieser war Vormund des unmündigen **Orest**, eines macedonischen Königs; er beraubte seinen Mündel der Krone, und tödtete ihn.

Aërostat, Luftball, heißt eine zum Luftschiffen brauchbare Maschine, welche in der Erdatmosphäre aufsteigt, und rücksichtlich ihrer Größe, größere oder geringere Lasten heben kann. Schon in den fabelhaftesten Zeiten des Dädalos und Ikaros finden sich Spuren von Statt gehabten Luftreisen. Alle gründlichen Versuche in die Luft zu steigen konnten indeß nur darauf beruhen, daß ein Körper aufsteigen werde, der leichter sey, als die Luft, die mit ihm gleichen Raum einnimmt. Die von **Cavendish** im Jahr 1766 entdeckte Leichtigkeit der brennbaren Luft, welche die der atmosphärischen um Vieles übertrifft, brachte den Dr. **Black** auf den Gedanken, daß dünne damit gefüllte Blasen aufsteigen müßten. Allein in der Folge zeigte es sich, daß nur Seifenblasen mit brennendem Gas gefüllt dieser Wirkung entsprechen. Bald darauf gelang es den Gebrüdern **Montgolfier**, ein aus Lyoner Tafta verfertigtes Parallelepipedum von 40 Kubikfuß Inhalt 30 und einige Fuß aufsteigen zu lassen, und sie brachten diese Erfindung in der Folge immer zu einer höhern Vollkommenheit. Dies veranlaßte den Professor **Charles** zu Paris, mit Hülfe der Gebrüder **Robert** eine Kugel von Taffet, den er mit einem Firniß von elastischem Harze überzog, zu verfertigen, und selbige, da er die Füllung der **Montgolfiers** nicht kannte, mit brennbarer Luft zu füllen. So entstanden fast zu gleicher Zeit zwei verschiedene Aerostaten, die der **Montgolfier** mit verdünnter und erhitzter Luft, und die nach **Charles** mit brennbarer Luft. Die Theorie der Aërostatik beruht auf der allgemeinen Theorie des Gleichgewichts flüssiger Körper, nach welcher jeder feste Körper in jeder Flüssigkeit (Wasser oder Luft) so viel von seinem Gewichte verliert, als eine gleich große Menge (dem Umfange nach) von jener aus der Stelle getriebenen Flüssigkeit nothwendig aufsteigen muß, bis er in eine Schicht der Flüssigkeit kommt, die mit ihm gleiches Gewicht hat, oder auf ihrer Oberfläche angelangt ist. Da aber alle festen Körper schwerer sind, als die Luft, so müssen sie, um in ihr steigen zu können, hohl gemacht und mit einer leichtern Luftart angefüllt werden, so daß beide zusammen, die Hülle und die Füllung, immer noch ein geringeres specif. Gewicht behalten, als die sie umgebende Atmosphäre. Zu dem Ende wählet man zur Hülle einen biegsamen so viel wie möglich undurchdringlichen Körper, wie bei kleinen Luftbällen Goldschlägerhaut, bei größern Leinwand oder Taffet, der mit Wachs oder Firniß luftdicht gemacht ist. Man giebt ihnen eine runde oder längliche Gestalt, weil die kugelige Form unter allen den größtmöglichsten Raum einschließt. Erhitzte Luft ist bei 160° Fahrenheit dreimal, brennbare, auf gewöhnliche Weise bereitete, siebenmal, wenn sie völlig gereinigt ist, dreizehnmal leichter, als die atmosphärische. Auf den Quadratfuß leinenen Zeuges rechnet man 4 Loth, auf Seide $1\frac{1}{2}$ Loth Gewicht. Daraus läßt sich leicht die Größe des Aërostaten finden, der mit erhitzter Luft oder mit brennbarem Gas schweben oder wirklich steigen soll. Es giebt nämlich nach **Lichtenberg** das sechsfache Gewicht eines Quadratfußes der Hülle mit der Differenz zwischen den Gewichten eines Kubikfußes atmosphärischer und der zur Füllung anzuwendenden Luft dividirt, den Durchmesser eines Balles, der gerade schweben würde. Soll er steigen, muß er größer seyn. Durch Rechnung läßt sich denn finden, daß jeder Aërostat

von Fuß Durchmesser,	Kubikfuß Inhalt	von Leinwand mit erhitzter Luft gefüllt eine Kraft übt	von Taffet mit brennbarer Luft gefüllt eine Kraft hat
5	65		1 Pf. 6 L.
30	14142	59 Pf.	928 = — =
50	65476	927 =	4542 = — =
80	268191	5308 =	19546 = — =
100	523598	11344 =	37796 = — =

Luftbälle mit erhitzter Luft, die man vorzugsweise Montgolfieren nennt, bekommen am Boden eine Oeffnung, deren Durchmesser den vierten Theil des Kugeldurchmessers beträgt, an welche ein cylindrischer leinener Hals angebracht wird, um die Maschine, vermittelst eines unter selbigem angezündeten hellen Feuers, mit erhitzter Luft füllen zu können. Auch bringt man in dieser Oeffnung einen Ofen an, mit dessen Feuer die erhitzte Luft immer in gleicher Temperatur und Ausdehnung erhalten werden kann. Ein von Weiden geflochtener Korb dient hier dem Luftfahrer zum Sitz. Luftbälle mit brennbarer Luft bekommen am obern Theile eine Klappe, die durch eine Feder verschlossen wird, und nach Belieben geöffnet werden kann. Am untern Theil ist ein, auch zwei Schläuche von Taffet angebracht, um durch sie die Maschine zu füllen. Um dies zu bewerkstelligen, wählt der Luftschiffer gewöhnlich diejenige Gewinnungsart der brennbaren Luft, wo selbige aus dem Wasser, durch darin vorgenommene Auflösung des Eisens in Schwefelsäure, erhalten wird. Dabei kommt es auf die Reinigkeit des Gases, und auf eine schnelle Entwickelung desselben vorzüglich an. Man nimmt zu dem Ende zehn bis zwölf Orthofttonnen, füllt sie bis $^{3}/_{4}$ mit reinem Wasser an, wirft eine genugsame Menge nicht rostiges Eisen hinein, befestigt in jedem luftdicht schließenden Deckel ein blechernes Entbindungsrohr in Gestalt eines ⌈⌉, verschließt alle Tonnen, verkittet alle Fugen, um jeden Verlust von Gas zu verhüten, und führt alle zweiten Enden der Röhren in eine gemeinsame größere Tonne mit Wasser, so daß alle Oeffnungen derselben unter dem Wasserspiegel bis auf den Boden reichen. Diese große Tonne steht durch ein nicht ins Wasser tauchendes Rohr mit dem untern Schlauche des Balles in Verbindung. Hierauf wird durch Nebenöffnungen in jede der Orthoftonnen Vitriolöl gegossen, und alles genau verschlossen. Sogleich nimmt die Gasentwickelung ihren Anfang, das Gas strömt aus den Entbindungstonnen durch die Röhren in das Wasser der größern Tonne, reinigt sich während des Durchganges, steigt hierauf in den Ball, und füllt ihn an. Der Vorsicht wegen wird die erste Portion, welche allezeit mit gemeiner Luft verunreinigt ist, weggelassen, und nur dasjenige zur Füllung verwendet, was ohne Geräusch ganz ruhig an einem Lichte sich entzündet. Die Bewegung des Aërostaten ist entweder eine perpendiculäre oder horizontale. Die erstere wird bei Montgolfieren durch Zulegen oder Vermindern des Feuers erreicht, bei solchen mit brennbarer Luft durch Beschwerung oder Auswerfen des Ballastes. Doch hat der Graf Zambeccari auch Lampenfeuer dazu benutzt; seine Versuche fielen aber für ihn unglücklich und lebensgefährlich aus. Die horizontale Bewegung hängt nicht von der Willkühr des Luftschiffers ab, der Ball bleibt den Strömungen der Winde überlassen. Blanchard versuchte seinen Ball mit Rudern zu bewegen, konnte aber nicht so viel Gewalt anwenden, als zur Ueberwindung des Windes nöthig war. Pilatre de Rozier war der erste, welcher eine Luftfahrt am 15. Octbr. 1783 in der Nähe von Paris wagte. Später stiegen die Herren Charles und Robert in Paris auf, und kamen 27 Meilen davon wieder zur Erde. Da Robert ausstieg, so unternahm Charles sogleich eine zweite Fahrt mit dem erleichterten Balle, stieg mit gewaltiger Schnelle bis ziemlich 10.000 Fuß, und beendete diese glückliche Fahrt in ungefähr einer Stunde, wo er sich an einem drei Meilen von dem Auffluge entfernten Orte niederließ. Außer vielen merkwürdigen Beobachtungen über die Gestalt und das Ansehen der Wolken, bemerkt er auch, daß sich sein Ball in jenen Höhen rotirend drehete, während er durch Windströmungen niedergedrückt ward, dabei die Wimpel aufwärts flatterten. Im J. 1785 machte Blanchard in Gesellschaft des Dr. Jefferies die merkwürdige Luftfahrt über den Canal von Calais. In demselben Jahr stieg Baldwin von Chester auf. Die Aussicht auf die Erde vergleicht er mit dem Ansehn einer geographischen Karte, wo sich alles in dieselbe Gleichförmigkeit zurückgezogen hat, und der

Lauf der Flüsse ohne Schwierigkeit verfolgt werden kann. Garnerin unternahm nachmals mehrere glückliche Luftreisen an verschiedenen Orten Europa's. Ebenso Robertson. Ersterer ließ sich auch sogar im Septbr. 1802 in einem Fallschirm nieder. Er stieg zu London von Nord Andlei Street mit einem taffeten Ballon, um welchen ein Netz gelegt war, dessen Seile sich in ein einzelnes wenige Fuß langes vereinigten. An diesem hing der Fallschirm fest. Der Ballon selbst hatte ungefähr 30 Fuß Durchmesser, und war ohne Rippen oder Handhaben. Die ringsum angebrachten dreißig Fuß langen Seile liefen von dem Rande des Fallschirms in einem Vereinigungspunkte zusammen, an welchem ein cylindrischer Korb befestigt war. In diesem nahm Garnerin seinen Platz, und schnitt, als er zur bestimmten Höhe gelangt war, das Seil ab. Er fiel anfangs, ehe der Schirm sich öffnete, mit fürchterlicher Geschwindigkeit, die sich aber nach der Ausbreitung des Schirmes sehr mäßigte. Auf die Erde stieß Garnerin ziemlich unsanft, doch ohne sonderliche Verletzung. Unter den Deutschen sind es der Professor Jungius, der 1805 und 1806, Luftschiffahrten unternahm, und ihm folgte der Professor Reichhard und seine Frau in mehrmaligen Unternehmungen dieser Art.

Aerschot, Arschot, Arscot, 22° 29′ 31″ L. 50° 59′ 75″ B., Stadt in der niederländischen Provinz Südbrabant, am Fluß Dender, hat 2.300 Einwohner, vorzügliche Wiesen, Viehzucht, Brauereien und Branntweinbrennereien. Das Gebiet derselben gehörte sonst dem herzoglichen Hause Croy, kam aber nachher nebst dem Fürstenthum Chimay durch Heirath an die Herzoge von Aremberg, die es während der franz. Revolution verloren.

Aersen (Peter) mit dem Beinamen „der lange Peter" seiner großen Gestalt wegen, ein berühmter Maler, geb. zu Amsterdam 1519. Er war Mitglied der Maler-Akademie zu Antwerpen. Das Innere von Küchengebäuden mit deren Geräthschaften, die er mit täuschender Wahrheit nachahmte, waren häufig die Gegenstände seiner Gemälde; doch hat er sich auch in historischen Darstellungen glücklich versucht; der Tod der heiligen Jungfrau, ein Stück, das er für die Stadt Amsterdam verfertigt hatte, ist von unschätzbarem Werth. Unglücklicher Weise ist von seinen Arbeiten vieles in den Kriegen und Revolutionen, die zu seiner Zeit sein Vaterland heimsuchten, verloren gegangen, doch was davon der Zerstörung entgangen ist, beweiset zur Genüge, daß dieser Künstler die Kraft des Pinsels mit jener des Colorits zu vereinigen wußte. Er starb 1573.

Aerzberg, ein 400 Klafter hoher, fast ganz aus Eisen bestehender Berg in Steiermark, im Brucker Kreis, zwischen Eisenärz und Vorderuberg, aus dem 20 Floßöfen jährlich 260.000 Ctn. Eisen liefern.

Aesakus, Sohn des Priamus und der Arisbe. Er heirathete die Tochter des Flusses Cebren, Asterope. Als Hekuba während ihrer Schwangerschaft mit Paris den unglücklichen Traum hatte, befragte Priamus seinen Sohn Aesakus deswegen, welcher die Kunst, Träume zu deuten, von seinem Großvater mütterlicher Seite gelernt hatte. Er sagte ihm, daß das Kind die Ursache an dem Untergange seines Vaterlandes werden würde. Aus Schmerz über den Tod seiner Gattin, wurde er in einen Vogel verwandelt. Seinen Tod erzählt Ovid so, daß er nicht wirklich sich verheirathet habe, sondern sich, als er seine vor ihm fliehende Geliebte verfolgte, und diese auf der Flucht von einer Schlange einen tödtlichen Biß erhielt, von einem Felsen herabgestürzt habe, und in einen Vogel verwandelt worden sey. Die Auslegung des Traums der Hekuba wird von Andern der Kassandra zugeschrieben.

Aeschines, ein berühmter Redner, und ein Zeitgenosse und Gegner des Demosthenes, war in Athen von geringen Aeltern entsprossen. Zuerst weihete er sich der Schauspiel- und Fechtkunst; nachher studirte er unter Plato Philosophie, und unter Isokrates und Alkidamas die Redekunst. Er brachte es zwar in der Beredsamkeit nicht so weit, als Demosthenes, war

aber nach ihm der Erste. Er war heimlich Philippos, dem Macedonier, zugethan, und ein erklärter Feind des Demosthenes. Als er durch dessen Rede „für die Krone" den Prozeß gegen Etesiphon verlor, verließ er, weil er die Strafe nicht bezahlen konnte, Athen, und ging nach Rhodos, wo er eine Rednerschule errichtete. Von hier begab er sich nach Samos, wo er, 75 Jahr alt, starb. Im gesellschaftlichen Leben besaß er Witz, Geschmack und Feinheit des Umgangs. Als Redner zeichnete er sich vorzüglich durch lichtvolle Natürlichkeit, geistreiche, feine Wendungen und glückliche Wortauswahl aus; doch mußte er dem Demosthenes an Kraft und Stärke des Ausdrucks nachstehen. Wir besitzen von ihm noch 3 Reden, die, wie die ihm zugeschriebenen Briefe, Reiske deutsch, Lemgo 1764—69, herausgegeben hat.

Aeschines Sokratikus, ein Philosoph, gebürtig aus Athen, hörte Philosophie unter Sokrates, und trug nachher im Stillen Philosophie vor. Er war mehr Praktiker, als Theoretiker. Die 3 noch unter seinem Namen übrigen Dialogen, eben so die 2 Briefe, gehören, wie Böckh sagt, nicht ihm an. Wegen ihrer reinen einfachen Schreibart eignen sie sich zur Lektüre auf Schulen.

Aeschylos. Dieser Vater der Tragödie und der feurigste Geist seiner Zeit, wurde 525 v. Chr. zu Eleusis in Attika geboren. Außer seiner Dichtergröße erwarb er sich durch seine Tapferkeit, die er in den Schlachten bei Marathon, Salamis und Platäa bewies, Ehre und Ruhm. Er ließ, zuerst in seinem 25. Lebensjahre und nachher mehrmals, sich in den Wettstreit ein, und ging immer aus demselben als Sieger hervor. Nicht sowohl aus Verdruß über eine Anklage gegen ihn, als vielmehr aus Empfindlichkeit, weil dem Sophokles bei seiner ersten Vorstellung der Sieg zuerkannt wurde, ging er nach Gela in Sicilien an den Hof des Königs Hieron, wo er auch, nachdem er noch ein Mal seine Vaterstadt früher besucht hatte, 426 v. Chr. starb. Er soll vom Weine erhitzt seine Tragödien gedichtet haben. Als tragischer Dichter ward er schon von den Alten bewundert. Man nannte ihn vorzüglich den Großen, den Hochtönenden. Sowohl der äußern als auch der innern Behandlung nach erhob er diese Dichtungsart zur höhern Vollkommenheit. In voller Rüstung, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, sprang die Tragödie aus dem seinigen hervor. Er bewirkte, daß ein eigenes Theater durch Agatarchos erbaut wurde; er ist der Erfinder des scenischen Pomps. Von seinen 70 Stücken sind nur 7 auf uns gekommen. Sie heißen: Prometheus in Fesseln; Sieben gegen Theben; die Perser; Agamemnon; die Chöphoren (Opfrenden); die Eumeniden; die Iketiden oder Flehenden. Aus Allen athmet ein großer, kräftiger, gewaltiger Geist, und sie zeichnen sich durch Hang zum Wunderbaren, Colossalität und rohe Größe aus. Die von ihm geschilderten Menschen werden durch Kraft, Kühnheit der Gesinnung, und nur in schwachen Zügen durch Anmuth ausgezeichnet; denn er, ein roher Zögling der Natur, kannte das Sanfte nicht. Im Chorgesange, seinem eigentlichen Elemente, deutet er seine Anschauungen mehr an, als daß er sie ausspricht Seine Bilder sind oft weit hergeholt, seine Metaphern sind zu gewagt, seine Wortzusammensetzungen schwerfällig; seine Pläne sind einfach. Er bezweckt nicht sanfte Rührung, sondern reißt zum Erstaunen, zum Schrecken hin. Riesenhafte Gestalten, Götter und Titanen schreiten mit gewichtigem Schritt einher, und über den Thaten seiner Helden schwebt die Gottheit als Richterin, und das Schicksal waltet mit allen seinen Schrecken. — Die geschätztesten Ausgaben sind: London, 1663 in Fol. von Stanley; Haag, 1745, 2 Bde in 4to von Paw, und Halle, 1809—11, 3 Bde (3te Auflage) von Schütz. Einzelne Stücke haben herausgegeben Brunck, Hermann, und Wolf. Fr. L. Graf zu Stolberg gab 4 Tragödien (Hamb. 1802) übersetzt heraus, und Chr. Kraus: Aeschylos Tragödien im Versmaaß der Urschrift verdeutscht. 2 Thle, Reutlingen, 1822.

Aesculapius (Asclāpios), Sohn des **Apollo** und der **Coronis**, der Tochter eines thessalischen Königs Phlegias, oder nach Andern der Arsinoe, der Tochter des **Leukippos**. Man erzählt, daß **Apollo** diese seine Geliebte für untreu hielt, und sie aus Eifersucht mit seinem Pfeile tödtete, den Aesculap aber, mit welchem sie schwanger war, noch rettete, als man ihren Leichnam schon verbrennen wollte. Andere erzählen seine Geburt so: daß ihn **Coronis** heimlich auf einem Berge bei Epidauros geboren, und daselbst liegen gelassen habe. Ein Schäfer vermißte seinen Hund und eine Ziege, und fand beide bei einem von Lichtglanz umstrahlten Kinde, welches die Ziege säugte, und der Hund bewachte. Der Hirt schloß aus den Umständen auf des Kindes göttliche Abkunft, und nahm es zu sich. In der Folge wurde Aesculap in der Höhle des weisen **Chiron** erzogen, der ihn in der Botanik und Arzneikunde unterrichtete. Aesculap machte die größten Fortschritte, und brachte es bald in der Kunst, die Menschen zu heilen, so weit, daß die Dichter sogar erzählen, er habe die Todten wieder aus dem Orkus heraufgerufen. Darob erzürnte **Pluto**, der durch ihn sein Reich der Entvölkerung nahe sah; er verklagte ihn beim **Jupiter** als einen vermeßnen Frevler, und dieser, aus Gefälligkeit für seinen Bruder, schleuderte seinen Blitz auf das Haupt des Wohlthäters der Menschheit. **Aesculap** ward bald ein Gegenstand der göttlichen Verehrung, doch erst nach **Homers** Zeiten zählte man ihn wirklich unter die Götter. Insbesondere wurde er zu Epidauros in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Von hier aus verbreitete sich seine göttliche Verehrung über ganz Griechenland, und endlich bis nach Rom. Als nämlich die Römer im J. d. St. 411 von der Pest geplagt wurden, befahl ihnen das Orakel, den **Aesculap** von Epidauros nach Rom zu holen. Sie schickten daher eine Gesandtschaft von 10 Männern ab. Diese langten glücklich in Epidauros an, und begaben sich in den Tempel. Indem sie hier die von dem Künstler **Thrasimedes** aus Paros von Gold und Elfenbein verfertigte Statue des Gottes bewunderten, kroch unter derselben eine Schlange hervor, aus dem Tempel heraus, gerade durch die Stadt hin, und nach dem Schiffe der Römer zu, wo sie sich im Zimmer der Gesandten zusammenrollte, und bis zur Ankunft in Italien liegen blieb. Hier besuchte sie auf ähnliche Weise den Tempel des Aesculap in Antium, und sprang endlich, als man die Tiber hinauf fuhr, auf die Tiberinsel, wo sie im Schilfe liegen blieb. Die Römer erbaueten also auf dieser Insel einen Tempel, der noch jetzt, unter dem Namen der Kirche des heiligen Bartholomäus, vorhanden ist. Man pflegte die Kranken in die Tempel dieser Gottheit zu bringen, die meist außerhalb der Städte waren, und diese waren, wenn sie wieder genasen, gehalten, ihre Krankheit nebst den Mitteln, die ihnen geholfen, auf ein Täfelchen zu schreiben, und solches im Tempel des Aesculap aufzuhängen. Aus diesen Beschreibungen sammelten die Aerzte oft ihre Bücher. Seine Mutter Coronis nahm häufigen Antheil an der Verehrung ihres Sohnes. Die Hähne, Ziegen, Nachteulen, Hunde, Raben, und Schlangen waren dieser Gottheit heilig. Seine Abbildung zu Epidauros war diese: Aesculap saß auf einem Throne, stemmte die Hand auf einen Schlangenkopf, und hielt mit der andern einen Stab; zu seinen Füßen lag ein Hund. Gewöhnlich stellte man ihn dar mit entblößtem Oberleib; sein Mantel, welcher den Leib bedeckt, über die linke Schulter geschlagen; sein männliches, ernstes, aber dennoch sanftes Gesicht, in welchem sich der tiefdenkende, ruhige Forscher ankündigt, mit einem langen Barte geziert. Ueberhaupt haben seine Bildung und sein ganzer Karakter viel Aehnlichkeit mit den Abbildungen des Jupiter, dem er auch im Haarschmuck (er ist als Sohn **Apollo's** mit einem Lorbeerkranze geziert) sehr nahe kommt, nur daß sein Haar nicht so lang ist, und nicht bis auf die Schulter herabreicht, ob es sich

gleich über der Stirn, wie jenes bei dem Vater der Götter, erhebt, und auf der andern Seite wieder herab fällt, um dieselbe zu bedecken. In der Hand hält er am meisten einen knotigen Stab, der mit einer Schlange umwunden ist; oft eine bloße Schlange, und in der andern Hand eine Opferschaale. So erblickt man ihn oft auf Münzen. Zuweilen lehnt er sich auf einen aufgerichteten Stein, den eine Schlange umwindet. Ein anderes bekanntes Attribut ist der Hahn, der neben ihm stehet. Dieser sollte die Wachsamkeit des Arztes, wie die Schlange die Klugheit desselben ausdrücken. Thrasymedes hatte den Aesculapius mit dem Hunde zu den Füßen dargestellt. Die Nachteule neben ihm erblicken wir auf einer Münze bei Montfauc. pl. CLXXXVII. n. 4. Im Auszuge der Antiquit. von Montfauc. Ebendaselbst ist auch n. 5. neben Aesculap ein kleiner Knabe, in einen Mantel gehüllt, und das Haupt mit einer zugespitzten Mütze bedeckt; eine Zusammenstellung, die sich öfters auf Marmor und geschnittenen Steinen findet. Auf den Münzen von Nicäa heißt jener Knabe Telesphoros. Aesculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojanischen Kriege als Helden und Aerzte sich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Aegle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt wurde. — Oft wird Aesculap auch bloß unter dem Bild einer Schlange vorgestellt.

Aesculus (Hippocastanum), gemeine Roßkastanie, mit sieben Staubfäden. Das nördliche Asien ist das Vaterland dieser Baumgattung; seine schönen weißen, mit rosenfarbigen Flecken getüpfelten Blumen gewähren einen freundlichen Anblick, und seine breiten Blätter bringen großen Schatten, welcher in heißen Frühlings- und Sommertagen erquicklich ist; seinem schnellen Wachsthum und seiner Dauerhaftigkeit verdankt er die Anpflanzung zu manchen schönen Spaziergängen, in denen der Lustwandelnde, in Stunden der Muße gerne verweilt; seine Blüthezeit dauert beinahe einen Monat, während welcher er dem Auge eine Weide und dem Geruche Erquickung ist; man zieht sie am besten aus den Nüssen, die man den Winter über im Sande aufspart, und in den ersten schönen Tagen des Frühlings aussäet; er vollbringt seinen Trieb auf das ganze Jahr in Zeit von drei bis vier Wochen; lange hat es gedauert, ehe man die Nützlichkeit dieser Holzgattungen kennen lernte; die zu Kohlen verbrannte Rinde der stacheligen Frucht liefert eine schöne schwarze Farbe, die gemahlene Frucht ein gutes Futter für Pferde, wenn sie am Husten oder schweren Athem leiden, besonders wenn dasselbe unter anderes gemengt wird; auch ist in jüngeren Zeiten der unter der braunen Rinde befindliche weiße Kern, gemischt mit anderm, als ein dienliches Futter für Schweine und Rindvieh befunden, ja sogar mit dem größten Vortheil zu Bereitung von Stärke, Puder und Seife verwendet worden.

Aesopus, 1) der älteste Fabeldichter, aber nicht der Erfinder derselben, soll zu Amorium in Phrygien geboren worden seyn. Es ist aber ungewiß, denn bei den Alten führt er auch den Beinamen des Thraciers. Er war zuerst Sklave, nach Herodot, der Sklave des Jadmon auf der Insel Samos, nach Andern der Sklave zweier Philosophen. Durch seine Fabeln erwarb er sich großen Ruf, so daß Krösus der Lydier ihn an seinen Hof rief, und ihn liebgewann. Von diesem wurde er nach Delphi gesandt, und hier ermordet, weil er die Fabel erzählte von schwankenden Stäben, die, in der Ruhe besehen, nichts wären, welche die Priester auf sich deuteten. Man ehrte in ganz Griechenland sein Andenken, in Athen errichtete man ihm sogar eine Bildsäule. Ob die Fabeln, die wir unter seinem Namen haben, echt sind, ist sehr zweifelhaft, denn sie tragen nicht den Karakter des Alterthums. 2) Aesopus (Clodius), ein berühmter tragischer Schauspieler zu Rom um das J. d. St. 670

gleichzeitig mit Roscius dem großen Comiker; (ihresgleichen hat Rom nie mehr gehabt). Er wußte die Person, welche er vorstellen sollte, so in sein Ich überzutragen, daß, so oft er spielte, er jedes Mal in eine Art von Extase verfiel. Als er eines Tages, wo er den Atreus spielte, im Nachsinnen, wie er sich an Thyestes rächen sollte, begriffen war, versetzte er einem eben vorübergehenden Sklaven auf der Bühne einen so derben Schlag, daß er todt zu Boden stürzte.

Aesthetik, die Wissenschaft des Schönen, oder die wissenschaftliche Entwickelung der Grundsätze des Geschmacks in Darstellung und Beurtheilung schöner Werke. — Der erste, der ihr jenen Namen gab, war Baumgarten. Die innige Verwandtschaft dieser Wissenschaft mit der Philosophie und der schnelle Wechsel der philosophischen Systeme in Deutschland erklärt es, daß, ungeachtet nicht allzulang nach Baumgarten, besonders durch Eberhard, Mendelssohn, Sulzer und Eschenburg, ein muthigeres Streben, die Formen des Schönen in allen Zweigen der Kunst wissenschaftlich aufzufassen, rege ward, dennoch die deutschen Aesthetiker sich bis auf diesen Tag noch nicht über die ersten Grundsätze ihrer Wissenschaft haben vereinigen können. Mit den verschiedenen philosophischen Systemen kamen nach und nach die Grundsätze der Nachahmung der Natur, der sinnlichen Vollkommenheit, der Humanität, der formal-idealen und der real-idealen Schönheit an die Reihe, und nach ihnen bildete sich der Begriff der Schönheit um, so daß die Einen (mit Batteux und Baumgarten) sie in der sittlichen Vollkommenheit oder in der Zusammenstimmung des Mannigfaltigen der Einheit, Andere (mit Herder) in der Angemessenheit zu dem Karakter der Humanität, Spätere (mit Kant) in der bloßen Form der Zweckmäßigkeit, und noch Andere (mit Schelling und seiner Schule) in der unmittelbaren Erscheinung des Göttlichen im Irdischen, in der Idee der Materie, zu finden glaubten. Nach Maaßgabe dieser verschiedenen Grundsätze mußte nothwendig auch die Behandlung der gesammten Aesthetik in ihren einzelnen Theilen verschieden ausfallen. Diese Theile sind: 1) die Entwickelung des Schönen überhaupt, als eines Gegenstandes sinnlicher Wahrnehmung (hier zugleich Beantwortung der Frage, ob es ein Schönes in der Natur gebe, was die neuere philosophische Schule läugnet); 2) die Erklärung des Wohlgefallens am Schönen, aus der Beziehung des letztern auf die verschiedenen Gemüthsvermögen; 3) die Aufstellung der Regeln, nach welchen schöne Werke theils hervorgebracht, theils beurtheilt werden sollen. Da dieselben in dem Geschmacke oder dem Schönheitsgefühle ihren Grund haben, so wird dieser Theil der Aesthetik auch Geschmackslehre genannt. — Das Schöne hat die Kunst mit ihren sichtbaren und hörbaren Zeichen zum Gebiete; die Aesthetik hat daher die mannigfaltigen Arten der Darstellung des Schönen durch die Kunst zu beachten und in Rücksicht ihrer allgemeinen Grundsätze aufzustellen. In sofern sie dies thut, wird sie auch, obwohl nicht ganz passend, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften genannt. So sehr auch die Aesthetik seit ihrer Entstehung, vorzüglich durch die Untersuchungen Kants und einiger seiner Schüler, an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe gewonnen hat, so läßt sich doch noch keineswegs behaupten, daß sie sich, als wissenschaftliches Ganze, bereits zu einem in sich vollendeten und festgegründeten Systeme abgerundet habe; ja es giebt unter den Denkern unserer Zeit Mehrere, die es geradezu für unmöglich halten, daß sie jemals zur Wissenschaft werde, indem die Idee des Schönen, als im Gefühl gegeben, sich für den Begriff nicht darstellen lasse.

Aestier, nach Tacitus Aestyi, bewohnten die Küsten von Preußen, jenseit der Weichsel, Kurland, Samogitien und Liefland. Ihr Name kommt wahrscheinlich von Osten her, und hat sich noch im heutigen Esthland erhalten.

Ihre Sprache war der Brittannischen ähnlich, ihre Sitten den Germanischen, insbesondere denen der Sueven; doch trieben sie Feldbau, und waren überhaupt sehr friedfertig. Sie sammelten den an ihren Küsten befindlichen Bernstein, den sie an die Ausländer verkauften, ob sie gleich gänzlich mit seinen Eigenschaften unbekannt waren. Noch im 6ten Jahrhundert trieben sie diese Beschäftigung, indem sie damals dem König Theodor ein Geschenk von Bernstein nach Italien schickten. Sie verehrten eine Göttin, die mit der mater deorum der Römer viele Aehnlichkeit hatte. Ihr zu Ehren trugen sie Bilder von wilden Ebern als Talismane, um sich dadurch gegen Feinde zu schützen. Ihre Waffen waren Keulen.

Aether, physikalisch bezeichnet derselbe eine feine elastische Flüssigkeit, welche im ganzen Weltraume verbreitet seyn soll, worin die Cometen ihre Bahnen verfolgen, und von welcher die Atomistiker alle Erscheinungen der Materie, die Cohäsion, die Schwere rc. ableiten. Die hypothetische Annahme dieser Flüssigkeit ist Ursache, daß die verschiedenen Naturforscher in ihren Meinungen darüber sehr abweichen. Besser wäre es vielleicht, darunter die obersten äußerst verdünnten Schichten der gegenseitig sich im Weltraume begränzenden Atmosphären vorzustellen. Chemisch und pharmaceutisch bedeutet **Aether** eine aus Alkohol durch Einwirkung starker Säuren erzeugte und durch Destillation geschiedene Flüssigkeit. Nachdem eine bestimmte Säure zu seiner Bereitung verwendet wurde, hat derselbe den Namen: Schwefel-, Salpeter-, Salz- Essigäther. Im Ansehen, Geschmack, in der Flüchtigkeit und Farbenlosigkeit kommt der Aether dem Alkohol nahe, doch ist er leichter entzündlicher, angenehmer von Geruch; er brennt mit rußiger Flamme, und läßt sich mit Wasser wenig, mit Weingeist in allen Verhältnissen vermischen. Die letztere Mischung giebt die versüßten Säuern. Der **Aether** dient als belebendes Arzneimittel.

Aethiopien, die Länder des mittlern Afrika, zuweilen auch nur Abyssinien; das **äthiopische** Meer ist ein Theil des großen Oceans unter der Linie, im Westen von Afrika, zuweilen nur der Meerbusen von Guinea.

Aethiopier, eine bei den Alten allgemeine Benennung aller Völker Afrika's, die südlich von Aegypten wohnten. Es ist merkwürdig, wie bekannt und berühmt der Name Aethiopier bei den Alten ist. Sie glänzen im frühesten Zeitalter der griechischen Mythologie, in den Sagen aller Völker des innern Asiens am Euphrat und Tigris, und insbesondere in den Jahrbüchern der ägyptischen Priester. **Homer** schildert sie als das Feinste der Völker, als die Gerechtesten der Menschen, die Lieblinge der Götter, die zu ihnen reisen, und an ihren Festen Theil nehmen. Auch späterhin legen ihnen einsichtsvolle Geschichtschreiber das Lob der ersten Kultur und einer höhern Ausbildung bei. Alles dieses macht in der That dieses Volk zu einem wichtigen Gegenstande der Untersuchung. Im Alterthume gab man den gemeinen Namen **Aethiopier** mehrern von einander ganz entfernten und verschiedenen Völkern; alle hießen so, die sich durch eine sehr dunkle oder gar schwarze Farbe von den Europäern auszeichneten. Daher setzen die Alten nicht nur in Afrika, sondern auch in Asien äthiopische Völker. Herodot theilt sie schon in die eigentlichen Negervölker mit krausem Haare, und in die andern schwarzen Stämme mit schlichtem Haare ab, welche letztere er ausschließend nach Asien setzt, ob dies gleich nicht ganz richtig ist. Die Hauptsitze der Aethiopier setzt er oberhalb von Aegypten im heutigen Nubien und Abyssinien; unter ihnen zeichnet er besonders die Bewohner von Meroe und die Makrobier aus. Unter den ägyptischen Ptolomäern wurden die übrigen äthiopischen Stämme bekannter. **Eratosthenes**, aus dem **Strabo** seine Nachrichten nahm, unterscheidet als eigene Stämme die **Nubier** am westlichen Ufer des Nils zwischen Aegypten und Meroe. Sie waren Nomaden, und hatten eigene Oberhäupter. Am Ostufer des Nils nennt er die nomadischen Blemmyes und Megabari, und die Gebirgskette längs dem Meerufer war von Troglo-

byten bewohnt. Längs den beiden Seiten des Nils standen nach Strabo und Plinius eine große Menge Städte, die die Ptolemäer errichtet hatten, um die nomadischen Horden jener Gegenden an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und den Handel zu sichern; allein die Absicht mißlang, und man ließ jene Städte wieder verfallen, so daß zu Nero's Zeiten fast keine Spur mehr davon da war. Die noch weiter südlichen Stämme in dem fruchtbaren Abyssinien hat er uns in den von seinem Werke über das rothe, d. i. das südliche Meer, noch enthaltenen Fragmenten beschrieben. Er unterscheidet die verschiedenen Stämme nach ihrer Lebensart, indem Einige etwas Ackerbau trieben, Andere von der Jagd und von Kräutern, noch Andere vom Fischfang lebten. An der Seeküste wohnten die Ichthyophagen, längs den beiden Ufern des Astaboras (des jetzigen Alba oder Takazze) wohnten Völker, die sich von Wurzeln und Rohr nährten, die Hylophagen, die von Baumfrüchten und Kräutern lebten, mehrere Jägervölker, die Elephantophagen und Strutiophagen, die Elephanten und Strauße aßen, und endlich noch ein kleiner Stamm, der Heuschrecken aß. Alle diese Völker mit derselben Lebensart fand noch Bruce in diesen Gegenden. In den Höhlen und Grotten der längs dem arabischen Meerbusen fortlaufenden Kette hoher Granit- und Marmorgebirge wohnten die Troglodyten, ein Hirtenvolk, etwas mehr civilisirt, als die vorher genannten wilden Völker, das auch unter Stammfürsten stand. Während der nassen Jahreszeit wohnte es mit seinen Heerden in den Höhlen, nachher aber trieb es dieselben auf die Weiden. Nach Bruce haben sie auch jetzt noch nichts an ihrer Lebensart geändert. — Die äußerste Gränze der äthiopischen Völker nach Norden zu machte die große Wüste, die sich queer durch Afrika erstreckt. Die diesseits derselben wohnenden Völker heißen Libyer. An der westlichen Küste Afrika's erstrecken sich die äthiopischen Völker am weitesten gegen Norden bis an das Atlasgebirge herauf. Die asiatischen Aethiopier, die Herodot erwähnt, sind wahrscheinlich die schwarzen Stämme am Westufer des Indus, nachher rechnete man noch andere wilde Völker dazu, die die Küstenländer vom Indus bis zum persischen und arabischen Meerbusen bewohnten.

Aetius, Gouverneur von Gallien unter dem Kaiser Valentinian III. 454 n. C.; er schlug den Theodorich und die Franken, trug einen dreifachen Sieg über Gondikar, den Burgunderkönig, davon, und brachte dem Hunnenkönige Attila eine solche Niederlage bei, daß seine 400.000 Mann starke Armee fast gänzlich aufgelöst wurde. Leider verfolgte er die Vortheile dieses großen Sieges nicht. Valentinian erbost, daß Aetius noch so viele dieser Barbaren hatte entwischen lassen, tödtete ihn mit eigener Hand; allein sein Tod wurde als ein das ganze Reich treffendes Unglück angesehen; jeden empörte diese Unthat des Kaisers, und ein Höfling, den der Monarch befragte: was ihm davon dünke? hatte den Muth, ihm zu antworten: „Du hast Dir die rechte Hand abgehauen mit dem Schwerdt, daß Du in der linken hieltest." Aetius war der größte Feldherr seiner Zeit, und die Brustwehr des Kaiserreichs gegen die Barbaren, die es von allen Seiten überschwemmten. Man sagt, die Ursache, warum er seinen Sieg gegen Attila nicht verfolgte, habe in dem Umstande gelegen, daß er fürchtete, die andern Völkerschaften, welche an der Ehre dieses Tages Theil genommen, gar zu mächtig zu machen.

Aetna, ital. Monte Gibello, oder abgekürzt Mongibello, (von dem italienischen Monte d. i. Berg und dem arabischen Gibel oder Dschibel, welches auch Berg bedeutet) ein feuerspeiender und der höchste Berg auf der Insel Sicilien, in der Provinz Val di Demona, 32° 50′ O. L. 37° 44′ N. B. 15.630, nach Spalanzani 11.400 Fuß über der Oberfläche des Meeres, durchaus von Lava aufgeführt, und am Fuß 100 Meilen im Umfang. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen oder Gegenden. Die unterste Region Piemontese d. i. die am Fuß des Berges liegende genannt, besteht aus kleinen Bergen und der vom Aetna ausgeworfenen Lava, ist sehr fruchtbar an Ge-

treide, Zuckerrohr, Wein, Palmen, Oel- und Feigenbäumen, Safran, Rhabarber, wildem Zimmt und Pfeffer rc., ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von 300.000 Menschen bewohnt. Die mittlere enthält große Waldungen von Kork-, Eichen-, Kastanien-, Eschen-, Tannen- und Fichtenbäumen, Wein- und Oelgärten, viele aromatische Gewächse, und in den Wäldern wilde Schweine, Rehe und Ziegen. Der Gipfel ist fast immer mit Asche, Bimsstein, Eis und Schnee bedeckt. Mit dem Eis und Schnee wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Der Verkauf desselben auf der Insel, in Unteritalien und Malta trägt dem Bischof von Catania jährlich 23.000 Franken ein. Das Innere des Berges brennt unaufhörlich. Am heftigsten wüthete er 1693, wo er 93.000 Menschen tödtete, und 40 Städte und Dörfer vernichtete. Die letzten Ausbrüche waren im März 1809, bei dem sich noch 22 neue kleinere Krater bildeten, die eine Breite von mehr als 100 Klaftern einnehmen, und im Oktober 1811. Nicht weit vom Hauptkrater steht verfallenes Mauerwerk von einem alten Gebäude, welches man Torre del Filosofo (den Philosophenthurm) nennt, der vom Empedokles aufgeführt worden seyn soll, um die Eigenschaft dieses Berges bequem in der Nähe zu beobachten. Aber diese Fabel hat ihren Ursprung in der Erzählung, daß Empedokles bei einer genauern Untersuchung des entzündeten Schlundes sein Leben verlor. Gerade unter dem obern Kegel des Aetna, in der Höhe von fast 9.000 englischen Fuß über dem Meer, haben englische Offiziere 1811 ein Gebäude zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet, la casa inglese genannt. In Catania ist eine eigene Akademie des Aetna, welche das Studium dieses Berges zum Gegenstande hat.

Aetolier, die Bewohner Aetoliens, die in spätern Zeiten sich vorzüglich merkwürdig machten. Ihre ersten Stammväter waren Hellenen. Sie theilten sich in mehrere kleinere Völkerschaften, als Apodoten, Ophienser, Eurytaner, hatten aber keine gemeinschaftliche Hauptstadt, sondern waren in kleinen Städten und Dörfern vertheilt. Jagd und Raub waren ihre Hauptbeschäftigungen, so daß sie in ganz Griechenland wegen ihrer Räubereien bekannt waren. Sie achteten weder Bündnisse, noch Traktaten. Wenn zwei benachbarte Völker sich bekriegten, so ließen sie dieselben erst einander schwächen, und fielen dann über sie her. Ebenso waren sie der Seeräuberei ergeben, welche sie weder für eine Ungerechtigkeit, noch für Schande hielten. Ihrer Lebensart zufolge, behielten sie die alten griechischen rohen Sitten am Längsten bei. Sie gingen nie, selbst in Friedenszeiten nicht, unbewaffnet, nährten sich von rohem Fleische, und hatten eine sehr unverständliche Sprache. Ihre Reiter waren furchtbar, wenn sie einzeln fochten, weniger in ordentlicher Schlachtordnung. Sie waren frei, und keiner andern Völkerschaft Griechenlands unterworfen, ob sie gleich unruhige und gefährliche Nachbarn waren. Nach Strabo errichteten die verschiedenen Völkerschaften Aetoliens schon früh einen großen Bund, um sich gemeinschaftliche Oberhäupter zu erwählen, und über ihre Angelegenheiten zu berathschlagen. Die Versammlung war zu Therma, und wurde mit Spielen und glänzenden Festen gefeiert. Indessen wurde dieser Bund nicht eher merkwürdig und bekannt, als um die Zeit des achäischen Bundes. Jährlich wählte man auf der Versammlung zu Therma einen Strategos und ein Collegium von Apokleten, die an der Seite des Strategos mit ihm regierten. Als die Römer nach Griechenland kamen, verbanden sich die Aetolier mit ihnen gegen die Achäer, nachher aber wurden sie den Römern untreu, und schlugen sich auf die macedonische Seite, daher sie auch Macedoniens Schicksal theilen mußten, und von Fulvius Nobilior und Paulus Aemilius unterjocht wurden.

Aetzen des Glases besteht darin: zuerst überzieht man das Glas mit einem Firniß, die zu ätzenden Stellen aber befreit man davon; alsdann legt

man es in flüchtige Flußspathsäure, oder man läßt die dunstförmige Säure, die sich aus dem Flußspathe entbunden hat, auf die Stellen eine Zeit lang einwirken, um den Figuren den gehörigen Ausdruck zu geben.

Aetzkunst, Radirkunst, ist die Art des Kupferstechens mittelst des Scheidewassers. Sie heißt Radirkunst, weil man mit der Radirnadel die Zeichnung auf der mit Firniß oder Wachs überzogenen Kupferplatte aufträgt. Die Spitze der Nadel muß hiebei den Ueberzug der Platte durchdringen, und das Kupfer berühren. Ist die Zeichnung vollendet, so übergießt man die Platte mit Scheidewasser, welches die Zeichnung in solche einfrißt. Als Erfinder wird Albrecht Dürer, ein Künstler zu Nürnberg, genannt, der diese Kunst aber auf andere Art, als es jetzt geschieht, ausübte.

Afer (Domitius), geboren zu Nimes in Gallien, ein berühmter Redner zu Rom, und Quintilian's Lehrer. Er schändete jedoch sein schönes Talent durch die niederträchtige Rolle eines geheimen Angebers, die er bei Tiberius und dessen 3 Nachfolgern spielte; gleichwohl hätte er sich bei Caligula einmal beinahe den Untergang bereitet durch eine unter dessen Statue angebrachte Inschrift, worin er sagte: Caligula sey in seinem 22. Jahre zum zweitenmale Consul gewesen. Caligula, dieses für bittern Spott aufnehmend, ergoß in einer Anrede im Senate alle seine Galle wider ihn. Afer bat ihn um Vergebung, und sagte „er fürchte sich mehr vor seiner Beredsamkeit, als vor seiner Macht" So schmeichelnd söhnte er sich mit diesem stolzen Imperator aus, der die Consular-Würde, wozu er kurz vorher sein Pferd hatte erheben wollen, nun seinem Liebling Afer ertheilte, der unter Nero im J. nach Chr. Geb. 49 starb.

Affe, eine Säugethier-Gattung aus der Ordnung der Thiere mit Händen. Es giebt deren über 60 Arten, wovon wir bloß den Orang-utang anzeigen. In seinen vaterländischen Wäldern auf Borneo soll dieses Thier eine Höhe von 6 Fuß erreichen; es lebt daselbst, wie die mehrsten seiner Gattung, von Früchten, flieht die Wohnungen der Menschen, führt ein einsames Leben, und zeigt große Stärke, Gewandtheit und Geschwindigkeit: Eigenschaften, die seinen Fang äußerst erschweren. Es ist bekannt, daß er Neger, die sich etwas weit von ihren Wohnungen entfernen, anfällt und tödtet; er schleppt ihre Weiber fort, und hütet sie mit außerordentlicher Wachsamkeit, weßwegen es diesen kaum möglich ist, wieder zu entwischen. Seine Aehnlichkeit im Allgemeinen mit dem Menschen ist bei dem ersten Anblick sehr auffallend; aber nähere Betrachtung und Zergliederung zeigen eine Menge Unterschiede. Er zeichnet sich von dem Schimpansee durch das rothbraune Haar und den Mangel des Nagels auf den Daumen der Hinterhände aus. Er läßt sich zähmen, und man zeigte vor einigen Jahren einen Orangutang in London, welcher, wie ein Mensch, sich auf den Stuh setzte, arbeitete, und mit Messer und Gabel aß. Er war schwermüthig, aber sein Betragen sanft; er schien gegen seinen Wärter und andere bekannte Personen sehr erkenntlich und treu zu seyn. Das malayische Wort Orang-utang, welches Waldmensch bedeutet, bezeichnet also bloß diese auf Borneo einheimische Affenart, welche gewöhnlich mit dem afrikanischen Waldmenschen, oder Schimpansee, verwechselt wird, der schwarzes Haar, große Ohren und Nägel auf den Daumen der Hinterhände hat.

Affe, Pantograph, Storchschnabel, ein auf mathematischen Gründen beruhendes, aus 4 auch 5 Schienen mittelst beweglicher Schrauben verbundenes Instrument, um Zeichnungen in demselben Maaßstabe oder im verkleinerten zu kopiren. Es ist vorzüglich gut, um Schattenrisse (Silhouetten) zu verkleinern, auch Plane und Risse schnell zu reduciren.

Affektiren, eine Empfindung oder Neigung erkünsteln, ein gezwungenes unnatürliches Betragen annehmen, sich zieren. Daher Affektation, die

Ziererei, das Bestreben etwas auf eine gezwungene Art zu thun, affektirt, geziert.

Affenbaum, Mimesophs. So nennt man 2 Gattungen, die vorzüglich ihres Holzes halber merkwürdig sind. Das Geschlecht gehört zu der 7 Klasse. Die Blüthen haben achttheilige Kelche, vielblättrige Blumenkronen, und achthörnige Staubfäden. Man hat 1) den ostindischen Affenbaum, dessen Holz so fest und hart ist, daß man es Eisenholz nennt, und zum Schiffbau anwendet. Die 2. Art ist der makastarische Affenbaum, der eine birnförmige Frucht trägt, die wie Datteln schmeckt, und eine liebliche Säure bei sich führt.

Affenbrotbaum, oder Baobab, Adansonia baobab, der größte unter allen bekannten Bäumen. Der Stamm wird nur bis 12 Fuß hoch, aber 25 Fuß im Durchmesser. Mit der Krone ist die ganze Höhe 70 Fuß, der Umfang 150 Fuß. Die Neger am Senegal legen Kammern in dem Stamme an, und hängen darin jene Todten auf, denen sie ein ehrliches Begräbniß versagen, und welche darin in kurzer Zeit so austrocknen sollen, wie Mumien. Der Baum hat eine dicke geschmeidige Rinde, und seine Blätter sind denen der Kastanien ähnlich. Die Blume ist kugelförmig 2 — 3 Zoll im Durchmesser. Das Mark, welches die Früchte enthalten, wird genossen, und die Blätter, zu Pulver gerieben, unter die Speisen gemischt. Der Baum leistet in den heißen Ländern, wo er einheimisch ist, den Menschen gute Dienste durch seinen Schatten. Er gehört in die 16. Klasse.

Affetuoso (Musik), affektvoll. Dieses Kunstwort zeigt einen sanften und melancholischen Vortrag und eine diesem angemessene Bewegung an.

Afghanen, Aghaunen, (d. i. Bergbewohner) oder Patanen, Einwohner des Reichs Kabulistan in Ostpersien, die ursprünglich in den Gebirgen von Ghore zwischen Persien, Hindostan und Bactrien wohnten, und zum medischen Volksstamm gehörten, sich zu Anfange des 18ten Jahrhunderts unter einem ihrer Stammfürsten Miriweis nicht nur ganz Ostpersien, sondern auch nachher Theile von Hindostan und der Buchareі unterwürfig gemacht haben. Ihre Sprache soll mit der chaldäischen sehr übereinstimmen. Sie sind in unzählige Stämme (Doloß) und Horden (Khails) vertheilt, die unter Oberhäuptern (Khaun und Speen Zheras) gegenseitig in beständigen Fehden stehen, wie die Araber. Die westlichen Afghanen sind in Sprache, Kleidung und Karakter von den östlichen unterschieden, sind duldsame Muhamedaner, glauben an Geister der Wüste oder Kobolde (Ghollee Becabaun), üben Gastfreiheit in hohem Grade, und halten das Plündern für ein ihnen zustehendes Recht. Sie sind beständig im Wandern begriffen, sowohl die westlichen in Zelten wohnenden, als die in Osten ansäßigen; denn seit Jahrhunderten bevölkerten ihre Kolonien alle Nachbarstaaten, in denen sie sich mit Gewalt Eingang verschafften, zumal das Indus- und Gangesland. Ihre Hauptstämme sind: Thuran, Perrians, Beloges, Rohillas.

Affinität, 1) die Schwägerschaft, Verwandtschaft durch Heirath; 2) Verwandtschaft zwischen zween Begriffen. Geistliche Affinität, Gevatterschaft. In der Chemie heißt Affinität die Anlage, welche gewisse Körper haben, sich mit einander zu vereinen oder aneinander zu hängen; z. B. zwei Tropfen Wasser bilden schnell nur Eine Masse, wenn sie sich berühren, da sie doch eine kugelrunde Gestalt behalten, wenn sie einen nicht verwandten Körper berühren. Indessen ist die schnelle Vereinigung nicht immer der richtige Maaßstab mehrerer oder minderer Affinität; denn oft hängen schwer zu vereinigende Körper nach der Vereinigung desto fester an einander, z. B. das Quecksilber vereinigt sich mit der Salpetersäure weit leichter, als mit der Salzsäure; demohngeachtet hängt es mit letzterer weit stärker zusammen, als mit der erstern.

Afrika, arabisch **Magreb**, d. i. Abendland (Aegypten ausgenommen, welches die Araber **Mesr** nennen) 0 — 70° O. L. 37° N. — 34° O. B., einer von den 5. Erdtheilen, größtentheils in der heißen Erdzone, gränzt im Norden an das mittelländische Meer, im Osten an die Landenge von Suez, durch welche Afrika mit Asien zusammenhängt, den arabischen Meerbusen und indischen Ocean, im Süden an das indische Weltmeer, im Westen an das äthiopische Weltmeer. Der Flächenraum wird zu 531. 138 (521. 856; 630.000) □Meilen angegeben; aber kaum der 5te Theil des Landes ist uns bekannt. Fast in der Mitte des Landes wird es von einer großen **Gebirgskette** durchschnitten, deren westliches Ende unter dem Namen Sierra Leona (Löwengebirge), und die Mitte unter den Namen der **Mondsgebirge** und der **habeschinischen Alpen**, die sich östlich im Vorgebirge Guardafui endigen, bekannt ist. Von diesem zieht sich nordwärts an dem arabischen Busen eine große Bergkeite hin, die durch die Landwege von Suez mit den asiatischen Gebirgen in Verbindung steht. Im Norden des Hauptgebirges ist auch der Atlas, und im Südosten das Gebirge **Lupata**, von dem ein Ast sich bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ausbreitet. Außer den genannten sind auch die Caps Sera, Verde 2c. Wo sich Wasser findet, bewirkt die brennende Sonne auch schnelle Fruchtbarkeit; wo es fehlt, ist Sandwüste. Die größte der ganzen Erde durchstreicht ganz Afrika zu beiden Seiten des Wendekreises des Krebses von Abend gegen Morgen unter dem Namen **Sahara**, und nur an wenigen wasserreichen Stellen bewohnbar. — Die Hauptflüsse sind: der Nil in Nordosten, der Senegal und Gambia in Westen, der Zaire in Südwesten, der Zambese oder Cuama in Süden, der Niger oder Joliba, der von Westen nach Osten fließt, der Oranienfluß, der ins atlantische Meer fließt. Der größte Landsee ist der Marawi im Norden des Gebirges Lupata; andere sind der Dembea, Wangara und Aquilunda. — Der größte Theil des Landes hat ein sehr heißes Klima, besonders im Innern, wo in den ungeheuern Sandwüsten der schreckliche Wind Samum erzeugt wird; nur an den Küsten und am Fuß der Gebirge ist das Klima milder. Afrika eigen sind die Tornados und Harmatan. Zur merklichen Erleichterung der sonst unerträglichen Hitze haben die Länder zwischen den Wendekreisen ihre periodische Regenzeit, die 6 Monate dauert, und zwar gerade im Sommer, wenn die Sonne über dem Scheitel steht, und wo man im Sande Eier siedet; die heißesten Monate sind November bis April. Ueberhaupt haben die Länder der heißen Zone nur 2 Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse; vom Winter mit Frost und Schnee weiß man dort nichts, und nur in der Nähe des Atlas und an den Küsten des mittelländischen Meeres zeigen sich zuweilen Wintererscheinungen. — Die Hauptprodukte sind: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Salz, Salpeter, Salmiak, Ambra; Getreide, Durra, Mais, Yams, Maniok, Kokosnüsse, Tabak, Flachs, Hanf, Südfrüchte, besonders Datteln, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Pfeffer, Indigo, Gummibäume, Apotheker- und Räucherwaaren, Sennesblätter, Cassia, Mastix, Eben- und Sandelholz, Baobabs, Butterbäume; Elephanten, Kameele, Nashörner, Löwen, Panther, Leoparden, Giraffen, Antilopen, Gazellen, Affen, Zibetkatzen, Flußpferde, Krokodile, Strauße, Papageien, Schlangen 2c. — Die Zahl der Einwohner wird auf 102.412.600 (80 oder 120 Millionen geschätzt; sie bestehen aus Negern, Kopten, Kabylen oder Berbern, (in den nördlichen Gebirgen), Kafern und Hottentotten im Süden bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Zu den fremden Völkern gehören die Araber, Juden, Türken, Mameluken (in Nubien und Aegypten), Malambus (aus Indien, in Madagaskar und Aethiopien) und Europäer, als Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Niederländer, Dänen, die sich des Handels wegen hier niedergelassen haben. Die **Sprachen** schätzt man auf 150; die verbreitesten sind die der Berbern, Mandingos, Amina- und Congoneger. Die

Hauptreligionen sind die heidnische, muhamedanische, jüdische und christliche. Künste und Wissenschaften sind im Norden unbedeutend, und im Innern fehlen sie ganz. Die meisten Völker nähren sich vom Ackerbau; an den Küsten, besonders im Norden, wird auch Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand verarbeitet. Der auswärtige Handel ist in den Händen der Europäer; der innere Handel wird durch Karawanen getrieben, die von den Städten an der Nordküste durch das Innere gehen. Die eine Straße geht von Tripolis bis Fezzan, von da eine zweite nach Cairo und Mekka; Tunis ist der Hauptsitz des Handels, die große Niederlage für Europäische Waaren, die ausgeführt werden: Gold, Baumwolle, Elfenbein, Gummi, Kupfer, Sklaven (nur bis 1819 nach den Beschlüssen des Wiener Congresses erlaubt), Getreide, Oel ꝛc. Die meisten Völker werden von unumschränkt herrschenden Königen regiert; an den Küsten herrschen größtentheils Europäer. — Die natürlichste Eintheilung ist in Nord-, Mittel- und Südafrika und die Inseln. In geographisch-statistischer Ansicht sind die Staaten: Nigritien, Sahara, Senegambien, Nubien, Habesch, Madagaskar, Algier, Marokko, Hottentottenland, Tripoli, Aegypten, Tunis. Die herrschenden europäischen Mächte sind die Türken, die außer Aegypten auch die Küsten von Nubien und Habesch besitzen, die Portugiesen auf der Azoren, Madera ꝛc. die Franzosen am Senegal, Goree ꝛc.; die Spanier auf Melilla und den canarischen Inseln; die Niederländer in einigen Faktoreien auf der Küste auf Guinea; die Engländer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, St. Helena, Isle de France ꝛc.

Afrikanische Gesellschaft. Das Wort des alten Plinius, Afrika liefere immer etwas Neues, ist durch diese in London gestiftete »African association« aufs Neue wahr geworden. Sie hat zum Zweck: Entdeckung des Innern, Handel, Civilisation der Einwohner, Abschaffung der Sklaverei und des Menschenhandels. Sie betrachtet die Abschaffung des Negerhandels als die glücklichste Epoche der Freiheit des Handels mit den Innern von Afrika. Die merkwürdigste Colonie, einzig zur Civilisation der Negervölker angelegt, ist die von Sierra Leone. Der Plan, bis nach Houssa und Tombuktu, den größten Städten im innern Afrika, vorzudringen, und die Westküste mit der östlichen durch Landwege für den europäischen Handel zu verknüpfen, ist noch nicht ganz ausgeführt. Am weitesten drangen Mungo Park von Westen (2.000 englische Meilen östlich landeinwärts), und Hornemann, ein Deutscher, von Osten her, ins Innere vor. Der Schotte Mungo Park kehrte im J. 1793 zurück. Er hat seitdem eine zweite Reise unternommen, auf welcher er verunglückt seyn soll. Er bestätigte die Nachrichten des Majors Houghton von der Größe und Bevölkerung der Stadt Houssa, die London zweimal an Größe übertreffen soll. Auch erwies er, daß der Niger oder Joliba nach Osten zu strömt, und mit dem Senegal also nicht ein Fluß ist. Herodot's Nachrichten vom innern Afrika sind zum Theil durch die Entdeckungen der Neuern bestätigt. Auf Kosten dieser Gesellschaft bereitete sich ein deutscher Reisender, Herr Burckhardt, zwei Jahre lang in London zu seiner Reise nach Afrika vor, und ist im Februar 1809 nach Syrien wirklich abgegangen.

Afterkegel (Conoides) Konoid, heißt ein Körper, der durch Umdrehung einer krummen Linie um ihre Axe entsteht. Aus welcher Klasse nun die krumme Linie ist, durch deren Umdrehung der Afterkegel entsteht, darnach bekömmt er seinen Namen. Dreht sich z. B. eine Parabel um ihre Axe, so ist der Afterkegel ein Paraboloid, und gehört die Axe einer Hyperbol an, ein Hyperboloid, oder parabolischer und hyperbolischer Afterkegel.

Afterklauen nennen die Jäger die zwei kleinen Klauen, welche den Hirschen, Schweinen, Rehen, ꝛc. hinten an den Läuften (Füßen) über den

Ballen hervorgewachsen sind. Diese Afterklauen sind eines der vorzüglichsten Zeichen, wodurch der Hirsch in der Fährte (Fußstapfen) von dem Thiere (Hirschkuh) unterschieden wird.

Afterkugel heißt derjenige Körper, der durch Umdrehung einer in sich selbst zurückkehrenden krummen Linie, die aber kein Kreis ist, um eine ihrer Axen entsteht. Ist die krumme Linie eine Ellipse, so ist der Körper ein Ellipsoid.

Afterspinne, Phalangium. Diesen Namen giebt man mehrern ungeflügelten Insekten, die gewisse Aehnlichkeit mit den Spinnen haben, und die man unter ein besonderes Geschlecht gebracht hat. Sie haben 3 Füße, 2 dicht nebeneinander stehen. Die Augen auf dem Scheitel, und 4 an der Seite des Kopfes. Die bekanntesten sind: 1) der Weberknecht, Kedt, Geist, Ph. opilio. Er sitzt am am Tage still, und geht des Nachts seinem Geschäft nach. Der Körper gleicht einer plattgedrückten Erbse, die Beine sind 2 Zoll lang, fallen leicht aus, und zeigen nachher noch Lebenskraft. Sie sind unschädlich, und nichts weniger als giftig. Ein Gewebe machen sie nicht. 2) Der Bücherscorpion, Bücherkrebs, Ph. cancroides. Er gleicht fast einem Krebs, hat 2 Scheren, womit er seine Beute festhält, und die er so fest anziehen kann, daß man sie nicht sieht, kriecht rückwärts und vorwärts, doch nicht so schnell, wie der Weberknecht. Dieses Thierchen lebt in alten, lange nicht gebrauchten Büchern, nährt sich von Milben, Schnecken rc., sein Biß soll Entzündung erregen können. 3) Die milbenartige Afterspinne, Ph. araneoides, ist 1½ Zoll lang, und lebt in Italien, Afrika, Persien und an der Wolga in ausgetrockneten Sümpfen, und beißt heftig; der Biß erregt Wahnsinn mit Fieber verbunden, welches mit Durchfall endigt. Selten ist die Verwundung tödlich.

Agamedes, Bruder des Trophonius und Sohn des Erginus, des Königs zu Orchomenus. Er und sein Bruder waren berühmte Baumeister, und baueten den Tempel zu Delphi, worauf sie an den Hof des Hyrikus gerufen wurden, um auch diesem einen Tempel zu bauen, wo er seine Schätze verwahren wollte. Dies erregte in ihnen die Begierde, sich der Schätze zu bemächtigen, wozu sie sich folgender List bedienten. An den Ort, wo der Schatz hinkommen sollte, setzten sie einen Stein in die Mauer ein, daß sie ihn, wenn sie wollten, herausnehmen konnten, ohne daß Jemand eine Lücke gewahr wurde. Auf diese Art beraubten sie den Schatz, bis es endlich Hyrikus merkte. Um den Dieb zu entdecken, ließ er sich vom Dädalos Schlingen und Fallen machen, die er im Schatzgewölbe anbrachte. Agamedes blieb in diesen Schlingen hangen, so das ihn Trophonius nicht wieder losmachen konnte. Um nun sich und seinen Bruder vor Schande und einem schmälichen Tode zu retten, hieb er ihm den Kopf ab, und nahm ihn mit sich.

Agamemnon, ein Sohn des Atreus, nach Andern ein Sohn der Aerope und des Plisthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelaus; daher beide den Namen der Atriden. Er war König zu Mycene, schön und majestätisch gebauet. Um die griechischen Fürsten zum Kriege gegen Troja zu bereden, durchreiste er mit seinem Bruder ganz Griechenland. Ihr Verlangen fand allenthalben Gehör und Beifall, und die griechische Flotte, zu welcher er allein 100 Schiffe stoßen ließ, versammelte sich zu Aulis in Böotien. Hier erschoß er eines Tages eine Hündin, die der Diana heilig war, und erzürnte dadurch die Göttin, daß diese eine gänzliche Windstille schickte, so daß die Flotte nicht weiter Segeln konnte. Um die Göttin zu versöhnen, erklärte der Wahrsager Kalchas, müsse Agamemnon seine Tochter Iphigenia herbeiholen lassen, und sie der Göttin opfern. Es geschah. Aber als eben der Priester ihr das Opfermesser in das Herz stoßen wollte, so erbarmte sic

Diana des unschuldigen Mädchens, entrückte sie in einer Wolke, und ließ an ihrer Stelle eine schöne Hündin auf den Altar fallen. Die Windstille war nun gehoben, und die Flotte eilte nach Troja, dessen Gebiet und Verbündete die Griechen bald unter ihre Botmäßigkeit brachten. Nur die Hauptstadt Troja, zu deren Vertheidigung sich die tapfersten Helden versammelt hatten, widerstand lange dem gesammten Heere der Griechen. Nach einer neunjährigen Belagerung schickte Apollo eine Pest unter die Griechen, weil Agamemnon einem seiner Priester seine Tochter Chryseis geraubt, und den Bitten des Vaters um die Zurückgabe derselben, kein Gehör gegeben hatte. Diese erfolgte nun zwar, aber es entstand daraus ein heftiger Zwist mit dem jungen Achilles, welcher der griechischen Armee beinahe den Untergang gebracht hätte. Bei den Leichenspielen des Patroklus erhielt er als der beste Wurfspießschleuderer den ersten Preis. Bei der endlichen Eroberung von Troja bekam er die Cassandra, Priams Tochter, zur Beute, mit welcher er, nach Pausanias, zwei Söhne, Teledamus, und Pelops, zeugte. Nach einer stürmischen Rückreise langte er glücklich in Mycene an. Vor seiner Abreise söhnte er sich mit Aegisthus, der seinen Vater Atreus ermordet hatte, aus, und übertrug ihm die Aufsicht über seine Gemahlin und Kinder; allein sein Zutrauen ward ihm übel belohnt; er ward von Aegisthus, welcher mit Clytämnestra einverstanden war, während der Mahlzeit erschlagen, und auch Cassandra und ihre Kinder wurden ermordet. Nach Andern ward Agamemnon im Bade ermordet, nachdem ihm seine Gemahlin vorher ein Hemde gegeben, in welchem die Oeffnungen in den Aermeln zugenäht waren, wodurch er außer Stand gesetzt wurde, sich zu wehren. Noch Andere vereinigen Beides, machen einen Rock aus dem Hemde, und lassen diesen dem Agamemnon bei Tafel anlegen. Sein Königsstab war, nach Homer, ein Werk Vulkans, der ihn dem Jupiter, dieser dem Merkur, und dieser dem Pelops verehrt hatte, von welchem ihn Atreus, dann Thyestes und endlich Agamemnon zur Erbschaft erhielt. Seinen Brustharnisch und sein Schild beschreibt Homer. Von Clytemnestra hatte er einen Sohn, Orestes, und drei Töchter, Chrysothemis, Laodice und Iphianassa.

Aganippe, eine Quelle auf dem Berge Helikon in Böotien, welche vom Hufschlag des Pegasus entstanden war, und den, welcher daraus trank, zur Dichtkunst begeisterte.

Agasias, Sohn des Dositheus, aus Ephesus, ein berühmter Bildhauer. Von ihm rührt eine erhabene Antike her, die unter dem Namen des Borghesischen Fechters bekannt, aber nichts weniger, als ein elender Gladiator ist. Sie gehörte wahrscheinlich zu einer Gruppe von mehrern Figuren.

Agasikles, ein König von Sparta, und derselbe, der auch Archedamas I. heißt, aus der Familie des Prokles. Sein Sohn Ariston hatte das schönste, aber auch liederlichste Frauenzimmer zur Gemahlin, mit welcher er den, wegen seines Patriotismus berühmten, Demaratus zeugte.

Agathokles, ein berühmter Tyrann von Syrakus. Er war, nach Diodor, der Sohn eines gewissen Carsinus, eines Töpfers, der, aus seiner Vaterstadt, Rhegium, verbannt, zu Thermä in Sicilien, das den Karthaginensern gehörte, sich niedergelassen, und dort geheirathet hatte. Während der Schwangerschaft seiner Frau hatte diese sehr beunruhigende Träume, weswegen er das delphische Orakel um Rath fragen ließ, welches zur Antwort gab, daß sein Kind über Sicilien und die Karthaginenser sehr viel Unglück bringen würde. Der Vater befahl darauf, das Kind nach der Geburt auszusetzen; die Mutter aber brachte es heimlich zu ihrem Bruder Heraklides, und gab ihm den Namen Agathokles. Als nachher dem Vater die Wegsetzung seines

Kindes gereuete, entdeckte die Mutter ihm, daß es noch lebe, worüber er sich sehr freuete, aber aus Furcht vor den Karthaginensern nach Syrakus zog, wo er durch die Güte des Timoleon unter die syrakusanischen Bürger mit eingeschrieben wurde. Agathokles war ein sehr schöner Knabe, und hatte sich als solcher bei einem reichen und wollüstigen Syrakusaner, mit Namen Demas, sehr beliebt gemacht, so daß ihn dieser nach des Vaters Tode zu sich nahm, und als er selbst Feldherr der Agrigentier wurde, ihn zum Chiliarchen, d. h. zum Anführer von 1.000 Mann machte. In dieser Stelle that er sich sehr hervor, und nach dem Tode des Demas heirathete er dessen Wittwe, und wurde so der reichste Bürger von Syrakus. Als nachher Sosistratus sich zum Oberherrn gemacht hatte, wurde er vertrieben, und ging nach Crotona, und von da nach Tarentum in Italien. Nach der Vertreibung des Sosistratus aber riefen ihn die Syrakusaner zurück, und machten ihn zum Oberfeldherrn. Er siegte mehrmals über die Karthaginenser, und faßte nun den Entschluß, sich zum Oberfeldherrn von Syrakus zu machen. Indessen seine Anschläge wurden entdeckt, die Syrakusaner nahmen ihm das Kommando, und gaben es einem gewissen Acestorides aus Korinth, der ihn aus dem Wege zu räumen sich sehr bemühte; allein Agathokles entging seinen Nachstellungen, floh aus Syrakus, und warb nun eine Armee an. Aus Furcht vor einem Kriege, beriefen ihn seine Mitbürger wieder zurück, und ließen ihn einen feierlichen Eid schwören, daß er nichts zum Nachtheil der Demokratie unternehmen wolle. Indessen kehrte er sich wenig an diesen Eid, suchte sich die Gunst des Pöbels zu erwerben, und wurde wieder Oberfeldherr der Truppen. Seinen Absichten war besonders der Rath in Syrakus von 600 der vornehmsten Bürger hinderlich. Gegen diesen suchte er nun seine Armee zu erbittern, führte sie nach Syrakus, richtete dort ein schreckliches Blutbad an, und erreichte so seinen Zweck, König von Syrakus zu werden. Nun suchte er sich die Liebe seiner Unterthanen durch Herablassung und heilsame Gesetze zu erwerben, und kehrte dann seine Waffen gegen die übrigen Städte von Sicilien, die er bald alle, bis auf einige, die den Karthaginensern gehörten, sich unterwürfig machte. Da Karthago sein Glück erfuhr, schickte es seinen Feldherrn Hamilkar mit einer beträchtlichen Macht nach Sicilien, der auch den Agathokles schlug, ihn in Syrakus einschloß, und diese Stadt belagerte. Hier entwarf er seinen kühnen Plan, um sich aus der Verlegenheit zu reißen. Er machte seinen Bruder Antandrus zum Kommandanten der Stadt, und schiffte sich mit seinen tapfersten Kriegern auf eine Flotte ein, um damit nach Afrika überzusegeln. Allein die karthaginensische Flotte hielt den Hafen gesperrt, und schon wollte er sein Vorhaben, durchzuschleichen, aufgeben, als auf einmal eine Proviantflotte vor Syrakus erschien, auf welche die Karthaginenser Jagd machten, während der Zeit er mit vollen Segeln aus dem Hafen eilte. Die Karthaginenser verfolgten nun ihn, worauf die Proviantflotte glücklich in den Hafen einlief, und die Stadt mit allen Bedürfnissen versorgtte; und da sie ihn endlich einholten, so lieferte er ihnen ein Treffen, schlug ihre Flotte, und landete glücklich in Afrika. Nun feuerte er den Muth seiner Soldaten durch eine Rede an, worin er sein Vorhaben auseinandersetzte, und verbrannte nachher die Flotte, um ihnen die Rückkehr abzuschneiden. Er bemächtigte sich gleich einiger Städte, die er zerstören ließ, schlug darauf die Karthaginenser, eroberte alle ihnen zugehörigen Städte, und rüstete sich, Karthago selbst zu belagern. Während der Zeit war auch die Belagerung von Syrakus aufgehoben worden; aber von einer andern Seite drohete ihm hier ein neues Ungewitter: Syrakus und die andern sicilianischen Städte suchten sich frei zu machen. Er ging daher mit einem Theile seiner Armee nach Sicilien zurück, und ließ seinen

Sohn Archagatus als Feldherr der übrigen Truppen in Afrika. Er machte sich Sicilien bald wieder unterwürfig, und ging nun nach Afrika zurück, wo aber während seiner Abwesenheit sein Sohn eine Schlacht verloren hatte, und die Armee in der größten Noth war, weil sie so gut als eingeschlossen von den Feinden gehalten wurde. Er griff die Karthaginenser an, wurde aber geschlagen, und da ihn die Afrikaner in seinem Heere verließen, so beschloß er heimlich, mit einigen seiner Freunde nach Sicilien zurückzukehren, und seine Armee im Stiche zu lassen. Diese gerieth darüber in die größte Wuth und Bestürzung, rächte diese Untreue an den Söhnen des Agathokles, ermordete sie, und ging zu den Karthaginensern über. Den Tod seiner Söhne rächte er in Sicilien aufs Unmenschlichste an den Anverwandten der Soldaten, und betrug sich von jetzt an überhaupt sehr grausam. Seine Waffen waren aber so glücklich, daß er in Zeit von zwei Jahren sich ganz Sicilien unterwarf, die Städte ausgenommen, die er an Karthago, mit welchem er Friede geschlossen, abgetreten hatte. Von Sicilien ging er nach Italien über, wo er die Bruttier bezwang, plünderte die Einwohner der liparischen Inseln, und fand bald nachher seinen Tod auf eine schreckliche Weise. Er hatte die Gewohnheit, sich nach der Mahlzeit die Zähne mit einem Federkiel zu reinigen. Diesen vergiftete ein gewisser Mänon, wovon die Zähne und das Zahnfleisch verfaulten, und der ganze Körper von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert wurde. Noch lebendig wurde er darauf zum Scheiterhaufen fort geschleppt und verbrannt. Er war 95 Jahre alt, und hatte 28 Jahre regiert.

Agathon, ein Dichter, schrieb Lust- und Trauerspiele, in denen viel Kunstaufwand herrschte; er war ein Freund des Sokrates und Euripides. Auch war er der Erste, der erdichtete Stoffe in seinen Stücken bearbeitete. Seinem Namen haben wir Wielands vortreffliche Schrift Agathon zu verdanken.

Agave. Gemeinlich rechnen die Gärtner die Agaven ihres ähnlichen Ansehens wegen zu den Aloen, obgleich sie wegen der Gestalt der Blüthen ein eigenes Geschlecht ausmachen. Die bekannteste Gattung ist die amerikanische Agave. Sie wächst im wärmern Amerika wild, und wird bei uns in Gewächshäusern gehalten. Die dicken, stachlichen Blätter werden an 3 Fuß lang. Im 20sten oder 30sten, und nicht, wie man gewöhnlich sagt, erst im 100sten Jahre treibt der erstaunliche Blüthenstengel hervor, welcher nicht selten 30 Fuß hoch und im Durchmesser 5 Zoll dick wird. Er breitet sich oben in Aeste aus, welche, wie Arme eines Kronleuchters auslaufend, eine Pyramide bilden, und angenehm riechende grüngelbe Blüthen tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick, und Freunde der Natur oder Neugierige kommen von fern her nach einem Gewächshause, wo sie in Blüthe steht. In Amerika und dem südlichsten Europa braucht man sie zu Umzäunungen. Aus dem Safte kann Wein, Zucker und Essig, und aus den Blättern und ihren Fibern allerlei Flechtwerk, sogar Garn zu Zeuchen bereitet werden.

Agelaus, 1) des Oeneus und der Althäa Sohn, welcher in der Schlacht zwischen den Kalydoniern und den Kureten umkam, die darüber entstand, daß Meleager die Söhne des Thestius, die ihm den Kopf und die Haut des erlegten kalydonischen Schweines nicht lassen wollten, umbrachte. 2) Ein Sohn des Herkules und der Omphale. Apollodor erzählt, daß von diesem Agelaus der lydische König Krösus abstamme, womit jedoch weder Herodot, noch Diodor übereinstimmt. 3) Des Damasters Sohn, einer der Freier der Penelope, die Ulysses tödtete. Als Antinous und Eurymachus gefallen waren, wurde er der Anführer der Uebrigen, und theilte die Bewaffneten in zwei Theile, wovon allezeit sechse die Spieße warfen. Er starb von der Hand des Ulysses. 4) Der Bediente des Priamus, der den

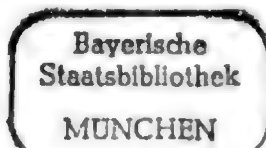
Paris wegsetzen mußte, der aber, weil er nach fünf Tagen eine Bärin bei dem Kinde antraf, die es säugte, unter dem Namen Paris groß zog.

Agen, 18° 16′ 20″ L. 44° 12′ 22″ B., Hauptstadt des französischen Departements und Bezirks Lot und Garonne, an der Garonne, hat 862 Häuser und 10.569 Einwohner, welche schöne Leinwand, Sersche, Kamelotte, Seidenwaaren, Segeltuch, Tabak, Handschuh, Papiertapeten, Branntwein ꝛc. verfertigen, und mit Getreide, Wein, Branntwein ꝛc. hauptsächlich nach Bordeaux und Toulouse handeln. Sie hat eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste, Bibliothek, königl. Gerichtshof, Handelsgericht und eine Börse. Hier wohnte Jul. Cäsar Scaliger, dessen Sohn Justus († 1609) hier geboren ward. Auch der Naturforscher Lacepede († 1809) ist hier geboren.

Agenor, der tapfere Sohn des Antenor. Er führte bei dem Sturme auf die griechischen Verschanzungen, mit dem Paris und Alkathous, die zweite Kolonne an. Er vertheidigte den letztern, als er fiel, verband den verwundeten Helenus, und eilte dem vom Ajax niedergeworfenen Hektor zu Hülfe, wobei er den Klonius erlegte. Endlich nahm er es, angefeuert vom Apollo, selbst mit dem Achilles auf. Doch Apollo errettete ihn, als der Held ihm überlegen wurde, und täuschte den Achilles dadurch, daß er Agenors Gestalt annahm, und brachte denselben, indem er sich verfolgen ließ, von den Mauern ab, daß nun die Trojaner in die Stadt entfliehen konnten. Des Achilles Sohn, Neoptolemus, brachte endlich den Agenor ums Leben, wie Achilles selbst dessen Sohn Icheklus tödtete.

Agesander, ein berühmter Bildhauer aus Rhodos. Er arbeitete mit seinen Landsleuten Polydor und Athenodor an der berühmten Gruppe, die den Laokoon, seine Kinder und die sie umwindenden Schlangen vorstellt. Die ganze Gruppe stand zu den Zeiten des Plinius im Pallast des Kaisers Titus, und war, nach diesem Schriftsteller, aus einem Blocke gearbeitet. Das Leben obiger Künstler fällt um die Zeit, wo sich Lysippos hervorthat; nach Andern aber unter den römischen Kaisern.

Agesilaus, ein Sohn des Archidamas und der Eupolia, wurde nach seines ältern Bruders Agis Tode, König von Sparta, wozu ihm der spartanische Feldherr Lysander, dessen Liebling er war, verhalf, in der Hoffnung, unter diesem jungen Fürsten die Macht desselben ganz an sich zu reißen, und ihm nur den Namen zu lassen. Er irrte sich aber; Agesilaus war zu sehr zum Herrscher geboren, als daß er seine Macht hätte Andern überlassen sollen. Lysander brütete nun über einen Plan, ihn zu stürzen, der aber auf dem Punkt der Ausführung scheiterte. Nach dem Tode Lysanders begann Agesilaus seine große und ruhmvolle Laufbahn. Zuerst eröffnete er diese in Asien, indem die Jonier Sparta um Hülfe gegen den persischen Artaxerxes anriefen. Er schlug die persischen Feldherren mehrere Male, und sann auf den großen Plan, Persien selbst zu erobern, den aber Umstände, ihn auszuführen, hinderten. Artaxerxes trennte durch Bestechungen die andern griechischen Städte vom Bündnisse mit Sparta, so daß sogar Theben, Korinth und Argos sich gegen Sparta verbanden. Agesilaus wurde nun zurückberufen; es kam bei Coronea zum Treffen, und Agesilaus siegte. Der darauf geschlossene Andalcidische Frieden mit Persien hemmte nun die Projekte des Agesilaus gänzlich. — In dem darauf folgenden neuen Kriege mit Theben war Pelopidas sein Gegner, der sich jetzt durch seine eigenen Fehler und durch des Agesilaus Beispiel zu einem der trefflichsten Feldherren bildete, und sogar einst ein überlegenes Korps Lacedämonier nach einem blutigen Gefechte schlug. Dies bewog Lacedämon, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, die sich aber wieder zerschlugen. Nach der für Lacedämon unglücklichen Schlacht bei Leuktra, ging Epaminondas mit seiner Armee auf Sparta los. Agesilaus hatte die Anhöhen um die Stadt besetzt, und seine Klugheit, sich in keine Schlacht in der Ebene einzu-



lassen, rettete damals Sparta. Da der Winter schon da war, so mußte sich Epaminondas wieder zurückziehen, und sich mit der Verheerung Laconiens begnügen. Mehrere Jahre darauf gelang es Epaminondas, wirklich Sparta zu überfallen, während Agesilaus ein Heer nach Arkadien führte. Schon war ein Theil der Stadt in den Händen der Thebaner, als Agesilaus herbeieilte, der jetzt schon ein Greis von 80 Jahren war, und den Epaminondas nach einem blutigen Treffen wieder daraus vertrieb. Der letzte Feldzug dieses Fürsten war folgender: Der ägyptische König Tachos wollte Persien angreifen, und erhielt von den Griechen ein Hülfskorps, bei welchem Agesilaus 1.000 Spartaner kommandirte. Agesilaus verlangte vom Tachos das Oberkommando über seine Truppen; aber weil man, seinem Aeußern nach, gar nicht den Mann in ihm fand, den man erwartet hatte, so wurde ihm sein Verlangen abgeschlagen, und er überhaupt verächtlich behandelt. Dieses kränkte den Greis; er beschloß Rache, und da sich bald darauf die Truppen des Tachos empörten, schlug er sich zu derjenigen Partei, welche den Nektanebus zum Könige machen wollten. Durch seinen Beistand war dieser glücklich in seinen Unternehmungen, und Agesilaus verließ darauf Aegypten, mit Ehre und Geschenken überhäuft, hatte aber auf der Rückreise das Unglück, von einem Sturm an die libyschen Küsten verschlagen zu werden, wo er im 84sten Jahre seines Lebens starb. Agesilaus war klein von Person, unansehnlich, und seine Kleidung hatte nichts Auszeichnendes. Mit seinen Soldaten, die ihn anbeteten, theilte er Arbeit und Gefahren. Seine Sitten waren tadellos, sein ganzes Wesen liebenswürdig. Er war ohne Groll und Eifersucht, immer bereit die Klagen eines Jeden anzuhören, gütig gegen seine Unterthanen, mitleidig gegen die Gefangenen, uneigennützig, enthaltsam, mäßig, liebreich im Umgange, und Gerechtigkeit liebend; nur zuweilen verläugnete er diese Tugend, wenn er seinen Freunden oder dem Staate dadurch nützen konnte. So behauptet man, daß er der geheime Urheber der Unternehmung gewesen sey, welche der Spartaner Phöbidas mitten im Frieden auf das Kastell von Theben ausführte; wenigstens vertheidigte er den Phöbidas, und bewog die Spartaner, das Kastell zu behalten, obgleich Phöbidas zur Strafe für seine ungerechte Besitznehmung zu einer Geldbuße von 100.000 Drachmen verurtheilt wurde. Ruhmbegierde war seine herrschende Leidenschaft, und dieser opferte er freilich zuweilen seine andern Tugenden auf. Dennoch war er frei von aller Eigenliebe und Eitelkeit, gestattete nie, daß man ihm eine Bildsäule setzte, und lebte immer in äußerster Armuth. Um den Oberbefehl über das Kriegsheer zu erhalten, verschwendete er jede Schmeichelei an die Ephoren, und brachte vollends alle Gewalt in ihre Hände.

Agger. Unter dieser Benennung verstanden die Alten Alles, was man jetzt unter Barrikade oder Sperrwerk versteht, z. B. spanische Reuter rc.; sie dienen dazu, um einen offenen Ort so zu sperren, daß man keinen Ueberfall vom Feinde zu befürchten hat.

Aggerhuus oder Christiania (ehemals Hammerstift und Opslo genannt) 25°28′—30°20′ O. L. 58°48′—62°45′ N. B., das größte und wichtigste Stiftsamt in Norwegen, wird im Norden vom Stiftsamt Drontheim, im Osten von Schweden, im Süden vom Meer und im Westen von den Stiftsämtern Bergen uud Christiansand eingeschlossen, und enthält 1.748 □M. und 47.649 Einw. in 6 Aemtern, 1 Grafschaft, 16 Vogteien, 28 Sörenschreibereien, 10 Handelsstädten, 1 Bergstadt, einigen 20 Flecken, 16 Propsteien, 124 Kirchspielen, 302 Kirchen und Kapellen. Sein wichtigster Fluß ist der Drammen. Das Klima ist ziemlich mild. Die Hauptprodukte sind Schiffbauholz, Eisen, Silber, Kupfer, Magnetstein und Alaun. Man unterhält 3 Kupfer-, 12 Eisen-, 1 Salz-, 1 Kobalt-, 1 Alaunwerk, 5 Glashütten. Im Amt Aggerhuus ist die 1815 geschleifte Bergfestung gleichen Namens über der Hauptstadt Christiania.

Agis I., der zweite König zu Sparta, folgte seinem Vater Eurysthes. Er hob die von seinem Vater eingeführte Gleichheit der sechs Zünfte auf, und machte sich dadurch bei dem Volke sehr verhaßt. Er regierte auch nur ein Jahr, und ward nach Einigen von den Ephoren erschlagen. Einige zählen diesen Agis nicht dazu, und nennen den folgenden aus dem eurypontischen Geschlecht den ersten.

Agis II., der 18te König in Sparta, Sohn des Archidamus und Bruder des Agesilaus. Im 2ten peloponnesischen Kriege schlug er die Athenienser mehrere Male zu Lande, und eroberte endlich Athen mit Beistand seines Admirals Lysander. Alkibiades hielt sich während seines Exils am Hofe des Agis auf, verführte aber dessen Gemahlin Timäa, und zeugte mit ihr einen unehelichen Sohn, den Leotychidas, den zwar Agis noch auf dem Todesbette als sein Kind erkannte, der aber doch wegen des einmal obwaltenden Argwohns nicht zum Throne gelangte, welcher dem Agesilaus zu Theil wurde.

Agis III., der 21te König von Sparta, zu Philipps und Alexanders Zeiten, ein Sohn des Archidamus, und Enkel des Agesilaus. In seiner Jugend wurde er als Gesandter an Philipp geschickt, wobei er sich ganz als Spartaner und großer Mann zeigte. Auch rühmt die Geschichte überhaupt seine Tugend, seinen Edelmuth und seine Vaterlandsliebe. Gegen Macedonien, das zu seiner Zeit Griechenlands Freiheit unterdrückte, hegte er den tödtlichsten Haß; dennoch konnte er Sparta's Freiheit nicht retten. Er starb endlich in einer Schlacht gegen Antipater, Philipps Sohn und Alexanders Feldherr, auf seinem Schilde als echter Spartaner, nachdem er, schon verwundet, noch auf den Knieen gefochten hatte.

Agis IV., nach Andern III., Mitkönig des Leonidas von Sparta, Sohn des Eudamidas, der durch seinen guten, gerechten, gefälligen und edlen Karakter alle Könige von Sparta, seit Agesilaus, übertraf. Schön war seine Person; von seiner Mutter Agesistrata und Großmutter Archidamia in allem Ueberfluß und weichlich erzogen, war er doch weder stolz, noch selbst zu einer üppigen Lebensart geneigt, und noch ehe er 20 Jahr alt war, entsagte er allen überflüssigen Bequemlichkeiten, und lebte einfach und strenge nach den alten Sitten der Spartaner. Sobald er König wurde, ließ er sein ganzes Bestreben dahin gerichtet seyn, Sparta's alte Verfassung wieder herzustellen, wobei ihn sein Oheim Agesilaus sehr unterstützte, und durch seine Beredsamkeit ihm Anhänger zu erwerben suchte. Die Reichen und seni Mitkönig Leonidas waren vorzüglich seinem Plane entgegen. Leonidas war zu furchtsam; er wurde des Throns entsetzt, und Cleombrotus, der Gemahl der Tochter des Leonidas, folgte ihm, der mit Agis gemeinschaftliche Sache machte. Der gute Plan der beiden Könige würde vielleicht gelungen seyn, wenn nicht sein Oheim Agesilaus, der bei dieser Neuerung nur sein eigenes Interesse beabsichtigte, durch sein tyrannisches Betragen das Volk gegen die Reform aufgebracht, und eine Verschwörung gegen Agis und Cleombratus, zu Gunsten des vertriebenen Leonidas, veranlaßt hätte. Leonidas wurde nun wieder eingesetzt, Agis und Cleombratus flohen zu einem Asyl. Letzterer wurde verbannt, und ersterer aus dem Zufluchtsort herausgelockt, und hingerichtet.

Agnano, ein See nicht weit von Neapel, an dessen Ufer die Hundsgrotte ist, ungefähr 14 Fuß lang, 5 breit und 6 hoch, aus deren warmem Boden bis auf die Höhe von 10 Zoll Schwefeldünste aufsteigen, wovon eine Fackel auslöscht, und ein gegen den Boden gehaltener Hund in etlichen Minuten erstickt. Doch kommt er, wenn man ihn gleich nach ein Paar Minuten in den See wirft, durch die frische Luft wieder zu sich. Auch andere Thiere ersticken von

diesen Dünsten; doch macht man den Versuch gewöhnlich mit Hunden, und daher der Name. Auch liegen an dem See die Schwitzbäder des h. Januar in Gewölben, die mit heißen, aus der Erde aufsteigenden Dünsten angefüllt sind, in denen die Eintretenden, wenn sie auch ganz entkleidet sind, sogleich in den größten Schweiß kommen. Sie sind sehr heilsam wider Gicht, Podagra, Gliederschwäche, innere Geschwüre und syphilitische Uebel.

Agnesi (Maria Gaëtana), gleich merkwürdig durch ihren gebildeten Geist und ihr tiefes Wissen, geboren zu Mailand 1718, † 1799. Schon sehr frühe hatte sie sich der lateinischen, griechischen und morgenländischen Sprachen bemächtigt, und in einem Alter, wo Personen ihres Geschlechtes sich gewöhnlich nur mit ihren Vergnügungen und den Reizen ihrer Figur beschäftigen, studirte sie die höhern mathematischen Wissenschaften mit so viel Eifer und Fortschritten, daß sie, als ihr Vater, welcher Professor der Universität zu Bologna war, 1750 erkrankte, und seinen Posten nicht mehr versehen konnte, vom Papst Benedikt XIV. die Erlaubniß erhielt, ihres Vaters Lehrstuhl zu besetzen. Ihre hinterlassenen, vortrefflichen Schriften sind häufig ins Französische und Englische übersetzt worden. Agnesi weihete die letzteren Jahre ihres Lebens den stillen Betrachtungen religiöser Zurückgezogenheit in einem Kloster.

Agnosciola (Sophonisbe), eine Malerin, geb. zu Cremona, † 1620. Sie erwarb sich am Hofe zu Madrid durch ihre Portraitmalerei großen Ruhm. Van Dyk reiste hin, um sie zu besuchen, da sie schon alt und blind war, und er versicherte, daß ihr Umgang ihm über seine Kunst mehr Licht gegeben, als aller Unterricht seines Meisters.

Agonna, Agona, Angwina, 17—18° O. L. 5—5° 30′ N. B., kleines Reich auf der Goldküste von Guinea in Afrika, an 20 Seemeilen lang von Osten nach Westen, und an 30 Seemeilen breit, fruchtbar an Zucker, Baumwolle, Goldsand, Fischen und Austern. Die 10.000 kriegerischen Einwohner nähren sich von der Fischerei und Viehzucht; auch giebt es Gold- und Silberarbeiter unter ihnen. Die Regierung erbt auch auf das weibliche Geschlecht. Hier ist die Stadt Winnebah.

Agorakritos, auf Paros gebürtig um die 83 Olympiade, ein Schüler des Phidias. Dieser Letztere soll seine Werke oft für jene seines Schülers ausgegeben haben. Agorakritos und Alkamenes arbeiteten, jeder für sich, an einer Statue der Venus. Die Athenienser sprachen diesem Letztern, weil er ihr Mitbürger war, den Preis zu. Diese Ungerechtigkeit verdroß den Agorakritos so sehr, daß er seine Venus, die wirklich den Vorzug verdiente, in eine Nemesis umarbeitete, und sie den Bewohnern von Rhamnes verkaufte, die diese Göttin besonders verehrten. Außer dieser Nemesis befand sich auch noch ein Jupiter und eine Minerva aus Erz von der Hand dieses Meisters zu Delphi.

Agows, Agawi, Agaus, Volk in Habesch in Afrika, um die Quellen des Nils herum, in fruchtbaren Gegenden. Sie sind ziemlich zahlreich, tapfer, meistens beritten, und nicht groß; sie tragen im Sommer ein sehr langes, in der Mitte gegürtetes Hemd, und in der lange anhaltenden Regenzeit Felle. Die Mädchen heirathen schon im 9ten Jahre, und hören mit dem 30ten auf, Kinder zu gebären. Ihre Hauptbeschäftigung ist Handel, theils nach Gondar, wohin sie Rindvieh, Honig, Wachs, Häute, Weizen und Butter bringen, theils mit den schwarzen Schangallas, von denen sie Elephantenzähne, Rhinoceroshörner und Goldblättchen eintauschen. Ihre Religion ist aus Heiden- und Christenthum zusammengesetzt. Sie verehren einen im Nil wohnenden Geist, den sie das Auge der Welt nennen, und dem sie jährlich an den Quellen des Flusses eine Kuh opfern; auch Schlangen halten sie für heilig. Sie können 4.000 Krieger stellen.

Agra, Provinz der Maratten in Vorder-Indien, unter der Regierung eines besondern Fürsten, fruchtbar an Reis, Hirse und Melonen. Die Hauptstadt Agra oder Akbarabad, 97° 35′ 45″ O. L. 22° 58′ B., am Fluß Jumnah, sonst mit 800.000 Einw., und in ältern Zeiten die Residenz des Großmogols, ehe Delhi dazu gewählt wurde, aber in den vielen Kriegen größtentheils verwüstet. Noch zeugen von ihrer ehemaligen Größe 15 Marktplätze mit Bassins, schöne Moscheen, reiche Waarenhallen, 800 öffentliche Bäder, 80 Karawanserais, und verschiedene Grabmäler, besonders das des Mogols Akba'r, von dem auch die Stadt ihren 2ten Namen führt, und das der berühmten Nuhr Dschehan Bequm. Auch hatten hier die Jesuiten ein ansehnliches Collegium. Die Stadt hat Indigo und Baumwollfabriken, und Transitohandel aus Nordindien und Persien nach der südlichen Halbinsel.

Agri decumates. So nannten die Römer den Strich Landes in Deutschland, der zwischen der Lahne, dem Rhein und Main liegt, und schon im ersten Jahrhunderte von den Katten verlassen wurde. Es ließen sich nun Römer hier nieder; sie befestigten sich gegen die Anfälle der Deutschen, legten Goldminen an, und bedienten sich der Bäder zu Wiesbaden. Die dazwischen liegenden Ländereien wurden an Veteranen oder an Gallier vertheilt; der Name kommt aber wahrscheinlich von dem Grundzinse (Decuma) her, den die Römer davon nahmen.

Agricola, (Cn. Julius), der Schwiegervater des Geschichtschreibers Tacitus, der ihn durch eine vortreffliche Lebensbeschreibung verewigt hat, war zu Forojulium in Gallien geboren, und schwang sich unter Vespasian bald so empor, daß er Consul wurde, und das Jahr darauf die Statthalterschaft Brittannien antrat, wo er sich als Feldherr den größten Ruhm erwarb, und den römischen Namen furchtbar machte. Im J. d. St. 838. hatte er ganz Brittannien unterjocht, aber auch dadurch die Eifersucht Domitian's gereizt, der ihn zurückberief, und mit leeren Ehrenbezeigungen abspeiste. Durch Eingezogenheit entging er einem härtern Schicksale; doch soll er, nach Einigen, von Domitian im J. d. St. 846 seyn vergiftet worden.

Agricola (Georg), ein deutscher Arzt, geb. zu Glauchen in Meißen 1494. Durch seinen vielen Umgang mit den Bergleuten, so wie durch eigenes mannigfaltiges Besuchen der Bergwerke erwarb er sich die tiefen Kenntnisse der Metälle und Fossilien, wodurch er alle seine Vorgänger in diesem Fache so weit hinter sich läßt. Die Meisten von Denen, welche seitdem über diese Materie geschrieben haben, haben ihn nur abgeschrieben. Alles, was er sagt, ist wahr und richtig, und in einer ungemein schönen Schreibart dargestellt. Unter Denen, die über die Metalle geschrieben, hat er allein den Vorrang. Er starb unweit den Bergwerken des Kurfürsten v. Sachsen, in denen er seine trefflichen Beobachtungen gemacht hatte, zu Chemnitz in Meißen, 1555.

Agricola (Joh. Heinr.), ein trefflicher Componist in der Musik, † 1774. Er war ein Schüler des berühmten J. S. Bach, und wurde nach Graun's Tod Direktor der königl. Kapelle. Die Opern Achill und Iphigenia sind Proben seines Talents und seiner Kenntnisse. Zu seiner Zeit stand er im Rufe des besten Organisten zu Berlin, und des besten Sängers in ganz Deutschland.

Agrigent, eine berühmte Stadt in Sicilien, zwischen den heutigen Flüssen Girgenti und Drago. Sie war von den Einwohnern von Gela erbauet worden, nach der gewöhnlichen Zeitrechnung im J. d. W. 3402. Sie war eine der größten Städte Siciliens, und ihrer Gebäude wegen eben so berühmt, wie Syrakus. Unter den Gebäuden zeichneten sich aus: der Tempel der Minerva, des Jupiter Atabyrius, und des Jupiter Olympius, und das Schloß Ompsace an der Küste. Man fand hier auch eine berühmte Wasserleitung, von ihrem Erbauer, Phäar, Phäaces genannt. Die Mauern der Stadt standen auf unzugänglichen Felsen, die Stadt selbst auf den

Berge Akragas. Gegen Mittag und Abend waren die Flüsse Akragas und Hypsa, gegen Morgen das Kastell. — Agrigent hatte eigene Könige. Mit Hülfe des einen derselben erfocht Gelon den berühmten Sieg über die Karthaginenser, der Agrigent außerordentlich bereicherte. Im punischen Kriege wurde es vergeblich von den Karthagern und Römern belagert; endlich aber eroberte es der Prätor Lävinis, von welcher Zeit an es unter den Römern stand. Der Prätor T. Manlius führte Kolonisten dahin, so daß man jetzt die Einwohner in alte und neue unterschied. Man zog von hierher insbesondere Pferde in den griechischen Spielen. Ihr jetziger Name ist Girgenti.

Agrippa von Nettesheim (Heinrich Cornelius), einer der seltensten und gelehrtesten Männer des 16ten Jahrhunderts, ward zu Cöln am Rhein 1486 aus einer alten adelichen Familie geboren. Er erhielt eine seinem Stande nach damaliger Art angemessene Erziehung, entschloß sich schon frühe, theils aus angestammtem Triebe, theils, weil es so die Sitte jener Zeit beim Adel war, zum Kriegsleben, und trat in die Dienste Kaisers Maximilian. Hier war er eine kurze Zeit Sekretär und ging alsdann zur Armee in Italien ab, wobei er 7 Jahre blieb; denn er glaubte die Gelehrsamkeit mit dem Kriegswesen verbinden zu können, und vielleicht hat er es darin weiter gebracht, als ein Einziger nach ihm. Sein erprobter Heldenmuth bei verschiedenen Vorfällen vermogte den Kaiser, ihn zum Ritter zu machen. Doch war dies nur eine Belohnung, die er als Held fodern konnte; eine andere, auf die er als Gelehrter Anspruch machte, und die damals mehr schmückte, als hohe Geburt und Ehrenstellen, war die Doktorwürde; und diese mit der Erstern verbunden, glaubte er, könne ihm erst ein Ansehn geben; daher ließ er sich den akademischen Karakter eines Doktors der Rechte und der Arzneilehre zulegen. Ein durchdringender Verstand, eine tiefe Einsicht in viele Wissenschaften, in soweit es der Stand derselben damals zuließ, und ein rastloses Streben nach gründlicher Kenntniß waren hervorstechende Eigenschaften dieses Mannes; acht Sprachen redete er fertig, und in sechs davon hatte er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Wie nun aber auch große Männer ihre schwache Seite haben, so tadelte man an ihm besonders seine satyrische Feder, womit er die Albernheiten seiner Zeitgenossen lächerlich machte. Er war übrigens ein aufgeweckter, lustiger, aber ein sehr flüchtiger, unbeständiger Geist. Im J. 1508 machte er eine Reise in Spanien, von wo er nach Dole in Burgund ging. Hier hielt er Vorlesungen über Gegenstände der Gottesgelahrtheit, und gerieth darüber mit Catilinetti, einem Franziskaner Mönche, in Streit, ein Umstand, der ihm nur eine desto größere Anzahl vornehmer Zuhörer erwarb. Unter die vielen lustigen Streiche seines Lebens gehört unstreitig auch die Schrift, worin er die Vorzüge des weiblichen Geschlechts auseinander setzt, und die er der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Oesterreich, widmete. Von Dole machte er eine Reise nach England, wo er Commentarien über die Briefe des Apostels Paulus schrieb, und kam dann in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeitlang über Theologie öffentlich vorlas. Jetzt ging er wieder zur Armee des Kaisers ab, und wurde dann vom Cardinal de santa Cruce nach Pisa berufen. Papst Leo X. schätzte ihn vorzüglich, wie Dieses dessen Schreiben vom 12ten Juli 1513 beurkundet. Von Pisa ging er nach Pavia, und lehrte wieder öffentlich Theologie; aber es währte wieder nicht lange, so reisete er mit Weib und Kind nach Metz, wo ihm seine Geschicklichkeit den Posten eines Stadt-Syndikus erwarb. Es fügte sich in jener finstern Zeit, daß ein Bauermädchen der Hexerei beschuldigt wurde; der hellsehende Agrippa vertrat die Unschuld aus allen Kräften, und suchte das arme Schlachtopfer vom Scheiterhaufen der Inquisition zu retten; aber dies war genug, ihn in ein so schlimmes Licht zu stellen, daß er sich genöthigt sah, Alles im Stiche zu lassen,

und mit den Seinigen sein Heil in der Flucht zu suchen. Er begab sich 1523 nach Freiburg in der Schweiz, um die Arzneikunst auszuüben, doch auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick jener Zeit, wo Talent und Verdienst des offenen Kopfes so häufig verkannt und von der mächtigern Dummheit zu Boden gedrückt ward. Im J. 1524 kam er nach Lyon, erhielt vom Könige Franz I. einen Gehalt, und ward Leibarzt von Louise v. Savoyen, Mutter dieses Königs. Diese glaubte indessen in Agrippa den Mann nach ihrem Geschmack, einen Weissager und Sterndeuter, gefunden zu haben; sie wollte, er sollte sie in der Zukunft lesen lassen, was Frankreich, ihrem Sohne, dem Könige, und ihr selbst noch widerfahren würde; Agrippa aber erklärte ihr rund heraus, es sey unter seiner Würde, mit derlei Narrenpossen sich zu befassen, und so zog er sich die Ungnade dieser Fürstin zu. Er begab sich nach Antwerpen; hier ward er zu gleicher Zeit, 1529, vom König von England, vom Kanzler des Kaisers und von Margaretha von Oesterreich berufen. Das Anbiethen dieser letztern nahm er an, und erhielt die Stelle eines kaiserl. Geschichtschreibers; wie er dann die Krönungsgeschichte Carls V. wirklich schrieb. Agrippa, der die sogenannten Gelehrten seiner Zeit überall, wo er hinkam, gewöhnlich übersah, und der Welt deren Blöße entdeckte, konnte nicht verfehlen, sich ihren Haß zuzuziehen, der auch wirklich gränzenlos ward, als er 1530 sein Buch gegen die Wissenschaften heraus gab, worin sie sich so wahrhaft getroffen erblickten; und wenn er das Opfer ihrer Nachstellungen wurde, weil er an den Cardinälen Campegius, dem päpstlichen Legaten, und de la Mark, Bischofen von Lüttich, so mächtige Schützer fand, so wußten sie es doch dahin zu bringen, daß Carl V. ihm ferner seinen Gehalt nicht mehr auszahlen ließ. Agrippa begab sich also nach Bonn, widmete dem damaligen Erzbischofe und Kurfürsten sein Buch: de philosophia occulta, und erhielt von diesem ein sehr gnädiges und leutseliges Handschreiben. Im J. 1530 trieb sein Unstern ihn noch ein Mal nach Lyon; hier ward er beschuldigt, des Königs Mutter in einer Schrift beleidigt zu haben; diese Sache hatte glücklicher Weise keine weitern Folgen, und er wurde aus seiner Haft bald entlassen. Er ging also nach Grenoble, und fand bald nachher das Ende seiner Drangsale, den Tod, noch vor dem Ausgang des J. 1535. Seine Feinde sangen Siegeslieder bei seinem Sarge, und feierten den Tag, welcher den unverdrossendsten Ritter der Wahrheit wegraffte. Agrippa war zwei Mal geheirathet, in erster Ehe zeugte er Einen, in der andern drei Söhne und eine Tochter; seine zweite Gattin verlor er 1529. Er gehört unstreitig unter die größten Gelehrten, und unter die berühmtesten Männer seiner Zeit. Unter seinen Werken machte jenes de philosophia occulta, und jenes, de incertitudine et vanitate Scientiarum et Artium das meiste Aufsehen. Er schrieb es in seinen jugendlichen Jahren, und legte die Handschrift seinem Lehrer, dem Abte Trithemius, vor; dieser schenkte ihr seinen Beifall, und so entschloß er sich, es der Presse zu übergeben. Er ließ es durch einige Doktoren der Theologie censuriren, und erhielt von den zur Durchlesung desselben niedergesetzten kaiserl. Commissarien ein Privilegium darüber. Die erste Ausgabe desselben, 1531 zu Antwerpen, brachte Alles in Gährung; seine Feinde, die ihn nicht zu verstehen wußten, sahen nicht ein, daß er durch dieses Buch eine ganz andere Rolle hatte spielen wollen, als er an den Tag zu legen schien. Er kannte den Geist seines Jahrhunderts und dessen außerordentlichen Geschmack an astrologischen, nigromantischen, kabalistischen und alchymistischen Träumereien, und machte also auf dessen Rechnung seinem Zwergfelle Luft; denn, daß er das Alles, was er in diesem Werke schreibt, selbst soll geglaubt haben, das wird Keiner denken, der dessen Traktat gegen die Wissenschaften nur mit einiger Aufmerksamkeit durchlieset; und wie sehr auch jenes Buch zu seiner

Zeit verschrieen wurde, so fand es gleichwohl so viel Beifall, daß Agrippa es, verbessert und vermehrt, 1533 in Cöln zum andern Mal herausgab. Zwar widersetzte sich der Inquisitor, Pater Conrad Kollin von Ulm, diesem Unternehmen mit aller Kraft; aber der Erzbischof und Kurfürst von Cöln, Agrippa's Freund, sein Bewunderer und Hochschätzer, ließ ihm seinen mächtigen Schutz angedeihen, und des Inquisitors Arm ward gelähmt. In Allem ist das Werk 3 Mal aufgelegt worden, und gehört demohngeachtet doch mit unter die seltenern Bücher.

Agrippa (M. Vipsanius) war ein Mann aus keinem sehr berühmten Geschlechte, der sich aber durch Talente, Tapferkeit und Tugenden bald empor schwang, so daß er Mitkonsul des Caninius Gallus, und hernach noch 2 Mal mit dem Kaiser Augustus Konsul wurde. Er hielt die Gallier in Unterwürfigkeit, drang selbst in Deutschland ein, schlug den Ser. Pompejus bei Mölis zur See, und erhielt zuerst vom August eine Corona rostrata zur Belohnung. Darauf eroberte er Methona in Afrika, und kommandirte die Flotte des Augustus in der Schlacht bei Actium. Seine Gemahlin war Julia, eine Tochter des Augustus. Nebst Mäcenas war er der treueste und rechtschaffenste Minister dieses Fürsten. Als August seine Würde niederlegen und Rom die Freiheit wiedergeben wollte, suchte er ihn in diesem großen Vorsatze zu bestärken; allein Mäcenas war dagegen, und er blieb unausgeführt. Eben diese beiden Männer wußten es zu bewirken, daß der Kaiser seinen falschen tyrannischen Karakter verleugnete, und die Rolle eines guten Fürsten spielte, da sie eigentlich an seiner Statt regierten. Agrippa liebte die Künste, und wandte sie zur Verschönerung Roms an. Als Augustus einst während der Konsulswahl von Rom abwesend war, ernannte er ihn zum Präfectus Urbis, um die Aufsicht über Rom zu führen. Bald darauf wurde er gegen die Deutschen und Kantabrer geschickt, von denen die letztern ihm am meisten zu schaffen machten. Endlich besiegte er sie; der Kaiser erkannte ihm die Ehre des Triumphes zu, aber Agrippa schlug ihn aus. Nach seiner Rückkehr ließ er die drei prächtigen Wasserleitungen Aqua Virgo, Julia und Tepula anlegen. Im folgenden Jahre ernannte ihn sogar der Kaiser auf fünf Jahre zum Theilnehmer der tribunitischen Gewalt. Im Jahr d. St. 740 machte er eine Reise nach den morgenländischen Provinzen, und wurde insbesondere vom jüdischen König Herodes sehr schmeichelhaft empfangen; von hier aus ging er nach dem kimmerischen Bosporus, um die Einwohner zu nöthigen, den von den Römern ihnen bestimmten König Polemon anzunehmen, dessen sie sich weigerten; wofür ihm Augustus Dankfeste anordnete, und einen Triumph zuerkannte, den er aber ebenfalls ausschlug, und sich bloß mit den lebenslänglichen Ehrenzeichen eines Triumphators begnügte, von welcher Zeit es gewöhnlich wurde, daß kein Privatmann mehr triumphirte. Zum Dank bestätigte August ihn abermals auf fünf Jahre in der tribunitischen Gewalt. Der letzte Zug des Agrippa war gegen die Pannonier, die er bloß durch seinen Namen schreckte. Er kam krank zurück, und starb in Campanien. August hielt ihm eine Leichenrede, und ließ seinen Leichnam neben Marcellus Leiche im Mausoleum beisetzen. Agrippa hatte drei Gemahlinnen: die Tochter des berühmten Pomponius Attikus, Cäcilia Attika, mit welcher er die Agrippina, die nachherige Gemahlin des Kaisers Tiberius, zeugte; ferner, die Tochter der Octavia Marcella, deren mit ihm erzeugte Kinder uns unbekannt sind; und die Tochter des Augustus, Julia, mit welcher er drei Söhne hatte, den Cajus, Lucius und Posthumus Agrippa, der erst nach seinem Tode geboren wurde, und zwei Töchter, die Gemahlin des Aemilius Paulus, und Agrippina, Gemahlin des Germanikus. In seinem Testamente vermachte er dem römischen Volk seine Gärten und Bäder, dem Kaiser aber

seine Ländereien auf dem thracischen Chersones. Agrippa verdiente mit Recht den Namen eines großen Mannes; August hatte ihm seine Herrschaft, und Rom Alles zu danken, was Großes zu seiner Zeit ausgeführt wurde.

Agrippa, Sohn des Aristobulus und Enkel Herodes des Großen. Er war zu Rom mit dem Sohne des Tiberius auferzogen worden, und hatte sich durch seine Freigebigkeit viele Freunde am Hofe gemacht. Dennoch befand er sich bald in der größten Verlegenheit, als der Kaiser, nach dem Tode des Drusus, alle Freunde des Prinzen von sich entfernte, weil es ihm an Geld fehlte, und keiner seiner Hoffreunde ihm beistehen wollte. Er floh nach Judäa, und lebte dort in sehr mißlichen Umständen, und als er auch hier keine Zuflucht mehr fand, ging er wieder nach Rom, wo er endlich, durch die Betrügereien eines seiner Freigelassenen, von Tiberius ins Gefängniß gesetzt wurde. Nach dem Tode des Kaisers befreiete ihn Cajus Caligula, der sein vertrautester Freund war, aus der Gefangenschaft, ertheilte ihm den Titel eines Königs, und beschenkte ihn mit dem Vierfürstenthum seines verstorbenen Vetters Philipp, und dem Vierfürstenthum von Abilene in Syrien. Ein Jahr darauf reiste er nach Judäa ab, und wußte sich auch noch das Fürstenthum des Herodes Antipas zu verschaffen, indem er diesen bei dem Kaiser in Ungnade brachte. Darauf nahm er seinen Aufenthalt wieder in Rom, und verhinderte durch seine Vorsprache, daß die Bildsäule des Kaisers in dem Tempel zu Jerusalem aufgestellt und göttlich verehrt wurde. Nach der Ermordung des Caligula erwarb er sich auch die Freundschaft des Claudius, indem er ihm zur Thronfolge behülflich war. Dieser schenkte ihm nun noch Judäa und Samaria und die mittäglichen Gegenden von Idumäa, und seinem Bruder Herodes gab er auf sein Ansuchen das Königreich Chalkis. Auch erhielt er die Konsulwürde und Zutritt in den Senat. Er ging nun wieder nach Judäa zurück, und bewies sich als ein eifriger Verehrer der jüdischen Religion, und überhaupt als ein guter Fürst; auch stand er bei seinen Unterthanen und allen benachbarten kleinen Königen in Asien in der größten Achtung. Endlich starb er an einer sehr schmerzhaften Krankheit im 45sten Jahre seines Alters und im 7ten seiner Regierung.

Agrippa, der Sohn des vorigen, war 17 Jahr alt, als sein Vater starb, und war in Rom erzogen worden. Wegen seiner Jugend verweigerte ihm der Kaiser Claudius das Reich seines Vaters, und Judäa wurde einstweilen eine römische Provinz. Doch erhielt er nach dem Tode seines Onkels Herodes, Königs zu Chalkis, die Oberaufsicht über den Tempel und den heiligen Schatz, und das Recht, die Hohenpriester zu ernennen. Auch bekam er nun das Königreich Chalkis, und 4 Jahre nachher die Tetrarchie des Philippus nebst Batanea und dem trachonitischen und abilenischen Distrikt. Im 12ten Jahre der Regierung des Kaisers Nero fing die erste Empörung der Juden gegen die Römer an, die Agrippa zu stillen suchte, aber darüber beinahe selbst von den wüthenden Juden gesteinigt worden wäre. Er floh aus Jerusalem, sein Pallast wurde verbrannt, und er vereinigte sich nun mit dem römischen Heere, das unter Vespasian in Judäa einrückte. Nach Vespasians Erwählung zum Kaiser blieb er bei der Armee des Titus, und half Jerusalem erobern. Nach der Zerstörung dieser Stadt lebte er in Rom, und soll daselbst, 70 Jahre alt, gestorben seyn.

Agrippina, Tochter des M. Agrippa und der Cäcilia Attika, wurde mit Tiberius, dem Stiefsohne Augusts, vermählt, aber wieder von ihm geschieden, als ihn August zum Regierungsgehülfen annahm, weil er jetzt Julien, die Wittwe des Agrippa und Augusts Tochter, heirathen mußte.

Agrippina, Tochter des M. Agrippa und seiner letzten Gemahlin Julia, und Gemahlin des Germanikus. Sie begleitete ihren Gemahl auf seiner letzten Reise nach dem Orient, und als es dem Tiber gelungen war, ihn durch Hülfe des Piso mit Gift hinrichten zu lassen, kehrte sie mit seiner Asche nach Rom zurück, wo sie mit allgemeiner Betrübniß über den Tod des verehrten Mannes empfangen wurde. Dem Günstlinge des Kaisers, Sejan, stand sie hier bald im Wege, und er suchte sie zu stürzen, welches ihm auch endlich so weit glückte, daß Tiber sie auf die Insel Pandataria verweisen ließ, wo sie im J. d. Stadt 784 starb', indem sie sich aller Nahrung enthielt.

Agrippina, Tochter des Germanikus, Nichte und Gemahlin des Kaisers Claudius, die er nach der Messalina heirathete. Vorher war sie vom Tiber an den Cn. Domitius Ahenobarbus vermählt worden, mit dem sie den nachherigen Kaiser Nero gezeugt hatte. Wegen ihrer Ausschweifungen hatte sie ihr Bruder Cajus nach dem Tode ihres Gemahls verwiesen; als sie aber wieder zurückgekommen war, heirathete sie den Crispus Passienus, und brachte ihn ums Leben, um seine Erbin zu werden. Eben so unzüchtig, wie Messalina, besaß sie auch noch den unersättlichsten Geiz und die ausschweifendste Ehrsucht. Um letztere zu befriedigen, suchte sie ihrem Sohne den Thron zu sichern, verheirathete ihn deswegen mit der Tochter des Claudius, Octavia, und brachte es dahin, daß ihn der Kaiser adoptirte. Wegen ihres stolzen Betragens war sie allgemein verhaßt. Als sie merkte, daß Claudius den Britannikus vorziehen wollte, ließ sie ihn durch Gift aus der Welt schaffen, und brachte ihren Sohn auf den Thron. Nun glaubte sie ihren Ehrgeiz ganz befriedigen zu können. Sie mischte sich in alle Zweige der Regierung, ließ sogar ohne Wissen des Kaisers mehrere ihr verhaßte Personen hinrichten, und benahm sich ganz als Mitgenossin des Reichs. Nero war darüber sehr unzufrieden, und wie sie sichs sogar anmaßte, ihm vorzuschreiben, und seine Liederlichkeiten einzuschränken, so kündigte er ihr allen Gehorsam auf. Sie wollte zwar anfangs durch List, nachher durch Drohungen ihn wieder auf ihre Seite ziehen; allein er verwies sie gänzlich von sich in das Haus der Antonia. Nun verließen sie alle ihre Anhänger, und endlich brachte es eine neue Maitresse des Kaisers, die berüchtigte Poppäa Sabina, dahin, daß er ihren Tod beschloß. Sie sollte mit List auf ein Schiff gelockt werden, das auf dem Meere zerbersten sollte; das Schiff blieb aber ganz, worauf sie endlich auf ihrem Landgute ermordet wurde. Ihr Leichnam wurde ohne Feierlichkeit von ihren Bedienten an der Landstraße nach Misenum begraben.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehlichter Vorfahren, die so gezählt werden, daß Vater und Mutter 2 Ahnen, die Großältern väterlicher u. mütterlicher Seite 4 Ahnen, die Urgroßältern väterl. u. mütterl. Seite 8 Ahnen bilden 2c; daher kann nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen 2c. die Rede seyn. Das Ahnenwesen und die Ahnenprobe d. i. der Beweis, daß man eine bestimmte Anzahl Ahnen habe, kam seit dem 15ten Jahrhunderte auf, und galt besonders bei Turnieren, Domkapiteln, Ritterorden, Gewerbschaften, und wird auch noch hin und wieder, z. B. im Königreich Sachsen und im Herzogthum Gotha, erfodert, um Sitz und Stimme bei den ständischen Versammlungen zu haben. Uebrigens unterscheidet man Gerechtigkeitsritter, die der Ahnenprobe volle Genüge leisten, und Gnadenritter, die durch Verdienste die Mängel der Geschlechtsregister decken.

Ahorn. Es giebt mehrere Arten dieses Baumes, von denen besonders merkwürdig ist: 1) der Zuckerahorn. Das Vaterland dieses Ahorns ist eigentlich Pensylvanien, jedoch auch in unsern Gegenden kömmt er sehr

gut fort. Von ihm gewinnen die Amerikaner einen Zucker, welcher an Süßigkeit dem Rohrzucker nichts nachgiebt. Es ist nämlich, vorzüglich nach einem strengen und schneereichen Winter, dieser Baum voll Saft um die Zeit, wann der Schnee fortzugehen pflegt. Man schneidet ein bis in den Stamm, und es läuft gewöhnlich 3 Wochen lang, doch nur bei Thauwetter und etwas Sonnenwärme, täglich eine Menge süßen Saftes heraus; dieses hört jedoch auf, sobald der Baum ausschlägt. Dieser Saft wird gekocht, bis er Syrup wird, dann gießt man ihn entweder zu bestimmten Formen z. B. Hüten, in Gefäße, oder man läßt ihn kalt werden, wo er denn in einen braunen mehligten Zucker verwandelt wird. Dieser Zucker zergeht nicht so geschwind, wie der Rohrzucker, soll dabei gesunder, und besonders in Brustkrankheiten nützlich seyn. Aus einem Baum gewinnt man 40—60 Maaß Saft; 16 Maaß Saft geben 1 Pfund Zucker. Der Baum selbst nimmt dadurch keinen Schaden.

Ahrweiler, Aarweiler, Kreisstadt in der preußischen Provinz Niederrhein, Regbz. Coblenz, an der Aar, mit 206 Häusern, 2.625 Einw., einer Färberei und Gerberei. Es ist darin ein Rittersitz, der Thurm in der Stadt Ahrweiler genannt; der Thurm vor der Stadt Ahrweiler war ein gräflicher Sitz, der den Herzogen von Ahrenberg und Croy gemeinschaftlich gehörte. Die Gegend ist fruchtbar an rothem Wein (Bleichert), Holz ꝛc. Der Kreis Ahrweiler enthält 7 Bürgermeistereien und 25.076 Einwohner.

Ai, das dreizehige Faulthier (Bradypus tridactylus). Die bekannteste Gattung ist so groß, wie der Fuchs, aschgraubraun über den ganzen starkbehaarten Körper, mit einem schwarzen Streif auf dem Rücken, und schmutzig weiß an der Kehle und im Gesicht. Es wohnt in den wärmern Theilen von Südamerika und zwar auf der Ostseite. Kein Thier auf der Erde kann dem Anscheine nach ein so mühseliges Leben führen, wie dieses. Es besteigt zwar Bäume, um sich von den Früchten und Blättern derselben zu nähren; allein es kostet ihm ungeheure Anstrengung, und nach Beschaffenheit der Umstände wohl einen ganzen Tag, um hinauf zu kommen. Erst wenn auf dem Baume nichts mehr zu fressen ist, verläßt es ihn. Zu dem Ende rollt es sich auf einen Klumpen zusammen, und stürzt herunter. Bei jeder Bewegung stößt das Thier den Laut Ai Ai in einem höchst kläglichen Tone aus. Es hat ein so zähes Leben, daß eins, welchem das Herz und die übrigen Eingeweide ausgenommen waren, noch einige Zeit lebte, und dabei nicht den mindesten Laut von Schmerz hören ließ. Hungern kann es fast einen ganzen Monat; es säuft aber niemals. — Bei alle dem irrt man, wenn man glaubt, dieses Thier führe ein höchst unglückliches Leben. Es ist einmal für diesen Zustand organisirt, und wenn ihm vermöge seiner Gefühllosigkeit viele Freuden des Lebens abgehen, so ist es auch dagegen von vielen Schmerzen frei. In seinen Pfoten besitzt es viel Kraft, und mit seinen großen spitzigen Klauen weiß es sich ohne Mühe gegen die stärksten Raubthiere seiner Heimath zu vertheidigen. Von der Fortpflanzung ist nichts Gewisses bekannt; doch scheint das Weibchen nicht über 2 Junge zu bringen. In der Gefangenschaft nimmt der Ai kein Futter an, und stirbt bald; noch weniger erträgt er unser Klima. Dies ist das Wesentliche, was Büffon von dem Faulthiere sagt. Dagegen errinnert nun ein Reisender, welcher das sogenannte Faulthier im französischen Guiana beobachtete, daß Büffon die Trägheit und Unbeholfenheit des Thieres sehr übertrieben habe. Es ist allerdings plump und unbehend; läuft aber doch ziemlich rasch, und klettert noch besser. Eins, welches derselbe Reisende auf dem Schiffe vor sich hatte, kletterte bis auf die Spitze des Mastes, wenn man vergaß, es anzubinden. Vermuthlich ists auch nicht ganz richtig, daß das Thier, eingefangen, keine Nahrung zu sich nehmen soll.

ligen erklärte, zuerst ein Kloster anlegte, bei dem nach und nach Häuser gebaut wurden, aus denen endlich die Stadt entstand. Sie hat drei öffentliche Plätze u. 8 Hauptstraßen, die große Domkirche und neben derselben die fürstl. Residenz, das große Jesuitenkollegium, in dem jetzt ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen ist, ein Gymnasium, das Dompropsteigebäude, die Walburgiskirche, ein bischöfliches Vikariat, ein General- und ein Polizeikommissariat, Bibliotheken und Kunstsammlungen, 1 Waisenhaus, Tuch- und Siamoisfabriken, und Bierbrauereien. Die nahe bei der Stadt liegende Willibaldsburg wird nicht mehr bewohnt. — Die Stadt war sonst die Hauptstadt des ehemaligen Bisthums Aichstädts im fränkischen Kreise, das größtentheils an der Altmühl lag, an die Oberpfalz, Baiern, das Herzogthum Neuburg, an Schwaben und das Fürstenthum Ansbach gränzte, in dem auch einige dazu gehörige Distrikte eingeschlossen waren, und auf 22 Quadratmeilen 1785 ohne die Landgeistlichkeit 57.183 katholische Einwohner zählte. Es enthielt 10 Städte und 1 Marktfl., und führte vorzüglich Getreide, Vieh, Hopfen, Holz und Eisen aus. Der bischöfliche Kirchensprengel erstreckte sich über einen Theil der Oberpfalz und Baierns, war in 8 Juraldecanate getheilt, nämlich Aichstädt, Berching, Spalt, Herrieden, Hiltpoltstein, Eschenbach, Neumarkt, Ingolstadt, und enthielt 190 Pfarreien, war aber vor der Reformation noch einmal so stark. Das Bisthum ward durch den Apostel der Deutschen, den h. Bonifacius, im 8ten Jahrh. gestiftet, und Willibald von ihm zum ersten Bischof geweiht. Der damalige Graf von Hirschberg, Suidger oder Suigger, soll zur Einrichtung des neuen Bisthums einen Theil seiner Güter gegeben haben; und der Graf Gebhard vermachte 1261 dem Bisthum seine ganze Grafschaft, die aber ein bairisches Lehn war. Darüber entstanden zwischen den Herzogen in Baiern und dem Hochstift Streitigkeiten, bis jene demselben den größten Theil der Grafschaft überließen, und sich nur das Landgericht zu Hirschberg vorbehielten, was aber auch öftere Irrungen veranlaßte, ungeachtet der Kaiser Heinrich VII. im Jahr 1309 das Testament des Grafen Gebhard bestätigte. Die übrigen zum Bisthum gehörenden Güter wurden meistens nach und nach gekauft. Der bischöfliche Titel war: Von Gottes Gnaden Bischof und Fürst zu Aichstädt, und das Wapen ein silberner Bischofsstab im rothen Felde, mit dem die Bischöfe ihre Familienwapen vereinigten. Ueber dem Schild sieht man den Fürstenhut und die Bischofsmütze, und hinter demselben ragt in der Mitte das erzbischöfliche Kreuz hervor. Schildhalter sind 2 Mohren, die zugleich mit der einen Hand den Bischofsstab und das Schwert halten, die hinter dem Schild in Form eines Andreaskreuzes gestellt sind. Der Bischof mußte bei seiner Wahl $^{2}/_{3}$ von den Stimmen des Domkapitels haben, hatte im Reichsfürstenrath auf der geistlichen Bank seine Stelle zwischen den Bischöfen von Worms und Speier, und auf den fränkischen Reichstagen saß er nach dem Markgrafen zu Brandenburg. Als Bischof gehörte er unter das Erzstift Mainz. Das Domkapitel bestand aus 15 Capitularen und 23 Domicellaren, die alle von stifts- und rittermäßigem Adel seyn und ihre 16 Ahnen darthun mußten. Das Erbmarschallamt des Stifts hatten die Grafen Schenk von Castell, das Erbkämmereramt die Freiherren v. Schaumberg, das Erbschenkenamt die Freiherren von Eyb und das Erbtruchsessenamt die Grafen und Herren von Leonrodt. Die Einkünfte der Kammerkasse, von denen der Fürst Niemand Rechenschaft zu geben hatte, betrug 135.000 Fl., die Steuer 87.380 und die Extrasteuer 110.000 Fl.; das Domkapitel bezog 94.700, das Pfarrstift 6.540, das Wilibaldsstift 7.550, und das Weheherrnstift 2.800 Fl. Dazu kamen die Einkünfte der Abteyen Rebdorf, mit 35.000, Blankstetten mit 15.000 und St. Waldburg mit 13.500 Fl., und die übrigen Klöster. Der Matrikularanschlag des Landes betrug 246 Fl., und zu einem Kammerziel gab es 291 Thlr. $14^{1}/_{2}$ Kr. Im J. 1802 ward das Bisthum bei den allgemeinen Entschädigungen an Baiern ab-

getreten; durch die Pariser Convention am 26. Dez. 1802 an den Großherzog Ferdinand von Toscana, damals Kurfürst von Salzburg, überlassen, mit Ausnahme der 7 im Ansbachischen gelegenen Aemter, die Baiern gegen den Abtritt seiner böhmischen Domainen blieben, aber bald darauf an Preußen gegen andre Besitzungen überließ. Durch den Preßburger Frieden im J. 1805 trat der Kurfürst von Salzburg seinen größten Antheil an Aichstädt dem König von Baiern ab, der auch 1806 durch das von Preußen abgetretene Fürstenthum Ansbach auch die vormals aichstädtischen Aemter im Umfange dieses Fürstenthums zurück erhielt. Das Fürstenthum gehörte seit 1808 zum Altmühlkreise, der 1810 zum Oberdonaukreise gezogen wurde. — Das Landgericht Aichstädt enthält auf 5 ½ □Meilen 16.785 Seelen, und umfaßt das Landvoigteiamt an der Altmühl (mit Ausnahme von 3 Dörfern), das Kastenamt Naffenfels, das Amt Wellheim und einzelne Dörfer. — Der Prinz Eugen, Sohn des französischen Generals Alexander Beauharnois, vormals Vicekönig von Italien, Schwiegersohn des Königs von Baiern, hat 1817 das ehemalige Stift Aichstädt mit den übrigen Territorialbesitzungen, die er anzukaufen Willens ist, unter baierischer Landeshoheit als eine freie Standesherrschaft erhalten, von welcher er den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Aichstädt führt; auch erhält er den Rang des ersten Fürsten in Baiern nach den Prinzen des königl. Hauses, für sich das Prädikat königl. Hoheit und für seine Kinder nur das der Hoheit. Er verzichtet nach der Uebereinkunft vom 18. Febr. 1817 auf das durch den Wiener Congreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum von 50.000 Seelen, und erhält nach dem Vergleich vom 3. Sept. 1817 von dem neapolitanischen Hofe 5 Millionen Franken in monatlichen Raten bis zum Juni 1821.

Aigle, 1) Stadt im französischen Departement Orne, im Bezirk Mortagne, Hauptort eines Canton, auf 2 Hügeln, an der Rille, mit 844 Häusern, 5.947 Einwohnern, 6 Thoren, 1 Schloß, 3 Kirchen, 1 Hospital, Seminar und starkem Handel mit Nadeln (18.000 Bund), Schnürsenkeln, Messingdrath, (80.000 Bund), Leinwand (Boulevardees), Kappen, Druckpapier, Serge, Etamin, Leder, Nägeln und andern Eisen-, Kupfer-, und Messingwaaren, die in der Stadt verfertigt werden. In der Nähe beim Weiler Fontaine ist die heilige Quelle St. Santin. 2) Aigle auch Igel, Dorf in dem preuß. Regierungsbezirk Trier. an der Mosel, dem Einfluß der Saar gegenüber, 2 Meilen von Trier, Die dort befindliche alte hohe Säule, Igelsthurm genannt, ist ein heidnisches Grabmal, das 2 Brüder Secundini ihren Aeltern haben setzen lassen.

Aigrette ist ein Busch von Reiger- oder andern Federn, die Jemand zur Zierde auf dem Kopfe trägt — ist auch eine Zitternadel von Diamanten oder andern Edelgesteinen, ein Luxusartikel für den Kopfputz. — Auch die Quasten auf den Köpfen der Kutschenpferde, bei den Türken auch häufig der Reitpferde, werden Aigrette genannt.

Ainos, die ursprünglichen Bewohner von Jesso, Saghalien und den übrigen im Norden von Japan liegenden Inseln, die mit den haarigen Mochnatyr-Kurylen ein Volk bilden, und sich durch mittlern Wuchs, dunkle, schwarze Gesichtsfarbe, starken buschigen Bart, schwarzes struppiges Haar, ziemlich regelmäßige Gesichtszüge, Gastfreiheit und Gutmüthigkeit auszeichnen. Sie leben fast ganz von der Fischerei. Einige, z. B. die Bewohner der Insel Rassaga, sind von griechischen Geistlichen getauft. Der Name Ainos bedeutet Menschen.

Ainteb, Andeb, freies Musselimik in Syrien, im Paschalik Merasch, im Norden von Aleppo und des Asiflusses (Orontes) mit der Hauptstadt gleichen Namens, 55° 12′ 30″ L. 37° 4′ 30″ B., am Seschur. Die Häuser sind an Hügeln erbaut, und haben meistens platte Dächer; auch sind da 5

Moscheen und eine alte Citadelle. Die Einwohner, meistens armenische und griechische Christen, verfertigen Dips (eine Art Confect aus Mandeln und Weinhefen) und rothen und gelben Safian, und handeln vorzüglich mit rohen Häuten, Leder, gefärbten Ziegenfellen, baumwollnen und wollnen Zeugen. Die Gegend ist fruchtbar an Aprikosen, Aepfeln, Wein und Bienen.

Ajoer, Ayos, Eyos, Joes, die kühnsten und gefürchtetsten Neger auf der Sklavenküste in Guinea bis Nubien hin, deren König ein Heer von mehr als 100.000 Mann ins Feld stellen kann, und dem der König von Dahome und 10 Andere Tribut geben müssen. Sie verfertigen viele baumwollne Zeuge, und treiben Handel.

Aisne, Aine, Fluß in Frankreich, entspringt im Departement der Marne unter S. Menehould bei Beaulieu und Clermont in 2 Bächen, wird bei Chateau Porcien unterhalb Rhetel im Departement Ardennen schiffbar, und vereinigt sich nach einem Laufe von 20 Meilen bei Compiegne mit der Oise. Von ihm hat ein französisches Departement den Namen, das den östlichen Theil der Picardie und den nordöstlichen von Isle de France begreift, 20° 54′ — 21° 55′ O. L. 48° 51′ — 50° 51′ N. B., 136½ □Meilen und 422.939 Einwohner, worunter viele Reformirte, enthält. Die Schelde, Aisne, Oise und Somme durchströmen das an Getreide, Wein, Obst, Flachs, Rübsaamen, Pferden, Mauleseln, Eseln, Rindvieh, Schaafen ꝛc. reiche Land, dessen Einwohner viel Leinwand, Glas, Spiegel, Eisenwaaren ꝛc. verfertigen, und damit einen bedeutenden Handel treiben, der durch die Kanäle von St. Quentin, Crozat, Bohain Ourcq befördert wird.

Ajus Lokutius. Unter allen fabelhaften Gottheiten des römischen Alterthums giebt's keine, deren Ursprung so klar ist, wie der von Ajus Lokutius. Cedicius, ein ganz gemeiner Mensch, kam eines Tages in die Volksversammlung, und erzählte, in verwichener Nacht, während er ganz allein in der Neustraße spazierte, habe sich eine Stimme vernehmen lassen, die weit kraftvoller, als eine Menschenstimme, gewesen; sie habe ihm geheißen, den Magistrat zu benachrichtigen: die Gallier nähern sich der Stadt." Da Cedicius ein Mann ohne allen Ruf war, und die Gallier eine von Rom weit entfernte Nation waren, so lachte man platterdings über diese Nachricht. Indessen ward Rom ein Jahr nachher durch die Gallier eingenommen. Nachdem man sich diese Gäste vom Halse geschafft, ließ Camillus der Consul, zur Genugthuung dafür, daß man auf jene nächtliche Stimme gar nicht geachtet hatte, einen Tempel dem Gott zu Ehre in der Neustraße Roms auf derselbigen Stelle errichten, wo Cedicius dessen Stimme sollte vernommen haben. „Dieser Gott sprach, und ließ sich vernehmen, sagt Cicero mit scherzender Laune, als noch Niemand ihn kannte, denn darum hat man ihn Ajus Lokutius genannt (von ajo, loquor, ich sage, rede); allein seitdem er berühmt geworden, und man ihm einen Tempel und Altar errichtet, hat es ihm gefallen, gänzlich zu schweigen."

Aix, 1) Hauptstadt eines Bezirks von 40½ □Meilen und 92.314 Einw., im franz. Departement der Rhonemündungen, sonst Hauptstadt der Provence, 23° 6′ 32″ O. L. 43° 41′ 48″ N. B. Sie liegt am Fluß Arc, hat breite und gerade Straßen und viele schöne Gebäude, besonders bei dem Spazierplatz Ortibelle, 5.000 Häuser und 21.009 Einw., 1 Kathedrale, 22 Kirchen und 1 Hospital. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen eigener Sprengel sich über die Departements des Var und der Rhonemündungen erstreckt, eines königl. Gerichtshofes, der 16ten Forstconservation und eines Handelsgerichts. Sie hat ein königl. Collegium und eine Bibliothek auf dem Rathhause mit 120.000 Bänden. Die 1409 vom Pabst Alexander V. gestiftete und vom König Heinrich IV. 1603 erneuerte Universität ist, so wie die 1688 errichtete Akademie der schönen Wissenschaften, zur Zeit der Revolution eingegangen; statt derselben ist

jezt hier eine Akademie mit 2 Fakultäten. In der Minoritenkirche ist das vom König Friedrich II. v. Preußen dem hier 1704 gebornen Marquis d'Argens errichtete Denkmal. Das ehemals berühmte warme Mineralwasser ward 1704 in der Franziskanervorstadt wieder gefunden, hat aber nicht mehr die alte Kraft. Da hier die Uebergänge von der Hitze zur Kälte, von gemäßigter Temperatur zur Hitze und vom trocknen ins feuchte Wetter schnell erfolgen, so entstehen dadurch allerlei Krankheiten, und nur wenige Menschen erreichen hier ein hohes Alter. Der Boden eignet sich vortrefflich zum Oel- und Weinbau. Die Stadt hat Türkischgarn-, Baumwoll-, Woll-, Hut-, Spitzen- und Sammtfabriken, und treibt Handel mit eingemachten Trüffeln, Macaroni oder Vermicelles, Oel, Branntwein, Mandeln, Wolle, Seide, Getreide, Wein, Rosinen, Feigen, Kapern, Pflaumen, Oliven, Haselnüssen, Fischen, Tuch, Leinwand und Quincailleriewaaren. Im Okt. 1816 ward die Stadt zu einer guten Stadt des Königreichs erhoben. Sie ist der Geburtsort der Botaniker Michael Adanson († 1804) und Johann Pitton de Tournefort († 1714. — 2) Stadt im sardinischen Herzogthum Savoyen, ¾ Stunde vom fischreichen See Bourget, der 4 Meilen lang und 1 Meile breit ist, und durch den Canal Chanaz mit der Rhone zusammenhängt, 23° 34′ L. 44° 40′ B., sie hat 2.068 Einwohner, 3 berühmte warme Bäder, von 35—36°, deren sich Jedermann umsonst bedienen kann, eine Wunderquelle, die in einer Stunde 5—6 Mal steigt, und im dürren Sommer gänzlich versiegt; auch sind hier noch Denkmäler antiker Baukunst, z. B. Triumphbogen, Tempel, Dampfbäder und Wasserbehälter zum Schwimmen. In der Nähe lag die ehemals berühmte Bernhardinerabtei Haute Combe.

Akademie war zuerst das von dem ersten Besitzer desselben, Akademus, genannte schöne Landgut bei Athen, wo Plato die Philosophie lehrte, und bedeutet seit dem 12ten Jahrhundert alle hohen Schulen und Universitäten Europas, und später alle freien Gesellschaften der Wissenschaften und Künste, die sich unter landesherrlichem Schutz zu gewissen Zeiten versammeln. Eine solche Akademie gründete zuerst Cosmus, der erste Beherrscher von Florenz. Die vorzüglichsten waren und sind: in Frankreich: Die Académie des jeux floraux zu Toulouse ward 1324 von 7 Dichtern gestiftet, die mit andern benachbarten Dichtern am 1. Mai zusammenkamen, um mit einander um den Preis einer goldnen Viole zu wetteifern. Die Académie française wurde 1635 vom Cardinal Richelieu gestiftet, und hatte die Vervollkommnung der französischen Sprache und überhaupt Alles, was zur Sprachkunde, Beredsamkeit und Dichtkunst gehört, zum Zweck. Sie bestand aus 40 Mitgliedern, und hat das bekannte Dictionnaire de l'Académie française geliefert. Die Académie royale des inscriptions et medailles ward 1663 von Colbert gestiftet, um Risse von Gebäuden, Zeichnungen und Tapeten, besonders aber Aufschriften auf Medaillen und andre Denkmäler zu entwerfen, aber 1716 vom Herzog Regenten unter dem Titel Académie des inscriptions et belles lettres erweitert; sie beschäftigte sich größtentheils mit Geschichte, Alterthümern und Kritik. Die Académie royale des sciences ward 1666 durch Colbert errichtet, und beabsichtigte die Bearbeitung der physischen Wissenschaften. Diese Akademien wurden 1790 aufgehoben, da ein Gesetz alle Corporationen verbot; aber das am 20. November 1795 begründete Institut national des sciences et des arts, das am 23. Januar 1803 von Buonaparte neu eingerichtet, und in der Folge Institut impérial genannt wurde, stellte die ehemaligen Akademien Frankreichs, obgleich in andrer Form, wieder her. Nach der Verordnung vom 21. März 1816 besteht dieses königl. Institut Frankreichs aus 4 Akademien, der französischen (für franz. Sprache und Literatur), der Inschriften und schönen Wissenschaften, der Wissenschaften (in 11 Sectionen) und der schönen Künste (in 5 Sectionen). In Italien ward die Academia della crusca (die Akademie der Kleie) 1582 zu Florenz unter dem Großherzog Franz I.

von Franz Grazini, gemeiniglich Lasca genannt, gestiftet, um, wie ihr Name und die Symbole ihres Versammlungssaales (der Präsidentenstuhl ist ein Korb, zu dem man statt der Stufen auf 3 Mühlsteinen steigt, der Katheder, auch ein Korb, wird auf Mehlsäcken erstiegen, die Stühle stellen umgekehrte Hühnerkörbe vor, mit hinten verkehrt durchgesteckten Schaufeln statt der Lehnen, die Wände sind mit Schaufeln geziert, deren jede ein Sinnbild mit Beischrift und dem Namen eines Mitglieds enthält) andeuten, die Sprache von fremden, besonders französischen Wörtern zu reinigen und zu verfeinern; von ihrem italienischen Wörterbuche sind 4 Ausgaben vorhanden. Die Academia bononiensis bonarum artium et scientiarum (Institutum scientiarum et artium liberalium, auch Clementina bonarum artium) ward von Papst Clemens XI. zu Bologna zur Ausbildung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst errichtet, und mit der bald darauf 1712 auf Anstiften des Comte de Marsigli errichteten Akademie der Wissenschaften mit Einwilligung des Papstes vereinigt. In Spanien ward die königl. spanische Akademie zu Madrid 1714 vom König Philipp V. errichtet, um sich mit der castilianischen Sprache und Beredsamkeit zu beschäftigen; sie hat ein spanisches Wörterbuch in 6 Quartbänden geliefert. Im Jahr 1738 wurde auch eine Akademie der Geschichte, und 1792 eine Akademie der Wissenschaften zu Madrid errichtet. In Portugal wurde die königl. Akademie der portugiesischen Geschichte 1720 vom König Johann V. zu Lissabon gestiftet. Jedem der 50 Mitglieder ward ein Stück der Geschichte zur Ausarbeitung mitgetheilt, deren Fortsetzung beim Sterbe- oder Abdankungsfall der Nachfolger übernimmt. Bis jetzt hat sie ihrem Wahlspruch: Restituet omnia, d. i. sie wird Alles wieder herstellen, noch nicht entsprochen, und die Geschichte der königl. Akademie der portugiesischen Geschichte und eine Sammlung der Urkunden, Gesetze und Nachrichten derselben sind die einzigen Früchte ihres Fleißes. Sie hat 1733 die h. Jungfrau zu ihrer Patronin angenommen, und ihre unbefleckte Empfängniß beschworen. In Deutschland ward die Academia naturae curiosorum, die größtentheils aus Aerzten bestand, durch den Schweinfurter Physikus, Joh. Lorenz Bausch, errichtet, und vom Kaiser Leopold I. im J. 1670 in Schutz genommen und mit Privilegien versehen. Ihr Präsident und beide Direktoren werden mit dieser Würde zugleich des Reichs Edle, Com. Pal. Caes. und kaiserl. Leibärzte. Im preußischen Staat ward die königl. Akademie der Wissenschaften 1700 von dem König Friedrich I. gestiftet, und hatte Leibnitz zum ersten Präsidenten. Durch König Friedrich II. erhielt sie viele französische Gelehrte als Mitglieder. Der jetzige König hat ihr am 24. Januar 1812 neue Statuten gegeben, nach denen Prüfung des vorhandenen Wissenschaftlichen und weitere Forschung im Gebiet der Wissenschaft ihr Zweck ist. Ihre beträchtlichen Einkünfte kommen zum Theil aus dem Calendermonopol, das 1795 an 28.000 Thaler reinen Gewinn brachte. Im österreichischen Staat ward die Akademie zu Wien 1705 von Kaiser Joseph I. gestiftet. In Baiern ward die 1759 von Maximilian Joseph zu München errichtete Akademie 1807 neu eingerichtet. In Rußland ward die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg von Peter dem Großen 1724 begründet, und von seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Catharina I., 1726 völlig eingerichtet; sie hat große Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. In Schweden wurden vom König Friedrich 1728 zu Upsala und 1739 zu Stockholm Akademien der Wissenschaften gestiftet. — Die Kunstakademien sind Akademien der Musik, oder Akademien der bildenden Künste. Jene sind Vereine von Tonkünstlern und Liebhabern der Musik, um für die Vervollkommnung der Theorie und Praxis der Tonkunst zu wirken; dahin gehören die im 16ten Jahrhunderte gestiftete philharmonische Gesellschaft zu Verona, die 1622 von Girolamo Giacobbi gestiftete philharmonische Gesellschaft zu Bologna, die gegen

das Ende des 17ten Jahrhunderts gestiftete arkadische Gesellschaft zu Rom, die Society of ancient Music zu London, die durch Aufführung alter Musterwerke das Andenken derselben zu erhalten sucht; die von Fasch 1789 gestiftete Singakademie zu Berlin; das Conservatorium zu Paris, die seit 1802 zu St. Petersburg bestehende philharmonische Gesellschaft, die Musikakademien zu Wien, Stockholm u. a. Die Akademien der bildenden Künste sind öffentliche Lehranstalten für bildende Künste, und werden öfters auch Maler-, oder richtiger Zeichnenakademien genannt, da eigentlich das Zeichnen in den meisten die Hauptbeschäftigung ist. Die wichtigsten sind in Italien: zu Venedig, Florenz, Rom (1478 unter dem Namen der Gesellschaft di St. Luca errichtet, 1595 unter dem Namen einer Akademie neu eingerichtet), Mailand (angeblich von Leonardo da Vinci gestiftet), Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin, Neapel, Genua; in Deutschland zu Nürnberg, Berlin, Dresden, Leipzig, Augsburg, Wien, Mannheim, Düsseldorf, Stuttgart, München, Cassel, Weimar, Mainz; in Frankreich zu Paris (1648 bei Gelegenheit des Streits entstanden, den die zünftigen Maler und Bildhauer mit den privilegirten königl. Malern anfingen), Bordeaux, Aix, Amiens, Auxerre, Besançon, Chalons, Dijon. Lyon, Marseille, Metz, Pau, Rouen, Toulouse; in England zu London und Edinburgh; in Dänemark zu Copenhagen (1754 vom König Friedrich V. statt der von seinem Vater Christian VI. errichteten Malerschule auf dem Schloß Charlottenburg gestiftet); in Schweden zu Stockholm; in Spanien zu Madrid, Valencia, Saragossa; in den Niederlanden zu Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel, Amsterdam; in Rußland zu St. Petersburg. — Auch Ritterakademien, in denen Kenntnisse und Leibesübungen für den Adel und die Söhne der gebildeten Stände gelehrt wurden, zu Wien, Lüneburg, Brandenburg, Liegnitz, Hannover, 2c.

Akbe, ein tapferer Feldherr unter dem Califen Omar, der ihm einen Theil seiner weitschichtigen Eroberungen zu verdanken hatte. Akbe unterjochte vorzüglich die kriegerischen Horden der Berberen, die sich so lange wider die Unterdrücker der Mauren behauptet hatten; er gab ihnen seine Gesetze und seine Religion, und drang vor bis auf die äußersten Gränzen des westlichen Afrika. Hier am Gestade des Oceans sprengte er mit seinem Pferde ins Wasser, zog seinen Säbel und rief im Feuereifer des Heldenmuths und der Religion: „Gott Mahomets, Du siehst es selbst; ohne dieses Element, das mich aufhält, würde ich mir neue Nationen aufsuchen, und sie Deinen Namen anbeten lassen!"

Akiba, einer der vorzüglichsten gelehrten Hebräer im Collegium zu Tiberias im 2ten Jahrhundert der christlichen Kirche. Er war ein Viehhirt bis in sein 40stes Jahr; jetzt verliebte er sich in die Tochter seines Brodherrn, diese versprach ihm ihre Hand, wofern er sich dem gelehrten Fache widmen würde, und siehe, die Liebe schuf ihn zum Doktor des Judenthums. Akiba, ein Schwärmer, wie die Meisten seiner Collegen, ging endlich über zum Anhange des berüchtigten Cochebas, der sich für den Messias ausgab; auf diesen deutete er die Worte der Schrift: „Von Jakob wird ein Stern ausgehen." In Beziehung darauf erklärte er den Juden die Aussprüche der Propheten, brachte sie auf diese Art zur allgemeinen Empörung, und beging mit ihnen die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen Andersdenkende. Der Kaiser Adrian ließ den Aufruhr dämpfen; Akiba, 120 Jahr alt, ward nebst seinem Anhange, seinem Weibe und Kindern im Jahr Christi 135 ergriffen, und dem Schwerdte des Nachrichters überliefert. Akiba ist der Verfasser des ältesten Codex der Cabbala.

Akra, auch Akka, Accon, St. Jean d'Acre, in alten Zeiten Ptolemais, 52° 53′ 23″ L. 32° 55′ 23″ N. B., eine feste Stadt in dem Paschalik gleichen Namens in Syrien, an einem Meerbusen des mittelländi-

schen Meeres nordwärts über dem Berg Carmel, in einer an Dattelpalmen reichen Gegend. Sie hat niedere Mauern, ein Thor und 16.000 Einwohner; 6 Moscheen, 1 katholisches Kloster, eine griechische und eine armenische Kirche, 3 Khans, mehrere Bäder, ist der Sitz des Paschas und eines griechischen Erzbischofs. Der ehemals gute Hafen ward durch einen gewissen Fakardin mit den Trümmern der Gebäude ausgefüllt, und unbrauchbar gemacht; doch holen die europäischen Schiffe hier noch Getreide, Reis, Seide und Baumwolle. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war sie ein fester Sitz der Christen; aber die muhamedanischen Fürsten in Aegypten eroberten sie 1291. Im Jahr 1799 hielten sich hier die Türken mit Unterstützung des englischen Commodore Sir Sidney Smith, ungeachtet der schlechten Befestigung, 61 Tage lang wider die Franzosen unter Buonaparte, die sich mit Verlust wieder nach Aegypten zurückziehen mußten. Der Paschalik gleichen Namens enthält mit dem Lande der Drusen über 410.000 Einwohner, bringt der Pforte 750, dem Pascha 10.000 Beutel ein, und unterhält 1.900 Mann stehendes Militär.

Akustik, die Lehre vom Schalle. Jeder Schall entsteht durch schwingende Bewegung des tönenden Körpers, so daß seine Theile sich in abwechselnder Ausdehnung und Zusammenziehung befinden. Diese Wissenschaft ist also ein Theil der Bewegungslehre. Jede Entstehung des Schalls setzt Elasticität voraus; je elastischer ein Körper ist, desto besser tönt er. Der tönende Körper theilt seine Bewegung der nächsten Umgebung kreisförmig mit, welches gewöhnlich die Luft ist, und diese pflanzt (leitet) den Schall zu unsern Gehörorganen fort. Dichtigkeit erhöhet dieses Leitungsvermögen, daher Wasser, Holz, Metall den Schall stärker, als Luft leitet. Ein bestimmbarer Schall ist Klang, ein unbestimmbarer wird Geräusch genannt. Geschwindigkeit der Schwingungen giebt den Ton. Während ein Körper tönt, sind nicht alle Theile in gleicher Bewegung. Um sich einen Begriff davon zu machen, streue man, nach Chladni, feinen Sand ganz dünn auf eine viereckige oder runde Scheibe von gemeinem Fensterglase, halte sie horizontal zwischen Daumen und Zeigefinger fest, doch so, daß nur die Spitzen dieser Finger die Scheibe berühren, und streiche nun den Rand derselben, dem man mit einem Sandsteine die Schärfe genommen hat, mit einem gehartzten Violinbogen, bis die Scheibe einen hellen Klang von sich giebt. In dem Augenblicke, da dies geschieht, wird der Sand lebhaft von den schwingenden Theilen der Scheibe weggeworfen, und bleibt an gewissen, nicht schwingenden Stellen ruhig liegen, so lange die Scheibe noch denselben Klang von sich giebt. Dies beweiset, daß nicht alle Theile eines tönenden Körpers in gleicher Schwingung sind, sondern daß gewisse Punkte (Schwingungsknoten) in Ruhe bleiben, während die übrigen schwingen. Diese in Ruhe bleibenden Schwingungsknoten bilden, je nachdem die Scheibe in der Mitte, oder am Rande gefaßt wird, verschiedene regelmäßige Figuren, die bald einen Stern, bald einen Kreis bilden ꝛc. Die größte Menge der interessantesten Versuche darüber hat Chladni zu Wittenberg angestellt, und diesen Figuren den Namen Klangfiguren ertheilt. Der höhere oder tiefere Ton einer gespannten Saite hängt von der Stärke der Spannung, von ihrer Länge und Dicke ab. Je mehr Schwingungen eine Saite in einerlei Zeit macht, desto höher ist der Ton derselben. Macht aber eine Saite c in derselben Zeit noch ein Mal so viele Schwingungen, als eine andere C, so lehrt die Erfahrung, daß c die nächst-höhere Octave von C sey. Macht eine dritte Saite G drei Schwingungen in der Zeit, wo C zwei Mal schwingt, so ist G die Quinte von C. c wird dann die Quarte von G seyn, und vier Schwingungen machen, wenn G drei Mal schwingt. Die Octave C bis c

hat sieben Haupttöne, nämlich: C, D, E, F, G, A, H, c, wo dann, wenn C den Grundton giebt, D die Secunde, E die große Terz, F die Quart, G die Quint, A die Sext, H die Septime von C genannt werden. Nimmt man einen andern Ton zum Grundtone der Octave, so ändern sich die Verhältnisse, und es bleibt dann nicht F die große Terz von D, so wie E die von C ist; damit aber jeder Ton innerhalb einer Octave zu einem Grundtone angenommen werden, und dieser der Ordnung nach seine Secunde, Terz ꝛc. erhalten könne: so sind, neben jenen ganzen Haupttönen, noch fünf halbe Nebentöne eingeschaltet, Cis, Dis, Fis, Gis, B Das Zusammenklingen mancher Töne ist dem Ohre angenehm, und giebt eine Harmonie oder Consonanz; im entgegengesetzten Falle eine Dissonanz. Der Grundton und die Quinte geben eine Consonanz; Secund und Septime eine Dissonanz. Die Geschwindigkeit, womit sich der Schall durch die Luft fortpflanzt, beträgt in einer Secunde ungefähr 1.040 Pariser Fuß. Wärme, Feuchtigkeit, Wind machen hierin leichter Aenderungen, als die Höhe oder Tiefe des Tones; aber die Stärke des Schalles macht allerdings eine weitere Fortpflanzung möglich. Der Theorie nach muß die Stärke des fortgepflanzten Schalles im Quadrate der Entfernung abnehmen. Trifft ein Schallstrahl einen harten Körper, so wird er in denselben Winkel wieder zurück geworfen. Diese Zurückwerfung ist Ursache des Echo's, auch gründen sich darauf alle Sprachröhre, Höhrröhre, Sprachgewölbe ꝛc. Selbst die Töne der Blaseinstrumente gründen sich auf die verschiedenen Schwingungen und Zurückwerfungen der hineingeblasenen Luft, die sich durch das Schließen und Oeffnen der Klappen ändern.

Alabaster, der feinste und härteste Gypsstein, verhält sich zu den gemeinen rohen Gypsarten, wie der Marmor zu den gemeinen Kalksteinen. Man verarbeitet ihn zu allerhand kleinen Figuren von Menschen und Thieren, zu Dosen, Vasen, Dintenfässern und andern Kunstsachen. Er nimmt, weil er nicht so hart ist, wie der Marmor, auch nicht die völlige Politur desselben an. Seine Farbe ist schneeweiß. Im Orient findet man den schönsten; aber auch Deutschland hat sehr guten in ganzen Brüchen.

Alamanni (Ludwig), ein durch Schönheit und Wohlklang seiner reimlosen Verse berühmter Dichter, geboren 1475 aus einem adeligen Geschlechte in Florenz, starb 1656. Schon in früher Jugend trat er mit Rucellai, Trissino und andern eifrigen Beförderern des Studiums der Alten in eine freundschaftliche Verbindung. Im Jahre 1416 heirathete er die Alessandra Serristori, eine sehr schöne Frau, mit welcher er viele Kinder erzeugte. Durch Geburt sowohl, als Verdienst, wurde er dem Cardinal Julius von Medici bekannt, der unter der letzten Hälfte der Regierung Leo's X. in dessen Namen Florenz beherrschte, und ihn liebgewann. Der drückende Zwang, welchen der Cardinal den Bürgern von Florenz zumuthete, besonders das Gesetz, welches ihnen, zur Erinnerung an ihre Abhängigkeit, unter schwerer Strafe Waffen zu tragen verbot, hatte besonders mehrere junge Leute vom Adel erbittert. Unter diesen war auch Alamanni, der über dem Patrioten den Freund vergaß, und gleich nach Leo's Tode nicht allein an einer Verschwörung gegen den Cardinal Theil nahm, sondern auch sich anheischig gemacht haben soll, ihn mit eigener Hand zu ermorden. Seine Mitverschwornen waren Zanobio Buondelmonti, Jacob da Diaceto, Anton Brucioli, und andere Männer von Kopf, die, wie es scheint, die alte Freiheit von Florenz wieder herzustellen wünschten, ohne über die Mittel dazu gehörig nachgedacht zu haben. Die Verschwörung wurde entdeckt. Alamanni mußte sich durch die Flucht retten. Nach mancherlei Glückswechsel, und unter fortwährender Theilnehmung an den Unruhen in Florenz, ließ er sich endlich in Frankreich wohnhaft nieder, wo ihn Franz I., als ein großer Freund von italienischen Gedichten, sehr gnädig aufnahm, mit dem Orden des heiligen Michael beehrte, und bei wichtigen

Gesandtschaften brauchte. Alamanni zeigte besonders einst, als er von Franz I. an Karl V. gesandt war, viele Geistesgegenwart. Da er nämlich in seiner Anrede an den Kaiser öfters des kaiserlichen Adlers Erwähnung that, so wandte sich Carl, der ihn bis ans Ende aufmerksam angehört hatte, plötzlich zu ihm, und wiederholte mit spöttischem Nachdruck eine Stelle aus Alamanni's Gedichten, wo dieser von dem räuberischen Adler, der, um so viel mehr zu verschlingen, zwei Schnäbel trägt, gesprochen hatte:

— — l'aquila grifagna
Che per più divorar due becchi porta.

Alamanni hörte diesen Vorwurf mit Ruhe an, und erwiederte sogleich: Da Eure Majestät diese Stelle kennen, so werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß, als ich sie schrieb, ich mich des Rechtes der Dichter bediente; jetzt aber spreche ich als Gesandter eines großen Monarchen an einen andern; jene Gedichte waren die Frucht des leichten Sinnes der Jugendzeit; jetzt rede ich mit dem Ernste des Alters; damals war ich böse, weil man mich aus meinem Vaterlande verbannt hatte; jetzt erscheine ich vor Eurer Majestät mit völliger Gemüthsruhe. Hier stand Carl von seinem Stuhle auf, klopfte den Gesandten auf die Schulter, und sagte mit freundlichem Lächeln: er hätte gar keine Ursache, seine Verbannung zu bedauern, da er einen Gönner besitze, wie Franz I., und fügte hinzu: der tugendhafte Mann ist überall zu Hause. Bei Heinrichs von Orleans (nachmals Heinrichs II.) Vermählung mit Catharina von Medici, wurde Alamanni zu ihrem Hofmeister angestellt, und so reichlich besoldet, daß er ein Ansehnliches ersparen, und seine Familie versorgen konnte. Alamanni hat sehr viel geschrieben; aber den meisten Beifall hat sein Lehrgedicht über den Ackerbau (la Coltivazione) gefunden, welches 6 Bücher in reimlosen Versen ausmacht, und Catharina von Medici in einem Briefe zugeeignet ist, worin er sie bittet, es Franz I. zu überreichen; es ist gedruckt zu Paris bei Robert Stephans 1546, eine schöne Ausgabe, vom Verfasser selbst nachgesehen und Franz I. zugeeignet. In demselben Jahre kam es auch bei den Giunti in Florenz heraus und seitdem mehrmals, besonders schön und fehlerfrei von Comino zu Padua 1718 in gr. 4., wo auch die Bienen von Nuccali und die Epigrammen von Alamanni angehängt sind. Noch hat man eine Ausgabe von Bologna 1746. Der Verfasser scheint mehr mit Virgil um den Preis ringen, als ihm nachahmen zu wollen; seine Schreibart ist sehr schön und rein, er verräth dabei tiefe Kenntniß seines Gegenstandes, und manche Stellen des Werks halten vollkommen die Vergleichung mit dem römischen Dichter aus. Auch sein Trauerspiel Antigone, aus Sophokles übersetzt, wird von Fontanini für eines der besten in italienischer Sprache erklärt; allein sein epischer Roman: Le Arvachide hat kein Glück gemacht. Die erste Ausgabe von diesem Werke erschien nach des Verfassers Tode zu Florenz bei Philipp Giunti, 1570. 4. Er besingt die Belagerung von Bourges, der Hauptstadt des Herzogthums Berry, welche für das Avaricum des Julius Cäsar gehalten wird. Alles ist der Iliade so streng nachgebildet, daß man eine Uebersetzung von dieser, nur mit veränderten Namen, zu lesen glaubt.

Alarich I., der Kühne, der Unternehmende von den Gothen, seinen Unterthanen, genannt, war auch in der That Beides. Kaum hatte er sich zum Christenthum bekannt, so wurde er ein Arianer i. J. 375. Seine ersten Unternehmungen fielen auf Griechenland, wo er die Abgötterei zerstörte. In der Folge ließ er sich zum König ausrufen, und rückte auf Rom an, in der Absicht, es zu plündern. Gleichwohl ging er wieder zurück, nachdem er ein starkes Lösegeld erhalten hatte; allein nicht lange währte es, und er kam zurück, schlug die Römer, zwang sie, den Attala für ihren Kaiser anzuerkennen, hielt seinen Eintritt in Rom, wie ein aufgebrachter Sieger, 409, und erlaubte seinen Soldaten alle mögliche Gräuel, denen sich ein barbarisches, durch

Nichts gezügeltes Volk nur überlassen kann; gleichwohl gebot er ihnen, die Kirchen, und was sich dahin geflüchtet hatte, zu schonen. Er verließ Rom, in der Absicht, Sicilien und einen Theil von Afrika zu erobern; aber in einem Sturme wurde der größte Theil seiner Schiffe zerschmettert; er zog sich in Calabrien zurück, wo er bald darauf zu Cosenza eines plötzlichen Todes starb. Seine Soldaten, um ihn der Rache der Römer zu entziehen, bauten ein Grabmal mitten im Flusse Vasento, worin sie ihn nebst seinen geraubten Schätzen beerdigten.

Alarich II., König der Visigothen, herrschte gegen d. J. 484 über das ganze Land, das zwischen der Rhone und Garonne liegt. Clodowig, der nicht verschmerzen konnte, daß so schöne Provinzen von diesen Barbaren besessen wurden, bekriegte den Alarich, und erlegte ihn zu Vouillé im Jahr 507 mit eigener Hand. Die Sammlung der Gesetze, bekannt unter dem Namen Alarichs Gesetzbuch, das zum Theil ein Auszug aus jenem des Theodosius ist, ward auf Clodowigs Verordnung herausgegeben.

Alaun, ein weißgraues oder röthliches Salz von zusammenziehendem, herbem und hintennach süßlichem Geschmack. Es wird aus Thonerden, vornehmlich aus Alaunschiefer, durch Auslaugen und Sieden gewonnen, und bildet in seinem reinen Zustande weiße oder röthliche, ziemlich durchsichtige Krystalle. Alaunsiedereien giebt es an mehreren Orten in Deutschland; der beste Alaun ist der römische oder italienische. Benutzt wird er vielfältig, vorzüglich als Beitze in der Färberei, in der Weißgärberei, zu Bereitung der Malerfarben, und als Arzneimittel, wo denn allezeit der am höchsten geschätzt wird, welchem kein Eisenvitriol anhängt.

Alayrac (Nicolas d'), einer der fruchtbarsten und beliebtesten Opernkomponisten, geb. 1753 zu Muret bei Toulouse, wurde von seinem Vater zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, folgte aber seiner Neigung zur Musik, und lieferte von 1781 — 1809 60 Opern, Operetten und Singspiele, unter welchen die beiden Savoyarden, Alexis, Adolph und Clara, die zwei Worte und andere auch in Deutschland bekannt geworden sind. Er starb den 27 Nov. 1809.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von). Dieser als Staatsmann und Heerführer gleichberühmte Mann, wurde 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren. Sein Großvater, Friedrich von Toledo, ließ ihn unter seiner Aufsicht erziehen, und ertheilte ihm in Staats- und Kriegswissenschaften selber Unterricht. Noch ein Knabe, wohnte er der Schlacht bei Pavia bei, und unter Carl V. kommandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier, und gegen den Dauphin. Carl V. glaubte anfangs nicht, daß einen so bedächtigen ernsten Karakter, verbunden mit Neigung zur Politik, ein militärisches Genie begleitete, und übertrug ihm das Oberkommando gegen die Türken, mehr aus Gunst, als aus Anerkennung seiner Kriegstalente. Aber dieses mußte nur noch mehr des jungen Spaniers Stolz heben, und seine Ruhmbegierde zu Thaten antreiben, die stets in der Geschichte fortleben. Im Jahr 1547 gewann Alba für Karl die Schlacht bei Mühlberg, und 1555 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, wo er gegen die Franzosen und den Papst Paul IV. mehrere Siege errang, und in Neapel das Ansehen des Kaisers wieder herstellte. Philipp II. ließ gern einem so ausgezeichneten Mann das von Carl V. anvertraute Kommando. Auch jetzt vereitelte er der Franzosen Bemühungen im Kirchenstaate, den er sich ganz unterworfen hatte; aber die Achtung seines Königs für den Papst erlaubte ihm nichts gegen denselben, und er mußte ihm einen ehrenvollen Frieden geben. Um das J. 1565 brach in den Niederlanden wegen der Unterdrückung und Verfolgung des Lutherthums ein Aufruhr aus. Alba rieth dem Könige, diesen mit Gewalt zu unterdrücken, wurde auch 1566 selber dorthin geschickt, ausgerüstet

mit Soldaten und unbedingter Macht. Er ließ die Niederländer die Inquisition in ihrer ganzen schrecklichen Gewalt fühlen; Unzählige fielen unter dem Henkerbeile, unter denen die Grafen Egmont und Horn das größte Aufsehen erregten. Viele, über 100.000 Familien von Kaufleuten und Fabrikanten, wanderten aus, und Viele flohen unter die Fahnen des Prinzen von Oranien. Dieser verlangte und bat umsonst seinen Sohn bekriegen zu dürfen; er selber besiegte ihn nach und nach, so daß er sich nach Deutschland flüchten mußte. Durch diesen Feldzug erhöhte Alba so seinen Ruhm, daß ihm der Papst einen geweihten Hut und Degen sandte, eine Ehre, die sonst nur Königen zu Theil wurde. Jedoch mißglückte ihm eine zur See unternommene Expedition gegen Holland und Seeland. Endlich bat er um seine Zurückberufung, welche ihm Philipp gern gewährte; er verließ also 1573 die Niederlande, nachdem er früher eine Amnestie hatte bekannt machen lassen. In Madrid ward er mit Auszeichnung aufgenommen; aber dadurch, daß er die Entweichung und eine andere Verehelichung seines Sohnes, der eine Ehrendame der Königin verführt hatte, beförderte, verlor er die Gunst des Königs, und wurde auf sein Schloß verbannt. Bald jedoch erhielt er wieder den Auftrag, das durch Kronstreitigkeiten beunruhigte Portugal zu erobern, welchen er auch tapfer erfüllte. Gleichwohl sollte sein Betragen wegen der grausamen Plünderungen seiner Krieger untersucht werden, aber die trotzige Antwort des Helden vereitelte dies. Er starb darauf 1582, 74 Jahre alt. Sein Aeußeres war stolz, der Körper stark gebaut, von edlem Ansehen. Nie verlor er eine Schlacht, nie ward er überfallen. Wenn man behauptet, Grausamkeit schände ihn, da er sich selbst gerühmt habe, 18.000 Menschen seyen in den Niederlanden auf seinen Befehl hingerichtet worden, so bedenkt man nicht, daß ein Mann, der das, was ihm heilig ist, und wäre es auch nur eine Meinung, mit allem Kraftaufwand vertheidigt, und durch jedes Mittel zu fördern sucht, ein ungewöhnlich kräftiger Mann sey, und Achtung und Würdigung verdiene.

Alba Longa, eine alte und große Stadt in Latium, wurde 30 Jahre nach Erbauung der Stadt Lavinium von Ascanius, Aeneas Sohn, gegründet, der hier ein Königreich stiftete. Aus dem Stamme der Könige von Alba waren Romulus und Remus, die Rom 300 oder 400 Jahr nach Alba erbaueten. Zuletzt hatte Alba keine Könige mehr, sondern Diktatoren, und war aufs Genaueste mit Rom verbunden, bis unter Tullius Hostilius ein Krieg zwischen beiden entstand, der durch den Kampf der Horatier und Curiatier entschieden wurde. Alba wurde darauf zerstört bis auf den Tempel Jupiters, in welchem Tarquinius Superbus die jährliche Feier des lateinischen Bundes anordnete, und die Bürger wurden nach Rom abgeführt.

Albani (Franz), ein berühmter Maler, geb. zu Bologna 1578, † 1660, war ein Schüler Guido's, der ihm den Zutritt in die Schule der Carachio's verschaffte. Unter diesen Meistern machte er reißende Fortschritte, aber seine Bildung vollendete er zu Rom, dem Sammelplatze der Künstler aus ganz Europa, und der großen Vorrathskammer der Meisterstücke von Malern älterer und neuerer Zeit. Von seinen Reisen kehrte er nach Bologna zurück. Ein Weib und 12 Kinder um sich her, die alle gleich schön und liebenswürdig waren, fand er an ihnen die Ideale seiner Venus, seiner Amorn und seiner poetischen Gottheiten für den Himmel, die Wasser und Erde; aber da er diese nur allein vor Augen hatte, so gleichen sich seine Figuren und Köpfe fast alle, und die Grazien, die unter seinem Pinsel entstanden, sind gar zu einförmig. Die vorzüglichsten Werke von ihm, die sich zu Rom und Bologna befanden, sind in den letztern Zeiten durch die Eroberung der Franzosen zu jenen gekommen, welche sich von seiner Hand schon in Frankreich befanden. Zu diesen gehören die Toilette und der Triumph der Venus. Die Geburt der h. Jungfrau, eine Danae, eine Verkündigung Mariens und mehrere andere haben sich nach Petersburg und andern Ländern hin zerstreuet.

Albania, ein Küstenland am kaspischen Meere, gränzt gegen Westen an Iberien, gegen Osten an das kaspische Meer, gegen Norden an den Kaukasus, und gegen Süden an Armenien. Es hatte viele Berge und große Ebenen, und war so fruchtbar, daß ein Acker zwei bis drei Aernten trug, außer an der Küste, wo der Schlamm des Flusses Cyrus es morastig machte. Die Einwohner waren, nach Strabo, äußerst träge und unthätig, mehr Nomaden als Ackerbauer, kannten weder Münzen, noch Gewicht, noch Handel. Ihre Kriegsmacht war ansehnlich; sie trugen Bogen und Pfeile, Harnische und Helme von Thierhäuten; sie gehorchten bald einem, bald mehreren Königen, verehrten Sonne und Mond, und ihre Priester besaßen ein ganzes Land, das Heilige genannt. Wurde einer von ihnen von einer Art prophetischen Wahnsinns überfallen, so legte man ihn an eine Kette, mästete ihn ein Jahr lang; und opferte ihn dann dem Monde, um aus seinen Eingeweiden zu weissagen. Das Land hatte keine bequeme Häfen. Die Römer lernten es durch die Siege des Pompejus kennen.

Albanien, (das alte griechische Illyrien und Epirus) eine türkische Landschaft in Arnaut-Wilajeti, längs dem adriatischen und jonischen Meere, vom Fluß Drino bis zu den akrokeraunischen Gebirgen, ungefähr 30 Meilen lang und 20 breit. Die Hauptgebirge sind der Monte Negro in Nordwesten, und Chimera in Südwesten, und die bedeutenderen Flüsse Drino, Bojana, Semini, la Pollani, Cocytus rc. Der Scutarisee liegt in Nordwesten an der Gränze von Dalmatien. Das Klima ist in den Gebirgen rauh, an den Küsten mild. Unter den Produkten zeichnen sich aus Wein, Getreide, Oel, Baumwolle, Tabak, Holz, Rindvieh, Steinsalz rc. Die Einwohner, Albaneser und Arnauten, reden theils illyrisch, theils slavonisch, bekennen sich zur griechischen oder muhamedanischen Religion, ohne sich aber genau an die Vorschriften derselben zu binden, unterscheiden sich durch Tracht und Sitten von allen übrigen Völkern Europa's. Die Hauptstämme derselben sind Ngege, Toske, Liape und Tzami. Sie können gute Wasserleitungen anlegen, und die Höhen der Berge und die Weite der Oerter genau bestimmen, ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung zu haben. Sie sind im türkischen Reich weit und breit als Schlächter bekannt; noch berühmter sind sie wegen ihrer Tapferkeit, weswegen die Türken sie in Kriegszeiten durch Capitulation auf einen Feldzug oder auf 5 Monate anwerben, und diese Capitulation erneuern, so lange man ihrer bedarf. Da die Arnauten gute Schützen sind, so bedienen sich die Türken derselben in den mit Flüssen und Gräben durchschnittenen Gegenden, um ihre Flanken zu decken, und die feindlichen zu beschädigen. Offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte, erlauben sie sich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Die Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie, und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Stellungen. Sie führen die erlesensten Waffen; auf der Brust tragen sie eine silberne Platte, und ihre Beine sind mit einer Art von Harnisch bekleidet; die vorn abgeschornen Haare bedeckt eine bis auf die Augbraunen vorgeschobene Mütze von rothem Tuch. Die Landschaft Albanien ist in 3 Sandschakschaften, Eskedar oder Scutari, Awlon oder Valona, und Janini getheilt. Der mächtigste Befehlshaber, den Albanien je gehabt hat, war der i. J. 1822 meuchlerisch ermordete Ali Tependeleni, Pascha von Janina. Er beherrschte den größten Theil Albaniens, einige freie Bergvölker ausgenommen, und den größten Theil Thessaliens, Livadien, und das alte Acarnanien, mit ungefähr 2 Mill. Einw. Mehrere kleine Pascha's gehorchten seinen Befehlen; er selbst führte 3 Roßschweife, und gehorchte der Pforte nur, wenn es sein eigenes Interesse erfoderte. Er erhielt jährlich einen Firman vom Sultan, und lieferte bedeutende Summen nach Constantinopel, als den Karadsch oder die Kopfsteuer der Christen, und die Renten von Auflagen, die für gewisse Theile seiner Besitzungen verpflichtet waren. Aber sonst übte er eine völlige Unabhängigkeit, hob sein Heer aus

oder entließ es, bekriegte die benachbarten Mächte, oder schloß Bündnisse mit ihnen, ordnete die Taxen und Handelsabgaben in seinen Besitzungen, und richtete ohne Möglichkeit einer Appellation. An seinem Hofe waren Residenten von Frankreich, England und Rußland, mit welchen, so wie mit andern Mächten in Europa und Asien, er einen regelmäßigen und unabhängigen Briefwechsel führte. Er hat die Räuber verjagt, Straßen und Brücken gebaut, den Ackerbau begünstigt etc. Er hatte 10.000 Mann Soldaten, konnte aber 3 Mal so viel aufbieten, da jeder Bauer Soldat ist. Die Truppen bestanden aus Albanesern, Muhamedanern und Christen, besonders Griechen, die von französischen Offizieren gut geübt waren. Seine Seemacht bestand nur aus einigen Corvetten. Er wohnte in der Stadt Janina. Durch den Vertrag zwischen Rußland und der Pforte vom J. 1800 wurden die ehemaligen venetianischen Städte in Albanien der Pforte zugewiesen, und Ali Visir v. Janina besetzte auch Prevesa, Voinitza und Butrinto nicht ohne große Gewaltthätigkeit. Prevesa z. B. wurde fast ganz zerstört; Parga hingegen, das unter seinen 7.000 Einw. 1.000 Flinten (wehrhafte Männer) zählte, vertheidigte sich um so mehr, da die Pforte gegen die 3 andern Städte keine der 1800 ausgemachten milden Bedingungen erfüllte. Als England durch den Pariser Vertrag 1815 den Schutz über die jonischen Inseln erhalten, schloß es im Mai 1817 einen Vertrag mit der Pforte, nach welchem Parga derselben unter der Bedingung überliefert werden sollte, daß es jedem Parganioten frei stehen solle, mit Hab und Gut abzuziehen, und in diesem Fall die Pforte ihm selbst seine liegenden Gründe bezahlen sollte. Nun erklärten sich alle Einwohner zum Auswandern bereit, und 2 türkische und 2 englische Commissarien schlugen den Werth der liegenden Habe auf 20 Mill. Piaster an.

Albatros, eine Vogelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel, deren es viele giebt. Der wandernde Albatros ist wohl der merkwürdigste von allen, und findet sich in vielen Weltgegenden, doch vorzüglich häufig am Vorgebirge der guten Hoffnung. Er hat die Größe eines Schwans, und ist zuweilen 4 Fuß lang; mit ausgebreiteten Flügeln mißt er wohl 11 Fuß. Er fliegt gewöhnlich kaum 10 Fuß über der Meeresfläche, und selten höher als 20 Fuß; doch hat man ihn an 500 deutsche Meilen vom Lande entfernt gesehen. Während dieser weiten Seereisen lebt er hauptsächlich von fliegenden Fischen, und lauert den Salmen an den Mündungen der Ströme auf. Er ist äußerst gefräßig, wird dadurch unbehülflich, und deswegen leicht gefangen. Seine Töne sind rauh, und gleichen dem Geschrei des Esels. Seine Ankunft auf Kamtschatka giebt die untrügliche Anzeige von der plötzlich erfolgenden Ankunft ungeheurer Züge von Fischen. Bei dieser Gelegenheit frißt er sich sehr schnell fett. Im August verläßt er Kamtschatka, und begiebt sich nach der Südspitze von Amerika und nach den Falklands-Inseln, wo er runde, 1 Fuß hohe Nester von Erde baut. Während des Brütens wird das Weibchen mit der größten Unverdrossenheit von dem Männchen gefüttert, und beide Geschlechter sind so zahm, daß sie sich leicht vom Neste jagen, und ohne den geringsten Widerstand ihrer Eier berauben lassen.

Albendorf, eine gräfl. Herrschaft und katholisches Dorf, in dem preußischen Bezirk Reichinbach, Grafschaft Glatz, mit 187 Häusern, 768 Einwohnern, einem Schloß, einer katholischen Pfarrkirche, einem Hospital, und berühmt wegen des Marienbildes und Marienbrünnleins in dem neuen Jerusalem mit 94 Kapellen, wohin jährlich viele 1000 Menschen wallfahrten.

Alberoni (Julius), geb. zu Piazenza 1664, eines Gärtners Sohn. In seinem 14ten Jahre ward er Glöckner bei der Domkirche, in der Folge Priester, Haushofmeister des Bischofs und Canonikus, und bald darauf erhielt er eine Pfarre, wo er mit Campistron, dem Sekretair des Herzogs v. Vendome, in Bekanntschaft gerieth, der ihn seinem Herrn als einen Mann von feiner Welt, Kopf und Geschicklichkeit empfahl. Dieser hatte so eben das Commando der Armee in Spanien erhalten, er nahm ihn also mit sich nach Paris, und unterhielt

durch ihn seinen Briefwechsel mit der Prinzessin v. Ursino, die an der Spitze der Geschäfte im Madrider Cabinette stand. Durch ihren Einfluß erhielt nun Alberoni den Titel eines Agenten des Herzogs von Parma am Hofe von Madrid. Alberoni machte ihr den Vortrag, Philipp V. zu einer Heirath mit Elisabeth Farnese, Erbin der Herzogthümer Parma, Piazenza und Toskana, zu überreden; die schlaue Ursino, hoffend ihre Allgewalt unter dem Namen dieser neuen Königin zu verewigen, brachte den König wirklich zu diesem Entschluß; Alberoni befand sich mit unter den Personen, welche dieses Geschäft unterhandeln sollten, und er that dies auch mit so vielem Glück, daß er in seiner Person diese Heirath schloß. Jetzt stieg sein Glück auf den Gipfel, denn die neue Königin brachte es bei ihrem Gemahl bald dahin, daß Alberoni Cardinal, Grand von Spanien und erster Minister ward. Auf diesem wichtigen Posten benahm er sich eine Zeitlang vortrefflich. Er stellte das königliche Ansehen unter den Reichswürdnern und hohen Beamten wieder in seine gehörige Stelle, verbesserte viele Mißbräuche, machte manche nützliche Reform im Militair, welches er ganz auf französischen Fuß setzte, und stellte den Zustand der Finanzen wieder her. Endlich faßte er den ungeheuern Plan, Siciliens und Sardiniens sich zu bemächtigen. Hiedurch verwickelte er 1718 Spanien in einen fürchterlichen Krieg mit Frankreich und England, die sich auch in keinen Frieden eher einlassen wollten, als bis Alberoni seine Entlassung hätte; daher bekam er 1720 von Philipp V. die Weisung, in 24 Stunden Madrid, und in 14 Tagen das Königreich zu verlassen. Dieser unruhige, ränkevolle Prälat starb zu Rom 1752, 88 Jahr alt, im Rufe eines großen Staatsmannes und eines Ministers, eben so unternehmend und ehrgeizig wie Richelieu, eben so geschmeidig und geschickt wie Mazarin, aber unbedachtsamer und chimärischer als beide.

Albert, oder Albrecht, der Große, Albertus Magnus, ward um den Anfang des 13ten Jahrhunderts zu Lauingen in Schwaben geboren, trat in den Predigerorden, wurde Rector der Schule zu Cöln, und erhielt 1260 das Bisthum Regensburg. Aber er vertauschte bald wieder diese lastende Würde mit dem stillen Kloster, und lebte in Cöln ganz den Wissenschaften. Viele Schriften arbeitete er aus, die 1651 größtentheils in 21 Folianten erschienen sind, und die ganze scholastische Philosophie enthalten. In seinem düstern Zeitalter zeichnete er sich vorzüglich in der Physik aus, so daß man ihn für einen Zauberer hielt; doch seine auch fast in allen andern Wissenschaften ausgebreitete Gelehrsamkeit erwarb ihm den verdienten Beinamen: der Große. Einige halten dafür, daß er auch den Plan zu dem Riesengebäude des Cölner Doms entworfen habe.

Albert v. Siegburg, ein Mönch in der Abtei Siegburg bei Cöln, blühte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh., hinterließ ein Glossarium über das alte und neue Testament, (Manuscript zu Leipzig in der Pauliner-Bibliothek); eine Geschichte der Päpste von Gregor IX. bis Nicolaus X., und eine Geschichte der römischen Kaiser von August bis Friedrich III.

Albi, Alby, Hauptstadt des franz. Departements Tarn, und eines Bezirks von 26 ½ □ Meilen und 70.054 Einw., 19° 48′ 15″ O. L. 43° 55′ 46″ B. am Tarn, 90 Meilen von Paris, hat 1.936 Feuerstellen, 9.906 Einw., ein Handelsgericht, Leinwand-, Baumwoll-, Woll-, Hut-, Wachslichterfabriken, Handlung mit wollenen Waaren, Leinwand, Safran, Wachslichtern, Flachs, Wein und gedörrten Pflaumen. In der Nähe 3 Papiermühlen und viele Faßdaubenmacher. Ehemals war hier der der Sitz eines Erzbischofs, unter dem die Bischöfe von Rhodez, Castres, Cahors, Vabres und Mende standen.

Albigenser. Unter diesem Namen kommen die Anhänger einer gewissen Sekte vor, welche sich zu einem Lehrsystem bekannten, die Einfalt des Urchristenthums wieder herzustellen, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, die Bibel allein als Regel des Glaubens anzunehmen, was in ihr von dem apostolischen Alterthum nicht gegründet ist, zu verwerfen, und über-

haupt die römische Hierarchie nicht anzuerkennen. Der Name selbst kömmt von Albigeoris, einer Landschaft im südlichen Frankreich her, wo der Hauptschauplatz der grausamen Vertilgungskriege war, welche gegen die zahlreichen Anhänger dieser von der Kirche nun einmal verworfenen Sekte gegen das Ende des 12ten Jahrh. mit beispielloser Wuth geführt wurden.

Albini (Fr. Jos. Freiherr von), geb. zu St. Goar am Rhein 1748, † 1816, erhielt seine geistige Bildung auf den Universitäten Pont a Mousson, Dillingen und Würzburg, practisirte 2 Jahre am Reichshofrathe zu Wien, ward dann fürstbischöflicher Hof- und Regierungsrath zu Würzburg, und 1774 Reichskammergerichts-Assessor des fränkischen Kreises. Auf diesem Posten erwarb er sich durch seine klassische Kenntniß der Gesetze, durch seine durchdringende Urtheilskraft und durch seinen eisernen Fleiß einen so hohen Ruf, daß der große Kurfürst v. Mainz, Friedrich Carl, ein Fürst, der in der Auswahl seiner Staatsmänner nicht leicht fehl griff, ihn schon 1787 zum geheimen Reichsreferendar zu Wien ernannte, wo er die Achtung und das Zutrauen Josephs II. in einem hohen Grade gewann. 1790 rief ihn der Kurfürst bei erledigtem deutschen Kaiserthrone zu sich, und sandte ihn nach Frankfurt, um bei der Wahl und Krönung Kaisers Leopold II. sein Amt als Reichsreferendar zu versehen; gleich nachher resignirte er diesen Posten, und trat in die eigenen Staatsdienste des Kurfürsten als Hofkanzler und Minister. Kaum hatte Albini die Zügel sämmtlicher Staatsverwaltung von 1790—92 ergriffen, als auch die höchste Ordnung und die pünklichste Vollziehung in allen Geschäften sowohl, als der Staatskredit im blühendsten Zustande sich herstellten. Jetzt wohnte er auch als kurmainzischer Direktorialwahlbotschafter der Wahl und Krönung Kaisers Franz II. bei, wo ihn der Kaiser zu seinem wirklichen Geheimrath ernannte. Als 1793 die Preußen Mainz wieder erobert hatten, stellte er das mainzische Militair auf einen solchen Fuß her, daß es in den 4 folgenden Jahren neben andern Reichstruppen eine sehr ehrenvolle Stelle behauptete. Im J. 1797 verfügte er sich als Direktorialgesandter zum Kongresse von Rastadt, wo er sich 17 Monate hindurch mit solcher Würde benahm, daß selbst seine Feinde, die Franzosen, die während jener Periode nur durch Höhnung der Vernunft, durch Hintansetzung dessen, was recht ist, und durch die Gewalt der Waffen ihre Stimme geltend zu machen wußten, ihm ihre Hochachtung nicht versagen konnten. Im J. 1799 war es Albini, von dem der erste Landsturm sein Daseyn erhielt, er bewaffnete die ganze Volksmasse des obern Erzstiftes, worunter die tapfern Spessarten einen so rühmlichen Platz behaupteten, ließ sie mit tüchtigen Offizieren versehen, erhöhete die Linientruppen, worunter sich das albinische Freikorps auszeichnete, auf das Fünffache, stellte sich selbst als Generalfeldzeugmeister an die Spitze dieser 20.000 Mann starken Bewaffnung, deckte Frankfurt, schlug die Franzosen und Polen bei Höchst und Rödelheim, warf sie, wenn gleich nicht ohne großen Verlust, bis in die Festung Mainz zurück, und schützte so ganz Franken ein ganzes Jahr lang gegen den Andrang der Franzosen. Im J. 1800 ertheilte Kaiser Franz ihm zur Anerkennung seines Verdienstes das Commandeurkreuz des königl. ungar. St. Stephanordens, und sein Kurfürst ließ ihm in Gegenwart des ganzen Hofes ein reiches brillantenes Halsband mit seinem Brustbilde überreichen. Bei dieser Gelegenheit erschien ein Generaladjutant des franz. Generals Augerau, der ihm die Aufkündigung des Waffenstillstandes überbrachte. Zur bestimmten Stunde rückte Albini mit seinen disponibeln Streitkräften über die steinerne Mainbrück, nach dem schönen Busche zu, hervor, schlug den überraschten General Dümonceau, erbeutete die holländische Kriegskasse, trat nun unter dem Schutze der Nachtungestört, aber klüglich seinen Rückzug an, und gewann so mit allen seinen Truppen, seinem Geschütze, seiner Bagage und seinem sämmtlichen persönlichen Vermögen einen mächtigen Vorsprung vor Augerau, dessen Heeresmacht ihm und seinem verhältnißmäßig kleinen Häuflein den gewissen Untergang würde bereitet haben. Nichts destoweni-

ger verlor er die Franzosen nicht aus dem Auge, und fuhr fort, Schrecken und Unsicherheit im Rücken und auf den Flanken der feindlichen Armee zu verbreiten, bis der Friede von Lüneville abgeschlossen wurde, wo der dankbare Kurfürst seinen treuen und tapfern Minister und Feldherrn mit einem reich besetzten Säbel beschenkte, und ihn zugleich mit der Anwartschrift auf zwei beträchtliche Güter belehnte. Als im Juli 1802 der Kurfürst mit Tod abging, sorgte er als Direktorialgesandter zu Regensburg auf das wirksamste für die Erhaltung des Kurstaates und der Reichserzkanzlerwürde, und seiner Umsicht, und seinen rastlosen Bemühungen hat man es zu verdanken, daß der Reichsdeputations-Hauptschluß 1803 so vollständig und so sichernd erschien, und zur Grundlage der edelsten Beschlüsse des Wiener Kongresses und der deutschen Bundesversammlung angenommen ward. Als nachher der Preßburger Friede der deutschen Reichsverfassung ein Ende machte, nahm Albini, gemäß Auftrag seines Herrn, des Fürsten Primas, Besitz von Frankfurt. Im J. 1809, in diesem für Regensburg so schrekkenvollen Jahre, ließ er als Gouverneur der Stadt eine ewig dankbare Erinnerung zurück, indem er, nicht ohne die größte Lebensgefahr, die dasigen Bürger vor der Erbitterung des franz. Kaisers, wenn gleich nicht ganz vor der Plünderung, und bald darauf auch vor einer Brandschatzung von 600.000 Fr., welche Davoust foderte, durch seine nachdrucksvolle Dazwischenkunft in Schutz nahm. In der folgenden Zeit versetzte ihn sein erlauchter Fürst, nunmehriger Großherzog von Frankfurt, nach Hanau, und übergab ihm das Justiz-Ministerium, so wie die Ministerien des Innern und der Polizei, und zugleich das Präsidium des Staatsrathes. Auch hier benahm er sich so zur Zufriedenheit seines Fürsten, daß dieser ihm 1813 das Großkreuz des Concordienordens huldvoll überreichen ließ. Noch im nämlichen Jahre hatte Albini die Ehre, dem Kaiser Franz zu Frankfurt sämmtliche großherzogl. Beamte in einer feierlichen Audienz vorzustellen, wo der edle Kaiser Alle mit Hoffnungen einer schön aufgehenden Zukunft aufrichtete. Allein nicht lange nachher fingen die politischen Verhältnisse der Zeit an, eine ganz andere Gestaltung der Dinge herbeizuführen, und von nun an gerieth der würdige Mann fast außer aller Thätigkeit; seine Gesundheit fing an nachzulassen, die gewohnte Heiterkeit seines kraftvollen Geistes verschwand, und wenn gleich noch 1815 der erhabene Kaiser ihn zu seinem Präsidialgesandten bei der bevorstehenden deutschen Bundesversammlung ernannte, so hatten ihn doch seine körperlichen Kräfte so weit verlassen, daß er diesem hohen Berufe nicht mehr zu entsprechen vermogte. Er zog sich von Frankfurt zurück nach Dieburg, wo er in den Armen seiner untröstlichen Familie sein thatenreiches Leben endigte.

Albinus (Peter Weiß war sein eigentlicher Name, den er selbst in jenen lateinischen übergetragen), geboren zu Schneeberg in Meißen. Er war Professor der Mathematik auf der Wittenberger Akademie; nachher Sekretair des Kurfürsten von Sachsen; 1589 gab er zu Dresden seine Kronik von Meißen zum andernmal heraus, welche zuerst 1580 zu Wittemberg mit großem Beifall erschienen war; diese sowohl als seine übrigen historischen und poetischen Werke sind in Deutschland geschätzt.

Alboïn, König der Longobarden, folgte 561 seinem Vater Anduin in der Regierung. Sein Name ist durch seine Großthaten eben so bekannt, wie durch die beiden Sänger Alfieri und Fouqué, von welchem ersterer in seiner Tragödie Rosamunde, der andere in seinem Alboïn ihn verherrlichten. Er herrschte Anfangs in Pannonien und Noricum, verband sich aber nachher mit den Avaren schlug die Geziden, und tödtete selber ihren König Cunimund, dessen Tochter Rosamunde, die sich unter den Gefangenen befand, er nachher heirathete. Justinians Feldherr Narses, mit welchem vereint er einst den Totila bekämpft hatte, fühlte seine treuen Dienste vom undankbaren Kaiserhofe verkannt, und sich daher beleidigt; er suchte einen Rächer für die Beleidigung, und fand ihn in Alboïn. Dieser brach an der Spitze eines furchtbaren

Heeres auf, Italien zu erobern, welches ihm aber nur langsam gelang, weil die einzelnen Städte tapfern Widerstand leisteten. Alboïn regierte 3½ Jahr über Italien, als er zu Verona durch Meuchler, von seiner Gattin aus Rachsucht gedungen, ermordet wurde (573), weil er ihr den Schädel ihres Vaters zum Pokal hatte reichen lassen, damit sie, wie er sagte, mit ihrem Vater trinke.

Albrecht I., geb. 1248, war der Sohn des biedern und tapfern deutschen Kaisers, Rudolph von Habsburg. Rudolph hätte schon auf dem Reichstage zu Frankfurt, kurz vor seinem Ende gern diesen seinen Sohn zu seinem Nachfolger bestimmt gesehen, aber die Fürsten, theils aus Furcht, es möchte, wenn der Sohn dem Vater folge, Deutschland aufhören, ein Wahlreich zu seyn, theils, weil ihnen des braven Kaisers Regierung zu kräftig gewesen war, schlugen ihm dieses ab. Albrecht war ein Krieger, wie sein Vater, aber hart und rauh. Als nach seines Vaters Tod seine Erbstaaten Oesterreich und Steiermark sich gegen ihn auflehnten, dämpfte er diesen Aufruhr, und zwang die Empörer, ihm barfuß und mit entblößtem Haupte ihre Privilegien zu übergeben, deren Urkunden er vor ihren Augen vernichtete. Er bemächtigte sich nun, ohne des Reichstags Entscheidung abzuwarten, der Reichsinsignien. Als aber Adolph von Nassau erwählt worden, und zugleich Unruhen in der Schweiz ausgebrochen waren, gab er nach, und leistete dem neuen Kaiser den Lehnseid. Darauf stillte er die Unruhen in der Schweiz, und demüthigte den Bischof von Salzburg, der auf ein Gerücht von Albrechts Tod in dessen Erblande eingefallen war. Während dessen waren die Reichsfürsten der Regierung Adolphs müde geworden, und hatten diesen Kaiser abgesetzt. Albrecht benutzte diese Gelegenheit, und ward 1298 erwählt. Jetzt erhob sich Papst Bonifaz VIII. wider ihn, sprach den Kurfürsten das Recht der Kaiserwahl ab, lud Albrecht vor sich, um Vergebung und Buße zu erhalten, entband die Fürsten des ihm geleisteten Eides, und vereinte sich mit dem Erzbischof von Mainz. Aber Albrecht verband sich mit Philipp dem Schönen, und zwang plötzlich den Mainzer, auf seine Seite zu treten. Jetzt knüpfte Bonifaz Unterhandlungen mit dem Kaiser an, der inzwischen die angemaßten Rechte des Papstes anerkennend, sich von dem Bündnisse mit Philipp lossagte. Albrecht hatte sich die Eroberung von Thüringen, Böhmen und Holland vorgenommen, und führte deshalb viele unglückliche Kriege. Eben war er beschäftigt, eine erlittene Niederlage zu rächen, als ihn die Schweizerunruhen, welche durch seine Bedrückungen entstanden waren, anderwärts abriefen. Zuletzt ließ er sich einfallen, dem Johann von Schwaben, seines Bruders Rudolph Sohne, das ihm von den Habsburgischen Gütern gebührende Erbtheil vorzuenthalten. Vergebens foderte dieser seinen Theil; der Kaiser spottete seiner; und nun verschwor sich der ehrgeizige Jüngling gegen des Kaisers Leben mit seinem Lehrer, Walther von Eschenbach und den Rittern Rudolph von Palm, Curd von Tegelfeld und Rudolph von der Mark. Den 1. Mai 1308 ritt Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter zurück ins Hoflager nach Rheinfelden; bei der Ueberfahrt über die Reuß drängten sich die Verschwornen mit ihm in einen Kahn, trennten ihn so von seinem Gefolge, und ermordeten ihn. So starb dieser Fürst, der, hätte er die sanften Bande, in die sich des Menschen Herz so gerne schmiegt, gekannt und geachtet, bei seinen andern ritterlichen Tugenden: Tapferkeit, Ordnungsliebe, Festigkeit, Ruhmgierde und Haß gegen jede Schranke seiner Gewalt, ein Herrscher gewesen wäre, den Deutschland mit Stolz unter die Seinigen hätte zählen können.

Albrecht II., der Sohn des Kaisers Albrecht I., Herzog von Oesterreich, war, als sein Vater ermordet wurde, noch minderjährig. Er erhielt allein die Regierung über alle Erbstaaten, weil seine Brüder alle vor ihm eines frühen Todes starben. Nur mit seinem Bruder Otto herrschte er eine Zeit lang. Obwohl durch Gift gelähmt, führte er seine Kriege selbst, bald in einer Senfte, bald auf sein Roß festgebunden. Papst Johann XXII. wollte ihm

die Kaiserkrone geben, aber er wollte sie nicht. Mit der Schweiz führte er viele Kriege, die aber fruchtlos waren, denn die freien Bergbewohner, das Siegespanier von Moorgarten an ihrer Spitze, zwangen ihn nach Wien zurückzukehren. Er starb 1358. Uebrigens war er ein trefflicher Fürst, wie der ehrenvolle Beiname: der Weise, den ihm die Geschichte beilegt, beweiset. Von ihm rührt die Verordnung her, daß das älteste Glied der Familie sämmtliche Erbstaaten von Oesterreich besitzen sollte, welche erst, seit Maximilian sie erneuert hat, ununterbrochen befolgt worden ist.

Albret (Carl d'), Connetabel von Frankreich unter Carl VI., merkwürdig durch seinen völligen Mangel an jenen Eigenschaften, die ein so wichtiger Posten erheischte. Der orleanschen Partei verdankte er einzig seine Erhebung 1414. Im folgenden Jahre belagerte Heinrich V., König von England, Harfleur, eine feste Stadt an der Mündung der Seine. Der Connetabel hatte es vernachlässigt, bei Zeiten die gehörige Besatzung dort hinein zu legen, und nach 2 Monaten wurde die Stadt mit Sturm genommen. Albret machte nun noch einen weit größern Fehler; er rückte nämlich mit einem starken Heere an, um die Stadt wieder zu erobern. Die Sieger, welche sich gar sehr geschwächt fühlten, erboten sich, allen Schaden, den sie in der Stadt angerichtet hatten, zu vergüten, und die Stadt selbst dem französischen Heere einzuräumen, wofern man ihnen einen freien Rückzug auf Calais gestatten wollte. Dieses Anerbieten, wie großmüthig es auch war, ward vom Connetabel verworfen, weil er gar nicht zweifelte, die Engländer mit seiner Armee gänzlich aufzureiben; und da der Franzosen Sechs gegen Einen Engländer waren, so konnte eine Schlacht für sie in der That nicht verloren gehen, wären die Offiziere, welche kommandirten, eben so geschickt gewesen, als die Soldaten wirklich tapfer waren. Allein Albret und seine Lieutenants verstanden weder die Truppen in Reihe und Glied zu ordnen, noch auch zur rechten Zeit die gehörigen Ordres zu ertheilen; die französische Armee focht in größter Verwirrung, und erlitt eine vollkommene Niederlage bei Azincourt den 25. October 1415, wo 12.000 Franzosen, und unter ihnen der Connetabel, auf dem Platze blieben.

Albuera (Schlacht an der). Ohne Erfolg hatte Marschall Beresford vom 3. bis 14. Mai 1811 die Belagerung von Badajoz betrieben. Die Franzosen rückten unter Soult zum Entsatz heran, und waren bis Llerena vorgedrungen; hiedurch genöthigt, gab er die Belagerung auf. Die verbündeten Spanier, Portugiesen und Engländer, 27.000 Mann stark, ohne Reiterei und Geschütz zu rechnen, gingen dem Feind, welcher 20.000 Mann stark war, mit 3.000 Mann Reiterei und 40 Stück Geschütz, bis in die Position bei der Albuera entgegen, und stellten sich am linken Ufer des Baches auf. Der linke Flügel, welcher aus Portugiesen bestand, hatte das besetzte Dorf Albuera vor sich, und stand so gedeckt; der rechte, welchen die Spanier bildeten, stand ungedeckt auf sanft abfallenden Höhen, und konnte durch einen Hohlweg umgangen werden; das Centrum bildeten Engländer, nebst einer portugiesischen Brigade. Soult stellte sich in den flachen Gegenden, dem Dorfe gegenüber, auf, welche durch waldige Höhen gedeckt waren. Am 16. machten die Franzosen einen Scheinangriff auf das Dorf, die Hauptmacht aber besetzte die jenseits der Albuera unbesetzt gebliebenen Höhen. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde jetzt über den Haufen geworfen, die 2. engl. Division, die sich dann entgegen stellten, von den Pohlen in der Flanke und im Rücken angegriffen, und gänzlich niedergemacht oder gefangen, und das Dorf Albuera geräumt. Nichtsdestoweniger warfen die 4. und der Rest der 2. englischen Division den Feind wieder von den Anhöhen herab, welcher, umsonst sie wieder zu erringen versuchend, sich in seine alte Stellung zurückzog, und nur die Brücke am Dorfe besetzt hielt. An Todten und Verwundeten verloren die Franzosen 8.000, die Engländer 4.570, die Spanier 2.000 Mann; ohne Verlust kamen allein die Portugiesen davon.

Albufera, Landsee in der spanischen Provinz Valencia, 3 spanische Meilen lang und 1 breit, von dem Meer durch eine schmale sandige Landzunge getrennt, und durch einen Kanal, der sich leicht verschließen läßt, mit dem Meer verbunden; er kann auch durch Kanäle mit der Rhede von Cullera und der Stadt Valencia vereinigt werden. Er ward von den Mauren ausgegraben, und bewässert die schöne Ebene von Valencia, verpestet aber durch seine mephitischen Ausdünstungen die Gegend. Er ist sehr fischreich, besonders an Aalen, so daß der Ertrag der Fischerei jährlich 60.000 Franken beträgt. Die vielen Wasservögel, Kaninchen und Repphühner veranlassen hier häufige Jagden und Hetzen. Von ihm führt der französische Marschall Suchet, der durch die Capitulation vom 9. Jan. 1812 Valencia eroberte, den Titel Herzog von Albufera.

Albunea, eine Nymphe, die besonders zu Tibur am Flusse Anien als Göttin verehrt wurde. Man fand hier ihr Bildniß mit einem Buche in der Hand, und sie wird daher von Einigen für eine Sibylle gehalten. Es war ihr bei Tibur eine Quelle oder auch ein Hain heilig, und sie soll vom weißlichen Wasser des erstern den Namen haben.

Albuquerque, 1) feste Villa und altes Schloß mit dem Titel eines Herzogthums, in der spanischen Provinz Estremadura, an der portugiesischen Gränze, zwischen den Städten Elvas und Alcantara, 11° 40′ L., 38° 52′ B., gehört dem Grafen von Ledesma aus dem Hause Cueva mit 2.000 Einw., 2 Pfarrkirchen, 2 Klöstern, Wollfabriken und Handlung mit Wolle und Tuch. — 2) Stadt in der Intendantschaft Neumexico im nordamerikanischen Vicekönigreich Neuspanien, mit 6.000 Einw.

Albuquerque (Alphons, Herzog von). Dieser für Portugal merkwürdige Mann wurde zu Lissabon aus einer Familie, welche von den Königen abstammte, geboren. Portugal war zu dieser Zeit ein Volk, welches Tapferkeit, Entdeckungs- und Eroberungsgeist auszeichneten. Sie begannen damit, auch in Indien ihre Herrschaft auszudehnen. Albuquerque wurde 1503 als Vicekönig nach den neuen ostindischen Besitzungen geschickt, mit Schiffen und Truppen ausgerüstet. Seine erste Unternehmung war die Eroberung von Goa, und von diesem Orte aus, den er zum Mittelpunkt der Besitzungen und des Handels von Portugal erhob, unternahm er Züge in die benachbarten Länder. 1507 eroberte er die Insel Ormus am Eingange des persischen Meerbusens. Der König von Persien verlangte auch von ihm den Tribut, welche die ehemaligen Beherrscher dieser Insel entrichtet hatten, aber der tapfere Portugiese ließ eine ungeheuer große Schüssel voll Kugeln, Säbeln und andern Waffen bringen, zeigte sie den persischen Gesandten, mit den Worten: Seht hier das Gold des Königs von Portugal, womit er Tribut bezahlt; alsdann eroberte er Malakka nach großer Anstrengung, und dies hob das Ansehen Portugals so, daß die benachbarten Könige von Siam und Pegu Bündnisse mit ihm schlossen, und den Schutz Portugals suchten. Dabei hielt er strenge Ordnung mit seinen Kriegern, behandelte sanft und klug die Untergebenen, und seine Tugenden erwarben ihm solch ein Ansehen, daß die Indianer nach seinem Grabe wallfahrteten, Schutz zu erflehn gegen ihre nachherigen Unterdrücker. Aber trotz seiner Unbescholtenheit entging er dem Neid und dem Argwohn nicht, und der König Emanuel sandte einen Feind des Albuquerque, den Lopez Soarez, um die Stelle des Vicekönigs zu bekleiden. Er ertrug diesen Undank mit Ruhe, empfahl dem Könige seinen einzigen Sohn, und starb 1515 zu Goa. Sein Sohn wurde zu den höchsten Ehren erhoben von dem zu spät dankbaren und bereuenden König, und der Beiname, der ihm ward, der Große, der portugiesische Mars, beweisen, daß ihn die Zeit nicht verkannte.

Alcaeus von Mitylene, auf Lesbos geboren, ein berühmter lyrischer Dichter. Er wollte sich anfangs den Waffen widmen, und beschäftigte sich unaufhörlich mit denselben, so daß man sich viel von ihm versprach; als er aber

gegen den Feind gebraucht werden sollte, ergriff er schändlich die Flucht. Sein Name wurde in Athen beschimpft, und seine Waffen im Tempel der Minerva zum Andenken aufgehängt. Uebrigens zeigte er öffentlich viel Liebe für Freiheit, ob er gleich heimlich im Verdacht stand, als halte er es mit der Tyrannei. Er half den Tyrannen Melanchrus von Mitylene verjagen, um dem Pittakus die Herrschaft zu verschaffen, und da dieser nicht mehr allgemeinen Beifall fand, so schlug er sich auf die Seite der Mißvergnügten, und stieß gegen diesen Fürsten die übertriebensten Schmähungen aus. Er ward aus Mitylene verbannt, kam aber bald darauf wieder zurück und fiel dem Pittakus in die Hände, der sich durch Verzeihung an ihm rächte. Nun vergaß er in den Armen der Dichtkunst, der Liebe und des Weins seines Unglücks, besang die Götter, vorzüglich die, welche den Menschen Freuden schenken, seine Liebeshändel, Reisen, Kriegsgefahren und das Unglück seiner Verbannung. Seine Gedichte athmen einen Adel und Hoheit, welche Sappho, seine Zeitgenossin, nicht erreichen konnte; der Ausdruck ist kurz, erhaben, sorgfältig und dem Homer ähnlich. Indessen bedurfte er immer der Hülfe des Weins, um seine Meisterwerke zu verfertigen. Von seinen Lebensumständen ist noch bekannt, daß er sich auch in die Sappho verliebte, aber keine Erhörung seiner Wünsche fand.

Alcalà de Henares, 14° 7′ 53″ L., 40° B., eine Stadt in der spanischen Provinz Toledo, am Henares, mit 1.600 Häusern, 4.700 (im 16. Jahrh. 60.000) Einw., mehreren Vorstädten, 8 Thoren, 2 öffentlichen Plätzen, 4 Brücken, 3 Pfarrkirchen, 27 Klöstern, 4 Hospitälern. Die einst berühmte Universität ward vom Cardinal Ximenes, Erzbischof von Toledo (der auch in der Universitätskirche begraben liegt), gestiftet. Auch legte dieser um Alcalà und ganz Spanien hochverdiente Mann hier eine kostbare Druckerei an, in welcher die Biblia Complutensis (von dem alten Namen der Stadt, Complutum so genannt) von 1512 — 1517 gedruckt wurden. Höchst wahrscheinlich ist hier auch der Geburtsort des Cervantes.

Alcala (Riverra, Herzog von) war unter Philipp II. König von Spanien, Vicekönig von Neapel. Hier erwarb er sich durch eine kluge und milde Verwaltung die volle Liebe und Verehrung seiner Untergebenen. Zu seiner Zeit schienen sich alle mögliche Drangsale gegen dieses Land verschworen zu haben, aber alle wußte sein hoher Muth zu überwinden. Eine Hungersnoth milderte er durch reichen Ankauf von Getreide. Eine wüthende Seuche wurde durch seine Thätigkeit in ihren Fortschritten gehemmt. Die Türken, welche eine Landung auf die Küsten gewagt hatten, wurden durch seine Tapferkeit zurück geschlagen. Religionsunruhen droheten das Land einer Revolution preis zu geben, er wußte sie zu beschwichtigen, und der Häuptling Marcon, den die Meuterer als König an ihrer Spitze hatten, verschwand vor seinem nachdrucksvollen Benehmen. Alcala starb im Jahr 1571, und hinterließ ungefähr 100 treffliche Beschlüsse zur Vertilgung von Mißbräuchen, wodurch das Glück und die Wohlfahrt der Neapolitaner wieder hergestellt ward.

Alcaloiden. So nennt man die organischen Grundlagen (Basen) mehrerer Pflanzen, welche die eigenthümliche Natur derselben in sich enthalten, und deren Entdeckung der neuesten Zeit gehört. Diese Basen sind größtentheils krystallisirbar, weiß, luftbeständig, geruchlos, viele sind geschmacklos, einige aber schmecken sehr bitter, oder scharf und bitter; fast alle sind unlöslich oder schwerlöslich im Wasser; ihre Geschmacklosigkeit steht zum Theil im Verhältniß mit ihrer Unlöslichkeit im Wasser. Im Alcohol, auch zum Theil im Aether, sind sie leicht aufzulösen. Diese Lösungen schmecken sehr bitter oder scharf, und reagiren wie die Kalien, d. h. sie stellen die blaue Farbe des gerötheten Lackmus wieder her, ändern den Violensaft in Grün, und das Gelb der Rhabarber und Curcuma, in Roth und Braun. Sie stumpfen die Säuern ab, neutralisiren sie zum Theil vollständig, und bilden damit meistens krystallisirbare in Wasser und Weingeist leichtlösliche Salze von bitterm, schar-

fem oder bitterscharfem Geschmack, welche vorzüglich in bestimmten Krankheiten von großer Wirksamkeit sind. Die vorzüglichsten, bisher entdeckten Alcaloiden sind 1) das Morzheim im Opium; 2) das Strychnin in der Ignatiusbohne und den Krähenaugen; 3) das Picrotoxin in den Kokkelskörnern; 4) Daturin im Stechapfel; 5) das Atropin in der Belladonna; 6) das Hyoscyamin im Bilsenkraut; 7) das Cicutin im Schierling; 8) das Veratrin in der Nießwurzel; 9) das Emetin in der Brechwurz; 10) das Cinchonin in der braunen Chinarinde; 11) das Quinin in der gelben Chinarinde. Die beiden letztern sind von vorzüglicher Wichtigkeit.

Alcamenes, ein berühmter Bildhauer, Schüler des Phidias, nach welchem er für den größten Künstler seiner Zeit gehalten wird. Seine Bildsäule stand in erhabener Arbeit am Gipfel des eleusinischen Tempels. Von seinen Werken kennt man eine Venus in den Gärten außerhalb der Mauern Athens, die Pausanias für eins der sehenswürdigsten Werken von Athen hielt; ferner einen Penthatlos von Bronze, und einen Vulkan, der stehend und bekleidet vorgestellt war. Von seinem Wettstreit mit dem Agoracritus, s. d. Art.

Alcantara, eine Stadt auf einem Felsen im spanischen Estremadura, 11° 35′ L. 39° 44′ B. am Tajo, über den eine schöne, 670 Fuß lange Brücke geht, die zu den stärksten und kühnsten Gebäuden der Römer gehört, und in deren Mitte sich ein 40 Fuß hoher Triumphbogen, zu Trajans Ehren errichtet, erhebt. Die Stadt ist von den Mauren angelegt, nach alter Art mit starken Thürmen und Mauern befestigt, und hat 3.200 Einwohner, 2 Pfarrkirchen, 5 Klöster und Wollfabriken. Von ihr hat der Ritterorden von Alcantara den Namen, der von ungewissem Ursprung ist; doch waren schon im J. 1176 Brüder von St. Julian del Perero vorhanden, deren Geschäft es war, wider die Muhamedaner in Spanien zu fechten, und den festen Platz St. Juliano del Perero im District von Ciudad Rodrigo wider die Mauren zu behaupten. Im 13ten Jahrhunderte sollten sie mit dem Orden von Calatrava vereinigt werden, und bekamen von demselben Alcantara als Hauptsitz. Der Großmeister D. Juan von Zuniga übergab das Großmeisterthum 1494 dem König Ferdinand dem Katholischen als Administrator. In der Folge ward das Großmeisterthum mit dem der Orden Sanct Jago und Calatrava durch Pabst Adrian V. auf beständig mit der Krone Spaniens verknüpft, und die Ritter, die der gemäßigten Regel des h. Benedict folgten, erhielten 1540 die Erlaubniß, zu heirathen. Der Orden hat 37 Commenthureien, und besitzt 53 Flecken und Dörfer in Spanien; seine Einkünfte betragen 615.099 Reales de Vellon (à 7⅓ Kreuzer). Das Ceremonienkleid der Ritter ist ein langer weißer Mantel, mit einem grünen Lilienkranz an der Seite. Außer den Gelübden der Armuth, des Gehorsams und der ehelichen Keuschheit machten sie sich auch verbindlich, die unbefleckte Empfängniß der h. Jungfrau zu vertheidigen. Zum Wappen haben sie einen Birnbaum mit 2 Balken. In der neuesten Zeit wurden die Güter dieses Ordens zu Nationaleigenthum erklärt.

Alcathous, ein Sohn des Pelops, flüchtete nach Megara, weil man ihn wegen Ermordung seines Bruders Chrysippus in Verdacht hatte. Auf dem Wege dahin tödtete er einen fürchterlichen Löwen auf dem Berge Cithäron, der das Land verwüstete und den Sohn des Königs Megareus zerrissen hatte. Dem Erleger dieses Thieres war das Königreich nebst der Hand der einzigen Tochter des Königs versprochen worden: und beides erhielt auch Alcathous, da er seine That mit der ausgeschnittenen Zunge des Löwen bewies. Er erbauete darauf der Diana Agrotera und dem Apollo Agräus einen besondern Tempel. Sein ältester Sohn Echepolis hatte das Unglück, vom Calydonischen Eber umgebracht zu werden, und als der andere Sohn, Callipolides, ihm, als er eben opferte, diese Post brachte, setzte ihn dieses so außer sich, daß er den unglücklichen Botschafter mit einem Stück Holz, welches er eben in der Hand hatte, erschlug.

Seine Tochter Iphinoe starb als Jungfrau, daher die Bräute ihr vor der Hochzeit etwas von ihren Haaren zu opfern pflegten. Das Fest Alcathöa, das mit Spielen gefeiert wurde, in denen der Sieger einen Myrtenkranz zur Belohnung erhielt, stiftete er zum Andenken seines Siegs über den Löwen.

Alcestis, die schönste der Töchter des Pelias, Gemahlin des Admets, für welchen sie freiwillig starb, um ihn vom Tode zu retten, vom Herkules aber wurde sie aus dem Orkus wieder herauf geholt. Dem Admet gebar sie den Eumelus.

Alchymie. Dieses Wort ist aus Al und Chymia zusammengesetzt, und soll die höhere Chymie bedeuten. Die sogenannten Adepten, oder Goldmacher verstehen unter der Alchymie die Kunst, die Operationen der Natur im Innern der Erde, die Erzeugung und Verwandlung der Metalle, nachzuahmen; das Wort Alchymie erhielt daher den Namen: Goldmacherkunst. Nämlich vermöge der den Menschen eigenen Sucht ihr Besitzthum zu vergrößern, ward die Idee einer solchen Nachahmung bald aufgegriffen. Unter den Heroen Aegyptens finden wir aus den frühesten Zeiten Hermes, den Sohn des Anubis, von dem manche Schrift über Magie und Alchymie herrühren soll, daher der Name Hermetische Kunst. Zweifelsohn hatten die Aegypter viele chymische und metallurgische Kenntnisse; und in der Folge finden wir besonders bei den Römern zur Zeit des Caligula und mehrerer ihm folgenden gekrönten Feinden wahrer Wissenschaft solcherlei Aberglauben sehr im Schwunge, welchen der ungeheure Luxus, und die gränzenlose Habsucht beförderte; viele Bücher schmiedete man damals, und um ihr Ansehen zu steigern überschrieb man sie mit dem Namen von Männern aus hohem Alterthum, besonders mußten Hermes, oder der jüngere Democrit, als ihre Verfasser gelten. Weil man aber in diesen Sachen mit sich selbst nie im Klaren war, so sind diese Bücher in einer mystischen, allegorischen Form geschrieben. In neuern Zeiten fand die Alchymie unter den Arabern, und im Mittelalter unter den Mönchen große Aufnahme. Paracelsus (1525), Roger Baco und viele Andern werden als berühmte Alchymisten genannt. Als man aber bei steigender Aufklärung in andern Wissenschaften auch in der Chymie und Philosophie geläutertere und reinere Ansichten gewonnen, verschwand allmählig die Wuth Gold zu machen, wiewohl Einige und unter diesen selbst Große noch immer heimlich daran hingen. Manche verfolgten redlich und mit stetem Eifer ihre chemischen Arbeiten, weil sie sich überzeugt hielten, es sey der gewünschte Erfolg doch nicht unmöglich; Andere jedoch mit zu wenig Kenntnissen ausgerüstet, und bloß von Habsucht getrieben, verhüllten ihre Erfahrungen in höchst abergläubische Mährchen, und gewannen nichts, als Armuth, und wieder Andere streiften als Charlatane herum, um leichtgläubige Menschen zu prellen. Nichts desto weniger muß man gestehen, daß wir den Arbeiten der Alchymisten manche nützliche Erfindung z. B. die des Porzellans, des Mineralkermes u. s. w. zu verdanken haben.

Alcibiades, der Sohn des Clinias, ein Anverwandter des Perikles. Er war einer der außerordentlichsten Männer, die Athen hervorbrachte, indem die Natur die erhabendsten Tugenden und die größten Laster in seiner Person vereinigte. Er war aus einem vornehmen Geschlechte, besaß außerordentliche Reichthümer, und blendete Alles durch die Schönheit seiner Bildung, seine Anmuth im Umgange, seine außerordentlichen Fähigkeiten und den weitumfassenden Verstand, welche glänzenden Eigenschaften die Zügellosigkeit seiner Sitten nicht zu verdunkeln vermochte. In der Beredsamkeit war Gorgias sein Lehrer, und er bildete sich durch ihn zu einem der ersten Redner. Sein größter Lehrer u. Freund war Sokrates. Dieser suchte seine übermäßige Eitelkeit zu mäßigen, und oft gelang es ihm, ihn so zu rühren, daß Alcibiades über seine Verirrungen Thränen vergoß, und sich geduldig seinen Lehren und Verweisen unterwarf, er, der Niemand über sich, ja Keinen neben sich dulden wollte. Aus Eitelkeit war er

zu allem möglichen fähig. In Lacedämon war er der Mäßigste, und in Thracien der Unmäßigste. In Böotien ging seine Liebe zu den heftigsten Leibesübungen, in Jonien sein Hang zur Trägheit und Wollust, unter den persischen Satrapen sein Prachtaufwand über alles. Wo Ueberlegung und Standhaftigkeit erfodert wurde, da verband er Klugheit mit der größten Thätigkeit, und dann konnte ihm das Vergnügen keinen Augenblick rauben. Seine Kühnheit siegte über die größten Hindernisse, und nichts vermochte seinen Muth zu schwächen. Die Partei, welche er begünstigte, konnte ihres Sieges gewiß seyn, und so zahlreich seine Unternehmungen waren, so verunglückte ihm doch keine. Von den Atheniensern ward er bald angebetet, bald verachtet, bald gehaßt. Einst wollten sie die königliche Würde zu seinen Gunsten wieder herstellen; aber es war ihm zu klein, König von Athen zu seyn; zu einer andern Zeit verbannten sie ihn wieder, und verurtheilten ihn gar zum Tode. Gegen Lacedämon hegte er einen unüberwindlichen Haß, weil sein Stolz beim Frieden mit Athen durch Hintansetzung war beleidigt worden; und er war es hauptsächlich, der die Athenienser zum Friedensbruch beredete. Während dieses Krieges bewog er sie auch zu einem Kriege in Sicilien, da sie die Egestaner, welche von den Städten Syrakus und Salinus gedrückt wurden, um Hülfe ansprachen. Alcibiades glaubte dort unsterblichen Ruhm einzuärndten, und so sehr Nicias dagegen war, wurde doch der Krieg beschlossen, und er, Nicias und Lamachus zu Feldherren ernannt. Als alles in Bereitschaft war, wurde Alcibiades angeklagt, mit einigen Gefährten seiner Schwelgereien die Merkurssäulen in der Stadt verstümmelt, und die eleusinischen Mysterien entweihet zu haben. Das Volk wurde darüber wüthend, und verlangte seinen Tod, Alcibiades vertheidigte sich standhaft, und seine Freunde bewirkten die Aufschiebung des Urtheils bis zu seiner Wiederkunft, um die Unternehmung nicht aufzuhalten. Die Flotte segelte ab, alles ging nach Wunsch, und Sicilien wäre ohne Zweifel unterjocht worden, wenn nicht während der Zeit seine Feinde in Athen das Uebergewicht erhalten hätten, und er vom Heere abgerufen worden wäre, sich vor Gericht zu stellen. Er kannte aber die Ungerechtigkeit der Athenienser zu gut, und ging nach dem Peloponnes, wo er zu Lacedämon der größten Ehre genoß, und den Feinden seiner Vaterstadt auf alle mögliche Art Beistand leistete. Er wurde wieder zurückberufen, und unter seiner Anführung siegten die Heere seines Vaterlandes in Kurzem an allen Orten. Demungeachtet wurde ein unbedeutender Verlust, den die Flotte noch dazu in seiner Abwesenheit erlitt, von seinen Feinden dazu benützt, daß ihm das Kommando wieder genommen wurde. Er lebte darauf als Privatmann in einem phrygischen Flecken in der Statthalterschaft des Pharnabazus, während in Athen die 30 von Sparta eingesetzten Tyrannen herrschten, die ihn aber viel zu sehr fürchteten, um ihn in Ruhe leben zu lassen. Er wollte eben vom persischen Könige Hülfe für sein Vaterland begehren, als der Satrap Pharnabaz, wahrscheinlich von Lacedämon verleitet, sein Haus mit Meuchelmördern umringen ließ, welche es in Brand steckten, da sie zu feig waren, ihn selbst anzugreifen. Er sprang mit dem Degen in der Faust durch die Flammen, verjagte die Barbaren, und fiel endlich unter ihren Pfeilen im 40sten Jahre seines Alters. Schon zu seiner Zeit, und noch lange nach ihm trugen die jungen Athenienser Schuhe à l'Alcibiade.

Alciphron, ein Rhetor und Sophist, welcher ungefähr zu Anfang des 4ten Jahrh. lebte. Wir besitzen von ihm 116 Briefe in drei Büchern, in welchen er die Denk- und Lebensweise der Bauern, Fischer, Schmarotzer und Buhldirnen in den verschiedensten Lagen lebhaft und anmuthig in einer süßen attischen Sprache schildert. Er zeigt uns das Leben der damaligen Griechen in hellem und klarem Lichte, und ist dabei durch Satyre und Witz anziehend. Besonders interessant ist der neunte Brief, in welchem er den Ursprung der schönen Statue, Venus Calipyge erzählt.

Alckmaer, Alkmaar, 22° 18′ 20″ O. L. 52° 37′ 11′ N. B., eine befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, mit breiten Kanälen und einem Wall, 2.581 Häusern, 7.809 Einw., einem Zeughause, zwei reformirten, einer lutherischen, einer remonstrantischen, einer mennonitischen Kirche, einer Judensynagoge, vielen Obst- und Blumengärten bei der Stadt (zwischen Alckmaer und Leiden sind über 20 Morgen Landes, zu 600 Ruthen, allein den Hyacinthen gewidmet), starkem Handel mit dem hier raffinirten Seesalz, mit Blumen aller Art, Flachs, Getreide, Käse und Butter. Zwischen Alckmaer und Hoorn ist ein Kanal, der über Petten die Zuydersee mit der Nordsee verbindet. Die Stadt stand 1573 eine harte Belagerung von den Spaniern aus.

Alcmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eryphile, von Argos, wurde auf den Rath des Orakels zum Oberhaupt der sieben Epigonen gemacht, als diese wieder vor Theben ziehen wollten. Er selbst nahm die Stadt ein, plünderte und verbrannte sie. Sein Vater Amphiaraus hatte ihn beschworen, seinen Tod an seiner Mutter zu rächen. Er fragte also nach beendigter Belagerung das Orakel um Rath, ob er den Willen seines Vaters erfüllen sollte. Dieses billigte die Rache, und er tödtete seine Mutter. Aber kurz darauf fingen die Furien an ihn zu plagen, bis er nach Arkadien kam, und daselbst vom Phegeus oder Phlegeus, einem Priester wieder ausgesöhnet wurde. Er heirathete dessen Tochter Arsinoe, und machte ihr mit dem Halsbande seiner Mutter ein Geschenk. Die Furien fingen aber aufs Neue an, ihn zu martern, und das Orakel gab ihm den Rath, in ein Land zu gehen, das damals, als ihn seine Mutter verfluchte, und wünschte, daß er in keinem Lande Ruhe finden möchte, noch nicht Land gewesen sey. Lange irrte er umher, um ein solches Land zu suchen; endlich kam er auf eine Insel, die seit Kurzem erst im Flusse Achelous entstanden war. Hier ward er seine Marter los, heirathete darauf die Tochter des Flußgottes Kalirrhoe, und verstieß die Arsinoe. Kalirrhoe wünschte das kostbare Halsband der Eriphile zu besitzen, und Alcmäon reiste deswegen zum Phegeus, um es zurückzufodern, unter dem Vorwande, daß er es in den Tempel zu Delphi schicken müsse, wenn er ganz von den Furien befreiet seyn wollte. Er erhielt es; aber kurz nach seiner Abreise erfuhr Phegeus, daß Kolirrhoe es bekommen sollte, und schickte also seine Söhne nach, um es zurückzufodern. Alcmäon wollte es nicht in Gutem herausgeben, und ward nun von jenen getödtet. Er hinterließ zwei Söhne, Amphoterus und Acarnan, nach welchem letztern das Land um den Ausfluß des Achelous Acarnanien genannt wurde.

Alcman, ein lyrischer Dichter lebte um 700 Jahr vor Chr. Er war ein lacedämonischer Bürger, von Geburt aber ein Lydier aus Messena, oder, nach andern aus Sardes, des Damantis, oder nach andern, des Titarus Sohn; sein Styl ist sehr sanft, und alle seine Gedichte sind der Liebe geweiht, der auch er sein ganzes Leben widmete. Von seinen Gedichten ist nichts auf uns gekommen, als einige Fragmente.

Alcmene, Tochter des Electryon, Gemahlin des Amphitryo. Sie war außerordentlich schön, liebte ihren Gemahl, dem sie den Iphikles gebar, aufs zärtlichste, und folgte ihm aus Tyrinth nach Theben. Vom Jupiter, der die Gestalt des Amphytryo angenommen hatte, gebar sie den Herkules. Juno suchte ihre Niederkunft zu verzögern, indem sie sich vor der Thüre des Hauses auf einen Stein setzte, und beide Hände um die Knie zusammengeschlungen hielt, welches ein eigner Zauber zu dieser Absicht war. Als die Sklavin der Alcmene dieses merkte, sagte sie zu der Juno, die die Gestalt eines alten Weibes hatte, daß sie sich freuen solle, ihre Königin wäre mit einem jungen Sohne niedergekommen. Juno glaubte es, und ließ aus Bestürzung die Hände los, worauf Alcmene sogleich den Herkules gebar. Nach dem Tode dieses Helden lebte sie zu Theben, und als sie endlich auf einmal verschwand, ohne daß man wußte, wohin, so wurde sie von

den Thebanern göttlich verehrt. Nach der Erzählung des Pherecydes im Antonius liberalis starb sie in hohem Alter, und Jupiter befahl dem Merkur, sie aus dem Sarge wegzunehmen, und in die Wohnungen der Seligen zu bringen, wo sie mit dem Rhadamanthus vermählt wurde. Als die Heracliden den Sarg zu Grabe trugen, fanden sie bei der Eröffnung einen großen Stein statt des Leichnams darin, den sie in den Hain vor Theben brachten, und dabei eine Kapelle errichteten.

Alcobaça, Alcobaza, eine Villa in der portugiesischen Provinz Estremadura, nahe am Meer, am Zusammenfluß der beiden kleinen Flüsse Baca und Chaqueda, mit 295 Häusern, 1.500 Einw., Batist-, feiner Leinwand- und Baumwollenfabriken. Hier ist die reichste Abtei im Königreich, die jährlich 180.000 Crusaden Einkünfte, und 130 Adeliche zu Mönchen hat. Das Kloster ist ein prächtiges, im normännisch-gothischen Styl aufgeführtes Gebäude, und die Begräbnißgruft der alten Könige von Portugall.

Alcon, ein berühmter Wundarzt zur Zeit des Kaisers Claudius, welchen Plinius vorzugsweise vor andern Aerzten den Wundarzt nennt. Er war vorzüglich geschickt im Schneiden der Brüche und in Heilung von Beinbrüchen; dabei war ihm die Kunst so einträglich, daß, als er dem Kaiser Claudius eine Geldstrafe von 300.000 Thlrn. erlegen mußte, er in kurzer Zeit eine gleiche Summe wieder erworben hatte.

Alcon, ein berühmter Bogenschütze aus Creta, und Gefährte des Herkules, der so genau nach dem Ziele schoß, daß er mit dem Pfeile ein Haar treffen, und dieses mitten entzwei spalten konnte. Einst hatte eine Schlange seinen Sohn umschlungen, und er erschoß diese so geschickt, ohne im mindesten seinen Sohn zu berühren.

Alcoran, eigentlich Koran, ist das von Muhamed seinen Anhängern als göttliche Offenbarung übergebene Buch, das die von Muhameds Schwiegervater Abubeker gesammelte Reden, Gesetze und Erzählungen Muhameds enthält. Das arabische Wort Koran heißt Lesung, also ein Buch, das vorzüglich gelesen werden soll; daher heißt es auch Moschaf d.i. das Buch aller Bücher. Es enthält 77.639 Wörter und 323.015 Buchstaben, und viele, obgleich veränderte Stellen des alten und neuen Testaments. Die Muhamedaner halten es für unerlaubt, ihn andern Glaubensgenossen mitzutheilen, weil er dadurch entweiht würde. Die in den christlichen Ländern befindlichen Exemplare wurden größtentheils im Kriege erbeutet.

Alcudia, eine Villa im spanischen Königreich Valencia, im Distrikt von Alcira, mit 2.080 Einw. Von hier hat Don Manuel Godoy Alvarez de Faria, Friedensfürst, der bekannte Günstling des Königs Carl IV. von Spanien, den Titel Herzog von Alcudia.

Alcuin (Flaccus Albinus), ein Engländer. Sein Geburtsort ist nicht bekannt. Er war zuerst Diakon der Kirche zu York, ein Schüler Beda's des Ehrwürdigen, und ward nachher Abt zu Canterbury. Als er von Rom, wo er für einen Freund das bischöfliche Pallium geholt hatte, zurückkehrte, lernte ihn Carl der Große kennen, und lud ihn zu sich ein. Alcuin nahm die Einladung an, und kam nach Deutschland. Hier errichtete er zuerst die Hofschule, in welcher er selber lehrte, führte die Aufsicht über mehrere Klöster, und sorgte für die Ausbreitung der Wissenschaften auf alle Weise. Die meisten Schulen stiftete er in Frankreich, und die alten gediehen unter seiner Aufsicht zur Blüthe. Merkwürdig war besonders die Schule, welche er in der Abtei zu Tours 796 anlegte. Hier war es, wo so viele gelehrte und würdige Männer durch seinen Unterricht gebildet wurden. 801 erbat er sich von Carl seine Entlassung, und widmete sich von nun an zu Tours in der Abtei St. Martin ganz dem beschaulichen Leben. † 804.

Alcyone, die Tochter des Neptuns und der Alcyone, oder, nach Andern, des Aeolus und der Canobe, oder der Aegiale. Sie war die Gemahlin des

Ceyx, Königs von Trachinien. Wegen einer Gemüthsunruhe, die ihn seit dem Tode seines Bruders Deukalion befallen hatte, oder um den zu ihm gekommenen Peleus, wegen des Mordes an seinem Stiefbruder Phocus, mit den Rachegöttern wieder auszusöhnen, entschloß er sich, nach Claros zu gehen, um daselbst das Orakel des Apollo zu befragen. Seine Gattin, Alcyone, die ihn aufs Zärtlichste liebte, verschwendete ihre Bitten vergeblich, um ihn von der Reise abzuhalten, weil sie ein Unglück für ihn ahndete. Er reiste ab, mit dem Versprechen, seine Rückkehr zu beschleunigen. Allein diese erfolgte nicht; Ceyx litt Schiffbruch, und ertrank im Meere. Sobald Alcyone dieses Unglück erfuhr, eilte sie dem Orte zu, und stürzte sich auf den geliebten Leichnam, der vom Meere an das Ufer getrieben war, und bedeckte ihn mit ihren Thränen. Aus Mitleid gegen die beiden Unglücklichen, verwandelten sie die Götter in Eisvögel; eine Fabel, die vielleicht daher entstanden seyn mag, weil diese Vögel ein trauriges Gezwitscher haben, und zu der Zeit, wo sie ihre Jungen ausbrüten und ihr Nest verfertigen, das Meer ganz ruhig ist; man nannte daher auch diese Zeit die Alcyonschen Tage.

Alcyoneus, ein schöner und liebenswürdiger Knabe, der Sohn des Diomus und der Meganira. Seine Aeltern wohnten in der Gegend des Parnassus, welche von einem Ungeheuer, Lamia oder Sybaris genannt, weit und breit verwüstet wurde. Nach dem Ausspruch des Orakels sollte der Sohn eines Bürgers dem Ungeheuer vorgeworfen werden, und das Loos traf den Alcyoneus. Die Priester führten ihn sogleich mit Kränzen geschmückt zur Höhle der Sybaris. Auf dem Wege aber begegnete ihnen Eurybatus, der Sohn des Ephemus. Diesen jammerte der Knabe, und verlangte von den Priestern, an seiner Statt zur Höhle hingeführt zu werden. Es geschah, und sobald er hingekommen war, griff er das Ungeheuer an, zog es aus der Höhle heraus, und stürzte es vom Felsen herab. Da, wo der Kopf vom Falle zerschmetterte, entstand eine Quelle, die man Sybaris nannte.

Aldana (Bernard), ein seltenes Beispiel militairischer Feigherzigkeit. Er war Gouverneur von Lippa auf den Gränzen von Siebenbürgen. Als die Türken 1552 Temeswar belagert hatten, so glaubte Aldana, diese würden nun auf Lippa loskommen; er schickte daher verschiedene Kundschafter aus, um sich hierüber zu versichern. Schon kamen diese in der Ferne heran mit ihren Nachrichten, und zufällig kamen einige Viehheerden hinter ihnen her, welche ungeheure Staubwolken in die Luft trieben. Kaum bemerkten die Schildwachen diesen Staub, als sie auf der Stelle den Gouverneur davon benachrichtigen ließen; Aldana, der jetzt glaubte, die Christenfeinde in großen Haufen schon heranrücken zu sehen, ließ, aus panischem Schrecken, auf der Stelle das Arsenal, das Schloß und die Stadt selbst in Flammen setzen, und zog sich von da hinweg. Die Türken, benachrichtigt von dem, was sich in Lippa zugetragen, und weit entfernt, ihre Absicht auf diese Stadt gerichtet zu haben, strömten sogleich herbei, nahmen Besitz von der Stadt, löschten das Feuer, und setzten die Stadt von nun an in guten Vertheidigungsstand.

Aldekerk, Altekirch, ein Flecken im preußischen Regierungsbezirk Cleve, Kreis Geldern, mit 600 Einwohnern, Seidenband-, Tuch- und Leinwandfabriken.

Aldenahr, ein Flecken im preußischen Regierungsbezirk Coblenz, am Fluß Aar, mit 120 Häusern, 700 Einwohnern; er hat eine katholische Kirche und schönen Weinbau.

Aldenberg, eine aufgehobene Cisterclenserabtei im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, 2½ Stunden von Köln, in einem schönen, stillen Thal, an den Ufern des großen Waldbaches Dühn. Eberhard Graf von Altena und Berg stiftete dieses Kloster 1133. Die Grafen von Altena nannten sich, ohngefähr hundert Jahre später, Grafen von der Mark, und so ist dieser Stif-

ter nun der Vorfahre des königl. preuß. Hauses. Er wählte das Kloster zur Grabstätte für sich und seine Nachkommen. Graf Adolph von Berg, Schwager des Erzbischofs Konrad von Hochsteden, legte 1255 den ersten Stein zu der jetzigen Aldenberger Kirche, die zu den herrlichsten Denkmälern altdeutscher Baukunst mittlerer Größe gehört. Das Innere ist, im Wesentlichen, ganz nach dem Plan des Kölner Doms, mit dem Unterschied, daß es nur zwei Reihen Säulen hat. Die Grau in Grau mit mannigfachem Laubwerk bemalten Fenster machen eine sehr schöne Wirkung. Zur Zeit des Großherzogthums Berg wurde das Kloster verkauft, jedoch mit der Bedingung, daß die Kirche zum Gottesdienst sollte erhalten werden. Indessen richtete man die verschiedenen Gebäude, meist so merkwürdig wegen ihres Alters und ihres prächtigen Baustyls, zu einer Fabrik von Berliner Blau ein, und dadurch entstand im Herbste 1815 eine Feuersbrunst, welche das ganze Kloster zerstörte. Glücklicherweise brannte von der Kirche blos das Dachwerk ab. Im Jahr 1817 ließ die preußische Regierung dieses wieder herstellen, und verordnete, daß die Kirche in Zukunft dem nahgelegenen Dorf als Pfarrkirche dienen sollte.

Aldenhoven, ein Flecken im preußischen Regierungsbezirk Aachen, Kreis Jülich, nicht weit von der Stadt Jülich, an der Merz, mit 140 Häusern und 1.045 Einwohnern. Hier wurden am 1ten März 1793 die Franzosen vom Prinzen von Coburg zurückgedrängt, und verloren die gewonnenen Niederlande wieder.

Aldinen, Aldas. S. Manutius.

Aldricus (der Heilige) war der Sprößling einer edeln Familie, welche aus Sachsen und Baiern herkam. Am Hofe Carl des Großen fand er Aufnahme, trat in den Priesterstand und ward, 832, Bischof zu Mans, wo er, 856, im Rufe eines eben so frommen als gelehrten Mannes starb. Unter seinen Schriften hinterließ er eine Sammlung von Canonen sehr wichtigen Inhalts, welche er aus den Concilien und Decretalen der Päbste ausgezogen hatte, die aber, leider! ist verloren gegangen. In den Analekten von Mabillon, so wie in den Miscellanien von Baluzi findet sich von Aldric noch ein Reglement für den Gottesdienst vor; hier will er: „daß an hohen Festtagen in der Kirche zu Mans wenigstens 190 Lampen und 10 Wachslichter brennen sollen." Wenn aber einige behaupten, daß die Erfindung der Orgel sich aus den Zeiten dieses Bischofs herschreibe, und daß er der Erste soll gewesen seyn, der eine solche in seiner Kirche habe aufstellen lassen, so ist dieses nicht an dem; denn dieses Instrument, schon von Cassiodorus uns beschrieben, hat einen weit ältern Ursprung. Constantinus Copronymus schenkte eine solche schon, 757, Pipinen, und diese ist die Erste, welche man in Frankreich gekannt hat.

Aldringer war zu Luxemburg von armen Eltern geboren, studierte mit einigen Edelleuten, in deren Dienste er sich in frühester Jugend begeben hatte, und ward in der Folge Canzler des Grafen Mandrucci, allein seine Vorliebe entschied sich endlich für den Kriegsdienst. Als gemeiner Soldat trat er unter die Fahnen Oesterreichs und schwang sich durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit zur Würde eines Reichsgrafen und eines Generals der Armee unter Ferdinand II. empor. Im Jahre 1630 eroberte er mit Gallos Mantua, zwei Jahre darauf vertheidigte er den Uebergang über den Lech, wo er schwer verwundet ward, und blieb 1632 auf dem Schlachtfelde, als er der Stadt Landshut zu Hülfe eilte.

Aldrudis, Gräfin von Bertinoro in der Romagna, stand in Italien in hohem Ruf durch ihren Heldenmuth und ihre Beredsamkeit. Geb. zu Rom, und aus der Familie Frangipani entsprossen, wurde sie dem jungen Grafen v. Bertinoro vermählt, und nicht lange nachher Wittwe. Ihr Hof stand damals in ho-

dem Ansehen wegen der vielen verdienstvollen Ritter, die ihn besuchten. Gerührt vom Elend der Bewohner von Ancona, welche seit 7 Monaten eine Belagerung von Seiten der Venetianer und der Armee Kaisers Friedrich I. aushielten zog sie mit ihren Rittern und Streitknechten herbei, und machte den Belagerten Luft. Die Deutschen nämlich unterstützten die Souverainitätsrechte, welche der Kaiser zu Ancona zu haben vorgab, und die Venetianer, müde der Streifereien zur See von Seiten der Bewohner Ancona's, die Tag täglich ihnen ihre Schiffe wegnahmen, und auf ihrem Boden landeten, hatten sich vereinigt, diese zu Paaren zu treiben. Die Belagerung hatte am 1. April 1172 ihren Anfang genommen, und dauerte bis den 15. Oct., dem Tage, wo die Gräfin Bertinoro über Christian, Erzbischof von Mainz, welcher die Kaiserlichen commandirte, einen vollständigen Sieg davon trug. Der Florentiner Buon-Compagnono hat die Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung geschrieben, und man findet sie im 6ten Bande der Geschichtschreiber Italiens.

Ale, süßes starkes Bier in England, das mit weniger Hopfen gebraut wird, als das eigentliche Bier (Beer), und der Farbe nach entweder Pale, blaß, oder Brown, braun, ist, je nachdem es aus leicht- oder starkgedürrtem Malz gebraut wird. Eine Vermischung beider Malzarten bringt das bernsteinfarbige Getränk, Amber Ale, hervor.

Alea, ein Hazardspiel, Glücksspiel, besonders wenn man mit Würfeln spielte. Es war unserm Brettspiele ähnlich, und wurde auch beinahe so gespielt. Da bei diesem Spiele oft Betrug und viele Mißbräuche verfielen, so wurde es bei den Römern für unanständig gehalten, und war durch die Gesetze verboten, die es allein an den Saturnalien erlaubten. Man hielt sogar die, welche sich damit abgaben und Aleatori genannt wurden, für lasterhafte und nichtswürdige Menschen. Außer den Römern waren auch die alten Deutschen ganz besonders diesem Spiele ergeben, und zwar mit solcher Raserei, daß sie, wenn sie endlich alles verspielt hatten, sich und ihre Freiheit auf den Wurf setzten, und dem Gewinner ohne Weigerung als Sklaven folgten, sich binden und verkaufen ließen.

Alectryo, ein Jüngling und Diener des Mars, den dieser in einen Hahn verwandelte. Man erzählt nämlich, daß, als Mars einst mit der Venus zusammen kam, um der Liebe verbotene Freuden zu genießen, Alectryo von ihm den Auftrag erhielt, sie zu bewachen. Der Jüngling schlief aber ein, und verursachte dadurch, daß die Sonne das Geheimniß entdeckte. Nun ward Alectryo zur Strafe ein Hahn, und man sagt: er krähe nun allemal, sobald er merke, daß die Sonne sich nahe. Alectryo heißt im Griechischen ein Hahn, daher die Fabel.

Alektoromantie, oder Alektryomantie. Mit diesen Namen bezeichneten die Alten die bei ihnen so gebräuchliche Art, mit Hülfe eines Hahns die Zukunft und den Willen der Götter zu erforschen. Es scheint mehrere Gattungen derselben gegeben zu haben. Am häufigsten kommt bei alten Schriftstellern folgende vor: Es wurde auf dem Boden ein Kreis beschrieben, und derselbe in 24 gleiche Theile getheilt; in jede Abtheilung wurde ein Buchstabe des Alphabets eingetragen, und zu jedem derselben ein Waizenkorn gelegt. Hierauf ließ man einen Hahn in den Kreis, und gab genau Acht, welche Körner er aufpickte. Aus den darunter befindlichen Buchstaben wurde alsdann ein Wort gebildet, und man hatte die gewünschte Antwort. Auf diese Art erforschten, wie Zonaras erzählt, Libanius und Jamblichus, wer dem Kaiser Valens in der Regierung folgen sollte. Es kamen die Buchstaben T. H. E. O. D. zusammen, und die Folge davon war, daß Mehrere, deren Namen sich mit diesen Buchstaben anfingen, wie Theodotus, Theodistes, Theodulus u. A., hingerichtet wurden, während Theodosius (i. J. 379) zum Throne gelangte.

Alemannen sind, nach Einigen, aus den Völkern entstanden, welche in dem Agri decumates sich niedergelassen hatten; der Name Allmänner, d. h. allerlei Männer, scheint dies zu bestätigen. Nach Andern aber soll es ein Bun-

desname der zwischen dem Rheine, Main und der Donau wohnenden Völker gewesen seyn, die sich hier gegen Roms Macht vereinigten. Anfangs wohnten in den Gegenden, die sie bewohnten, Helvetier, dann Markomannen und ihre Alliirten. Auf der Ostseite des Rheins erstreckte sich ihr Gebiet vom Bodensee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahne; gegen Osten gränzte es an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Das Land war in Gaue getheilt, von denen einige nach ihren Völkern benennet wurden, z. B. die Jüthunger, oder Bithunger, die zunächst dem römischen Gebiete, da, wo die Donau die Gränze machte, wohnten; die Lenzienses an der Donauquelle; die Buzinobantes, Mainz gegenüber. Andere Gaue führten den Namen ihrer Fürsten, z. B. der Gau des Königs Suomar, des Königs Hortars, des Königs Badomars ꝛc. Sie waren ein kriegerisches Volk, ihre Reiterei war vortrefflich; die eingeschossenen Pfeile rissen sie mit den Zähnen aus dem Leibe, damit sie indessen mit den Händen fortfechten konnten. Ehe sich ihre Weiber in die Gefangenschaft begaben, tödteten sie sich lieber selbst. Sie rühmten sich der Zauberkunst, und sagten selbst, daß sie dem Kaiser Caracalla seinen Verstand weggezaubert hätten. Ihre Staatsverfassung war monarchisch; doch hatten sie nicht einen König, sondern mehrere, die unabhängig von einander über die einzelnen Distrikte herrschten; die Prinzen vom Geblüt standen in besonderer Achtung. Die östlichen Ufer des Rheins, südlich vom Main, waren, bis auf Trajan, noch wüste und menschenleer; dieser fand hier zuerst Feinde, und daher legte er bei Höchst sein Monumentum Trajani und mehrere andere Festungen am Rhein bis Augusta Rauracorum an. Unter dem Namen Alemannen kommen die dahin gehörigen Völker zuerst unter dem Kaiser Caracalla vor, der ein Freund von ihnen war, sogar ihre Kleidung und Sitten annahm, und in dem Lande Festungen und Bäder bauete. Alemannen standen auch jetzt schon bisweilen im römischen Heere. Als Caracalla nach Asien ging, empörten sich die Alemannen, besetzten das ganze Rheinufer, und fielen in Gallien ein. Von dieser Zeit an wurden sie immer mächtiger. Alexander Severus, der gegen sie zu Felde zog, ward bei Mainz von seinen Soldaten ermordet; aber sein Nachfolger Maximin war glücklich. Valerian vertrieb sie durch seinen Feldherrn Postumus aus Gallien, und besetzte das ganze alte römische Gebiet wieder. Nach Aurelians Tode gingen sie aufs Neue über den Rhein; Probus trieb sie zwar zurück; aber nach seinem Tode waren die Alemannen an allen Orten Sieger, bis Constantinus Chlorus sie aufs Neue über den Rhein jagte. Nach dessen Tode aber drangen sie wieder vor, nahmen auf der Westseite des Rheins einen festen Wohnsitz, und bemächtigten sich aller römischen Festungen am Rheine, die sie aber leer stehen ließen, weil sie, zufolge ihrer Freiheitsliebe, die Städte als Kerker ansahen. Julian ließ sie, als Cäsar, noch einmal die Macht der römischen Waffen fühlen, und zwang sie zum Frieden. Nun blieben sie ruhig bis zur allgemeinen Völkerwanderung, wo sie wieder über den Rhein gingen, die Westseite desselben von der Mündung des Neckars an in Besitz nahmen, die Burgunder vertrieben, und sich bis der Lahn gegenüber am Westufer des Rheins ausbreiteten; ja endlich gegen die Hälfte des 5ten Jahrhunderts ihre Eroberungen über Helvetien bis an den Jura und Genfersee ausdehnten. Endlich zwang sie der fränkische König Chlodwig, seine Herrschaft anzuerkennen, indem er alle ihre Länder eroberte, und von dieser Zeit an hören sie auf, eine eigene beträchtliche Nation auszumachen.

Alembert (Jean le Rond d'), geb. zu Paris 1717. Seine Eltern, wofür man die Frau von Tencin und den Provinzial-Kommissär der Artillerie Destouches angab, setzten ihn aus an der Kirche Jean le Rond, daher sein Name. Eine arme Glaserfrau nahm das schwache Kind an, und erzog es. Früh entwickelten sich im Knaben die herrlichsten Geistesanlagen; in seinem vierten Jahre ward er in eine Pension aufgenommen, und als er 10 Jahre zählte,

erklärte der Vorsteher derselben, ein Mann von nicht gewöhnlichem Schlage, er könne den Knaben nichts mehr lernen. Jetzt kam er ins Collegium Mazarin, und hier wurden die Lehrer, welche mit der Sache der Jansenisten eng verbunden waren, so durch die Talente des Jünglings überrascht, daß sie an ihm eine Stütze und Vertheidiger, einen zweiten Pascal, zu gewinnen hofften. Seine Vorliebe für die Mathematik entschied sich aber bald. Zwar studirte er auch, um sich fortzuhelfen, die Rechtswissenschaft, aber die meiste Zeit verwandte er doch auf jenes, sein Lieblingsstudium. In den Jahren 1735 und 1740 schrieb er eine Abhandlung über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit, so wie eine über die Integralrechnung, legte sie der Akademie der Wissenschaften vor, und empfahl sich so dadurch, daß sie ihn 1741 unter ihre Mitglieder aufnahm. Hierauf schrieb er seine Abhandlungen über die Flüssigkeiten und über die Dynamik, und 1746 gewann er den, auf die Lösung der Aufgabe: „die Hauptursachen der Winde," von der Berliner Akademie gesetzten Preis. Bei dieser Gelegenheit empfahl er sich durch einige lateinische Verse Friedrich dem Großen, we cher ihm auch in der Folge eine Pension von 1.200 Livres gab. Auch an den Untersuchungen über die Störung, welche das gegenseitige Anziehen der Planeten in ihren Bewegungen um die Sonne verursachen, nahm er Theil, und schrieb mehrere Werke über diese wichtigen Punkte des Sonnensystems, welche zwar allgemein von Kennern geschätzt und gerühmt werden, ihn aber in ein gespanntes Verhältniß mit Euler und Clairaut brachten. Bis jetzt hatte d'Alembert, nur an seiner Mathematik arbeitend, die schönen Wissenschaften vernachlässigt; er betrat aber nun auch diese Bahn, auf dem er sich nicht minder Ruhm erwarb. Seine Einleitung zur Encyclopädie zeichnet sich sehr durch Genauigkeit und Styl aus; er bearbeitete von dieser den mathematischen Theil, eine Arbeit, die man als das schöne Resultat seiner langen und anhaltenden Studien in diesem Fache betrachten kann. Wiewohl er hierdurch in Fehden und Unannehmlichkeiten gerieth, verfolgte er doch mit Eifer diese neue Bahn, und alle seine Schriften zeichnen sich durch reine Diction, und durch eine seltene Kraft der Gedanken aus. Nicht nur Friedrich lud ihn nach Berlin zu sich ein, auch die Kaiserin von Rußland ersuchte ihn eigenhändig, die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen; allein er fand es für gut, weder das Eine noch das Andere anzunehmen. Er starb 1783 und ließ durch seine Schriften seinem Namen ein unsterbliches Denkmal zurück.

Alençon, 37° 45′ 53″ L. 48° 13′ 30″ B. Hauptstadt des französischen Departements Orne und eines Bezirks von 19½ □ Meilen und 72.712 Einwohnern, 27½ Meilen von Paris, am Einfluß der Briante in die Sarte, mit 1.528 Häusern und 12.838 Einw. Sie hat 5 Vorstädte, von denen Montsor an Größe die Stadt selbst übertrifft, ein schönes Schloß, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Arbeitshaus für 4 Departements; den Sitz des Präfecten und Handelsgerichts; eine Gesellschaft der Nacheiferung, öffentliche Bibliothek, einen botanischen Garten; Spitzenfabrik von 3.000 Frauen, mit einem Gewinn von 670.000 Gulden, 1675 von dem Finanzminister Colbert gestiftet, Etamin-, Wollenstrumpf-, Hut-, Glas-, Seife-, Steifleinwand-, Barchent-, Piqué- und Lederfabriken. In den nahen Steinbrüchen findet man unechte Diamanten (die alençonschen Brillanten). Sie hatte sonst den Titel eines Herzogthums, den bisweilen Prinzen vom Geblüt geführt haben. Im Jahr 1774 verlieh Ludwig XVI. seinem Bruder, dem Grafen von Provence, dieses Herzogthum nebst dem Walde von Senonches, als einen Zusatz seiner Appanage.

Alentejo, die fruchtbarste Provinz Portugalls, 8° 4′—11° O. L. 37° 20′—39° 34′ N. B., zwischen den Flüssen Tejo und Guadiana, hat an 40 Meilen in der Länge und 34 in der Breite, enthält 48¼ □ Meilen und 480.480 Einwohner. Der Boden ist zum Theil bergig und sandig, zum Theil fruchtbar, aber schlecht angebaut. Die Serra de Ossa, de Vianna und Mamede und im

Süden wilde Zweige der Sierra Morena durchziehen das von der Guadiana, Tejo, Sado und Odemira bewässerte Land. Das Klima ist heiß, und in den Sumpfgegenden ungesund. Die wichtigsten Produkte sind Getreide, Reis, Kastanien, Korkholz, Wein, Limonen, Citronen, Orangen, Oel, gute Weideplätze, Bienen, Fische, Marmor von verschiedener Farbe, feine Erde bei Montemor und Estremoz, die zu vielerlei Arten von schönem Geschirr verarbeitet und vorzüglich nach Spanien verführt wird ꝛc. Nachdem im Frieden vom Jahr 1801 ein kleiner Theil der Provinz an der Ostseite der Guadiana mit der Stadt Olivenza an Spanien abgetreten worden, so enthält sie noch folgende 8 Correiçoes oder Gerichtsbezirke: Evora, Beja, Elvas, Portalegre, Ourique, Villavicosa, Crato und Aviz. Die Zahl der Ciudades beläuft sich auf 4, der Villas auf 106, der Kirchspiele auf 374 und der Feuerstellen auf 79.481. Die Hauptstadt ist Evora; sie liegt in der Mitte der Provinz auf einem Hügel, und ist eine der ältesten im Lande; schon Viriatus und Sertorius, jene alten Lusitanischen Helden sollen sich hier aufgehalten, und letzterer die noch vorhandene Wasserleitung angelegt haben, die indeß vom Könige Johann dem Dritten neu erbaut worden ist. Die Stadt zählt höchstens 12.000 Einwohner, dabei aber eine Menge Klöster und Kirchen. Die ganze Stadt hat ein düsteres und altfränkisches Ansehen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, und hatte ehemals eine Universität, die aber bis auf die theologische Fakultät eingegangen ist. Das Ueberbleibsel eines römischen Tempels, wovon noch die schönen Säulen stehen, dient jetzt zum Fleischerscharrn.

Aleppo, Haleb, sonst Beröa, 54° 52′ 9″ L. 36° 11′ 30″ B. Hauptstadt des Paschaliks gleichen Namens in Syrien, welches das Land vom Euphrat bis ans mittelländische Meer begreift, 53° 15′ — 56° 1′ O. L. 35° 30′ — 37° 20′ N. B. Es hat auf 1.110 □Meilen, 800.000 Einwohner, Osmanen, Ansarier, Griechen, Armenier, Maroniten, Franken, Araber, Kurden, Turkomanen, Zigeuner. Das Land wird von dem Gebel el Chaik durchzogen, und vom Phrat und Aasi bewässert. Es liefert Weizen, Gerste, Durra, Reis, Sesam, Baumwolle, Indigo, Tabak, Wein, Maulbeer-, Oel-, Feigenbäume, Rindvieh, Büffel, Schaafe, Ziegen, Wild (auch Raubwild), Seidenraupen, Bienen, auch Heuschrecken. Es hat 9 Sandschaken, von denen die Pforte nur 700.000 Piaster Einkünfte zieht (im J. 1212 betrugen sie an 7 Mill. Drachmen); alles übrige bleibt in den Händen der Janitscharen. Die Stadt liegt am Fluß Kawik, der sich einige Stunden weit von derselben unter die Erde verliert, hat 3 Meilen im Umfange, und ist ringsumher mit Pistacienwäldern umgeben, mit deren Frucht die Einwohner einen einträglichen Handel treiben. Das Kastel auf einer Anhöhe in der Mitte des zirkelförmigen Platzes, auf dem die Stadt liegt, ist nach alter Art befestigt. Sie hat mehrere Vorstädte, 10 Thore, 14,000 gut gebaute, meistens ein Stockwerk hohe Häuser in sehr gut gepflasterten Straßen, auf beiden Seiten mit breiten Steinen für die Fußgänger, und zwischen diesen mit Backsteinen zum Fahren und Reiten; auch werden sie wider die Gewohnheit der türkischen Länder sehr rein gehalten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die 100 Moscheen, 15 Mesdjeds, 31 Khans, 45 Bazars, 50 Bäder, 200 Springbrunnen ꝛc.; auch sind hier 3 katholische und eine reformirte Kirche mit einem reformirten Bethaus. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Russel 235.000, nach Tott und Seetzen 150.000, nach Volney 100.000, nach Brown 280.000, wovon die meisten Muhamedaner, die übrigen Juden (5.000), 12.000 Griechen, 6.000 Armenier, 4.200 Maroniten, 4.000 Syrer und Europäer, besonders Engländer, Franzosen, Niederländer sind ꝛc. Es ist hier der Sitz eines Pascha von 3 Roßschweifen, eines griechischen Patriarchen, eines armenischen, jacobitischen und maronitischen Bischofs; auch sind hier 12 Medresses oder öffentliche Schulen, 2 Bibliotheken ꝛc. Die Fabriken liefern Atlas, Damast, Seide-, Halbseide- und Baumwollwaaren

(es soll auf 1.200 Weberstühlen gearbeitet werden), Goldbrath, Goldfaden und Goldflittern, Seife, Degenklingen ꝛc. Der Handel ist sehr ausgebreitet, da hier die Hauptniederlage aller arabischen, türkischen, indischen und persischen Waaren ist, deren Einfuhr fast 6 Mill. Piaster beträgt. Die ehemals hier angelegte Taubenpost ist nicht mehr vorhanden. Die Einwohner, und selbst die Fremden, die sich einige Jahre dort aufhalten, haben ohne Ausnahme eine Krankheit auszustehen, die aber weder schmerzlich noch gefährlich ist. Sie besteht in einer großen Hitzblatter an irgend einem Theil des Leibes, die sich vorher durch ein Fieber von 24 Stunden ankündigt. Sie bleibt ein Jahr lang, befreit bei ihrem gelinden Abfluß den Körper von vielen bösen Säften, und hinterläßt zuweilen eine Narbe. Man läßt dabei der Natur ihren Gang. Wer diesen Zufall einmal gehabt hat, bleibt in der Folge davon frei. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein Derwischkloster mit 40 Mönchen. In der Nähe die Trümmern von Kafernahn.

Alessandria, Alexandria della Paglia (d. ist von Stroh, weil man hier Stroh statt des Holzes brennt, oder nach andern, weil die Stadt, als sie im 12ten Jahrhunderte Kaiser Friedrich I. zum Trotz schnell aufgebaut wurde, nur aus Strohhütten bestand), 26° 15' L. 44° 53' B., feste Stadt mit einer trefflichen Citadelle im sardinischen Antheil am Herzogthum Mailand, in einer sumpfigen Gegend, am Einfluß der Bormida in den Tanaro, 4.500 Häusern und 30.216 Einwohnern, einem schönen Opernhaus, ansehnlichen Palästen, einer starken Citadelle mit bombenfesten Casernen, einer prächtigen Kathedral-, 2 Collegiat- und 11 Pfarrkirchen, 17 Klöstern, 3 Hospitälern, einem Waisen-, Kranken- und Erziehungshause für Mädchen; dem Sitz eines Bischofs, der unter den Erzbischof von Turin gehört, einem Gymnasium, einer gelehrten Gesellschaft degli immobili; mit Leinwand-, Seidenzeug-, Seidenstrumpf-, Leinenschnupftuch-, Wollenzeug-, Tuch- u. Wachskerzenfabriken, großem Gartenbau, Handel mit Baumwolle, Seide ꝛc., und 2 Messen am 24. April und 11. Oktober, die mit denen von Sinigaglia die wichtigsten in Italien sind, und von Franzosen, Schweizern und Deutschen stark besucht werden. Die Stadt gehörte sonst zum Herzogthum Mailand, ward in der 2ten Hälfte des 12ten Jahrhunderts von den wider Kaiser Friedrich I. verbundenen lombardischen Städten erbaut, und hieß anfangs Cäsaria; aber nach ihrer tapfern Vertheidigung wider den Kaiser, der sie vergeblich belagerte, bekam sie vom Pabst Alexander III. den Namen Alessandria. Am 9. März 1707 ward sie vom Kaiser Joseph I. mit Genehmigung seines Bruders, Karls III., Königs von Spanien, mit andern Plätzen an den Herzog von Savoyen erblich überlassen. Im Jahr 1800 war der österreichische General Melas nach der Schlacht von Marengo hier eingeschlossen, und mußte nun mit Buonaparte einen Vertrag abschließen, gemäß dem Melas ihm Oberitalien bis an den Fluß Mincio einräumte.

Aletes, Aletas, Sohn des Hippotes und Urenkel des Herkules, bemächtigte sich der Stadt Korinth ungefähr 110 Jahr nach dem trojanischen Kriege, und ward daselbst der erste heraclidische König. Man erzählt, daß auf seine Frage, über den unglücklichen Ausgang des Unternehmens, das Orakel ihm geantwortet habe: er werde seinen Zweck erreichen, wenn ihm Jemand an dem Tage, wo man viel Kränze trüge, einen Erdenklos schenken würde. Als er nun nach Korinth ging, gab ihm ein Bauer, auf seine Bitte um Brod, aus Spott einen Erdenklos, und da er darauf in die Stadt hinein kam, so ward er gewahr, daß man wegen Darbringung gewisser Todtenopfer fast allgemein Kränze trug. Des Königs Propodas Kinder stritten sich gerade jetzt um das Reich; er nahm die Parthei der jüngsten Tochter, und versprach, sie zu heirathen, worauf diese ihm die Stadt in die Hände spielte. Sein Geschlecht besaß dieses Königreich 417 Jahre.

Aleutische Inseln, 200° O. L. 50—56° N. B., Gruppe von mehrern 100 Inseln, wovon die zwischen Kamtschatka und Nordamerika 45 größern Inseln 347 □Meilen haben. Sie werden in die entfernten, Chao, Fuchs- oder Kawalangsinseln, in die mittlern, die Negho- oder andreanowschen, nach ihrem Entdecker Andreanow, und in die nähern, westlichen, eigentlichen Aleuten oder Sasingan, getheilt. Sie sind sämmtlich klein, mit sehr hohen Bergen, unter denen einige Vulkane sind. Das Klima ist rauh, und der Boden wenig fruchtbar; bloß Moos, Beeren und Krüppelholz kommen fort; das häufige Treibholz ersetzt aber den Mangel. Man findet Onyxe und Sardonyxe, und unter den Thieren: Füchse von blauer, weißer, rother, und brauner Farbe, aber grobem Pelzwerk, Hermeline, in den östlichen Theilen auch Bären und Wölfe, Vögel, Seeottern, Seelöwen, Seebären, Flußottern, Flußbiber, Robben, Lachse, Heringe, Heiligbutten, Wallfische, Delphine, Seehunde ꝛc. Die Einwohner, nach Langsdorf kaum 300 männliche Seelen, sind klein und sehr unreinlich, durchbohren sich Nase und Unterlippe, kleiden sich in Pelzwerk, gebrauchen scharfe Steine statt des Eisens, und wohnen in Erdhütten (Ullaa), deren eine oft 20 Menschen in sich faßt. Sie haben ihre eigenen, wenig geachteten Obern (Tonjons), sind ohne Schrift und Zeitrechnung, aber nicht ganz ohne Gottesdienst, denn sie haben ihre Wahrsager, und sprechen von höhern guten und bösen Geistern. Es sind Jäger und Fischer. Ein Theil giebt den Russen einen Tribut an Pelzwerk. Unter den Einwohnern sind auch Russen, Promüschleniken, Abenteurer oder Verbrecher, von der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft als Matrosen und Pelzjäger gebraucht, und hart behandelt.

Alevas, ein Nachkomme des Herkules, der sich Thessaliens bemächtigte, und dessen Nachkommen es lange behaupteten. Diese, seine Nachkommen, führten gemeiniglich den Namen Alevadä, und machten eine Regentenfamilie zu Larissa aus. Als Xerxes in Griechenland einfiel, waren drei Brüder aus den Alevaden, Thorax, Eutypylus und Thrasybejus, Könige von Thessalien, welche die Projekte des Xerxes und Mardonius auf alle Art zu erleichtern suchten. Nachher wurde die Herrschaft der Alevaden durch die Tyrannen von Pherä eingeschränkt, und beinahe gänzlich unterdrückt. Sie riefen Macedonien zu Hülfe, und auch Theben nahm sich ihrer an; endlich setzte König Philipp von Macedonien, als sie nochmals unterdrückt wurden, die thessalischen Städte ganz wieder in Freiheit.

Alexander der Erste, Sohn Amyntas I., König von Macedonien, brachte sein Reich dadurch in Aufnahme, daß er es mit dem persischen Könige Xerxes hielt, als dieser in Griechenland einfiel, indessen erzeigte er doch auch den Griechen während dieses Krieges manchen nicht unwichtigen Dienst. So hatten 10.000 Griechen den Eingang des Thales Tempe besetzt, um das persische Heer aufzuhalten; dieses aber hatte einen andern Weg genommen, und sie waren in Gefahr umzingelt zu werden, wenn nicht Alexander ihnen heimlich Nachricht ertheilte. Auf Verlangen des Mardonius, suchte er (3505) Athen mit den Persern auszusöhnen; aber seine Vorschläge wurden verworfen. Vor der Schlacht bei Platäa eilte er verkleidet ins Lager der Athenienser, und meldete dem Aristides den Entschluß des Mardonius, ihn den folgenden Tag anzugreifen, damit die Griechen vor einem Ueberfall gesichert wären. Er hinterließ sein Reich in blühendem Zustande, 3548.

Alexander der Große, König von Macedonien, Sohn des Königs Philipp und der Olympias, einer epirischen Prinzessin. Er wurde in eben der Nacht im Jahre 3628 zu Pella geboren, wo Herostrat den Dianentempel zu Ephesus anzündete. Die Schriftsteller schildern ihn als einen schönen, wohlgebildeten Jüngling mit einer blühenden Gesichtsfarbe, einer Adlernase, mit großen feurigen Augen, blondem lockigem Haar, einem hohen, etwas gegen die linke Schulter geneigtem Kopfe, übrigens von mittlerer Größe, einem freien und

feinem Wuchse, und von starkem Körper. Er war dabei ein Prinz von vielem Geiste, großen Fähigkeiten, und einer unersättlichen Begierde nach Kenntnissen. Er liebte und beschützte die Künste, war angenehm im Umgange, treu in der Freundschaft, und die Natur hatte in ihn den Keim zu allen Tugenden gelegt, den sein großer Lehrer Aristoteles entwickelte. Sein einziger Fehler war seine übermäßige Herrschsucht, die sich auch in seinen kleinsten Handlungen zeigte. Ueber die ganze Welt wünschte er König, und der einzige Besitzer aller menschlichen Kenntnisse zu seyn. Selbst seinen Vater beneidete er wegen seiner Thaten, und tröstete sich bloß mit der Hoffnung, ihn noch zu übertreffen. Achilles betrachtete er als den größten Helden, und ihm es gleich zu thun, war das Ziel seiner Wünsche. Er pries ihn als den glücklichsten Sterblichen, daß er während seines Lebens einen Patroklus zum Freunde, und einen Dichter, wie Homer, zum Lobredner, gehabt hatte. Er war sehr schnell im Laufen, und ritt ein herrliches Pferd, den Bucephalus, das nur er allein hatte bändigen können, und das ihm 13 Talente kostete. Schon während der Regierung seines Vaters zeichnete er sich durch die tapfersten Thaten aus. Als nämlich in Philipps Abwesenheit die Illyrier plötzlich in Macedonien einfielen, brachte er in seinem 15ten Jahre in der Stille eine beträchtliche Mannschaft zusammen, überfiel die Feinde, und schlug sie so, daß sie die schnellste Flucht ergreifen mußten. Als Philipp den Triballern eine Schlacht liefern mußte, wurde er verwundet, und fiel von Feinden umringt zu Boden. Sogleich warf sich Alexander mit dem Schwerdte über ihn, bedeckte ihn mit dem Schilde, und schützte ihn so lange, bis Philipp ein frisches Pferd statt des getödteten besteigen konnte, und nun focht er so tapfer, daß die Triballer das Schlachtfeld räumen mußten. In seinem 18ten Jahre wurde die Schlacht bei Chäronea vorzüglich durch seine Tapferkeit gewonnen. Nachher ging er als Gesandter seines Vaters nach Athen, und machte mit diesem Staate Friede. Als Philipp seine Gemahlin Olympias verstieß, und die Cleopatra heirathete, gerieth er mit seinem Vater in ein Mißverständniß, weil dieser sich merken ließ, als ob er Alexandern nicht für seinen Sohn halte. Philipp wollte ihn sogar in der Wuth erstechen, aber er rettete sich noch glücklich, und floh mit seiner Mutter nach pirus u. von da nach Illyrien, wo er lange blieb, ehe er sich mit seinem Vater wieder aussöhnte. Nach Philipps Ermordung (3648) folgte ihm Alexander auf den Thron. Nachdem er die Mörder seines Vaters bestraft, verschiedene Unruhen in seinem Reiche gedämpft, und die Triballier, Illyrier und Taulantier besiegt hatte; so richtete er zuerst sein Augenmerk auf Griechenland. Hier hatte die Nachricht von dem Tode seines Vaters alles in Bewegung gesetzt, und Theben insbesondere hatte sich förmlich gegen ihn empört. Plötzlich erschien er an der Spitze eines zahlreichen Heers in Böotien. Theben wurde nach einer tapfern Gegenwehr erobert und gänzlich geschleift, so daß nur allein das Haus des Dichters Pindar verschont blieb. Nun schickten alle griechische Staaten Gesandten an Alexandern und baten um Frieden, den sie auch erhielten. Darauf ging er nach Corinth zur allgemeinen Versammlung Griechenlands, wo er zum Oberfeldherrn der griechischen Armee gegen Asien ernannt wurde. Schon Philipp hatte die Eroberung Persiens beschlossen, hatte die griechischen Staaten in sein Interesse zu ziehen gewußt, und war in einer allgemeinen Versammlung zum Oberbefehlshaber der Armee erwählt worden, die aus 200.000 Mann zu Fuß und 15.000 zu Pferde bestehen sollte. Nach Plutarch und Arrian bestand aber Alexanders Armee, mit der er ein so mächtiges Reich erobern wollte, nur aus 30.000 Mann Fußvolk und 5.000 Reutern, weil die griechische Hülfsarmee nicht zu Stande kam. Dieses Heer versammelte sich bei Amphipolis, und marschierte von da nach Sestos, wo der größte Theil unter Anführung des Parmenio auf 160 Ruderschiffen nach Asien übersetzte. Alexander selbst mit dem übrigen Theil seiner Armee segelte nach Eleus ab, und sprang zuerst in völliger Rüstung auf die asiatische Küste. Bei Ilium brachte er den Manen

der dort begrabenen Helden, besonders jenen des Achilles, Opfer, und setzte dann seinen Marsch nach dem Flusse Granikus fort. Hier war der persische Feldherr Memnon, ein Rhodier, am jenseitigen Ufer, nach Arrian, mit einer Armee von 20.000 Mann zu Fuß und eben so viel Reuter, und nach Diod. Sic. mit 10.000 Reutern und 100.000 Mann Fußvolk postirt, um den Uebergang zu verhindern. Parmenio widerrieth Alexandern, im Angesicht der Feinde über den Fluß zu gehen; allein dieser, um nicht der Feigheit beschuldigt zu werden, unternahm den Uebergang sogleich. Die Perser wehrten sich tapfer; konnten aber doch den Uebergang der Macedonier nicht hindern, und wurden total geschlagen, und größtentheils niedergehauen. Alexander schickte eine Anzahl Gefangener nach Griechenland, und 300 persische Rüstungen ließ er im Tempel der Minerva zu Athen aufhängen. Diese Schlacht setzte ihn in Besitz von einem großen Theil von Kleinasien, den er auch sogleich als sein Eigenthum betrachtete, und sich den bisherigen Tribut zahlen ließ. Sardes, Epesus und die dazu gehörigen Distrikte hatten sich ihm ohne Schwerdtstreich ergeben; Milet aber, wo Memnon kommandirte, leistete Widerstand, und Halikarnaß, wo Memnon eine zahlreiche Besatzung hatte, mußte förmlich belagert werden. Den Feldzug beschloß er mit der Besiegung der Marmarier, einem kleinen Volke an der Gränze von Lydien, deren Stadt aber von Natur sehr fest war. Den Winter über schickte er die neuverheiratheten Soldaten nach Hause zu ihren Weibern, wodurch er sich sehr beliebt machte. Im folgenden Jahre wurde der Feldzug so früh als möglich eröffnet. Die Armee hatte einen beschwerlichen Marsch durch gebirgige Gegenden; er eroberte die Stadt Aspendus, am Flusse Eurymedon, und kam nach Gordium, wo er alle seine Truppen, die bisher getheilt marschiert waren, versammelte, und wo der bekannte Vorfall mit dem Gordischen Knoten sich ereignete. Von da zog er nach Ancyra, einer Stadt in Gallatien, bemächtigte sich Phlagoniens und Cappadociens bis zum Flusse Halys, und zog nach Cilicien. Alexander mußte beim Engange Ciliciens einen engen Paß, die Pforten genannt, passieren, den die Perser besetzt hatten, und sehr leicht hätte vertheidigt werden können; allein als er einrückte, verließen sie den Paß, und ergriffen die Flucht. Auf dem Marsche überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, die aber durch die Sorgfalt seines Arztes Philipp wieder gehoben wurde. Alexander gab dabei einen Beweis von seinem noch unverdorbenen Karakter. Als Philipp im Begriff war, ihm eine Arznei zu reichen, erhielt der König einen Brief von Parmenio, worin Philipp der vorhabenden Vergiftung angeklagt wurde. Als nun der Arzt den Trank brachte, nahm er ihn an, gab ihm aber zugleich den Brief zu lesen, und beobachtete ihn aufmerksam, während er den Trank zu sich nahm. Philipp blieb bei Lesung des Briefs ganz ruhig, und da der König bald darauf gesund wurde, bezeigte er ihm auf alle Art seine Dankbarkeit. Nach seiner Genesung erhielt er Nachricht, daß Ptolemäus und Asander die Feldherrn des Darius geschlagen hätte, und daß Darius den engen Paß Amenus passiret, und ihm im Rücken sey. Beide Armeen gingen nun einander entgegen, und es kam bei der Stadt Issus, in einem Thale, wo die ungeheure persische Armee sich gar nicht ausbreiten, die Macedonier aber eine sehr gute Stellung annehmen konnten, zur Schlacht. Die Perser wurden ungeachtet ihrer Ueberlegenheit geschlagen, und verloren 100.000 Mann. Darius rettete sich auf einem Pferde, und sein Wagen, Mantel und Schild fielen Alexandern in die Hände. Auch war seine Mutter, Gemahlin, zwei Töchter und ein kleiner Sohn gefangen worden. Er tröstete die Frauenzimmer, die den Darius schon todt glaubten, und begegnete ihnen sehr anständig. Die Folge dieser Schlacht war die Bezwingung Cölesyriens. Darius zog sich über den Euphrat zurück, bot darauf Alexandern den Frieden an, und bat um die Freilassung seiner Familie. Den erstern wollte Alexander nur unter der Bedingung annehmen, wenn er ihn für den Herrn Asiens anerkennen wo..e, und seine Familie solle er persönlich von ihm erbitten. Darius hatte auch Gesandte an Alexander geschickt,

geschickt, um sich ihm zu unterwerfen. Da aber die Tyrier ihm und seiner Armee den Eingang in die Stadt verweigerten, wurde er dadurch so aufgebracht, daß er Tyrus feindlich zu behandeln beschloß, und es förmlich belagerte. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr wurde es erobert, viele Einwohner getödtet und 300.000 als Sklaven verkauft. — Darauf machte Darius neue Friedensvorschläge, und bot ihm alle Länder zwischen dem Hellespont und Euphrat an, schickte auch 10.000 Talente Silbers zum Lösegeld für seine Familie. Allein Alexander schlug von Neuem alles aus, und verlangte gänzliche Unterwerfung. Er rückte nun gegen Gaza, eine feste und große Stadt vor, und eroberte sie nach einer hartnäckigen Gegenwehr. Von da ging er nach Aegypten, das sich ihm ohne Widerstand unterwarf, weil die Aegypter von jeher die persische Herrschaft ungern getragen hatten. Von jetzt an befiel den bisher so edel und ruhmwürdig handelnden Alexander ein unleidlicher Stolz, der ihn antrieb, sich für mehr als einen Sterblichen zu halten, und für den Sohn eines Gottes auszugeben. Zur Ausführung dieser Idee kam ihm das in der Nähe befindliche Orakel Jupiter Ammons zu Statten, zu welchem er, der ungeheuern Beschwerden, welche diese Reise mit sich führte, ungeachtet, einen Zug zu thun beschloß, um es wegen seiner Abkunft zu befragen. Die Antwort fiel auch erwünscht aus, und der König kehrte vergnügt nach Memphis zurück. Den Winter über traf er in Aegypten verschiedene Einrichtungen, machte einen Eingebornen zum Statthalter, und rüstete sich zum künftigen Feldzuge. Tyrus war der Sammelplatz seiner Truppen, und nun ging er über den Euphrat, um den Darius aufzusuchen. Noch vor dem Uebergange starb des Darius Gemahlin, und wurde von Alexandern königlich zur Erde bestattet. Jenseits des Euphrats ging der Zug durch Mesopotamien nach Babylon, und von da über den Tigris, wo der persische Feldherr Mezäus, der den Uebergang verhindern sollte, seinen Posten verließ. Darius hatte aufs Neue eine ungeheure Armee zusammengebracht, die nach Diodor 800.000 Mann zu Fuß, und 200.000 Mann zu Pferde stark war. Er hatte sich bei dem Dorfe Gaugamela, in der Nähe von Arbela gelagert. Alexander ging ihm entgegen, und es kam zu jener berühmten Schlacht, die Persiens Schicksal entschied. Darius wurde gänzlich geschlagen, und seine Armee zerstreut. Er floh nach Medien, und Alexander ging nach Babylon zurück, und nahm diese Stadt ohne Schwerdtstreich in Besitz. Nach einem monatlichen Aufenthalte daselbst, ging er nach Sussa, welches schon dem Philoxenes war in die Hände geliefert worden, und wo er den königlichen Schatz von unermeßlichem Werthe fand. Von da drang er in das Land der Urier ein, die er durch List bezwang, und nun marschirte er auf das eigentliche Persis los. Die engen Pässe zu dieser Provinz wurden durch eine starke Mauer und eine Armee von 47.000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. Der erste Sturm wurde abgeschlagen. Darauf verrieth ihm ein gewisser Perser einen andern Weg, wodurch er sich jenes Passes bemächtigen konnte, und die persische Besatzung fast ganz niederhieb. Diesem glücklichen Streiche folgte die Einnahme von Persepolis, wo er, trotz der Einrede seines Freundes Parmenio, den prächtigen königlichen Pallast zerstörte, und an Geld 120.000 Talente erbeutete. Plutarch, Didor und Andere erzählen, daß eine gewisse Thais, ein öffentliches Mädchen aus Athen, die Veranlassung zu dieser Barbarei gewesen sey. In Persepolis erhielt Alexander Nachricht, daß Darius sich zu Ecbatana in Medien aufhalte. Er verfolgte ihn bis dahin mit forcirten Märschen, und hörte bei seiner Ankunft, daß er mit 9.000 Mann in die entlegensten Provinzen seines Reichs geflüchtet sey. Nun setzte er ihm noch weiter nach, bis an die kaspischen Pässe, wo er von der Gefangennehmung des Darius durch die Verschwornen Bessus, Barzentes und Nabarzanes Nachricht erhielt, so wie daß Bessus den Königstitel angenommen habe. Alexander machte nun die schnellsten Märsche, um die Verräther zu erreichen. Sie flohen, als sie ihn erblickten, und da sie den Darius nicht fortbringen konnten, gaben sie

ihm verschiedene tödtliche Wunden, und ließen ihn zurück. Er starb noch, ehe er Alexandern gesehen hatte. Von diesem Bericht Arrians weicht Plutarch etwas ab. Alexander beweinte den Tod des Darius, und ließ ihn königlich begraben. Darauf bezwang er Hyrcanien und die Marder, ein bisher noch unbezwungenes Gebirgsvolk. Um diese Zeit entspann sich eine Verschwörung gegen Alexandern, die viele Hinrichtungen veranlaßte, unter andern auch die des Philotas, Alexanders Freund, ungeachtet dieser Mann wahrscheinlich unschuldig, u. sein Geständniß nur durch die Folter erpreßt war. Auch war seine Armee jetzt öfters unwillig, und weigerte sich, ihm weiter zu folgen, doch wußte er durch Güte und Ernst sich immer noch ihren Gehorsam zu verschaffen. Um fernere Meutereien zu verhüten, setzte Alexander seine Armee aufs Neue in Thätigkeit; er marschirte weiter nach Osten, eroberte Arachosien, und rückte in das Land Paropamisus ein, wo Kälte und Schnee seiner Armee sehr große Beschwerden verursachte. Darauf ging er nach Bactrien gegen den Bessus. Dieser wurde gefangen genommen, und Bactrien und Sogdien erobert, und mehrere scythische Völkerschaften bezwungen. Bessus wurde nach Ecbatana geschickt, um nach den Gesetzen der Meder und Perser gestraft zu werden. Alexander legte jetzt immer mehr die griechischen Sitten ab, und nahm die Gewohnheiten der persischen Könige an. Nach Arrian trug er ein medisches Kleid, und seine Sitten wurden immer mehr morgenländisch. In den eroberten Ländern behielt er ganz die alte persische Verfassung und Gesetzgebung bei, und zu Statthaltern der Provinzen machte er sowohl Perser als Griechen. Seine Gemüthsart wurde immer heftiger und grausamer. So ließ er seinen Freund Clytus deswegen ermorden, weil er einst bei einem Gastmale einigen unsinnigen Schmeichlern des Königs widersprochen hatte. Doch bereuete er nachher diese Grausamkeit schmerzlich. Kaum war aber diese Reue vorbei, als er sich aufs Neue die gröbsten Schmeicheleien gefallen, und sich sogar göttliche Ehre erweisen ließ. Dies Betragen reizte den Unwillen seiner Macedonier immer mehr, und es entspann sich eine neue Verschwörung, an deren Spitze Hermolaus, einer von den 50 macedonischen Jünglingen war, die zunächst um den König sich befanden. Die Sache wurde aber entdeckt, und die Verschworenen hingerichtet. Hiebei verlor auch Kallisthenes, der Schüler des Aristoteles, das Leben. Als die Zeit zu neuen Unternehmungen wieder herankam, mußte er erst die aufrührerische Provinz Sogdiana von Neuem bezwingen. An der Spitze der Empörer stand Spitamenes, der Alexandern viel zu schaffen machte, endlich aber doch auch bezwungen und hingerichtet wurde. Die Empörung wurde endlich ganz gedämpft, nachdem Alexander eine feste, auf einem Felsen erbaute Festung erobert hatte. Hier fiel ihm Roxane, die Tochter eines Bactriers, des Oxyartes, der auch ein Anführer der Rebellen war, in die Hände. Die außerordentliche Schönheit dieses Mädchens machte, daß Alexander sich in sie verliebte, und sie zu seiner Gemahlin machte, worauf Oxyartes sich ihm unterwarf. Darauf bemächtigte sich Alexander des Landes der Parataciер, wo er auch eine, auf einem hohen steilen Felsen gelegene, Festung erobern mußte. Nun näherte er sich dem Flusse Indus, unterwarf sich die indischen Fürsten diesseits desselben. Dies Unternehmen führte vornämlich Hephästion aus, indem er mit geringer Mühe die kleinen indischen Fürsten bis an den Indus bezwang, während Alexander selbst seinen Zug nach dem Flusse Choaspes fortsetzte, an dessen Ufern ein rauhes und wildes Volk wohnte. Nach der Bezwingung desselben kam er an den Fluß Evaspla, wo er die Aspier bezwang. Hinter der Stadt Ariganus schlug er ein großes Heer barbarischer Völker, und erbeutete insbesondere eine ungeheure Menge Vieh, wovon er die schönsten Stücke nach Macedonien zur Fortzucht schickte. Darauf marschirte er gegen die Assacaner, deren Hauptstadt Mazagá, Magosa oder Massaca, er belagerte, und nach einer tapfern Gegenwehr eroberte. Eben so bemächtigte er sich der festen Städte Ora und Bazira und eines Felsens, Aornus genannt, wohin sich die Einwohner von

Bazira geflüchtet hatten. Endlich ging er über den Indus, und ließ seine Armee 30 Tage lang am jenseitigen Ufer ausruhen. Von da rückte er gegen den Fluß Hydaspes vor, wo der indische König Porus sich ihm widersetzte. Der Uebergang über diesen Fluß ward ohne besondere Schwierigkeit ausgeführt, aber gleich darauf mußte er dem Könige Porus eine Schlacht liefern, in welcher er eine hartnäckige und tapfere Gegenwehr fand, die aber doch auch siegreich für ihn ausfiel, und so, daß Porus selbst gefangen wurde. Das heldenmüthige Betragen dieses Fürsten erwarb ihm Alexanders Freundschaft so sehr, daß er ihn in Freiheit setzte, und ein Freundschaftsbündniß mit ihm schloß. Darauf unterwarf er sich noch verschiedene indische Völker, und erreichte den Fluß Hyphasis. Jetzt weigerten sich die Macedonier in allem Ernste weiter vorzurücken, und drangen auf den Rückzug, worein er denn auch endlich nothgedrungen willigen mußte. Als er wieder den Hydaspes erreichte, ließ er eine Flotte bauen, und schiffte so mit einem Theile seiner Armee den Fluß herab, während der andere Theil an beiden Ufern des Flusses der Flotte zur Seite neben dem Flusse hinziehen mußte. Auf diesem Zuge hatte er mit mehrern indischen Völkerschaften zu kämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier hätte er beinahe sein Leben verloren, indem er gefährlich verwundet wurde. Nach seiner Genesung setzte er die Reise zu Wasser weiter fort; unterwarf sich verschiedene indische Völker, segelte den Indus hinauf, und erreichte das Weltmeer, wo er bei der Insel Pattala einen Hafen anlegen ließ. Seine Absicht war, seine Flotte unter den Befehlen des Nearchus auf dem Weltmeere durch den persischen Meerbusen den Fluß Tigris hinauf zu schicken, und in Mesopotamien zu landen; aber die jetzt herrschenden Winde in diesen Gegenden verstatteten die Seereise nicht, und er begnügte sich, seine Flotte in einem sichern Hafen am andern Arme des Indus vor Anker zu legen. Darauf setzte er seine Reise zu Lande durch die Wüste nach Babylon fort, auf welchem Marsche er mit außerordentlichen Beschwerden zu kämpfen hatte. Unterweges stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen, und setzte Statthalter in die Provinzen. Zu Susa nahm er zwei persische Prinzessinnen zu Gemahlinnen, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, Perser und Macedonier aufs Genaueste zu vereinigen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter seine Armee aus. Auf dem Fluß Euläus bestieg er wieder eine Flotte, während er den Hephästion zu Lande nach dem Tigris marschiren ließ, und segelte glücklich über das Weltmeer den Fluß Tigris herauf, bis zum Lager des Hephästion. Eine neue Empörung der Macedonier wurde glücklich gestillt, und darauf die Unvermögenden von ihnen mit reichlichen Geschenken nach Hause geschickt. Einige Zeit darauf starb Hephästion, der Liebling Alexanders, worüber er sich sehr betrübte, und seinen Leichnam mit königlicher Pracht zur Erde bestatten ließ. Als er darauf von Ecbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen ihm die Magier gerathen haben, nicht in diese letztere Stadt zu gehen, weil sie ihm verderblich seyn würde. Indessen ging er doch hin, verfiel aber bald darauf, nachdem er bei einem Gastmale zu stark getrunken hatte, in eine Krankheit, die ihm in wenigen Tagen den Tod brachte. Nach Diodor gab er seinen Ring dem Perdiccas, und als seine Freunde fragten, wem er das Königreich hinterlasse, sagte er: dem Würdigsten. Auch gedenkt dieser Schriftsteller, nebst Plutarch, des Gerüchts, daß er an einer Vergiftung durch den Antipater gestorben sey, ohne aber darüber zu entscheiden. Auch verwickeln andere den Aristoteles mit in diese Vergiftung, indem er Antipaters Sohn, Cassander, welcher zum Alexander geschickt worden war, mit einem tödtlichen Wasser aus Arabien versehen habe, um es unter den Wein des Königs zu mischen. Er starb Ol. 114 in einem Alter von 32 Jahren, 8 Monaten, und nach einer Regierung von 12 Jahren, 8 Monaten. Von seiner Gemahlin Roxana hinterließ er einen Sohn, Alexander, der eine Zeitlang König war. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, und mit außerordentli-

cher Pracht nach Aegypten geführt, wo er in einem Tempel zu Alexandrien beigesetzt wurde.

Alexander, der jüngste Sohn des Ptolemäus Physcon und der Cleopatra. Dieser seiner Wittwe hatte der König Aegypten überlassen, mit dem Bedinge, einen ihrer Söhne zum Mitregenten zu wählen. Sie ernannte den jüngsten, den Alexander, weil er ihrer Herrschsucht am wenigsten im Wege zu stehen schien; aber das Volk war mit dieser Wahl unzufrieden, und nöthigte sie den ältesten Sohn Lathurus zu ernennen. Bald darauf aber wußte sie das Volk gegen diesen einzunehmen, und für Alexandern zu stimmen. Jetzt mußte Lathurus Aegypten entsagen, und mit der Insel Cypern vorlieb nehmen, und Alexander kam auf den Thron. Dieser führte aber eigentlich nur den Namen eines Königs, und war nichts, als ein Sklave seiner tyrannischen Mutter. Wie er endlich erfuhr, daß sie Meuchelmörder gegen sein Leben gedungen habe, so kam er ihr zuvor, und ließ sie tödten. Dieser Muttermord aber erregte den Unwillen der Alexandriner so sehr, daß sie sich empörten, den Alexander vertrieben, und seinem Bruder die Krone aufsetzten. Er lebte nun einige Zeit als Flüchtling, und verlor endlich bei einem unglücklichen Versuche, Aegypten oder Cypern wieder zu erobern, sein Leben.

Alexander Newsky, Dorf und prächtiges Kloster im russischen Gouvernement St. Petersburg, 10 Meilen von dieser Stadt, deren Erzbischof daselbst gewöhnlich seinen Sitz hat. Es ward vom Kaiser Peter dem Großen 1712 zum Andenken des großen Siegs erbaut, den der russische Held und heilige Alexander Newsky 1241 über die vereinigten Dänen, Schweden und Ritter des deutschen Ordens erkämpfte, die an den Ufern der Newa gelandet waren. Der Alexander-Newsky-Orden oder der Ritterorden vom rothen Bande ist von Kaiser Peter I. 1722 gestiftet, und von Catharina I. bei der Vermählung der Prinzessin Anna mit dem Herzog von Holstein 1725 zuerst ausgetheilt worden. Das Ordenszeichen ist ein goldnes roth emaillirtes achtspitziges Kreuz, in dessen Mitte das Bild des h. Alexander Newsky in ganz goldnem Harnisch zu Pferde ist. Auf den 4 ausgehenden Enden des Kreuzes steht mit goldnen Buchstaben die Ordensdevise: Pro labore et patria, in russischer Sprache, in den 4 Winkeln des Kreuzes sind 4 goldene zweiköpfige Adler mit ausgebreiteten Flügeln mit kaiserlichen Kronen auf den Köpfen. Dieser Orden wird an einem breiten ponceaufarbenen gewässerten Bande über der linken Achsel nach der rechten Hüfte zu hängend getragen. Auf der linken Brust führen die Ritter einen achtspitzigen mit silbernen Strahlen gestickten Stern, dessen 4 Mittelspitzen etwas länger als die Eckspitzen sind. Die mittelste Zirkelfläche des Ordenssterns ist Silber; auf derselben sind 2 durcheinander geschlungene Buchstaben S. A. (Sanctus Alexander) mit Gold gestickt; oben darüber ruht ein roth gestickter herzoglicher Hut mit silbernem Aufschlag, mit schwarzen Flocken hermelinartig besetzt. Umher ist ein ponceaufarbener erhabener Zirkel, auf dem eine mit Gold gestickte russische Schrift steht; unten sind zwei kreuzweis gelegte grüne Lorbeerzweige. Der Orden wird nur General-Lieutenants und Personen von gleichem Range ertheilt.

Alexander Severus (Marcus Aurelius), geb. zu Arco in Phönicien, wurde im J. 208 von Heliogabalus an Kindesstatt aufgenommen, und folgte diesem im J. 222 auf den Thron. Gleich beim Anfang seiner Regierung schafte er alle Mißbräuche ab, die sich bei seinem Vorgänger in so ungeheurer Menge eingeschlichen hatten, und das Glück seiner Völker war von nun an das einzige Ziel seines Strebens. Ganze Tage unterhielt er sich mit weisen und gelehrten Männern, um von ihnen zu lernen, und sich bei ihnen Raths zu erholen; nur diese ehrte er als Freunde, besuchte sie in ihren Krankheiten, und sorgte für ihre Bedürfnisse. „Warum begehret ihr Nichts von mir, sagte er ihnen oft, wollet ihr denn lieber im Stillen euch beklagen, als mir verpflichtet seyn?" Eine seiner Hauptsorgen war immer, den Soldaten das Nothwendige zu verschaffen. „Sie haben keine Furcht vor ihren Offizieren, sagte er, wenn sie nicht gut gekleidet und

gut genährt sind, und etwas Geld im Sacke haben." Die Stadt Rom verschönerte er durch herrliche Schulgebäude, wo schöne Künste und Wissenschaften gelehrt wurden; er bezahlte hier nicht nur die Lehrer, sondern auch unbemittelte Schüler, wenn sie Geschmack und Anlage für die Studien verriethen. Ausgezeichnete Gelehrte logierte er in seinem Pallast, und nur das Verdienst hatte sich seiner Gunst zu erfreuen. Vor seiner Regierung war sein Pallast der Abgrund, wo alle Einkünfte des Reichs sich verschlangen; er aber hob alle unnützen Ehrenämter auf, und nur das nöthige Personal zu seiner täglichen Bedienung hielt er bei. Aller Aufwand in Wagen und Pferden so wie bei seiner Tafel wurde verbannt; selbst an großen Courtagen bestand sein Gelage nur aus 2 Fasanen und 2 Kapaunen. „Die Majestät des Reichs, sagte er, kann sich nur durch Tugend, nicht aber durch eitele Pracht behaupten." Nie litt er, daß Aemter, mit denen eine gewisse Macht, Gutes oder Böses zu thun, verbunden war, verkauft wurden, wie dieses vor seiner Zeit, leider, so häufig der Fall war; „es folgt nothwendig, sagte er, daß derjenige, welcher im Großen einkauft, im Kleinen wieder verkauft." Um eine gute Auswahl unter den Männern zu haben, die er zu Staatsämtern bestimmen wollte, ließ er selbige öffentlich kund machen, ehe er sie ernannte, um die Meinungen Anderer darüber zu vernehmen; nach geschehener Auswahl würdigte er sie aber auch aller möglichen Auszeichnung, wenn sie es verdienten, und nahm sie sogar zu sich in seinen Tragesessel. Der Spruch des Christenthums „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thue auch keinem Andern" war seine Maxime bei Verwaltung des Rechts, und er ließ ihn in seinem Pallaste mit großen Buchstaben auf die Wände schreiben. Es ereignete sich der Fall, daß seine heidnischen Römer den Christen einen Platz streitig machen wollten, der zum Baue einer Kirche bestimmt war, Alexander beurkundete seine Achtung für die Religion der Christen, indem er sagte „es liegt mehr daran, daß Gott einen Platz zu seiner Anbetung habe, (auf was für eine Weise diese auch geschehe) als daß die Kaufleute einen solchen zur Erleichterung ihres Geschäfts haben." Sein guter Genius nämlich ließ ihn die Weisheit der Christen-Moral richtig auffassen, und sein unverderbtes Herz ließ ihn Geschmack daran finden. Aelius Lampridius erzählt uns, daß er Jesus Christus im Stillen anbetete, und dessen Bildniß in seinem Lararium aufstellte; gleichwohl war ihm das Glück nicht zu Theil, soviel wir wissen, die Christusreligion anzunehmen. Alexander sah sich in die Noth versetzt, den Perser König Artaxerxes mit Krieg zu überziehen; er schlug diesen mächtigen Feind in einer merkwürdigen Schlacht, und zeichnete sich eben so sehr aus durch Muth und Tapferkeit, als durch strenges Halten auf Mannszucht in seinem Heere. Während seines Triumphes zu Rom über diesen Sieg lief die Nachricht ein, daß die Germanier in den römischen Provinzen Illyrien und Gallien schreckliche Verwüstungen anrichteten. Alexander zog gegen sie aus, und als er im Begriff stand, in der Gegend von Mainz über den Rhein zu setzen, empörten sich seine Soldaten, erbittert über seine strenge Mannszucht, wider ihn, und einer seiner Offiziere erdolchte ihn meuchlerisch nebst seiner Mutter, nachdem er ungefähr 13 J. regiert hatte. Der röm. Senat ließ das Bildniß dieses Kaisers als Götterbild im Tempel aufstellen, der in seinem Leben die Titel: Herr, Gott, anzunehmen standhaft sich geweigert hatte: Titel, wodurch das entartete Rom so manchem seiner Imperatoren, die nichts weiter als Tyrannen und große Ungeheuer waren, den Weihrauch zündete.

Alexander, Tyrann von Pherä und Tagus, oder Oberhaupt von Thessalien, ein Sohn oder, nach andern, Neffe des Tyrannen Jason, bestieg den Thron nach Ermordung seines Bruders oder, nach andern, seines Onkels, des Polyphron. Er war einer der grausamsten und abscheuligsten Tyrannen, bedrückte die Aleuaden in Thessalien, und mußte, da diese den macedonischen König, Alexander II, zu Hülfe riefen, sich viele Einschränkung gefallen lassen. Dennoch erholte er sich wieder, und drückte die Thessalier aufs Neue. Diese riefen nun (3615) die Theba-

ner zu Hülfe, welche ihren Feldherrn Pelopidas hinschickten, der Larissa wegnahm, und Alexandern selbst in die Nothwendigkeit versetzte, sich zu ergeben. Der edle Thebaner suchte seinen Feind zu bessern, aber vergeblich. Er entwich heimlich, und während Pelopidas in Macedonien war, fing er neue Unruhen an, so daß jener von den Thebanern nochmals hingeschickt wurde. Beide trafen sich bei Pharsalus. Pelopidas glaubte, der Tyrann sey gekommen sich zu rechtfertigen, und ging unbewaffnet zu ihm; allein Alexander ließ ihn sogleich gefangen nehmen, und bemächtigte sich Pharsalus. Alles gerieth über diese Handlung in Schrecken und Furcht. Theben schickte sogleich eine starke Armee ab; da aber Athen dem Tyrannen beistand, so wurden die Thebaner zurückgeschlagen. Epaminondas riß ihm aber kurz darauf den Sieg wieder aus den Händen, und Alexander mußte den Pelopidas frei geben. Sobald die Thebaner wieder fort waren, gingen auch die Unruhen von Neuem los. Pelopidas wurde abermals abgeschickt, und obgleich dieser brave General im Treffen blieb, so wurde doch der Tyrann genöthigt, alles, was er im Besitz hatte, herauszugeben, Theben einen ewigen Gehorsam zu schwören, und sich mit Pherä zu begnügen. Nachmals legte er sich auf Seeräubereien, und richtete besonders auf den cycladischen Inseln vielen Schaden an. Endlich (3627) wurde er auf Anstiften seiner Gemahlin Thebe von ihren 3 Brüdern ermordet. Das ganze Leben dieses Fürsten war ein Gewebe der abscheulichsten und grausamsten Handlungen. Menschen auf die abscheulichste Weise zu morden, war ihm Kinderspiel. Dabei wurde er im höchsten Grade vom Argwohn gemartert. Ungeachtet er seine Gemahlin sehr liebte, so ging er doch nie zu ihr, ohne daß er erst durch eine Wache alles vorher durchsuchen, und einen Sklaven mit bloßem Schwerdte vor sich hergehen ließ.

Alexandria, die Hauptstadt Aegyptens unter den Ptolemäern und Residenz derselben. Alexander der Große ließ sie 335 v. Chr. vom Baumeister Dinochares erbauen, und sie nach sich selbst benennen. Sie lag 4 Meilen westlich von der kanopischen Mündung des Nils auf einer Erdzunge, die vom See Mareotis und einem Busen des mittelländischen Meeres gebildet ward. Die Alten geben ihre Größe von 10 bis 15 römische Meilen im Umfange an. Ihre natürliche Lage machte sie zur Festung, indem sie zu Wasser und zu Lande unzugänglich war. Gegen Osten nämlich war sie durch einen schmalen Erdstrich mit dem festen Lande verbunden, südlich und westlich war der See Mareotis, gegen Norden aber das mittelländische Meer, das hier viele Klippen hatte, so daß man nur neben der Insel Pharos vorbei in den Hafen laufen konnte. Sie hatte 5 Häfen. Zwei davon, die zugleich die größten und eigentlich nur Ein Hafen waren, der aber durch einen Damm in zwei getheilt wurde, bildete die Insel Pharos. Der östliche von ihnen hieß der große Hafen, in welchem noch ein anderer Hafen war, den Strabo den geheimen oder geschlossenen Hafen nennt; er war nur für den König, und wurde von der Insel Antirrhodus gebildet. Der westliche Hafen hieß Eunostrus, d. i. die glückliche Rückkunft. Er hatte auch einen Hafen in sich, welcher ausgegraben war, und wegen seiner viereckigten Gestalt den Namen Kasten führte. Aus ihm führte ein Kanal nach dem See Mareotis, der gleichsam den fünften Hafen ausmachte, indem der See auch durch einen Kanal mit dem Meere, dem Nil und dem See Möris in Verbindung stand. Diese Kanäle dienten auch dazu, den Schlamm aus dem See fortzuführen, und in Alexandrien reine und gesunde Luft zu erhalten. Ueberhaupt war diese Stadt gesund, wozu auch die Länge und Breite der Straßen beitrug. Die vortheilhafte Lage Alexandriens machte sie bald zum Mittelpunkt des orientalischen Handels, besonders, da jetzt Tyrus zerstört war. Da sie die beständige Residenzstadt der Ptolemäer war, so wurde sie von Zeit zu Zeit immer mehr verschönert. Der schönste Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Palläste prangten. Hier befand sich auch das Akademie-Gebäude, oder Museum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek war, die 400.000 Bände stark gewesen seyn soll, und

deren anderer Theil von 300.000 Bänden im Serapion (oder dem Tempel des Jupiters Serapis in der Vorstadt Rhacotis) stand. Im Museum hatten auch mehrere große Gelehrte freie Wohnung, Unterhalt und Besoldung, so daß diese Anstalt die erste, wo nicht die einzige in ihrer Art war. Zu der Zeit, als Julius Cäsar in Alexandrien belagert wurde, gerieth durch die Schuld seiner Soldaten das Bruchion in Flammen, und so ward auch die im Museum befindliche Bibliothek ein Raub derselben, welchen Verlust Cleopatra durch die pergamische Bibliothek, die ihr Antonius schenkte, wiederum zu ersetzen suchte. Ungeachtet dieses Brandes blieb aber dennoch das Museum stehen, und die Gelehrten behielten darin ihren Sitz bis auf den Kaiser Aurelian, unter dessen Regierung dasselbe bei Gelegenheit eines Ausbruchs bürgerlicher Unruhe zu Grunde ging. Die Bibliothek im Serapion erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius des Großen, welcher alle heidnischen Tempel, sowohl im römischen Reiche selbst, als in dessen Provinzen, zerstören ließ. Dies Schicksal traf denn auch den herrlichen Tempel des Jupiters Serapis in Alexandrien, indem ein wüthender Haufe fanatischer Christen unter Anführung ihres Erzbischofs Theodosius das ihnen verhaßte Heiligthum bestürmte, und es, wiewohl nicht ohne blutigen Kampf mit der noch mächtigen heidnischen Partei, eroberte. Bei diesem Sturm wurde die Bibliothek entweder verbrannt oder zerstreut, und der Geschichtschreiber Orosus (gegen Ende des vierten Jahrhunderts) sahe nur noch die leeren Schränke davon. Es waren also christliche und nicht arabische Barbaren, wie man sonst glaubte, welche der Literatur diesen empfindlichen Verlust verursachten. Die Ueberreste des zerstörten Tempels wurden in eine christliche Kirche umgeformt. Noch ist das Schloß S o m a zu bemerken, wo die Leichname der Könige aufbewahrt wurden; es lag auch am großen Hafen. Bei dem geheimen Hafen war das Theater und ein Tempel Neptuns. Der Theil der Stadt zwischen dem großen Hafen Eunostus hieß Phäotis, und war der älteste Theil. Hier befand sich das Serapion oder der Tempel des Serapis, den der Patriarch Theophilus i. J. Chr. 389 zerstörte. Im westlichen Theile der Stadt war das Gymnasium, das Dikasterium (Gerichtspallast) und das Panium, ein künstlicher Hügel, auf dem man die ganze Stadt übersehen konnte. Hinter diesen Gebäuden lag die Vorstadt Necropolis, wo Gärten, Begräbnisse und Häuser zur Balsamirung der Todten sich befanden. Von hier aus kam man auf den Hippodromus, den Rennplatz, und von da nach Nicopolis, welches, obgleich 30 Stadien von der Stadt entfernt, doch als eine Vorstadt von derselben angesehen wurde. Die Menge der Einwohner belief sich nach Diodor auf 300.000. Sie war in 3 Klassen getheilt: 1) Macedonier, welche den vornehmsten Theil ausmachten, und mit welchen die Juden gleiche Rechte hatten; 2) Miethsvölker, die aus den von Alexander unterjochten Ländern waren; und 3) Aegypter. Anfangs hatte die Stadt große Privilegien von Ptolemäus erlangt; in der Folge aber wurden sie sehr eingeschränkt, da die Einwohner schon durch ihren Reichthum übermüthig genug geworden waren, und nur gar zu oft Empörungen anfingen. Augustus brachte Alexandrien, so wie ganz Aegypten, unter seine Herrschaft, nahm ihr ihre Rechte, und setzte einen besondern kaiserlichen Präfekt darüber. Adrian und Antonin erneuerten den Alexandrinern ihre Privilegien; Kaiser Severus gab ihnen das Recht, Senatoren zu haben. Sein Sohn Caracalla aber, den die Alexandriner verspottet hatten, ließ durch seine Soldaten eine große Menge Einwohner niedermetzeln. Bei der Trennung des römischen Kaiserthums kam Aegypten mit Alexandrien an das morgenländische Reich. Endlich nahmen die Perser und dann die Araber Alexandrien in Besitz, das seinen Handel aber bis ins 15. Jahrh. behielt, und erst nach Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien, denselben fast gänzlich verlor. Das jetzige Alexandrien macht nur einen Theil des alten aus, von dem sich ringsherum interessante Ruinen zeigen, namentlich ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, das südöstliche Amphi-

theater, der Obelisk der Cleopatra aus einem mehr als 60 Fuß hohen Granitstücke und die Diocletians-, gewöhnlich Pompejussäule, die höchste auf der Erde, aus 3 großen Granitmassen zusammengesetzt, 88 Fuß 6 Zoll hoch. Nach der neueren Geographie liegt diese Stadt in der niederägyptischen Provinz Bahri, auf einer Erdzunge am mittelländischen Meer, nicht weit von dem westlichsten Arm des Nil, mit dem sie durch einen Kanal verbunden ist, mit einer 20 — 40 Fuß hohen Mauer, 2 durch eine Halbinsel getrennten Häfen (deren östlicher oder neuer seicht und unsicher ist, und jedem fremden christlichen Fahrzeug offen steht, da hingegen in dem westlichen oder alten Hafen, der tief und gut ist, nur muhamedanische Fahrzeuge aufgenommen werden) sie hat 2 Citadellen, 15.000 bis 20.000 Einwohner, Muhamedaner, Juden und europäische Kaufleute. Sie hat meistens steinerne Häuser mit platten Dächern, sieben gewölbte Cisternen zur Aufnahme des Nilwassers unter den Häusern, schöne Gärten mit Südfrüchten, ein Hospital für kranke Seefahrer ꝛc. Die Einwohner verfertigen viel grünes und weißes Glas zu Lampen und Flaschen, und handeln vorzüglich mit Saflor und Senna; auch holen europäische Kaufleute hier noch allerhand orientalische Stoffe, Spezereien, Mumien und besonders levantischen Kaffee ab. Der griechische Patriarch, der von dieser Stadt den Titel hat, hält sich zu Cairo auf.

Alexandrette, Scanderun, Eskienderun, 53° 35′ L. 36° 35′ 27″ B., eine Stadt in Syrien, am Meerbusen Ajas (Ajazzo), in einer wegen der umliegenden Moräste sehr ungesunden Gegend, weswegen auch die wohlhabenden Bewohner in den heißen Monaten auf die östlicher liegenden Berge ziehen. Sie ist der Hafen von Haleb, von dem es ungefähr 4 Tagreisen entfernt ist, und daher residiren hier Vicekonsuls von Frankreich, England und den Niederlanden.

Alexandrinische Bibliothek. Diese berühmte Büchersammlung wurde ums Jahr 300 v. Chr. von Ptolemäus Soter (nach andern von dessen Nachfolger, Ptolem. Philadelphus) zu Alexandrien in Aegypten angelegt. Durch mehrere der folgenden Könige bereichert, ward sie bald die ansehnlichste Bibliothek der Welt. Sie soll zuletzt gegen 700.000 Bände enthalten haben. Man bediente sich, so wird erzählt, zur Vergrößerung derselben folgenden Mittels: Man nahm alle Handschriften, welche durch Griechen oder andere Fremde nach Aegypten gebracht wurden, in Beschlag, ließ sie durch besonders dazu angestellte Personen abschreiben und schickte dann den Eigenthümern statt der Urschriften, die man zurück behielt, die davon gefertigten Abschriften zu.

Alexandrinischer Codex, eine der ältesten griechischen Handschriften. Sie besteht aus 4 Bänden in groß 4to und enthält vom alten Testamente die griechische Uebersetzung der 70 Dollmetscher und den Originaltext des neuen. Sie befindet sich jetzt im brittischen Museum zu London. Sie wurde um das J. 1628 von dem engl. Gesandten zu Constantinopel, Thomas Rowe, als ein Geschenk des dortigen Patriarchen, Cyrillus Lucaris, dem König Carl I. von England übersendet. Cyrillus hatte sie von Alexandrien, wo sie wahrscheinlich geschrieben ist, mit sich nach Constantinopel gebracht. Auf einem Blatte, welches der Handschrift beigefügt ist, erzählt er, daß sie, einer Tradition zufolge, von einer vornehmen Aegyptierin, Namens Thekla, vor ungefähr 1.500 Jahren, nicht lange nach dem Concilium von Nicäa, geschrieben worden sey. Von dieser Handschrift ist vor einigen Jahren zu London ein genauer, ihr völlig ähnlicher Abdruck besorgt worden.

Alexandrinischer Krieg, der kleine Krieg, den Cäsar in Aegypten zu führen hatte. Hier stritten sich Ptolemäus, Dionysius und Cleopatra um die Thronfolge. Die Armee des Ptolemäus bestand größtentheils aus römischen Ueberläufern. Als Cäsar in Aegypten landete, und die junge Cleopatra begün-

stigte, wurde er von jenen mitten in Alexandrien belagert, und kam ziemlich ins Gedränge, weil er zu wenig Mannschaft bei sich hatte. Endlich aber kam Mithridates aus Pergamus mit hinlänglicher Verstärkung an; Ptolemäus wurde bei Pelusium überwunden, und büßte auf der Flucht sein Leben ein. Der ganze Krieg hatte noch keine 9 Monate gedauert.

Alexandrinisches Zeitalter. Seit Hellas durch den peloponnesischen Krieg sich selber erschöpft und aufgerieben, und den sonst verachteten Barbaren um ihr Gold und Gunst fröhnte, endlich seiner nicht mehr mächtig des macedonischen Emporkömmlings, des listigen Philipps, Beute geworden, da fielen und welkten auch jene herrlichen Blüthen der Kunst und der Wissenschaft, welche das kräftige freie Zeitalter der Väter in üppigem Wuchse hervorgetrieben hatte. Hellas war seit 320 v. Chr. der Tummelplatz der gegeneinander kämpfenden Feldherren Alexanders des Großen, und die letzten auflodernden Flammen der Freiheit und Kraft erdrückte nach diesem der Stolz und die Siegerkälte der Römer. Mit der äußern Beschränktheit und Sklaverei wuchs zugleich die innere, des Geistes. An die Stelle der erhabenen Kunst und der genialen Geistesgröße der Früheren trat Künstelei und Kleinigkeitssinn. So starb des freien Geistes und der freien Natur einzige Tochter, die Kunst, langsam hin.— Es waren aber die Ptolemäer in Aegypten gar große Verehrer der Wissenschaften, und suchten dieselben auf alle Weise zu schützen und zu fördern. So legte Ptolemäus Philadelphus in Alexandrien jene große und weltberühmte Bibliothek an, und rief an seinen Hof die Künstler und Gelehrten seiner Zeit, und baute ein gewaltiges Gebäude, das Museum, wo die Gelehrten alle wohnten, studierten, und andere unterrichteten. Unfähig aber dem, was sie anstaunten und studierten, ähnliches oder gleiches zu schaffen, erklärten und bekrittelten viele von ihnen jene Meisterwerke, und so entstanden die Grammatiker, frostige Wortklauber. Einzelne versuchten sich auch in der Kunst, erhoben sich aber selten über Nachahmungen. Der erstern ausgezeichnetste sind Zenodatus, Eratosthenes der Cyrenäer, Aristophanes aus Byzanz, Aristarchus, Zoilus, Didymus, Apollonius der Sophist. Der letztern vorzüglichste sind: Apollonius der Rhodier, Theokrit, Aratus, Callimachus und 7 Tragiker, die man das Siebengestirn von Alexandrien nannte. Das, was Lob, wenigstens bei den meisten verdient, ist, daß sie sich einer reinen, (der attischen) Sprache beflissen. — Aber der Geist fehlte, den kann kein Studium, keine Kritik ersetzen. Was für Schüler nun diese Lehrer bildeten, Nachäffer der Nachahmung, ist zu ermessen, und es ist klar, wie sie bald den Gefrierpunkt der Poesie erreichen mußten. Manches jedoch, was uns das Verstehen der Alten erleichtert, verdanken wir ihrem fleißigen Sammeln.

Alexandrowsk, 1) Kreisstadt im russischen Gouvernement Wladimir, 56° 30′ L. 56° 25′ B. am Sera, mit 1 Kloster, 700 Einwohnern und Stutereien. Hier errichtete der Czar Joh. Wasiljewitsch die erste Druckerei in Rußland. — 2) Festung im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw mit 350 Einwohnern. Hier ist der Anfang der dneprschen Schanzlinie (Festungsreihe), die 1770 gegen die damals noch nicht unter russischer Hoheit stehenden krimschen Tataren angelegt wurde.

Alexei Michaelowitsch folgte seinem Vater in einem Alter von 16 J. 1645 auf den Thron. Seine Regierung ward durch blutigen Aufstand und durch Kriege von Innen und von Außen gestört; gleichwohl gelang es ihm so ziemlich glücklich, alle diese Ungewitter zu beschwichtigen. Er war ein gerechter, aber strenger Fürst, und der Erste, der die Reichsgesetze, die sich bis dahin geschrieben vorfanden, drucken ließ. Er laß die guten Werke des Auslandes über Kunst und Wissenschaft, und ließ sie sich ins Russische übertragen. Durch seine Regsamkeit und Wohlthaten kam der Handel empor. Tuch- und Seidefabriken wurden errichtet, mehrere öde Steppen durch Kolonien von auswärts, besonders aus Polen bevölkert, Städte gebaut, und die Residenz Moscau vergrößert und verschö-

nert. Er ging mit dem Plane schwanger auf dem kaspischen und schwarzen Meere Flotten zu halten. Sein Hof war prächtiger als je einer seiner Vorgänger, und trotz dieser Pracht wußte sein haushälterischer Sinn noch Schätze aufzuhäufen. Er empfing aus Persien, China und von andern Völkern Asiens Gesandschaften mit reichen Geschenken, und trat in Verbindungen mit den vornehmsten Mächten Europa's. Ein zu früher Tod endigte sein Leben im Jahre 1677. Er hinterließ aus zweiter Ehe mit Natalie Nariskin einen Sohn, den berühmten Czaren Peter den Großen, welcher Alles, was sein trefflicher Vater begonnen hatte, meisterlich vollendete.

Alexei Petrowitsch, ältester Sohn des Czaren von Rußland, Peter des Großen, und der Eudoxia Lapuchin, geb. zu Moskau 1690, verehelicht mit Charlotte v. Braunschw.-Wolffenbüttel. Weit entfernt dem ehrenvoll betretenen Pfade seines großen Vaters zu folgen, würdigte er durch seine Reden, und mehr noch durch seine Sitten und Handlungen alles herab, was dieser zur Verherrlichung seines Reiches unternahm. Alexei führte ein unedles dunkles Leben, sein Karakter war etwas wild, er hing über alle Maaßen an den herkömmlichen Gebräuchen seiner Nation, und verachtete aus ganzer Seele alle neuern Einrichtungen. Fast immer hielt er sich eingeschlossen mit einer Finländerin, Namens Euphrosine, die ihn in einem unthätigen herzlosen Leben hinhielt. Peter wollte ihn deswegen enterben, und Alexei sträubte sich gar nicht wider den Plan seines Vaters; unterdessen hatte dieser kaum seine zweite Reise angetreten, als er auch nach Wien, von da nach Innsbruck und ferner nach Neapel entfloh. Der Czar entdeckte den Aufenthalt seines Sohnes, und versprach ihm völlige Straflosigkeit und bewegte ihn so nach Moskau zurückzukehren. Allein im Augenblicke seiner Ankunft ließ Peter den Pallast, wo er abgestiegen war, mit Wachen besetzen, man nahm ihm seinen Degen, und er ward als ein Verbrecher seinem Vater vorgeführt. Die Vornehmsten aus dem Adel, so wie die Geistlichkeit, war hier versammelt; der Czar erklärte ihn jetzt für unwürdig der Thronfolge, und Alexei mußte darauf feierlich Verzicht leisten. Alexei's Vertraute, so wie diejenigen, welche ihn auf der Flucht begleitet hatten, wurden in Haft gesetzt, und die meisten von ihnen mußten auf dem Schaffot bluten. Sogar seinen Beichtvater ließ Peter vorerst auf die Folterbank werfen um aus ihm die Beichtgeständnisse seines Sohnes zu erfahren, und dann ließ er ihn enthaupten. Die Czarin Eudoxia, des Alexei Mutter, mußte in ein Kloster am Ladoga-See wandern, und die Prinzessin Maria, des Czaren Schwester, ward im Schlosse Schlüsselberg in engen Verwahr gebracht. Peter hielt seinen Sohn anhaltend eingeschlossen, behandelte ihn wie einen Majestäts-Verbrecher, ließ ihm den Prozeß mit der größten Strenge machen, und Alexei wurde zum Tode verurtheilt. Man überbrachte dem unglücklichen Prinzen dieses schreckliche Urtheil, und Tages darauf 1719 starb er, wie viele damals glaubten, vergiftet. Lamberti, ein gleichzeitiger Schriftsteller, durchaus unparteiisch und genau bis ins Kleinliche, wie Voltaire sagt, erzählt, Peter selbst habe seinem Sohne zuerst die Knute gegeben, und ihm dann den Kopf heruntergeschlagen. Alexei hinterließ einen Sohn, welcher nach dem Tode der Kaiserin Catharina den Thron bestieg.

Alexis del Arco, mit dem Beinamen: Sordillo de Pereda (der Taube von Pereda), geboren zu Madrid 1655, war von Geburt an taub und stumm. Sein Meister war Antonio de Pedera. Obgleich von Haus aus von allen Mitteln entblößt, fertigte er doch Werke, würdig der größten Meister seiner Zeit. Hervorragend war sein Talent in der Portraitmalerei; auch wagte er sich mitunter an geschichtliche Darstellungen, die ihm gleichwohl nicht so gut gelangen. Zeichnung und Colorit sind ganz trefflich in seinen Werken, besonder bewundert man die herrlichen Compositionen. Er starb zu Madrid 1700. Hier sieht man im Kloster der Trinitarer eine Himmelfahrt und eine Empfängniß Maria, ein Werk seiner frühesten Jugend. Die Kapelle

der lieben Jungfrau de la Novena, im Pfarrbezirke St. Stephan, ist ganz von ihm gemalt, und in der Kapelle del Santo Christo ist eine heilige Theresia, ein wirklich schönes Bild, von seiner Hand vorfindlich.

Alfaro (Don Juan), geb. zu Cordova 1640, ein großer Maler. Sein erster Meister war Castillo, aus dessen Schule ging er nach Madrid in die Schule des berühmten Velasquez über. Unter dessen Anführung brachte er es bald so weit, daß seine Portraite oft für jene seines Meisters galten; und wenn er sich bisweilen von dessen Manier entfernte, so geschah es nur, um jene von van Dyk nachzuahmen, den er unendlich verehrte. Velasquez, erster Maler des Königs von Spanien, verschafte seinem gelehrigen Schüler die Gelegenheit sich nach den Meisterwerken von Titian und Rubens, die sich in den verschiedenen Pallästen dieses Königreichs vorfanden, zu bilden. Alfaro studierte die herrlichen Werke dieser Künstler, denen er vorzüglich ihr Colorit, so wie den Zauber ihres Helldunkels, abzulernen verstand. Portraits und Miniature waren seine Lieblingsbeschäftigung. Er starb in der Blüthe seiner Jahre 1680. Er hat über seine Kunst treffliche Schriften hinterlassen. Zu Cordova in dem Oratorium der Barfüßer Carmeliten findet sich sein herrliches Gemälde: die Menschwerdung Christi, und zu Madrid in einer Kapelle des kaiserl. Collegiums ein Schutzengel, und das schöne Portrait von Pedro Calderon de la Barca oben dem Grabe desselben in der Pfarrkirche San Salvador.

Alfieri (Graf Victor), ein berühmter tragischer Dichter, geb. in Piemont 1749, starb 1803 an einer Krankheit, die er sich durch übermäßiges Arbeiten zugezogen hatte. Frühzeitig blieb er sich selbst überlassen, und mißbrauchte seine Freiheit, wie die meisten jungen Leute, die sich in ähnlicher Lage befanden. Sein heftiger Karakter, sein stolzer unruhiger Geist und sein unüberwindlicher Hang zur Unabhängigkeit zogen ihn in manche Ausschweifung hinein. Alle seine Neigungen, alle seine Leidenschaften hatten einen Strich von Wahnsinn an sich. Seine Wuth zu reisen und Pferde zu halten nahmen einen großen Theil seines Lebens ein, und Liebe und Dichtkunst theilten den Rest davon unter sich. Bei einem unverdorbenen Herzen waren es seine Sitten nicht immer, und der Ruf seiner verliebten Abenteuer ging jenem seiner literarischen Fortschritte vorher. Nämlich in seinem 25sten Jahre war es, wo sein Genie ihm einzuleuchten begann; zwar waren seine ersten Versuche nicht geeignet Andern eine große Idee davon beizubringen. Die Cleopatra und die Dichter waren Produkte, die keineswegs einen Platz in der Sammlung seiner Werke verdienen; aber von dieser Epoche an nahm er alle seine Studien von Neuem mit einem Eifer vor, der alle Vorstellungen übersteigt. Er unterwarf sich den abschreckensten Arbeiten der Kindheit und bewies durch sein Beispiel, was der junge Chatteston, der vielleicht der Alfieri von England geworden wäre, einst sagte: „Unsere Arme sind lang genug, wir brauchen sie nur von uns zu strecken." Alfieri's später Fleiß, und die Fortschritte, die er damit machte, sind mit die merkwürdigsten Erscheinungen in der Literärgeschichte. Mit eben dieser Kraft des Ausdauerns begann er in seinem 45. Jahre das Studium der griech. Sprache, und brachte es darin bis zu einem sehr bedeutenden Grade. In seiner Lebensgeschichte sieht man, zu welchen erstaunlichen Mitteln er deswegen seine Zuflucht nehmen mußte, und das, was er uns hierüber sagt, ist für junge Leute, für welche die Schwierigkeit dieser Sprache sehr abschreckend ist, gewiß kein schwaches Mittel zur Aufmunterung und Nacheiferung. Von nun an erschienen allmählig seine 19 Tragödien, auf denen sein erster Anspruch auf Ruhm sich gründet. Seine Stücke sind von einfacher antiker Haltung; ihr Gang ist fast immer rasch und richtig abgemessen, die Karaktere entwickeln sich mit Kraft, sein Styl ist ohne Unterlaß voll und kräftig. Nie hat einer den Mechanismus des tragischen Verses mehr studiert und richtiger gekannt als Alfieri; man muß erstaunen, in einer langen Reihe von Seitenzahlen Nichts von jener Weichheit zu finden, die man der italienischen Poesie im Durchschnitt

zum Vorwurf macht. Sein Studium eines Dante, Machiavell, eines Amiot, Montaigne, eines Tacitus und Salustius gaben seinem Styl einen Ernst, eine Kraft und so etwas Prachtvolles, wie man es in andern Tragikern Italiens vergebens sucht. Unter seinen übrigen Werken ist jenes: della Tyrannide wohl das gerühmteste. Alfieri, der in weniger schwierigen Zeiten lebte, als Machiavell, und dessen kühner Geist der Wahrheit huldigend, sonst von keiner Schonung wußte, behandelte eben diesen Text, wie sein erlauchter Vorgänger, jedoch in einer andern, seinem persönlichen Karakter analogen Form. Machiavells Prinz ist eine Ironie von erhabener Art; jener von Alfieri eine heftige Verwünschung. Jener unterminirt den Despotismus, während er sich die Miene giebt, ihm zu dienen; dieser befehdet ihn im offenen Felde. Ersterer ist ein glücklicher Verräther, dieser ein erklärter Aufrührer. Machiavell hat vor Alfieri den Vorzug, daß er gar kein Musterbild vor sich hatte. Alfieri hat vor Allen, die sich auf dieser Bahn zeigen werden, das Verdienst der Kühnheit und Neuheit. Unter seine Vorzüge, als Tragiker, gehört noch seine außerordentlich kraftvolle Stimme, und sein ernster imponirender Blick. Seiner Asche, welche zu Florenz in der h. Kreuzkirche zwischen Machiavell und Michel Angelo ruhet, hat Canova ein schönes Denkmal gesetzt.

Alfort, ein Schloß im französischen Departement Seine, Bezirk Sceaux, 2 Stunden von Paris, mit einer großen Thierarzneischule, botanischem Garten, zootomischem Theater und reicher Naturaliensammlung.

Alfred, oder Aelfred, mit dem Beinamen, der Große, bestieg den Thron von England 871. Anfänglich vermogte er den Dänen, die fast in seinem ganzen Reiche fürchterlich haus'ten, nur schwach zu widerstehen; sie hielten keine Vergleiche, die er mit ihnen abschloß, und so mußte er endlich gar flüchten und bei einem Schäfer in Dienste gehen. Hier blieb er 6 Monate verborgen, und leitete in der Ferne die allgemeine Rüstung seiner mit ihm stets einverstandenen Unterthanen, brach alsdenn hervor, hieb diese barbarischen Eroberer in die Pfanne, und legte ihnen Bedingungen nach seiner Willkühr auf. Gitro ihr König mußte sich taufen lassen, und Alfred, von Engländern und Dänen als Souverain erkannt, hielt ihn zur Taufe. Jetzt marschirte er auf London, belagerte, nahm es ein, befestigte es, und ließ Kriegsschiffe bauen, die sich weit besser, als jene der Dänen zum Manövriren schickten. Als er nun sein Königreich wieder erobert hatte, besserte er die Sitten seiner Unterthanen, gab ihnen Gesetze, und die Juri beim Gerichte. Er führte die Mannszucht unter seinen Truppen ein, schützte den Handel, versah die Kaufleute mit Schiffen, und so ließ er gemilderte Sitten nebst den Künsten die Stelle der Barbarei einnehmen, die sein Reich so lange verwüstet hatte. Ihm verdankt England die Universität Oxfort. Von Rom aus ließ er Bücher kommen, um ihre Bibliothek einzurichten, und schöne Künste und Wissenschaften wieder ins Leben zu rufen. Die Priester seiner Zeit verstanden sich wenig aufs Latein; er lernte es zuerst, und ließ es Andere lernen. Zugleich legte er sich auf die Geometrie, Geschichte, und selbst auf die Dichtkunst. Eine Kroniken-Sammlung, Uebersetzungen der Geschichte von Orosus und Beda, und des Boetius Trost der Philosophie ꝛc. sind rühmliche Proben davon. Seine Liebe zur Ordnung ließ ihn von seiner Zeit die glückliche Auswahl treffen, auf seine Staatsgeschäfte, auf seine Studien, so wie auf sein Gebet den gehörigen Theil zu verwenden; zu diesem Zwecke ließ er, (damals gab es noch keine Taschenuhren) sich 6 Wachslichter machen, deren jedes 4 Stunden brannte, und seine Hofkapläne mußten ihm abwechselnd anzeigen, sobald eine verbrannt war. In der Blüthe seines Alters wo sein Ruhm seine höchste Stufe erreicht, hatte er ein Gelübde gethan, diese Zeiteintheilung gewissenhaft beizubehalten. Dieser große König starb i. J. Chr. 900 wie ein Vater und Held von seinem Volke betrauert, dessen Schutz und Gesetzgeber er war. Nie hat ein Fürst seinen Unterthanen sich leutseliger, und seinen Feinden sich

gewaltiger gezeigt, und vielleicht gab es nie eine auffallendere Probe davon, was Religion über Könige und Völker zum Ruhm und zur Wohlfahrt der Staaten vermag, als unter der Regierung des vortrefflichen Alfreds, in dessen Person sich alle Eigenschaften eines tapfern Kriegers und tiefblickenden Staatsmannes, so wie einer echten Religiösität vereint hatten. Fr. L. Graf zu Stollberg hat dieses großen Königs Leben mit gewohnter Meisterschaft in einem schönen, reinen und deutschen Geiste dargestellt. Münster, 1815. 8vo.

Alfturien, Alfurier, kleine schwarzbraune Nation in den Gebirgen von Celebes, ein stilles Volk, das nur auf einigen Inseln Reis- und Ackerbau treibt, und von den Niederländern despotisirt wird, die den Ertrag des Bodens für sich benutzen, und seit 150 Jahren sich es angelegen seyn ließen, den Anbau zu verleiden, jedem Versuch zur Anlegung von Manufakturen zuwider zu seyn, und sich jeder Art von Verbesserung zu widersetzen, die dem Volke die Gegenstände hätte verschaffen können, deren es bedarf. Sie gehören zu der malaiischen Race, gehen nackt, und führen zum Theil ein nomadisches Leben. Ein ähnlicher Stamm ist unter dem Namen Haraforas oder Alforen fast auf allen ostindischen Inseln. Auch auf der Insel Neuguinea in Australien sind Alfurier, die langes Haar haben und auf Bäumen wohnen sollen, welche sie mit großer Leichtigkeit an einer eingekerbten Stange erklettern, die sie hinter sich nachziehen. Sie leben vom Feldbau, und müssen den Papuern Platanen und andere Früchte liefern, wofür sie eiserne Geräthschaften &c. erhalten.

Algardi (Alexander), ein berühmter Bildhauer und Baumeister, ward 1593 zu Bologna geboren. Lodovico Caracci war sein Meister, und er selbst genoß die Freundschaft Dominichino's, durch dessen Einfluß er zu Rom in die Sphäre gelangte, worin er mit der Zeit als ein großer Stern durch seine Kunstprodukte schimmern sollte. Die dortige Peterskirche besitzt von ihm ein kostbares Basrelief von Marmor, mit Figuren in Lebensgröße, vorstellend den h. Leo, wie er dem Könige Attila entgegen geht. Zu Bologna ist von seiner Hand eine treffliche Gruppe: die Enthauptung des h. Paulus vorfindlich. Noch hat er zu Rom in der Sakristie der Oratorianer durch eine Statue des h. Philipp Nerius, durch die prächtige Springbrunnen und Verschönerungen der berühmten Villa Pamphili, durch die Façade der Ignatiuskirche, so wie durch den Hochaltar der Kirche St. Nicolas v. Tolentino, als durch eben so viele vollendete Meisterwerke seinem Namen ein bleibendes Denkmal errichtet. Algardi's Verdienst bleibt es, daß er die bis auf seine Zeit nur zu sehr vernachläßigte Bildhauerkunst wieder ins Leben rief, und der Meister einer Schule von berühmten Künstlern ward, die ihren Ruhm darin setzten, in seine Fußstapfen zu treten. Pabst Innocenz **XI.** ließ ihm 1.000 römische Thaler für oben angeführtes Basrelief auszahlen, und verehrte ihm zugleich eine goldene Kette, mit der Bitte, selbige zeitlebens zu tragen. Algardi starb zu Rom 1654. Auf seiner Grabschrift in der Kirche St. Johann liest man die merkwürdigen Worte: „den Werken dieses großen Künstlers fehlt nichts, als daß sie sich aus dem Alterthum herschreiben, um auf gleicher Stufe mit jenen zu stehen, die uns das Alterthum als die Vollkommensten aufbewahrt hat." Die italienischen Kunstverständigen nennen Algardi den Guido in der Bildhauerkunst, weil seine Zeichnungen wirklich die ganze Reinheit und Feinheit dieses großen Malers an sich tragen.

Algarotti (Francesco), eines reichen Kaufmanns Sohn, geb. zu Venedig 1712, erhielt zu Rom seinen ersten Unterricht als Vorübung zu jenem der Universität zu Bologna, wo er nachher während 6 Jahren unter den berühmtesten Professoren Philosophie, Geometrie, Astronomie, Experimentalphysik und Anatomie studirte. Schon frühe reiste er sowohl aus Neugierde, als auch um seine Talente zu vervollkommnen. 1733 kam er nach Paris, wo er seinen Newtonianismo per le Dame im Geschmacke der Fontenelle'schen Pluralité des Mondes größtentheils, doch nicht ganz mit dem nämlichen Erfolge schrieb. Zwar zeigt

sich in dem einen, so wie in dem andern dieser Schriften die Vernunft mit allen Grazien des Geistes; aber Fontenelle's Feinheit und Delicatesse fand mehr Beifall, als die Anmuth des Italieners. Von Paris reiste er nach England, alsdann nach Deutschland und Petersburg. Auf seiner Rückreise lernte ihn der damalige Kronprinz von Preußen, nachheriger Friedrich II. kennen. Algarotti gefiel ihm so wohl, daß er ihm nach seiner Thronbesteigung den Verdienstorden gab, ihn in den Grafenstand erhob, und zu seinem Kammerherrn machte. Der König von Polen August III. ernannte ihn zu seinem Geheimrathe im Kriegsdepartement. 1754 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 1764 zu Pisa sein Leben endigte. Vielleicht gab es zu seiner Zeit in ganz Europa Keinen, der sich besser auf Malerei, Bildhauerei und Baukunst verstand. Algarotti hinterließ in seiner Abhandlung über die schönen Künste ein wahres Meisterwerk in diesem Fache; die italienische Oper hat ihm eine bedeutende Verbesserung zu verdanken; seine Gedichte sind voll schöner Bilder und Empfindungen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Livorno bei Cotellini, 1763—65 in 4 Bänden.

Algarots=Pulver ist ein salzsaures Spießglanzoxid, was durch Verdünnung der Spießglanzbutter mit Wasser zu Boden fällt.

Algarve, Algarbien, ein am äußersten Ende liegendes Land, Königreich und Provinz in Portugal, zwischen der Sierra Monchique, der Guadiana und dem atlantischen Meere, $8^0 36' — 10^0 20'$ O. L. $36^0 56' — 37^0 30'$ N. B. von Osten gegen Westen 27—28 Meilen lang, und von Norden gegen Süden 5—6 Meilen breit, $99\frac{1}{2}$ Quadratmeilen groß, mit 127.615 Einwohnern. Das südwestliche Vorgebirge ist Cabo de St. Vincente, berühmt durch die Seeschlacht, welche die Engländer 1797 hier gegen die Spanier gewannen. Es ist fruchtbar an Feigen, Rosinen, Granatäpfeln, Datteln, Pisang, Karuben, Aloe, Esparto, Soda, Mandein, Oel, Wein (Sect, Patav oder Roman genannt), Weizen, Thunfischen, Seesalz, ꝛc. Es wird in 3 Correiçoes oder Gebiete getheilt, in das von Tavira, Lagos und Faro, hat 4 Ciudades, 14 Villas, 6 Dörfer, 71 Kirchspiele, 25.503 Feuerstellen, und Tavira zur Hauptstadt. Ehemals begriff Algarve ein großes Stück von Spanien bis an die Stadt Almeria in Granada, und die nordafrikanischen Küsten bis Tremesen. Auch verstehen die Portugiesen ihre ehemals in Afrika gemachten Eroberungen unter den Namen Algarbien, daher es in dem königlichen Titel heißt: König von Portugal, Brasilien und Algarbien dies= und jenseit des Meeres in Afrika.

Algebra heißt die Wissenschaft aus einigen gegebenen Größen andere unbekannte zu finden. Sie zerfällt in 2 Haupttheile: 1) die gemeine oder alte Algebra, oder die Algebra in Zahlen; 2) die neue Algebra, oder die Buchstaben=Rechenkunst. Hier werden statt der Ziffern Buchstaben angenommen, wodurch man nicht allein im Stande ist, weit schneller zum Ziele zu kommen, sondern auch Rechnungen ausführen kann, die mit Zahlen entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Schwierigkeit und unvollkommen geführt werden können. Gewöhnlich bezeichnet man mit den ersten Buchstaben des Alphabets die bekannten Größen, mit den letzten die unbekannten, mit den mittlern die Vielfachen. Algebraische Gleichung ist ein doppelter Ausdruck für eine und dieselbe Größe, zwischen welcher das Gleichheitszeichen (=) steht, und in welcher eine unbekannte Größe durch einen Buchstaben ausgedrückt, dergestalt verwickelt ist, daß sie durch die bekannten Größen nach regelmäßiger Auflösung gefunden werden kann. Z. B. $x 2 \times 3 x = 18$. Wenn man hier die Auflösung vornimmt, so findet man $x = 3$. In der höhern Geometrie drückt man durch algebraische Gleichungen die Eigenschaften der krummen Linien aus. So ist z. B. $y 2 = ax - x 2$ eine Gleichung für den Kreis, wo a der Durchmesser, x die Abscisse und y die Ordinate ist. Man findet dadurch, wenn a gegeben ist, für jede willkührlich angenommene Abscisse die zugehörige Ordinate, und kann so mehrere Punkte des Umkreises bestimmen.

Algeria de Dulanci, ein kleiner Flecken auf den Pyrenäen gelegen. Dabei ist die **adrianische Höle**, dem heil. Adrian gewidmet, und von Menschenhänden gemacht. Durch sie führt der Weg aus Frankreich nach Biscaya. Sie ist nicht breit, ungefähr einen Büchsenschuß lang, und an dem Ausgang nach Frankreich mit einer Mauer und Thüre verwahrt. Auf der Höhe genießt man eine unermeßliche Aussicht.

Algibarrota, Aljubarrota, eine Villa im portugiesischen Estremadura, im Distrikt Leiria, an einem Berge, mit 167 Häusern, 1.600 Einwohnern. In der Nähe besiegte 1385 König Johann I. von Portugal den König Johann I. von Castilien, und die Portugiesen feiern noch jährlich den 14. August, als den Gedächtnißtag dieses wichtigen Sieges.

Algidus oder **Algidon**, ein hoher Berg im Lande der Aequer, wenige Meilen von Rom. Die Römer schlugen hier oft ein Lager auf, um vor Anfällen gesichert zu seyn. Nach Horaz war der Berg kalt, und mit Schnee bedeckt, hatte aber viele Wälder und gute Viehweiden.

Algier, Alghezair, Atskwezeire, türkisches Schutzland in der Berberei in Nordafrika, längs dem mittelländischen Meere, 14° 50′ — 26° 10′ L. 28° — 37° 10′ N. B., gränzt gegen Osten an Tunis, gegen Süden an die Sahara, gegen Westen an Fez, gegen Norden an das mittelländische Meer, hat ungefähr 100 Meilen in der Länge, und 30 in der Breite von Norden gegen Süden, und enthält 4.218 Quadratmeilen. Das Land ist gebirgig, besonders im Süden, wo mehrere Aeste des Atlas sind, deren hohe Gipfel mit ewigem Eis bedeckt sind, und mehrern Flüssen den Ursprung geben, als dem Scheltif, der durch die große Sumpfgegend Titterysee fließt, dem Massafran, Buberak, Summam, Mensureah ꝛc. Das Klima ist sehr heiß, aber durch die Seewinde gemäßigt. Der **Boden** ist im Süden sandig, nach der Küste zu sehr fruchtbar an Getreide, Südfrüchten, Datteln, Wein, Olivenöl, Safran, Sennesblättern, Zucker; auch hat man große Heerden von Rindvieh, Schaafen mit Fettschwänzen, Ziegen, Kameelen und Pferden, viel Bienen, Kupfer ꝛc. Der **Einwohner** sind 1 ½ Million, Berbern, Mauren, Araber, Türken (10.000), Juden, Neger und Franken. Die Hauptsprachen sind die türkische, arabische und kabilische, welche letztere auch Schoviah oder Schilhah genannt wird. Die muhamedanische Religion ist die herrschende; doch werden auch alle andern geduldet. Nur die Evangelischen haben keinen öffentlichen Gottesdienst. Die zahlreichen Juden werden theils zu den Franken oder Europäern gerechnet, und genießen alle Rechte der Ausländer; theils zählt man sie zu den Mauren, stehen unter großem Druck, und müssen sich zur Unterscheidung schwarz kleiden; doch haben sie in ihren Schulen öffentliche Religionsübung. Die Einwohner treiben Ackerbau, Viehzucht, und verfertigen Seiden- und Wollenwaaren, Leinwand, Leder, Gewehre, Teppiche, Gold- und Silber-, Töpfer- und Eisenwaaren ꝛc. Der Handel ist theils Karavanenhandel nach dem innern Afrika, theils Seehandel mit Getreide, Oel, Wolle, Häuten, Straußfedern, Südfrüchten, Leder, Wachs, Kupfer, wollnen Decken, türkischer Seide, Gürteln, gewirkten Tüchern ꝛc. (meistens in den Händen der Juden); dagegen werden nach Algier gebracht Stoffe, Spezereien, Metalle, Kriegs- und Schiffsbaubedürfnisse von allerhand Art, die öfters unter dem Titel der Geschenke von europäischen Staaten, die mit diesen Räubern Friede haben wollen, geliefert werden. Frankreich, England, Schweden und die Niederlande haben hier Consuln oder Residenten, unter deren Gerichtsbarkeit auch die freien Leute von ihrer Nation stehen. Entsteht ein Streit zwischen einem Christen und Muhamedaner, so richtet zwar der Dey, aber der Consul, unter den der Christ gehört, wird als Rath und Beisitzer mit dazu gezogen. Die in Algier gangbaren **Münzen** sind theils die goldenen Sultaninnen oder Zecchinen oder die Asper, welche der Dey schlagen läßt; theils venetianische Zecchinen, maroccanische Sultaninnen, portugiesis. Goldmünze, spanische Du-

blonen und Piaster. — Im Alterthume war Algier ein Theil des numidischen Reichs, bewohnt von phönicischen Kolonisten, die etwa 300 Jahr vor Christi Geburt sich hier niederließen. Cäsar machte es 44 Jahr vor Chr. den Römern zinsbar. Das Land bildete in der Folge einen Theil des orientalischen Kaiserthums, und ward in der 2ten Hälfte des 7ten Jahrhunderts von den Arabern erobert. Algier ward nun eine Provinz von Telmesan, und ein Abfindungsland für dessen jüngere Prinzen. Im 15ten Jahrhundert ward es dem König von Bugia (Budscha), doch mit Beibehaltung der republikanischen Freiheit, zinsbar. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts eroberten die Spanier die Städte Oran, Bugia und Algier, und befestigten zu dem Ende die vor Algier liegende Insel. Im J. 1516 riefen die Algierer den türkischen Seeräuber Horuk Barbarossa zu Hülfe, der sich daselbst zum König einsetzte, und dem sein Bruder Scheradin, nachdem er in einem Treffen mit den Spaniern erschlagen worden war, im J. 1510 folgte. Da er sich nicht mächtig genug fand, sein Reich durch eigene Kraft zu behaupten, so übergab er es 1520 an den türkischen Kaiser Selim I., und verlangte nur, dessen Pascha zu bleiben. Selim nahm dieses Anerbieten an, und schickte 2.000 Janitscharen. Mit diesem Staat ward 1551 und 1560 Telmesan, und 1541 Bugia und Tenes verbunden. Unter den Barbarossa's hatten sich die furchtbaren türkischen Seehelden Dragat, Scheradin, Sinam und Hassan gebildet, die alle Küsten des Mittelmeers beunruhigten, und sich im siegreichen Kampfe mit der spanischen und venetianischen Seemacht maßen. Doch blieb ihre innere Macht unbedeutend, und die kleine Bevölkerung litt durch die immerwährenden Kriege, Mangel und Pest. So lange thätige und kriegerische Paschen der Pforte, meistens talentvolle Renegaten, an der Spitze der Regierung standen, verwalteten sie allein den Staat. Als sie aber in träge Ueppigkeit versanken, gewann der aus Eingebornen bestehende Divan immer mehr Ansehen, und die von der spanischen Regierung sehr unpolitisch 1609 befohlene Vertreibung der Mauren aus Spanien vermehrte so sehr ihre Kräfte, daß sie, unbekümmert um die Befehle der Pforte, ohne Unterschied auf alle Schiffe Jagd machten. Zugleich benutzte 1627 der Divan seine wachsende Macht, um während eines unglücklichen Perserkriegs der Pforte ihre Einwilligung zu dem Antrage zu erzwingen, daß die algierische Miliz sich künftig selbst ihren Chef als Staatsoberhaupt wählen, und der Pascha der Pforte nur als Gesandter angesehen werden sollte. Seitdem leben die Paschen in einer Art von Staatsgefangenschaft, und das neue militairische Oberhaupt erhielt den Namen eines Dey (Oheim) nach der seltsamen Vorstellung, als sey der Großherr der Vater, die Republik die Mutter und der Dey ihr Bruder. Im J. 1710 brachte der beliebte Dey Baba Ali es dahin, daß der perpetuirliche Gesandte der Pforte in einen temporairen verwandelt wurde, und Muhamed, der 1766 — 91 an der Spitze der Verwaltung stand, schränkte endlich die gefährliche Gewalt des Divan und der Miliz so sehr ein, daß man ihn als einen unumschränkten Souverain ansehen konnte. Unter der Herrschaft der Deys machten die Corsaren sich dem ganzen christlichen Europa furchtbar, und liefen oft mit wohlbemannten Flotten von 40 — 50 Schiffen zu 40 — 50 Kanonen auf ihre Seezüge aus. So plünderten sie 1617 die Insel Madera, und entführten sogar 1627 unter Anführung eines dänischen Renegaten 400 Isländer. Im J. 1631 plünderten sie Irland, und verheerten alle Küsten des mittelländ. Meeres, indem 1630 — 1650 über 8.000 Renegaten, die zu den geschicktesten Seeleuten gehörten auf ihren Flotten dienten. Endlich vereinigten sich 1655 England und Holland, um durch ihre Seehelden Blake, Ruyter und Tromp Rache an ihnen zu nehmen. Seitdem wechseln einige Züchtigungen ihres Uebermuths und Friedensverträge mit Tributbezahlung der europäischen Mächte ab, die für England jährlich 5—6.000 Pfund Sterling, und 1795 sogar 40.000 Pf. St. betrugen. Doch ist ihre Macht sehr gesunken, obgleich das unter Ludwig XIV. durch du Quesne

1682 vollführte Bombardement, welches sehr verderblich für die Stadt Algier war, durch den plötzlichen Windwechsel, der die französische Flotte zum Abzug nöthigte, seines Zweckes verfehlte. Sie sind den europäischen Kriegsschiffen im Manövriren nicht gewachsen, und, wenn sie nicht zum Entern gelangen können, einer entschiedenen Niederlage gewiß. — Der Dey ist allein das Oberhaupt des algierische Staats; doch muß der neu erwählte Dey zu Constantinopel um seine Bestätigung und um den Karakter eines Pascha ansuchen. Er erhält nur 2 Roßschweife, wird aber dennoch, dem Herkommen zufolge, mit dem Titel eines Pascha und Beglerbeg benannt. Der Sultan zählt Algier unter seine Besitzungen, und die Einwohner dieses Staats werden überall als türkische Unterthanen behandelt. Die Befehle an die Regierung zu Algier werden wie sonst ausgefertigt: An den Pascha, den Mufti, den Cadi, den Janitscharenaga und die übrigen Glieder des Divan zu Algier. Zu Kriegszeiten stehen die Algierer der Pforte, wenn sie es verlangt, mit Soldaten und Schiffen bei. Auch wird die Münze unter des Sultans Stempel geschlagen, und die öffentliche Fürbitte, wie in der Türkei, für ihn verrichtet; wahrscheinlich eine Folge des Kalifats des Großherrn. In Regierungssachen giebt die gesammte türkische Miliz förmlich und rechtmäßig ihreStimmen, und ihre Verordnungen fangen an: Wir Große und Kleine Mitglieder der mächtigen und unüberwindlichen Miliz von Algier und dem ganzen Königreich haben beschlossen rc. Die Miliz wählt den Dey und setzt ihn auch öfters wieder ab, welches gewöhnlich mit der Ermordung begleitet ist. Geschieht dies letztere, so wird den Frauen des Dey fast alles genommen, und seinenKindern nichts mehr gereicht,als was einem gemeinenSoldaten zukommt; auch können sie nie zu einer ansehnlichen Bedienung gelangen. Stirbt er aber in seiner Regierung eines natürlichen Todes, so wird er als ein Heiliger verehrt. Der Divan besteht aus alten Offizieren und verdienten Soldaten (aber nur Türken,die jährlich aus den türkischenGefängnissen eingebracht werden, können die Würde des Dey und der Minister, und überhaupt die ersten Miltair- und Civilstellen erhalten), versammelt sich im Pallast des Dey, und macht die durch Stimmenmehrheiten gefaßten Entschließungen dem Dey bekannt. Die Miliz im Frieden beträgt 12.000 Mann, worunter 4.000 Türken, im Kriege 40.000 Araber und 18.000 Janitscharen. Sie sind in großem Ansehen, und haben allein das Recht Schießgewehr zu führen. Sie werden selten öffentlich, und nur im Geheimen bestraft. Der geringste aus dieser Miliz behandelt den vornehmsten Araber oder Afrikaner nach Willkühr. Wenn sie z. B. einen mit einem bessern Pferde finden, so vertauschen sie dagegen ohne Umstände das ihrige. Doch rühmt man an ihnen die Enthaltung von Spielen um Geld und vom Fluchen, und ihre Versöhnlichkeit gegen einander. Außer derMiliz erhalten die vom Dey ernannten Gouverneurs der 3 Provinzen auch noch eine Anzahl von Truppen zu Pferd und zu Fuß. Der älteste Soldat ist Aga über die Miliz zu Algier; er behält die Stelle 2 Monate lang, überläßt sie dann dem ältesten nach ihm, und verzehrt seine Einkünfte, ohne weitere Dienste zu thun. Die Seemacht bestand 1817 aus 11 Raubschiffen (Corsaren), worunter 1 Fregatte von 41 Kanonen, 5 Corvetten von 18 — 24 Kanonen, 5 schnellsegelnde Briggs und Schoonern rc. Der Rais der Seemacht ist Hauptmann des Hafens; er durchsucht alle christliche Schiffe, wenn sie den Hafen verlassen sollen. Der Staat unterhält nur ein einziges Schiff; die übrigen gehören Privatpersonen. Geht ein Schiff verloren, so muß der Eigenthümer sich wieder ein andres von gleicher Stärke anschaffen. Jeder Rais oder Schiffskapitain muß vor dem Auslaufen beim Dey Erlaubniß suchen, die ihm auch nicht versagt wird, wofern nicht der Staat das Schiff selbst zu seinem Dienste nöthig hat. Die algierischen Schiffe segeln sehr gut, und werden auch geschickt regiert. Wenn sie ausgelaufen sind, so kehren sie nach 14 Tagen zurück, sie mögen etwas erbeutet haben, oder nicht. Die Seeräuberei und der damit verbundene Sklavenhandel macht einen nicht unbeträchtlichen Theil

der öffentlichen Einkünfte aus. Für jeden Sklaven, der losgekauft wird, müssen 10 pC. an die öffentliche Kasse bezahlt werden; auch ist auf ihre Ein- und Ausfuhr eine Abgabe gelegt. Von jeder Anzahl Sklaven, die eingebracht wird, bekommt der Dey den achten Theil; die übrigen werden an die Meistbietenden verkauft. Nach dem Vertrag des Dey mit England vom 28. August 1816, der auf die den Tag vorher erfolgte Seeschlacht folgte, welche die algierische Flotte vernichtete, erkannte die Regierung zu Algier die Abschaffung der Sklaverei der Europäer in der Berberei an, und setzte alle europäischen Sklaven auf der Stelle in Freiheit. Die Gefangenen sollen nicht als Sklaven, sondern als Kriegsgefangene behandelt werden; doch hat diese Veränderung das traurige Schicksal der unglücklichen, bei spätern Raubzügen, selbst im Canal, und in der Nordsee gefangenen, Europäer nicht verbessert. Die gesammten Einkünfte werden im Durchschnitt jährlich auf 670.400 Curent-Piaster (über 1 Mill. Gulden), von Schaw auf 300.000 Dollars angegeben, und fließen durch Steuern, Zöllen, Verpachtungen, den Abgaben von der Kaperei ꝛc. — Das Land wird außer der Hauptstadt und deren Gebiet, die unter der Aufsicht des Dey selbst steht, in drei Provinzen getheilt, über deren jede ein Bey gesetzt ist, der die Staatseinkünfte erhebt, und dem Dey berechnet. Die eine, Constantine, liegt gegen Morgen, und enthält besonders Constantine, Bona, Gigery und Bujeia; die andere, Mascara und Tlemsan, gegen Abend mit Oran, Mascara, Tremezen ꝛc.; die dritte, Titery, in der Mitte, mit den Städten Beledea und Medea. Jedes Dorf (Duvar) hat seinen Schech oder Scheik, der, wenn er mehrere Dörfer unter sich hat, Emir heißt. Die unter Zelten im Lande nomadisirenden Beduinen sind wenig abhängig. — Die feste Hauptstadt dieses Staates Algier, Alsher, Gezaira, Algezir 20° 41′ 5″ L. 36° 48′ 36″ B. liegt am Abhange eines Berges in Form eines Amphitheaters am mittelländischen Meere, 140 Seemeilen von Gibraltar, hat 1 ½ englische Meile im Umfange, und bei der obern Stadt 30 und bei der niedern gegen die See zu 40 Fuß hohe und 12 Fuß dicke Mauern, an deren Thürmen eiserne Hacken (Ganges) sind, in welche man die Christen oder Mohren, die etwas Großes verbrochen haben, wirft, und sie langsam sterben läßt. Die meisten Straßen sind schmutzig, und so enge, daß kaum 2 Personen neben einander gehen können; nur die Hauptstraße zeichnet sich durch ihre Breite aus. Die 15.000 weiß angestrichenen und oben platten Häuser sind von Ziegel- oder Bruchsteinen um einen viereckigen Hof herumgebaut, und erheben sich stufenweise an dem Abhange eines Berges, so daß man fast aus jedem Hause die Aussicht nach dem Meere hat. Das große weitläufige Schloß mitten in der Stadt ist mit einer besondern Ringmauer umgeben, und mit einer hohen Flaggenstange versehen; ein jeder Fremde muß vor demselben im Vorbeigehen den Hut abnehmen. Dann sind hier 5 Kasernen, jede für 600 Soldaten, 5 Fondakas oder Albergas (große Gebäude, besonders zu Magazinen von fremden Kaufleuten benutzt), 10 große und 50 kleine Moscheen, 12 öffentliche Bäder, 62 Badstuben, 6 Banios oder Bagnes (Nachtbehältnisse für die ehemaligen Christensklaven des Staats, in jedem eine Kapelle zur Ausübung ihrer Religion) 1 katholische Kirche, 1 Synagoge, 6 muhamedanische hohe Schulen, deren einige an 200 Schüler zählen, außer unzähligen Kinderschulen ꝛc. Der Hafen der Stadt wird von einem Damm gebildet, der 500 Schritt lang ist, und bis zu einem Felsen geht, auf dem ein wohlverwahrter Leuchtthurm steht; doch dient er mehr zur Ausrüstung der Schiffe als zur Handlung. Die Stadt hat 6 Thore, 1 Citadelle (Cassanbach oder Alcasabar), 7 Kastelle, viele Springbrunnen an den Straßenecken mit Trinkgefäßen für die Vorübergehenden ꝛc. Die 30.000 Einwohner, unter denen 10.000 Juden und 15.000 Kuloglus (Nachkommen der Osmanen), liefern Gewehre, seidene Waaren, Goldarbeiten, tunesier Mützen, Leder, und treiben etwas Handel. — In der umliegenden Ebene zählt man an 20.000 Gärten oder Pflanzungen mit Weinstöcken, Palmen, Orangen-, Feigen-, Oel-,

Aloebäumen, Cypressen, Opuntien rc. die mit Hecken, und 10.000 Landhäusern versehen sind. Die Stadt ward 1682 und 1683 von dem französischen Admiral du Quesne heftig bombardirt; desgleichen 1688 von dem Marschall d'Etrees, wobei 2/3 der Stadt und fünf Schiffe im Hafen zu Grunde gingen. Aehnliche Bombardements erlitt die Stadt 1770 und 1772 von den Dänen, 1783 vom 1. bis 8. August und 1784 vom 12. bis 20. Juli von den Spaniern, und am 27. August 1816 von den Engländern und Niederländern unter dem englischen Admiral Exmouth, wobei die algierische Flotte, ein großer Theil der Stadt und die Hauptforts vernichtet wurden.

Algol, ein Firstern im Haupte der Meduse, und nach andern Astronomen im Gestirn des Perseus. Dieser Stern hat die Eigenheit, daß er binnen 3 1/2 Stunde seine Größe vom zweiten Range bis zu einer vom vierten Range wechselt, dann in eben der Zeit die Vorige wieder gewinnt, 2 Tage und 7 Stunden derselbe bleibt, und sich hierauf wieder verändert.

Algorithmus, die Benennung für die sogenannten 4 Spezies in der Rechenkunst. Algorithimus infinitesimalis ist die von Leibnitz erfundene Rechnung mit unendlichen Größen.

Ali, ein Vetter und Eidam Mahomets, dessen eifrigster Schüler er war. Er bekannte sich zum Systeme seines blutigen Apostelamts: „dein Vezier" sagte er, als er Mahomet den Eid der Treue leistete, „dein Vezier will ich seyn, Prophet Gottes! Wer sich dir widersetzt, dem will ich die Zähne ausschlagen, die Augen ausstechen, den Bauch aufschlitzen und seine Gebeine zerschmettern." Ali sollte Mahomets Nachfolger werden; allein auf Abubeker fiel die Wahl, und er zog sich nach Arabien zurück, wo seine erste Sorge war, die Lehrpunkte Mahomets zu sammeln, und darin Manches zu erlauben, was Abubeker streng verboten hatte. Die sanfte Milde, welche in seiner Sittenlehre überall vorherrschend war, machte, daß seine Glaubensgenossen in Aegypten, Mekka und Medina ihm, nach der Ermordung Othmans, das Califat übergaben; allein eine Gegenpartei stand wider ihn auf; Ali trug mehrere Siege wider sie davon. Indessen wurde er im Jahre Chr. 660 gemeuchelt, und er ist einer der ersten Märtyrer des Mahometismus. Der erste Dolchstich, den man ihm beibrachte, war nicht tödtlich; allein der zweite raubte ihm das Leben. Er vermochte nur zu sagen: „werde ich wieder genesen, so schonet meines Meuchlers; aber sterbe ich, so fället das Todesurtheil über ihn, damit ich ihn vor Gottes Richterstuhl laden könne." Der Platz seiner Grabstätte blieb lange ein Geheimniß, und erst unter dem Califen Abas ward er entdeckt. Die arabischen Schriftsteller haben von Ali ein sehr schönes Gemälde geliefert, und der gelehrte Raiske hat in seiner Schrift: de principibus Mahommedanis, qui aut ab eruditione aut ab amore literarum in claruerunt eben dieses Gemälde mit schmeichelndem Pinsel aufgetragen. Von Ali sind noch mehrere Anreden, so wie Bruchstücken davon in Handschriften in einigen Bibliotheken vorfindlich; aber die unter seinem Namen erschienenen Gedichte sind unterschoben. Ali gehörte unter die schönen Geister seiner Zeit. Das Gold schätzte er nur, in soweit es Mittel war, Arme und Unglückliche zu unterstützen. So lange seine Fatime, Mahomets geliebte Tochter, lebte, hatte er keine andere Weiber. Fatime hatte ihm 3 Söhne geschenkt; aber nach ihrem Tode zeugte er, nach muselmännischer Art, mit mehrern Frauen 15 Söhne und 18 Töchter. Die Achtung und Ehrfurcht vor seinem Andenken ist fast bis zur Abgötterei gestiegen; seine Verehrer glauben nicht, daß er den Weg alles Fleisches eingegangen sey, sie sagen: Ali werde mit dem Propheten Elias bald auf der Erde wieder erscheinen, um die Laster auszurotten, und das Reich der Gerechtigkeit herrschend zu machen. Die Sekte der Galaiter sind Ali's eifrigste Anbeter, und eignen ihm Etwas von Gottes-Wesenheit zu; der abtrünnige Jude Abdalla ist ihr Stifter.

Ali-Beigh, erster Dolmetscher des Großherrn im 17ten Jahrhunderte. Er war von Geburt ein Pole und Christ, wurde in seinem zarten Alter durch die Tataren gefangen, und dem Sultan verkauft, der ihn in seinem Serail als Mohamedaner sorgfältig erziehen ließ. Ali-Baigh war ein großer Sprachkundiger; er war es, der dem gelehrten Paul Richaut Beiträge für dessen Werk, betitelt: état présent de l'empire ottoman, lieferte. Mit Gelehrten in England stand er in Verbindung, und übersetzte die Bibel und den Catechismus der englischen Kirche ins Türkische; auch verfertigte er eine türkische Sprachlehre und ein ähnliches Wörterbuch, die aber blos Handschriften geblieben sind. Sein Verlangen, in den Schooß seiner Kirche zurückzukehren, konnte er nicht in Vollzug setzen; der Tod kam ihm 1675 zuvor, ehe er ein Mittel zur Flucht gefunden hatte. Das beste seiner nachgelassenen Werke ist: Abhandlung über die Liturgie der Türken, über ihre Wallfahrt nach Mekka, über die Beschneidung und über die Weise, wie sie die Kranken pflegen und behandeln. Thomas Smith hat diese Abhandlung in lateinischer Sprache herausgegeben in seinem appendix zum itinerarium mundi von Abraham Peristol, Oxfort 1691.

Alibi heißt so viel als anderswo. Bei den Rechtsgelehrten heißt es so viel, als Beweis der Unschuld, daß der Angeschuldigte zur Zeit, wo das Verbrechen an einem gewissen Orte begangen wurde, sich an eben diesem Orte gar nicht, sonders anderswo befunden habe, von wo aus er gedachtes Verbrechen unmöglich ausführen konnte.

Alica, eine Art Speltgraupen, die statt der Ptisane in Gebrauch kam, und zu Plinius Zeiten sehr geachtet war. Man brauchte sie zu Suppen, Kuchen rc. auch zu Brühen für Kranke rc.

Alicante, 17° 13′ 58″ L. 38° 20′ 41″ B. wohlgebaute feste Stadt im spanischen Königreiche Valencia, an einem durch die Caps de la Huerta und de Pablos gebildeten Busen des mittelländischen Meeres, mit 17.345 Einw., einem festen Schloß auf einem 1.000 Fuß hohen Felsen, einem etwas von der Stadt entfernten Hafen, einer Kathedral- und 3 Pfarrkirchen, 2 Hospitälern, 6 Armenhäusern, 6 Springbrunnen. Hier ist eine Zeichnen-, eine nautische- und eine Militärschule, so wie eine Akademie für die Schiffahrtkunde, viele Webereien, Barilla-, Baumwoll-, Esparto-, Seifen- und Leinwandfabriken, starker Weinbau; denn Kaiser Carl V. ließ durch Peter Simon vom Rheine Weinreben hieher bringen. Unter den Weinen, welche diese liefern, ist der schwärzlich-trübe, süße, vin tinto genannt, der beste. Der Handel ist hier lebhaft mit Wein, Salz, Mandeln, Oliven, Baumöl, Wolle, Datteln und Weingeist; eingeführt werden Leinwand, allerlei Zeuge, Tücher, Flachs rc. Auch ist hier die Handlungsniederlage zwischen Spanien und Italien, weil der Zoll hier geringer ist, als zu Valencia und Cathagena. 1807 liefen 1.084 Schiffe ein, nämlich 40 spanische Kriegs- und 706 Kauffahrteischiffe, 94 amerikanische, 92 dänische, 25 algierische, 23 marokkanische, 20 französische Schiffe rc.

Alidada wird von Einigen das bewegliche Diopter-Lineal bei den Instrumenten, die zur Messung der Winkel dienen, genannt.

Alimentarii. Im alten Rom waren besondere Anstalten, in welchen älternlose Kinder beiderlei Geschlechts, entweder auf Kosten des Staats, oder durch milde Beiträge von Privatpersonen, erzogen wurden. Man nannte sie Alimentarii, d. h. Kostkinder. Die Kaiser sorgten gewöhnlich für den Unterhalt der Knaben, und die Kaiserinnen für den der Mädchen. Diese Anstalten trugen oft den Namen ihres Stifters und ihrer Stifterin, z. B. Mammäer, von der Mutter des Kaisers Alexander Severus.

Alimente heißt in der Sprache der Rechtsgelehrten der Unterhalt. Die Verpflichtung dazu erstrecket sich, dem Gesetze gemäß, auf Aeltern und Ehegatten. So muß z. B. der Vater seine ehelichen und adoptirten Kinder

standesmäßig, und seine außerehelich gezeugten Kinder nothdürftig unterhalten oder alimentiren, bis sie selbst sich das Nöthige verschaffen können. Diese Verpflichtung fällt, nächst dem Vater, der Mutter, darauf den väterlichen, und endlich den mütterlichen Ascendenten anheim. Was die außerehelichen Kinder betrifft, so sind die Ascendenten nur in dem Falle dazu gehalten, wo sie den Vater derselben beerbt haben. Eben so sind auch die Kinder zum Unterhalt, Alimentation, ihrer Aeltern, woferne diese es bedürfen, verpflichtet. Eheleute müssen sich wechselweise, und zwar der Gatte seine Gattin, durchaus standesmäßig unterhalten, so wie auch die Kinder.

Alingsås, Alingos, Landstadt in Schweden, in Westgothland, Landeshauptmannschaft Elfsborg, am See Mjörn und am Fluß Sewelanga, mit 829 Einw., Seiden-, Woll-, Tabakspfeifenfabriken, Tabaksspinnerei. Hier ist der Geburtsort des um Schweden und die Gewerbe seiner Vaterstadt so hoch verdienten Jonas Alströmer.

Aliquante Theile nennt man in der Rechenkunst solche, womit man das Ganze nicht ohne Rest ausmessen kann. So ist 7 ein aliquanter Theil von 15, denn zweimal 7 ist 14, und dreimal 7 ist 21.

Aliquote Theile einer Zahl nennt man alle kleinere Zahlen, durch welche sie theilbar ist. So sind z. B. die aliquote Theile von 12 die Zahlen 1, 2, 3, 4, 6. Man findet die aliquoten Theile einer Zahl, indem man diese Zahl in ihre Primfaktoren zerlegt, und aus diesem alle mögliche Produkte bildet. Gewisse Zahlen haben die besondere Eigenschaft, daß sie der Summe ihre aliquoten Theile gleich sind, z. B. 6, 28, 496, 8.128, 130.816, 2.096.128, u. s. w. Die Alten haben sie vollkommene Zahlen genannt, und eine interessante Aufgabe der Buchstabenrechnung daraus gemacht.

Alise, vor der Revolution St. Reine d'Alise, ein Dorf im französischen Departement Cote d'or, am Fluß Brenne, mit einem Heilwasser für Flechten. Einst hieß der Ort Alesia, und er war die Hauptstadt der Mandubier, auf dem Gipfel des Mont Aurois, wo sich Vercingetorix dem Cäsar ergab.

Aliso, auch Alisum, 1) eine der ältesten Festungen in Deutschland, da, wo der Aliso in die Lippe fällt, von Drusus angelegt, also das heutige Lisborn, nicht weit von Lippstadt. Nach andern, liegt sie beim Zusammenfluß der Lippe und Alme. Als Varus geschlagen war, zerstörten die Deutschen die Festung, doch hatte sich die Besatzung schon gerettet. 2) Eine andere Festung in Deutschland, Xanten gegenüber, und etwas vom Rheine entfernt, kommt mit dem heutigen Wesel überein. und war von Germanikus angelegt worden. Bei seinem Rückzuge aus dem Teutoburger Walde sicherte er die Festung und seine Rheinbrücke durch einen Wall und Graben von der Lippe bis an den Rhein.

Alix de Champagne war eine Tochter Thibold's IV., Grafen von Champagne, die Zierde des väterlichen Hofes durch ihre Grazie, ihre Talente und durch die Liebenswürdigkeit ihres Karakters. Verschiedene Fürsten hatten um ihre Hand angehalten. Ludwig VII., König von Frankreich, erhielt sie nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, Constance von Castilien. Durch eine dreifache Heirath verband sich dieser mit dem Grafen von Champagne, indem er zugleich die Heirath seiner beiden Töchter, aus erster Ehe, mit den beiden ältesten Söhnen des Grafen bewilligte. Alix beschenkte ihren königl. Gemahl 1163 mit einem Prinzen, Philipp August, der anfangs den Beinamen Dieu-Donne erhielt, weil ganz Frankreich sehnsuchtsvoll seiner Geburt entgegen sah. Nach Ludwigs Tod wollte Alix die Regentschaft antreten; diese kam ihr sowohl von Rechtswegen, als auch Kraft des Testaments des Königs, zu. Allein ihr Sohn Philipp, der sich kurz vorher mit Isabelle von Hennegau, die Tochter des Grafen von Flandern, vermählt hatte, verband sich mit seinem Schwiegervater, um ihr selbige streitig zu machen. Heinrich II., König von England, nahm sich indessen der Königin Mutter an, wovon die Folge war,

daß, vermittelst einer Uebereinkunfts-Akte, diese die Zurückgabe ihrer Mitgift und obendrein von Seiten ihres Sohnes eine tägliche Zulage von 7 Pariser Livres zu ihrem Unterhalte als Ersatz erhalten sollte. Seitdem aber stellte sich das gute Einverständniß zwischen Mutter und Sohn so wieder her, daß, als dieser 1190 sich vorgenommen hatte, eine Reise nach dem heiligen Lande zu machen, er die Reichs-Baronen versammelte, und mit deren Genehmigung seine Mutter zur Schützerin des Erben seines Thrones und zur Regentin von Frankreich ernannte. Alix wußte sich auf diesem Posten so zu benehmen, daß das Volk ihr Ansehen segnete; aber auch auswärts wußte sie ihren Rechten die gehörige Achtung zu erhalten. Der Bischof von Dôle behauptete, vom Erzbischofe von Tours keineswegs abzuhangen, und wandte sich deswegen an den Papst; dieser schien anfangs diese Behauptung zu unterstützen; aber Alix widersetzte sich, indem sie dem Pabst mit Nachdruck bemerken ließ: Es komme dem Könige, ihrem Sohne, bei seiner Zurückkunft zu, den Zwist dieser beiden Prälaten, ohne Dazwischenkunft einer auswärtigen Macht, zu schlichten, sich der Abwesenheit eines Monarchen, der aus bloßer Gottesfurcht seine Staaten für eine Zeitlang verlassen habe, bedienen, um die Ruhe darin zu stören (so lautet ihr Schreiben), dies sey eben so viel, als den ihm schuldigen Gehorsam aufkündigen. „Beauftragt mit der Sorge fürs Königreich ist es Unsere Pflicht, setzte sie hinzu, für dessen Ruhe Sorge zu tragen, und Wir werden jede Neuerung zu unterdrücken wissen.“ Diese entschlossene Sprache bestimmte den römischen Hof Philipps Zurückkunft abzuwarten, und ihm diese Sache zur Entscheidung zu überlassen. Alix starb zu Paris, den 4. Jun. 1206 in dem Rufe einer aufgeklärten, wohlthätigen und tugendsamen Königin. Ihre Asche ward in der von ihrem Vater gestifteten Abtei zu Pontigny beigesetzt.

Alkali, Laugensalz. Man theilt die Alkalien in feuerbeständige und in flüchtige. Zu den feuerbeständigen zählt man: a) Potasche oder Pflanzenalkali, b) Sode oder mineralisches Alkali, in neuern Zeiten auch noch die sonst als alkalische Erden bekannten Stoffe, c) Kalk, d) Strontian, e) Baryt. Vom flüchtigen Laugensalze kennen wir nur eine Art, Ammonium genannt. Die allen Alkalien gemeinen Haupteigenschaften sind folgende: 1) ein besonderer urinöser, scharfer, ätzender Geschmack, der auch wohl die Zunge verletzt. 2) Sie verändern die blaue Pflanzenfarbe, z. B. der Veilchen in grün, oder wenn selbige zuvor durch Säuren geröthet waren, heben sie die Wirkung der Säuern auf, und machen sie wieder blau; gelbe Pflanzenfarben (Kurkuma) werden von ihnen braun, rothe (Fernambuc) violet, mehrere andere dunkler oder überhaupt brauner. 3) Im reinen Zustande lösen sie sich unter Wärme-Entwickelung im Wasser auf. 4) Sie zerfressen (ätzen) thierische Dinge, und bilden damit gallenartige Auflösungen. 5) Oele machen sich mit Wasser mischbar, welche Verbindungen unter dem Namen „Seifen“ bekannt sind. 6) Mit Schwefel vereinigt geben sie Schwefellebern. 7) Mit allen Säuern bilden sie Produkte eigener Art, „Neutralsalze“ genannt. Man giebt diesen Salzen nach ihrer verschiedenen Zusammensetzung bestimmte systematische Namen, die von den früher hergebrachten allezeit etwas abweichen, weil man dieselben ehedem noch nicht so in ihrer Zusammensetzung kannte. So nennt man das aus Sode und Schwefelsäure bestehende: schwefelsaure Sode, sonst Glaubersalz, das aus Ammonium und Salzsäure: salzsaures Ammonium, ehedem Salmiak. Die feuerbeständigen oder fixen Alkalien haben ihren Namen von der Eigenschaft, bei einem starken Hitzgrade nicht verflüchtigt zu werden. Doch schmelzen sie nicht nur bei einer mäßigen Hitze schon für sich allein, sondern sie bringen auch erdige Körper, wie Kieselerde, mit sich in Fluß, und verwandeln sie in Glas. Im glühenden Flusse vereinigen sie sich mit allen Metalloxyden, und lösen sie auf. Im reinen und trocknen Zustande äußern sie viele Neigung zum Zerfließen, indem sie die Feuchtigkeit dazu aus der Atmosphäre

anziehen, so daß sie zum Austrocknen der Luft verschlossener Gefäße dienen können. Uebrigens lassen Potasche und Sode in ihrem reinen (kaustischen) Zustande kaum einen Unterschied bemerken, nur durch die verschiedenen Verbindungen mit Säuern, erscheint derselbe erst deutlich in der größeren Verwandtschaft der Potasche gegen die Säuern. Die sodehaltigen Neutralsalze weichen ferner von jenen Potasche haltigen in der Kristallisation, in dem Geschmacke, in der Auflöslichkeit sehr ab; erstere verwittern gern, während diese unverändert bleiben, oder sich gar zum Zerfließen neigen. Eben so giebt Potasche eine schmierige (schwarze) Sode, eine feste (die gemeine) Seife. Potasche heißt aber deßhalb vegetabilisches oder Pflanzenalkali (Kali), weil es die Aschen der Pflanzen in größerer oder geringerer Menge liefern. Doch sind davon Meerstrandspflanzen und solche, die an salzigen Quellen wachsen, ausgenommen, diese liefern Sode (Natrum). Rücksichtlich der Gewinnungsart kommt der Sode zwar der mineralische Beiname nicht zu, sondern er ist ihr, als einem Bestandtheile des Steinsalzes und Meerwassers, und wegen ihres ebenfalls nicht seltnen Vorkommens im Mineralreiche, ertheilt worden. Ammonium, flüchtiges Laugensalz, erzeugt sich bei der Fäulniß und bei dem Verbrennen thierischer Stoffe oder solcher Pflanzen, welche, den Thieren gleich, in ihrer Mischung Stickstoff enthalten. Seine leichte Verflüchtigung gab ihm den Namen, und diese ist so groß, daß selbst die geringste Wärme selbige herbeiführt, was schon sein durchdringender Geruch zeigt. Im reinsten Zustande ist es gasförmig; nie kann es in demselben für sich allein eine dichtere Form annehmen, nur mit Wasser verbunden giebt es eine Flüssigkeit, oder mit Säuern, feste Neutralsalze. In der Verwandtschaft steht es den fixen Alkalien überall nach. Seine Bestandtheile setzt man auf 193 Hydrogene und 807 Azote. Da aber nach neuern Erfahrungen Hydrogen und Azote beydes Oxide eines und desselben metallförmigen Körpers sind, so ist das Ammonium nur als eine Verbindung jenes Metalles mit Sauerstoff anzusehen. Sind die Alkalien mit Kohlensäure zu Neutralsalzen, durch unvollständige oder vollständige Sättigung, verbunden, so stellt man sie den reinen (kaustischen) als milde gegenüber. Dann zerfließen sie nicht mehr, und haben ihren ätzenden Geschmack verloren, doch behalten sie noch die farbenverändernde Eigenschaft der reinen, und die Kraft, Seife darzustellen; aber sie brausen mit allen Säuern, die, wegen stärkerer Verwandtschaft zu den Alkalien, die Kohlensäure auszutreiben vermögen, weil diese sich in Luftgestalt als kohlensaures Gas entfernt. Will man diese milden wieder kaustisch machen, so kann dies durch gebrannten Kalk geschehen. Reine und kaustische, so wie milde und kohlensaure sind gleichbedeutende Ausdrücke. Die sogenannten alkalischen Erden stehen den Laugensalzen näher als den Erden; denn Kalk, Baryt und Strontian sind im reinen Zustande, wenn auch nicht zerfließbar, doch im Wasser auflöslich, ändern gleich den Alkalien die Pflanzenfarben, und geben mit Säuern Neutralsalze. Man rechnet jene drei daher besser zu den Alkalien. Kalk kommt mit Kohlensäure verbunden in der Natur in mächtigen Lagern und Flötzen vor. Man findet ganze Gebirge von Marmor, Kalkspath und Kreide. In der See stehen große Korallenbänke und Riffe, die fast ganz aus kohlensauerm Kalke bestehen. Um ihn von der Kohlensäure zu reinigen, brennt man ihn. Gebrannter Kalk, reiner Kalk, kaustischer Kalk sind Synonyme. Reiner Kalk erhitzt sich mit Wasser, und giebt eine Auflösung, die Kalkwasser genannt wird. Baryt kommt in der Natur im Schwerspathe und Witherit vor, wo mehr darüber nachzulesen. Strontian findet sich in Cölestin und schwefelsauern Strontian. Beide haben in mehreren Eigenschaften mit dem Kalke große Aehnlichkeit.

Alkmar, s. Reinecke der Fuchs.

Alkohol, Alkool, ein arabisches Wort, bedeutet jeden durch Destillation in einen äußerst verdünnten und subtilen Zustand gebrachten Körper. Gegenwärtig versteht man darunter nur, vom Wasser vollständig befreiten Wein-

geist (wasserfreien Weingeist). Ein solcher ist von sehr geringem specifischem Gewicht, leicht entzündbar, wasserhell, farbenlos, durchsichtig, von äußerst brennendem, dabei eigenthümlichem Geschmack; durch Schütteln entstehen viele Luftblasen in ihm, verschwinden aber auch sogleich wieder; je schneller sie verschwinden, für desto wasserfreier hält man ihn. Alkohol siedet schon bei 165° Fahrenheit. Er gefriert selbst bei der größten bekannten Kälte nicht, auf welche Eigenschaft man seine Anwendung als Thermometerflüssigkeit gegründet hat. Er ist Auflösungsmittel der Harze, dient deshalb zur Bereitung der Lackfirnisse, und wegen seiner fäulnißwidrigen Kraft zur Aufbewahrung thierischer Theile. Ein vollständig von allem Wasser befreiter Alkohol (absoluter Alkohol) wird durch Destillation des Weingeistes über salzsauern Kalk erhalten, sein specifisches Gewicht darf dann nur 0.791 betragen.

Alla-breve ist diejenige musikalische Bewegung, in welcher ein Stück noch einmal so geschwind, als sonst, nämlich eine halbe Taktnote, so geschwind, als eine Viertel-Note gespielt wird. Sie ist vorzüglich in der Kirchenmusik gebräuchlich.

Allahabad 99° 29′ 45″ O. L. 25° 27′ N. B., eine Stadt und Festung in der englischen Präsidentschaft Bengalen, in der Provinz Aude in Vorderindien, am Einfluß des Dschumna in den Ganges, wobei der heilige Badeplatz Peirag ist, den die Hindus aus sehr entfernten Gegenden besuchen. Die Stadt hat 150.000 Einwohner, ein Kastel, einen unterirdischen Hindutempel, mehrere ansehnliche Gebäude und schöne Gärten. Die Provinz gleichen Namens liegt zwischen 24 und 26° N. B., ist 62½ Meilen lang, 27¾ Meilen breit, und enthält an 7 Millionen Einw., meistens Hindus. Sie führt aus: Diamanten, Salpeter, Opium, Zucker, Indigo, Baumwolle, baumwollene Zeuge ꝛc.

Allatius, auch Allazi (Leo), geb. auf Chio 1586, aus einer griechischen Familie. Im J. 1600 kam er nach Rom, wo er in der Folge Professor im Collegium der Griechen ward. Pabst Gregor XV. schickte ihn 1622 nach Deutschland, um den Transport der Heidelberger Bibliothek nach Rom zu besorgen, welche der Kurfürst von der Pfalz diesem Pabste verehrt hatte. Bald nachher versah er nach einander die Stelle eines Bibliothekars beim Cardinal Barberini, und im Vatican unter Alexander VII., und starb zu Rom 1669, 83 J. alt. Unter seinen hinterlassenen Werken zeichnen sich aus: I. Georg. acropolitae Historia byzantina ab anno 1204 — 1261. Joelis Chronographia compendiaria, es J. Canani narratio de bello constantinop. graece et lat., interp. L. Allatio cum ejusd. not. Paris. 1651. in fol. Dies Werk gehört unter die Byzantiner. II. Apes urbanae, sive de Viris illustr. qui ab anno 1630—1632. Romae adfuerunt, et typis aliquid evulgarunt. Rom. 1633 in 8 Hamburg. 1711. opera Fabrici III. de patria Homeri. Lyon 1640. 8. IV. De Engastrimytho syntagma. V. Symmichta 1663. Rom. VI. Opuscula graecorum et Latinor. 1653. und mehrere andere. Sein Latein sowohl als sein Griechisches tragen den Stempel einer ungemeinen Reinheit an sich. Allatius setzte immer seinen Namen an die Spitze seiner Werke.

Alle, ein fischreicher Fluß in der Provinz Ost-Preußen, der im Kreise Neidenburg entspringt, bei Schippenbeil schiffbar ist, und nach einem Lauf von 22 Meilen sich bei Wehlau in den Pregel ergießt.

Allegorie, im weitesten Sinne eine Andeutung der Begriffe durch Bilder; im Sinne der Rhetorik, eine Figur, vermöge deren eine Wahrheit unter einem durchgeführten Bilde oder einer ganzen Reihe dichterischer Bilder dargestellt wird. Sie ist nicht mit Unrecht eine fortgesetzte Metapher genannt worden. Unter ihrer Hülle treten theoretische und praktische Wahrheiten der Phantasie und dem Gefühle näher. Aehnlichkeit, Einheit, Würde und Kraft sind die Haupteigenschaften einer gelungenen Allegorie. Am vollendetsten ist sie, wenn die Personification sich ihr zugesellt. Die Parabeln und Fabeln gehö-

ren den allegorischen Darstellungen an; ist der Stoff der leztern aus der Mythologie entlehnt, so entsteht die Paramythie, in welcher unser Herder Meister ist. In der schönen Paramythie: „die Lilie und die Rose," läßt Herder eine Schaar von Nymphen auf die noch blumenlose Erde herabsteigen, um sie zu schmücken. Die bescheidene Demuth webt das Veilchen, unter den Händen der Hoffnung entsproßt die Hyacinthe, stolzere Nymphen geben der Tulpe ihr Daseyn. Endlich steigen, von Venus selbst aufgefodert, auch die Grazien zur Erde nieder. Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildet die Lilie, Thalia und Euphrosyne weben die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose. „Und Lilie und Rose, selbst neidlos, werden von allen beneidet. Die Blume der Unschuld erhebt die Blume der Liebe und Freude; denn schwesterliche Grazien haben sie ungetrennt gewebet."

Allegro heißt bei musikalischen Compositionen die dritte der vier Haupteintheilungen des Karakters und Zeitmaaßes. Im Italienischen heißt Allegro fröhlich; daher bedeutet es auch in der Musik eine fröhliche, schnellere Bewegung. Durch verschiedene beigefügte Ausdrücke deutet man die mannigfaltigen Abstufungen derselben an. Man hat nämlich: Allegro mäßtoso, Allegro moderato, Allegro molto, Allegro agitato, Allegro con fuoco. Allegretto ist die musikal. Bewegung zwischen Allegro u. Andantino, ist folglich etwas langsamer als Allegro, und etwas geschwinder als Andantino.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590. † 1640. Er war Sänger in der päbstlichen Kapelle, und ein berühmter Gesang-Componist seiner Zeit; durch sein Miserere hat er sich für immer in die Reihe der besten Meister in diesem Fache erhoben. Diese Composition blieb sonst zu Rom wie ein Heiligthum aufbewahrt; allein es gelang Mozart, nachdem er der Aufführung desselben zweimal beigewohnt hatte, eine, dem Originale ähnliche, Copie anzufertigen, und dem Publikum damit ein Geschenk zu hinterlassen.

Allemande. So heißt ein musikalisches, etwas ernsthaftes Stück in vier Vierteltakt — item eine fröhliche Tanzmelodie von zwei Vierteltakt; — item ein Tanz, in welchem unter allerhand Figuren, aber nicht schnell, gewalzt wird.

Allerchristlicher König, ein vom römischen Stuhle den Königen von Frankreich gegebener Titel.

Allergetreuester König (rex fidelissimus), welches auch einige durch Allergläubigsten übersezen, ein Titel, womit Pabst Benedict XIV. die Könige v. Portugall, wegen ihrer Anhänglichkeit an die röm. Kirche belohnte.

Allerheiligste. So hieß bei den Juden der abgesonderte Theil in der Stiftshütte, und später, im Tempel, wo die Bundeslade stand, und in welchen der Priester jährlich nur Einmal treten durfte.

Allianz ist ein Bündniß oder ein Vertrag zwischen zwei oder mehreren Staaten, die unter gewissen Bedingungen einander versprechen, sich einem feindlichen Angriff gemeinschaftlich zu widersetzen, oder einen andern Staat anzugreifen. In jenem Fall ist es eine Defensiv-, in diesem eine Offensivallianz. Oft sind die Allianzen beides zugleich, und heißen dann Schutz- u. Trutzbündnisse. Ueberhaupt zerfallen die Allianzen in zwei Hauptklassen: in sogenannte Kriegsgemeinschaft, wo beide Theile sich verpflichten, gemeinsamer Hand gegen den gemeinschaftlichen Feind mit ihrer ganzen Macht aufzutreten; — oder in Auxiliarallianzen, da die Verbündeten sich einander zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, und diese im Nothfall ins Unbestimmte auszudehnen, sich gewöhnlich versprechen. Aus diesen Bestimmungen geht hervor, daß jede Kriegsgemeinschaft den Feind berechtige, die eine sowohl als die andere von den durch solche Allianz verbündeten Mächten als seinen direkten Feind zu betrachten und zu behandeln. Rücksichtlich der Auxiliarallianzen sind zwei Fälle sorgfältig zu unterscheiden: war nämlich die Allianz vor dem wahrscheinlichen Ausbruch des Krieges geschlossen; so gilt die Regel:

sobald ein Staat dem andern eine bestimmte, das in der Allianz festgesetzte Maas nicht überschreitende, Hülfe leistet, so wird dadurch der Alliirte noch nicht der directe Feind dessen, wogegen die Hülfe bestimmt ist; denn in diesem Falle erfüllt er nur ein früher gegebenes Versprechen. Das Hülfscorps allein wird daher feindlich behandelt, und keineswegs werden die zwischen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gebraucht wird, bestehende Verträge als gebrochen angesehen. Ist aber das Bündniß während des Krieges oder auch bei dessen wahrscheinlichem Ausbruche geschlossen, so ist man der Meinung, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, weil aus seinem Bündnisse seine feindliche Absicht klar hervor geht. Diese Maxime ist bisher fast noch immer als völkerrechtlich befolgt worden, und nur die französische Regierung hat seit dem J. 1792 bis 1813 sie sowohl als so manche andere humane Regeln des Völkerrechts bei so mancher Gelegenheit mit der gröbsten Willkühr verletzt, wobei man es endlich so weit trieb, daß bloße Subsidientractate, Familienverbindungen der Regenten rc. für hinlängliche Gründe feindlicher Behandlung galten.

Allienus (A.), zu Cäsars Zeit Proconsul in Sicilien, wo man auch noch Münzen mit der Ueberschrift findet: A. ALLIENUS PROCOS. Er schickte dem Cäsar ein Verstärkungskorps nach Aegypten, als dieser daselbst in die Enge getrieben wurde.

Alligations- oder Vermischungsrechnung ist eine arithmetische Regel, welche lehrt, wie man verschiedene Sachen mit einander vermengen müsse, wenn die Mischung einen gewissen Preis oder Werth erhalten solle. Z. B. man hat 6 Pfund Thee, das Pfund zu 5 Thlr. und 8 Pfund andern, das Pfd. zu 6 Thlr., und man wollte wissen, was das Pfund von diesen Arten vermischter Thee kosten würde? Es ist hierbei die Regel: jede Größe mit ihrem Werthe zu multipliciren, die Produkte zu addiren, und diese Summe durch die Summe der Größen zu dividiren, um als Quotienten den verlangten Werth zu erhalten:

$$6 \times 5 = 30.$$
$$8 \times 6 = 48.$$
$$\overline{14. \qquad {}^{78}/_{14} = 5\,{}^{4}/_{7}}\ \text{Thlr.} \quad \text{Antwort.}$$

Oder man hat Thee zu 9 Thlr. und zu 6 Thlr. das Pfd.; wie viel müßte man von jeder Sorte nehmen, wenn das Pfund 7 Thlr. kosten soll? Hier ist wieder die Regel: man suche den Unterschied der Preise der Arten mit dem gegebenen Preise, z. B. zwischen $\left(\frac{9}{6}\right)$ 7 $\left(\frac{1}{2}\right)$ diese in umgekehrter Ordnung gesetzt, wie hier, giebt als Resultat: man müsse einen Theil von dem Thee zu 9 Thlr., und zwei Theile von dem Thee zu 6 Thlr. nehmen, um die verlangte Mischung zu erhalten.

Alliteration, eine Redefigur, welche in der Aufeinanderfolge mehrerer Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben besteht. Sie soll dadurch, daß sie das Ohr auf eine gefällige Weise reizt; die Aufmerksamkeit bei gewissen Vorstellungen festhalten. Sie hat ihren Grund in der malerischen Bedeutsamkeit gewisser Laute. So liegt in dem r meistentheils der Ausdruck heftiger Bewegung, wie in: Zorn, Grimm, Rache, rasen, rauben, roh, rauschen, rollen rc.; in dem fl der Ausdruck einer leichten Bewegung, wie in: flackern, Flagge, Flamme, flattern, fliegen, fliehen, fließen, Flitter, Flocke, flott u. a.; in dem st der Begriff der Ruhe und Festigkeit, so in: Stahl, Stamm, Stein, stehen, Stuhl, stark, steif, starr, fest u. a. — Klopstocks: „Er floh und flucht e noch im Fliehen" gehört als Beispiel hieher.

Allmannsweiler, Allmensweiler, ein gräfl. v. Sternberg. Dorf in der würtembergischen Langvoigtei am Bodensee, mit 204 Einw. In der Nähe liegt das Plankenthal, wo die Allemanen im J. Chr. 770 eine große Niederlage von den Avaren erlitten. Im J. 1267 entdeckte man hier beim Austrocknen eines großen Sumpfes eine römische Heerstraße und andere Alterthümer.

Allobroger waren eine mächtige Nation in Gallien, die in Gebirgen wohnte, und den Römern einen hartnäckigen Widerstand leistete. Als Cäsar

hinkam, waren sie indessen schon unterjocht, und wohnten zerstreut in Flecken. Die Gränzen ihres Landes waren gegen Westen und Norden der Rhodanus, gegen Süden die Isar, gegen Morgen erstreckte es sich tief in die Alpen. Ammian nennt den westlichen Theil schon Sapaudia (Savoyen). Vienna war die Hauptstadt.

Allodium, Erb- oder Freigut (von All, alles und dem altdeutschen Worte Od, d. h. Besitz, Eigenthum, auch Erbschaft) ist ein erb- und eigenthümliches Gut, in Ansehung dessen der Besitzer Niemanden Lehnstreue zu leisten schuldig ist, und auch darüber unter den Lebenden und auf den Todesfall frei verfügen kann. Es begreift bewegliches und unbewegliches, erworbenes und geerbtes Vermögen unter sich, und wird dem Lehn entgegen gesetzt, welches der Besitzer ohne Bewilligung des Lehnsherrn nicht veräußern kann. Hinterläßt Jemand nach seinem Tode Lehns- und Allodialsachen zugleich, so tritt die sogenannte Absonderung des Lehns vom Erbe (Allodium) ein, indem jenes nach den Grundsätzen des Lehnrechts, dieses aber nach den Vorschriften der bürgerlichen Gesetze vererbt wird. Man nennt die Erben des Allodiums Allodialerben, und das ihnen zugefallene Vermögen Allodialerbschaft; so wie die Erben des Lehns Lehnserben, und die Lehngüter, die sie bekommen, Lehnserbschaft genannt werden. Da der Besitz anfangs eigenthümlich war, und die Lehen erst später eingeführt wurden, da auch nicht leicht zu vermuthen ist, daß man über seinen Besitz eine Lehnsverbindung werde eingegangen haben, so müssen alle Güter in zweifelhaften Fällen so lange für Allodien gehalten werden, bis man das Gegentheil beweist. Von den eigentlichen Allodien sind die Stammgüter unterschieden, welche, wie Fideicommisse, zur Erhaltung des Ansehens und zum fortwährenden Gebrauch der Familie bestimmt sind, und sowohl Grundstücke, als bewegliche Sachen unter sich begreifen, wenn letztere den ersteren als Pertinenzien beigefügt sind, z. B. Münzcabinette, große Bibliotheken, goldnes Service rc. Die Besitzer derselben, welche ihr Recht dem ersten Erwerber verdanken, sind durch Familienerbrechte eingeschränkt, und können zum Nachtheil ihrer Descendenten darüber nicht verfügen.

Allrunen, Alraunen hießen bei den alten Deutschen gewisse kleine Figuren, die aus der Wurzel der Alraun (Mandragora) geschnitzt waren, und von ihnen als Hausgötter verehrt wurden. Auch wurden von ihnen gewisse Weiber so genannt, die sich eine geheime Wissenschaft zuschreiben wollten; man hieß sie auch Truhten, diese wurden in der Folge als Hexen verschrien, und in den Finsternissen des christlichen Zeitalters häufig zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Allutius, ein Fürst der Celtiberier in Spanien, bekannt in der Geschichte durch die Großmuth, welche Scipio Afrikanus an ihm ausübte. Nachdem dieser ihn im J. 210 v. Chr. Geb. überwunden hatte, führte man diesem Helden ein Mädchen von seltener Schönheit vor, das sich unter den Gefangenen befunden hatte; da er indessen vernommen, daß sie die Verlobte des Allutius sey, so sagte er diesem in der Folge: „Sieh, ich habe Sie dir sorgfältig aufbewahrt, damit das Geschenk, so ich dir mit Ihr mache, deiner und meiner würdig sey. Sey ein Freund der Republik, das ist der ganze Dank, den ich von dir verlange" alsdenn gab er auch noch das Gold, welches die Eltern des Mädchen ihm für ihre Auslösung aus Dankbarkeit aufgedrungen hatten, ihr als eine Brautgabe hinzu.

Alluvionsrecht, Anschwemmungsrecht heißet das Recht der Uferbewohner: sich dasjenige Land zuzueignen, welches die Gewalt des Wassers anderswo weggeschwemmt, und an das Ihrige angesetzt, angeschwemmt hat.

Alma (Eilerdus), geb. zu Heidelberg 1654, ist berühmt durch ein sehr schönes Gedicht unter dem Titel: Bellum giganteum, welches zuerst ein Jahr nach des Autors Tod, der in der Blüthe seines Alters 1586 erfolgte, zu Genf 1587, zu Heidelberg und Lyon 1588 im Druck erschien. Dieses Gedicht, so wie sein Ver-

fasser, sind wenig bekannt, aber desto eher verdienen sie der Vergessenheit entzogen zu werden.

Alma (Almus mons), der Berg bei Sirmium, den der Kaiser Probus, um seine Soldaten abzuhärten und zu beschäftigen, mit Wein bepflanzen ließ, zum Lohn dafür aber von ihnen umgebracht wurde.

Almaden, eine Villa in der spanischen Provinz la Mancha, mit 300 Häusern, 1.600 Einwohnern, und einem sehr alten und reichhaltigen Quecksilberbergwerk, bei dem 1785 916 Oefen im Gange waren; die jährliche Ausbeute ist an 15.000 Centner.

Almagest, der arabische Name eines berühmten astronomischen Werks des Claudius Ptolemäus, eine Handschrift davon ist in der Nürnberger Bibliothek vorfindlich. Es enthält in 13 Büchern eine Sammlung älterer astronom. Beobachtungen und Probleme, und kann als das erste systematische Werk über Sternkunde gelten. Ptolemäus ward um das J. 69 nach Chr. geboren und starb im J. 147. Er schrieb dasselbe zu Alexandrien in Aegypten, wo die Araber es bei Eroberung dieses Königsreichs auffanden. Auf Befehl des Califen Maimoun ward es um das J. 827 aus dem Griech. in das Arabische übersetzt. Kaiser Friedrich II. ließ es um d. J. 1230 zum ersten Mal ins Lateinische übertragen. Der griech. Text davon ward erst zu Anfange des 15ten Jahrh. in Europa bekannt. Georg, ein Mönch aus Trapezunt, nahm letztern, nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken, von da mit sich, und übersetzte ihn in's Deutsche, welche Uebersetzung nachher mehrmals wieder abgedruckt wurde.

Almamont, Almaimoun, oder Abdallah III. Calif aus dem Geschlecht der Abbassiden. Er errang mehrere Siege über die Griechen, unterjochte einen Theil von Candia, erwarb sich aber den größten Ruhm durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Die besten Werke der griechischen Philosophen ließ er ins Arabische übersetzen; diese machten eine Zierde seiner Bibliothek aus, die er selbst mit großen Kosten sich gebildet hatte. Er errichtete eine Art akademischer Versammlungen, denen er sehr oft beiwohnte. Wer nur Talent besaß, hatte ein Recht auf Almamonts Wohlthaten, zu welcher Religion übrigens er auch immer sich bekennen mogte. Die muselmännischen Gelehrten verschrien ihn für einen Ketzer, aber die Nachwelt hat ihn darum um Nichts weniger in Ehren gehalten. Seine Veziere drangen in ihn, einen seiner Anverwandten, der an der Spitze eines Aufruhrs wider ihn gestanden, und sich zum Califen hatte ausrufen lassen, am Leben zu strafen, aber Almamont wollte sich nie dazu bequemen; mit Thränen in den Augen erwiederte er ihnen: „Ach, wüßte man doch, welch Vergnügen es mir macht, zu verzeihen, Alle, die mich beleidigt haben, würden kommen, und mir ihre Fehler gestehen!" Der edele Calif starb im J. Chr. 833.

Almanach, ein arabisches Wort; Al heißt der, und Manach, Rechnung, Kalkul: indem der Almanach das Resultat aller Berechnungen betreffend die Resultate des Jahrs, seyn soll. Den Griechen (Eusebius) war dieser Name schon bekannt.

Almansa, Almança, Almanza, 15° 57′ L. 38° 48′ B., eine Villa in der spanischen Provinz Murcia, mit 4.000 Einwohnern, die viel Wein, Safran und Küchenkräuter bauen. Hier sieht man eine sehr schöne Denksäule wegen der Schlacht, welche die Franzosen und Spanier den 25. April 1707 wider die östreichischen Alliirten unter dem Duc de Berwick gewannen, weswegen Philipp V. diesem Orte, außer andern Freiheiten, auch einen Markt von 14 Tagen schenkte.

Almaraz, eine Villa im spanischen Estremadura, zwischen Placentia und Truxillo, merkwürdig durch eine alte römische Brücke, die über den Tajo führt.

Almarco wird von Münzen gesagt, wenn sie nicht nach dem Werth der einzelnen Stücke, sondern nach dem der ganzen Mark berechnet werden.

Alme, ein kleiner Fluß im preußischen Regierungsbezirk Minden, der im Sauerlande entspringt, und bei Neuhaus sich in die Lippe ergießt.

Almeida, 11° 6′ L. 40° 30′ B., eine Gränzfestung in der portugiesischen Provinz Beira, auf einer Anhöhe am Coa, mit 550 Häusern, und 2.750 Einw., einer sehr festen Citadelle, Freimärkten, Schleichhandel und einer Schwefelquelle. Sie ward 1762 nach vielem Verlust von den Spaniern erobert. Auch im Jahr 1810 ward sie von einer französischen Armee unter Massena's Anführung belagert, und ergab sich am 28. August, nachdem eine französische Bombe in eines der größten Pulvermagazine gefallen war, das mit einer fürchterlichen Erschütterung in die Luft flog. Nach dem Rückzug der französischen Armee aus Portugal im J. 1811 ward die Festung von portugiesischen und englischen Truppen umringt; die Franzosen sprengten daher den besten Theil der Festungswerke, zerstörten das Geschütz, und schlugen sich durch. Die Engländer haben seitdem die Werke wieder hergestellt.

Almen, eine Herrschaft im preußischen Regierungsbezirk Arensberg, die aus den Gütern Ober- und Nieder-Almen, Almen auf dem Bruch und dem almischen Mattfeld besteht; die ersten 3 machen ein Sammtgericht aus, und das letzte ist adelich frei.

Almosen. Dieses Wort bezeichnet Alles, was man aus Menschenliebe den Armen giebt. Vernunft und Schrift gebieten einen Theil unsers Vermögens ohne Rücksicht auf Vergeltung zur Unterstützung der Nothleidenden anzuwenden. Die Absicht des Gebers muß also rein, die Gabe selbst aber klug erwogen, eine milde Wohlthat seyn. In den frühen Zeiten des Christenthums lebten die Geistlichen, ohne Besoldung, von freiwilligen Almosen. Einen Theil derselben erhielt der Bischof, einen andern die Priester, einen dritten die Diaconen und Subdiaconen; der vierte Theil wurde zur Unterstützung der Armen und zur Reparatur der Kirchen verwendet. — Den Muhamedanern hat der Koran in Rücksicht der Almosenaustheilung besondere Vorschriften gegeben, und sie durch Versprechung großer Belohnungen in jener Welt zu nothwendigen und freiwilligen Almosen verpflichtet.

Almosenier, Almosenpfleger, ein Beamter, welcher die Berechnung und Vertheilung der Almosen besorgt. Nach den alten canonischen Rechten mußten alle Klöster wenigstens den 10ten Theil ihrer Einkünfte zu Almosen verwenden, deren Vertheilung einem besondern Ordensgeistlichen anvertraut war. In Frankreich ist der Almosenier eine Art von Hofgeistlichen. Der König hat deren mehrere, unter welchen der Erste den Titel: „Großalmosenier" (grand aumônier) führt, eine Würde, die nur einem sehr vornehmen Geistlichen, z. B. einem Cardinal, verliehen wird. Er verfügt über die von dem Könige zu Almosen bestimmten Gelder, verrichtet den Gottesdienst in der königl. Kapelle, oder ernennt einen Prälaten, der seine Funktionen übernimmt u. s. w. Auch werden die Feld- und Schiffsprediger Almosenier genannt. In England ist der Großalmosenier ein vornehmer Geistlicher, gemeiniglich ein Bischof, welcher die Sachen, wodurch Jemand ohne Vorsatz ums Leben gekommen ist, so wie auch die hinterlassenen Güter der Selbstmörder erhält, um sie unter die Armen zu vertheilen. Er hat auch Kraft einer alten Gewohnheit das Recht, das erste Gericht von des Königs Tafel, oder statt dessen ein Almosen an Geld, einer armen Person zu geben. Alle Bischöfe sind durch eine alte canonische Vorschrift verpflichtet, Almosenpfleger zu halten.

Almond (Philipp van), geb. zu Briel, 1646, Viceadmiral im Dienste der Staaten von Holland und Westfriesland. Als Capitain schon zeichnete er sich aus am Bord des Schiffes Dortrecht von 46 Kanonen in der heißen Seeschlacht vom 11. 12. 13. und 14. Juni 1668, wo sich der tapfere Ruyter unsterblichen Ruhm erwarb. Eben so rühmlich betrug er sich in der Schlacht bei Soultzbai, den 7. Juni 1672, wo er den Wassenaar von 60 Kanonen commandirte. Als

Ruyter im Dienste seines Vaterlandes 1676 vor der Stadt Agosta in Sicilien geblieben war, mußte van Almond die holl. Flotte in die Häfen der Republik zurückführen, und am 30. Jan. 1677 kam er damit auf der Rhede von Helvoet mitten durch die Feinde glücklich an; noch im nämlichen Jahre theilte er mit dem tapfern Tromp die Ehre eines Sieges zur See über die Schweden, und in der Schlacht bei Hogue 1692 setzte er das Siegel auf seinen Heldenruf. Die glücklichen Fortschritte der vereinigten englischen und holländischen Flotten waren größtentheils die Folgen seiner weisen Rathschläge. Im J. 1702 kommandirte er eine Flotte von 20 Linienschiffen, welche, im Verein mit 30 Englischen unter Admiral Roore, eine reiche Absendung spanischer Galeoren gänzlich zerstörte, die unter der Bedeckung von einigen franz. Linienschiffen unter dem Befehle des Grafen Chateau-Renoud standen. Van Almond endigte seine glorreiche Carriere ganz friedlich auf seinem Landgute unweit Leyden den 6. Jan. 1711. In der Catharinen-Kirche zu Vriel sieht man ein herrliches Grabmal dieses großen Seehelden.

Almukantarat (astronm.), ein Cirkel, den ein Stern parallel mit dem Horizont beschreibt; er dient, Aequationstafeln der Höhen zu verfertigen, um die Beobachtungen zu verbessern, wenn die Sonne ihre Declination in der Zeit von einer Beobachtung zur andern verändert: also die wahre Zeit zu wissen, nach welcher die Pendeln gerichtet werden müssen.

Aloe. Es giebt mehrere Gewächse dieses Namens; die merkwürdigste Gattung ist die durchstochene Aloe, welche man häufig in Gewächshäusern findet. Sie hat zwei Fuß lange, sechs Zoll breite und eben so dicke fleischige Blätter, die am Rande spitzig ausgezackt und am Ende mit einem Stachel versehen sind. Der Stengel erscheint im 6. bis 7. Jahre, wird 3 bis 4 Fuß hoch, und ist oben mit niederhängenden, lilienartigen, gelben Blumen besetzt. Der aus den Blättern gepreßte Saft giebt, zu einer harten, brüchigen, schwarzrothen Masse eingedickt, die bittere, widrig riechende Substanz, welche man unter dem Namen Aloe als Medizin in den Apotheken führt. Das Vaterland der Aloe ist Afrika, Ost- und Westindien. Im südlichen Europa kommt sie im Freien fort.

Aloiden (Aloidae), die beiden Söhne Otus und Ephialtes, der Iphimedia und des Neptuns, die jenen Namen von ihrem Stiefvater Aloüs haben, für dessen Kinder sie gehalten wurden. Sie waren Riesen von außerordentlicher Größe, indem sie alle Monate 9 Finger hoch, oder, nach andern, jährlich 1 Elle in die Dicke, und 1 Klafter in die Länge wuchsen; so daß in ihrem 9. Jahre die Breite ihrer Schultern schon 9 Ellen und ihre Länge 9 Klafter, oder 27 Ellen betrug. In diesem Alter bedroheten sie schon mit den Giganten den Himmel zu stürmen, und die Götter zu entthronen. Zu dem Ende wälzten sie den Ossa auf den Olymp, und den Pelion auf den Ossa, um so den Himmel zu ersteigen. Allein Apollo erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe ihnen noch der Bart keimte. Eine andere Mythe erzählt ihren Tod so: Otus wollte die Diana und Ephialtes die Juno zwingen, seine Gattin zu werden. Allein Diana, um der Gewalt durch List zu entgehen, verwandelte sich in einen Hirsch, sprang mitten durch sie hin, und, indem sie eben im Begriff waren, den geglaubten Hirsch mit Pfeilen zu erlegen, kehrte sie die tödtlichen Waffen so, daß beide Riesen einander selbst erschossen. Einst hatten sie sich auch des Mars bemächtigt, und ihn 13 Monate lang in Fesseln gefangen gehalten, bis Merkur, auf Antrieb der Periböa, der Stiefmutter der Aloiden, ihn wieder entfesselte. Zur Strafe für ihren Frevel wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden, und von Schlangen zernagt. Auf der Säule saß eine Nachteule, um ihre Ohren mit ihrem Geschrei zu martern. Die ganze Erzählung von den Aloiden ist böotischen Ursprungs. Die Böotier erzählten, daß sie Ascra gegründet, und den Dienst der Musen eingeführt hätten.

Alopa (Francesco de), ein berühmter Buchdrucker in Venedig. Bei ihm ließ Johann von Lascaris eine griechische Antologie 1494 in 4to und auch einen Callimachos, ohne Datum und Druckort, in 4to mit Capital-Lettern abdrucken. Lascaris, ein Grieche, von vornehmer Abkunft, ein berühmter Kritiker und Dichter des 15ten Jahrh., wünschte die griechische Literatur wieder emporzubringen, er wählte Alopa zu seinem Drucker, und verbesserte selbst seine Ausgaben.

Alp (der) ist Nichts weiter als ein von schwerer Verdauung erzeugtes Drücken des Magens im Schlafe, besonders wenn man rücklings liegt, welches sich durch Beängstigung und durch das Gefühl einer erstickenden Last auf die Brust zu erkennen giebt. Der Aberglaube schreibt dieses einem Gespenste oder Geist zu.

Alpen, ein großes Gebirge in Europa, zwischen Frankreich, der Schweiz, Italien, Deutschland, Croatien und Slavonien, das sich zwischen der Grafschaft Nizza und Frankreich, über Savoyen, Schweiz, Tyrol, Oestreich, Illyrien, das lombardisch-venezianische Königreich rc. erstreckt, und den Namen vom celtischen Wort Alp d. i. hoch hat. Sie fangen am genuesischen Meer unweit Nizza an, und gehen vom 23—35° O. L, 44—48° B. ungefähr 180 Meilen lang bis an das adriatische Meer bei dem Fluß Arsa in einem Bogen fort, sind auf den Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckt, in den Vertiefungen mit großen Schnee- und Eisthälern, Gletscher genannt, versehen, nehmen einen Flächenraum von 5 — 7.000 Quadratm. ein, und werden nach der Gegend verschieden benannt. Die Meeralpen liegen zunächst am mittelländischen Meere unweit Nizza, erstrecken sich von Monaco bis an den Berg Viso bei der Quelle des Po, und verbinden die eigentlichen Alpen mit den Appenninen; hier sind die Berge Camellon, Monte ardente und Tende, in der Graffschaft Nizza, die berühmtesten. Die cottischen Alpen fangen beim Berge Visa an, gehen bis zum Berge Cenis, und trennen Piemont von Frankreich; hier sind die Berge Pelvoux de Valouisse 13.236, der Olan 11.206, der Viso 9.387 Fuß hoch, Genevre und le Col de la Croix. Die grauen oder griechischen Alpen dehnen sich von dem 5.879 Fuß hohen Mont Cenis über den Isarn und kleinen Bernhard bis an den Col de bon homme, und trennen Piemont von Savoyen. Die penninischen oder savoyischen Alpen gehen vom Col de bon homme über den 14.793 Fuß hohen Montblanc, den großen Bernhard, Combin, Mont Cervin bis zu dem 14.580 Fuß hohen Monte Rosa u. trennen Piemont von Savoyen u. Unterwallis. Die schweizer oder lepontinische Alpen erstrecken sich vom Monte Rosa auf beiden Seiten des Rhone- oder Wallisertahls über das Gotthardsgebirge bis zum Moschellhorn oder Bernhardino in Graubündten, und trennen das lombardische Gouvernement von der Schweiz. Hier sind der 6.174 Fuß hohe Berg Simplon, ein Paß aus dem Wallliserlande in das Mailändische, das Finsteraarhorn 12.234, die Jungfrau 12.872, das Schreckhorn 12.562, der Grimsel 9.104 Fuß hoch, der 9.064 F. hohe St. Gotthardsberg, der Crispalt, der Vogelsberg, der 13.171 Fuß hohe Furca, aus welchem die Rhone und Reuß kommen rc. Die räthischen Alpen verbreiten sich vom Bernhardino durch Graubündten und Tyrol bis zum Dreiherrnspitz auf der Gränze von Oestreich und Illyrien, und südlicher bis zum Monte Pellegrino, und trennen die Lombardei von Graubündten und Deutschland. Hier sind die Ortelsspitze 14.466, das Wetterhorn 11.743, der Ödi 11.037, der Riegel- oder Glaserberg 9.775 und der Pilatusberg 7.080 Fuß hoch. Auch entspringen hier der Inn, die Etsch, der Oglio, der Addua. Die sehr hohen tyroler und vorarlbergischen Alpen begreifen den 6.063 Fuß hohen Brenner unter sich. Die norischen Alpen reichen vom Dreiherrnspitz durch Illyrien am linken Ufer der Drau durch Oestreich und Steiermark bis in die ödenburger Ebene Ungarns. Hier sind der Großglockner 11.465, das Viehbachhorn 15.826, der hohe Narr 10.633, der Kogel 9.100, der Watzmann 9.150, der Dachstein bei Hallstadt 9.036, der

Priel 8.404, die Stangalpe in Steiermark 7.140, der Schneeberg bei Hallstadt 6.521, den Oetscher in Oestreich 6.062 Fuß hoch. Die carnischen Alpen sind in Illyrien, den norischen gegen Morgen, vom Monte Pellegrino zwischen den Flüssen Sau und Drau bis zum Terglou an der Quelle der Sau. Hier ist der 7.032 Fuß hohe Obir. Die julischen oder venezianischen Alpen reichen vom 10.194 Fuß hohen Terglau zwischen dem rechten Ufer der Sau, der Kulpa und dem adriatischen Meere bis zum Felsen Kleck bei Zengh, scheiden das lombardisch-venezianische Königreich von Illyrien, Croatien und Slavonien, und erstrecken sich bis an den Meerbusen Quarnero; die vornehmsten sind der 4.266 Fuß hohe Loibl, die Monti della Vena im Süden des Czirknizersees, und Monti de Charso, gegen den Kreis Görz. Die dinarischen Alpen erstrecken sich von Kleck bis nach Sophia, längs den rechten Ufern der Sau und Donau, und gehen über den Hämus (Balkan, sardisches Gebirge), der sich in den Vorgebirgen Emineh Burnu am schwarzen Meer und Kara Burnu am Bosphorus endigt. Die über Oestreich, Illyrien und Steiermark östlich nach Croatien und Dalmatien ziehenden Alpen verlieren über die Hälfte von der fürchterlichen Höhe der westlichen Berge. Die schwäbischen Alpen oder die Alb, eine über 15 Meilen lange und 2 — 5 Meilen breite Bergkette, welche die Flußgebiete der Donau und des Neckar trennt, sich meist an den südöstlichen Gränzen des Königreichs Würtemberg hinzieht, und eigentlich die nördliche Fortsetzung des Schwarzwaldes ist. Der höchste und unfruchtbarste Theil, die rauhe Alb oder Alp, erstreckt sich von Sulz am Neckar im Würtembergischen gegen Nordosten, längs diesem Fluß bis in die Nähe von Tübingen, und läuft dann gerade östlich bis Ulm. Er ist hoch, rauh und kalt, und mehr für die Schaafzucht als den Feldbau geeignet; aber beständigen Schnee hat er nirgends. Die Bewohner dieser Berge haben den ausgezeichnetsten schwäbischen Dialekt, und obgleich arm, verließen sie nie ihre Berge. Ein milderer Theil dieses Gebirgs ist das Hochgestraß in den würtembergischen Aemtern Blaubeuren und Ulm, und der niedrigste und furchtbarste, der Albuch, in dem würtembergischen Amte Heidenheim, ist reich an Viehzucht, Waldungen und Eisenwerken. Die Bewohner dieser Berge bauen und spinnen sehr viel Flachs. Auf 400 Weberstühlen werden an 700.000 Ellen Leinwand verfertigt, wovon ¾ roh nach der Schweiz und ¼ weiß nach Italien, zum Theil von der Leinwandhandelsgesellschaft zu Urach, gebracht wird, und wodurch 300.000 Fl. baares Geld ins Land kommt. — Die Alpen im Allgau bilden die nördlichste Seitenkette der appenzeller und tyroler Alpen, von den baierschen Landgericht Mindelheim über Kempten bis an den Bodensee. Der höchste Berg, der Hochvogel, 9.000 Fuß hoch, behält, wie die meisten andern, seinen Schnee den größten Theil des Jahres. Das Gebirge besteht meistens aus Sandstein, und erst in den südlichen Theilen fangen Kalk- und Marmorberge an. Hier entspringen der Lech, die Iller, Bregenz, Aller. — In dieser Alpenkette wohnen über 7 Mill. Menschen; 1—2 Millionen gehören dem celtisch-gallischen, 8—900.000 dem italienischen, über 1 Million dem slavischen, und an 3 Millionen dem germanischen Stamm an. Es befindet sich darunter wenigstens 1½ Million Hirtenvölker, die sich ausschließend mit Alpenwirthschaft und Viehzucht auf den kräuterreichen Wiesen, die im engern Sinn Alpen genannt werden, beschäftigen. Auch sind in diesen hohen Gebirgen viele Cretins. — Seit Napoleons Regierung sind über die Alpen 4 große Straßen mit ungeheuern Anstrengungen und Kosten angelegt worden, die man nun mit aller Bequemlichkeit und ohne Gefahr befahren kann; nämlich 1) über den Berg Cenis von Lanslebourg nach Suza; 2) über den Symplon, ein 8 Meilen langer Weg über 264 Brücken mit steinernen Pfeilern; die größte Höhe dieser Straße ist 6.174 Fuß über dem Meere; 3) über den Berg Genevre; 4) von Nizza nach Genua. — Von den Alpen führen den Namen: 1) die Landvogtei auf der Alp im Königreich Würtemberg,

welche 25 Quadratmeilen, 112.500 Einw., die Oberämter Urach, Kirchheim, Nürtingen, Reutlingen, und Munsingen umfaßt, und Urach zur Hauptstadt hat. 2) zwei franz. Departements: a) das Departement der obern Alpen, das den südöstlichen Theil der ehemaligen Dauphiné begreift, 3° 1′ — 4° 41′ O. L. von Paris, 44° 9′ — 45° 6′ B. und auf 171²/₃ Quadratmeilen (1.142.500 Arpents) 125.845 Einwohner enthält. Das Land ist sehr gebirgig und waldig, und wird von den Flüssen Durance, Drac rc. durchflossen. Das Klima ist ziemlich rauh, und der Boden nicht fruchtbar. Die Gebirge haben viel Gemsen, Bären, Murmelthiere, Steinböcke, weiße Hasen, Rebhühner, Fasanen, Adler rc., schöne Alpenweiden und Wiesen, daher bedeutende Zucht der Maulthiere, des Rindviehs und der Schaafe; wenig Getreide und mittelmäßigen Wein; Blei, Kupfer, Marmor, Quarz, Gyps, Torf. Es wird in die drei Bezirke: Briançon, Embrun und Gap getheilt, und hat Gap zur Hauptstadt. b) Das Departement der untern Alpen, an der Durance, ehemals der südöstliche Theil der Provence, hat 134¼ Quadratmeilen (745.007 Hectaren) und 145.912 Einw. Die Luft ist ziemlich gemäßigt, und die Produkte sind: Getreide, Kartoffeln, Aepfel, Birnen, Mandeln, Wein, Vieh. Es hat die 5 Bezirke, Barcelonette, Castellane, Digne, Sisteron und Forcalquier, und die Hauptstadt Digne. 3) Eine Herrschaft mit einem Städtchen, Schloß und einer reformirten Kirche, im preußischen Großherzogthum Niederrhein, den Grafen von Bentheim-Steinfurt gehörig.

Alpenpflanzen, Alpenstraßen, Alpenwirthschaft. Siehe d. Art. Italien, Schweiz.

Alpenrabe (Corvus eremita) oder der Einsiedler, auch Nacht- und Steinrabe genannt, wohnt auf den Gebirgen der Schweiz, und hat einen gebogenen rothen Schnabel, dunkelbraunrothe Beine, einen gelben rothgefleckten Kopf mit einem Federbusch, und ein schwarzes Gefieder mit grünlichem Widerschein. Er kommt dem Haushuhn an Größe bei, und hat ein leckeres Fleisch.

Alphabet. So heißt die durch den Gebrauch bestimmte Reihe von Lautzeichen einer Sprache. Das Wort ist zusammengesetzt aus Alpha und Beta, dem ersten und zweiten Buchstaben des griech. Alphabets. Die Zahl der Buchstaben ist nicht in allen Sprachen dieselbe. Die deutsche hat deren 25; die englische 24; die französische 23; die spanische 27; die italienische 20; die russische 35; die lateinische 22; die griechische 24; die hebräische und chaldäische 22; die arabische 28; die persische 31; die türkische 33; die georgische 36; die koptische 32; die Sanskrit 50; die äthiopische und tatarische 202; die bengalische 21. Die Chinesen haben eigentlich kein Alphabet, wir müßten denn ihre ganze Sprache so nennen; ihre Buchstaben sind Wörter oder vielmehr hieroglyphische Zeichen, deren Anzahl sich auf 80.000 beläuft.

Alpheus, ein Grieche und großer Meister der Kunst in Stein zu graviren. Die ehemalige Abtei St. Germain bei Paris besaß von ihm einen kostbaren Stein, vorstellend Penthesilea, die Amazonen-Königin, wie sie verwundet von Achill unterstützt wird. Auch fanden sich hier von dieses Künstlers Hand zwei schöne Cameen, vorstellend die Köpfe von Germanikus, von Agrippina, dessen Gattin und deren Sohne Cajus. Eine Copie davon findet sich in der Histoire l'academie des inscript. tom. XIII. pag. 392.

Alpheus, der größte Fluß im Peloponnes, und einer der größten in Griechenland, entspringt nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien, fließt bei Olympia weg, nimmt eine Menge kleiner Flüsse auf, und fällt ins jonische Meer. Die Mythe macht ihn zu einem Sohne des Oceanus und dessen Schwester Thetys. Als Flußgott war Alpheus ein großer Liebhaber der Jagd. Einst verliebte er sich in Dianen, und verfolgte sie. Um ihm zu entfliehen, versteckte sie sich unter die Nymphen des Landes, und schwärzte sich und ihnen das Gesicht mit Erde, so daß er sie nicht entdecken konnte. Ein andermal verfolgte er mit sei-

ner Liebe die Nymphe Arethusa, welche Diana in einer Wolke verbarg, und, da Alpheus sich dadurch nicht abschrecken ließ, in eine Quelle verwandelte. Indessen der Flußgott nahm nun seine Gestalt als Fluß wieder an, und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen. Die Quelle Arethusa war in Sicilien, und da Alpheus an einer Stelle sich in die Erde verliert, so erzählt die Fabel, daß er von da durch einen unterirdischen Gang unters Meer weg bis nach Sicilien fließe, um mit jener Quelle sich zu vereinigen.

Alphons III., der Große genannt, König von Asturien, folgte seinem Vater Ordogno 866 auf den Thron; seine Regierung zeichnet sich durch eine Menge glänzender Siege aus, die er über die Mauren davon trug. Er nahm das feste Coimbra ein und erweiterte die Gränzen seines Reichs durch einen Theil von Portugal und Altcastilien. Es gelang ihm, den mächtigen Adel seines Reichs völlig aufs Haupt zu schlagen, der die Thronfolge in seiner Familie nicht ohne Eifersucht sehen konnte, und deswegen mit dem Könige in anhaltender Fehde lebte. Unter diesen war Frolla, Graf v. Gallicien, der gefährlichste, er hatte Alphons bereits gezwungen eine Freistätte bei den Cantabrern zu suchen; aber sein tyrannisches Benehmen empörte die Bewohner von Oviedo, sie meuchelten ihn, und erleichterten so ihrem Könige seine Zurückkunft. Gleichwohl schien sein Unstern diesen Monarchen zur Zielscheibe der Empörungen gesetzt zu haben, selbst sein Sohn Garcias stellte sich ihm als Häuptling der Rebellen gegenüber, der König schlug ihn aus dem Felde, machte ihn zum Gefangenen, ließ ihn ein Jahr in Haft sitzen, und legte dann zu dessen Gunsten seine Krone nieder. Seine Sanftmuth so wie seine unbegränzte Liebe zu seinen Kindern trieb ihn aber noch weiter; er theilte seine Staaten, und gab seinem zweiten Sohn Ordogno Gallicien und einen Theil von Lusitanien. Gleichwohl konnte er sich zu keinem geschäftlosen Leben anschicken; er erhielt eine Armee von seinem Sohne, griff von Neuem zum Schwerdte, fiel ins Gebiet der Mauren, vertilgte alles mit Feuer und Schwerdt, und kam mit unermeßlicher Beute beladen nach Zamora zurück, wo er seine ruhmvolle Laufbahn, nach einer Regierung von 46 Jahren beschloß. Als Held berühmt war er zugleich ein Freund der Wissenschaften; er hat eine Chronik der Könige von Spanien, vom Könige Gamba an bis auf Ordogno, seinen Vater, hinterlassen.

Alphons V., König von Aragonien, mit dem Beinamen der Großmüthige, starb 1458, in einem Alter von 74 J. Er ward als König v. Sicilien, nachdem er Neapel sich unterworfen, anerkannt. Er war ein Sohn Ferdinands des Gerechten, dem er 1416 auf den Thron folgte. Hochherzig, freigebig, aufgeklärt, galant, wohlthätig, unerschrocken, leutselig und staatsklug wäre Alphons der Heros seines Jahrhunderts gewesen, wenn sein Hang zum schönen Geschlechte nur nicht zu oft die Klippe für die Sittlichkeit seiner Hofdamen gewesen wäre. Die Musen, welche sich von Byzanz aus flüchten mußten, nahm er auf und hegte sie fürstlich; er begründete Spaniens Oberherrschaft in Italien. Alphons ging gern zu Fuß und ohne Gefolge in den Straßen seiner Hauptstadt; einst stellte man ihm die Gefahr hievon vor, „ein Vater, versetzte er, der unter seinen Kindern herumwandelt, hat Nichts zu fürchten." Bei mehrern Gelegenheiten bekundete er seine Hochachtung für die Wissenschaften. Bei der Belagerung von Gaeta fehlte es an gehörigen Steinen um die Mörser zu füllen; als man ihm bemerkte, diese könne man wohl von einem alten Schlosse hernehmen, das einst eine Villa Cicero's gewesen, so verwarf er diesen Vorschlag mit Unwillen, und sagte: „Viel lieber mag meine ganze Artillerie zum Schweigen kommen, als daß ich den alten Aufenthaltsort eines so berühmten Philosophen und Redners soll entheiligen lassen." Einer seiner Hofleute betheuerte ihm, einst von einem Könige von Spanien gelesen zu haben: es schicke sich gar nicht für Leute von hohem Range, sich mit den schönen Wissenschaften zu befassen, „das war kein König, schrie Alphons, es war ein Esel, der so

gesprochen." Bekannt ist folgender Zug von seiner Freigebigkeit: Einer seiner Schatzmeister brachte ihm die Summe von 10.000 Dukaten; ein Offizier, welcher sich eben zugegen befand, sagte ganz stille zu einem andern: „Nur diese Summe möchte ich besitzen, und ich wäre ein Glücklicher." — „Du sollst es seyn!" versetzte Alphons, der es gehört hatte, und hieß ihn die Summe mitnehmen. Eine Galeere voll Soldaten und Matrosen, drohte unterzugehen; Alphons befiehlt, ihnen zu Hülfe zu eilen; man zaudert, man bedenkt sich wegen der Gefahr, Alphons springt in eine Schaluppe und ruft den Furchtsamen zu: „lieber will ich der Genosse als der Zuschauer ihres Todes seyn;" auf diese Art ermuthigte er die Seinen, und es gelang ihm Alle zu retten. Wie der weise Salomo hatte er den Anfang seiner Regierung durch ein merkwürdiges Gericht gestempelt: Eine junge Sklavin sagte vor ihm aus, ihr Herr sey Vater zu dem Kinde, welches sie zur Welt gebracht, und begehrte demnach zufolge eines alten spanischen Gesetzes ihre Freiheit wieder. Ihr Herr stellte diese Aussage gerade zu in Abrede. Alphons befiehlt das Kind dem Meistbietenden öffentlich zuzuschlagen; schon sollte der Verkauf beginnen, als sich das Herz des Vaters erweichte; er kannte sein Kind an, und setzte die Mutter in Freiheit.... Ein großer Feind des Tanzes war dieser Fürst; „der Wahnsinnige, sagte er, unterscheidet sich vom Tänzer nur darin, daß dieser länger, als jener, in seinem Paroxismus bleibt."... Einer seiner Höflinge fragte ihn einst: welche aus seinen Unterthanen er vorzüglich liebe? „jene, versetzte er, die Meinetwegen mehr, als vor mir, in Furcht sind." „Um ein gutes Hauswesen zu haben, sagte er, muß der Mann taub und die Frau blind seyn." Ein gewisser Antonio zu Palermo, Lehrer und Geschichtschreiber von Alphons, hat das Bild dieses Fürsten trefflich gezeichnet; der Abbée Meri de la Canorgue hat hieraus sein Genie d'Alfonse V., gebr. 1765, angefertigt. Eben dieser Antonio war es, der seinen Fürsten zu Capua krank danieder liegend fand; er brachte ihm des Q. Curtius Geschichte Alexander des Großen, Alphons las sie und genas.

Alphons X., König von Leon und Castilien, der Weise und der Sternkundige genannt, ein Sohn Ferdinand III. und dessen Thronfolger 1252. Kaum zur Regierung gelangt wußte er alle Unternehmungen zu vernichten, welche die Könige von Navarra und Aragonien wider ihn bewerkstelligten. Der Ruf seines großen Genies veranlaßte einige deutsche Fürsten, ihn zum deutschen Kaiser zu wählen, die gleichwohl nebenbei darauf rechneten, sich durch das Gold zu bereichern, welches Alphons unter sie vertheilen würde. Als Kaiser gab er, in Castilien, Friedrich die Investitur über das Herzogthum Lothringen; indeß vermochte er nicht diese Würde gegen Rudolph v. Habsburg zu behaupten, und begnügte sich bloß damit, daß er gegen dessen Erwählung, obwohl ohne Erfolg, protestirte. Auf dem Throne lebte er als ein Philosoph. Don Sanchez, sein Sohn, kannte seinen friedlichen Karakter; er empörte sich, und stürzte ihn vom Throne. Alphons der Weise schloß ein Bündniß mit den Mauren wider diesen entarteten Sohn, und vernichtete ihn in einer bedeutenden Schlacht; allein er konnte seine ersten Vortheile nicht verfolgen, sein Vaterherz betrübte sich so, daß er von Gram 1284 starb. Jacob, König von Marocco, zeigte bei Gelegenheit jener Schlacht eine seltene Seelengröße; er war nämlich, obgleich sonst Alphonsens Feind, zu dessen Schutz herbei geeilt. Ihre erste Zusammenkunft fand Statt zu Zahra; der unglückliche Castilianer wollte ihm hier den Vorrang einräumen; „Nein, versetzte der Maroccaner, der Vorrang gebührt dir, so lange du unglücklich bist; ich trete hier für die Sache der Väter auf; ich komme, dir zu helfen, um einen undankbaren Sohn zu bestrafen, der von dir das Leben erhielt, und dir nun dafür die Krone rauben will. Sobald ich diese Pflicht werde erfüllt haben, und du wieder glücklich und mächtig seyn wirst, alsdann werde ich dir alles streitig machen, und wieder dein Feind werden." Auf Befehl und Veranstaltung dieses großen Königs wurden die spanischen Ge-

setze de las Fiete perditas gesammelt und vermehrt: ein Werk, das seinem Namen die Unsterblichkeit zugesichert hat. Im J. 1256 ward damit begonnen. Jede Zeile darin athmet die tiefste Weisheit und die strengste Gerechtigkeit; auch war ein solches Werk eher als des erlauchten Verfassers astronomische Untersuchungen und staunenswerthe physische Kenntnisse geeignet, ihm den Titel des Weisen zu verdienen. Trotz den Finsternissen jenes Zeitalters findet man in diesem kostbaren Codex schon die Schätze der spanischen Ursprache, ihre karakteristischen Züge, gewisse Formen und Wendungen, die ihr einen ungewöhnlich freien und strömenden Gang geben; eine Leichtigkeit, eine Reinheit des Ausdrucks, eine Erhabenheit der Gedanken, und einen Grad von Vollkommenheit, den keine Sprache Europa's in jener Zeit der Barbarei zu erreichen vermochte, und auf den sich erst lange nachher die italienische Sprache zu schwingen verstand. Es finden sich endlich in diesem Gesetzbuche jene für diese Zeit merkwürdigen Worte: „der Despot reißet den Baum aus, aber der weise Beherrscher beschneidet nur die Auswüchse." Die unter seinen Namen erschienenen, von Juden zu Toledo angefertigten, vom 1. Juni, als dem Tage seiner Thronbesteigung, an rechnenden astronomischen Tafeln haben ihm mehr Ruhm erworben, als alle seine Feldzüge. Auch besorgte dieser König eine Uebersetzung der Bibel, so wie eine allgemeine Geschichte Spaniens in castilianischer Sprache.

Alsacus (Conrad). Er gab zu Copenhagen 1622 eine Geschichte der Reformation in Dänemark heraus. Seckendorf in seiner Geschichte des Lutherthums 1. Th. S. 268 sagt viel Rühmliches von diesem Buche, aber es ist ein sehr seltenes Werk.

Alse (Clupea alosa), eine Gattung des Häringsgeschlechts. Sie heißt auch Gold- und Maifisch und Mutterhäring, wird 2 — 3 Fuß lang, 3 — 4 Pfund schwer, und läßt sich an den harten Bauchschuppen erkennen, welche Schilden gleichen. Oberhalb sieht sie gelbgrünlich, am Bauche weißlich aus, und die Seiten sind schwarz gefleckt. Die Nordsee und das mittelländische Meer sind der Aufenthalt der Alse. Sie geht im Frühjahr, um zu laichen, die Flüsse hinauf, und wird im Mai im Rhein, in der Elbe, Weser und andern Strömen sehr fett angetroffen. In den Rheingegenden achtet man diesen Fisch nicht der vielen Gräten und des weichen Fleisches wegen; an andern Orten schätzt man es jenem des Lachses gleich; man beizt es in Essig, wo seine Gräten sich auflösen, das Fleisch selbst aber herzlich, gediegen und angenehm zu essen wird.

Alsen, 27° 21′ — 27° 44′ L., 54° 50′ — 55° 4′ N. B., dänische Insel im kleinen Belt, mit 6 □M. und 15.045 Einw., die Dänen sind. Sie hat einen fruchtbaren Getreideboden, gute Viehzucht, Holzungen, viel Flachs- und Obstbau, Wildpret und schöne Fischereien.

Alsheda, Kirchspiel in der jönköpingischen Landeshauptmannschaft in Småland in Schweden, mit dem 1738 entdeckten einzigen schwedischen Goldbergwerk Aedelfors, das für die Rechnung des Königs betrieben wird. Die Gänge sind nicht reichhaltig; auch wächst in demselben kein gediegen Gold. Im J. 1797 gewann man nur 3 Mark oder 192 Dukaten.

Alsirat ist in der muhamedanischen Religion eine Brücke, die über die Mitte der Hölle gelegt, feiner als ein Haar, und schärfer als ein Schwerdt geschildert wird. Jedermann muß nach dem Tode über dieselbe, und die Gottlosen fallen davon hinab in die Hölle.

Alsleben, Alschleben, Großalsleben, herzogliche dessauische Stadt und Schloß an der Saale, im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, im Saalkreis, mit 198 Häusern, wovon 53 in der Vorstadt Leimkuthe stehen, 1294 Einw., die von ihrem ansehnlichen Feldbau leben. In der Nähe ist eine königl. Salpetersiederei. Die Gerichtsbarkeit über das Städtchen übt das dessauische Amt Alsleben aus, das in dem Dorfe Altdorf-Alsleben

dicht bei der Stadt mit 136 Häusern und 300 Einw. sich befindet. Im J. 1747 kam es durch Verkauf von der krosigkischen Familie, die es seit 1479 besaß, an Anhalt-Dessau.

Altströmer (Jonas), ein schwedischer Kaufmann, geboren zu Alingsås in Westgothland 1665 von armen Aeltern. Er lernte die Kaufmannschaft und reiste 1696 nach London, wo er die schönsten Geschäfte machte, und große Reichthümer anhäufte. Jetzt fiel ihm der Gedanke bei, seinem Vaterlande alle ausländischen Waaren entbehrlich zu machen. Er ging daher nach Schweden zurück und beschäftigte sich mit Verbesserung der Fabriken; alsdenn bereisete er fremde Länder und sammelte sich nützliche Aufschlüsse über Künste und Handwerke. B.. seiner Rückkehr vervollkommnete er die Schaafzucht, und ließ zu diesem Zwecke sich sogar angorische Hämmel kommen; er veredelte die zur Färberei sich eignenden Pflanzen, führte in Schweden den Gebrauch der Kartoffeln ein und errichtete Gärbereien und Zuckersiedereien, ähnlich jenen in England. Er war einer der Stifter der levantischen und der ostindischen Handelsgesellschaft. Der König und die Stände unterstützten ihn dabei kräftig, ehrten ihn hoch, und erhoben ihn in den Adelstand. Bei seinem Tode 1761 zählte man in Schweden über 18.000 Menschen, die sich mit Bearbeitung der Seide und Wolle beschäftigten, welches dem Lande einen Gewinn von 84 Tonnen Goldes und 21.000 Thlr. in Silber einbrachte. Altströmer dem wohlthätigen Genius seines Vaterlandes ließ der Handelsstand von Stockholm im dasigen Börsengebäude eine schöne Büste setzen mit der Inschrift: Ion. Alströmer artium Fabrilium in patria Instaurator.

Alt (der), eine Stimme in der Musik, die der höchsten Menschenstimme am nächsten kömmt. Seine Ausdehnung wird vom kleinen s bis ins zweigestrichene c gerechnet. Der Alt-Schlüssel fängt mit dem c oder ut auf der dritten Linie an. Man nennt auch die Bratsche Alt (Alto), ein Instrument, dessen Größe zwischen Violine und Violoncelle steht.

Alt. Veraltet. Altväterisch. Antik. Sinnverwandte Wörter, die in dem allgemeinen Begriffe einer langen Zeitdauer zusammentreffen. Was vor langer Zeit geschehen ist, oder lange Zeit hindurch gewährt hat, heißt alt; daher „alte Geschichte," „alte Handschriften." Veraltet bezieht sich auf den Gebrauch; veraltete Kleider sind solche, die durch langen Gebrauch untauglich geworden sind. Altväterisch ist, was dem Geschmacke der Zeit nicht mehr entspricht, so: „altväterische Tracht." Antik wird im Deutschen hauptsächlich von Werken der Kunst gebraucht, die entweder aus alter Zeit zu uns herübergekommen, oder doch im Geschmacke der alten Zeit gearbeitet sind. In diesem Sinne sprechen wir von einem „antiken Style in der Kunst," von „antiken Kunstdenkmälern," und von „Antiken" überhaupt. Dem Alten ist ursprünglich entgegengesetzt das Junge, Neue; dem Veralteten das Neue; dem Altväterischen das Modische, Neuartige; dem Antiken das Moderne. — Als Scheidepunkt zwischen alter und neuer Zeit nimmt man gewöhnlich das Jahr der Erobererung Constantinopels durch Muhammet II., 1453 n. Chr., an. Damals erhob sich Europa aus dem Zustande der Uncultur. Toscana öffnete seine Arme den Künstlern und Gelehrten, die, fliehend vor dem Geräusch der Waffen, in Italien einen sichern Zufluchtsort suchten; und mit der Wiederstellung der Wissenschaften, oder, was das nämliche ist, mit dem Zeitalter der Mediceer brach die neue Zeit veredelter Bildung über unserm Erdtheil an.

Altan (Balcon), so heißt derjenige Theil eines Gebäudes, der ohne Bedeckung von oben, durch eine Thür mit irgend einem Theile des Stockwerks in Verbindung steht, um die Aussicht ins Freie genießen zu können. Er ruhet entweder auf den fortlaufenden Balken des Gebäudes oder auf Säulen, oder auf beiden zugleich. Der Altan mit seiner Einfassung, jenachdem sie mit Geschmack

gewählt wird, gewährt der ganzen Fronte des Gebäudes eine ungemeine Zierde und dem Auge des Kenners einen höchst gefälligen Anblick.

Altar (altare) war bei den Alten ein erhöhter Opferplatz, Opferherd, er war den obern Götter gewidmet. Die Arä waren davon noch unterschieden, indem sie ein wenig über die Erde hervorragten, und nur den untern Göttern gewidmet waren. Den unterirdischen Göttern errichtete man keine Altäre, sondern grub Plätze in der Erde aus, auf denen man ihnen opferte.

Altcelle, einst ein großes und reiches, 1185 von dem Markgrafen von Meißen, Otto dem Reichen, gestiftetes, jetzt aber eingegangenes und verfallenes Dominikanerkloster im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, bei Rossen an der freibergischen Mulde. Alle benachbarte Orte gehörten zu demselben, und die Markgrafen von Meißen bis auf Friedrich dem Streitbaren hatten hier ihr Erbbegräbniß.

Altdorf, Altorf, eine Stadt in Baiern, im Rezatkreis, der Sitz eines Landgerichts (das 1808 auf 5½ □ Meilen, 11.493 Einwohner hatte), 29° 1′ 26″ L. 49° 23′ 22″ B. in einer schönen und fruchtbaren Gegend, hat, außer 23 öffentlichen Gebäuden, 18 bewohnten Gärten, und andern Häusern vor der Stadt: 205 Bürgerhäuser und 2.000 Einwohner, unter denen eine Kolonie von Salzburgern, die aus Holz vielerlei Arbeiten verfertigen, wovon ein beträchtlicher Theil nach Spanien, und dem spanischen Amerika geht. Beträchtlich ist hier die Bierbrauerei, so wie der Hopfenbau, der sich jährlich auf 1.800 Centner beläuft. Dieser Ort gehörte Anfangs zur kaiserlichen und Reichsveste Nürnberg, und ward von K. Ludwig IV. 1329 an den Grafen Emicho von Nassau versetzt, und kam von den Grafen von Nassau an die Burggrafen von Nürnberg. Burggraf Albrecht gab ihm seine Tochter Anna bei ihrer Vermählung an den Herzog Swantibor von Pommern. Das pommersche Haus verkaufte ihn an den Pfalzgrafen und nachmaligen Kaiser Ruprecht, und so blieben die Pfalzgrafen im Besitz bis 1504, wo Ruprecht in die Acht erklärt wurde. Beim Frieden behielt Nürnberg die eingenommene Stadt, und verglich sich deswegen 1521 und 1523 mit den Pfalzgrafen. Im J. 1575 ward das seit 1526 in Nürnberg gestiftete Gymnasium nach Altdorf verlegt, und K. Rudolph II. ertheilte ihm 1578 das Recht, Baccalaureen und Magister zu ernennen. Nun wurde das akademische Institut und Gymnasium abgesondert, und jenes erhielt 1622 von K. Ferdinand II. auch das Recht, Licentiaten und Doctoren der Rechte und Medizin zu ernennen, so wie vom K. Leopold I. 1696 das Privilegium, Doctoren der Theologie zu creiren, wodurch dann die Universität den andern in allen Stücken gleich wurde. Das Gymnasium war inzwischen 1633 wieder nach Nürnberg zurück verlegt worden. Die Mittelzahl der Studirenden betrug in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 100 bis 120. Die Universität wurde am 24. Sept. 1809 aufgehoben.

Alte Literatur. Sie bildet einen Haupttheil der philologischen Gelehrsamkeit und umfaßt Alles, was von den in alten Sprachen, vorzüglich der griechischen und lateinischen, abgefaßten Werken auf uns gekommen ist. Das Studium der beiden letzten Sprachen und der in ihnen abgefaßten Schriften wird vorzugsweise mit dem Namen der classischen Literatur bezeichnet. Da die gesammte europäische Bildung unserer Tage auf den Vorarbeiten der Griechen und Römer beruht, da es nicht möglich ist, über die wissenschaftlichen Fortschritte neuerer Zeit zu urtheilen, ohne jene Vorarbeiten zu kennen, ja, da vieles, was spätere Zeit hervorgebracht hat, erst aus ihnen das rechte Licht erhält; so ist das Studium der alten classischen Literatur nicht nur unentbehrlich für den eigentlichen Gelehrten, sondern auch belohnend für jeden Gebildeten, um so mehr, da sich die meisten jener Werke, so weit sie sich erhalten haben, auch in formeller Hinsicht so zu ihrem Vortheile auszeichnen, daß sie, trotz der unläugbaren Fortschritte des Zeitalters, noch jetzt als Muster gelten können. Gleichwohl hat

seit den Eroberungs-Kriegen der franz. Regierung von 1792—1813, theils die durch Basedow und seine Anhänger bewirkte Umwandelung im Felde der Erziehung und des Unterrichts, theils die eingetretene Nothwendigkeit, mehr Fleiß auf das Erlernen lebender Sprachen zu wenden, dem classischen Studium Einhalt gethan, und nur erst seit Kurzem ward das Bedürfniß einer theilweisen Rückkehr zur alten, ernstern und gründlichern Weise lebhafter gefühlt und kräftiger ausgesprochen.

Alte Grafen hießen vier Grafen des ehemaligen heil. römischen Reichs, die den gefürsteten Grafen gleichgeschätzt wurden. Ehedem waren es, außer Schwarzburg, Cleve, Savoyen und Cilley.

Altena, eine Kreisstadt in dem preußischen Regierungsbezirk Arnsberg, 25° 15′ 36″ L. 51° 15′ 36″ B. an der Lenne und Nette, mit 590 Häusern, 3.420 Einwohnern, einem Bergschloß mitten in der Stadt, 3 lutherische Pfarrkirchen und einem Arbeitshaus. Es sind hier 80 Eisenschmieden, eine Eisendrathfabrik auf 104 Mühlen, die 99 Grob-, 120 Mittel- und 186 feine Züge enthalten, 36 Messing- und Kupferarbeiter, eine Näh- und Stricknadelfabrik mit 500 Arbeitern, die 56 Millionen Nadeln liefern, 2 Schnallen- und Bügel-, 4 Strumpffabriken, Rothgerbereien, Kupferschlägereien, eine Fingerhut- und Gardinenringfabrik; außerhalb der Stadt arbeiten für die Drathfabriken 232 Osemundschmiede und 60 andre Schmiede. Merkwürdig sind des um Altena sehr verdienten Bürgermeisters Rumpe Anlagen am Hunengraben, wo 2 Stollen, jeder 90 Lachtern lang, 8 Fuß hoch und 12 Fuß weit, durch Felsen getrieben worden sind. Vor dem ersten Stollen liegen folgende, durch 8 Wasserräder betriebene Werke: 1 Stahlraffinirhammer, 1 Blechhammer, eine Fingerhutsmühle, und 2 Schleifmühlen; vor dem zweiten liegt eine Schleifmühle; alle sind auf englische Art eingerichtet. Die jährliche Ausfuhr des Draths, der Nadeln ꝛc. beträgt an 500.000 Thaler. Vor Alters wurde das ganze Land die Grafschaft Altena genannt. Der Kreis Altena enthält 7 Bürgermeistereien und 27.996 Einwohner.

Altenburg, 1) ein Fürstenthum in Deutschland, durch die reußische Herrschaft Gera in 2 Theile getheilt; es hat mehrere mit Holz bewachsene Berge, und einen sehr ergiebigen, vortrefflich angebauten Boden, der von der Pleiße, Saale, Orla und Roda durchflossen wird. Die Hauptproducte sind: Kupfer, Eisen, Schiefer Kobalt, Alaun, Vitriol, Salz, Mineralwasser, Getreide, Holz, Obst, Wein, Gartenfrüchte, Flachs, Rindvieh, Pferde, Wildpret, Bienen, Fische ꝛc. Der Herzog Johann Wilhelm, der 2te Sohn des unglücklichen Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich I., theilte sein Land unter seine Söhne, von denen Friedrich Wilhelm I. Altenburg, und Herzog Johann Weimar bekam. Die altenburgische Linie erlosch 1672, worauf das Fürstenthum Altenburg an den Herzog Ernst den Frommen zu Gotha fiel. Nach seinem Tode theilten sich seine Söhne in das Land, und das Fürstenthum Altenburg wurde in den gothaischen, eisenbergischen und saalfeldischen Antheil zerstückt. Nach Herzogs Christian zu Eisenberg Tode, 1707, kam dieser Theil wieder an das Haus Gotha, welches nun die 7 Aemter, Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Camburg, Roda, Orlamünde und Leuchtenburg (oder Cahla) besitzt, und davon auf dem Reichstage und den Kreistagen eine Stimme führte. Der herzogl. gothaische Antheil an diesem Fürstenthume beträgt 25½ □Meilen mit 101.000 lutherischen Einwohnern, unter denen die Landleute, theils Deutsche, theils 10.000 Wenden sind, welche letztern sich durch Körperbau, Trachten und Gewohnheiten auszeichnen. Der Städte sind 9, der Marktflecken 3, der Dörfer 239, der adlichen Patrimonialgerichte 150. Der herzogl. coburgische Antheil hat auf 10 □ Meilen ungefähr 30.500 Einwohner, und besteht aus den 3 Aemtern Saalfeld, Gräfenthal und Propstzella. Dieser saalfeldische Theil hatte mehrere Herren, ehe er ein Bestandtheil des Fürstenthums Altenburg ward. So

besaßen die Grafen von Schwarzburg die Stadt Saalfeld, welche sie 1389 an die Markgrafen von Meißen verkauften. Die reiche Benediktinerabtei zu St. Peter neben Saalfeld hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage; Graf Albrecht von Mansfeld kaufte sie vom letzten Abte, und trat sie 1532 an den Churfürsten Johann ab, der sie in ein Amt verwandelte. Das Amt Pösnek war dem Grafen Wiprecht von Groizsch von einem Erzbischof von Cöln geschenkt worden, und Friedrich mit der gebissenen Wange erheirathete es mit seiner Gemahlin Elisabeth, Gräfin von Arnshaug. Gräfenthal endlich gehörte dem Grafen von Orlamünde, und kam dann an die Grafen von Pappenheim, von denen es Herzog Johann Friedrich von Altenburg kaufte. — Jeder der beiden Fürsten hat in seinem Antheile die Landeshoheit; doch war es sonst hergebracht, daß die saalfeldischen Aemter mit ihrer Appellation sich an die Regierung und das Consistorium zu Altenburg wandten. Aber der Vergleich vom Jahr 1806 trennte den saalfeldischen Antheil bis zum einstigen Abgang der Linie völlig von Altenburg. Die Landschaft des Fürstenthums besteht aus der Ritterschaft und den Städten Altenburg, Saalfeld und Eisenberg. Die Hauptstadt gleichen Namens 30° 6′ 31″ L. 50° 59′ 24″ B. an der Pleiße mit 1.273 Häusern und 8.800 Einwohnern, ist der Sitz der Regierung, des Consistoriums und des Obersteuercollegiums, hat 4 Kirchen, ein 1703 gestiftetes Gymnasium illustre mit einer Bibliothek und einem Naturalienkabinet, ein vom Herzog Friedrich von Gotha 1705 angeordnetes freiadeliches Magdalenenstift zur Versorgung von 12, und zur Erziehung von 20—24 lutherischen Fräuleins, eine Augenkrankenanstalt, eine pomologische Gesellschaft, mehrere Woll-, Baumwoll-, Tabak-, Leder-, Stärke-, Handschuh-, Siegellack- und Porzellanfabriken, beträchtlichen Handel mit Getreide, Vieh, Material-, Farbe- und Specereiwaaren, auch bedeutenden Wechsel-, Speditions- und Zwischenhandel. Die Stadt war ehemals eine Reichsstadt, und die Hauptstadt des Pleißnerlandes, ward aber von dem Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange 1308 unter meißnische Botmäßigkeit gebracht. Bei der Stadt ist das Schloß auf einem Felsen, auf welchem 1455 der Raub der sächsischen Prinzen, Ernst und Albrecht, durch Kunz von Kaufungen geschah. 2) Ein altes verfallenes Bergschloß bei Bamberg, im bairischen Obermainkreise, der Sitz des Grafen Adalbert von Babenberg im 10ten Jahrhundert, den Hatto von Mainz aus seinem Schloße lockte, und zum Tode führte; jetzt die Wohnung eines Försters.

Altenkamp, Camp, ein Flecken in dem preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, bei Crefeld, mit 613 Einw. und einer ehemaligen Cistercienser Mannsabtei, deren Abt den Titel führte: Primas in Deutschland und Herr der Herrschaften Camp und Strommert (oder Stroh-Moeurs, in dem Fürstenthum Mörs).

Alten-Oetting, Altötting, Pfarrdorf und Sitz eines Landgerichts und Rentamts im bairischen Unterdonaukreise, am Inn, mit 154 H., 1.300 Einw., merkwürdig wegen des in der uralten Liebfrauenkirche sich befindenden Grabmals des tapfern Tilly, u. wegen des dortigen Wildbades Georgenbrunnen.

Altenstein, herzogl. meiningensches Amt und Bergschloß in Henneberg, eine Stunde von Salzungen, nicht weit vom Gesundbrunnen Liebenstein, und dem Bonifaciusfelsen, wo dieser deutsche Apostel einst seinen Lehrstuhl aufschlug. Hier in der Nähe ward Luther, 1521, den 4. Mai, zu seiner Rettung aufgefangen, und nach der Wartburg gebracht. Die hiesige gothische Capelle, die Sennhütte nebst dem Wasserfalle, der einen Forellenteich unterhält, die chinesische Rotonde, das niedliche Denkmal der Herzogin Charl. Amalie, so wie der hohle Stein und die Teufelsbrücke, sind Anlagen des Herzogs Georg. Eine Viertelstunde von hier liegt Deutschlands schönste und merkwürdigste Höhle, die sogenannte Altensteiner- oder Liebensteiner Höhle. Zur Badezeit wird dieser Ort häufig besucht.

Altenwied, Altwied, fürstl. Wied-Runkelsches Amt, seit 1815 unter der Souveränität des Königs von Preußen, im Regierungsbezirk Coblenz, ist mit dem Amte **Neuerburg** verbunden, hat Getreidebau und Eisenbergwerke, und trägt jährlich über 22.000 Fl. Einkünfte. Diese ehemals zu Churköln gehörigen Aemter wurden 1802 an Wied-Runkel als Entschädigung für die verlorne Grafschaft Kirchingen gegeben.

Alter heißt ein Zeitraum, den man entweder ganz, oder nur theilweise einem Gegenstande beilegt. Man nimmt gewöhnlich im Leben des Menschen vier Epochen, Stufen oder Lebensalter an, welche sowohl in physischer, als moralischer und geistiger Hinsicht ihre unterscheidenden Eigenschaften haben. 1) die **Kindheit**, welche bis zum 12ten oder 14ten Jahre geht; 2) die **Jugend**, die sich vom 14ten bis zum 20sten beim weiblichen, u. beim männlichen Geschlechte bis zum 25sten Jahre erstreckt; 3) das **männliche Alter** vom 25sten bis zum 60sten Jahr; 4) das **hohe** oder **Greisenalter**, welches vom 60sten, und bei Frauenzimmern schon nach dem 50sten Jahre anfängt. Die alten Physiologen theilten das Leben oder Alter des Menschen in 6 Epochen ein: Die Kindheit, von der Geburt bis zum 5ten Jahre; das Knaben- und Mädchenalter bis zum 18ten Jahre; die Jugend bis zum 30sten; das männliche Alter bis zum 50sten; das hohe oder Greisenalter, bis zum 60sten Jahre, und das abgelebte Alter, bis zum Tode. Die römischen Gesetze hatten verschiedene Alter für verschiedene Geschäfte festgesetzt. So war das 43ste Jahr das Consular-Alter, d. i. in welchem man die Würde eines Consuls bekleiden konnte. Das **richterliche Alter** war, nach dem **servilischen** Gesetz, zwischen dem 30sten und 60sten Jahre. Das **militärische** begann mit 17 und endete mit 45 Jahren; das **prätorische Alter** war das 40ste, nach Andern das 30ste Jahr, weil M. Brutus schon im 35sten Jahre die Prätur bekleidet hat, und das **gesetzmäßige** Amtsalter, in welchem man in Rom erst ein Staatsamt verwalten konnte, war das 27ste Jahr, vorher mußte man aber 10 Jahre Kriegsdienste geleistet haben. In den **Rechten** nimmt man entweder ein dreifaches Alter an; 1) die Kindheit; 2) das Alter der Unmündigkeit; und 3) das Alter der Mündigkeit oder Mannbarkeit; oder nur ein zweifaches, nämlich: 1) das Alter der Unmündigkeit, welches bis zum 12. Jahre beim weiblichen Geschlechte, und bis zum 14ten beim männlichen geht; 2) das Alter der Mündigkeit, das sich vom 12ten und respectiven 14ten bis zum 25sten Jahre erstreckt. Alle, welche das 25ste Lebensjahr noch nicht völlig zurückgelegt haben, heißen **minderjährige**, und die es überschritten haben, **volljährige**, großjährige. Die Minderjährigen sind entweder 1) Kinder bis zum Ende des 7. Jahres; oder 2) vom 7. bis zum 25. Jahre. Diese sind: a) Unmündige vom 7. bis zum 14. Jahre bei Mannspersonen, u. bis zum 12 bei Frauenzimmern. b) Mündige vom 12. und respectiven 14. bis zum 25. Jahre.

Alter des Mondes. So nennt man die Zeit vom Neumond an. Man muß sie wissen, um den Neu- oder Vollmond und die sich dabei ereignenden Sonnen- und Mondesfinsternisse zu berechnen.

Alter ego (das andere oder das zweite Ich), eine, im Kanzleistyle der Königreiche Neapel und Spanien staatsrechtliche und gebräuchliche Clausel, wodurch der König einem von ihm ernannten Reichsverweser die volle Ausübung der königlichen Gewalt überträgt, so daß dieser in seiner Person das zweite oder andere Ich des Königs vorstellt.

Alternation, Verwechslung der Größen nennt man in der Rechenkunst die Veränderung ihrer Ordnung oder Stelle. Bei zwei Größen können nur zwei Veränderungen Statt finden, a b und b a. Bei drei Größen hingegen finden schon sechs Veränderungen Statt, a b c. a c b, b c a. b a c. c a b und c b a. So sind 4 Dinge einer vier und zwanzigfältigen Veränderung fähig, denn: $1 \times 2 \times 3 \times 4 = 24$ und zwölf Kugeln können $1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \times 9 \times 10 \times 11 \times 12 = 479.001\,600$ mal verwechselt werden

So sagt man auch, die Glieder eines Verhältnisses werden alternirt, wenn sich z. B. a : ae = b : be so ist

abe = aeb

und verwechselt a : b = ae : be denn

abe = bae.

Alterniren heißt abwechseln, daher die Alternative, oder die Freiheit zwischen zween Fällen zu wählen.

Alterthümer, Antiquitäten. Unter diesem Worte versteht man 1) eine Statistik des Alterthums, 2) die Kunde von den noch vorhandenen Denkmalen des Alterthums und ihre Beschreibung (Archäographie), 3) diese Denkmale selbst, welche, in wiefern sie der bildenden Kunst angehören, Antiken heißen; 4) die Würdigung der bildenden Künste des Alterthums, insbesondere der Aegypter, Griechen, Etrusker und Römer. — Winkelmann hat vor allen Alterthumskennern zuerst das Studium der Kunst mit der Alterthumskunde verbunden und das antike Schöne kennen gelehrt. Zu den Antiken gehören die Ueberreste: 1) der Baukunst, 2) der Bildhauerei, 3) der Toreutik, 4) der Zeichen- und Malerkunst und der Mosaik, 5) der Bildgraberei und Münzkunst, und 6) der archäologischen Geräthe. — Am Ende des 17ten und im 18ten Jahrh. stellte man die Antiken in Museen und Gallerien auf. Geschichte, Kritik, Hermeneutik und Aesthetik haben seitdem den Geist und das Auge für die Betrachtung derselben aufgeklärt. Das Ausgraben alter Denkmäler wird in Italien, und von Engländern auch in Griechenland fortgesetzt. Die neuesten Nachrichten betreffen die bewundernswürdigen Trümmer des Tempels des olympischen Jupiters in der Nähe von Agrigent. Oberlin's Orbis antiqui monumentissuis illustrati primae lineae. Straßb. 1790, enthalten ein gutes Register der vorhandenen Alterthümer. Gute Abbildung findet man in Prachtwerken, als: Museum Capitolinum, M. Pio-Clementinum, M. Borgianum, M. Cortonense, M. Veronense, M. Florentinum, die Antichità di Ercolono, die Antiques de la Grande-Grèce von Piranesi; die Monumens antiques du Musée Napoleon, gest. von Piroli; das Becker'sche Augusteum u. a. m. Die geistvollen Schriftsteller über alte Kunstwerke sind: Lessing, Herder, Göthe, Fernow, Heyne, Böttiger, Hirt, Levezow, Köhler, Millin u. A.

Alterthümer (deutsche). Hierunter zählte man die Anstalten, Sitten, Gebräuche, Sprachform und Ausdrücke, die Geräthschaften, Bauwerke, deren Trümmer, Tempel, Gräber, Bilder, Malereien, Münzen, Schriften, Waffen, steinerne Aexte, Pfeile, Opfermesser, Urnen, Götzenbilder und Opferhügel, wie selbige bis zum achten, zwölften oder auch wohl bis zum fünfzehnten Jahrh. bestanden. Ja, man begreift unter diesen Alterthümern nicht nur die reingermanische Zeit, sondern auch die Zeit bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften unter der deutschen Nation. Auch unterscheidet man mit Recht die Alterthümer Deutschlands von deutschen Alterthümern, weil die in dem ursprünglichen Gebiet von Deutschland befindlichen Alterthümer nicht alle von deutschen Völkern herrühren. Die Quellen der deutschen Alterthumskunde sind: Tacitus, Tullius, Cäsar, Strabo, Plutarch u. A.; ferner die Denkmäler selbst, die Gesetze germanischer Völker, die Geschichtschreiber der mittlern Zeit, die in historischen Sammlungen vorfindlichen Annalisten, B. F. Hummels Bibliothek der deutschen Alterthümer. Nürnb. 1787 und dessen Compendien 1788, A. Gräder in seiner Iduna und Hermode, Büsching, Dorow, Bodmann, Pauli, von Göthe, W. C. Grimm. Unter den Sammlungen ausgegrabener deutscher Alterthümer zeichnet sich jene des Museums der rheinisch-westphälischen Alterthümer zu Bonn vorzüglich aus.

Alte Sprachen. Man versteht unter ihnen hauptsächlich die hebräische, griechische und lateinische Sprache. Sie heißen auch ausgestorbene, todte Sprachen, weil sie nur noch in Büchern, nicht aber in dem Munde irgend eines Volks als Volkssprache vorkommen. Die hebräische Sprache ist vorzüglich wegen ihrer Beziehung auf Urkunden der geoffenbarten Religion wichtig und eben deshalb ein Haupttheil des theologischen Studiums. Die griechische und lateinische Sprache sind nicht allein ihrer innern und äußern Vollendung wegen, in der sie von keiner andern übertroffen werden, sondern auch wegen der vielen herrlichen Werke, die in ihnen geschrieben sind und die die Grundlage unsers gesammten Wissens bilden, den Gebildeten anzuempfehlen, dem Gelehrten aber unerläßlich. Die griechische behauptet in Hinsicht der Ursprünglichkeit und Bildsamkeit, des Reichthums und Wohlklangs vor der lateinischen den Vorzug, während diese, als Gelehrtensprache, auf allgemeines Studium Anspruch macht.

Altfürstlich war der Titel derjenigen fürstlichen Häuser, die auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 schon Sitz und Stimme unter den Fürsten gehabt hatten.

Althäa, eine Tochter des Thestius, und Gemahlin des Königs Oeneus von Aetolien. Bachus verliebte sich in sie, als er einst bei ihrem Gemahl einkehrte. Oeneus war so gefällig, dem Gotte zu weichen, und dieser beschenkte ihn dafür mit dem Weinstock. Althäa gebar aus Bachus Umarmung die Dejanira, nachherige Gemahlin des Herkules. Vom Oeneus gebar sie, außer mehrern Söhnen und Töchtern, insbesondere den Meleager und Tydeus. Bei der Geburt des Meleager warfen die Parcen einen Brand ins Feuer, mit den Worten: „So lange dieser Brand dauert, wird dieses Kind leben.“ Althäa ergriff geschwind den Brand, löschte ihn aus und bewahrte ihn sorgfältig. Bei der kalidonischen Jagd erlegte Meleager den ungeheuren Eber, der das Land verwüstete. Den Preis der Jagd, seinen Kopf und seine Haut schenkte er seiner Geliebten, der Atalanta, die dem Ungeheuer die erste Wunde beigebracht hatte. Darüber wurden seiner Mutter Brüder unwillig, sie nahmen ihr die Beute wieder ab, geriethen aber deswegen in Streit mit Meleager und wurden von ihm getödtet. Dies erbitterte seine Mutter so sehr, daß sie aus Rache den ausgelöschten Brand ins Feuer warf, und ihn verbrennen ließ, worauf Meleager unter den größten Schmerzen seinen Geist aufgab. Bald aber reuete sie diese grausame That, sie erstach sich, oder endigte, nach andern, durch einen Strick ihr Leben.

Althämenes, Sohn des Königs Crateus von Creta, und Enkel des Minos. Seinem Vater hatte das Orakel den Tod durch eines seiner Kinder geweissagt. Um dies Unglück abzuwenden, brachte Althämenes eine seiner Schwestern die Merkur geschändet hatte, ums Leben, und gab die andern fremden Fürsten zu Weibern; er selbst aber ging mit einer Kolonie Cretenser nach Rhodus, und ließ sich zu Camirus nieder. Einige Zeit nachher wollte Crateus, der seinen Sohn zärtlich liebte, ihn besuchen, und schiffte deswegen nach Rhodus. Er stieg zum Unglück zur Nachtzeit ans Land, wurde mit seinen Begleitern für einen Feind gehalten, von den Rhodiern angefallen, und im Gefecht von seinem eignen Sohn erlegt. Da Althämenes seinen Vater erkannte, war sein Schmerz unbeschreiblich; er bat die Götter, ihn sein Unglück nicht überleben zu lassen. Sein Gebet ward erhört; die Erde öffnete sich unter ihm und verschlag ihn.

Altimetri ist die Wissenschaft Höhen zu messen. Sie ist ein Theil der Euthimetrie oder Linienmessung, wird aber auch in der Epipedometri oder Flächenmessung gebraucht, wenn man in bergigten Flächen mißt, und die Höhe der Berge zugleich mit bestimmen will.

Altnobel. So hieß eine Goldmünze der Churfürsten am Rhein um das Jahr 1386, welche 45½ Weißpfennig galt.



Altona, Altena 27° 32′ L. 53° 34′ B. eine ansehnliche offne Stadt im dänischen Herzogthum Holstein, in der Herrschaft Pinneberg, 1/4 Stunde von Hamburg (von welcher allzunahen Lage bei Hamburg es seinen Namen hat, da es vom Hamburger Berge sich nur durch einen Graben scheidet) und 37 1/2 M. von Berlin, am hohen Elbufer, nächst Copenhagen die größte dänische Stadt, mit 2.227 Häusern, 520 Wohnkellern, 620 Sälen, 450 Buden und 23.085 lutherischen, reformirten und katholischen Einwohnern; doch sind auch Mennoniten, Mitglieder der evangelischen Brüdergemeinde und 2.400 deutsche und portugiesische Juden da, welche letztern hier das Bürgerrecht erlangen können; unter dem hiesigen Oberrabbiner stehen alle Juden, auch die Hamburger, von der Elbe bis an den kleinen Belt, ausgenommen die Glückstädter. Die Stadt selbst ist freundlich und schön, amphitheatralisch am Ufer erbaut, mit breiten und geraden Straßen, unter welchen sich besonders die Palmaille, die zugleich ein Spaziergang ist, auszeichnet. Sie hat ein akademisches Gymnasium von K. Christian VI. 1730 errichtet, eine Bibliothek, ein anatomisches Theater, eine Hebammenschule, Unterstützungsanstalt, patriotische Gesellschaft für die Herzogthümer Holstein und Schleswig (die auf ökonomische und technische Cultur und auf Verbreitung intellectueller und moralischer Bildung ihr Augenmerk richtet), ein Zucht- und Waisenhaus; dieses sowohl als die lutherische Kirche und das Rathhaus sind die schönsten Gebäude, eine Münze, ein Theater, und ist gut gepflastert und nächtlich beleuchtet. Zu den Fabriken gehören die Samt-, Seidenzeug-, Woll-, Baumwoll-, Leder-, Zucker-, Wachstuch-, Papiertapeten-, Segeltuch und Tabakfabriken, die Kattundruckereien, Seifensiederei, Reepschlägerei, Essig- und Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, 6 Schiffswerfte rc. Sie hat einen wichtigen Land- und Seehandel, nach der Ost- und Nordsee, dem mittelländischen Meere und Westindien, mit 70 eigenen Schiffen, der durch den Freihafen, das Commerzcollegium, die Börse, und die 1777 errichtete Giro- und Zettelbank begünstigt wird, sie ist der Sitz der königl. Häringsfischerei, und nimmt auch an dem grönländischen Wallfisch- und Robbenfang Antheil. Die Stadt war anfänglich ein Dorf, kam 1640 nebst der Herrschaft Pinneberg an die Krone Dänemark, und erhielt 1664 das Stadtrecht. Am 10. Jan. 1713 wurde sie von den Schweden unter dem General Steenbock bis auf 100 Häuser abgebrannt; zur Erinnerung haben Altonas Einwohner am 10. Januar 1813 einen Wohlthätigkeitsverein für Muttervorsorge und Kindesliebe gestiftet. In dem nahe bei der Stadt liegenden Dorfe Altensee steht ein kleines Denkmal des 1803 zu Hamburg gestorbenen und hier begrabenen Klopstock; der nordöstlich liegende Fabrikort Wandsbeck ist durch Claudius den Wandsbecker Bothen berühmt geworden.

Altorfer (Albert), ein Maler, benannt von seinem Geburtsort Altorf, im schweizerischen Canton Uri, wo er 1488 das Tageslicht erblickte. Seine Gemälde schreiben sich aus dem J. 1500 her; er ist also der älteste Schweizerkünstler in diesem Fache. Er malte kleine historische Stücke im Geschmacke seiner Zeit; seine Erfindungen haben etwas seltsam wunderliches und sind durchaus ohne alle Luftperspective; seine Zeichnungen verrathen Kunst und Einsicht und einen hohen Grad von Vollendung. Betrachtet man wie wenig Aufmunterung dieser Künstler haben konnte, und wie wenig Muster er in jener Zeit vor sich hatte, so staunet man, wie es ihm gelingen konnte sein schönes großes Gemälde: der h. Hieronimus, seine Kreuzigung, seinen Holzschnitt: der Standartenjunker, seine Pyramis und Thisbe, eine Abigail, und die Leidensgeschichte des Erlösers, lauter Stücke, die mit Recht Anspruch auf hohen Kunstwerth haben, zu solcher Vollendung zu bringen. Unter seinen Holzschnitten zählt man ungefähr 68 Stücke, die den Stempel eines ungewöhnlichen Talentes an sich tragen. Alle seine Werke sind mit seinem Namenszuge A. bezeichnet. Altorfer starb zu Regensburg 1578 als Bürger und Raths-

herr dieser Stadt. Im Museum Napoleons befanden sich zwei Zeichnungen dieses Meisters, eine Beute der französischen Eroberungen in Preußen; sie sind mit der Feder gemacht, und stellen das Eine den h. Sebastian, gebunden an einen Baum, und das Andere die h. Jungfrau in Ohnmacht mit einigen Jüngern am Fuße des Kreuzes vor.

Altranstädt, ein Dorf im Leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, zwischen Leipzig und Lützen, mit einem Schloß, auf welchem König Carl VII. von Schweden, mit dem König August II. von Polen am 24. September 1706 den Frieden schloß, in welchem August der polnischen Krone entsagen, Stanislaus Lesczinsky als König von Polen anerkennen und ihm auch schriftlich dazu Glück wünschen mußte. Auch wurde hier zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser Joseph I. die Convention abgeschlossen, nach welcher Letzterer den protestantischen Religionsverwandten in Schlesien die freie Religionsübung und die eingezogenen Kirchen und Schulen, nach dem Inhalt des westphälischen Friedens wieder herstellen mußte; weshalb ihre Kirchen noch bis jetzt Gnadenkirchen heißen.

Altstimme nennt man bei der Musik die tiefere weibliche Stimme, die zwischen Sopran und Tenor inne liegt. Eine schöne, rein ausgebildete Altstimme wirkt unbeschreiblich rührend, und spricht ganz zum Herzen. Die sogenannte Kopfstimme (wie man die höhern Töne des Soprans zu nennen pflegt) fällt hier weg, und alles wird mit der weichern, vollern, biegsamern Bruststimme gesungen, die mehr zum Ausdruck des Gefühls, als zu leicht hinrollenden Passagen geeignet ist. Eine gute Altistin muß nothwendig gründliche musikalische Kenntnisse besitzen, denn es ist weit schwerer diese Mittelstimme richtig zu intoniren, als die obere, welche die Melodie führt, und als die tiefere, auf welche sich die Harmonie stützt. Manche schöne Altstimme geht verloren, wenn ungeschickte Lehrer einen Sopran aus ihr erzwingen wollen. Unter den Instrumenten sind hauptsächlich die Violinen und die Clarinetten die Altstimmen des Orchesters; man nennt daher die erstern auch oft Alto d. i. hoch. Diese Stimme hieß nämlich der hohe Tenor, ehe man sie zu einer eignen Classe erhob. Wollte man die Stimmen mit Farben vergleichen, so wäre Alt unstreitig ein sanftes Grün, welches eben so zwischen Gelb und Blau liegt, wie Alt zwischen Sopran und Tenor.

Altwasser, ein Dorf im Pr. Regierungsbezirk Reichenbach, im Kreise Schweidnitz mit 556 Einw. Es hat 3 Sauerbrunnen, Steinkohlengruben, die eine Ausbeute von 123.044 Scheffeln geben; Marmorbrüche, Brüche von schwarzem Jaspis, Probir- und Quadersteinbrüche und Eisenbergwerke.

Alvensleben, Marktflecken im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, an der Bewer, mit 508 Einwohnern und dem v. Veltheimischen Rittergut, die Veltheimsburg genannt, von dessen alten Besitzern, den ehemaligen Grafen von Alvensleben, die heutigen Herren von Alvensleben, abstammen. In der Nähe werden viele Maulbeerbäume gezogen, es wird ein wenig ergiebiges Kupferbergwerk, und eine Vitriolhütte betrieben; die letztere lieferte 1798 mit 22 Arbeitern 639¼ Centner Eisenvitriol und 7.996 Pf., 29 Loth Vitriolsäure. Dicht dabei liegt das königl. Dorf Alvensleben mit 332 Einwohnern worunter viele Professionisten.

Alxinger (Joh. Bapt. von), geb. zu Wien 1757. Schon frühe verrieth er eine hohe Neigung zur klassischen Literatur, und studierte in der Folge mit regem Eifer Philosophie und Jurisprudenz. Er erhielt alsdenn sein Diplom als Sachwalter beim kaiserlichen Hofe, machte aber davon keinen andern Gebrauch, als daß er für Unbemittelte auftrat, die auf eigene Kosten ihre streitigen Händel vor Gericht nicht konnten betreiben lassen. Im J. 1773 ward er der Verfasser des Journals von Oestreich. 1780 erschienen seine Gedichte zum ersten Mal zu Halle. Bald nachher trat er in Verein mit mehrern andern jungen Dichtern und gab seinen Wiener Musen-Almanach heraus; seit 1781

war er Mitarbeiter an der Jenaer Literaturzeitung. Die erste Herausgabe aller seiner poetischen Werke erschien zu Leipzig 1734 zum Besten des Wiener Armenhauses, die zweite zu Klagenfurt 1789. Bald gab er auch sein schönes Rittergedicht Doolin von Mainz heraus, welches er kurz vor seinem Tode, aufs Neue bearbeitet, mit 6 schönen Kupfern zum andern Mal erscheinen ließ. Jetzt folgte sein Rittergedicht Bliomberis und endlich sein Numa Pompilius nach Florian bearbeitet 1792. Sein Eifer für die Fortschritte der deutschen Literatur in seinem Vaterlande machte ihm seine Verbindung mit Haschka, den er damals als ihre mächtigste Stütze betrachtete, so werth, daß er ihm zum Beweise seiner Achtung einen Schenkungsbrief von 10.000 Fl. auf seine Güter verehrte, und für eine Zeitlang sogar sein Haus und Tisch mit ihm theilte. Allgemein geliebt und geschätzt starb er 1797.

Alyattes, König von Lydien, Sohn des Sadyattes, führte um 3365 mit Milet Krieg, wobei der dasige Tempel der Minerva abgebrannt wurde. Ein Ausspruch des Orakels drohte dem Alyattes deswegen so sehr mit dem Zorne der Göttin, daß er den Tempel wieder aufbauete, und Friede mit den Mylesiern schloß. In den Tempel zu Delphi schickte er eine silberne Trinkschale, als Opfergeschenk, deren Fußgestell insbesondere bewundert wurde. Es war von Eisen, thurmförmig, durchbrochen gearbeitet u. mit Laubwerk geziert, zwischen welchem sich kleine Thiere schlangen. Die Griechen bewunderten es vorzüglich deswegen, weil die einzelnen Theile desselben nicht mit Nägeln verbunden, sondern zusammen gelötet waren; eine Kunst, die Glaukus aus Chios, dem man auch dieses Kunstwerk zuschreibt, erst ungefähr 600 J. vor Chr. Geb. erfunden haben soll.

Alypius, ein Philosoph zu Alexandrien in Aegypten, und Zeitgenosse von Jamblichus; einer der spitzfindigsten Sophisten oder Dialectiker seiner Zeit. Sein Geist und seine Kenntnisse ersetzten reichlich den Fehler der Zwergsgestalt seines Körpers. Er hatte immer zahlreiche Zuhörer, und statt ihnen seine Lectionen zu dictiren, wie es andere Sophisten machten, begnügte er sich sie durch mündlichen Vortrag zu unterrichten. Alypius hat uns ein Werk über die Musik hinterlassen, welches Meiboom mit Noten im 1. Thle. seines Werkes: Antiquae Musicae Auctores septem. Amsteld. 1652 in Druck herausgegeben hat. Alypius hat uns die Weise aufbewahrt, wie die Griechen ihre Musik schrieben, so wie er uns auch mit allen Zeichen bekannt gemacht hat, deren diese sich in der Diatonischen, Chromatischen und Enharmonischen Tonreihe bedienten, es sind deren 1.260 an der Zahl. Dieser Philosoph starb in hohem Alter in seinem Vaterland. Jamblichus, der sich oft mit ihm unterhalten hat, sagt viel Rühmliches von dessen Genie und gründlicher Urtheilskraft, er hat sogar dessen Lebensbeschreibung hinterlassen, worin er die Entschlossenheit seines Karakters anpreiset.

Amadis, ein in der romantischen Ritterpoesie nicht unbedeutender Name. — 1) Amadis, der Löwenritter. 2) Amadis von Griechenland. 3) Amadis vom Gestirn. 4) Amadis von Trapezunt. Ohne uns hier bei ihrem Stammbaum aufzuhalten, bemerken wir blos: daß die Geschichte dieser Helden, die für Spanien das sind, was Carl der Große mit den 12 Pairs für Frankreich und König Arthur mit der Tafelrunde für England war, 9 Geschlechter durchkreuzet, sind in Ansehung ihres Entstehens, so wie in Ansehung dessen, was daran historisch oder erdichtet so verworren und räthselhaft ist, daß es schwer hält zu bestimmen: ob sie spanischen, portugiesischen oder franz. Ursprungs sey. Im spanischen Original hat dieser Roman 13 Bücher. Die 4 ersten, die ein franz. Troubadour verfaßt haben soll, enthalten den eigentlichen Amadis v. Gallien. Als Verfasser des 5ten Buchs wird Garcias Ordonnez de Montalbo angegeben. Das 6te Buch v. Pelag de Ribera enthält die Thaten des Ritters Florisando. Das 7te ist von einem unbekannten Autor, und das 8te von J. Diaz enthält die Thaten Lisuarts. Das 9te und 10te jene des Florisels, des Amadis aus Griechen-

land, des Ritters Anaxante. Das 11te u. 12te umfaßt die Ritterfahrten Rogels und Agesilas. Das 13te jene des Silvio de la Silva. Das 14te bis zum 24sten Buch sind nichts als französ. Uebersetzungen. Mit Recht sagt Bouterweck von den 4 ersten Büchern: „Ein so wahrhaft großes Gemälde des edelsten Heldensinnes und der Treue, ohne ängstliche Beschränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigenden unsittlichen Zug, mit der höchsten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigste Simplizität der Darstellung auch den gesunden Geschmack ergötzend verdiente zu seiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt."

Amage, eine berühmte Königin der alten Sarmaten. Medosak, ihr Gemahl, zu träge, des Staates Zügel zu lenken, vertändelte sein Leben in weichlicher Ueppigkeit, und überließ es seiner Gemahlin allein, sich mit der Verwaltung seiner Provinzen zu befassen. Amage stellte bei den Gerichten die Ordnung, so wie in der Armee die Mannszucht bald wieder her. Ihr herrlicher Ruf erfüllte ganz Scythien, und durch ihren Muth und ihre Gerechtigkeitsliebe ward sie die Schiedsrichterin bei den benachbarten Völkern. Die Bewohner der taurischen Halbinsel, mit ihrem Könige unzufrieden, der sie mit unerschwinglichen Auflagen drückte, und sonst noch sehr tyrannisch behandelte, flehten um die Verwendung und Dazwischenkunft dieser Königin, diese stellte dem Könige vor: er sey nicht berechtigt, seine Macht wider seine Unterthanen zu mißbrauchen; und als sie in der Folge bemerkte, daß die gerechten Klagen über ihn nicht aufhörten, so entschloß sie sich auf einmal wider ihn; sie nahm 120 Tapfere aus ihrem Heere, und stellte sich an ihre Spitze. Jeder Soldat führte 3 Pferde mit sich, diese bestiegen sie abwechselnd, und machten so in 2 Tagen 200 Stadien (ungefähr 50 Meilen) ab. Mit dieser Truppe kommt Amage bei der Hauptstadt an, stürzt zu dem Thor hinein, bringt durch bis in den königlichen Pallast, stößt den König und seine ungerechten Minister nieder, versammelt das Volk, stellt ihm den Sohn desjenigen als König vor, den sie so eben der Rache des Volks geopfert hatte, und ermahnt ihn ernstlich, sein Ohr der Stimme der Gerechtigkeit ja nie zu verschließen, um nicht das Loos seines unglücklichen Vaters zu theilen.

Amalgam, Quickbrei, eine Auflösung oder Mischung verschiedener Metalle mit Quecksilber. Das in der gewöhnlichen Lufttemperatur stets flüssige Quecksilber theilt den, mit ihm sich vereinigenden Metallen (Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Zink), gleichwie ein anderes Auflösungsmittel dem aufzulösenden Körper, seine Flüssigkeit mit, und das um so eher, jemehr dabei die Wärme zu Hülfe genommen wird. Darauf gründet sich eine doppelte Bereitungsart des Amalgams: entweder man treibt das Metallgemisch in einem heißen Mörser bis zur vollständigen Vereinigung, oder man schmelzt das starre Metall, und setzt beim Fließen das gehörige Quecksilber zu. Nach Verhältniß der Menge des Quecksilbers sind die Amalgame härter oder weicher: wenig Quecksilber macht den Quickbrei fest und bröcklig; etwas mehr giebt einen Teig, ohne Zähigkeit und Dehnbarkeit, zu jedem Eindruck geschickt. Eine noch größere Menge Quecksilber liefert ein flüssiges Gemisch, in seinem Aeußern dem Quecksilber selbst ähnlich. Gold- und Silberamalgam bedürfen die Vergolder zum Vergolden und Versilbern. Zinn- und Bleiamalgam bereitet man aus dem zu Tafeln getriebene Metalle. Zinnamalgam dient zum Spiegelbelegen, weil das Glas für sich allein die Bilder nicht genug reflectirt. Ebenfalls bestreicht man damit die Reibezeuge der Elektrisirmaschinen, um beträchtliche Elektricitäts-Entwickelung zu bewirken; doch hat in neuern Zeiten Zinkamalgam in dieser Rücksicht den Vorzug erhalten. Auf die leichte Auflösung des Goldes und Silbers im Quecksilber gründet sich die Amalgamation auf den Hütten, ein Verfahren, durch welches, mittelst Quecksilber, aus den gepochten und gerösteten Erzen die edlen Metalle ohne vielen Aufwand von Feuermaterial, genommen werden. Eine beliebige Menge Erzpulver, Gold- und Silberschlich bringt man in Tonnen mit einer ge-

hörigen Menge Quecksilber und Wasser zusammen, verschließt die Tonne genau, und erhält sie durch Mühlwerke in 24stündiger Bewegung. Wenn nach Verlauf dieser Zeit das Quecksilber die edlen Metalle aufgelöset und mit ihnen ein Amalgam dargestellt hat, so wird dieses von dem übrigen Erzpulver abgegossen, und durch Auspressen in Lederbeuteln von dem flüssigen Quecksilber geschieden. Aus dem festen zurückbleibenden destillirt man in eisernen Gefäßen das Quecksilber ab, und übergiebt die edlen Metalle, zum völligen Feinbrennen, dem Treibherde.

Amalia (Anna), Herzogin v. Sachsen-Weimar, geb. 1739. Schon in ihrem 19ten Jahr als Wittwe des Herzogs Ernst August Constantin wußte sie durch ihre Klugheit in allen Zweigen der Verwaltung die Wunden bald wieder vernarben zu machen, die der siebenjährige Krieg ihrem Herzogthum geschlagen hatte; alsdenn aber ward ihr edler Sinn auch auf das gerichtet, was das Leben wahrhaft ziert und verschönert, und von nun an ward ihr Hof das, was jener der kunstliebenden Mediceer in Florenz einst war, der Vereinigungspunkt der Gelehrten, denen sie eine anständige Existenz sicherte. Sie stiftete neue Anstalten für jede geistige Bildung ihrer Unterthanen, und zog in dieser Absicht die glänzendsten Talente Deutschlands, die zum Theil als Schriftsteller in der Literatur Epoche gemacht haben, nach Weimar. Aber eben diese Vereinigung so vieler und seltener Männer in ihrer Nähe, spricht um so lauter von den seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens dieser wahrhaft großen Fürstin, die mit ihrem hohen persönlichen Verdienste im schönsten Einklange standen; und nurdurch eben diesen Umstand läßt es sich erklären, daß, als sie bereits 1775 die Zügel der Regierung ihrem Sohne übertragen hatte, ihr Hof noch immer nicht aufhörte, der Sammelplatz aller Weisen, so wie aller Reisenden von Verdienst zu seyn. Kein Wunder, wenn sie ihrem Andenken das unsterbliche Denkmal hinterlassen hat, bei dem Besitze aller großen und hohen Eigenschaften ihres Stammhauses die gefeiertesten deutschen Schriftsteller ihrer Zeit geehrt und aufgemuntert zu haben. Sie starb einige Monate nach d. 15. Oct. 1806, der für Weimar ein Tag des allgemeinen Jammers war.

Amalthea, eine Nymphe, welche den Jupiter in Creta säugte, oder, nach andern, mit Ziegenmilch ernährte, oder, nach noch andern, von einer Ziege säugen ließ. Nach einigen war Amalthea des Melisseus Tochter. Nach Antoninus Liberalis ward die Ziege von einem goldnen Hunde bewacht. Nach noch andern war Amalthea selbst der Name der Ziege, die den Jupiter säugte, welche nachher mit ihren beiden Jungen vom Jupiter unter die Sterne versetzt wurde, wo sie noch als Stern erster Größe im Gestirne des Fuhrmanns zu sehen ist. Aus dem Horn der Ziege machte Jupiter nachher das Horn des Ueberflusses, und mit diesem den Töchtern des Melisseus ein Geschenk. Palephatus erzählt die Geschichte dieses Horns ganz anders. Es wäre, sagt er, in Böotien eine gewisse Amalthea gewesen, die ihr ganzes Vermögen in einem Horne aufbewahrt habe. Sie habe den Herkules sehr lange bei sich aufgehalten, worüber dessen Gefährten so ungeduldig geworden, daß sie ihr das Horn und damit ihr ganzes Vermögen entwendet hätten. Nachher sey die Redensart unter ihnen entstanden, daß alles, was man brauche, aus dem Horne der Amalthea komme. Noch andere halten die Amalthea fur ein gewisses Frauenzimmer, in welche sich Jupiter Ammon verliebt, wonach er ihr einen Strich Landes geschenkt hätte, das die Gestalt eines Hornes gehabt, und außerordentlich fruchbar gewesen sey. Im Pallast Giustiniani zu Rom findet sich ein Basrelief von besserer Erfindung als Ausführung, wo eine Nymphe dem jungen Jupiter aus dem Horn der Amalthea zu trinken reicht. Auf Münzen aber hält sie das Kind in den Armen, zu den Füßen befindet sich Füllhorn oder Adler; oder sie trägt in der einen Hand das Kind, in der andern das Füllhorn; oder sie erscheint auch als Ziege, auf welcher das Kind sitzt, und vor ihr ein Altar, welchen ein Adler schmückt. Im

Mus. Capitol. IV. 5. erblickt man Jupiter als Kind, an der Ziege Amalthea säugend. Dabei sitzt seine Mutter Rhea oder Cybele traurig; sie ergreift mit der einen Hand eben den Schleier, um sich die Thränen abzuwischen, welche sie aus Besorgniß für den geliebten Sohn vergossen. Zwei Kureten, blos mit der Chlamys bekleidet und mit einem Helme bedeckt, führen vor Jupiter den Waffentanz auf, indem sie mit ihren Schwerdtern auf ihre Schilde schlagen, damit Saturnus das Weinen des jungen Jupiter nicht höre.

Amarsur, Ambersor, Tscheck, Rambaspur, Amretsir oder Amrita-Saras (d. i. Teich der Unsterblichkeit), 92° 4′ 45″ L. 31° 34′ N. B., eine Stadt und Festung in Vorderindien im Seikenstaat, in der Provinz Lahore, am Rawifluß, ein heiliger Wallfahrtsort der Seiks, deren Oberhäupter bisweilen hier Tagsatzung halten. Der Ort liegt 9⅓ Meile von Lahor, hat 2 Meilen im Umfange, enge Straßen und hohe, von gebrannten Ziegeln gut gebaute Häuser, Fabriken für grobe Tücher und seidne Zeuge, und ist ein großer Handelsplatz für Shawls, Safran rc. aus Dekan und dem östlichen Theile Indiens, von denen eine dem Werthe gemäße Abgabe erhoben wird. In der Nähe ist der heilige Teich Amretsir, von 135 englischen □ Fuß, der mit gebrannten Ziegeln eingefaßt ist, und in dessen Mitte ein dem Guhro-Gowimd-Sing geweihter Tempel ist, in dem unter einem seidnen Thronhimmel das von diesem Guhro geschriebene Gesetzbuch liegt, und wo an 600 Akalies oder Priester durch Abgaben ernährt werden.

Amasan, eine türkische Provinz in Natolien am schwarzen Meer, von hohen Gebirgen durchschnitten, auf welchen der Kisil-Irmack (Halys) entspringt. Die Luft ist rein und gesund, und der Boden fruchtbar an Wein, Pflaumen, Aprikosen, Pfirschen, Kirschen, Kupfer, Blei, Gold und Silber. Die Einwohner sind meistens Turkomannen. Die Provinz besteht aus 2 Paschaliks, Siwas und Tarabosan.

Amasis. Im J. 569 v. Chr. Geb. ward er aus einem gemeinen Soldaten König von Aegypten. Als solcher wußte er durch seine Leutseligkeit und Klugheit die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. Er veredelte die Sitten seines Reichs, zog auswärtige Gelehrte hinein, und hinterließ weise Gesetze, worunter sich Eines befand, welches jedem Einzelnen in seinem Reiche geboth, alle Jahre einem seiner Magistratspersonen Rechenschaft über die Art und Weise, wie er sich ernähre, abzulegen.

Amathunt, eine Stadt in Cypern auf der südlichen Küste. Venus, welcher sie heilig war, hatte von alten Zeiten einen Tempel daselbst.

Amarichi, Hauptstadt auf der jonischen Insel St. Maura, an der Küste Livodiens auf der durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Halbinsel, mit 6.090 Einw., die Schiffahrt und Handel treiben. Oel, Citronen und Orangen bauen, und 14 griechischen Kirchen. Die Stadt hat eine Citadelle, St. Maura genannt, die 1769 durch ein heftiges Erdbeben sehr beschädigt ward, 2 Hafen von denen der beste Porto Drepano ist, und einen griechischen Bischof. Sie ist von dem festen Lande von Albanien, (Epirus) durch einen von den Carthagern oder Corinthern angelegten und 205 Ellen breiten seichten Kanal getrennt, den man ohne Schwierigkeit durchwaden kann, und die Stadt und das Fort sind durch einen schmalen Steindamm verbunden, der in gerader Richtung durch die Bai geht, von 500 Bogen getragen wird, früher als Wasserleitung zum Kastell diente, und ohne Zweifel ein Werk der venezianischen Regierung ist.

Amazias, ein Priester im Dienste der goldenen Kälber, die man im Jahr 968 v. Chr. zu Bethel anbetete. Er benachrichtigte Jerobeam, den König von Israel, über die Weissagungen des Propheten Amos wider ihn und seine Götzentempel, und wollte Letztern verhindern, die furchtbaren Wahrheiten, die er in der Zukunft las, zu Bethel kund zu machen. Amos aber sagte ihm vorher: er würde nach Syrien gefangen abgeführt, und dort vor Gram als Sklave ster-

den; man würde sein Weib öffentlich auf dem Markte Samariens schänden, und seine Söhne und Töchter würden unter den Streichen der Soldaten Salmanassars ihr Leben verhauchen, und diese Vorhersagungen des göttlichen Mannes gingen alle pünktlich in Erfüllung.

Amazonen. Die Alten verstanden darunter ein Volk, das aus lauter Weibern bestand, und sehr kriegerisch war. Es war überhaupt im Alterthume nicht ungewöhnlich, daß Weiber sich bewaffneten, und mit in den Krieg gingen. Vielleicht hat die Sage von einer ganzen aus Weibern bestehenden Nation bloß darin ihren Grund, vielleicht gab es auch wirklich ein solches Volk, wie man fast glauben sollte. Die Alten erzählen, daß dieses Volk unter einer Königin gestanden, einen ordentlichen Staat gebildet, und ihren Nachbarn sich lange fürchterlich gemacht haben. Mannspersonen duldeten sie schlechterdings nicht unter sich, und hatten bloß mit denen aus ihrer Nachbarschaft, der Fortpflanzung wegen, Gemeinschaft. Wenn sie Knaben gebaren, so schickten sie sie über die Gränze ihrem Geliebten zu; die Mädchen aber behielten sie, erzogen sie ganz zum Kriege, und brannten ihnen zu dem Ende die rechte Brust ab, damit diese ihnen beim Bogenschießen nicht hinderlich werden möchte. Die Alten sprechen von drei Nationen, die solche Amazonen gewesen seyn sollen. Die berühmtesten unter ihnen waren die asiatischen, die in Pontus am Flusse Thermodon wohnten, und deren Hauptstadt Themiscyra war. Man erzählt, daß sie ganz Asien mit Krieg überzogen, und Ephesus und andere Städte gebauet hätten. Eine ihrer Königinnen, Hippolyta, wurde von Herkules erlegt. Eine Amazone Hippolyta, oder, nach Andern, Antiope, war des Theseus Gemahlin. Dieser kämpfte auch mit ihnen siegreich, sowohl an den Ufern des Thermodon, als in den Ebenen von Attika. Während der Jugend des Priamus fielen sie in Phrygien ein, wurden aber vom Bellerophon zurückgetrieben. Nachher zogen sie unter ihrer Königin Phantesilea der Stadt Troja zu Hülfe, aber Achilles besiegte sie. Von nun an verlieren sie sich immer mehr und mehr; doch wird zu Alexanders Zeit noch einer Königin Thalestris erwähnt, die diesen Fürsten besuchte, aber schon in sehr traurigen Umständen war. Es scheint aus diesen Nachrichten, als ob die asiatischen Amazonen einen wirklichen Staat gebildet hätten. Allein fabelhafter sind die beiden folgenden, nämlich die afrikanischen und scythischen Amazonen. Von erstern erzählt Diod. III. 53. viel Wunderbares. Unter ihrer Königin Myrina sollen sie vom See Tritonis in Afrika, wo ihre Hauptstadt war, bis zum Gebirge Taurus in Asien alles erobert haben, Aegypten allein ausgenommen. Dennoch konnte nachher der einzige Herkules eine so mächtige Nation vertilgen. Die scythischen Amazonen waren ein Zweig der asiatischen. Ein Haufe von diesen nahm einst dem Feinde 3 Schiffe ab, wußte sie aber nicht zu regieren, und wurde vom Winde an die Ufer des Mäotischen Sumpfes getrieben. Hier bekamen sie mit den Scythen Händel, verglichen sich aber endlich so weit mit ihnen, daß sie sie heiratheten. Darauf zogen sie mit ihren Männern tiefer nach Sarmatien, wo sie mit ihnen von der Jagd und dem Kriege lebten. Die bildende Kunst hat die Amazonen auf verschiedene Weise dargestellt, doch so, daß gewisse Kennzeichen allen gemeinsam sind. Dahin gehört: die **Streitart**, welche bisweilen aussieht, wie zwei von ihren Stielen getrennte, von innen aber an einem Stiele zusammengesetzte Beile; ein **halbmondförmiger**, manchmal auch runder oder ovaler **Schild**; und der **Gurt**. Dieser Gurt ist aber nicht unter der Brust, wie bei den griechischen Frauen, sondern um die Lenden befestigt, eine Eigenthümlichkeit der **Krieger**; er deutet also auf die **kriegerische** Bestimmung der Amazonen hin. Er war von Leder und mit Metall beschlagen, und findet sich auch bei den Amazonen, die außer einer Lanze gar keine Waffen führen. Diejenigen, welche mit einem Schwerdt bewaffnet erscheinen, tragen außer dem Gurte, noch ein besonderes Wehrgehenke schräg über die Brust; und bei denen, die einen Köcher

tragen, hängt dieser an einem besondern Riemen, welcher sich immer mit dem Wehrgehenke überkreuzt. Dagegen muß man in Hinsicht der Kleidung zwischen der dorischen und scythischen unterscheiden. Die scythische besteht darin, daß der ganze Körper, bis auf den Hals, die Handgelenke und Knöchel, in ein einziges, knapp anschließendes Gewand von Pelz wie eingegossen ist. Dieses Gewand ist außerdem noch getüpfelt und getiegert, bald mit Sternen, bald mit andern Figuren symmetrisch verziert, und eine Art phrygischer Mütze mit vier herabhängenden Zipfeln bedeckt das Haupt. Ueber dieser Kleidung flattert bald ein faltenreicher Mantel in die Luft, bald ist eine kurze eng anschließende Tunika darüber gezogen. Das Pferd ist ganz ungeschmückt. Besonders aber deutet das Pelzgewand auf die scythische Abkunft, indem das Alterthum allen am kaspischen und schwarzen Meere wohnenden Völkern bis tief hinauf in den Norden einstimmig Pelzkleidungen zuschreibt. Nach der dorischen Bekleidung ist das Haupt durch einen Helm bedeckt; ein einziges Untergewand, nachlässig um die Hüfte und mit nicht mehr so breitem Gurte, zusammengehalten, fällt weit von der rechten Schulter herab, und entblößt den größten Theil des Oberleibes; Arme, Schenkel und Füße sind völlig blos. Das Pferd trägt eine Rückendecke und alle Zierrathen des griechischen Putzes. Uebrigens zeichnen sich die Amazonen immer durch zwei volle Brüste aus, und in der kretischen (altdorischen, spartischen) Jägertracht haben sie die eine Brust entblößt, die andere aber bedeckt. Ueberhaupt mußten die Künstler, denen die Verhüllung viel zu viel war, dann, als die Frauengewänder der Helenen sich in die einfachere, Entblösung nicht vermeidende, altdorische, und in die faltenreiche, mit Unter- und Obergewändern reichlich versehene, jonisch-attische Bekleidung abtheilen, sich bei jeder Gelegenheit für die leichte, nymphenhafte, dorische entscheiden, deren vollendetstes Ideal die Jägerin Diana und die Amazone war.

Amazonenfluß, richtiger Maranhon (nach einigen von mare, an non? benannt), von Joh. Orelhan, der ihn 1544 entdeckte, auch Orelhana genannt, einer der größten Flüsse der Erde, in Südamerika. Er entspringt aus dem See Lauri (in der Provinz Tarma von Peru 10° 20′ B.) fließt in den Cordilleras, durchströmt das Amazonenland, das er, gleich dem Nil in Aegypten, überschwemmt, nimmt über 60 Flüsse auf, die an Größe der Donau und dem Nil gleichkommen, z. B. Mamore, Ucayale, Guallaye, Aramumayu, Rurub, Madeira, Negro rc. ist durch den Cassiquiari mit dem Orinoco verbunden, und fällt im Süden des französischen Guiana, nach einem Lauf von 570 Meilen, gerade unter der Linie in das atlantische Meer. Er wird bei der Mündung des Chugunga 6° 50′ B. schiffbar, macht aber bis Borja mehrere bedeutende Fälle, z. B. den Pongo von Manseriche oberhalb Borja, wo der 250 Klafter breite Strom durch Felsenwände auf 25 eingeengt wird, und mit außerordentlicher Kraft durch den 2 Stunden langen Engpaß stürzt. Er ist nach der Aufnahme des Ucayale 900 Toisen, und nach der des Madeira eine französische Meile breit. In seiner untern Hälfte bildet er viele große und kleine Inseln, unter denen Cavianna die größte ist, und hat hier ein sehr kleines Gefälle; denn von Pauris 332° L., bis wohin die Fluth steigt, bis zur Mündung fällt er auf 120 Meilen nur 10 Fuß. Bei Para ist er 3¼ und an der Mündung 15 Meilen breit. Von dessen unzähligen Nebenflüssen sind die bedeutendsten, links: Marona, Pastara, Piguena oder Tieger, Napo, Iça, Yupura und Negro; rechts: Chuchipe, Huallaga, Ucayale, Cassiquini, Yavari oder Yahuvari, Yutay, Yurba, Purus oder Chivara, Madeira, Tapayoso und Xingu. — An beiden Ufern desselben ist das Amazonenland, ein großes Land, das gegen Norden an Guiana und Tierrafirma, gegen Westen an Peru, gegen Süden an Paraguay und gegen Osten an Brasilien gränzt, jetzt aber größtentheils zur portugiesischen Provinz Para gehört, so wie der westliche, ans Gebirge gränzende Theil unter

dem Namen Montanna Real, unter spanischer Herrschaft steht. Obgleich es unter der Linie liegt, so ist doch die Luft gemäßigt, aber wegen der dicken Dünste aus den ungeheuern Waldungen, welche die Sonne nie durchdringen kann, sehr ungesund. Es ist fruchtbar an Kokosnüssen, Ebenholz, Cedern, Zucker, Scharlachkörnern, Baumwolle rc. In den weiten, mit großen Wäldern und Flüssen versehenen Ebenen wohnen 150 verschiedene, aber nicht zahlreiche Völker. Als Orelhan einige Tage den Strom hinauf geschifft war, traf er an seinen Ufern viele bewaffnete Weiber an, die mit ihren Nachbarn Krieg führten. Dies gab Anlaß zu der Benennung des Flusses und Landes.

Ambarvalien. So hieß ein gewisses Opferfest bei den Römern, welches sie der Ceres zu Ehren begingen; nämlich am 11. Mai schmückten die Arvales oder Priester eine trächtige Sau mit einer Krone und Binde, und führten sie bis an die Gränzen des römischen Gebiets, etwa 5 oder 6 Meilen von Rom. Dann führten sie sie dreimal um die Stadt herum. Die Bedeutung davon war: daß Ceres den Gränzen Sicherheit und den Feldern Fruchtbarkeit verschaffen sollte. Alsdann wurde das Thier geopfert.

Amberbaum (der), er wächst wild und in sumpfigen Gegenden des wärmern Nordamerika. Er wird 30 bis 40 Fuß hoch, treibt eine herrliche pyramidalische Krone, und hat handförmig-winklige Blätter mit 5 ungetheilten spitzigen Lappen, fast wie die Ahornblätter gestaltet. Die Frucht besteht in vielen kugelrunden, zweischaligen Saamenkapseln. Theils von selbst, theils durch gemachte Einschnitte, fließt aus der Rinde des Baumes und seiner Aeste ein scharfer, fetter, wohlriechender, gelbröthlicher Saft, welcher, durch Kochen verdickt, ein durchsichtiges Gummi wird. Dies ist der in den Apotheken gebrauchte flüssige Amber, welcher wie der Storax angewendet wird. Er dauert auch bei uns im Freien aus, und bildet einen ansehnlichen Baum.

Amberg, eine Stadt im baierischen Regenkreise, 29° 31′ 40″ L. 49° 26′ 52″ B. an der schiffbaren Vils, die mitten durchfließt, und sie in die obere und untere Stadt theilt, mit 860 Häusern, die meistens hoch und gut gebaut, so wie die Straßen breit und rein sind, und 6.500 Einw. Der Hauptplatz mitten in der Stadt bildet ein vollkommenes Viereck; an ihm stehen das alte gothische Rathhaus und die prächtige Pfarrkirche zu St. Martin mit herrlichen Gemälden, Kostbarkeiten und Grabmälern. An der St. Georgenkirche stehen das ehemalige Jesuitencollegium, das 1782 den Maltheserrittern eingeräumt wurde, und das Lyceum. Merkwürdig sind ferner das königliche Schloß mit dem daranstoßenden Zeughause, das Regierungsgebäude und die Münze, eines der schönsten Gebäude dieser Art in Deutschland. Es ist hier der Sitz des Appellationsgerichts des Regenkreises, eines Landgerichts, Rent-, Hall-, Forst- und Postamtes. Hier ist ein Seminar für Volksschullehrer, eine Hebammenschule und eine ansehnliche Bibliothek. Die Stadt hat 10 Kirchen, 10 Kapellen, 6 Hospitäler, Gewehr-, Faience-, Tabacksdosen-, Spielkarten-, Wollzeug- und Tabacksfabriken, und außerhalb derselben sind: ein Drahthammer, eine Pulvermühle und viele Steinkohlengruben; auch Handel mit Eisen, Zinnblech, Salz rc. Die Befestigung von Amberg wurde neuerlich in einen schönen Spaziergang verwandelt, so wie auch die Stadt von außen mit vielen Gärten und Lusthäuser umgeben ist. In der Nähe liegt auf einem Berge der berühmte Wallfahrtsort Mariahilf mit einer prächtigen Kirche, und der Erzberg mit beträchtlichen Eisensteingruben. Die Stadt war noch kürzlich die Hauptstadt der Oberpfalz, und hatte ein Franciscaner-, ein Paulaner- und ein Kloster der Salesianerinnen, das eine neuerbaute und prächtig geschmückte Kirche und eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen besaß.

Ambianer, eine der vornehmsten belgischen Nationen in Gallien, nördlich von den Bellovacern an der Somme. Als diese 60.000 Mann zum gemein-

schaftlichen Heere gegen die Römer stellten, gaben sie 10.000 Mann dazu. Ihre Hauptstadt war Samarobrica, nachher Ambiani, das jetzige **Amiens**.

Ambiorix, Fürst der Eburonen, die anfangs den Aduatikern einen Tribut bezahlen mußten, wovon sie aber Cäsar befreiete. Im Jahr 699 n. R. E. waren die Gallier äußerst aufgebracht gegen die Römer, und da Cäsar gerade wegen der schlecht gerathenen Erndte seine Truppen weit auseinder legen mußte, so beschlossen sie jetzt, die römischen Corps einzeln zu überfallen, niederzumetzeln, und sich so in Freiheit zu setzen. Ambiorix, ungeachtet dessen, was er Cäsarn zu verdanken hatte, machte den Anfang mit dem Feldherr Sabinus und seinen unter ihm stehenden Truppen, die er mit List aus den Verschanzungen lockte, und auf dem Marsche umbrachte. Cäsar strengte nun alle seine Kräfte an, und es gelang ihm bald, die übrigen Gallier sich wieder zu unterwerfen. An den Eburonen aber übte er die schrecklichste Rache, indem er ihre Wohnungen verbrannte, die Felder verwüstete, und Jeden, der sich nur blicken ließ, niedermachte.

Ambitus. Es war in Rom gewöhnlich, daß die Kandidaten zu einem Amte bei dem Volke herumgingen, um sich die meisten Stimmen zu erbitten, und dieses Herumgehen (Ambitus) war kein Verbrechen. Sobald man aber durch Bestechungen oder Drohungen seinen Zweck zu erreichen suchte, so handelte man gesetzwidrig, indem alles dieses durch das acilische, calpurnische, aufidische, barbische und ämilische Gesetz auf das schärfste verboten war. Eine ähnliche Einrichtung findet bekanntlich in England bei den Parlamentswahlen Statt. Die Art, wie ein Kandidat sich rechtmäßigerweise um die Gunst des Volks bewerben konnte, bestand in folgenden: 1) er konnte sich seiner Freunde und Verwandten bedienen, um sich von ihnen in Gunst setzen zu lassen; 2) er konnte jeden ihm begegnenden Bürger freundlich begrüßen und bei seinem Namen nennen (Nomenclatura), zu welcher Absicht Leute gehalten wurden, die ihm allemal den Namen der Bürger sagen mußten; 3) er konnte den Bürger liebkosende Namen geben, sie Freund, Bruder, Patron nennen (Blandities); 4) er konnte Jeden bei der rechten Hand fassen, und sie, zum Zeichen der Freundschaft, drücken (Prensatio); 5) er konnte bei allen Gelegenheiten dem Volke seine Beflissenheit, ihm zu dienen, sehen lassen (Assiduitas); 6) er zog ein weißes Kleid an (Toga candida); 7) er konnte Schauspiele halten, austheilen, dem Volke Gastmale geben lassen (Benignitas). Nur Gewalt und Geldbestechung war verboten.

Amboina, 125° 47′ 5″ O. L. von Paris, 3° 41′ 41″ S. B. Die wichtigste der Inseln, Amboinen genannt, durch eine Meerenge von Zeram getrennt, mit 20 □M. und 45.452 Einw., die aus Malaien, Chinesen, Alforen und 188 Europäern bestehen; davon sind 17.818 evangelische Christen, die andern Muhamedaner ꝛc. Sie ist voll Berge, zwischen denen angenehme und fruchtbare Thäler sind, und hat eine sehr ungesunde Luft. Das vorzüglichste Produkt sind die Nelken, wovon hier und in einigen benachbarten kleinen Inseln 8.421 Gärten sind, deren jeder 125 Bäume enthält. Jeder Baum bringt im Durchschnitt jährlich $2\frac{1}{2}$ Pfund. Ist das Jahr zu fruchtbar, so wird ein Theil an Ort und Stelle, oder auch in Europa für die Zeit eines Mißwachses aufbewahrt, und der Ueberrest verbrannt, um den Preis nicht sinken zu lassen. Die Compagnie bezahlte die Arbeit der Einwohner sehr gering, und verkaufte jährlich in Europa an 300.000 Pfund, und in Indien eben so viel. Auch sind jetzt Muskatennußbäume hier; man hat ferner Kaffee, Sago, Zucker, Mais, Brodfrucht, Obst, Ignamen, Pataten, Dammhirsche, Eber ꝛc. Ein fürchterlicher Orkan hat im April 1806 über 1.000 Muskatnußbäume und über 20.000 Gewürznelkenstauden entwurzelt. Bei den Einwohnern ist die Sitte, daß sie bei der Geburt eines Kindes einen Baum pflanzen, nach dessen jährlichem Treiben sie das Alter des Kindes zählen. Die Abgaben der Insel, z. B. vom Rakverkauf,

dem Spiel, dem Rechte, Schweine zu schlachten, betrugen 1795 14.814 Reichsdollar. Die Insel wird in die durch eine schmale Landenge verbundene größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten Hälfte, Hitore, haben die Niederländer 5 Forts; auf der südlichen kleineren, Leutemore genannt, liegt die Hauptstadt Ambon oder Amboina an einem Meerbusen, mit 1.000 Häusern, 6.000 Einwohnern, einer niederländischen und einer malaischen Kirche, einem Schiffswerft und einer Pulvermühle; in der Nähe ist das Fort Vittoria. Hier ist der Sitz des Gouverneurs, unter dem die übrigen Inseln (Amboinen) stehen.

Amboise oder Amboyse (Georg d'), aus einem alten, seit 1226 adelichen Geschlechte, geb. auf dem Schlosse Chaumont an der Loire bei Amboise 1640. Schon früh war er Bischof zu Montauban und Almosenier von Ludwig XI., König von Frankreich, in der Folge Erzbischof von Narbonne, und bald nachher, 1493, Erzbischof von Rouen. Hier bekleidete ihn der damalige General-Statthalter der Normandie, der Herzog von Orleans, der die ganze Brauchbarkeit dieses großen Mannes einsah, unter dem Titel eines General-Lieutenants, mit der ausgedehnten Gewalt eines General-Statthalters. Damals befand sich diese Provinz in der schrecklichsten Unordnung; der Adel unterdrückte das Volk, die Richter ließen sich bestechen, oder fanden ihre Gewalt durch Furcht gelähmt, die Soldaten, ohne alle Mannszucht, plünderten und mordeten die Reisenden. Aber d'Amboise wußte durch sein kräftiges, kluges Benehmen in weniger als einem Jahre die Ruhe und öffentliche Sicherheit wieder herzustellen. Als im J. 1498 Ludwig XII. Carl dem VIII. auf den Thron folgte, ward d'Amboise erster Minister; schon der erste Schritt in diesem Posten erwarb ihm die Liebe von ganz Frankreich. Eine Auflage, die zur Deckung der Krönungskosten gewöhnlich ausgeschrieben wurde, unterblieb auf seinen weisen Rath gänzlich, und alle übrigen Abgaben wurden zugleich um ein Zehntel vermindert. Seine Tugenden ersetzten, was seinen Einsichten gebrach; er machte Frankreich glücklich, und suchte ihm seinen erworbenen Ruhm zu erhalten; wie denn wirklich durch seinen Rath und Beistand Ludwig XII. die Provinz Mailand 1499 eroberte. Jetzt machte ihn der Pabst zu seinem Legaten von Paris, und als solcher verbesserte er mit Weisheit und Liebe die entartete Disziplin mehrerer Ordensgeistlichen. Von allen seinen geistlichen Benefizien wollte er nur ein einziges genießen, und selbst hievon gab er zwei Drittel zur Unterstützung verarmter Familien her. Ein normännischer Edelmann bot ihm seine Ländereien zum Verkaufe an, um seine Tochter auszusteuern; der hülfreiche d'Amboise gab ihm die Aussteuer hin, und ließ ihn die Ländereien behalten. Pabst Pius III. erkannte das Verdienst dieses würdigen Prälaten, und verehrte ihm den Purpur. Frankreich verlor den Cardinal d'Amboise, 50 Jahre alt, 1510. Seine schöne Grabstätte, ein Meisterstück der Kunst, ist in der Domkirche zu Rouen zu sehen. Er war ein arbeitsamer, liebreicher, verständiger Minister, der einen entschlossenen Karakter und viele Erfahrung hatte; er genoß die Freude, sich allgemein den Vater des Volkes nennen zu hören. Was er als General-Lieutenant in der einzelnen Provinz der Normandie gethan hatte, das brachte er als Minister bis zur Vollendung in ganz Frankreich. Man fand unter seinem Ministerium keinen bestochenen, oder in Furcht gesetzten Richter mehr; der Arme, wenn gleich ohne Stütze, konnte so gut wie der Reiche und Mächtige Gerechtigkeit erwarten. Es gab keine Chikanen, keine in die Länge gezogenen, die Parteien zu Grunde richtenden Prozesse mehr. Die uneigennützigsten und weisesten Rechtsgelehrten hatte er um sich her versammelt, um ihr Gutachten zu vernehmen: wie den Mißbräuchen bei den Tribunälen vorzubeugen sey. D'Amboise befaßte sich selbst mit dem mühsamen Geschäfte, ihre Vorschläge zu prüfen; er erließ alsdann überall neue Verhaltungsbefehle beim Rechtsprechen, und ward so der allgemeine Verbesserer der Rechtspflege von ganz

Frankreich. Er liebte in seinem Stande eine bescheidene Pracht; freigebig und haushälterisch, ein eben so schätzbarer Mensch als großer Staatsmann, der treue Rathgeber und Freund seines Königs, seinem Vaterlande mit allen Kräften geweihet, die Pflichten eines römischen Legaten mit den Privilegien seiner Nation zu einigen wissend, seine bischöflichen väterlichen Verrichtungen mit der Leitung der Staatsgeschäfte im Einklange haltend, that er überall Gutes, und gewann sich die Hochachtung und die Herzen Aller.

Ambra, eine meistens aschgraue durchsichtige, glanzlose, weiche, an Schmelzbarkeit dem Wachse ähnliche, sehr wohlriechende Masse, über deren Entstehung die Naturkundigen noch nicht ganz einig sind. Man findet den Ambra auf dem Meere schwimmend, und hält ihn am wahrscheinlichsten für ein von der See bereitetes Harz gleich dem Bernsteine, auf welche Art er auch gefischt wird. Zwar findet man ihn auch in einigen Seethieren, zuweilen vermischt mit Gräten und andern Abgängen; es ist aber wahrscheinlicher, daß diese ihn einschlucken, als daß sie ihn selbst erzeugen. Unter andern findet sich der Ambra auch in dem Mastdarme des Caschelot (Physeter Macrocephalus), der vorzüglich des Wallraths (Sperma Cete) wegen gefangen wird. In Europa wird der Ambra zu Bijouterien, Kreuzen, Ringen, Corallen ꝛc. verarbeitet. In Asien ist er das beliebteste Ingredienz, um den Speisen Wohlgeruch und Geschmack zu geben.

Ambrogius (Theseus). Unter denen, welche frühe schon durch ihre Bekanntschaft mit den morgenländischen Sprachen sich hervorthaten, war besonders Ambrogius von Pavia, ein Stiftsgeistlicher des Laterans, merkwürdig. Er stammte aus der edeln Familie der Grafen von Albonese, und ward geboren im Jahr 1469. In seinem fünfzehnten Jahr schrieb und sprach er schon so leicht und gut, als irgend ein damaliger Gelehrter, Latein und Griechisch. Er kam im Jahre 1512 gerade bei der Eröffnung der fünften Sitzung der Kirchenversammlung im Lateran nach Rom. Der große Zusammenfluß der dabei anwesenden Geistlichen aus Syrien, Aethiopien und andern Gegenden des Morgenlandes erleichterte ihm gar sehr die Erweiterung seiner Sprachkenntnisse, und auf Ersuchen des Cardinals von Santa Cruce wurde ihm, als dem geschicktesten, der Auftrag gegeben, die Liturgie des morgenländischen Clerus, ehe sie die päbstliche Bestätigung erhielt, aus dem Chaldäischen ins Lateinische zu übersetzen. Nachdem ihn Leo X. zwei Jahre lang dazu gebraucht hatte, dem Subdiaconus Elias, dem syrischen Legaten bei der Kirchenversammlung, den der Pabst an seinem Hofe behalten wollte, Unterricht im Lateinischen zu geben, wofür dieser ihn wieder das Syrische lehrte, wurde er vom Pabste als Professor der morgenländischen Sprachen zu Bologna angestellt, wo er zum ersten Mal in Italien öffentliche Vorlesungen über syrische und chaldäische Sprache hielt. Man behauptet, er habe nicht weniger als achtzehn fremde Sprachen verstanden, und viele derselben so richtig und fließend wie seine Muttersprache gesprochen. Während der Unruhen, in welchen nach Leo's X. Tode Italien verheeret wurde, verlor er mehrere kostbare morgenländische Handschriften, an welchen er mehrere Jahre mit vielem Fleiße gesammelt hatte, so wie auch die von ihm angeschaften Drucklettern und andere Vorkehrungen zur Ausgabe eines chaldäischen Psalteriums, dem er eine Abhandlung über diese Sprache voranschicken wollte. Indessen ließ er sich durch dies Unglück nicht abschrecken, seine Studien in diesem Fache fortzusetzen, und gab im Jahre 1539 zu Pavia eine Einleitung in die chaldäische, syrische, armenische und zehn andere verwandte Mundarten nebst einem gedruckten Alphabet von ungefähr vierzig verschiedenen Sprachen heraus. Diese wird von den Italienern selbst für den frühesten Versuch einer systematischen Darstellung der Sprachen des Morgenlandes gehalten.

Ambrosia, die Speise der Götter; sie duftete Wohlgerüche, und hatte die Kraft unsterblich zu machen, sie wurde auch als Salbe gebraucht. So salbte z. B. Thetis den Achilles damit.

Ambrosianische Bibliothek, diese wurde 1609 von dem kunstliebenden Cardinal Fr. Borromeo zum allgemeinen Gebrauch geöffnet; sie besaß damals 35.090 Druck- und 1.500 Handschriften die er in Europa und Asien hatte sammeln lassen. Unter andern Seltenheiten befindet sich ein Virgil darunter, in dem Petrarca sein Erstes Begegnen Laureus einschrieb. Mit dieser Büchersammlung ist vermittelst eines freien Platzes, auf dem ein kupferner Palmbaum, ein Erzeugniß des mittlern Himmelstriches, sich vorfindet, eine Gallerie von Kunstsachen verbunden, unter denen der Carton von Rafaels Schule zu Athen, die Studien von Lionardo da Vinci, so wie die frühern Copieen von dem Abendmahl dieses Künstlers die Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen.

Ambrosius der Heilige, Kirchenlehrer und Bischof von Mailand, der Sohn eines römischen Bürgers, der Statthalter von Gallien war. Er ward im J. Chr. 340 geboren; in seiner Wiege bedeckte ihm einst ein Bienenschwarm das Gesicht, und diese flogen in seinem Munde aus und ein, ein bedeutungsvolles Vorzeichen seiner göttlichen Beredsamkeit, die sich in seinem Mannes-Alter auch wirklich bekundete. Nach seines Vaters Tod führte die zärtliche Mutter den Knaben nach Rom, und ließ Herz und Geist sorgfältig an ihm bilden. Ambrosius machte so glückliche Fortschritte in den Wissenschaften, daß Probus, der Obriste der kaiserlichen Leibgarde, (die erste Stelle im Staate) ihn unter seine Räthe aufnahm, und in der Folge zum Statthalter der Provinzen Ligurien und Aemilien mit Genehmigung des Kaisers Valentinian ernannte. Die Einfälle der Gothen, und die Sekte der Arrianer waren damals eine schreckliche Geißel für Italien, welche die Ruhe und den Wohlstand seiner Bewohner für immer zu zerstören drohten. Ambrosius zeichnete sich in dieser verhängnißvollen Zeit als ein Muster der Klugheit und Sanftmuth aus, die Achtung und Liebe der Völker ward ihm überall zu Theil, den sie für ihren Schutzgeist ansahen; kein Wunder, wenn nach dem Tode des mailändischen Bischofs Aurentius die Wahl eines Bischofs einstimmig auf Ambrosius fiel, der gerade vermöge seines Amtes sich nach Mailand begeben hatte, um die gefährlichen Unruhen der Arrianer bei dieser Bischofswahl zu beschwichtigen. Ambrosius, der die drückende Last einer solchen Würde unter so bedenklichen Umständen ganz durchschaute, ergab sich nach vielem Sträuben, den Wünschen beider Parteien, Arrianer und Katholiken, erst dann, als der Kaiser, der sich durch diese Wahl geschmeichelt fand, die Stimme des Volks unterstützte, und ihn zur Annahme dieses Amtes gewissermaßen zwang. Nun ließ Ambrosius, bisher bloßer Katechumene, die h. Taufe sich geben, erhielt alsdann die geistlichen Weihungen, und am achten Tage die bischöfliche Salbung. Von nun an zeigte er sich im Glanze aller Tugenden; wie ein zärtlicher und lehrreicher Vater steuerte er dem Irrthume überall, brachte Andersdenkenden reinere, edlere und richtigere Ansichten über Gott und göttliche Dinge bei, entriß auf diesem Wege eine ungeheure Menge seiner Mitmenschen dem Laster, der Bosheit und der vorherrschenden schrecklichen Verblendung, und benahm sich immer und überall im Verhältniße zu seiner geistlichen Würde mit Leutseligkeit, Duldsamkeit und hohem Ernst, voll Mitgefühl und Bescheidenheit bis an das Ende seiner Tage 396. Ob übrigens Ambrosius allein oder in Verbindung mit dem h. Augustin den bekannten Lobgesang Te Deum verfaßt habe, will eine gründlichere Kritik, die solches einem Unbekannten zuschreibt, in Zweifel ziehen.

Ambulanzwagen. So nennt man in einigen Armeen einen Wagen, in welchem eine Truppe die nöthigen chirurgischen Instrumente und Arzneien mit sich führt, und der ihr überall folgen muß.

Ameise, eine Insecten-Gattung aus der Ordnung der Wespenarten mit vier durchsichtigen, geaderten Flügeln. Die mehrsten inländischen Ameisen bauen sich Haufen in Wäldern und auf Wiesen, worin an 4 — 5.000 beisammen leben. Sie unterscheiden sich von den übrigen wespenartigen Insecten durch

das besondere Mittelstück ihres Körpers, das zwischen Brust und Hinterleib befindlich ist. Mit ihren Beißzangen können sie schmerzlich verwunden; die geschlechtlosen und Weibchen besitzen einen verborgenen Stachel; die Arbeitsameisen haben keine Flügel. Sie bauen Gänge in der Erde und errichten große Haufen über derselben, worin sie vielerlei Dinge, vorzüglich Nahrungsmittel schleppen und dabei ordentliche Heerstraßen bilden. Sie lieben Süßigkeiten aller Art, und leben auch von Fleisch und Aas. Zu Ende des Sommers begatten sie sich fliegend in unzähliger Menge, als große, auf und nieder sich bewegende, säulenförmige Schwärme. Nach der Begattung sterben die Männchen. Die Arbeitsameisen pflegen die Larven und Puppen (ganz irrig Ameiseneier genannt) mit der größten Sorgfalt, sie tragen sie ins Freie an die Luft und wieder zurück. Sie sind dabei so emsig, daß eine Ameise nach dem Verluste ihres Hinterleibes noch 10 Puppen in Sicherheit brachte. Bei dem Aufrühren eines Ameisenhaufens spürt man einen eigenen sauern, starken Geruch, der bald wie Essiggeist, bald wie Zitronen-Säure riecht. Von den inländischen Ameisen sind zu merken: die Roßameise mit eirundem Hinterleibe und rostbraunen Schenkeln, man findet von ihr 6 Fuß hohe Hügel in Wäldern; die gemeine, schwarze Ameise, welche ganz glänzend schwarz ist und etwas hellere Beine hat. Von den ausländischen Arten giebt es eine in Amerika, welche auf ihren Zügen schädliche Insecten vertilgt, und dadurch den Bewohnern in ihren Wohnungen sehr nützlich wird, die ihnen Thor und Thüre öffnen; dahingegen eine andere sich unterirdische Gänge zu den Vorräthen und Waarenlagern gräbt, und in kurzer Zeit die größten Verheerungen anrichten.

Ameisen-Säure, die Säure, welche durch Auspressen und Distillation aus den Ameisen erhalten wird. Sie kristallisirt nie, kommt der Essigsäure nahe, hat einen eigenthümlichen Geruch nach Moschus, und tritt mit den Alkalien und Erden zu Salzen zusammen.

Amerbach (Johann), ein Schwabe von Geburt. Er war ein Buchdrucker im 15ten Jahrh., ließ sich in Basel nieder, und zeichnete sich aus durch correcte Ausgaben. 1506 erschienen bei ihm Opera S. Augustini, und er schickte sich an zur Herausgabe der Werke des h. Hieronymus; allein der Tod kam ihm hierin bevor 1515. Sein Sohn vollzog des Vaters Plan, und sie erschienen 1516. Irrig haben einige behauptet, dieser sey es, dem man die Vervollkommnung der Buchdrucker-Typen zu verdanken habe. Janson vielmehr, Johann u. Wendelin von Speier und andere hatten schon lange vor ihm weit schönere Typen gebraucht. Amerbach fing 1480 an zu drucken, und die schöne Cursivschrift wurde erst 1501 zur Herausgabe eines Horaz in 8. von Aldin erfunden.

Amerigo Vespucci, siehe Amerika.

Amerika, einer von den 5 Erdtheilen, der beinahe die ganze Westhälfte der Erde einnimmt, unter allen Zonen, von 80° N. B. — 54° S. B. 209 — 360° L., gränzt gegen Osten an den atlantischen und äthiopischen Ocean, gegen Süden an das magellanische Meer, gegen Westen an das Südmeer oder stille Weltmeer, gegen Norden an den nördlichen Ocean, doch ist der äußerste Norden wegen der großen Kälte nicht bekannt. Er wird 8° N. B. durch die lange und an einem Orte sehr schmale Landenge Panama oder Darien in Nord- und Südamerika getheilt; alles feste Land im Norden der Landenge wird mit dieser selbst Nordamerika, das demselben gegen Süden liegende Südamerika genannt. Die Größe wird zu 753.000 (651.162) Quadratmeilen angenommen. Amerika hat mehr Halbinseln, als die andern Erdtheile, die größten Flüsse und Seen und sehr hohe Berge. Zu diesen gehören vorzüglich die Cordilleras de los Andes, eine ungeheure Gebirgskette, die an der Südspitze anfängt, an der Westküste fortläuft, und unter veränderten Namen durch die Landenge Darien durch einen großen Theil des nördlichen Amerika sich erstreckt. In seinem Innern liegt eine größere Masse von Gold und Silber begraben, als vielleicht in der ganzen übrigen Erde. Die höchsten Berge sind in Südamerika in der Nähe des Aequator,

z. B. der Chimborasso 20.148 Fuß hoch. Das berühmteste Vorgebirge ist das Cap-Horn, die Südspitze von Feuerland. Die größten Landseen sind in Nordamerika z. B. der obere See mit 1.800 und der Huronensee mit 760 Quadratmeilen. Die Hauptflüsse sind der St. Lorenzstrom und Missisippi in Nordamerika; der Orinoko, Maranhon und la Plata in Südamerika. Zu den eigenthümlichen, aber durch die Europäer zum Theil auch in andere Erdtheile verpflanzten Produkten gehören: Cacao, Cochenille, Mais, peruanische Rinde, Kartoffeln, Taback (der zuerst, nebst der Gewohnheit, ihn zu rauchen, aus diesem Erdtheil im 16ten Jahrhundert nach Europa kam, zwischen 1560 — 1580 schon in Portugall, Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien gezogen ward, und in Amerika vorzüglich in Brasilien, Virginien und Maryland gebaut wird), Vanille ꝛc.; hier eigenthümliche Thiere sind das Lama und Vicugna (Schaafkameel); doch sind die Thiere im Ganzen kleiner und schwächer, und das Rindvieh, Schaafe, Schweine, Pferde ꝛc. sind erst nach der Entdeckung von Amerika dahin gekommen. Amerika hat auch Löwen (Puma) und Tieger (Jaguar); aber sie besitzen weder die Größe noch den Muth dieser Thiere anderer Erdtheile. Außer Gold und Silber liefert Amerika auch Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Labradorstein, Steinkohlen, Smaragden, Diamanten, Perlen, Bauholz, Baumwolle, Indigo, Farbholz, Häute, Fische, Pelzwerk (aus den nördlichen Ländern), Wachs, Ingwer, Zucker und Kaffee, den die Holländer zuerst aus Asien nach Surinam brachten, von wo ihn die Franzosen und Engländer auf den übrigen Inseln verbreiteten, so daß jetzt der größte Theil von allem Zucker und Kaffee, den die Europäer verbrauchen, aus Amerika kommt. Die Einwohner, nach der richtigsten Angabe 31 (nach Volney 20, nach Gräberg 54, nach Morse 35) Millionen, theilen sich in Ureinwohner und Fremdlinge. Jene sind in den heißen Ländern kupferfarbig nach mehrern Schattierungen; in den nördlichen und südlichen Gegenden schmutzig gelb, vielleicht wegen der unreinlichen Lebensart; auch giebt es Völker, deren Farbe man für europäisch erkennen will. Alle haben schwarzes straffes Haar. Erst seit 1.200 Jahren ist Amerika nach Bernabucci und Humboldt, bevölkert, und zwar, wie es am wahrscheinlichsten ist, von Nordostasien aus, wenn man nicht annehmen will, daß Gott diesem Erdtheil eben so seine eigenthümlichen Menschen, als viele andere ihm eigene Pflanzen gegeben habe. Rhode glaubt, die Bevölkerung sey über das atlantische Meer von Phöniciern erfolgt, Johann v. Müller läßt die Hunnen über das stille Meer einwandern. Jeder glaubt in Sprach- und Gesichtsähnlichkeit der Einwohner Gründe für seine Behauptung zu finden. Nach Francesco Lopez giebt es in Amerika 1.500, nach Athan. Kircher 500, nach Lorenzo Hervas 9 verschiedene Sprachen; Alexander v. Humboldt führt sie auf 2 zurück, nämlich die toltekische und apalachische. Die Zahl der Amerikaner ist übrigens nicht groß, höchstens 11 Millionen, und wird durch die häufigen Kriege unter den kleinen Völkerschaften, durch die Nähe der sich überall ausbreitenden Europäer, und durch den unmäßigen Gebrauch des Branntweins mit jedem Jahre geringer. Auch braucht der einzig von der Jagd lebende Amerikaner sehr viel Land. Viele sind mehr oder weniger ausgeartet durch die Vermischung mit den Fremden, die theils aus Europäern, theils aus Negern bestehen, welche größtentheils Sklaven, zum Theil auch frei sind. Auf diese Art sind die Creolen und Mulatten entstanden. Die Zahl der Neger und Mulatten beträgt 4 ½ Millionen. Der größte Theil der Küstenländer ist von Europäern, deren hier 10 Millionen leben, besetzt, oder doch beherrscht. In Nordamerika besitzen die Engländer Canada, Neuschottland und die meisten nördlichern an der Hudsonsbai liegenden Länder. Im Süden derselben verbreitet der nordamerikanische Freistaat seine Besitzungen in das innere Land bis jenseit des Missisippiflusses. Noch südlicher am mexicanischen Meerbusen

dehnt sich das spanische Florida aus, so wie die derselben Krone gehörende Landschaft Mexico zugleich an das stille Meer reicht. Im Norden derselben längs dem stillen Meer breiten sich die englischen und russischen Besitzungen aus. In Südamerika theilen die Spanier ihre ungeheuern Länder in die Vicekönigreiche Neugranada, Peru, Rio de la Plata und die Generalhauptmannschaften Caracas oder Venezuela und Chili. Nächst ihnen besitzen die Portugiesen einen großen Theil von Südamerika unter dem Namen Brasilien. Auch die Franzosen, Niederländer und Engländer besitzen kleinere Landstriche in Guiana. In die ihres Handels wegen wichtigen Antillen im mexicanischen Meerbusen haben sich die Engländer, Franzosen, Spanier, Niederländer, Schweden und Dänen getheilt. — Erst seit 300 Jahren ist uns dieser Erdtheil bekannt, der mit dem noch später entdeckten Australien gemeinschaftlich die neue Welt genannt wird, und ehemals auch Westindien hieß, weil man bei seiner Entdeckung das Ziel der Reise erreicht, und das große Indien auf einem westlichen Wege gefunden zu haben glaubte, bis man erst in der Folge den Irrthum entdeckte, und den Namen Westindien auf den mittlern Theil Amerikas oder die Inseln des mexicanischen Meerbusens beschränkte. Isländer entdeckten zwar 982 das alte Grönland und das Land Labrador, nebst einigen in der Nähe liegenden Distrikten von Nordamerika, die sie wegen der daselbst gefundenen wild wachsenden Weinstöcke das Winland nannten; aber dies bedeutet wenig, und blieb dem übrigen Europa meistens unbekannt. In der Folge fand man vielleicht auch die antillischen Inseln; denn unter den Handschriften, die der Cardinal von Bessarion der öffentlichen Bibliothek zu Venedig hinterließ, ist ein Pottolano oder eine Beschreibung der Seehafen, die Candidus aus Venedig 1424 entwarf, und die eine Seekarte von dem atlantischen Meer enthält, auf welcher die Antillen abgezeichnet sind, so wie sich auch auf einer, von dem Venezianer Andreas Bianco 1436 von ältern copirten, Karte eine Insel mit dem Namen Antilla befindet. Doch war die Kenntniß über Amerika noch immer sehr ungewiß, und Christophoro Colombo (spanisch Colon) ist der eigentliche Entdecker davon. Dieser kühne Schiffer, zu Cuccavo (oder Cogureto), einem Dorfe im Genuesischen, 1442 geboren, war nach Durchschiffung aller bekannten Meere auf die Vermuthung gekommen, daß man von Europas westlichen Gränzen geradezu nach Cipango, dem damaligen Namen von Japan, und mithin auch nach Indien kommen müsse. Sein Vaterland Genua würdigte sein Vorhaben aber keiner Aufmerksamkeit; auch an dem Hofe des Königs Johann II. von Portugall erlangte er keine Unterstützung. In Spanien, wo damals König Ferdinand der Katholische in Arragonien, und dessen Gemahlin die Königin Isabella in Castilien regierten, hielt man ihn aus Mißtrauen in seinem Plan und wegen andrer Staatsverhältnisse 8 Jahre auf, und schon stand er im Begriff, nach England zu dem König Heinrich VII. zu gehen, wo sein Bruder, Bartholomäus Colombo, bisher auch nicht glücklicher gewesen war, als die Königin Isabella nach der Eroberung von Granada auf Zureden des Franziscaners Johann Perez de Marchena und des Schatzmeisters von Aragonien, Sant Angel, der bei dieser Unternehmung 17.000 Dukaten vorschoß, sich entschloß, den Fremdling in seinem Vorhaben zu unterstützen, und deshalb einen Vertrag mit ihm entwarf. Mit 3 kleinen Schiffen fuhr er den 3. August 1492 aus dem Hafen Palos in Andalusien ab, erblickte nach einer zweimaligen Empörung des Schiffsvolkes, das die ganze Unternehmung für verderblich und höchst nachtheilig ansah, endlich am 11. Oct. die Insel Guanahani, die er St. Salvador nannte, und entdeckte dann mehrere Inseln, besonders Cuba und Haiti, welche er Hispaniola (die spanische Insel) nannte. Nach einer Abwesenheit von 7 Mon. und 12 Tagen kam er den 15. März 1493 nach Palos zurück, ward zum Admiral von Indien ernannt, und von der Regierung mit Ehren- und Gnadenbezeugungen überhäuft. In der Folge unternahm er noch 3

Schiffahrten in diese neuen Gegenden, entdeckten bei der zweiten 1497 das feste Land an der Küste Paria, und starb nach der 1504 vollendeten vierten Schiffahrt, 1506 zu Valladolid. Um die Zeit der 2. Reise von Colombo unternahm auch der Florentiner Amerigo Vespucci am 10. Mai 1497 seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda mit 5 Schiffen aus dem Hafen von Cadix, gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte hier den Meerbusen von Paria und die Küsten mehrere 100 M. lang, und kam nach einer Seereise von 13 Monaten am 18. Oct. 1498 wieder nach Spanien zurück. Er besuchte darauf, bald in spanischen, bald in portugiesischen Diensten noch mehrere Mal den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Zehn Jahre später, als Amerigo, glückte es dem scharfsinnigen Balbao, die bestimmteste Nachricht von dieser großen Halbinsel zu geben, so wie Magelan nach Balbao 1520 die südlichste Spitze, dem Feuerlande gegenüber, umschiffte. Die Engländer machten nun den nordöstlichen Theil Amerikas zum Gegenstand ihrer Forschungen. Der Venezianer Cabot, in Diensten König Heinrichs VIII. entdeckte Newfoundland, und verfolgte seinen Weg bis Virginien. Auch machten die Engländer beim Aufsuchen eines nordwestlichen Weges nach Asien bedeutende Entdeckungen in Nordamerika u. besetzten 1500 Cap Breton, u. 1550 Neuschottland. Martin Frobisher befuhr 1577 die noch nicht wieder befahrne Straße seines Namens unter 60° N. B. u. traf hier auf Südgrönland. Franz Drake entdeckte 1579 Neualbion, und Davis von 1585 — 87 einen Weg, der an Grönlands Westküste in die nach dem Steuermann Baffin, unter dem Engländer Bylot, 1616 benannte Baffinsbai führt. Von 1607 — 1610 entdeckte Hudson, der von Grönlands Ostküste unter 73° bis zum 82° drang, die nach ihm genannte Straße und Bai. Labrador war 1500 und Canada 1534 von den Portugiesen besetzt worden, die auch 1510 den Landstrich zwischen dem Maranhon und dem äthiopischen Meere in Besitz genommen hatten, den man Brasilien nennt, während das Land am Paraguay zwar von Diosde Solis 1516 entdeckt, aber wieder verlassen wurde, bis erst im 17ten Jahrhundert die Portugiesen und Spanier es unter sich theilten. Cortez und Pizarro erwarben den Spaniern, den ersten Entdeckern, ein großes Reich; Florida ward 1512, Terrafirma 1512—14, Mexico 1519 — 21, Peru und Chili 1524—41, Luisiana 1583 ihr Eigenthum; Buenos Ayres ward 1535 angelegt, und Guiana 1663 entdeckt. Auch die Franzosen errichteten Niederlassungen in Neuschottland (Acadien), Canada und Luisiana. Mehr noch als das feste Land reizten die Inseln die gierigen Europäer. Die bermudischen Inseln, von ihrem Entdecker, dem Spanier Bermudes, 1527 benannt, besetzte 1609 der Engländer Sommers, während die Antillen in den Händen der Spanier waren, denen die Britten 1655 Jamaica entrissen. Sie und die Franzosen theilten sich 1660 durch einen förmlichen Vertrag in jene Inseln, bei welcher Gelegenheit auch die räuberischen Flibustier sich zeigten. Die Holländer, zuerst am Delaware und in Brasilien, erwarben sich festen Besitz in Guiana, am Essequebo und Berbice, legten Surinaman, und verpflanzten das Zuckerrohr nach Curaçao. Die Dänen erwarben sich St. Eustaz, St. Martin, St. Thomas, St. Jean und St. Croix; die Schweden, die früher auch schon am Delaware eine Kolonie errichtet hatten, 1784 Barthelemy. Die Russen gelangten im 18. Jahrhunderte an die nordwestlichen Küsten Amerikas, und gleich ihnen drangen die Engländer vom Nutkasund bis zum Eiskap vor, wohin die Spanier auch von Californien aus einen Weg fanden. Die Engländer erhielten 1762 von Frankreich Canada, und besaßen von diesem Jahre an bis 1783 auch Florida, erkannten aber auch in demselben Jahre die Freiheit der 13 englischen Kolonien an, die schon 1776 sich für unabhängig erklärt hatten, und seit dem pariser Frieden vom J. 1783 unter dem Namen der vereinigten Staaten von Nordamerika schnell zu einer vorher ungeahnten Größe gelangten. Auch in den

spanischen Besitzungen regte sich der Geist der Unabhängigkeit von dem Mutterlande, und in den nord- und südamerikanischen Vicekönigreichen gründen sich allmählig Freistaaten, gegen die das Mutterland vergebens anstrebt. Selbst unter den zahlreichen, aus Afrika auf die Antillen versetzten Negern zeigte sich dieser Geist der Freiheit, und in St. Domingo bildeten sich zwei Staaten, die schwerlich von den Europäern besiegt werden dürften.

Amerikanische Antiquarien-Gesellschaft. Ihr Zweck ist die Entdeckung amerikanischer Alterthümer, Erhaltung der vorhandenen Reste der Urbewohner, und Sammlung alter Handschriften, Urkunden und Bücher über die ersten europäischen Niederlassungen in Amerika. Die Gesellschaft, die seit dem 28. October 1812 besteht, verdankt ihr Entstehen der Freigebigkeit ihres Präsidenten Thomas von Worcester.

Amestris, die Gemahlin des Perser Königs Xerxes. Ihre Eifersucht über Artaintas ihre Schnure, in die sich Xerxes verliebt hatte, verleitete sie, sich an der Mutter dieser Fürstin zu rächen, die auch mit Xerxes in verliebtem Einverständniß gestanden und den Verdacht auf sich hatte, als begünstige sie jetzt die verliebte Intrigue zwischen Xerxes und ihrer Tochter. Sie wartete die Zeit ab, wo Xerxes am Hofe ein großes Fest gab; jetzt ließ sie ihre Feindin in ihr Gemach zu sich rufen, ließ ihr Nase, Zunge, Lippen, Ohren und Brüste abschneiden, und schickte sie also verstümmelt ihrem Gemahl zurück.

Amethyst, ein Edelstein aus dem Kieselgeschlecht und nebst dem Citrin und Rauchtopas unter dem Bergkristall begriffen. Er findet sich violet in vielen Abstufungen, d. h. in allen Mischungen von blau und roth, als ein stänglich zusammengehäuftes Gefüge, oder mit festungsförmigen Ablösungen. Man trifft ihn in den Gebirgen von Auvergne, in Deutschland, Böhmen, Catalonien; die mit den schönsten Farben kommen aus Ostindien und Persien.

Amiant, ein faserichter, zäher Stein, der mit dem Asbest Aehnlichkeit hat, und dessen Fäden neben und durcheinander gewebt und sehr biegsam sind. Werden diese Fäden nach einer eigenen Kunst zubereitet, so läßt sich daraus ein Gewebe machen, das dem Papier nicht unähnlich ist, und dessen die Alten sich bedienten, ihre Leichname darein zu wickeln, damit bei Verbrennung derselben ihre Asche sich mit nichts anders vermischen möchte; denn bei einem Feuer, das Pflanzen und thierische Körper verzehrt, bleibt dieser Stein unverletzt. Wenn man aber das Feuer um mehrere Grade verstärkt, so wird er, auch ohne Beimischung, flüßig, und daraus schließt man, das er nicht unter die Thon- oder Schieferarten gehört, wie einige Naturforscher geglaubt haben.

Amiens, 19° 57′ 57″ L. 49° 53′ 43″ B. befestigte Hauptstadt im französischen Departement Somme (ehemals in der Picardie), 13¾ Meilen von Paris, an der Somme, die in 3 Armen mitten durch die Stadt fließt, hat 5.980 Häuser, 40.106 Einwohner, meistens schöne und wohlgebaute Straßen, ein festes, von Heinrich IV. erbautes Schloß, eine prächtige Kathedralkirche, ein gothisches sehenswerthes Gebäude des 13ten Jahrh. in welcher Ludwig XIV. gekrönt wurde, 15 Kirchen, 2 Hospitäler. Auch ist hier ein unter den Erzbischof von Paris gehöriges Bisthum, eine Akademie der Wissenschaften, Künste, der Literatur, des Handels und Ackerbaues des Sommedepartements, der Sitz des Präfekten, des königl. Gerichtshofs, des Handelsgerichts und der 26sten Forstconservation, eine Bibliothek und ein Lyceum. Die Stadt hat Seifen-, Kamelott-, Tapeten-, Seiden-, Woll- und Lederfabriken. Hier ist der Geburtsort des Mönchs Peter, welcher den ersten Kreuzzug predigte, und der Dichter du Fresne († 1688), Voiture († 1648) und Gresset († 1777).

Amienser Friede, wurde den 25sten März 1802 zwischen England und Frankreich, nebst dessen Alliirten, Spanien und der Batavischen Republik, zu Amiens geschlossen. England hatte in dem zu Anfange des Jahrs 1793 ausgebrochenen, Kriege sehr bedeutende Eroberungen gemacht, in Westindien verschiedene, in Ostindien fast alle Besitzungen seiner Gegner weggenommen, auch

späterhin Maltha besetzt, um die Franzosen dieses Waffenplatzes bei ihrer Expedition nach Aegypten zu berauben. Jetzt gab es diese Eroberungen sämmtlich zurück, bis auf die Ostindische Insel Ceylon, welche die Batavische Republik, und die Westindische Insel Trinidad, welche Spanien abtrat. In diesem Frieden wurde ferner von den contrahirenden Mächten die Integrität der Pforte festgesetzt, die Republik der sieben Inseln anerkannt, und die Entschädigung des Prinzen von Oranien für seinen in Holland erlittenen Verlust, beschlossen, in Betreff welcher sich jedoch Frankreich und Batavien im geheim mit einander einverstanden, daß der Prinz solche in Deutschland erhalten solle. Minder wichtige Punkte übergehend, erwähnen wir nur noch, daß sowohl England als Frankreich die Truppen zurückziehen sollten, womit sie noch verschiedene Gegenden Italiens besetzt hatten. Die Inseln Maltha, Gozo und Comino sollten dem Maltheserorden wieder gegeben werden, dessen Einrichtung durch einen besonders abgeschlossenen Tractat verschiedene Modificationen erhielt. Dieser Tractat kam jedoch nicht zum Vollzug; Rußland, Oesterreich und Preußen, die man einlud ihm beizutreten, waren dazu nicht geneigt, und England weigerte sich in der Folge auch, die dem Orden zugesicherten Inseln zu verlassen. Vergeblich drang Frankreich hierauf, von welchem England dagegen foderte, daß es seine Truppen aus Holland, wie auch aus der Schweiz, wohin es von neuem welche geschickt hatte, zurückziehen sollte. Beide Mächte unterhandelten desfalls mit einander, bis der im Frühjahr 1803 von neuem ausbrechende Krieg den Unterhandlungen ein Ende machte.

Amigoni, oder Amiconi, geboren zu Venedig 1675, ein Geschicht- und Portrait-Maler aus der venetianischen Schule. Er reiste zuerst in Flandern, und erwarb sich aus den Werken dieses Landes Leichtigkeit und Feinheit in seinen Farben; alsdann ging er nach England und Deutschland, ließ sich in Spanien im Dienste des Königs nieder, und starb zu Madrid 1752. Er ist ein Meister in seinem Farbenschmelze, und sein markiger Pinsel besitzt die ganze Frische des Colorits; ist auch seine Zeichnung mitunter etwas uncorrect, so sind seine Formen doch glücklich ausgeführt, und haben einen starken Anstrich von der römischen Schule.

Ammann, Ammon (Jobst) geb. zu Zürch 1539, † 1591; in Nürnberg ließ er sich nieder, und machte sich berühmt durch seine Glasmalerei und seine Federzeichnungen auf Kupfer, Holz und Papier. Seine Erfindungen sind schön und seine Zeichnungen fehlerfrei. Er hat alle seine Vorgänger durch die Menge seiner Werke übertroffen; unter die besten gehören seine Perspectiva corporum regularium 1568 gr. Fol.; seine Kupferstiche, vorzüglich die Gottesfurcht, gr. Fol.; die Könige von Frankreich von Pharamond an bis auf Heinrich III. 1576 in 4.; seine Holzstiche, vorzüglich seine Bibelfiguren mit der gereimten Erklärung derselben von H. P. Rebenstock 1571 in 4.; seine Figuren zu Titus Livius Geschichte 1572, seine Figuren für die Evangelien des ganzen Jahres so wie jene der 12 Apostel und jene für die Leidensgeschichte des Erlösers 1579. Seine Jagd-Scenen 1582, seine Reiterei- und Reitkunst-Scenen 1584, und endlich sein Damenbuch, worin die Moden und Trachten der Frauenzimmer seiner Zeit aus hohem und niederm Stande vorgestellt sind. Auch hinterließ Ammann ein Werk über die freien und mechanischen Künste, wovon die erste Ausgabe ungemein selten ist, es ward 1574 und 1588 in 8. wieder gedruckt.

Ammern sind kleine Vögel, ungefähr von der Größe des Sperlings und diesem an Gestalt sehr ähnlich. Ihr Schnabel ist kegelförmig; seine obere Kinnlade an der Spitze ungleich und etwas zusammengedrückt; die untere aber an den Seiten eingebogen und ein wenig verengert; beide Kinnladen stehen an der Wurzel etwas voneinander ab. An diesen Merkmalen läßt sich ein Vogel des Ammerngeschlechts leicht erkennen. In der Lebensart kommen die Ammern mit dem Haussperling in vielen Stücken überein. Sie nähren sich von Insekten,

Insektenlarven, Puppen, Eiern, und vom Getreide, Rübsaat, Hanf, Lein, Mohn und vielen andern Sämereien. Im Zimmer nehmen sie mit allerlei Eßbaren vorlieb. Ihr Gesang ist von keiner Bedeutung. Sie nützen durch ihren Fraß mehr, als sie schaden, und ihr Fleisch ist für die Tafeln ein köstliches Gericht. Es giebt deren allein in Deutschland 8 bis 9 Gattungen.

Ammianus Marcellinus, ein geborner Grieche, lebte im 4ten Jahrhundert. Er schrieb eine römische Geschichte in 31 Büchern von Nerva bis Valens, also eine Fortsetzung des Tacitus und Sueton; die ersten 13 Bände sind aber nicht mehr vorhanden. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die öftern Digressionen des Verfassers machen dieses Werk besonders interessant und lehrreich. Ausgaben davon hat man von Gronow, 1653, in Fol. und von Ernesti, 1773, 8. Eine vollkommene Unparteilichkeit, ein richtiges Urtheil, und der Vortheil, Zeuge der meisten Ereignisse, die er erzählt, gewesen zu seyn, karakterisiren diesen Schriftsteller; die verschiedenen Episoden, die er hin und wieder sich im Erzählen erlaubt, verrathen seinen wißbegierigen durch die Studien der Wissenschaft und schönen Künste gebildeten Geist. Ohne sein Werk wäre die Geschichte des Verfalls des römischen Reichs ihrer kostbarsten Materialien so wie der unterrichtendsten Notizen darüber beraubt; ohne ihn wäre uns das Bestehen und die Einfälle mehrerer barbarischen Völker unbekannt geblieben; ohne ihn wäre der Ruf manches ausgezeichneten Mannes vom Parteigeiste ganz entstellt auf die Nachwelt gekommen; so ist z. B. in Ammians Geschichte der Kaiser Julian wie ein Philosoph dargestellt, der viel Gefühl für die Menschheit, für die Gerechtigkeit und für das Glück seines Volkes besaß, der mit der Eigenschaft eines großen Staatsmannes großen kriegerischen Muth verband, und dessen Fehler, die der Geschichtschreiber keineswegs verschweigt, durch viele andere herrliche Eigenschaften leicht aufgewogen werden, während so viele christliche Schriftsteller in Julian weiter nichts als einen Gleißner, einen Christenverfolger und Abtrünnigen erblicken.

• Ammon, eine bekannte Gottheit der Libyer, deren Ursprung man aber nicht weiß. Einige machen den Ammon zu einem Sohne Tritons, andere erzählen, man habe ihn in einem Walde gefunden, wo weiter kein lebendiges Wesen als ein Schaaf gewesen sey; daher man ihn für einen Sohn des Jupiters und dieses Schaafes gehalten hat. Noch andere wollen, daß er zwischen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend, von einigen Hirten sey gefunden worden, denen er verschiedenes geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen hätte, sobald sie ihn aber auf den Arm genommen hätten, habe er still geschwiegen. Endlich sey er plötzlich verschwunden, worauf sie ihn als den Jupiter göttlich verehrt hätten. Noch andere erzählen: als Bacchus oder Herkules nach Indien habe gehen wollen, sey er in Xerolibya so sehr vom Durst und von der Hitze abgemattet worden, daß er den Jupiter um Hülfe angerufen; darauf sey ein Widder erschienen und vor ihm hergelaufen, habe endlich einen schönen Quell durch Scharren mit den Füßen aus dem Sande hervorgelockt, und sey verschwunden. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst gehalten, ihn göttlich verehrt, und ihm einen Tempel errichtet. Nach Diod. Siculus ist Ammon ein ehemaliger König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester des Saturns, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Dionysius oder Bacchus gezeugt habe. Rhea sey darüber eifersüchtig worden, habe ihren Gemahl verlassen und ihre Brüder gegen ihn aufgehetzt, die ihn nach Creta vertrieben hätten. Bacchus habe ihm aber jenen berühmten Tempel gebauet, wo Ammon Orakelsprüche ausgetheilt. Einige nennen auch den Hiarbas, Ammons und der Nymphe Jaramantis Sohn, als den Erbauer desselben. Die Gottheit des Ammon soll hier unter dem Bilde eines Widders vorgestellt worden seyn (nach Jablonski's Untersuchungen ein Bild des wiederkehrenden Frühlings), nach andern, als ein Mensch mit einem Widderkopf oder mit Widderhörnern. Das Orakel des Tempels wurde nicht durch Worte, sondern durch Zeichen gegeben, die der weissagende

Priester an sich blicken ließ. Er war nicht allein in Libyen, sondern auch im Auslande berühmt, insbesondere wurde er von den Lacedämoniern sehr geachtet, die auch die Gottheit des Ammon verehrten. Von Alexandern ist bekannt, daß er einen Zug nach diesem Tempel unternahm, und daß ihn die vermuthlich bestochenen Priester für einen Sohn des Ammon erklärten. Ueber den Ursprung des Kultus, welcher der Gottheit des Ammon gewidmet war, verdienen noch folgende Ideen hier eine Aufnahme. Bei dem Artikel Meroe werden wir zeigen, daß dieser so merkwürdige äthiopische Staat eben so wie Aegypten seinen Ursprung einer Priesterkaste zu danken hatte. Diese Priesterkaste verehrte den Ammon und Osiris, und sehr merkwürdig von ihr ist die Art, wie sie sich verbreitete. Sie hatte nämlich die Gewohnheit, Kolonien auszuschicken, die in andern Gegenden den Dienst ihrer Götter und eigene Staaten gründeten. Eine dieser Kolonien war Theben in Aegypten, welche schon sehr früh ausgewandert war, und die in Verbindung mit dem Mutterstaate die Kolonie aussandte, welche Ammonium stiftete. Dieses Ammonium in der libyschen Wüste war nicht ein bloßer Tempel und Orakel, sondern ein ordentlicher Staat, wo die Priesterkaste der herrschende Stamm blieb, und aus ihrer Mitte einen König wählte. Was war nun der Grund, daß z. B. in Ammonium mitten in einer unfruchtbaren und öden Sandwüste eine solche Kolonie von Priestern sich niederließ? Herodot giebt uns eine Beschreibung von dem sandigen Libyen, in welcher man unmöglich die Beschreibung einer Karavanenstraße verkennen kann. Unter dem Art. von Karthago und Meroe werden wir zeigen, daß schon im höchsten Alterthum der Landhandel in Afrika durch Karavanen, wie noch jetzt, betrieben wurde; auch ist es schon an sich einleuchtend, daß man durch die großen Sandwüsten Afrika's nicht anders, als vermittelst Karavanen reisen konnte. Nun geben Herodots Nachrichten in der angeführten Stelle einen Weg durch lauter Wüsten an, der nur von Karavanen bereiset worden, und von welchen Herodot auch allein seine Nachrichten haben konnte. Ferner stimmt auch das mit obiger Behauptung überein, daß Herodots Art, den Weg zu bestimmen, ganz Karavanenart ist, indem er Entfernung nach Tagreisen, Lagerplätze nach den Stellen angiebt, wo süßes Wasser ist; daß er ausdrücklich die Karthager und Nasamonen als Quellen seiner Erzählung angiebt; Völker, die selbst Karavanenreisen machten, und wohl nach Aegypten nur von Karavanen begleitet kamen, und daß endlich der von Herodot angegebene Weg noch beinahe derselbe ist, dessen sich die Karavanen zu unsern Zeiten bedienen. — Aus der Bestimmung der Lagerplätze bei Herodot erhellet, daß seine Beschreibung die Handelsstraße zwischen Oberägypten und den Niederländern insbesondere betreffe, indem der Weg von Aegypten aus durch die Wüste der Thebais auf den Tempel des Ammon, und von da durch die Wüsten Barca, Badoa und Bilma nach den jetzigen Königreichen Cashna und Bornu zu geht. Theben in Aegypten war der erste Ort, wo die Karavanen ausgingen, also eben so, wie das jetzige Cairo, der Sammelplatz der Karavanen im alten Aegypten, und das erste Ziel der Reise zum Tempel des Ammon, wohin von Theben aus 10 Tagereisen waren. Dieser Umstand verbreitet ein großes Licht über den vorliegenden Gegenstand. Man sieht deutlich, daß die Bestimmung dieses Ortes keine andere war, als ein Lagerplatz der Karavanen zu seyn, da überdem auch die Karavanen aus dem nördlichen Afrika nach Aegypten diesen Ort passiren mußten. Jetzt ist also die Ursache klar, warum sich hier eine Priesterkolonie niederließ, und einen Staat stiftete. Sie fand hier ihren Eigennutz durch die reichen Geschenke hinlänglich befriedigt, welche die Dankbarkeit der aus Aegypten nach dem Innern Afrika's, oder von dort her zurückwandernden Kaufleute ihr wird gezollt haben, um entweder sich den Schutz der Gottheit auf dem gefahrvollen Wege durch die Wüsten zu erbitten, oder nach überstandener Rückreise für denselben zu danken. Nach Herodot war dies Orakel von den Aegyptern und Aethiopiern gemeinschaftlich gestiftet worden, und die Sprache der Ammonier ein Gemisch von den Sprachen beider Völker. Es müssen daher auch beide Staaten

gleich stark bei dem Verkehr mit dem innern Afrika interessirt gewesen seyn, und vielleicht war in Ammonium der Platz, wo die aus dem Innern Afrika's kommenden nach Aegypten und Aethiopien bestimmten Karavanen sich trennten. Endlich muß man auch bemerken, daß nach Herodot die Natur an diesem Orte ein sehr großes Salzmagazin angelegt hatte, daß in Oberägypten und Aethiopien das Salz mangelte, und daß daher diese Niederlassung für beide Staaten sehr wichtig, und wahrscheinlich deswegen mit von ihnen gemeinschaftlich angelegt worden war, um beiden gleiche Rechte auf die Salzvorräthe dieses Platzes zu sichern. — Noch müssen wir über eine beim Dienste des Ammon gewöhnliche Procession etwas bemerken. Diodor erzählt: „Die Statue des Gottes, mit Edelsteinen besetzt, wird in einem goldnen Schiffe von einer Schaar Priester herumgetragen, und eine Menge Volks, das Hymnen singt, begleitet sie." Diese Procession sieht man auch auf einem Relief, das sich gegenwärtig unter den Ruinen von Theben im Tempel des Osymandyas findet, wirklich abgebildet. Das heilige Schiff wird von 18 Priestern getragen; die Natur der Gottheit sitzt in der Mitte desselben, und es ist merkwürdig, daß die Widderhörner sich nicht am Kopfe des Ammon, sondern als Schmuck, das eine am Vordertheil, das andere am Hintertheil des Schiffs finden. Was war der Sinn dieser sonderbaren Ceremonie? Nach den neuern Nachrichten, die Maillet und nach den ältern, die Plinius I. von der Schiffahrt auf dem Nil geben, war es folgender. Im Nil sind mehrere Kataracten, welche die Schiffe nicht passiren können. Sobald diese also an jene kommen, so werden sie ausgeladen, und zu Lande auf den Schultern vor den Kataracten vorbeigetragen. Unstreitig ist dieser Umstand der Schlüssel zu jenem Cultus, und vielleicht können wir auch noch daraus das Resultat ziehen, daß der Dienst des Jupiter Ammon in seinem ersten Ursprunge nichts anders war, als ein Symbol der Nilfahrt zwischen Meroe und Aegypten. Indessen hat man noch auf andere Weise diesen Mythus erklärt. Da man nämlich in Aegypten den ganzen Sonnenlauf personificirte, so gab es eben so viele Gottheiten, als man Hauptstellungen der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten bemerkte. So wie also Harpokrates der Begleiter der Sonne bei ihrem Steigen im Frühlinge war, so bezeichnete man den Begleiter derselben in der Sommersonnenwende (denn der Eintritt der Sonne in den Widder ist in Aegypten der Anfang des Sommers) mit dem Namen Ammon, und mit dem Namen Horus den Genius der von der Sonnenwende bis zur Tag- und Nachtgleiche allmählig zurückkehrenden Sonne. Ammon ward daher auch von den Aegyptern als ein Mann mit einem Widderkopfe, oder, wie die alten Griechen sein Bild von ihnen erhielten, als ein viereckiger, oben spitzig zulaufender Stein, auf dem ein solcher Kopf aufgestellt war, abgebildet. Denn das Zeichen des Widders ist es, wo die Sonne zu ihrer größten Höhe und Stärke eintritt. Da in dieser Zeit die Sonne ihre mächtigste Wirkung in der Natur erweiset, so ward Bacchus, als das Symbol der Fruchtbarkeit und Zeugungskraft bei den Orientalen, für Ammons Sohn ausgegeben.

Ammonius, ein Philosoph in Alexandrien aus dem ersten Jahrhundert der christl. Zeitrechnung. Er lehrte zu Delphis Philosophie und Mathematik, und unter seinen Schülern zählt man die berühmten Schriftsteller Plutarch, Lampridius, Origenes und Plotinus. Er war es, der Nero, welcher dahin gekommen war, das Orakel zu befragen, die verschiedenen Namen des delphischen Apollo, so wie einige Mysterien seines Cultus erklärte. In Plutarchs Dialog über die Inschrift des Thores zum delphischen Tempel findet man mehrere dieser Erklärungen, so wie man in seinen übrigen Schriften, und besonders in seinen Tischgesprächen des Ammonius Meinungen, Reden und Ansichten über verschiedene Materien findet. In der Folge ließ Ammonius sich zu Athen nieder; die hiesigen Bürger be ohnten sein schönes Talent durch die Würde der ersten Magistratur. In dieser Stelle wollte er einst dem Verdienste

des trefflichen Diogenian, der Athens Jünglingen in den schönen Wissenschaften, der Geometrie, der Beredsamkeit und in der Musik so ausgezeichneten Unterricht ertheilte, öffentlich seine Huldigungen bezeigen; er ließ ihn nämlich mit den geschicktesten aus den übrigen Lehrern, so wie mehrere Gelehrten aus der Stadt, zum Nachtessen zu sich einladen (eine große Auszeichnung zu Athen in jener Zeit). Als nun bei dieser Gelegenheit durch den Genuß des Weines die Köpfe allmählich sich erhitzten, begannen die Gäste die Würde ihres Karakters zu vergessen, von heftigen Wortwechseln kam es zu Zänkereien, zu persönlichen Anhänglichkeiten, zu Beleidigungen. Ammonius, um diesen Tumult zu stillen, bat Erato, den Musiker, zu singen, und ihn zu seiner Leyer mit seiner Stimme zu begleiten; und siehe, die Wirkung der süßen Harmonie stellte gar bald die friedfertige Stille wieder her, besonders, als gerade eine Stanze des Liedes den Gästen in Erinnerung brachte, wie zahlreich die Quellen seyen, aus denen sich Zwist und Zänkerei unter den Menschen herschreiben. Ammonius starb zu Athen. Der h. Hieronymus sagt viel Schönes über dessen Concordia Evangelistarum, sie findet sich in der Bibliotheca patrum; christliche und heidnische Schriftsteller: Longin, Porphyrius und Hierocles schätzten ihn hoch. Siehe Mosheims Kirchengeschichte.

Amnestie ist die Befreiung von Strafe und gänzliche Verzeihung, die eine Regierung denen zusichert, die sich eines Vergehens schuldig gemacht haben, unter der Bedingung, sogleich oder bis zu einem bestimmten Zeitraum zu ihrer Pflicht zurückzukehren. So wird Deserteurs und ganzen Distrikten oder Ländern, die sich gegen ihre Regierung auflehnten, die Amnestie bewilligt. Auch sind seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts wenige Frieden geschlossen worden, in denen das Vergessen der zugefügten Beleidigungen nicht ausdrücklich versprochen wurde. Das erste Beispiel einer ausdrücklich stipulirten Amnestie zeigt der Frieden, den Kaisers Ludwigs des Frommen Söhne 853 mit einander schlossen. In der neueren Zeit betrachtete Napoleon Buonaparte, trotz seiner Entsagung, doch diejenigen, welche im J. 1814 zum Umsturz des kaiserlichen Throns mitgewirkt hatten, als Staatsverbrecher, ertheilte ihnen aber großmüthig am 12. März 1815 noch aus Lyon eine Amnestie, von welcher nur 13 Männer (der Fürst Talleyrand, Bourienne u. A.) ausgenommen waren. Bei der zweiten Restauration wurde erst am 12. Jan. 1816 Allen, welche an der Empörung und Usurpation Napoleon Buonapartes einen unmittelbaren Antheil genommen hatten, eine vollkommne Amnestie bewilligt, und nur 19 davon ausgenommen, welchen zufolge der Verordnung vom 24. Jul. 1815 der gerichtliche Proceß gemacht werden sollte (Ney, Labedoyere, Lavalette u. A.), ferner 38 Andere (Soult, Bassano, Vandamme ꝛc.), welche der König binnen 2 Monaten verbannen könne, endlich Alle, die für Ludwigs XVI. Tod gestimmt, und während der 100 Tage der Usurpation wieder ein öffentliches Amt angenommen hatten. Diese sind, wie alle Angehörige der Familie Buonaparte, für immer aus Frankreich verbannt. Doch ist bekanntlich seitdem einigen aus jener Zahl die Rückkehr wieder bewilligt worden. In dem wiener Frieden zwischen Preußen und Sachsen befand sich ebenfalls ein Artikel, der solche politische Amnestien festsetzte.

Amor, bei den Griechen Eros, war in den ältern Zeiten eine cosmogonische Idee, die vereinigende Kraft der Elemente. Hesiodos sagt: Zuerst war das Chaos, dann die weite Erde, in deren ungeheurem Bauche der finstere Tartarus, und nach ihm Eros. Sappho ließ, nach dem Scholiasten Apollonius, den Eros von der Gäa, und den Uranos und Ibicos von dem Chaos entstehen. Aristophanes läßt die Vögel folgende scherzhafte Erzählung von dieser alten Mythe vortragen. Die schwarzgeflügelte Nacht brachte im weiten Schooß des Erebus ein Ei hervor, aus dem Eros erstand, ein Gott mit goldenen Fittigen und von himmlischer Schönheit, der sich mit dem geflügelten Chaos vermählte, und zuerst das Vogelgeschlecht erzeugte. — Diese cosmogonische Idee von

Amor war ins besondere bei dem thracisch=pelasgischen Stamme im Umlauf, und pflanzte sich durch die Gesänge des Orpheus fort. Da man diese Vorstellung von Amor nur bei sehr wenigen Alten erwähnt findet, so scheint es, daß sie bald verloschen, und Amor frühzeitig in ein Dichterbild der Liebe verwandelt worden ist. Als dieser verdankt er seine Ausbildung weder Homer noch Hesiod, ob diese Idee gleich schon vor diesen Dichtern im Umlauf war, noch überhaupt den epischen und tragischen Dichtern, sondern vorzüglich den Lyrikern, Elegikern und Epigrammatisten. Alles, was diese von ihm sagen, ist Symbol der Liebe. Amor ist der Sohn des Ninos und der Venus, daher seine Liebenswürdigkeit mit Grausamkeit vergesellschaftet. Nach Meleager hat er zwar eine Mutter, aber keinen Vater; nach Theocrit hat er Eltern, aber Niemand weiß, wer sie sind; nach Plato hat er gar keine Eltern, sondern ist durch sich selbst: alles dies sind Bilder von der Wahrheit, daß die Liebe sich unvermerkt, ohne daß wir wissen, wie und woher, in unsere Herzen schleicht. Die Liebe ist allmächtig und unwiderstehlich. Diese Idee drücken Amors Köcher, Bogen, Pfeile und Fackel aus. Seine Pfeile reichen bis in den Olymp und den Tartarus; seine Fackel setzt die Götter, selbst den Sonnengott in Brand. Er bändigt reißende Thiere, wandelt auf stürmenden Meeren, und weder Götter noch Menschen können ihm entrinnen. Er treibt den Alciden vom Schiffe Argos, um seinen verlornen Hylas zu suchen. Dem Bachus raubte er den Thyrsus, dem Herkules die Keule, dem Merkur die geflügelten Schuhe, dem Mars den Helm, der Diana die Fackel, dem Apollo die Pfeile, dem Erderschütterer den Dreizack, und selbst dem allmächtigen Donnerer seine Blitze. Die Liebe ist schlau und listig, wo sie nicht mit Gewalt siegen kann, siegt sie durch Kunstgriffe. Diese Idee findet sich in mehrern Gedichten Anakreons und Anderer ausgedrückt. Die Liebe ist grausam. Kaum, erzählen die Dichter, war Amor geboren, als Jupiter aus seinen Geberden sah, was er für Unruhe anrichten würde, und daher der Venus befahl, ihn umzubringen. Aber wie konnte die sanfteste der Göttinnen diesen grausamen Befehl erfüllen. Sie verbarg ihn in die Wälder, wo wilde Thiere ihn säugten. Hier machte er einen Bogen aus Aeschenholz und Pfeile aus Cypressenholz, womit er seine Kunst zuerst an Thieren übte, um die Menschen desto sicherer zu treffen. Daher die Klagen der Dichter über seine Bosheit und Tyrannei, die er an Göttern und Menschen ausübt. Die Liebe ist blind, daher Amors Binde vor den Augen; unbeständig, leichtsinnig, flatterhaft, daher Amors Flügel; kindisch, unvorsichtig und launig, daher Amor selbst ein Kind, und sein Betragen kindisch. Bald lacht, bald weint, bald scherzt, bald schmollt er. Liebe wird durch Reiz und Schönheit erregt; daher thront Amor am liebsten auf reizenden Wangen, oder in schönen Augen. Die Musen überliefern ihn der Schönheit als Sklaven; seine Mutter will ihn auslösen, aber er will nicht. Liebe kann nicht ohne Gegenliebe bestehen; daher die Dichtung, daß Amor in seiner Kindheit nicht eher wachsen wollte, als bis ihm Venus aus der Umarmung des Mars den Anteros zum Gespielen gebar. Sogleich ward er größer und stärker, war lustig, wenn sein Gespiele bei ihm war; traurig, wenn ihm dieser fehlte. Daher standen zu Elis in der Kampfschule beider Altäre bei einander. Auch waren daselbst von beiden zwei Bildsäulen, Eros mit einem Palmzweige, und Anteros bemüht, ihm denselben wegzunehmen; ein Bild der Idee: Liebe und Gegenliebe streiten um den Vorzug. Die Liebe hat entweder angenehme, oder schmerzhafte Folgen. Daher führt Amor zweierlei Pfeile, die einen mit goldenen, die andern mit bleiernen Spitzen versehen. Oder er taucht auch die Pfeilspitzen bald in Honig, bald in Gift oder Galle. Oft taucht auch Amor die Pfeile in beide zugleich. Zu Amors Begleitern gehören Anteros, Himeros (die Sehnsucht), Pothos (das Verlangen), und eine Menge von Liebesgöttern, die mit ihm einerlei Namen führen und einerlei Geschäft haben, und deren Mutter auch Venus ist. Am meisten machen die spätern Dichter von ihnen Gebrauch. Claudian nennt sie Söhne der Nymphen; die übrigen auch

Kinder Aphroditens, deren Befehle sie erwarten, wen sie mit ihren Fackeln und Pfeilen bekriegen sollen. Nächst den Amoretten sind seine liebsten Gefährten: Jocus, Bachus, Hymen, Fortuna, die Grazien, Peitho (Anmuth und Beredsamkeit) und besonders die Musen. Die dem Amor geweihten Feste waren: die Erotien, oder Erotiden der Thespier und die Eleutherien der Samier. Die Lacedämonier und Kretenser brachten ihm Opfer, ehe sie in die Schlacht gingen. Ueberhaupt brachten ihn die Griechen gern in Verbindung mit ihren Kampfspielen und Kriegsübungen, weil Liebe zur Tapferkeit und großen Thaten begeistert. Unter den Fischen war ihm wegen seiner Fruchtbarkeit der Polypus marinus, unter den andern Thieren der Hase und der Hahn heilig. Unter Amors Wohnsitzen ist die böotische Stadt Thespis der berühmteste. Nach Pausanias war sein Kultus daselbst uralt, und der Urheber desselben unbekannt. Seine Bildsäule war ein alter roher Stein. Vielleicht wurde seine göttliche Verehrung, so wie die der Musen, durch den Orpheus, oder die durch ihn gebildete Völkerschaft der Pierier in Thracien hier eingeführt. Es befanden sich daselbst ein Paar vortreffliche Bildsäulen Amors von Praxiteles und Lisipp. Nächst den Thespiern verehrten ihn die Parier am Hellespont vorzüglich, und in Athen wurde sein Kultus von Charmas eingeführt. Die Liebesgötter findet man in allerlei Beschäftigungen des menschlichen Lebens auf Gemmen vorgestellt, als jagend, fischend, das Ruder od'r den Wagen lenkend, selbst mechanische Arbeiten von Handwerkern betreibend. Unter den Antiken von dieser Gottheit sind zwei im Pallaste Giustiniani in Rom; an der ersten, wo Amor den Bogen spannt, ist nur der Körper alt, aber schön. In der andern betrachtet ein Amor von gewöhnlicher Größe einen Kleinen, der bei seinem Bogen und Pfeilen schläft; eine mittelmäßige Ausführung. Eine andere ausnehmend schöne Statue dieser Gottheit, die den Bogen spannt, befindet sich zu Rom im Kapitol, im Zimmer der Vasen Kopf, Leib und Schenkel sind antik und schön; hingegen Arme, Beine, Tronk und ein Theil der Flügel, nebst dem Bogen, sind neu. Amor aber und Psyche, welcher der kleine Gott Küsse giebt, stehen als Gruppe eben daselbst im sogenannten Zimmer des Herkules. Zwei andere Vorstellungen Amors, wenn er den Bogen spannt, enthält die Villa Albani zu Rom. Unstreitig eine der schönsten Vorstellungen des Alterthums von dieser Gottheit befindet sich in der Villa Negroni zu Rom: Ein Amor von weißem Marmor reitet, mit Weinreben bekränzt, und eine Traube in der Hand haltend, auf einem Leopard von schwarzem Marmor, auf dessen Rücken ein Ziegenfell ausgebreitet ist. Eben daselbst findet man auch eine schöne antike Gruppe von Amorinen, wo einer dem andern eine Larve vorhält, daß dieser rücklings zur Erde stürzt. Auch wird hier auf einem alten Denkmale ein Liebesgott auf einem Ulmbaume sitzend vorgestellt, der die Trauben des Weinstocks abpflückt, der sich um die Ulme schlingt, während zwei andere Liebesgötter unter dem Baume warten. Außer den Amorn in der Dresdner Gallerie, von welchen C a s a n o v a vorzüglich zwei rühmt (und deren einer in dem Alter zwischen 8 und 9 Jahren, so vorgestellt ist, als ob er eben einen Pfeil vom Bogen abgesendet habe; der andere, von zarterem Alter, mit einem Löwen scherzt), sind noch merkwürdig: der Kupido in der Bembrockischen Sammlung, der seinen Bogen zerbricht, und ein Werk des C l e o m e n e s seyn soll, und drei andere in der Wallmodischen Sammlung. Der eine ist ein geflügelter Amor mit rückwärts auf den Rücken gebundenen Händen, aus weißem Marmor, weinend und unmuthsvoll, daß seine Mutter die schöne Psyche verfolgt, steht er in seinen Fesseln da, und hängt seinen Kopf. Ein zweiter Amor, ohne Flügel, scheint aus Schalkheit die Augen geschlossen zu haben, und die Lage und Miene eines Schlafenden nachzuahmen. Sein linkes Bein hat er über die Keule des Herkules geschlagen, und die eine Hand an dem Griffe derselben, als ob er sie so eben fassen wolle. Ein dritter Amor hält einen Vogel; ein Bild der tändelnden Liebe und der Flüchtigkeit ihrer Freuden.

Amorbach, fürstl. leining. Amt mit 28 Dörfern und Höfen, und 6.319 E., im bairischen Untermainkreise, auf dem Odenwalde, reich an Waldung, Getreide und Vieh. Das ehemals churmainzische Oberamt gleichen Namens hatte einen größern Umfang; denn es enthielt auf 9 □ M. in 70 Ortschaften an 20.000 E., und hatte 52.000 Fl. Einkünfte. 1802 ward es aber zum Theil zu den Entschädigungen des Fürsten von Leiningen gezogen. Die Hauptstadt gleichen Namens 26° 53′ L. 49° 38′ B. liegt am Einfluß des Mūdt in die Bilbach, die in der Nähe in den Amorbach fließen, der nächst Miltenberg in den Main sich ergießt, und hat 520 Häuser und 2.100 Einw. Die Abtei Amorbach hatte überhaupt 130.000 Fl. Einkünfte, die sie zum Theil aus dem Würzburgischen zog, und von denen 2/3 weggefallen sind. Sie ist jetzt aufgehoben, und die schönen Klostergebäude sind zur fürstlichen Residenz eingerichtet worden.

Amoretti (Carlo Abbate), geb. zu Oneglia 1741, ein großer Mineraloge und Sprachkenner; er war Professor des Kirchenrechts zu Parma und Mitglied mehrerer italienischen Akademien. Ihm verdankt die Literatur die Erscheinung mehrerer geschätzten Schriften und Uebersetzungen, z. B. Pigafetta's erste Reise um die Welt in d. J. 1519—1522, dessen Abhandlung über die Seefahrt, übersetzt von Jacobs; des Leonardo da Vinci Trattato della pictura mit einer Biographie desselben 1806; ferner noch Codice diplomatico Sant Ambrosiano von Fumagalli gesammelt, ein sehr schätzbares Werk, 1808. Er starb zu Mailand 1816.

Amoretti (Maria Pelegrina), geb. zu Pavia 1771, eine gelehrte Italienerin, die Zierde ihres Geschlechts und ihres Vaterlandes. Von ihrer frühesten Jugend an eine große Verehrerin der Wissenschaften machte sie auch solche Fortschritte darin, daß sie in ihrem 16ren J. schon nach damaliger Sitte zwei Tage nacheinander über philosophische Sätze öffentlich disputirte; in der Folge studirte sie auch die Rechtsgelehrtheit und erhielt von der Universität zu Pavia darüber den Doktorgrad. Sie starb zu Oneglia 1787 und hinterließ ein sehr schätzbares Werk de Jure dotium apud Romanos, welches aber sehr selten geworden ist.

Amortisation, Ueberlassung an die todte Hand, ist eine Rechtshandlung, wodurch weltliche Güter an Kirchen, Klöster und milde Stiftungen durch Kauf, Tausch oder Schenkung überlassen, und von bürgerlichen Abgaben befreit werden. Die Benennung, „Ueberlassung an die todte Hand" ist daher entstanden, weil Kirchen und Klöster das, was sie einmal zu ihrem Eigenthum gemacht haben, nicht leicht wieder heraus geben; denn das canonische Recht verbietet, geistliche Güter ohne dringende Noth, und ohne Einwilligung der Capitel und Convente zu veräußern. Da aber auf diese Art dem Staate eine Quelle seiner Einkünfte verstopft, und dem Bürger ein Erwerbsmittel entzogen wird, so hat man in neuern Zeiten die Veräußerung weltlicher Güter an die todte Hand durch Gesetze, welche man Amortisationsgesetze nennt, eingeschränkt oder gänzlich verboten.

Amortisiren stammt vom französischen Worte amortir ab, und bedeutet ertödten, schwächen, z. B. Feuer; Zinsen loskaufen; dann Grundstücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, d. i. an Kirchen, milde Stiftungen, Gemeinheiten, welche dieselben nicht wieder veräußern; und endlich eine Schuld tilgen. Dieses letzte zu bewerkstelligen, haben verschuldete Staaten einen Amortisationsfonds, oder Schuldentilgungsfonds angeordnet, indem sie eine jährliche Geldsumme für die Bezahlung der Interessen von den gemachten Schulden und für die Bezahlung der letztern selbst bestimmen, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Interessen gewonnene Summe immer wieder zur Ablegung der Schulden anwenden, bis alle Staatsschulden gänzlich getilgt sind.

Amos, der dritte aus den 12 kleinern Propheten; er war ein Hirt, wie er selbst sich gleich beim Anfang seiner Prophezeihung nennet, und lebte unter der Regierung Osias, Königs von Juda, und unter jener von Jerobeam II., König von Israel. Seine Prophezeihungen machen den Inhalt von 9 Kapiteln aus, sind in einem einfachen, natürlichen, ungekünstelten, gar nicht überladenen Style abgefaßt, und begleitet von einigen ausdrucksvollen und malerischen, aufs Hirtenleben anspielenden Gleichnissen. Thecua unweit Jerusalem war sein Geburtsort. Er eiferte gegen die in Israel herrschende Abgötterei, und ward der Märtyrer seines religiösen Eifers 785 v. Chr. Geb.

Ampfing, Pfarrdorf und Poststation im bairischen Isarkreise, Landgerichts Mühldorf an der Iser. Hier fiel 1322 die merkwürdige Schlacht vor, in der Kaiser Ludwig IV. seinen Gegenkaiser Friedrich den Schönen von Oestreich gefangen nahm. Zum Andenken daran ist unweit der Landstraße eine Kapelle, Wimpesing genannt, erbaut worden, deren Deckengemälde an diese Schlacht erinnert.

Amphaxites, auch **Paraxia** genannt, eine Provinz Macedoniens, welche die Landschaft jenseit des Axius begriff. Thermia, das nachherige Thessalonica, lag darinnen. Sie gehörte schon den Macedoniern, ehe sie noch andere Besitzungen jenseit des Axius hatten, und wird oft auch unter dem Namen Mygdonia mit verstanden.

Amphiaraus, der Sohn des Oikles und der Klytemnästra, der Tochter des Thespius, oder nach Andern Sohn des Apollo und der Hypermnestra. Er war der Enkel des Antiphates und Urenkel des Melampus, ein Nachkomme aus einer berühmten Augur-Familie, und selbst ein berühmter Wahrsager. Er wird deshalb von Homer ein Liebling Jupiters und des Apollo genannt. Die Griechen nahmen zweierlei Augurwesen, oder eine doppelte Wissenschaft der Zukunft an; nämlich: 1) wo die Zukunft gewissen, von der Gottheit begeisterten Personen vorher verkündigt wurde. 2) da man die Zukunft aus gewissen Naturereignissen und Phänomenen deutete. Er weigerte sich, an dem berühmten Zug gegen Theben, welchen Adrastus beschlossen hatte, Theil zu nehmen; indem er nämlich den unglücklichen Ausgang desselben voraus wußte. Zu dem Ende verbarg er sich aufs sorgfältigste, daß Niemand seinen Aufenthalt wußte, als seine Gemahlin. Diese aber verrieth ihn, weil sie Polynices mit dem berüchtigten Halsbande der Harmonia, der Gemahlin des Kadmus, bestochen hatte. Amphiaraus sah sich also genöthigt, den Feldzug mit zu machen. Da er aber seinen Tod voraus wußte, so trug er seinem Sohne Alkmäon auf, denselben an der Urheberin zu rächen. Unterwegs bei der Einsetzung der nemeischen Spiele, erwarb sich unser Held den Preis mit der Wurfscheibe. Amphiaraus gerieth mit dem Lykurg, dem Sohne des Pronax, in ein hitziges Gefecht, das Adrastus und Tydeus trennten. Adrasts Gemahlin, Amphitea, war Lykurgs Schwester. Vor Theben selbst hielt sich Amphiaraus ungemein tapfer. Er brachte unter andern den Menalippus, des Astakus Sohn, der den Tydeus verwundet hatte, ums Leben. Amphiaraus haßte den Tydeus; er wußte auch, daß Minerva auf dem Wege war, ihn wieder zu heilen. Um nun den Tydeus um diese Ehre zu bringen, trug er den Kopf des Menalippus zu ihm, und verleitete dadurch den Tydeus zu der bekannten Unmenschlichkeit, das er seines Feindes Gehirn trank, und deshalb von der Minerva verlassen wurde. Am berühmtesten ist der Tod des Amphiaraus. In Gefahr, von dem Periklymenus getödtet zu werden, flohe Amphiaraus nach dem Fluß Ismenus. Hier aber, an einem gewissen Orte, Harma, (der Wägen) genannt, theilte Jupiter mit dem Blitze vor ihm die Erde, und ließ ihn so sammt Wagen und Pferden und zugleich seinen Fuhrmann, **Bato**, von derselben verschlingen. Nach seinem Tode ward Amphiaraus zu Oropus in Böotien und zu Argos, so wie auch noch an andern Orten, göttlich verehrt. Die Oropier bauten ihm, zwölf Stadien von ihrer Stadt, auf dem Platze, wo er von

der Erde verschlungen wurde, einen berühmten Tempel. Wer es um Rath fragen wollte, mußte sich drei Tage lang des Weines enthalten, und einen ganzen Tag lang durfte er gar nichts genießen. Dann opferte er einen Widder, und legte sich auf das Fell desselben im Tempel schlafen, worauf ihm dann Amphiaraus im Traume offenbarte, was er wissen wollte. Neben dem Tempel war auch eine Quelle, deren Wasser so heilig war, daß es kein Sterblicher gebrauchen durfte. Der, welchem der Gott Rath ertheilt hatte, mußte eine goldne oder eine silberne Münze hineinwerfen. Etwas eigenes war es, daß das Orakel des Amphiaraus den Thebanern keine Antwort ertheilte, obgleich sonst jeder zugelassen wurde. Herodot giebt davon zur Ursache an, daß das Orakel den Thebanern die Wahl gelassen habe, entweder um Rath zu fragen, und dann den Beistand des Gottes zu entbehren, oder letzteren zu genießen, und auf Orakelsprüche Verzicht zu thun. Die Thebaner wählten nun das letztere, weil sie mehr des Beistandes, als des guten Raths zu bedürfen glaubten, da letztern ihn auch andere Orakel ertheilen konnten. Uebrigens war dieses Orakel eins der berühmtesten in Griechenland, und gab selbst dem delphischen und dodonäischen nichts nach.

Amphibien, diese Thiere unterscheiden sich von den Säugethieren und Vögeln durch kaltes Blut, und von den Fischen dadurch, daß sie durch Lungen athmen, obgleich dieselben von weit lockerer Textur, und auch ihre Athemzüge weit unbestimmter, und so zu sagen unordentlicher sind, als bei den beiden Classen mit warmem Blute. Auch können sie das Athemholen weit länger entbehren als diese, weit länger im so genannten luftleeren Raume, oder auch in eingesperrter Luft (wie z. B. Kröten in einer engen Höhle, mitten in Baumstämmen oder Steinblöcken) und selbst geraume Zeit in einer Atmosphäre von kohlengesäuerter Luft aushalten, und auffallende Extreme von Hitze und von Kälte ausdauern, so daß man z. B. ungezweifelte Beispiele von Wassermolchen und Fröschen hat, die sowohl im Magen und Darmcanal von Menschen gelebt haben, als auch, ihrem Leben unbeschadet, in dichte Eisschollen eingefroren sind. Und eben weil die Amphibien mit Lungen versehen sind, so sind sie auch noch fähig, Stimme von sich zu geben: doch scheinen einige (wie z. B. unter den hierländischen der wahre Salamander, die grüne Eidere, die Blindschleiche 2c.) gänzlich stumm zu seyn. In Rücksicht der Bildung überhaupt herrscht vorzüglich die doppelte Verschiedenheit unter den Amphibien, daß sie entweder, wie die Schildkröte, Frösche, Eiderenꝛc., mit vier Füßen versehen sind; oder aber, als Schlangen einen länggestreckten, cylindrischen Körper, ohne alle äußere Bewegungswerkzeuge, haben. Die äußeren Bedeckungen sind bei den Amphibien mannigfaltiger, als bei den warmblütigen Thieren. Einige sind mit einer knochigen Schale überzogen; andere mit hornartigen Reifen, oder mit zahlreichen Schildchen, oder mit Schuppen bedeckt: und noch andere haben eine nackte, nur mit Schleim überzogene Haut. Die mehrsten häuten sich von Zeit zu Zeit. Manche, wie z. B. der Laubfrosch und verschiedene Eidexen, besonders der Chamäleon, ändern auch zuweilen plötzlich ihre Farbe. Den mehrsten Amphibien ist, wie schon die Benennung der ganzen Classe andeutet, Wasser und Land zum gemeinschaftlichen Aufenthalt angewiesen. Manche gehen willkührlich in beiden ihren Geschäften und ihrer Nahrung nach. Andere hingegen bringen entweder eine bestimmte Periode ihres Lebens, oder gewisse Jahrszeiten bloß in einem von beiden zu. Endlich sind aber auch manche entweder bloß für das Wasser, und nicht für beides zugleich bestimmt. Manche Amphibien, zumal unter den Schildkröten und Schlangen, leben von sehr gemischter Nahrung; andere hingegen, wie der Laubfrosch, das Chamäleon 2c., sind sehr eigen in der Wahl ihrer Speisen, gehen z. B. bloß lebende Insecten von einigen wenigen bestimmten Gattungen an. In der Gefangenschaft nehmen viele gar keine Nahrung zu sich, und können dann zum Wunder lange fasten: man weiß z. B. von Salz=

mandern, daß sie sich auf 8 Monate lang ohne Speise, und selbst ohne daß sie dabei beträchtlich abgezehrt wären, erhalten: und von Schildkröten weiß man, daß sie gegen anderthalb Jahre ohne alle Nahrung ausdauern können. Die bei vielen Amphibien so ganz ausnehmende Leichtigkeit und Stärke ihrer Reproductionskraft hat, wie man behauptet, in der obgedachten Stärke ihrer Nerven und hingegen respectiven Kleinheit ihres Gehirns einen Grund; indem die erstern von letzterem minder abhängig sind, und überhaupt die ganze Maschine zwar schwächere Mobilität, weniger consensus zeigt, das ganze Leben der Amphibien einfacher, und mehr bloß vegetativ scheint, als bei den warmblütigen Thieren, aber dagegen mehr die Glieder mit eigenthümlicher, unabhängiger Lebenskraft versehen sind. Und da folglich bei dieser mehr eigenthümlichen Lebenskraft der einzelnen Theile, nicht gleich jeder Reiz, der auf Einen Theil, oder auf Ein System wirkt, sogleich, wie bei den warmblütigen Thieren, andere in Consensus zieht, so erklärt sich auch wohl überhaupt daher ihr zähes Leben, so daß Frösche, denen das Herz ausgerissen ist, doch noch umher hüpfen, und Schildkröten, denen das Gehirn aus dem Kopfe genommen worden, noch Monate lang leben können; daher auch wohl die anhaltende Beweglichkeit der den Amphibien abgeschnittenen Theile, wie z. B. der Schwänze von Wassermolchen, Blindschleichen ꝛc. Zu Waffen und Vertheidigungsmitteln dient manchen Amphibien, zumal unter den Schlangen, ihr Gift; dem Salamander, der Feuerkröte ꝛc. ihr milchichter Hautschaum, den sie im Nothfall von sich geben: vielen auch wohl der specifike Geruch, den sie verbreiten, wie z. B. bei manchen Schlangen, Kröten, Eidexen ꝛc. Die äußern Sinne scheinen bei den mehrsten Amphibien von keiner sonderlichen Schärfe zu seyn. Unter den innern zeichnet sich doch bei vielen das Gedächtniß aus, da man Beispiele selbst von Crocodilen und Kröten hat, die ihre Wohlthäter kennen gelernt und kirre geworden, und vollends viele Schlangen bekanntlich sich zu allerhand Gaukeleien abrichten lassen. Hingegen finden sich bei den Thieren dieser Classe nur sehr wenige Spuren von wahren Kunsttrieben. Auch scheinen die wenigsten Amphibien einen täglichen Erholungsschlaf zu halten, dagegen aber wohl alle die kältern Wintermonate in Erstarrung zuzubringen, und zwar theils einzeln, theils, wie unsere hierländischen Frösche und Salamander, in Haufen. Doch können auch diese gar leicht des Winterschlafs entbehren, und Jahr aus Jahr ein wachend im Zimmer erhalten werden. Das Fortpflanzungsgeschlecht der Amphibien hat ungemein viel Sonderbares. Der Paarungstrieb ist bei vielen so heftig, daß man z. B. Frösche gesehen hat, die in Ermangelung eines Weibchens andere männliche Frösche und Kröten oder gar todte Weibchen besprungen haben. Bei den mehrsten Fröschen und See-Schildkröten dauert die Paarung mehrere Tage, ja Wochen lang. Die Vipern schlängeln sich in der Paarung mit dem Hinterleibe auf das innigste um einander, und züngeln dabei mit gebogenem Halse auf einander los. Die Wassermolche hingegen umfassen einander gar nicht, sondern das Männchen schwimmt zur Brunstzeit bloß um sein Weibchen herum und bespritzt die Eierchen, so wie es dieselben von sich giebt, von der Ferne. Die Amphibien sind, bis auf sehr wenige Ausnahmen, Eierlegende Thiere. Aber manche, zumal unter den Schlangen ꝛc., geben die Eier nicht eher von sich, als bis das darin befindliche Junge seine völlige Ausbildung ungefähr erhalten hat. Die Pipa heckt ihre Jungen auf dem Rücken aus. Die Frösche und Eidexen, die im Wasser jung werden, kommen nicht gleich in ihrer vollkommenen Gestalt, sondern als so genannte Larven zur Welt, und müssen sich erst noch einer Art von Verwandlung unterziehen, ehe sie die Ausbildung und den völligen Gebrauch aller ihrer Gliedmaßen erlangen. Die kleinen Frösche z. B. (die so genannten Kaulquappen) haben anfangs noch keine Füße, sondern dafür einen langen Ruderschwanz; auch, so wie die jungen

Salamander, eine Art von Fischkiemen zu beiden Seiten des Halses; ferner zum Theil eine kleine Saugeröhre an der Unterlefze u. dgl. m. Lauter Theile, die nur für den Larvenstand des zarten jungen Thieres bestimmt sind, und mit der zunehmenden Reife desselben allgemach schwinden. Die Amphibien haben ein langsames Wachsthum, so daß z. B. unsere hierländischen Frösche meist erst im 4. Jahre mannbar werden: und doch erreichen diese nur ein, nach Verhältniß dieser späten Mannbarkeit, nicht beträchtliches Alter von 12 — 16 Jahren. Hingegen weiß man, daß Schildkröten, selbst in der Gefangenschaft, über 100 Jahre gelebt haben, so, daß hiernach zu schließen, die Crocodilen und große Schlangen ꝛc. wohl zu einem noch höhern Alter gelangen können. Die Benutzung der Amphibien für das Menschengeschlecht ist ziemlich einfach; aber für manche Gegenden äußerst beträchtlich. Zumal der Genuß der Schildkröten und ihrer Eier, so wie auch verschiedener Frösche und Eidexen ꝛc., eben so die Benutzung auch von Schildkröten-Thran; und Schildpatt zu Kunstarbeiten ꝛc. Schädlich werden manche ungeheure Thiere dieser Classe: die Crocodile, Wasserschlangen ꝛc. durch ihre Größe, und andere, zumal unter den Schlangen, durch ihr Gift, das in keiner andern Thierclasse von einer so gefahrvollen Heftigkeit ist. Die ganze Classe der Amphibien zerfällt bloß in 2 Ordnungen: 1) Die Amphibien mit 4 Füßen: Schildkröten, Frösche, Eidexen. Und 2) die Schlangen, ohne alle äußere Bewegungswerkzeuge.

Amphictyonen. Dieses so berühmte Reichsgericht Griechenlands hatte nach den Angaben der meisten Autoren den athenienfischen König Amphictyon zum Stifter, und auch von ihm den Namen. Die Versammlung wurde zu Thermopylä, dem berühmten schmalen und engen Passe in Griechenland, gehalten; nach Andern zu Anthela, einem Flecken, einige Stadien von Thermopylä. Bei dem Versammlungsorte war ein, der Ceres und dem Amphictyon geweihter Tempel, der auf einem Hügel lag. Gewöhnlich wurde aber hier die Versammlung nur zur Herbstzeit und Frühjahre zu Delphi gehalten. Am letztern Orte versammelten sie sich eigentlich im Anfange ganz allein, nachher aber nöthigten sie feindliche Einfälle Thermopylä, als einen sichern Ort zu wählen. Zu diesem Gerichte schickten 12 Völkerschaften Griechenlands Deputierte, nämlich die Jonier (wozu auch die Athener gehörten), die Doloper, Perrhätier, Achäer, Aenianer, Magnesier, Meleer, Phthier, Dorier, Phocenser, Böotier, und Delphier; nach Aeschines aber waren es nur 11, indem er, statt der Achäer, Aenianer, Delphier und Doloper, nur 3 nennt, nämlich die Thessalier, Oetäer und Locrenser. Jede Völkerschaft hatte 2 Stimmen, und schickte auch gewöhnlich nur 2 Deputirte. In Staatsangelegenheiten hatten Beide gleiches Recht und gleiche Stimmen, doch hatten vermuthlich die Hieromnemonen den Vorrang, weil man nach ihnen die Jahre zählte, und sie auch das Recht hatten, die Stimmen zu sammeln. Wenn die Deputirten zurückkamen, so mußten sie die genaueste Rechenschaft ablegen. Eigentlich scheint dieses Amphictyonengericht seinen Ursprung von einem Bündnisse zu haben, das die 12 genannten Völkerschaften des nördlichen Griechenlands miteinander schlossen, wobei sie sich anheischig machten, Deputirte nach Delphi, das gleichsam im Mittelpunkte Griechenlands lag, zu schicken, um jeden Frevel gegen Apollo's Tempel, zu dessen Schutz das Amphictyonengericht ganz besonders gestiftet war, zu rächen, das Völkerrecht zu schützen, und die Sicherheit der verbündeten Städte zu befestigen. Die Amphictyonen leisteten nach folgender Formel einen Eid: „Wir schwören, nie die amphictyonischen Städte zu zerstören; nie, weder im Frieden, noch im Kriege, die ihnen unentbehrlichen Quellen abzuleiten, und gegen jede Macht, die dieses wagen sollte, auszuziehen, und ihre Städte zu zerstören. Wenn Gottesverächter aus Apollo's Tempel Opfergaben entwenden, so schwören wir, unsere Füße, unsere Arme, unsere Stimme, alle unsere Kräfte gegen sie und ihre

Mitschuldigen zu gebrauchen." Mit der Zeit dehnte sich die Gerichtsbarkeit der Amphictyonen immer weiter aus, so wie die dazu gehörigen Nationen sich weiter ausbreiteten. So gehörten z. B. die Lacedämonier zu den Doriern. Als sie nachher aus Thessalien nach dem Peloponnes wanderten, würden die 2 Stimmen der Dorier zwischen ihnen und den dagebliebenen Doriern getheilt. Eben so wurde die doppelte Stimme der Jonier nachher zwischen den Athenern und den jonischen Kolonien in Kleinasien getheilt. Die Versammlung der Amphictyonen war immer mit vielem Pomp begleitet. Eine große Anzahl Menschen strömte an den Ort der Versammlung; man brachte Opfer für Griechenlands Wohlfahrt. In den Versammlungen selbst wurden öffentliche Streitigkeiten geschlichtet, Mißhelligkeiten zwischen Städten mit Güte, oder Gewalt, beigelegt, bürgerliche und Criminal-Verbrechen, insbesondere Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldung gegen den Tempel zu Delphi, bestraft. Nach geschehenem Ausspruche ward dem strafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der ganze Bund gegen dasselbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, es vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel einer solchen Execution liefert uns der 10jährige phocensische Krieg, der von den Amphictyonen gegen die Phocenser beschlossen wurde, weil sie den delphischen Tempel verwüstet und geplündert hatten. Sie wurden, nebst ihren Alliirten, den Lacedämoniern, von dem Bunde der Amphictyonen ausgeschlossen, und ihre erledigten Stellen von den Macedoniern besetzt, weil diese dem Bunde beigestanden hatten. Doch gab man den Phocensern nachher ihre Stelle wieder, da sie bei dem räuberischen Einfall der Gallier sich sehr tapfer bewiesen. Indessen hat man doch Beispiele, daß ein mächtiges Volk sich der Strafe entzog. So waren die Lacedämonier, weil sie sich der Burg zu Theben im Frieden bemächtigt hatten, zu einer Geldstrafe von 500 und nachher 1.000 Talenten verurtheilt worden; allein sie verweigerten die Bezahlung, indem sie das Urtheil für ungerecht erklärten. Lacedämons Macht prangte damals auf dem höchsten Gipfel, daher ließ man die Sache ruhig hingehen. Unter Kaiser August wurde die von ihm erbaute Stadt Nicopolis in den Amphictyonenbund aufgenommen, indem er die Magnesier, Meleer, Phthier und Aenianer mit den Thessaliern nur eine Stimme haben, und ihre Stimmen, nebst jener der Doloper, welches Volk ganz eingegangen war, auf die Nicopolitaner übertragen ließ. Nach Pausanias bestand das Amphictyonengericht noch unter Antoninus Pius.

Amphidromia, ein Privatfest bei den Griechen, das jede Familie am 5. Tage nach der Geburt eines Kindes feierte. Die Hebammen nämlich, nachdem sie durch Waschen ihre Hände gereinigt hatten, nahmen das Kind auf den Arm, und liefen damit um den Feuerheerd. Durch diese Ceremonie wurde das Kind gleichsam in die Familie eingeführt, und dem Schutze der Hausgötter empfohlen. Freunde und Verwandten überreichten Geschenke, und der ganze Tag wurde der Freude geweiht. War das Kind ein Knabe, so wurde die Thür mit einem Olivenkranze, war es ein Mädchen, mit Wolle geschmückt. Bei dem Gastmahle, das dabei angestellt ward, wurde allemal Kohl aufgetragen, den überhaupt die Hebammen den Wöchnerinnen zu essen gaben, weil er die Milch vermehren sollte.

Amphion, ein Sohn Jupiters und der Antiope, einer Tochter des Nycteus. Mit seinem Bruder Zethus bemächtigte er sich des Throns von Theben, indem er den jungen Lajus verjagte, und seinen Vormund Lycus tödtete. Er erbauete darauf die Stadt Theben, befestigte sie mit einer starken Mauer und mit sieben Thoren, die er nach den sieben Söhnen, welche er von seiner Gemahlin Niobe hatte, benennte, und die alte Stadt Cadmea machte er zur Acropolis, zum Schlosse oder zur Oberstadt. Er spielte die Leyer, welche ihm Merkur geschenkt

hatte, so rührend, daß die Fabel sagt, er habe durch die Töne ihrer Saiten wilde Thiere, selbst Steine an jeden Ort hingezogen, wo er sie hätte haben wollen. Als er daher die Mauern von Theben erbaute, so kamen die Steine nach dem Klange der Leier von selbst, um sich an Ort und Stelle zu legen. Das heißt unstreitig nichts anders, als: er wußte durch die lieblichen Harmonien der Musik seine Unterthanen so zu entzücken, daß sie willig jede Arbeit unternahmen, die er von ihnen verlangte.

Amphipolis, eine ansehnliche Stadt in der Landschaft Edonis in Macedonien, am Flusse Strymon. Ehe sie zu Macedonien gehörte, war sie eine athenienfische Kolonie, Enneahodi genannt, und als solche für Macedoniens Vergrößerungssucht sehr nachtheilig. Sie war für den athenienfischen Handel sehr wichtig, indem durch sie aus Oberthracien Bauholz, Wolle und andere Waaren gezogen wurden. Schon Perdiccas, Philipps Bruder, hatte sich ihrer bemächtigt; Philipp aber, der sich noch nicht mächtig genug gegen Athen fühlte, und sie doch auch nicht geradezu wieder zurückgeben wollte, erklärte sie für unabhängig, bemächtigte sich ihrer aber unter einem beschönigenden Vorwand kurz darauf wirklich, ohne daß es Athen hindern konnte, und er hatte nun an ihr einen sichern Grund seiner nachherigen Siege über Griechenland. Er gab ihr den neuen Namen. Unter Macedoniens Herrschaft wurde sie immer blühender, und erlangte ein solches Ansehen, daß sie die Römer nach Eroberung Macedoniens zur Hauptstadt des ganzen östlichen Theils dieses Königreichs, der zwischen dem Strymon und Nessus sich befand, machten. Ihr Hafen Ejon lag an der Strymonitischen Bay, in welcher der Fluß Strymon seine Mündung hatte.

Amphiprostilos. So nennt Vitruvius diejenigen römischen und griechischen Tempel, welche hinten und vorne 4 Säulen haben.

Amphiscii, oder zweischattige Völker, sind diejenigen, welche zwischen den Wendekreisen wohnen, und daher eine Zeit des Jahres hindurch des Mittags, zu einer andern Zeit des Jahres nach Mittag, und wieder zu einer andern nach Mitternacht ihren Schatten werfen.

Amphitheatrum war bei den Römern ein großes, ovalrundes Gebäude, in welchem die Fechterspiele, Thiergefechte und zuweilen auch Seegefechte gegeben wurden. Der große länglichrunde freie Raum, wo man die Spiele anstellte, hieß Arena, weil er mit Sand bestreut war, an dessen Statt die Ueppigkeit der Kaiser oft auch Mennig und Berggrün nehmen ließ. Mitten in der Arena stand ein Altar, der Gottheit zu Ehren errichtet, welcher das Amphitheater geheiligt war. Uebrigens war der Platz leer. Doch ließ einst Kaiser Probus ihn mit Bäumen bepflanzen, um ihn einem Walde ähnlich zu machen. Zunächst um diesen Platz befanden sich feste Behältnisse und Gewölbe, welche den allgemeinen Namen Cavea führten, und zum Theil zur Aufbewahrung der zum Kämpfen bestimmten wilden Thiere dienten. Mehrere solcher Behältnisse hatten eine andere Bestimmung, und in einigen waren Wasserbehälter, theils um vermittelst eines Druckwerks die Arena zu besprengen und den Staub zu löschen, theils den innern Raum mit Wasser füllen zu können, wenn ein Seegefecht gegeben werden sollte. Um die Arena ward rund herum eine starke Mauer gezogen, in welcher die Eingänge zu den angegebenen Behältnissen waren, und oben auf der Mauer befand sich ein Geländer mit Säulen verziert, um die Zuschauer vor den Thieren sicher zu stellen. Der Platz hinter diesem Geländer hieß Podium, und an diesem erhoben sich nun die Sitze der Zuschauer. Anfangs wurde keine festbestimmte Rangordnung bei den Sitzen beobachtet; nachher aber wurden die ersten Sitzreihen, oder vielmehr der erste Absatz oder Stock, mit seinen Bänken ausschließlich den Senatoren, und der zweite den Rittern eingeräumt, und dann behielten nur die ersten Reihensitze vorzugsweise die Benennung Gradus, welche sie bisher alle gehabt, und die übrigen höhern hießen Cunei. Außerdem hatten auf dem Podium gleich am Geländer derjenige, welcher dem Volke das Schauspiel gab, und nachher die Kaiser

einen besondern und etwas erhabnern Sitz, welcher Tribunal, Cubiculum oder Suggestus genannt wurde. Auch bekamen hier fremde Gesandte ihre Sitze. Um die untern Sitze vor den Thieren noch mehr zu sichern, zog man auch noch starke und feste Netze oder eiserne Gitter am Podium hin. Die Sitze der Zuschauer gingen stufenweise in die Höhe, daher sie auch den Namen Gradus bekamen. Sie waren 1¼ Fuß hoch und 2½ Fuß breit. Unter Caligula wurden sie für die Rathsherren, und bald nachher auch für die Ritter mit Kissen belegt. Die Sitzreihen waren in drei besondere Absätze oder Stocke (Praecinctio, Baltheus oder Diazoma), und jeder hatte einen so geräumigen Gang, daß man sich frei und ungehindert von seiner Stelle weg begeben konnte. Um alles Gedränge der Zuschauer zu vermeiden, waren rings in dem Gebäude Ein- und Ausgänge angebracht, welche Aditus oder Vomitoria heißen. Die Eingänge führten in starke gewölbte Schwiebbogengänge (Fornices), durch welche man nach der Arena gelangen konnte; sie machten eine Hauptstütze der Sitzreihen mit aus, und enthielten die Treppen zu jeder besondern Abtheilung. Da in diesen Gängen zugleich die Lustdirnen auf Gewerbe ausgingen, so rühren daher die Ausdrücke Fornicaria und Fornicatio. Die Sitzreihen jedes Absatzes zwischen den Treppen hießen Cunei, wegen der keilförmigen Gestalt, und da ein solcher Cuneus immer einem der Stände Roms angewiesen war, so rühren daher die Ausdrücke: Cuneus Senatoris, Cuneus equettris und Cuneus plebis. Ueber den Sitzen hinaus ragte hinten die äußere Mauer des Amphitheaters vor, und zwischen ihr und den letzten Sitzreihen war noch ein ziemlich geräumiger Platz, wohin sich die Frauenzimmer begaben, wenn sie den Schauspielen beiwohnen wollten. Um hinreichendes Licht zu haben, waren in der Mauer Fenster angebracht: und um vor Regen und Sonnenschein Schutz zu haben, waren oben viereckigte Löcher durchgeschlagen, daß Balken eingezogen werden konnten, die dann mit Segeltüchern belegt wurden. Diese Bedachung des Amphitheaters aber brachte erst Q. Catulus aus Kampanien nach Rom. Späterhin machte man die Decken von allerhand Farben, sogar von Seidenzeug. Durch die Ausdünstung einer so großen Anzahl Menschen, wie sich gewöhnlich im Amphitheater einfanden, und durch den Staub von der Arena mußte nothwendig die Luft verdickt und beängstigend werden, und um diese zu erfrischen, brachte man in der Folge hydraulische Maschinen an den Wänden auf eine versteckte Art (bisweilen in Säulen und Statuen) an, vermittelst welchen man wohlriechendes Wasser (gewöhnlich ein Abguß Wasser mit Wein von corycischem Safran), in ganz feinen Strahlen gießkannenartig, bis auf die höchsten Sitze hinauftreiben konnte, welches dann wie ein feiner Nebel wieder herabkam, daher auch die Redensart: theatralis nimbus oder imber. Zuletzt müssen wir bei den Amphitheatern noch eine Thüre hintenzu bemerken, die Todtenpforte genannt (porta Libitinensis), durch welche man die getödteten oder schwer verwundeten Fechter in ein daranstoßendes Gewölbe (Spoliarium) schleppte, und die letztern, wenn sie tödtlich verwundet waren, oft ohne Bedenken noch hier umbrachte. Das erste Amphitheater zu Rom errichtete Julius Cäsar zu seinen Fechterspielen 709 n. R. E., und zwar von Holz, welches nach dem Gebrauch wieder abgetragen wurde. Statilius Taurus erbauete das erste von Stein 728 n. R. E. Eines der prächtigsten war das, welches Vespasian erbauete, und das sein Sohn 834 n. R. E. einweihete. Ein Stück davon ist noch jetzt zu sehen, wovon man in Adlers Beschreibung der Stadt Rom eine Zeichnung findet. Von den alten römischen Amphitheatern haben sich noch am besten gehalten: das zu Verona; auch theilweise ziemlich gut, das Vespasianische zu Rom, das zu Capua, das in der ehemals verschütteten Stadt Pompeji, jenes zu Pola in Istrien, zu Arles und vorzüglich das zu Nimes in Frankreich.

Amphitheatrum Castrense, ein Amphitheater, worin die Soldaten sich übten, indem sie sowohl unter einander, als auch mit wilden Thieren fech-

ten mußten. Die Feldherren und Kaiser wohnten diesen Gefechten bei. Es lag in der fünften Region der Stadt Rom, auf dem esquilinischen Berge zu äußerst an der Morgenseite der Stadtmauer, und hielt 250 Fuß im Durchschnitt.

Amphitheatrum Titi, ein ungeheures Gebäude, in der vierten Region von Rom, in dem dazu gehörigen Theile des Thales zwischen dem cölischen und esquilinischen Berge. Der eigentliche Erbauer desselben war Vespasian, daher es auch Amphitheatrum Flavium genannt wird; er starb aber noch vor der Einweihung desselben, und diese führte sein Sohn Titus mit außerordentlicher Pracht aus. An einem Tage nämlich wurden unter andern 5.000 verschiedene wilde Thiere zum Kampfe vorgeführt und erlegt. Auf dem Platze, wo es steht, soll ehedem ein großer Wasserteich gewesen seyn, der zum goldenen Hause des Nero gehörte. Bei dem Bau dieses kolossalischen Gebäudes sollen 30.000 gefangene Juden gearbeitet haben. Es wurde von tiburtinischen Steinen erbaut, und faßte bis 87.000 Menschen. Antoninus Pius und nachher Heliogabal besserten es aus. Nachher hat es von der Zeit und von Wind und Wetter sehr gelitten, wozu selbst die außerordentliche Größe mit beitrug. Indessen ist immer noch ein großer Theil übrig; wenigstens bemerkt man das nicht, daß Pabst Sixtus V. seinem Nepoten die Erlaubniß ertheilte, Steine zu einem Pallaste davon zu nehmen; worüber jedoch die Römer schwierig wurden, und in der Folge ein päbstliches Decret bewirkten, daß dergleichen nicht wieder geschehen solle. Der ganze Umfang beträgt 1.616 Fuß, die größte inwendige Weite 581, die kleinste 481. Die Anzahl der Ein- und Ausgänge ist 80. In der Mitte war ein Altar, auf welchem vor den Kampfspielen geopfert wurde. Der davor befindliche geräumige Platz hieß Forum Vespasiani. Die jetzige Benennung der Ruinen ist Amphitheatrum Colissaeum oder il Coliseo. Man hat diese Benennung davon herleiten wollen, weil der Colossus des Nero in der Nähe stand; allein wahrscheinlicher rührt sie daher: weil die Schriftsteller des Mittelalters alle hohen Gebäude mit dem Namen Colissaeum belegen.

Amphitrite, eine Tochter des Oceans und der Thetis, oder, nach Andern, des Nereus und der Doris. Neptun verlangte sie zu seiner Gemahlin, und da sie sich vor ihm zu verbergen suchte, ließ er sie durch einen Delphin aufsuchen, der sie auch aus den atlantischen Inseln ihm zuführte, und dafür unter die Sterne versetzt wurde. Sie wird mit einem fliegenden Schleier und mit Neptuns Dreizack in der Hand abgebildet. Bisweilen sitzt sie auf einem Delphin, oder einem Triton oder anderm Seethiere; bisweilen auch auf einem Muschelwagen, von Tritonen gezogen. Es sind zwei Statuen von ihr bekannt, eine kolossale in der Villa Este zu Tivoli, nachher Villa Albani, auf einen Seestier gelehnt; die andere im Clementinum, in der Seitengallerie zu Palästrina (Präneste).

Amphitryo, oder Amphitruo, der Enkel des Perseus und Sohn des Alcäus, Königs zu Tiryth, und der Hipponome. Als seines Vaters Bruder Elektryon von den Teleboern, unter der Anführung der Söhne des Pterelaus, geplündert, seine Söhne erschlagen, und seine Rinder, der damalige königl. Reichthum, hinweggeführt wurden, nahm sich Amphitruo seines Vaters an, und holte die Rinder zurück. Hierauf übergab ihm Elektryon die Hand seiner Tochter und sein Königreich, doch unter der Bedingung, daß Amphitruo den Tod seiner Söhne an den Söhnen des Pterelaus noch zuvor rächen sollte. Indem aber Amphitruo an den Rindern einen Antheil haben wollte, überwarf er sich mit dem Elektryon und erschlug denselben im Zorne. Nach Andern geschah der Mord von ungefähr, als Amphitruo nach einem der Rinder, bei Gelegenheit des Heimtreibens derselben, werfen wollte, und ohne vorhergehenden Streit. Dem sey wie ihm wolle, diese Gelegenheit ergriff Sthenelus, der Bruder des Alcäus und des Elektryon, und vertrieb den Amphitruo und die Alkmene aus Tirynth. Amphitruo nahm nun als ein wegen Blutschuld um Schutz Flehender seine Zuflucht zu dem Bruder seiner Mutter Kreon und Theben, und wurde auch von

demselben und seiner Gemahlin Henioche sehr freundschaftlich aufgenommen. Bevor aber Amphitruo zum völligen Besitz Alkmenens kommen konnte, mußte er erst den Tod ihrer Brüder an den Teleboern rächen. Vollkommen geneigt hierzu ersuchte Amphitruo den Kreon um seinen Beistand. Kreon aber machte es zur Bedingung, daß Amphitruo zuvor das Gebiet von Theben von einem Ungeheuer befreien solle, das große Verwüstungen anrichtete. Amphitruo erfüllte diese Bedingung mit Hülfe eines Hundes, den ihm Cephalus lieh. Er zog dann an der Spitze der Böotier, Lokrenser und Phokenser gegen die Teleboer zu Felde. Gleichwohl war es lange Zeit unmöglich, den Teleboern etwas anzuhaben, bis die verrätherische Komätho, Tochter des Pterelaus, sich in den Amphitruo verliebte, und aus Liebe zu ihm ihrem Vater das goldene Haar abschnitt, an dem die Erhaltung seines Lebens hing. Amphitruo schenkte seine Eroberung dem Cephalus, welcher ihn auf diesem Zuge begleitet hatte. Die verrätherische Komätho ließ er umbringen. Er selbst aber nahm von aller Beute nichts als einen Becher, den einst Neptun seinem Sohne Taphius oder seinem Enkel Pterelaus geschenkt hatte. Nach seiner Rückkehr weihete Amphitruo dem Apollo Ismenius einen Tripus mit einer Inschrift, die dies sagte. Indeß war dem guten Amphitruo in seinem eigenen Hause eine Ehre von besonderer Art widerfahren. Jupiter nämlich kleidete sich in die Gestalt des Amphitruo, und kam, als ob dieser aus dem Feldzuge zurückkehrte, zu seiner Gemahlin. Alkmene setzte kein Mißtrauen in den Verkleideten, und verstattete ihm also alle Liebkosungen, die ihrem Gemahl zukamen. Herkules erhielt durch diesen Besuch Jupiters sein Daseyn, und davon den Namen Trihesperus. Amphitruo, der nachher auch ankam, erstaunte nicht wenig über die Nachricht, welche er von seiner Gemahlin erhielt, er habe sie bereits besucht. Doch Tiresias lösete ihm das Räthsel. Bald darauf brachte Alkmene von dem Amphitruo den Iphikles, vom Jupiter den Herkules zur Welt. Amphitruo entdeckte gar bald, welcher seiner Söhne göttlichen Ursprungs war, und wendete auf die Erziehung desselben allen Fleiß. Er übergab ihn den besten Meistern in allen Künsten. Er selbst unterrichtete ihn im Wagenrennen. Bald hernach erschlug Herkules seinen Lehrmeister Linus, und Amphitruo setzte ihn zu seinen Heerden. Alsdann unternahm der junge Held den Feldzug gegen die orchomenischen Minyer, (denen er die Thebaner nicht länger zinsbar seyn lassen wollte), bei welchem ihn Amphitruo selbst begleitete, aber auch umkam. Daß überhaupt die Geschichte des Amphitruo durch die Dichter, welche die Thaten des Herkules besangen, zahlreiche Zusätze erhalten, ist gewiß. Aeschylus u. Sophokles haben unter dem Namen Amphitruo Tragödien bearbeitet, die wir nicht mehr besitzen. Den komischen Unfug, den die Verwechselung des Amphitruo und Jupiter verursachte, hat Plautus in einer Komödie bearbeitet, die wir noch besitzen. Auch Künstler bearbeiteten diesen Gegenstand komisch, wie uns die Gemälde einiger noch erhaltenen sicilianischen Vasen beweisen. S. Winkelmann's Gesch. der Kunst.

Amphora, 1) ein Gefäß aus Thon oder anderer Materie, mit Henkeln, worin man theils flüssige, besonders Wein, theils trockene Sachen aufbewahrte. Auch benannte man also gewisse große irdene Gefäße, die spitz in einen Hals zugingen. Zur Aufbewahrung des Weins wurden sie verpicht, und von oben und außen mit Pech und Gyps verwahrt, und vermittelst eines Zeichens (Nota) an demselben wurde der darin enthaltene Wein nach seiner Güte, nach seinem Vaterlande und Jahrgange angegeben. 2) War Amphora ein Maaß für allerlei flüssige Sachen, und hatte die Größe eines römischen Kubikfußes, weswegen es auch Quarantel hieß. Es war der 20ste Theil des Culeus, und enthielt 2 Urnen, oder 8 Congios, oder 48 Sextarien, oder 96 Hemina, oder 192 Quartarien, oder 384 Acetabula, oder 576 Cyathus, oder 2.304 Ligulae (Löffel); nach unsern Maaßen aber 1.296 Pariser Kubikzoll, oder 22.344 Berl. Quart, (das Quart zu 58 Par. Kubikz.) oder 18.3 Dresdner Visirkannen, (zu 70.8 Par. Kubikz.)

oder 13.2 hannöverische Kannen (zu 98 Par. Kubikz.), oder 14.2 hamburgische Kannen (zu 91¼ Par. Kubikz.), oder 28 Braunschweiger Quart (zu 46.25 Par. Kubikz.), oder 27 Par. Pinten (zu 48 Par. Kubikz.) Als trockenes Maaß hielt es 3 Modzos, 48 Septarien 2c., wie bei flüssigen Sachen; nach unsern Maaßen aller 7.75 Berl. Menen (zu 112½ Par. Kubikz.), oder 3.88 Dresd. Metzen (zu 383. 6 Par. Kubikz.), oder 2. 748 Hannöverische Metzen (zu 523 Par. Kubikz.), oder 3. 903 Hamb. Spint. (zu 332 Par. Kubikz.), oder 3. 306 Braunschw. Vierfaß (zu 392 Par. Kubikzoll.) 3) Hießen Amphorä Gefäße, die in den engen Gassen zu Rom ausgestellt wurden, um sein Wasser darin abzuschlagen, welches auf öffentlicher Straße nicht geschehen durfte.

Ampliatio. So hieß bei den Römern die Aufschiebung des Endurtheils, wenn der Richter zu erkennen gab, daß er noch nicht hinreichend unterrichtet, und die Sache selbst noch nicht genug bewiesen und auseinander gesetzt sey, um ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Dieser Gebrauch hatte vorzüglich die Begünstigung des Beklagten zum Zweck. Vor dem Glaucischen Gesetz war die ampliatio ein Zeichen, daß man das Urtheil verschieben wolle; nachher aber ein Beweis von der wirklichen Dunkelheit des Prozesses selbst.

Amplification. So heißt in der Redekunst derjenige Theil der Ausführung, welcher bloß aus äußern Quellen entnommen ist. Hierzu rechnet man z. B. das Gleichniß, das Beispiel, das Aehnliche, und das Entgegengesetzte. Diese Art von rednerischer Erweiterung (Amplification) ist folglich diejenige Ausführung eines Satzes, bei welcher man denselben bloß durch sein Verhältniß zu andern Dingen zu erklären sucht. Sie ist daher ihrer Natur nach sehr geeignet, den Leser und Zuhörer zu überzeugen, und auf seinen Willen kräftig zu wirken, ist folglich ein treffliches Ueberredungsmittel.

Amplitudo ortiva. So heißt ein Bogen des Horizonts, der zwischen dem Punkte, wo die Sonne oder ein Stern aufgeht, und dem Durchschnittspunkte des Aequators mit dem Horizont (dem wahren Morgenpunkte) liegt. Hingegen heißt Amplitudo occidua der Bogen des Horizonts, der zwischen dem wahren Abendpunkte, oder dem Punkte, wo der Horizont den Aequator durchschneidet, und demjenigen Punkte liegt, wo die Sonne oder ein Stern untergeht.

Ampulla, 1) war bei den Römern eine Oelflasche zur Aufbewahrung des Salböls in Bädern. 2) eine Trinkflasche bei Tische, zuweilen von Glas oder Thon, auch wohl von Leder, welcher letzteren insbesondere die Cyniker und Bettler sich bedienten. Gewöhnlich hatten die Ampullä zwei Henkel und waren bauchig.

Amputation ist eine chirurgische Operation, das Abnehmen irgend eines Gliedes betreffend; sie wird da überall angewandt, wo das Glied durch Wunden, langwierige Eiterungen und Hohlgeschwüre mit Gängen, durch Knochengeschwüre, durch kalten Brand, krebshafte Geschwüre und Geschwülste so angegriffen ist, daß es das Leben des Menschen in Gefahr setzt, und folglich abgesetzt werden muß.

Amras, Ambras, Ombras, Umbras, landesfürstliches Lustschloß in Tyrol, schwazer Kreises, ½ Meile von Innsbruck, auf einem Hügel am Inn, ehemals mit einer berühmten Rüstkammer von mehr als 200 Rüstungen und Waffen berühmter Kriegsmänner und großer Herren aus dem 15ten und 16ten Jahrhunderte, und ihren Abbildungen und Wappen; die Sammlung ist jetzt im Belvedere zu Wien. Die hiesige Bibliothek verschenkte die Kaiserin Maria Theresia an die Universität Innsbruck. Die Rüstkammer erhielt auch noch viele altdeutsche Kunstwerke von Lucas Cranach mit Oel auf Leinwand gemalt; die Gesammtzahl der Handschriften, mit Inbegriff der Turnier-Waffen und Kampfbücher beträgt jetzt noch 69, und stehen im Begriffe durch Abbildungen bekannt gemacht zu werden.

Amru-ben-Alas, einer der größten Kriegshelden unter den Muselmännern der erstern Periode. Er eroberte Aegypten, Nubien und einen großen Theil von Libyen; er war der Erbauer von **Fosthat** (Fustat), einer bedeutenden Stadt unweit dem alten Babylon in Aegypten; er belagerte und eroberte Jerusalem, auch war er ein Freund und großer Verehrer von Johan, dem berühmten Grammatiker. Er ließ endlich das rothe Meer durch einen schiffbaren Kanal, in den die Nilwasser abgeleitet waren, mit dem mittelländischen Meere in Verbindung setzen: ein Werk, das Roms goldenem Zeitalter Ehre würde gemacht haben. Dieser, für Aegypten so wichtige und für die Handlung von Europa und Asien, so schätzbare Kanal ward in wenigen Monaten vollendet, den leider! seine barbarischen Nachfolger zerstören ließen.

Amsel (die) oder **Schwarzdrossel**, ist etwas größer als die Singdrossel, überall tiefschwarz bis auf den Schnabel und die Augenränder, welche goldgelb sind, und gegen das Schwarz des Federkleides sehr schön abstechen. In Deutschland ist diese Drossel überall, wo es Wald giebt; man findet sie aber auch im übrigen gemäßigten Europa und Asien. Bei uns bleibt sie das ganze Jahr hindurch. Im Frühlinge läßt sie ihren Gesang besonders gegen Abend fleißig hören. Sie hat mehrere sehr schöne flötende und angenehme Strophen. Die Amsel lernt besonders leicht künstliche Gesänge. So scheu sie im Freien ist, bleibt sie es auch in der Gefangenschaft. Selbst wenn man sie jung aufgezogen hat, wird sie, sobald man sie nicht mehr füttert, menschenscheu, obgleich sie vorher ihrem Pfleger nachlief, und sich ihm auf den Kopf und die Achseln setzte. Sie nistet im Dickicht einige Fuß über der Erde, und legt graugrünliche, mit hellbraunen und lederfarbenen Flecken und Strichen gezeichnete Eier.

Amstel, ein kleiner Fluß in der niederländischen Provinz Holland, der im Südwesten von Amsterdam durch den Zusammenfluß der Drecht und Mydrecht entsteht, bei Ouwerkerk die krumme Amstel aufnimmt, und durch die von ihm benannte Stadt Amsterdam sich in den Meerbusen Y ergießt. Von ihm führte seit 1806 ein holländisches Departement den Namen **Amstelland**, das die nördliche und einen Theil der mittlern Provinz Holland begriff, 44 □ M. mit 458.000 Einw. enthielt, Amsterdam zur Hauptstadt hatte, und seit 1810 den größten Theil des französischen Departements der Zuydersee ausmachte.

Amsterdam, Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, in der Provinz Nordholland, 22° 30′ 3″ L., 52° 22′ 5″ B., 90⅔ Meilen von Berlin, am Meerbusen Y, von der Amstel in die alte und neue Seite getheilt, auf lauter Pfählen gebaut (daher Mangel an Brunnenwasser), eine der reichsten und größten Städte der Welt. Sie ist von vielen schiffbaren Kanälen oder Grachten durchschnitten, welche die Stadt in 90, durch 292 Brücken mit einander zusammenhängende, Inseln theilen, und hat im Umkreis 18.790 geometrische Schritt oder 3.758 rheinländische Ruthen (ungefähr 3 Meilen), enge, aber ziemlich bequeme Straßen, die des Nachts durch 2.800 Laternen erleuchtet werden. Sie hatte im J. 1808 26.296 meist auf Pfählen gebaute Häuser und 193.053 Einwohner, worunter 44.000 Katholiken, 32.000 Lutheraner, 2.000 Anabaptisten, 520 Jansenisten, 20.335 deutsche und portugiesische Juden. Sie ist in Gestalt eines Halbmondes gebaut, dessen Hörner in den Y auslaufen, und statt der vormaligen Wälle mit Boulevards und Spaziergängen umgeben; doch kann man mittelst der Schleusen das ganze Land umher unter Wasser setzen, und am Y ist sie mit 2 Reihen Pfählen verwahrt, die an gewissen Orten Oeffnungen zum Ein- und Ausfahren der Schiffe haben, die des Nachts verschlossen werden. Außen vor den Pfählen (de Laag genannt) liegen die schweren Schiffe. Man zählt 8 Thore, 3 Pforten 12 öffentliche Plätze rc. Unter den Gebäuden verdienen Auszeichnung: das Schloß (sonst Stadthaus, von Jacob von Kampen erbaut, u. mit Quellins Bildhauerarbeiten verziert, auf 14.689 Masten ruhend, 282 Fuß lang, 235 F. breit und 116 F. hoch; der 21 Fuß hohe Thurm hat ein

schönes Glockenspiel; in den untern Zimmern ist die 1609 gestiftete Bank, und in einigen Sälen eine treffliche Gemäldesammlung; die Oudekerk (alte Kirche mit einem, aus 36 Glocken bestehenden und 83.123 Pf. wiegenden Glockenspiel und den schönsten und seltensten Gemälden auf den Glaßfenstern in der Kapelle zur Jungfrau Maria); die St. Katherinenkerk (neue Kirche) mit den Grabmälern der Seehelden Ruyter und Bentink, und des Dichters Vondel; die große Börse, mit 2 schönen Gallerien, inwendig 250 Fuß lang, 140 Fuß, mit 46 Säulen gestützt, die zur Bequemlichkeit der Kaufleute, um sich schnell zu finden, numerirt sind; die Kornbörse, die Härings-Packereien, das Hospital, das Lazareth, das alte Männerhaus, das Irrenhaus, das Zuchthaus, der Witwenhof, das Spinnhaus, das grönländische Haus, das Pfandhaus, das Admiralitätshaus, das Arsenal der Admiralität, 6 Zeughäuser, die Gebäude der ehemaligen ost- und westindischen Compagnie, die Synagogen der portugiesischen und deutschen Juden, die 3 Wagengebäude rc. Es sind hier 39 Kirchen, nämlich 11 reformirte, 1 episcopalische, 2 französische, 1 presbyterianische, 1 remonstrantische, 2 anapaptistische, 1 herrnhutische, 5 jansenistische, 1 griechische, 2 englische, 3 lutherische, 3 mennonitische, 1 armenische, 1 Quäker- und 16 katholische Kirchen, 5 Synagogen; 2 Schaubühnen rc. Zu den wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten gehören: das Institut der Wissenschaften und schönen Künste der Niederlande, das königl. Museum (Gemäldegallerie), das Athenäum mit einer Bildungsanstalt für lutherische Theologen, das wissenschaftliche und Kunst-Institut, Felix meritis, worin Unterricht in Philosophie, Mathematik, schönen Künsten, Musik, Zeichnenkunst rc. ertheilt wird, mit einer Sternwarte rc. die Blindenanstalt, das Gymnasium illustre, das anatomische Theater, die Artillerie- und Ingenieurschule, die Schiffahrtsschule, die Zeichnungsakademie, die medicinische Gesellschaft Servandis civibus, die Gesellschaft freier Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), die Societät für Seefahrt, die Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, die Gesellschaft der Dichtkunst und schönen Wissenschaften, die Gesellschaft Concordia et libertate, die Gesellschaft der Zeichnenkunst, die Gesellschaft zur Rettung Ertrunkener und anderer Verunglückten, die Gesellschaft für's allgemeine Beste (zur Verbesserung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksklassen; diese zählte im Nov. 1809 über 16.000 Mitglieder), das monnikhofsche Legat, die Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, die Gesellschaft Doctrina et amicitia, die Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, die Gesellschaft Ene onvertmoide Arbeid kommt alles teboven unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), die Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, die mathematische Gesellschaft; das königl. Museum der schönen Künste mit allen für die mechanischen Künste, den Ackerbau und die Fabriken nöthigen Instrumenten, die königl. Bibliothek, das Lehrinstitut für Blinde rc.; die Kunst- oder Schilderkammer, wohin die meisten Maler der Stadt ihre Arbeiten schicken, um sie zu zeigen oder zu verkaufen; kostbare Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, Naturprodukten rc. Zu den Beschäftigungen der Einwohner gehören Färbereien, Wachs- und Leinwandbleichen, Kattundruckereien, Seiden-, Woll-, Gold- und Silberstoff-, Spitzen-, Papier-, Segeltuch-, Golddraht-, Glas-, Tapeten-, Leder-, Kamfer-, Zinnober-, Schwefel-, Scheidewasser-, Kupfer- und Porzellanfabriken, Zucker- und Boraxraffinerien, Diamantschleifereien, Essigbrauereien, Tabaksspinnereien, Schiftswerfte, Baumwollspinnereien, (durch Dampfmaschinen bewegt, die auch 2 große Gebäude heizen), Stückgießereien, Ankerschmieden, viele Korn-, Oel-, und Walkmühlen rc. Obgleich die Stadt zum Seehandel nicht gut liegt, da jedes Schiff erst den beschwerlichen Texel passiren, und durch großen Umweg zur Stadt gelangen muß, so können doch alle Städte der Provinz ihre Waaren vortheilhaft dahin schicken. Indessen war der durch den vortrefflichen Hafen,

die Wechselbank rc. beförderte Handel, so wie die Häringsfischerei sehr gesunken. 1798 kamen 2.986 Schiffe an, 1808 nur 361. Auch hier zeigten sich die wohlthätigen Folgen der 1813 wieder erworbenen Handelsfreiheit; denn 1816 kamen 2.563 Schiffe an. Im J. 1814 ward außer dem, was auf den Binnenwassern eingeführt ward, an Waaren eingebracht: Roggen aus der Ostsee, Ostfriesland und Brabant 3.040 Last, Weizen aus der Ostsee, Ostfriesland und Brabant 2.220 Last, Hafer aus denselben Gegenden und Ländern 214 Last, Gerste aus Ostfriesland und Brabant 180 Last, Leinsaamen aus der Ostsee 500 Last, Kaffee 69.000 Ballen und 8.100 Fässer, Tabak 3.500 Fässer, 2.900 Ballen, 115 Kisten, Zucker 8.200 Ballen, 7.900 Fässer, 350 Oxhoft, 6.600 Kisten rc. Noch sind in Amsterdam 9 Bankiers, 34 Wechsler, über 3.000 christliche und an 40 jüdische Mäkler, ein Handelsgericht, eine Wechselbank, eine octroirte afrikanische Fischereisocietät, eine Speculationsgesellschaft in Handelsfonds und Effekten, eine Handelssocietät, Schiffs-, Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften, 3 Messen rc. — Die Stadt entstand aus einem Fischerdorf, trieb aber schon 1370 einen ansehnlichen Handel, und wurde 1482 mit Mauern umgeben. Zu ihrer Vergrößerung trug der Druck der Spanier und ihre Eroberung Antwerpens im J. 1575 viel bei, aus welcher Stadt allein viele tausend Einwohner nach Amsterdam wanderten. Auch sperrte der westphälische Friede den spanischen Niederlanden die zum Handel einladende Schelde. Nun breitete Amsterdam seine Geschäfte nach allen Erdgegenden aus; es wurde das allgemeine Waarenlager aller Nationen, und konnte im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts als die erste Handelsstadt der Erde betrachtet werden. Aber London trat allmählig als Nebenbuhlerin auf, und schützte seinen Handel durch eine wichtige Seemacht, der die holländische nicht mehr gleich kam. Der Krieg mit England im J. 1780, die Unordnungen in der Bank, das Eindringen der Franzosen am 19 Dez. 1794, und die öftern politischen Veränderungen schadeten dem Handel, der auch durch keine Colonien mehr gestützt wurde. Die Stadt hat 21 Hospitäler, Kranken-, Zucht-, Besserungs- und Irrenhäuser, ein Findelhaus (1811 mit 4.000 Kindern, wovon 3.000 außer dem Hause waren) rc. Aus den milden Stiftungen, die 1792 fast 2 Millionen Fl. jährliche Einkünfte hatten, erhielten im Februar 1818 13.500 Haushaltungen und 39.000 andere Personen Unterstützung. — Amsterdam ist der Geburtsort des Philosophen Baruch Spinoza († 1687), des Historikers Pet. Corn. Hooft († 1647); der Dichter Luc. Rontgans († 1710) und Jan van Brockhuizen († 1707). — In der Nähe sind das Harlemer Holz, das königl. Museum der Naturgeschichte mit einer Menagerie und einem botanischen Garten, und prächtige Landhäuser.

Amtsassen sind Gutsbesitzer, welche ihren Gerichtsstand vor dem Amte haben, in dessen Bezirk ihre Besitzungen liegen, und dem sie ihre Steuern entrichten müssen. Sie werden den Schriftsassen entgegen gesetzt, die in der ersten Instanz unter der Regierung, Canzlei, Hofgericht rc. stehen, und entweder in Ansehung ihres Standes, Karakters und ihrer Würde, oder in Rücksicht ihrer Güter schriftsässig sind. Den Amtsässigen eröffnet der Landesherr seinen Willen durch die Beamten. Dahin gehören: 1) Edelleute, welche Bauergüter besitzen; doch sind sie, für ihre Person, keine Gerichtsunterthanen des Amtmannes; 2) Bauern, welche Bauerlehen besitzen, z. B. Mühlen, Schenken rc.; 3) Besitzer adeliger Güter, bei welchen man aber in zweifelhaften Fällen voraussetzt, daß sie nicht unter dem Amte stehen, indem die nicht streitigen Lehnsachen in der Regel allezeit ein Reservat der höhern Lehnsgerichte sind.

Amulet, ein antipathetisches Mittel gegen Krankheit, besonders gegen Zauberei, das man an den Hals zu hängen pflegte, z. B. das Kraut Moly,

wodurch Ulysses sich gegen die Bezauberungen der Circe verwahrte; ferner der Lorbeerbaum, Weidenbaum, Hagedorn, das Flöhkraut, der Jaspis. Die Aegypter insbesondere hatten eine hohe Meinung von der Wunderkraft geschnittener Steine zur Erhaltung der Gesundheit. Diese Steine erhielten gewöhnlich eine convexe Form in der Gestalt der Käfer (daher sie auch den Namen der Skarabeen führen), und wurden mit Hieroglyphen versehen. Die Griechen bedienten sich in eben der Absicht gewisser Ringe. Mit Zauberformeln heilte man Krankheiten und Schäden aller Art. So stillten die Söhne des Autolikus das Blut des Ulysses, als er von einem wilden Eber auf der Jagd verwundet worden war. Auch Chiron heilte durch Zauberformeln. Da man dem Lobe, welches man sich selbst ertheilte, oder von Andern erhielt, oft eine nachtheilige magische Wirkung zuschrieb, so pflegten die Römer nie zu loben, ohne das Wort praefiscini oder praefiscine vorauszuschicken, um dadurch die Zauberkraft unschädlich zu machen. Als Amulet bedienten sie sich auch eines Kranzes; desgleichen Halsbänder von heiligen Schnecken, Steinen und Korallen oder magischen Kräutern. Dem Speichel schrieben sie ebenfalls eine große magische Kraft gegen Bezauberung zu, vorzüglich bestrichen alte Weiber Stirn und Lippen der Kinder damit. Auch spuckte man dreimal sich selbst in den Busen, um sich gegen Zauberei zu verwahren. Uebrigens so albern im Ganzen alle jene Dinge waren, deren man sich sogar bis auf unsere Zeiten als Amulette (Talismane) bediente, so kann doch das darauf gesetzte Vertrauen der Kranken, oder die dabei zugleich anempfohlenen Nebensachen, die man gewöhnlich nicht als heilend ansieht, oft zur Genesung merklich beigetragen haben.

Amulius, Sohn des Procas Sylvius, des 14ten Königs von Latium und Bruders des Numitor. Dieser wurde nach des Procas Tode König; aber Amulius stieß ihn vom Throne, tödtete seinen Sohn und nöthigte seine Tochter, die bekannte Rhea Sylvia, eine Vestalin zu werden, um dadurch sich vor aller Nachkommenschaft von ihr zu sichern. Indessen ward Rhea doch Mutter von zwei Söhnen, und zwar ihrem Vorgeben nach von Mars. Amulius warf sie nun ins Gefängniß, und die Kinder ließ er in einem Troge in die Tiber tragen. Zum Glück war die Tiber grade angeschwollen, und wie das Wasser wieder fiel, blieben die Kinder auf dem Trocknen zurück, und so fand sie Faustulus, ein Aufseher der königlichen Heerden, der sie seiner Frau Acca Laurentia (s. d. Art.) brachte. Die nachher entstandene Fabel, daß eine Wölfin die Kinder gesäugt habe, rührte entweder daher, daß Faustulus eine säugende Wölfin bei den Kindern fand, oder daß die Säugamme Lupa hieß, oder daß Acca Laurentia selbst wegen ihrer übeln Aufführung den Beinamen Lupa erhalten hatte. Die Kinder wurden groß und zum Hirtenleben bestimmt, wobei sie sich bald durch Herzhaftigkeit und Klugheit hervorthaten. Einst hatten sie bei einem Streite zwischen den Hirten des Numitor und des Amulius für letztere entschieden; dies veranlaßte, daß Remus am Feste der Lupercalien von den erstern heimlich aufgefangen und zum Numitor gebracht wurde; dieser muthmaßte etwas vom Herkommen der beiden Brüder, und wünschte auch den Romulus zu sehen. Romulus hatte kein Bedenken, sich zu zeigen, und nun erhielt die Parthei des Numitor Anführer an den Brüdern. Remus bemächtigte sich der Stadt, und Romulus des Pallastes; Amulius wurde getödtet, und Numitor bestieg wieder den Thron.

Amurat I., mit Recht der Erlauchte genannt, sey es auch nur seines Feldherrn-Talentes halber. Er war der Nachfolger Orcaus, seines Vaters, 1360. Seine erste Sorge war: seine Staaten durch jene Provinzen zu erweitern, die er den Griechen wegnehmen konnte. Er nahm ihnen Thrazien, Gallipoli nebst Adrianopel weg, wo er den Sitz seines Reiches aufschlug. Er

schlug die Servier und Bulgaren, und eroberte das untere Mysien. Der Kaiser Paleolog, der sich durch diesen Eroberer in die Enge getrieben fühlte, schloß mit ihm einen Traktat ab, ehrvoll für den Ueberwinder und schändlich für den Besiegten. — Amurat, aufgebracht gegen seinen Sohn, der einen Aufstand angezettelt hatte, ließ diesem die Augen ausstechen, und verübte noch schrecklichere Grausamkeiten gegen diejenigen, die den Aufstand befördert hatten. Trotz seiner an seinen Feinden verübten Grausamkeiten, schmeichelte sich dieser unmenschliche Fürst dennoch, dem Cyrus nachzuahmen; aber er war weit entfernt, dessen Sanftmuth und Gefälligkeit zum Muster zu nehmen; nur durch seine Eroberungen glich er ihm. Amurat gewann 37 Schlachten, aber in der letzten verlor er sein Leben, 1389, durch einen Dolchstich, den ein Soldat der servischen Armee ihm meuchlerisch beibrachte, ob er gleich selbige in Unordnung und zum Weichen gebracht hatte. Er war es, der das furchtbare Janitscharen-Corps ins Daseyn rief; nämlich um seine Garde zu bilden, befahl er seinen Offizieren, sich jährlich den fünften Theil der jungen Leute abliefern zu lassen, die man zu Kriegsgefangenen gemacht hatte. Diese, in allen Militärübungen gebildet, belegte man mit dem Namen Janitscharen, d. i. neue Soldaten. Durch ihre Tapferkeit und Enthusiasmus erhielten sie bald großen Einfluß in der Regierung; und ob sie gleich anfangs nur das Werkzeug waren, dessen sich die Großherren bedienten, um ihr Ansehen zu befestigen, so dauerte es doch nicht lange, und sie selbst wurden ihren Herren furchtbar. Wie einst die prätorischen Garden im alten Rom, fühlten auch sie ganz die Vortheile, die ihnen ein steter Aufenthalt in der Hauptstadt gewährte, so wie die Vorzüge einer Vereinigung unter der nämlichen Fahne, und der unmittelbaren Anhänglichkeit an die Person des Herrschers. Unter einem Fürsten, der würdig war, zu regieren, waren diese Soldaten der Pforte, indem sie die Befehle des Despoten ausführten, oder ausführen ließen, die stärksten Pfeiler der unumschränkten Macht; aber unter schwachen oder unglücklichen Sultanen wurden eben diese Janitscharen aufrührerisch, nahmen und gaben den Herrscherstab nach Gefallen, und brachten ihre furchtbaren Beherrscher oft genug zum Zittern, wenn gleich sonst alle Andern vor ihnen erzitterten.

Amusette ist die Benennung einer Art kleiner Kanonen, welche eine einpfündige Kugel schießen, und ehemals, den leichten Truppen zugetheilt, im Gebirgskrieg gebraucht wurden. Jetzt sind sie ganz außer Gebrauch gekommen.

Amyclä, eine der ältesten Städte Lakoniens, am rechten Ufer des Eurotas, ungefähr 20 Stadien von Lacedämon. Ihr Erbauer war Lacedämons zweiter König Amyclas, der, nach Eusebius, 300 Jahre vor Troja's Eroberung, oder 1485 v. Chr. lebte. Als die Heracliden nachher Lakonien einnahmen, so hielten sich hier und in einigen andern Städten noch Achäer auf, bis endlich der König Telecius von Sparta alle die Städte eroberte und zerstörte. In Amyclä hatte man einen solchen Einfall schon lange vermuthet, und war daher immer auf seiner Hut gewesen. Da aber die Einwohner jedesmal durch falsche Nachrichten von der Annäherung des Feindes waren hintergangen worden; so glaubten sie sich nicht nur außer Gefahr, sondern vergaßen auch alle Vorsicht so, daß sie es bei Strafe untersagten, dergleichen Nachrichten anzubringen. Die Furcht vor der Strafe bewirkte darauf die Verschweigung der wirklichen Annäherung der Spartaner, die auf ein Mal vor den Thoren der Stadt ganz unerwartet erschienen. Die Einwohner vertheidigten sich indessen doch mit der äußersten Hartnäckigkeit, mußten aber endlich die Stadt übergeben. Von diesem Schweigen zur unrechten Zeit erhielt Amyclä den Beinamen tacitae Amyclae, welchen man nicht auf das italienische Amyclä beziehen muß. Zum Andenken dieses

so wichtigen Sieges errichtete Sparta ein Siegesdenkmal. Amyclä wurde ungefähr 38 Jahre vor der ersten Olympiade oder 813 vor Chr. zerstört, und blieb nur ein bloßer Flecken, den aber der dortige Gottesdienst merkwürdig machte. Apollo, der einer der ersten Nationalgottheiten der Spartaner war, hatte hier einen Tempel, welcher unter die berühmtesten in ganz Griechenland gehörte. Von dem Orte erhielt Apoll den Beinamen Amyclaeus. In dem Tempel desselben befand sich seine colossalische Bildsäule von Metall, ungefähr 30 Ellen (42 $^1/_2$ franz. Fuß) hoch. Sie war uralt, indem sie über das Zeitalter der homerischen Helden hinausging; übrigens war sie plump, und im ägyptischen Styl gearbeitet. Das Ganze schien eine eherne Säule zu seyn, woran ein Kopf mit einem Helme, zwei Hände mit Bogen und Lanze, und zwei Füße, von denen man nur die Spitzen sah, angesetzt waren. Um den Kopf dieser Bildsäule, die für sehr heilig gehalten wurde, zu vergolden, schickten die Lacedämonier einst in ganz Griechenland umher, ohne jedoch das nöthige Gold dazu auftreiben zu können, welches sie endlich vom Lydischen Krösus erhielten, an den sie das Orakel verwiesen hatte. Heyne widerspricht dieser Erzählung, die sich auf eine Stelle im Pausanias gründet, und nach Herodot haben die Lacedämonier das Gold von Krösus zu einer Bildsäule des Apollo zu Thornax anwenden wollen. In Sparta war auch ein besonderes Haus, welches den Namen Chiton (Gewand) daher führte, weil die Spartanerinnen jährlich ein Gewand für jene Statue in demselben webten. Die Spartaner gaben in der Folge einem gewissen Künstler Bathycles aus Magnesia, den Auftrag, der Gottheit einen Thron zu verfertigen, welchen dieser zur allgemeinen Bewunderung ausführte. Der Thron war mit vielen Bildsäulen umgeben, und alle seine Wände, von außen und von innen, waren mit erhabenen Arbeiten geziert. Zum Fußgestelle diente ein Sarkophag, worin die Gebeine des Hyacinthus befindlich waren, und welcher ebenfalls mit einer Menge Bildwerk versehen war. Von diesem Kunstwerk hat uns Pausanias eine umständliche Beschreibung hinterlassen, und eine vortreffliche Erklärung derselben findet man in Heyne's antiq. Aufsätzen 1s St. S. 1. Ersterer nennt das ganze Kunstwerk des Bathycles einen Thron, ohne die Gestalt desselben näher zu bestimmen. Man könnte sich ihn von der Gestalt eines halben Zirkels vorstellen, so daß er zwei hervortretende Arme hatte. Die Bildsäule stand in dem Sitze desselben; denn da sie vorher schon verfertigt und ein stehendes Bild war, so konnte sie nicht zum Sitzen eingerichtet werden. Der Sitz hatte wahrscheinlich verschiedene Einschnitte, von welchen der mittelste der weiteste war, und in diesem stand die Bildsäule mit den Füßen auf dem Sarkophag. Aus der oben angegebenen Größe des Kolosses kann man nach den Regeln der Symmetrie schließen, daß das Fußgestell wenigstens 10 Ellen, und der über das Bild hervorstehende Theil des Throns wenigstens auch 10 Ellen Höhe gehabt haben müsse, so daß man also die Höhe des ganzen Throns wenigstens auf 50 Ell. rechnen kann. Setzt man nun noch die verhältnißmäßige Breite dazu, so bekommt man ungefähr eine Idee von dem Erstaunlichen des Kunstwerks. Sehr wahrscheinlich befand sich der Thron nicht in einem Tempel, sondern im Freien. Vor dem Throne an beiden Armen desselben standen zwei Grazien und zwei Horen, die den Thron zu tragen schienen; eben so zwei Grazien und zwei Horen hinten am Throne an beiden Enden; links die Echidna und der Typhon; rechts zwei Tritonen. Die Figuren am Throne waren wahrscheinlich in Felder getheilt, wie man an mehreren alten Kunstwerken findet, und die Bildnerei selbst war unstreitig erhabene Arbeit. Die Beschreibung der einzelnen Felder findet man in Heyne's Werke. Uebrigens beziehen sich die Figuren im Allgemeinen auf die Thaten der alten Heroen

und andere Dichtungen der Griechen. Der Platz, wo dies Heiligthum stand, das Amycläum, lag in einer sehr fruchtbaren, angenehmen und mit Bäumen besetzten Gegend. Es gehörte zum Stadtgebiete von Sparta, und hatte sich bis zu des Pausanias Zeit, 200 Jahre nach Chr., erhalten. Der Dienst des Amycläischen Apolls wurde von Priesterinnen besorgt, deren oberste allemal den Titel Mutter führte. Diese Nachricht findet sich zwar in keinem alten Schriftsteller, man hat sie aber aus Inschriften geschlossen, die der Abt Fourmont in der Gegend von Amyclä fand. Nicht weit von Amycläum soll noch ein anderer alter Tempel gestanden haben, inwendig 17 Fuß lang und 10 1/2 Fuß breit, dessen Wände und Dach fünf unbehauene, schwarze, 5 Fuß dicke Steine ausmachten. Ueber der Thüre soll eine sehr alte Schrift gestanden haben, des Inhalts: Onga geweihet von Eurotas, König der Ikteukraten. Onga war eine alte ägyptische oder phönicische Gottheit, und Ikteukraten ein alter Beiname der Lacedämonier. Eurotas, ihr Fürst, lebte 300 Jahre vor dem trojanischen Kriege. Diese Inschrift, die ebenfalls der Abt Fourmont gefunden hat, wäre also sehr alt. Was andere Gelehrten theils für, theils wieder diese Angabe sagen, findet man in Heyne's antiq. Aufsätzen. Zu den Merkwürdigkeiten im Amyclä gehören noch ein Tempel und eine Bildsäule der Alexandra (oder Cassandra, Priams Tochter), desgleichen eine Bildsäule der Clytämnestra. Außer dem Apollo Amycläus wurde noch zu Amyclä der Dionysus oder Bachus verehrt, der daselbst den Beinamen Psilas, der Beflügelte (nach dem Dorischen) führte. Auch sahe man hier auf einer Säule das Bild eines Athleten, der sterbend die Siegerkrone empfieng; ferner mehrere eherne Dreifüße, wovon zehn mit erhabner Arbeit von den Lacedämoniern wegen ihrer Siege über die Messenier gewidmet waren. Uebrigens war die Gegend um die Stadt Amyclä sehr schön. Lachende Wiesen, fruchtbare Felder und herrliche Bäume wechselten auf die angenehmste Art, mit einander ab. Jetzt heißt der Ort Sklavochori. Ueber das hier gefeierte spartanische Nationalfest Hyacinthia, s. d. Art. Nach Statius war es der Ort, wo Tyndareus und Leda lebten, wo also Helena und die Dioscuren geboren wurden. Flüchtlinge von Amyclä legten in der Folge die Stadt Gortynnä in Creta an.

Amycus, ein Sohn des Neptun und König in Bebrycien, hatte mit Cästus den Faustkampf erfunden. Jeden Fremden, der in sein Land kam, foderte er auf, mit ihm zu kämpfen, und wenn er ihn besiegte, so mußte er ohne Rettung sterben. Als die Argonauten hierher kamen, foderte er den Tapfersten unter ihnen zum Kampfe heraus. Pollux stellte sich gegen ihn, und erschlug ihn und den Cästus. Auf sein Grab pflanzten die Einwohner eine gewisse Art Lorbeerbäume, von denen ein Zweig die Eigenschaft gehabt haben soll, daß, wenn man ihn auf ein Schiff brachte, er so lange einen wüthenden Streit erregte, bis man ihn ins Meer warf. Epicharmus und Pisander beim Scholiasten des Apollon II. 98. erzählen, daß Pollux ihn nicht im Kampfe erschlagen, sondern ihn überwunden, und an einen Lorbeerbaum gebunden habe. Von weiterm Erfolge weiß man aber nichts. Diese Angabe ist auf einem bronzenen Kästchen, das sich in der Bronzensammlung des ehemaligen Collegium Romanum befindet, abgebildet, wovon Heyne in seinen antiq. Aufsätzen eine schöne Erklärung gegeben hat.

Amymone, ein kleiner Fluß in Argolis, fällt in den See bei Lerna, und ist durch die alte argivische Mythengeschichte bekannt. Amymone, die Tochter des Danaus, war einst aus Müdigkeit vom Herumstreifen nach einer Quelle, eingeschlafen, und wurde von einem Satyr überrascht. In der Noth rief sie Neptun um Hülfe, der auch sogleich seinen Dreizack nach dem Satyr warf; und da der Dreizack in einen Felsen fuhr, so entspran-

gen auf der Stelle drei Quellen. Neptun fand aber selbst Gefallen an der Geretteten, und zeugte mit ihr den Nauplius. Die drei Quellen erhielten nach ihr den Namen Amymone.

Amyntas, des Europus, oder, nach Andern, des Aeropä Sohn, der neunte König in Macedonien (nach Hederich); er regierte zur Zeit des Darius Hystaspes, und wurde von diesem gezwungen, ihm Tribut zu bezahlen. Auch den Atheniensern mußte er seine Seestädte zu Handlungsniederlagen überlassen. Sein Sohn und Nachfolger war Alexander der Erste.

Amyntas, ein Enkel Alexanders I., und Vater des großen Philipp. Er entriß dem Usurpator Pausanias das Reich wieder, und tödtete ihn. Er regierte 24 Jahre, und unter ihm bekam Macedonien den ersten Einfluß auf Griechenland. Er hatte mehrere Söhne, die nach seinem Tode um die Nachfolge in Streit geriethen, und das Reich in Verwirrung brachten, bis Philipp die Oberhand behielt.

Amyntas, einer von den Feldherrn des Königs Philipp von Macedonien, der, nach beschlossenem Kriege gegen Persien, von diesem nebst dem Parmenio und Attalus voraus nach Asien geschickt wurde, um die Perser zu beunruhigen. Man hält ihn für einen Sohn des Perdiccas, Philipps Bruder.

Amyntas, des Antiochus Sohn, ein Feldherr Alexanders. Er ging zu den Persern über, und wurde, als er sich Aegypten unterwerfen wollte, von dem Statthalter des Darius erschlagen.

Amyntas, ein König in Galatien und Lycaonien, schickte anfangs dem Antonius gegen den Octavius Hülfstruppen, war aber klug genug, noch vor der Schlacht bei Actium auf Octavius Seite zu treten, wodurch er sein Königreich behielt.

Amyntor, Sohn des Ormenus, wohnte zu Eleon, wo er von Ulysses Großvater, dem Autolykus, überfallen und ausgeplündert wurde. Unter der Beute befand sich der Helm Amyntors, der, nachdem er durch viele Hände gegangen war, endlich an den Meriones kam, welcher ihn mit nach Troja brachte, und ihn da dem Ulysses, als er das feindliche Lager auskundschaften wollte, übergab. Es war aber dieser Helm aus Fellen gemacht, inwendig mit Riemen verbunden, und mit Filz ausgefüttert. Außerhalb war er mit weißen Schweinszähnen besetzt. Amyntors Sohn war Phönix, nachheriger Erzieher des jungen Achills.

Ana, Anna, eine Stadt in Paschalik Raca in Mesopotamien, theils auf einer Insel, theils an beiden Ufern des Euphrat, wovon die Südseite zu Arabien gehört, mit 3.000 Einwohnern, in einer an Datteln, Oliven, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Baumwolle, Getreide, Hirse und Wein fruchtbaren Gegend. Sie gehört dem Groß-Emir der Sandwüste Syriens, von dem die meisten übrigen Stämme dieser Wüste abhängig sind, auch residirt er einige Monate des Jahrs in der Stadt, aber die meiste Zeit nomadisirt er unter Zelten.

Ana, in den vorigen Jahrhunderten, ein mit dem eigenen Namen zusammengesetzter Titel für solche Bücher, welche kleine gesammelte merkwürdige Schriften berühmter Männer enthielten, z. B. Menagiana.

Anacamptisch, zurückwerfend, zurückprallend, wird sowohl von dem Schalle, als auch von Lichtstrahlen gebraucht; daher man die Catoptrick auch Anacamptick nennt.

Anacharsis der Jüngere, von Geburt ein Scythe, ist bekannt durch seine viele Wanderungen, die er der Wissenschaft zu Liebe unternahm. Als ein Freund der Weisheit wurde er unter die 7 Weisen aufgenommen. Er war ein Zeitgenosse des Solon, und kam Ol. 463 nach Athen. Nach seiner Rück-

kehr wurde er von Saulius, dem Könige, seinem Bruder, erschossen, weil er der Cybele heimlich opferte, aller weiblicher Gottesdienst den Scythen aber unbekannt bleiben sollte. Man hat 9 Briefe unter seinem Namen; sie sind aber nicht von ihm, und befinden sich in der Sammlung von Aldus und Lubinus. Der berühmte Abbé Barthelemy (s. d. Art.) hat unter dem Titel: Anacharsis Reisen, ein sehr gelehrtes und interessantes Werk geliefert.

Anachoret, ein in stiller Einsamkeit außer aller menschlicher Gesellschaft lebender, dem beschaulichen Leben und frommen Betrachtungen gewidmeter Mönch.

Anachronism heißt ein Fehler in der Zeitrechnung, da eine Begebenheit früher oder später angesetzt wird, als sie wirklich Statt fand.

Anaclastische Linien werden die Krümmungen genannt, welche grade Linien zu nehmen scheinen, wenn sie durch gebrochne Strahlen gesehen werden, z. B. wenn die Decke des Zimmers von einem durch ein Glas sehendes Auge betrachtet wird.

Anacoana, Königin von Xiragua, auf der Insel St. Domingo, war eine der erlauchtesten Schlachtopfer der spanischen Barbarei. Als die neue Welt entdeckt ward, nahm sie Barthol. Colomb, Bruder des Christoph Colomb, mit Herzensgüte auf. Zwar brachte ihr Land kein Gold hervor; dagegen lieferte sie den Spaniern Lebensmittel und Baumwolle in Ueberfluß. Nach dem Abzuge des Bartholomäus kam der Spanier Ovando, der von der Insel Besitz genommen hatte, nach Xiragua mit einem Gefolge von 300 Mann Infanterie und 70 Reitern. Die Königin, ohne das mindeste Mißtrauen, glaubte, daß Ovando ihr einen freundschaftlichen Besuch abstatten wollte. Sie empfieng ihn unter Freudenfesten und Frohlocken eines entwaffneten Volkes. Ein herrliches Gastmahl wird zubereitet, alle Caciken des Landes werden dazu eingeladen; in diesem Augenblick läßt Ovando den Saal umzingeln, Feuer anlegen, und die Gäste den Flammen preis geben, nachdem er vorher die Anacoana herausgezogen hatte, um sie nach St. Domingo zu führen, wo der Unmensch, aufgebracht über die gerechten Vorwürfe, die diese Unglückliche ihm machte, selbige mit dem Strange hinrichten ließ.

Anadoli, Natolien, auch Levante (das Morgenland), sonst Kleinasien genannt, die westliche Halbinsel Asiens, zwischen dem schwarzen Meer, dem Archipelagus und dem mittelländischen Meer, 40° 30′—58° 30′ O. L. 34° 20′—42° 15′ N. B. 12.730 Quadratmeilen groß. Das Clima ist im Norden gemäßigt, in der Mitte wegen der hohen Gebirge rauh, im Süden fast unerträglich heiß; daher ist dieser Theil wenig angebaut. Zu den Produkten gehören: Getreide, Reis, Tabak, Safran, Wein, edle Früchte, Oel, Baumwolle, Rhabarber, Sennesblätter, Färberröthe, Holz (wichtig für die türkische Marine), Hausthiere, Seide, angorische Ziegen, Honig, Wachs, Metalle: es hat warme Bäder und Mineralquellen. Die Einwohner, ungefähr 6 Millionen, sind Türken, Turkmanen, Karamanen (gefährliche Räuber, und selten der Regierung gehorsam), Armenier, Griechen, Kurden, Juden, Europäer (Franken). Sie unterhalten Musselin-, Baumwoll-, Seide-, Gold- und Silberstoff-Fabriken. Das Land ist in 4 Provinzen oder Beglerbegschaften eingetheilt: Anadoli im engern Sinne (oder die westliche kleinere Hälfte), Karamanien, Dulgadir-Ili und Amasan, die wieder in mehrere Paschaliks getheilt werden. Aber über einen Theil des Innern herrschen unabhängig von den Befehlen der Pforte die Oberhäupter Dschapan-Oglu und Kara-Osman-Oglu.

Anagnosten, bei Römern und Griechen eine Art von Bedienten, welche ihren Herren während der Mahlzeit, des Badens u. s. w. vorlasen. Sie

mußten wissenschaftliche Kenntnisse, eine reine, deutliche und wohlklingende Stimme, und einen angenehmen Vortrag haben. Gewöhnlich wurde aus den Werken der Dichter, Redner und Geschichtschreiber vorgelesen. Diese Gewohnheit rührte wahrscheinlich von einem alten, schon vom Homer erwähnten, Gebrauche her, sich lyrische und epische Rhapsodien von den Dichtern selbst vorsingen zu lassen, und wurde vermuthlich vom Pythagoras zuerst eingeführt. Unter dem Kaiser Claudius standen die Anagnosten in großem Ansehen.

Anagogien hießen die feierlichen Opfer, die man der Venus zu Eryx in Sicilien, wo sie einen prächtigen Tempel hatte, darbrachte. Man glaubte, daß die Göttin zur Zeit dieses Festes Sicilien verlasse, und nach Afrika zurückkehre. Dieser Glaube gründete sich auf folgenden Umstand. Das ganze Jahr über pflegten sich um den Berg Eryx und dessen Tempel eine Menge Tauben aufzuhalten, die aber zu einer gewissen Zeit sämmtlich verschwanden, und, wie man glaubte, nach Libyen flogen. Da nun die Tauben der Venus heilig waren, so entstand daraus jene Sage von der Abreise der Göttin selbst. Nach neun Tagen kamen die verschwundenen Tauben wieder, und an ihrer Spitze eine röthliche und vorzüglich schöne Taube, und nun feierte man mit vieler Freude das Fest der Catagogien, so wie zur Zeit der Abreise die Anagogien.

Anaitis, ein Name, unter welchem die Venus zu Zela in Pontus am Flusse Scylax verehrt wurde. Die ganze Gegend war der Göttin heilig; daher ihre Priester eine große Menge Einkünfte genossen. In ihrem prächtigen Tempel mußten Alle schwören, die ein öffentliches Amt bekleideten. Die in dem Tempel dienenden Frauenzimmer, welche oft vom vornehmsten Geschlechte waren, mußten sich allen Mannspersonen überlassen, und wurden dann nach einer gewissen Zeit verheirathet, ohne daß sich Jemand weigerte, sie zur Ehe zu nehmen. Man erzählt folgende, die Statue dieser Göttin betreffende, Anekdote. Im parthischen Kriege hatten die römischen Soldaten diese Bildsäule, welche von gediegenem Golde war, zerhauen. Augustus speiste einige Zeit nachher bei einem, der diesem Feldzuge beigewohnt hatte, und fragte: ob es wahr sey, daß derjenige, welcher die Göttin zuerst verletzt habe, gelähmt worden, und Gesicht und Leben verloren habe? Ich selbst habe den ersten Stich geführt, antwortete der Krieger, und Du, Kaiser, speisest jetzt von dem einen Schenkel der Göttin.

Anakreon wurde zu Tejos in Jonien geboren; er lebte zwischen Ol. 52 — 70 oder 530 v. Ch. G. Weil er durch lieblichen Scherz und frohen Witz zu unterhalten und zur Lust zu stimmen wußte, suchten Polykrates auf Samos, und Hipparchus zu Athen seinen Umgang. Nach der Ermordung dieses hoffnungsvollen Pisistratiden zog er nach Abdera, lebte hier ein wonniges Alter, und starb in seinem 85sten Jahre. Seine Liebe zum Wein mag das Mährchen, er sey durch den Kern einer Traube erstickt, veranlaßt haben. Dieser Sänger zärtlicher Liebe und der Freude, der Liebling der Charitinnen wird mit Recht unter die 9 vorzüglichsten Lyriker gezählt, und billig ehrten die Griechen, besonders seine Vaterstadt, sein Andenken. Von Anakreons Oden und Liedern in 5 Büchern sind nur 65 auf uns gekommen, und von diesen verwirft die Kritik einen ziemlichen Theil als unächt. Das Sylbenmaaß, in dem er schrieb, ist nach Hermann der Jonicus major mit dem Auftackt, nach Voß besteht es aus 2 steigenden Joniern. Seine Dichtungen gefallen durch natürliche Anmuth, Freiheit, Zartheit der Empfindung, heitern Sinn, durch liebliche kindliche Naivität; so wie eine fast unnachahmliche Leichtigkeit, das Natürliche der Einkleidung und der fröhliche Lebensgenuß, den sie athmen, sie auszeichnet. Eine treffliche Ausgabe ist die von E. A. Möbius (Halle 1810);

übersetzt ist er von Ramler, Overbeck, Brosse; die beiden letzteren aber stehen weit hinter der erstern.

Analecten, 1) eine Art Hausbedienten bei den Römern, welche die von der Tafel auf die Erde gefallnen Brocken nach dem Essen auflesen, und das Zimmer reinigen mußten; 2) die zusammengesuchten Brocken selbst; 3) eine Sammlung kleiner schriftlicher Aufsätze.

Analemma ist eine Projection des Himmels auf der Fläche des Meridians, wo man annimmt, der colurus solstitiorum komme mit ihm überein, und das Auge sey in einer unendlichen Weite über demselben erhaben. In dieser Projection ist der colur. solstit. mit allen seinen Parallelkreisen in concentrische Kreise gebracht, und alle Kreise gehen durch das Auge. Es erscheinen daher der Horizont und seine Parallelkreise als gerade Linien = ihren Durchmessern; alle schiefen Kreise hingegen erscheinen als Ellipsen mit den Durchmessern der Kreise als Transversalaxen. Es dient dieses Instrument, um mancherlei astronomische Aufgaben, als Sonnen-Auf- und Untergang, Tages- und Stundenlänge u. s. w., zu lösen, und besteht in einer ebenen Fläche von Holz oder Messing mit einem Horizont. Auch hat es seinen Nutzen für die Gnonomik.

Analogie nennt Kant die Gleichheit zweier qualitativen Verhältnisse, oder eine vollkommene Aehnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen. — In der Mathematik heißen Analogien Formeln der Gleichheit zwischen 2 quantitativen Größen. Hier wird die Größe X. durch eine bestimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philosophie nur qualitative Verhältnisse (der Eigenschaften) gegeben sind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenschaft gefunden werden soll.

Analyse, eine chemische Scheidung der Körper in ihre ursprüngliche Bestandtheile, wobei zugleich ihre Quantität und Qualität ausgemittelt wird. So ist durch chemische Analyse das Wasser in Sauer- und Wasserstoff zerlegt worden. Salpetersaures Ammonium besteht, wie der Name angibt, aus Ammonium, Salpetersäure und Crystallwasser; allein da Salpetersäure in Stick- und Sauerstoff, Ammonium in Stick- und Wasserstoff, und Wasser in Wasser- und Sauerstoff zerlegt werden kann, so stellen sich demnach nur Wasser- Stick- und Sauerstoff als Grundbestandtheile jenes Salzes durch die Analyse dar.

Analysis ist in der Logik Auflösung eines allgemeinen Begriffs in seine einfachen Merkmale. In der Philosophie geht die analytische Methode von dem, was gesucht wird, als schon gegeben, aus, und steigt so zu den letzten Gründen auf, die dessen Möglichkeit bedingen. Bei Beobachtung geht man analytisch zu Werke. — Die Analysis in der Mathematik betrachtet die Größen in unbestimmten Zahlen. Sie handelt entweder von Größen, deren Theile endlich sind, oder sie forscht die Natur und das Verhältniß der Größen, in sofern sie aus unendlich kleinen Theilen bestehen. Von der letztern, die Newton nur ahnete, hat Leibnitz zuerst die Grundregeln entdeckt, und sie als eine neue Wissenschaft eingeführt.

Anam, ein Kaiserthum in Hinterindien, 118° 20' — 126° 30' L. 8° 19' — 22° 45' N. Br., umfaßt die Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Camboja, Laos und Lactho, gränzt im Norden an China, im Osten, Süden und Südwesten an das chinesische Meer, im Westen an Siam und Birma, und enthält 18.215 □ Meilen. Von China wird das Land durch Wüsten voll ungesunden Wassers und unübersteigliche Gebirge getrennt, deren enge Pässe sogar zugemauert sind. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten von einander getrennt, die, wie die Alpen, sehr schroff sich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einschließen, die reichlich gewässert werden, und sogar schiffbare Flüsse besitzen, von denen der Cam-

bodia bis 25 Lieues hinauf befahren werden kann. Das Clima ist im Ganzen gesund, und die brennende Hitze wird durch die Nähe des Meeres und die periodischen Regen und Winde gemildert. Die wichtigsten Produkte sind: Ananas, Bananen, Kaffee, Thee, Zimmt, Zuckerrohr, Pfeffer, Ingwer, Kokosbäume, Baumwolle, Bambusrohr, Gummibäume (aus denen die Chineser den schönen Lackfirniß machen), Citronen, Pomeranzen, Granaten, auch die hierher verpflanzten Pfirsichen, Pflaumen, Kartoffeln, Ignamen, Pataten, Reis (in dreifachen jährlichen Aernten, die Hauptnahrung der Einwohner), Benzoe (Harz von einem Storarbaum), Sopan= und Aguilaholz; Elephanten, Rhinoceros, Tiger, wilde Schweine, Damhirsche, Gazellen, Affen, Bisamthiere, Hunde (stärker und bösartiger, als die europäischen), Schlangen (von der Stärke eines Mannesschenkels, welche einen Ochsen erdrücken), Fische, Seide, weißes Wachs, indische Vogelnester; Kupfer (ein Regale), Eisen, feines Gold (dessen Nachgraben verboten ist, um nicht die Habsucht der Europäer zu reizen), Zinn, Blei, Edelsteine, Salz, Salpeter ꝛc. — Die Einwohner, deren Zahl man auf 23 Millionen schätzt, gehören zur mongolischen Raçe, haben eine gelbbraune Farbe, und sind den Chinesen ähnlich, von denen sie sich jedoch durch eine geistreichere Physiognomie und eine hervortretende Nase unterscheiden; ihre Frauen sind schön, haben große, schwarze Augen und Haare, und sind bereits im zwölften Jahre mannbar. Ihre Sprache ist ein Dialekt der chinesischen, einsylbig und unvermögend, abstracte Begriffe auszudrücken, aber dennoch kraftvoll und nicht mit Hyperbeln überladen. Ihre Literatur ist reich an moralischen, dramatischen und botanischen Werken. Der Calender wird von einigen Gelehrten am kaiserlichen Hofe herausgegeben. Die Einwohner sind ehrlich, gastfrei, höflich und zuvorkommend, und behandeln das Alter und das weibliche Geschlecht mit großer Achtung. Die bildenden Künste stehen hier auf derselben niedrigen Stufe, wie in China; nur in der Tanzkunst haben es die Einwohner weiter gebracht. — Die Anzahl der Tempel und Bonzen (Su) ist sehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren eigenen Schutzgeist hat. Die Wilden in den Provinzen Lactho, Laos und Tsiampa haben gar keine Begriffe von einem höhern Wesen, bringen aber doch einem bösen Geiste (Nghan) Opfer. Die christl. Religion zählte durch den Eifer der kathol. Missionäre, die unter dem Namen Mathematiker geduldet werden, 1780 an 300.000 Bekenner. — Die Einwohner unterhalten Baumwoll= und Seidenfabriken, und treiben die Schiffsbaukunst. Nur Ein guter Hafen findet sich in der Bai von Han oder Turon 16° 7′ N. Br. Obgleich die Engländer die Hauptlieferanten der Waffen für die Armee zu seyn scheinen, so haben sie doch noch keine Handlungsverbindungen mit diesem Volke schließen können. — Die Regierungsform ist streng despotisch. Der Kaiser regiert mit Beihülfe von 4 Ministern. Ihre Würde bekleiden gemeiniglich die nächsten kaiserl. Verwandten. Die Statthalter der Provinzen werden nur auf 3 Jahre bestellt. Das Finanzsystem ist sehr drückend, und reich an willkührlichen Erpressungen. Die Armee war 1806 in Friedenszeiten 150.000 Mann stark, auf chinesische Art organisirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen versehen. Die Marine ist 200 Galeeren und 25 Fregatten von 10 Kanonen stark; 26.800 Seesoldaten bedienen sich furchtbarer Brandraketten. — Das Reich zerfällt in 3 Hauptheile: 1) Tunkin mit 12 Provinzen; 2) Cochinchina mit 11 Provinzen; 3) Cambodia. Die Hauptstadt ist Bac=Khin. Mehreres siehe im Artikel Cochinchina und Tunkin.

Anamaboa, englisches Fort auf einem hohen Felsen, im Reiche Fanthi, auf der Goldküste in Guinea, regelmäßig mit 30 Kanonen besetzt. Die

dabei liegende Negerstadt mit 10.000 Einwohnern ward vor etwa 15 Jahren von den Engländern zerstört.

Anamorphose, die Zeichnung einer Figur, welche in gewissen Spiegeln, als cylindrischen, konischen u. dgl. betrachtet, ein ganz anderes Bild darstellt, als wenn man sie auf andere Art mit den bloßen Augen betrachtet. Am Leichtesten werden sie mit einer von J. Leupold erfundenen Maschine gezeichnet, welche anamorphotische Maschine heißt.

Ananas, eins der köstlichsten Gartengewächse, welches aber bei uns in unserm nördlichen Klima nur in Treibhäusern gezogen wird. Das eigentliche Vaterland dieser Frucht ist Brasilien, Peru, Ostindien und andere unter diesem Klima liegende Länder. Der Geschmack und Geruch dieser Frucht sind so angenehm, daß man sie für die herrlichste Frucht Indiens hält, und daher auch keinen Aufwand und Mühe gescheuet hat, sie in Europa zu erziehen. Sie schmeckt ohngefähr wie die schönste Melone und vortrefflichste Aprikose, enthält aber einen kühlenden und viel aromatischern Geschmack, als jene. Man unterscheidet davon sechs Arten: 1) die eirunde Ananas mit weißem Fleische. Diese Sorte ist in Europa am Gemeinsten. Die Blätter stehen wie bei der Artischoke, haben etwas Aehnliches mit den Aloeblättern, sind lang, dick, machen in der Mitte eine Hohlung, sind ziemlich schmal, gehen spitzig zu, und sind um den Rand mit kleinen spitzigen Stacheln besetzt. Aus der Mitte dieser Blätter kommt ein aus verschiedenen, fleischigen Früchten bestehender Zapfen hervor; sie sind anfänglich durch Schuppen von einander getheilt, gehen aber nachher unter einander. Auf dem Gipfel des Zapfens befindet sich ein Büschel von Blättern, welche so, wie die untersten, aussehen. Die Frucht ist inwendig weiß und auswendig gelb. Diese Sorte der Ananasse blühet hellblau. 2) Die stachlichte und pyramidenförmige Ananas mit goldgelbem Fleische, Bonjama oder Zuckerhut-Ananas genannt. Ihr Zapfen geht spitzig zu, und ist größer, als bei der vorigen. Das Fleisch ist gelb und überaus wohlriechend. Die Blätter sind auf der ganzen innern Fläche mit Purpur gesprengt. 3) Die olivenfarbige Ananas mit gelbem Fleische. 4) Die grüne Ananas, sie ist jetzt die seltenste in Europa. 5) Die Pitt-Ananas. Sie ist kleiner, als die vorigen, und hat kein stachlichtes Blatt. 6) Die eirunde Ananas mit goldgelbem Fleische hat einen etwas quittenähnlichen Geschmack; es ist eine von den kleinsten Ananassen; man hält sie aber für die Beste von allen; auch macht sie die Zähne nicht stumpf oder das Zahnfleisch blutend. Die Frucht der Ananasse ist anfangs grün, im reifen Zustande gelb oder orangenfarbig, enthält innerlich ein saftiges Fleisch, welches sich durch zarte Fäserchen mit dem Stengel fest verbindet, und da diese strahlenförmig gehen, scheint die der Breite nach zerschnittene Frucht gleichsam eine gemalte Sonne abzubilden. In der Frucht liegen hin und wieder einige, den Apfelkernen ähnliche, Samenkörner. Jeder Stock trägt nur ein Mal Frucht, treibt aber aus der Wurzel, zuweilen auch aus dem Stengel, neue Schößlinge. Die völlig zeitige und reife Frucht behält nur wenige Tage ihren Saft und den reizenden Geschmack. Will man sie einige Tage aufbehalten, so schneidet man sie, ehe sie noch völlig reif geworden, ab, und legt sie an einen kühlen Ort. Die Früchte werden mit der Krone auf die Tafel gesetzt, weil solche, wenn diese zuvor abgenommen worden, viel am Geschmacke verlieren, indem durch die gemachte Oeffnung sowohl ein Theil des Saftes entgeht, als auch die feuchten Lufttheilchen sich hineinziehen. Die Wurzel des Ananas ist etwas dick, geht tief in die Erde, vertheilt sich in einige fasserigte Theile, und hat überhaupt viel Aehnlichkeit mit der Wurzel der Artischoke. Zwischen den Blättern, derer fünfzehn und mehrere aus der Wurzel hervorsprossen, ragt ein Stengel oder Stiel hervor, welcher nach Verhältniß der Sorte einen Schuh

oder mehr lang, rund, fingerdick, von hellgrüner Farbe, und mit zwei bis drei kleinen Blättchen bewachsen ist. Dieser Stengel trägt die länglich runde Frucht, die mit ihren blasenähnlichen Knötchen mit der Pinienfrucht übereinkömmt, von den Reisebeschreibern daher Pinhas genannt wird, und unsern Tannenzapfen nicht unähnlich ist. Indem nun die Früchte größer werden, kommen aus der Mitte blaue Blümchen hervor. Aber aus der Frucht entspringt gleichsam eine neue Pflanze, in welcher alle Theile des künftigen Gewächses verborgen liegen, welche hernach, wenn diese Blätterkrone wieder der Erde anvertraut wird, auseinander getrieben, und zu einer vollkommenen Ananas werden. Dieser Kronen oder Blätterbüsche finden sich zuweilen zwei, ja wohl gar drei, und es ist besonders die Gattung der größern Ananas vor allen zu doppelten Kronblätter geneigt. Die Vermehrung der Ananas geschieht auf mehrere Art. 1) Durch die eben gedachte Krone; 2) durch den Samen; 3) durch die an dem Stengel unter der Frucht in den Winkeln der Blüthblätter austreibenden Schößlinge; 4) durch die an den alten Pflanzen nachwachsenden Ausläufer.

Anancophagia nannte man die Nahrung der Athleten, weil sie gezwungen waren, viel zu essen. Anfangs war ihre Nahrung sehr einfach, und bestand in trockenen Feigen, Nüssen und weichem Käse, oft auch in Zugemüse, die sie ohne Brot aßen. Nachher führte ein gewisser Pythagoras, der die Athleten im Ringen übte, die Fleischspeisen ein, weil sie mehr Kräfte geben. Man nahm dazu das nahrhafteste Fleisch, das am Feuer geröstet, und mit grobem ungesäuerten Brote genossen wurde. Auch aßen sie sehr viel, theils weil sie, wie gesagt, viel essen mußten, theils zufolge ihrer Jugend und ihrer Uebungen, welche letztern ihnen starken Appetit zu erregen fähig waren. Das übermäßige Essen hatte aber auch nachtheilige Folgen. Die meisten bekamen einen ungewöhnlich dicken Körper, der ihnen bei vielen Uebungen, z. B. beim Laufen, Springen u. s. w. hinderlich seyn mußte, und der höchstens nur Pankratiasten vortheilhaft war, weil diese mit der Last ihres Körpers den Gegner niederzudrücken suchten. Viele litten auch durch ihre undiätetische Lebensart an ihrer Gesundheit, oder wurden träge, und zum Schlafe geneigt; noch Andere wurden gefräßig, wovon man merkwürdige Beispiele hat, wie z. E. an Milo von Kroton. Ihre stärkste Mahlzeit war des Abends, damit sie während der Nacht verdauen, und am Morgen mit neuen Kräften zu den Uebungen gestärkt, wieder aufstehen möchten. Zu Mittage aßen sie fast nichts, als ein grobes, für sie besonders zubereitetes Brot. Auch tranken sie keinen Wein, und enthielten sich der Liebe.

Ananden, eine ungeheure Schlange, von der die Mythologie der Hindus sagt, daß sie die Welt unterstütze, und dem Gott Wischnu zu einem Throne diene.

Anapa, Anapolis, russische Festung an der Nordwestgränze der Abchasienküste, an der Westseite des Caukasus, am schwarzen Meer, mit 40 Häusern, treibt Handel mit Wachs, Honig, Wolle, Pelzwerk und Sklaven nach Rußland und Constantinopel. Hier fängt seit dem persischen Frieden 1813 die an den Küsten des schwarzen Meeres bis Bathumi in Guria herunter reichende russische Gränze an. Auch die benachbarten Abassen und Tscherkessen benutzen diese Festung als Handels- und Tauschplatz. Im Osten und Norden sind die Wohnungen der räuberischen Natuchaschen (Netquadscha), in deren Bezirk sich ein viereckiger Wall und Graben mit 4 Ausgängen nach römischer Art befindet.

Anathema. Dieses griechische Wort hat eine zweifache Bedeutung. Anathēma heißt Alles, was man der Gottheit zu Ehren in den Tempeln oder Kirchen feierlich aufhängt oder aufstellt. Bei den Völkern des Alterthums, wie bei den Griechen und Römern, bestanden solche Geschenke in

Kränzen, Kleidern, goldenen, silbernen, ehernen Gefäßen u. s. w. Man wollte dadurch den Zorn der Götter besänftigen, Wohlthaten von ihnen erbitten, oder für empfangene danken. Oft schrieb man selbst auf das Anathema die Ursache des Darbringens, gewöhnlich aber wurde diese auf einem beigefügten Täfelchen bemerkt, oder durch ein Gemälde dargestellt. Auch gehörte hierher noch der Gebrauch der alten Völker, den Zehnten von den Früchten der Aecker, vom Gewinnst der Kaufleute, von confiscirten Gütern, von Bergwerken, insbesondere von der im Kriege gemachten Beute, auf diese Art den Göttern zu weihen. So widmeten nach Ueberwindung der Perser alle Griechen dem delphischen Apoll einen goldenen Dreifuß. — Anathema bedeutet etwas Verwünschtes, und in der christlichen Religion ist dieses eine Formel, wodurch grobe Irrlehrer und Verbrecher von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. (S. Bann.)

Anatomie, Zergliederungskunst, d. i. künstliche und regelmäßige Absonderung und Darlegung der festen Theile im thierischen Körper, um dadurch ihre Form, Lage und Verbindung zu erkennen. Gewöhnlich versteht man unter Anatomie bloß die Zergliederung des menschlichen Körpers. Sie ward zuerst bei den Griechen, besonders von Herophilus und Erasistratus ausgebildet. Später ward sie sowohl bei den Arabern, als auch bei den Christen vernachläßigt, bis 1315 Mundini zu Bologna 3 Leichname zergliederte. Die folgenden Jahrhunderte waren ihrer Ausbildung günstig. Als anatomische Forscher sind berühmt: im 16ten Jahrh. Vesalius, Fallopius, Eustachius, im 17ten Harvey, als Entdecker des Blutumlaufes, Malpighi, Ruisch, Boerhave rc, im 18ten Winslow, Valsalva, Morgagni rc. und später noch Reil, Mekel, Sömmering, nebst vielen Andern. Die thierische Anatomie wird auch Zootomie, oder rücksichtlich der Vergleichung des thierischen Baues mit dem menschlichen, vergleichende Anatomie genannt. Sie hat ehedem, als die Anatomie des Menschen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen war, große Dienste geleistet, und gewährt noch jetzt Vortheile, die sich sowohl auf Thierheilkunde beziehen, als auch zur physiologischen Erklärung der menschlichen Organe beitragen. Cüvier in Paris muß hier genannt werden. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte und die wichtigste Hülfswissenschaft der Medicin. Nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen theilt sie sich in die allgemeine und in die besondere. Erstere handelt von der Bildung des Körpers überhaupt, von den Theilen, welche im ganzen Körper gleichmäßig zerstreut, allen Organen zukommen, wie das Zellgewebe, von der Haut rc. Die zweite beschreibt die einzelnen Abtheilungen und Zusammenstellungen von Systemen und Organen. Außerdem zerfällt auch die Anatomie nach den verschiedenen Theilen des Körpers in eben so viele Abtheilungen, als da sind: die Knochenlehre, die Bänderlehre, Muskellehre, Eingeweidelehre, Gefäßlehre, Nervenlehre. Die ersten beiden lehren uns die Knochen in ihren gegenseitigen Verbindungen kennen. 242 Knochen bilden, durch Knochenbänder verbunden, ein eng vereinigtes und doch dabei höchst bewegliches Gerüst, Skelet oder Geripp, welches allen übrigen Theilen zur Gestalt, Grundlage, Anhaftung und Festigkeit dient. Sein oberster Theil ist der Kopf, ein aus flachen, schalenförmigen Knochen zusammengesetztes Gehäuse. Er ruht auf der Wirbelsäule, die aus 29 durchbohrten Knochen zusammengesetzt ist, vom Hinterhaupte längs des Rückens, bis an das Ende des Rumpfes herabreicht, dem ganzen Rumpfe Festigkeit gibt, einen langen Canal bildet, der mit der Höhle des Kopfes in Verbindung steht. Der Theil der Wirbelsäule zunächst des Kopfes bildet mit 7 Wirbelbeinen den Hals, 12 andere Wirbel, woran 24 Rippen festsitzen, verschließen die obere Hälfte des Rumpfes und bilden vorn mit dem

Brustbeine die Brusthöhle; der übrige Theil des Rumpfes wird durch das Becken und seine Knochen unterstützt, und heißt Unterleib. An diesem Rumpfe sind oben zu beiden Seiten zwei Arme, aus langen Röhrenknochen bestehend, und unten zwei fast eben so gebildete Beine befestigt. Jene endigen sich in Hände, deren Wurzel sich in fünf sehr bewegliche Finger theilt; diese endigen sich in Füße, deren größere Wurzeln ebenfalls fünf, aber kleinere, Abtheilungen, Zehen, haben. Das Knochengerüst ist in allen Punkten mit Fleisch überzogen. Dieses Fleisch ist ein Gegenstand der Myologie, und liegt in einzelnen über und nebeneinander geschichteten Lagen oder Muskeln. Ihre Richtung ist verschieden, an beiden Enden sind sie zugespitzt, in der Mitte haben sie die mehrste Fleischmasse. Sie sind die besondern Werkzeuge der Bewegung, und, Hebeln gleich, heften sie sich mit einem Ende an den Knochen, der ihnen zur Unterstützung dient, concentriren in der Mitte durch Aufschwellung ihre Kraft, und wirken durch ihr sehniges zweites Ende auf den, durch sie zu bewegenden, Knochen. Zwischen allen diesen Theilen ist als Unterlage, zur Vermeidung des Drucks, zur Füllung der Form, zur Erleichterung der Bewegung das elastische, lockere Zellgewebe nebst dem Fette verbreitet. Oben bemeldete drei Höhlen des Körpers enthalten die Gegenstände der Splanchnologie, die Eingeweide. Der Kopf, nebst der Höhle der Wirbelbeine, umschließet das Gehirn mit dem Rückenmark. Diese müssen als der Hauptversammlungsplatz des ganzen Nervensystems angesehen werden, und das Nervensystem wieder als der Vereinigungspunkt des Körpers und des Geistes, als das Organ der Seele. Mehrere Nerven bleiben im Kopfe verborgen und verrichten daselbst ihre Function, andere Nerven, die zur Empfindung äußerer Eindrücke und zur Fortpflanzung des Willens dienen, gehen von dem Gehirn und Rückenmark hinaus in den Körper; erstere zu den Sinnorganen, als zu den Augen, Ohren, der Nase, der Zunge und des Gefühls wegen, in alle Theile der Oberfläche; letztere in alle nach Willkühr zu bewegenden Organe. Die zweite Höhle, die Brust, schließt die Hauptorgane des Blutumlaufes ein. Hier findet man das Herz in seinem Herzbeutel, etwas nach links gewendet, zwischen beiden Lungenflügeln, die aus einer Menge Zellen bestehen. Ein Theil dieser Zellen ist zur Aufnahme von Blut bestimmt, ein zweiter für die durch die Luftröhre eingeathmete Luft. Der Sauerstoff der eingeathmeten Luft geht hier in das Blut über und röthet es. Uebrigens steht das Herz einerseits durch die große Hohlvene, die sich in die rechte Herzhälfte einmündet, so wie durch die Aorta links mit den Puls- und Blutadern des ganzen Körpers in Verbindung, und sorgt durch seine regelmäßigen Zusammenziehungen für den Umlauf des Blutes. Die dritte Höhle ist die Höhle des Unterleibes. In dieser sind die Werkzeuge für die Verdauung und für die Geschlechtsverrichtungen befindlich. Die Verdauungsorgane nehmen ihren Anfang im Munde; die Speise wird hier aufgenommen, mit Speichel vermischt, welchen die zu den Seiten des Mundes gelagerten Speicheldrüsen absondern, wird durch die Zähne verkleinert, und in den Schlund hinabgeschoben. Aus dem Schlunde kommt sie durch den obern Magenmund in den Magen. Dieser häutige Sack bearbeitet die Speisen durch seine abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen, drängt den entstandenen Brei zu seiner zweiten Oeffnung nach rechts in den Zwölffingerdarm, wo der Brei Galle aus der Leber aufnimmt, und weiter in den dünnen Darm fortgeschoben wird. Hier trennt sich aus dem Breie der Milchsaft; dieser wird durch einsaugende Gefäße in das Blut geführt, jener wird als Ueberrest und Excrement durch den dicken Darm hindurch endlich durch den Mastdarm am After ausgestoßen. Während hier die Excremente der Verdauung ihren Ausweg finden, sondern die Nieren, welche

mit dem Blute durch starke Pulsadern in engem Zusammenhange stehen, ebenfalls das Unnütze aus den Flüssigkeiten ab, welches als Urin in die Harnblase, und weiter mittelst der Harnröhre aus dem Körper weggeschafft wird. Jene zur Verdauung bestimmten Organe sind mit einer vorhängenden Haut, dem Netze bedeckt, die mit Fettklumpen durchwachsen ist; alle zusammen aber sind noch in eine zweite Haut ringsum eingehüllt, die das Bauchfell genannt wird. Endlich schließt der tiefere Unterleib noch beim weiblichen Geschlecht alle Geschlechtstheile ein, die beim Manne zum Theil außer seiner Höhle ihren Platz finden. Diese Höhle selbst ist durch das Zwergfell von der Brusthöhle geschieden; durch eine Menge flache und breite Bauchmuskeln vorn verschlossen. Die Oberfläche des ganzen Körpers ist dann noch mit einem häutigen Ueberzuge bedeckt, der sich in 3 Theile zerlegen läßt. Der innerste davon sieht einem verdichteten Zellgewebe sehr ähnlich, und wird Fell oder Speckhaut genannt; auf diesem liegt eine weniger feste, schleimige Membran, die malpighische Schleimhaut, die sehr empfindlich und viele Nerven aufzunehmen scheint. Die äußerste Fläche macht eine fast unorganische Oberhaut oder Epidermis, welche sich an den Fingern und Zehen zu Horn-Nägeln verdichtet, die Haare trägt, und die zu große Empfindung der darunter liegenden Organe mäßigt. Die Darlegung dieser einzelnen Theile am Leichnam geschieht durch eine eigne künstliche Arbeit, Präpariren genannt, welche den studirenden Aerzten auf dem anatomischen Theater durch den Prosector gelehrt wird. Jede verwandte Organenparthie verlangt ihre besondere Zubereitung, wenn sie aufbewahrt werden soll; Knochen werden von allem anhängendem Fleische gereinigt, die Muskeln von einander getrennt, und das zwischenliegende Zellgewebe und die Adern weggeschafft. Blutgefäße werden mit einer geschmolzenen und gefärbten Wachs- und Harzmasse ausgespritzt (injicirt), und sodann von den anhängenden Organen abgesondert. Ganze Eingeweiden hebt man in Weingeist auf, welcher die Fäulniß derselben hindert.

Anatocismus heißt Zinsen von Zinsen nehmen; dies ist nach römischem Rechte verboten, wenn gleich bedungen ist, daß die Zinsen zum Capital geschlagen, oder von dem Schuldner als neues Capital verzinset werden sollen. Es ist aber kein Anatocismus vorhanden, wenn die Zinsen als ein neues Capital ausgeliehen werden, oder wenn Jemand Zinsen bezahlen muß, die z. B. der Tutor oder Mandatar schuldig ist, wegen Verwendung der eingezogenen Zinsen zu seinem eignen Gebrauch oder wegen versäumter Eincassirung derselben. — Nach den deutschen Landrechten ist der Anatocismus theils unbedingt erlaubt, so darf z. B. in Oesterreich, theils das römische Recht nicht auf ähnliche Verhältnisse z. B. Renten oder ewige Gelder, ausgedehnt werden. — Das französische Recht kennt ebenfalls das Verbot des Anatocismus nicht.

Anaxagoras, geboren zu Klazomenae in Jonien um die 70ste Olympiade, 500 v. Chr. Sein Vater Hegesibulus hinterließ ihm bedeutendes Vermögen, allein er trat die Sorge dafür seinen Verwandten ab, legte sich unter Anaximenes Leitung auf die Philosophie, reiste nach Aegypten, zur Vermehrung seiner Kenntnisse und bildete, zurückkehrend, ein eigenes System, welches von denen, der frühern ionischen Philosophen bedeutend abweicht. Die Welt ließ er aus gleichnamigen Urstoffen, die er Homoiomoerien nannte, entstehen, und zwar durch ein Wesen, welches er nicht Gott, sondern Vernunft, Intelligenz nannte. Ueber den Lichtwechsel und die Verfinsterung des Mondes, theilte er seinen Freunden im vertrauten Kreise seine Meinungen mit, so wie über andere Gegenstände der Astronomie. Im 45sten Jahre seines Lebens begab er sich nach Athen, und brachte dort, als Freund des Euripides und Perikles, den größten Theil seines Lebens zu, obwohl er in Lampsacus starb.

Anaxagoras, ein berühmter Bildhauer Griechenlands, geb. zu Aegina, blühete um 480 v. Chr. Er verfertigte die Statue Jupiters, welche die Griechen nach der Schlacht bei Platäa aufrichten ließen. Auch hat dieser Künstler schon Werke über die Perspektive geschrieben.

Anaxandridas oder Anaxandrides, fünfzehnter König in Sparta, Sohn des Königs Leon, aus der Familie der Agiden. Er hatte seine Schwestertochter zur Gemahlin, die er außerordentlich liebte, mit der er aber kein Kind zeugte. Einem Gesetze des Lykurgus zufolge, war er also verpflichtet, sich von ihr zu scheiden. Die Ephoren riefen ihn daher vor ihren Richterstuhl, und befahlen ihm, das Gesetz zu erfüllen, und sich eine andere Gemahlin zu wählen. Er weigerte sich. Die Ephoren berathschlagen von Neuem mit dem Senate, und gaben ihm nun den Rath, neben seiner Gemahlin noch eine andere zu nehmen, welche dem Staate einen Erben geben könne. Dieser Vorschlag war ganz gegen Sparta's Gesetze; aber Anaxandrides willigte ein, weil er besorgen mußte, im Fall der Weigerung des Throns entsetzt zu werden. Daher war er der erste Spartaner, der zwei Gattinnen hatte. Mit dieser andern Gemahlin zeugte er den Cleomenes, der auf seinen Thron ihm folgte, und nachher noch mit der erstern den Dorieus, und den im persischen Kriege so berühmt gewordenen Leonidas, mit dessen Zwillingsbruder Kleombrotus.

Anaxandrides, ein komischer Dichter aus Rhodus, zur Zeit Philipps von Macedonien, Vater Alexanders, soll nach Suidas zuerst die Liebe und ihre Leiden, so wie Schwangerschaften aufs Theater gebracht haben. Weil er in einem Stücke die Worte des Euripides: „Die „Natur giebt ihre Befehle, und kümmert sich wenig um unsere Gesetze" so parodirte, daß er statt Natur das Wort Stadt setzte, wurde er zum Hungertode verdammt.

Anaxarchus, aus Abdera in Thracien, ein Philosoph und Schüler des Diomenes von Smyrna, oder, nach Andern, des Demokrit, lebte in der zehnten Olympiade, und wurde von Alexander dem Großen sehr geschätzt; er begleitete diesen Monarchen auf seinem Heereszuge, und hat sich mehr durch sein Leben, als durch seine Lehre bekannt gemacht. Unter den Schmeichlern Alexanders behauptete er eine große Rolle. Heldenmüthig ertrug er, als er nach Alexanders Tode durch einen Schiffbruch in die Hände des Königs von Cypern, Nikokreon, fiel, der ihn haßte, den Tod, in einem Mörser zerstampft zu werden, und zeigte eine Verachtung des Schmerzes, die man nach seinem frühern Streben, sich den Wollüsten hinzugeben, nicht in ihm vermuthen konnte.

Anaximander, aus Milet gebürtig, geb. 610, gest. 547 v. Chr., war ein Philosoph der Jonischen Schule, und Schüler des Thales. Er lehrte zuerst seine Philosophie öffentlich, und verfertigte philosophische Aufsätze. Zu seiner Zeit wurde der Unterricht, wenigstens in den untersten Schulen, noch in Versen und singend gegeben. Er folgte ganz seinem Lehrer und der damals gangbaren Philosophie, außer daß er in der Bestimmung des Urprinzips von ihm abwich. Thales nahm dafür das Wasser an, Anaxagoras aber ein Etwas, das gröber als Luft und feiner als Wasser sey. Diesen Urstoff erklärte er für unendlich an sich selbst, unvergänglich und als ewiges Prinzip der Bewegung. Diese Bewegung äußere sich durch Verdünnung und Verdichtung, wodurch alle Erscheinungen entständen und wieder aufgelöst würden. Die Verdünnung des Urelements gebe Luft und Feuer, die Verdichtung Wasser und Erde. Ein Verdienst von ihm ist, daß er die erste Idee eines unendlichen Weltalls faßte. Das Urprinzip war ihm auch zugleich das Göttliche, und als solches durch das Weltall verbreitet,

das folglich mit Göttern angefüllt ist. — Er war ein sorgfältiger und aufmerksamer Beobachter der Natur. So sagte er den Lacedämoniern ein Erdbeben vorher und bewog sie, die Stadt zu verlassen. Den Wind erklärte er durch ein Strömen der Luft, welche durch Verdünnung oder Bewegung der in derselben befindlichen zarten oder flüssigen Theile entstehe; Donner und Blitz entstehe, wenn der Wind in einer dicken Wolke zusammengepreßt werde, und mit Gewalt aus derselben losbreche. Aus den schon von ihm gemachten Reisen setzte er eine Charte der damals bekannten Erde zusammen, und legte dadurch den ersten Grund zur Geographie. Um die Geometrie war sein Verdienst eben so groß, indem er ihr zuerst eine wissenschaftliche Form gab. In der Astronomie machte er keine weitern Fortschritte. Nach Plutarch soll er die Erde für eine Säule, und Sonne und Mond für hohle, mit Feuer angefüllte Walzen gehalten haben, die in der Mitte ein Loch hätten, wodurch das Feuer herausfahre; würde dieses durch Zufall verstopft, so entstehe eine Sonnenfinsterniß. Gewisser ist, daß er mit Thales die Erde in den Mittelpunkt der Welt setzte, die Sonne für reines Feuer und das Mondlicht theils für reflektirtes Sonnenlicht, theils für ein dem Monde eigenes, schwächeres Licht hielt; daß er ferner das Dasein unzähliger Welten behauptete, die bald entständen, bald zerstört würden; daß die Sonne am höchsten am Himmel stehe, daß sie 28mal größer sei als die Erde, und daß nach ihr der Mond und dann die Fixsterne folgten. Die Sterne hielt er für Götter, oder vielmehr für Wohnorte göttlicher Wesen.

Anaximenes, auch ein Milesier und Schüler des Anaximander, von dem er sich auch nur in Nebendingen entfernte. Für die Urmaterie nahm er die Luft, oder vielmehr einen freien Aether an, der in beständiger Bewegung sei. Diesen Aether nannte er ausdrücklich Gott, vermuthlich aber nur in so fern derselbe als Urmaterie mit Gott verbunden war. In einem hohen Grade verdünnt, sei er: Feuer; in einem mindern: Luft, aus welcher wieder die Wolken entständen; noch dichter, sei er: Wasser, dann Erde, und am stärksten verdichtet: Stein. Seine astronomischen Kenntnisse waren ebenfalls nicht besser, als die seiner Vorgänger. Den äußersten Umkreis des Himmels hielt er für einen festen irdischen Körper; Erde, Sonne, Mond und Sterne für flache Scheiben. Die Gestirne wären irdische Körper, aber mit einem ätherischen Feuer umgossen, und am Himmel befestiget. Ihre Bewegung um die Erde geschähe nicht in einem senkrechten Kreise, sondern in einem horizontalen, wie der Hut um den Kopf. Ihr Untergang rühre also nicht daher, weil sie unter den Horizont sinken, sondern weil sie dann weiter von uns entfernt wären, und von den höher liegenden Theilen der Erde verdeckt würden. Die Bewegung der Sterne rühre von dem Widerstande der verdickten Luft her. — Sein bestes Verdienst war, daß er den Gebrauch des Sonnenzeigers wieder bekannt machte.

Anbinden (das) der Raketen auf die ausgestoßene Hohlkehle des Stabes, geschieht vermittelst eines schwachen Bindfadens so, daß die fertige Rakete in die an dem breiten Ende des Stabes ausgestoßene Hohlkehle gelegt, und mit einem Feuerwerksknoten zweimal, nämlich um den Hals und oben dicht unter dem Schlage, der völlig über das obere Ende des Stabes hervorragen muß, fest angebunden wird, denn eine zu locker angebundene Rakete flattert und steigt nie in gerader Linie empor.

Anbruch, so heißt das am Gange noch ungewonnen stehende, oder im freien liegende Erz — Anbruch machen, das Erz gewinnen, entblößen; 2) die Silberstücke, welche im Treibofen am Spor herum stehen bleiben, wenn sie wirklich vom Blicke abgebrochen sind.

Ancharano (Peter von), aus der Familie der Farnesen, kam in Bologna zur Welt, er hatte den berühmten Balde zum Lehrer, der ihn auch im civil- und canonischen Recht unterrichtete, und dem er wirklich Ehre machte. Im J. 1409 trug ihm das Concilium zu Pisa die Vertheidigung gegen diejenigen auf, welche

diese Versammlung mißbilligten. Er bewies gegen die Gesandte des Herzogs von Baiern, daß besagtes Concilium gesetzmäßig zusammen berufen sei, und daß es das Recht habe gegen Gregor XII. und Benedict XIII. zu verfahren. Er starb 1487, und hinterließ Commentare über die Decretalen und Clementinen. Auf seinem Grabmale heißt er: juris canonici Speculum, et civilis Anchora.

Anchises, ein Sohn des Capys, war als Jüngling sehr schön, und wurde deswegen von der Venus selbst geliebt, die am Flusse Simois unter der Gestalt einer phrygischen Hirtin, oder, nach Hesiodus, auf dem Gipfel des Ida, mit ihm den Aeneas zeugte. Als sie sich ihm nachher als Göttin enthüllte, so sagte sie zu ihm: er solle nichts fürchten, aber vor allen Dingen solle er es jedem verbergen, daß er in Citherens Armen geruhet habe, wenn er nicht wolle, daß Jupiters Blitz ihn zerschmettern sollte. Wer ihn fragen würde, mit wem er seinen göttergleichen Aeneas gezeugt habe, dem sollte er sagen: von einer der Nymphen, die diese Berge bewohnen. Man erzählt, daß, da er dennoch einst diesen Befehl der Göttin übertreten, Jupiter, auf Bitten der Venus, seinen Blitz nach ihm geschleudert habe. Doch habe diese aus Mitleid den Strahl vom Sitze des Lebens abgelenkt, so daß er bloß ein Auge verloren hätte, und nachher immer kränklich und schwach geblieben wäre. Dem Laomedon raubte er heimlich sechs Füllen von den unsterblichen Rossen, die Jupiter seinem Urgroßvater, dem Tros, zum Ersatz für Ganymed gegeben hatte. Vier davon behielt er für sich, und zwei davon erzog er zum Streite, die er dann seinem Sohne Aeneas verehrte. Nach Troja's Eroberung trug ihn sein Sohn auf dem Rücken durch die brennende Stadt nach den Schiffen hin. Er starb aber auf der Reise nach Sicilien bei dem Egestus, der ihn auf dem Berge Eryx begraben ließ. Außer dem Aeneas hatte Anchises noch eine Tochter, die Hippodamia, Gemahlin des Alkathous.

Ancile, ein kleiner länglichtrunder Schild. Man erzählt, daß ein solcher Schild zu Numa's Zeit vom Himmel herunter gefallen sei, und daß die darüber befragten Aruspices zur Antwort gegeben hätten, daß die Stadt, wo dieses Wunderschild aufbewahrt würde, die Herrschaft über die ganze Welt erhalten werde. Numa ließ ihn nun sorgfältig im Tempel des Mars aufbewahren, und damit man ja denselben nicht stehlen möge, noch eilf andere Schilde machen, die dem himmlischen ganz gleich waren. Der Verfertiger dieser eilf Schilde hieß Mamurius Venturius, und erhielt dafür eine besondere Belohnung. Man nannte nun alle zwölf Schilde Ancilien, und jährlich im März wurden sie in Procession von den Saliis durch die Stadt getragen.

Ancillon (Karl), geboren zu Metz 1659, widmete sich den Wissenschaften, und ward Advokat. Nach der Wiederrufung des Edikt's von Nantes, schickten ihn die Reformirten zu Metz nach Versailles um eine Ausnahme für sie zu bewirken; aber vergebens. Er folgte seinem Vater nach Berlin, wo er die Stelle eines Richters erhielt bei einem der Tribunale, welche man für die französischen Refügiés errichtet hatte. Später ward er Historiograph, Geheimerath des Königs, und Superintendent der französischen Schule. Er starb 1715 in einem Alter von 56 Jahren und hinterließ einen Bruder, der Pfarrer in Berlin war, und dessen der Hof sich öfters bediente, um ihn nach verschiedenen Gegenden wegen Religionsangelegenheiten zu senden. Dieser starb 1723. Unter den verschiedenen Werken die er heraus gab, behauptet eine rühmliche Stelle seine: Histoire de l'établissement des français réfugiés dans les états de Brandebourg. 1690 in 8.

Ancona, la Marca d'Ancona, d. i. die Mark oder Markgrafschaft Ancona, eine der größten Provinzen des Kirchenstaats, am adriatischen Meer, an dem alle halben italienischen Meilen ein Thurm stehet, der mit 1 oder 2 Kanonen versehen ist, um eine Landung der Seeräuber zu verhindern. Sie liegt 30° 27′ — 31° 53′ O. L., 42° 35′ — 43° 34′ N. B., enthält 172½ Quadratmeilen mit

719.829 Einwohnern, reicht im Westen an den Hauptrücken der Apenninen, und im Süden an das Königreich Neapel, ist mit vielen Bergreihen durchzogen, hat beträchtliche Waldungen, und ist sehr fruchtbar an allen italienischen Früchten. Im J. 1808 theilte der Kaiser Napoleon diese Provinz dem Königreich Italien zu, und machte daraus 3 Departements, das Departement des Metauro mit der Hauptstadt Ancona, das Departement Musone mit der Hauptstadt Macerata, und das Departement des Tronto, wozu auch das Fürstenthum Camerino kam, mit der Hauptstadt Fermo. Jetzt ist sie in die 3 Delegationen Ancona, Macerata und Urbino eingetheilt. Die Delegation Ancona hat 52¼ Quadratmeilen, 197.000 Einwohner und die Hauptstadt **Ancona** 31° 9′ L. 43° 37′ 45″ B. Sie hat ihren Namen von der ellenbogenförmigen Krümmung, den dort das apenninische Gebirge in die See hinaus macht. Sie liegt an und zwischen zwei Bergen, auf deren einem eine Citadelle, und auf dem andern die Domkirche steht, am Meer, mit einem guten Hafen, 1.800 Häusern und 17.230 Einwohnern, worunter Griechen und 5.000 Juden. Auf dem 2.000 Fuß langen und 1.000 Fuß breiten alten Damm (Molo), den Kaiser Trajan von Marmor bauen ließ, ist in der Mitte ein zur Ehre des Kaisers erbauter und gut erhaltener Triumphbogen. Auch dem Pabst Benedict XIV., der den alten Damm ausbessern und verlängern ließ, und dadurch dem Hafen Sicherheit gegen die Nordwinde verschaffte, ist eine Ehrenpforte aufgebaut worden. Den Hafen erklärte Pabst Clemens XII. 1732 zu einem Freihafen für alle Nationen Europas, und bewilligte den Kaufleuten jeder Nation, außer dem öffentlichen Cultus, alle Freiheiten. Die Stadt hat 2 Collegiat- und 8 Pfarrkirchen, 16 Klöster, 2 Hospitäler, einen Bischof, ein Quarantainehaus, eine Börse, Bleiweiß-, Segeltuch-, Seide-, Oelseife-, (wovon man jährlich für 15.000 Scudi ausführt), Zucker-, Sackleinwand-, Tauwerk-, Hut-, Leder-, Wachs- und Talglicht-, Leinöl-, Macaronis-, Farbenfabriken, und starken Handel, der aber meistens in den Händen der Juden ist. Die Engländer bringen hieher Zinn, Blei, Heringe, Kamelotte; die Niederländer Materialwaaren, Zucker, Kakao, Kaffee, Gewürze und Tücher; die Russen Juften; die Schweden Theer; aus der Türkei kommt Baumwolle, und aus Deutschland Eisen. Die Stadt behauptete im Mittelalter ihre Freiheit bis 1532, und erkannte zwar den Pabst als Schutzherrn, aber nicht als Oberherrn. Als aber die häufigen Landungen der Türken die Einwohner in Furcht setzten, so erlaubten sie dem Pabst Clemens VII., eine Citadelle anzulegen, um sie gegen die Seeräuber zu beschützen, wodurch sie endlich dann dem Pabste unterwürfig wurde.

Ancus Martius, ein Enkel des Numa Pompilius, vierter König zu Rom und Nachfolger des Tullus Hostilius. Er war ein tapferer und kriegerischer Fürst, und seine Regierung sehr glänzend. Merkwürdig ist während derselben der Krieg mit den Latinern, der unter ihm anfing. Mehrere von ihren Städten wurden zerstört, und die wichtige Festung Medullia erobert. Von den Veientern eroberte er den Hafen Ostia und die dabei befindlichen Salzquellen. Rom wurde von ihm verschönert; der Berg Janiculus befestigt, und vermittelst der Brücke, Pons sublicius (die älteste Brücke Roms) mit der Stadt verbunden. Er regierte 24 Jahr und hinterließ zwei unmündige Söhne, denen er den Lucius Tarquinius einen reichen Hetrusker, eigentlich aber aus Korinth gebürtig, zum Vormund setzte. Er starb im Jahr nach Erbauung der Stadt 136.

Ancyloglossum, die widernatürliche Verwachsung des Zungenbändchens mit der Zunge, welches im Reden oft auch im Schlingen hindert. Diesen Fehler zu operiren braucht man ein Messerchen mit einer krummen Schneide, **Ancylotomus** genannt.

Ancyra, eine berühmte Stadt in Galatien (jetzt Angora), die zu Strabo's Zeit nur erst ein Kastell war. Besonders merkwürdig ist sie durch das berühmte Monument, die **Ancyranischen Marmor**. Kaiser August nämlich übergab den römischen Vestalen eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seiner Zeit,

die auf zwei ehernen Tafeln eingegraben, vor seinem Mausoleum aufgestellt werden sollte. Diese Geschichte ließ man nun hier auf den Säulen eines Gebäudes (wahrscheinlich eines Augustus-Tempels) eingraben. Von diesen Säulen, deren nach Precop zwanzig waren, und die im Hauptthore in der inwendigen Seite stehen, haben sich noch einige erhalten, die das zweite Stück der Geschichte begreifen.

Andabatan, eine besondere Art von Kämpfern bei den Römern, die mit verbundenen Augen zu Pferde, oder auf Wagen mit einander stritten, und folglich sich blindlings herumschlugen.

Andacht, so heißt die Stimmung des Gemüths zur Empfänglichkeit Gott ergebener Gesinnungen. Wenn nämlich das Gemüth durch irgend Etwas fähig gemacht wird, solche Gesinnungen anzunehmen, die dem Willen Gottes gemäß sind, so ist der Zustand, worin sich das Gemüth befindet, Andacht. Das Gemüth befindet sich aber vorzüglich in dieser Stimmung, wenn es sich Gott in seiner Majestät vergegenwärtigt oder anbetet; wenn es sich die Wohlthaten Gottes vorstellt, oder Dankbarkeit empfindet; wenn es ein Verlangen fühlt, Gott wohlzugefallen, und wenn es zur Unterwerfung unter Gottes Fügungen gestimmt ist. Die Wirkung der Andacht: daß sie den Menschen wirklich bessert heißt Erbauung; hat die Andacht diese Wirkung nicht, so hat sie nicht erbauet, so ist sie unwirksam gewesen, und hat dann gar keinen Werth; denn nur dann hat ein Mittel seinen Werth, wenn es dient, den Zweck zu erreichen. Man verwechselt also die Erbauung mit der Andacht, wenn man von einer Predigt, welche die Gemüther gerührt hat, sagt, sie habe erbauet; sie versetzte eigentlich nur die Gemüther in Andacht, sie machte sie aufgelegt, sich zu bessern, sie war erbaulich. Brachte die Predigt aber Besserung in den Zuhörern wirklich zuwege, dann hat sie in der That erbauet.

Andächtelei, so nennt man die Gewohnheit, die Uebung der Frömmigkeit in der unmittelbaren Beschäftigung mit Gott durch äußerliche Ehrfurchtsbezeigungen, anstatt in solchen Handlungen zu setzen, die Gott wohlgefällig sind. Der Andächtler achtet wenig, oft gar nicht, auf die sittlichen Pflichten der Religion. Die Andächtelei ist also eine der Sittlichkeit nachtheilige Stimmung des Gemüths, bei der es der Gott ergebenen Gesinnungen nicht empfänglich seyn kann, weil es in der Einbildung stehet, es sey schon Gott ergeben, oder es stehe gar in inniger Gemeinschaft mit Gott.

Andalusien, Nieder-Andalusien, Vandalucia, der Name einer ehemaligen Landschaft in Südspanien, welche die Königreiche Sevilla, Cordova und Jaen (eine Zeitlang auch Granada oder Ober-Andalusien) begriff, 11—16° O. L. 36—38° B., gegen Westen an Portugal, gegen Norden an Neucastilien, gegen Osten an Murcia, gegen Süden an Granada u. das Meer nebst der Meerenge von Gibraltar gränzt, und 960 □ M. und 1 Million Einwohner enthält. Der Name kommt entweder von den Vandalen, einem alten deutschen Volke, das im 5ten Jahrhunderte dahin zog, und eine Zeitlang im Besitz blieb, oder bedeutet nach dem Arabischen so viel als Abendland. Die Gebirgskette Sierra Morena trennt diese Landschaft von Neucastilien. Hauptflüsse sind Guadalquivir, Guadiana, Odiel, Tinto, Guadalete, Guadarmena, Xenil rc. Das Klima ist angenehm; aber im Sommer ist die Hitze so groß, daß man nur des Nachts arbeiten und reisen kann, u. am Tage schlafen muß. Hauptprodukte sind: Zinnober, Blei, Getreide, Wein, Oel, Baumwolle, Spartum, Südfrüchte, Seide, Honig, schöne Pferde, Rindvieh, (dieses wird vorzüglich zu den so beliebten Stiergefechten benutzt) rc. Die Einwohner unterscheiden sich an Gestalt und Charakter merklich von den andern Spaniern, und ähneln den Saracenen, von denen sie zum Theil abstammen. Sie verarbeiten viel Spartum und Leder, und treiben starken Handel mit ihren Natur- und Kunstprodukten.

Andaman, eine Inselgruppe am bengalischen Meerbusen, der Küste von

Siam westlich liegend, 10° 32′ — 13° 30′ N. B. 100° 30′ — 112° L., sie besteht aus den Inseln Groß- und Klein-Andaman, den kleinen und großen Cocosinseln, den Priparisinseln und vielen Klippen, und hat ihren Namen von der größten Insel Groß-Andaman, die 20 Meilen lang und 4 breit ist. Sie sind noch wenig bekannt, und der Kultur nicht günstig. Hauptprodukte sind: Bananen-, Mandel-, Teak-, Terpentin-, Penaigro-, Eisen- und Rothholzbäume, Schiffsbauholz, Baumwolle, kleine Schweine, Papageien, Tauben, indische Krähen, Wasservögel, Salanganen, Eisvögel, Möven, Fische, Schalthiere, Kauris 2c. Die 2.500 Einwohner sind höchst ungebildet und wild, eine negerartige Menschengattung, welche die gestrandeten Schiffe plündern.

Andania, ein Städtchen im sogenannten Aulon, an der Gränze von Elis, Arcadien und Messenien. Strabo führt es an und sagt, daß hier der Barde Thamyris blind geworden sey, weil er sich mit den Musen in einen Wettstreit einlassen wollte.

Anderhalb-Schloß, ein Schloß an einem doppelläufigen Gewehre, wenn es nur einen gemeinschaftlichen Hahn, unten und oben aber eine Pfanne, und Pfannendeckel hat.

Andernach, eine alte Stadt im preußischen Regierungsbezirk Coblenz, Kreis Mayen, zwischen Coblenz und Bonn, am Einfluß der Nette in den Rhein, hat 400 H., 2.379 Einw., ein Schloß am Rhein, ein Gymnasium, guten Weinbau längs dem Flusse und Eisenfabriken. Man verfertigt hier viele steinerne Krüge, in denen häufig tönnessteiner Wasser (aus dem eine Stunde entfernten Sauerbrunnen Tillerborn) verfahren wird, und vollendet hier beim Dorfe Namedy die großen Flöße, die in kleinern Theilen aus mehrern Gegenden Deutschlands kommen, schon zu Rüdesheim im Rheingau 500 Fuß Länge erhalten, und hier an 1.000 Fuß lang und 90 Fuß breit ausgefertigt werden, die über 400 Schiffsleute zur Regierung erfodern, mehrere 100.000 Fl. kosten, und in Dortrecht gewöhnlich zerlegt werden. In der Nähe werden gute Mühlsteine aus Lava gebrochen, und nach den Niederlanden verführt; auch wird in der Gegend der vulkanische Traß oder Duftstein gebrochen, ein weißer oder grauer, lockerer und fett anzufühlender Stein, der auch nach den Niederlanden verführt, gemahlen und durch Beimischung von Kalk zu einem wasserdichten Cement verarbeitet wird, der beim Wasserbau unentbehrlich ist; die meisten Gebäude in den hiesigen Städten sind aus diesem Stein verfertigt. Nicht weit von der Stadt war ein adeliches Nonnenkloster, St. Thomas, Augustinerordens, mit beträchtlichen Einkünften; und 1 Stunde von der Stadt, am Rhein hinauf, steht der weiße Thurm, der die Gränze der Erzstifte Trier und Köln machte, zu welchem letzten Andernach einst gehörte. In der Nähe befinden sich römische Alterthümer und das Feld der Schlacht 876 zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Teutschen, so wie auf der benachbarten Berghöhe der bedeutende Laachersee aus einem ehemaligen Vulkane entstanden, merkwürdig ist.

Anderson (Laurenz), von armen Eltern zu Suengeas in Schweden 1498 geboren, studirte auf der Universität zu Wittenberg, als eben die Reformation ausgebrochen war. Bei seiner Zurückkunft in seinem Vaterlande verbreitete er Luthers Lehre, stimmte den König Gustav Wasa sie anzunehmen, und bekleidete bis 1540 die Stelle eines Archidiakons zu Upsala, wo er denn durch den Reichthum seiner Kenntnisse, die er sich besonders auf seinen Reisen gesammelt hatte, sich den Beinamen: der schwedische Erasmus erwarb. Ehrsüchtig, wie er war, strebte er nach der Bischöflichen Würde, und da es ihm hierin nicht gelingen wollte, so beförderte ihn der König zu seinem Kanzler. Nicht lange nachher aber fiel er in Ungnade; weil er eine Verschwörung, die ihm nicht unbekannt war, nicht angegeben hatte, daher ward er zur Todesstrafe verurtheilt, wovon er sich aber durch eine große Geldsumme loszukaufen wußte. Inzwischen untergrub der Gram seine Tage, und er starb den 25. April 1552. Er war einer der größten

Philologen und Staatsmänner seiner Zeit. Seine Uebersetzung des N. Testaments in die schwedische Sprache, die er 1526 herausgegeben, wird für ein Meisterstück gehalten.

Andlau, Andelau, eine Stadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Schlettstadt, am Fluß gleichen Namens, mit 2,484 Einwohnern, und einer Fabrik von frankfurter Schwärze. Die Stadt gehörte sonst den Herren von Andlau, als ein Lehn der dortigen 880 gestifteten und in der Revolution aufgehobenen Abtei, deren Abtissin zugleich die Abtei Hingshofen am Willerfluß bei Andlau und die Herrschaft Freudeneck bei Westhofen besaß, unmittelbar unter dem Pabst stand, u. als Reichsstand zu den rheinischen Prälaten gerechnet wurde.

Andreanowsche oder Negho-Inseln, die mittlere Reihe der aleutischen Inseln, sie wurden 1750 vom russischen Capitain Andrian Tolstoch entdeckt, sind daher auch Andrianofskie Ostrowa genannt, liegen 195—205° L. 52—54° N. B. und haben mit den Aleuten fast gleiche Beschaffenheit, sie werden aber wegen der weniger einträglichen Jagd nur selten besucht. Sie sind holzlos; einige haben auch Vulkane und Bewohner. Es sind ihrer 16; die vorzüglichsten sind: Kanaghi, Amlach, Amtschitka, Tschetschina, Takowanghae Ajag und Athan.

Andreä (Joh. Valentin), geb. im Würtembergischen 1506 hochberühmt durch seine Kenntnisse in der Gottesgelahrtheit, die er auf der Universität Tübingen öffentlich vortrug. Er war es, dem die Herzogen von Braunschweig und Wittenberg 1566 den Auftrag ertheilten, ein Vereinigungs-Formular zu entwerfen, wodurch den Spaltungen, die das eben entstandene Lutherthum zerrissen, ein Ende gemacht werden könnte, und welches den symbolischen Büchern dieser Confession beigefügt werden sollte. Andreä übergab seine Ideen hierüber den 1756 in Thorgau versammelten Theologen, aus diesen ward eine Commission ernannt, die zu Berg bei Magdeburg, in einem Benediktiner-Kloster zusammen kam, und durch deren Arbeit erwähntes Formular erschien, welches in jener Epoche so viel Geschrei verursachte. Andreä starb 1654.

Andreas II. ward 1205 als König von Ungarn gekrönt. Im J. 1217 reiste er nach dem heiligen Lande, wo er sich durch seine Tapferkeit so auszeichnete, daß man ihm den Namen Jerusalemer beilegte! Diesem Fürsten haben die Edelleute Ungarns ihre Privilegien zu verdanken. In der Charte (wechselseitiger Vertrag) liest man folgende Klausel „wenn ich oder meine Nachfolger es wagen wollten eure Privilegien anzutasten, so soll es euch und euren Nachkömmlingen erlaubt seyn, sich dawider zu vertheidigen, ohne daß man euch als Rebellen behandeln könne." Unter Maria Theresiens Regierung ist diese Klausel aus dem ungrischen Gesetzbuch gestrichen worden.

Andreasducaten, Braunschweig-Lüneburgische Ducaten, mit dem Bilde des heil. Andreas. Von Münzliebhabern werden besonders die mit dem Pfennigstempel geprägten geschätzt, welche bei Hofe als Spielmarken gebraucht wurden. Es sind gute vollwichtige Ducaten, vom Jahre 1726 und 1730. — Auch hat man unter diesem Namen eine russische Goldmünze. Sie wurde 1698, unter Peter I. auf den, von ihm gestifteten St. Andreasorden geschlagen, dessen Ordenskette mit dem daranhängenden Andreaskreuze den Reichsadler umgiebt. Diese Ducaten sind 18 Karat, 9 Gr. fein, 57½ gehen auf die rauhe, u. 73½ auf die feine Mark. Eigentlich sind es doppelte Rubel, sie gelten aber 2 Thlr. 1 Ggr. Conv. Geld.

Andreas del Sarto, ein berühmter Maler, er ward 1488 in Florenz geboren. Sein Vater war Schneider, daher der Beiname: del Sarto. Sein Familien Name war Vannuchi. Das Colorit seiner Gemälde ist trefflich, seine Köpfe sind voll Anmuth, die Gewänder fein und natürlich, seine Zeichnungen, obwohl im Durchschnitt regelmäßig, sind mitunter doch etwas manierirt, so wie seine Jungfrauen-Köpfe wenig Adel verrathen. Indeß ist man darüber einig, daß er das Haupttalent besaß, die Gemälde großer Meister so getreu zu kopieren, daß sich selbst der Kenner daran betrog. Er hatte unter andern Raphaels Portrait:

Leo X. kopiert, und Julius Romanus, obwohl er selbst an diesem Stück die Gewänder gemalt hatte, sah diese Kopie doch für das Original selbst an. Unter den vielen Stücken die Andreas del Sarto verfertigt hat, verdienen folgende vorzüglich erwähnt zu werden: Das Leben des h. Johann des Täufers; der h. Sebastian ein Werk, das sich in der Kirche von St. Gall in Florenz befand; noch ein Stück, die Barmherzigkeit vorstellend, welches ehedem in dem Bildersaale des Schlosses Luxemburg zu sehen war, nun aber im Museum sich befindet. Andreas del Sarto starb an der Pest 1530.

Andreasorden, einer der vornehmsten russischen Orden, den Peter der Große im Jahre 1698 stiftete. Die Ritter tragen ein Andreaskreuz mit dem Bild dieses Heiligen. Der oberste Winkel dieses Kreuzes ist mit einer Krone, die übrigen aber sind mit dem doppelten russischen Adler verziert.

Andreasthaler, deutsche Thaler mit dem Gepräge des heil. Andreas, das auf die Silbergrube St. Andreas deutet, aus deren Ausbeute sie geprägt wurden. Diese Grube ward zuerst von den Grafen von Hohnstein 1521 angelegt, und gab durch ihren frühern Reichthum der Stadt Andreasberg ihre Entstehung, seit 1600 nahm die Ausbeute schnell ab; daher bildete man z. B. 1605 den Heiligen mit zorniger Miene ab. Erst 1660 kam das Werk wieder zu dem alten Ruhme, und darauf beziehen sich die Umschriften: St. Andreas Reviviscens und: Venarum Hercyniae dubiaeque haec praemia fortis.

Andreaswalde, Kozinowen, ein Dorf im preußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, johannisburgischem Kreis, von Unitariern oder Socinianern bewohnt, mit 17 Häusern. Die Einwohner müssen alle jura, ecclesiae et stolae in die Kirche des Dorfes Drygallen abtragen, und auch der Ordnung wegen die Copulationen und Sterbefälle bei dieser Kirche anzeigen.

Andrehen, die Fäden zu einer neuen Kette an den Trumen oder das übrig gebliebene Stück von einem fertig gewebten Zeuge befestigen, welches man auch anknüpfen heißt.

Andreia. Der Name der öffentlichen Mahlzeiten in Kreta. Der Fond zu diesen Mahlzeiten wurde theils von dem Beitrage genommen, welchen jede Person dazu geben mußte, theils von einem Theile der öffentlichen Einkünfte. In jeder Stadt waren dazu zwei Häuser bestimmt, das eine wo eigentlich gespeiset, und dabei den Fremden die obersten Tische, eingeräumt wurden, und das andere, wo die Fremden wohnten und schliefen. Diese Mahlzeiten waren, wie in Sparta, mäßig; die Gespräche, denen die anwesenden Jünglinge zuhörten, betrafen die Verdienste der Vorfahren, den Ruhm der Tapferkeit, und das Lob der Weisheit und Tugend.

Andriscus, ein gemeiner africanisch. Sklave, er gab sich wegen seiner Aehnlichkeit mit der königlichen Familie des unglücklichen Perseus von Macedonien, für Philippus, einen natürlichen Sohn desselben aus, und versicherte, sein Vater habe ihn, aus Furcht vor den Römern, heimlich erziehen lassen. Er fand in Macedonien, das sich gern der römischen Herrschaft entziehen wollte, bald großen Anhang. Die ganze Nation spannte unter ihm noch einmal ihre letzten Kräfte an, und er war auch einmal so glücklich, den römischen Prätor Juventius zu schlagen. Allein bald darauf kehrte ihm das Glück den Rücken; Q. Cäcilius Metellus Macedonicus besiegte ihn, nahm ihn gefangen, und führte ihn zu Rom im Triumph auf, worauf Macedonien ganz zur Provinz gemacht wurde.

Andro, Andros 42° 17′ — 42° 31′ O. L. 37° 40′ — 38° 2′ N. B., eine türkische Insel des Archipels, 5½ Quadratmeilen groß, sie ist eine Privatrente der Sultanin mit 30.000 Piastern Einkünfte, fruchtbar an Seide, Wein, Oel, Südfrüchten und Gerste. Sie hat 40 Dörfer, und 12.000 Einwohner, meistens Griechen und Arnauten, in 1 Stadt und 50 Dörfern. Der Hauptort ist Arna.

Andros, die größte und fruchtbarste unter den cykladischen Inseln, berühmt wegen ihres Ueberflusses an Getreide und Wein. Die Hauptstadt Andros hatte

eine sehr vortheilhafte Lage auf einem Berge, und besonders merkwürdig in derselben war ein schöner und berühmter Bachustempel. Der Hafen der Insel hieß Jarauleon, und sie selbst führte auch den Namen Antandrus, desgleichen Hydrusia, wegen der vielen Quellen auf dieser Insel. Sie soll zuerst von den Joniern bevölkert worden seyn. Ehe sie sich den Atheniensern unterwarf, wurde sie oft von diesen gedrängt. Im persischen Kriege kam sie unter die Herrschaft der Perser, denen sie Themistokles mit Gewalt wieder entriß. In der Folge brachten sie die pergamischen Könige an sich, und nach des Attalus Tode kam sie unter die Herrschaft der Römer. Sie heißt noch jetzt Andro, und zwei Meilen von der Stadt Arna findet man noch Ruinen von starken Mauern und schönen Gebäuden.

Androgeus, Sohn des Königs Minos II. in Kreta und der Pasiphar. Er wohnte zu Athen den Kampfspielen bei, die während der Panathenäen gegeben wurden, und zeigte sich dabei so brav, daß er überall den Preis erhielt. Dieses erwarb ihm die Freundschaft und den Umgang der Pallantiden, der Feinde des Königs Aegeus; kein Wunder, daß er deswegen diesem Fürsten verdächtig ward, und er ihn auf seiner Rückreise ermorden ließ. Pausanias erzählt, daß ihn der berüchtigte marathonische Stier getödtet habe, ein Ungeheuer, welches Neptun dem Minos als Strafe für seine wenige Achtung, die er ihm erwies, zugeschickt, und das nachher von Kreta nach Attika gekommen seyn und daselbst viele Verwüstungen angerichtet haben soll. Minos indessen gab den Tod seines Sohnes dem Könige Aegeus Schuld, und überzog ihn deswegen mit Krieg. Nach Eroberung mehrerer Städte, belagerte er auch Athen, und da die Einnahme sich verzog, rief er die Götter um Hülfe an. Diese sandten Pest und Hunger in die Stadt, wodurch sie gezwungen wurde, dem Minos die gefoderte Genugthuung zu geben. Nach dem Ausspruch des Orakels bestand dieselbe darin, daß die Athenienser einen jährlichen Tribut von sieben Knaben und eben so viel Mädchen nach Kreta senden sollten, die, wie die Fabel sagt, ins Labyrinth gebracht, und daselbst von Minotaurus verschlungen wurden.

Andromache, die Tochter des Königs Ection von Theben in Cilicien und Hektors Gemahlin, mit dem sie den Scamandrius zeugte. Sie liebte ihren Gemahl auf's zärtlichste. Eine der herrlichsten und rührendsten Stellen im Homer ist die Scene, wo Hektor auf der Warte am skäischen Thore, die sie mit ihrem Säugling bestiegen hatte, um den Gefechten zuzusehen, von ihr Abschied nimmt. Als Hektor von Achilles getödtet war, bestieg sie, durch das allgemeine Angstgeschrei bewogen, wieder die Warte, sank aber, als sie ihren geliebten Gatten vom Achilles fortschleifen sah, in Ohnmacht. Ihr Schleier war ein Hochzeitgeschenk der Venus. Bei Hektors Begräbniß waren ihre Klagen die rührendsten. Nach Troja's Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achills Sohn, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, und sie nachher dem Wahrsager Helenus, Hektors Bruder überließ, dem sie noch einen Sohn gebar.

Andromachus (von Kreta), Arzt des Kaisers Nero, ist weniger unter diesem Titel als durch die Erfindung des Theriaks bekannt, den er in griechischen Elegien besang, die er Nero gewidmet hat. Eine Uebersetzung dieses sonderbaren Gedichts hat Moses Charas 1668 herausgegeben. Andromachus war der erste der sich den Titel Archiater, oder kaiserlicher Leibarzt beilegte, und diese Benennung blieb von nun an auch in Gebrauch.

Andromeda, die Tochter des Königes Cepheus und der Cassiopea. Ihre Mutter hielt sie für schöner als die Nereiden, und beleidigte dadurch diese Göttinnen so sehr, daß sie sich bei Neptun darüber beklagten. Dieser sandte nun eine große Ueberschwemmung, und ein furchtbares Meer-Ungeheuer mit Namen Cetus, das alles verwüstete. Man fragte das Orakel des Jupiters um Rath, und dieses antwortete, daß die Strafe nicht eher weggenommen werden würde, als bis Cepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute überlassen

würde. Das unglückliche Mädchen wurde nun, an einen Felsen gebunden, ihrem traurigen Schicksal überlassen, und würde gewiß als ein Opfer des nahenden Ungeheuers gefallen seyn, wenn nicht gerade jetzt Perseus gelandet wäre. Geblendet von der Schönheit des Mädchens, gerührt von ihrem Unglück, verspricht er ihr Rettung, wenn sie seine Gattin werden wolle, welches sie bewilligt. Er tödtet also das Ungeheuer, entfesselt das Mädchen, und erhält sie zur Gemahlin. Indessen war Andromeda schon vorher dem Phineus, einem Bruder des Cepheus, zur Gattin versprochen gewesen. Dieser suchte sie jetzt mit Gewalt dem Perseus abzunehmen; es kam zu einem blutigen Gefechte, in welchem Perseus endlich durch das vorher eroberte Medusenhaupt siegte, indem er mittelst desselben den Phineus und seine Leute in Stein verwandelte. Andromeda folgte ihm nun als Gattin auf seinen fernern Reisen, und lebte zuletzt mit ihm bei seinem Großvater Acrisius. Dieser Mythus ward indessen auch in die Astronomie aufgenommen. Denn zum Andenken der Thaten des Perseus steht Andromeda, durch die Gunst der Minerva, unter den Sternen, und zwar mit ausgebreiteten Armen, wie sie an den Felsen angeschmiedet war. Ihr nach den Alten 22, nach Flamstead 66 Sterne umfassendes Sternbild steht südlich unter der Kassiopeia, westlich von ihr der Pegasus, östlich Perseus, nördlich der nördliche Triangel und der nördliche Fisch. Der Abbildungen dieser Befreiung der Andromeda finden sich mehrere, z. B. in Lucernae Sepulchral. von Beger, hier sieht man die Andromeda vom Felsen gelöset, auf welchem sie sitzt; neben dem Felsen auf der einen Seite Perseus, auf der andern die Eltern des Mädchens voll inniger Freude, u. am Fuße des Felsens das versteinerte Ungeheuer. In Montfaucon Antiquitat. ed. Schatz, Tab. XVII. ist Perseus im Begriff, die Andromeda vom Felsen herabsteigen zu lassen, indem er die rechte Hand nach ihr ausgestreckt hat; zu ihren Füßen findet sich das Ungeheuer. Perseus hat an den Füßen und am Kopfe Flügel, denen des Merkur ähnlich. Der Fels erscheint übrigens hier als Felsenthor.

Anecdoten, unter diesem an sich griechischen Worte verstehen wir gewöhnlich eine kleine, anziehende Erzählung einer merkwürdigen, oder witzigen Aeusserung, oder eines ungewöhnlichen, oder lächerlichen Vorfalles, die wohl einen sehr gefälligen Eindruck nach sich läßt und sehr zur Unterhaltung dienen kann, wenn sie zur rechten Zeit, und mit gehöriger Gewandheit aufgetischt wird.

Anemobarometer, eine Art Windmesser, bei welchem die Kraft des Windes durch eine Art von Barometer, vermöge des Quecksilbers, eben so wie bei dem gewöhnlichen Barometer, der Druck der Atmosphäre angegeben wird.

Anemochord, ein in Paris von Schnell Vater und Sohn erfundenes, musikalisches Instrument, ungefähr 9 Fuß lang und bis auf den Boden zugebaut. Inwendig befindet sich ein Blasebalg, welcher den Wind zur Berührung der Saiten hergiebt, und hierdurch die Töne hervorbringt, wovon aber die Art der Berührung noch nicht allgemein bekannt ist. Es soll auf das Gehör eine ganz eigne, nicht zu beschreibende Wirkung haben, und das Sentimentale Religiöse, und Melancholische besser ausdrücken, als irgend ein anderes Instrument.

Anemometer (Windmesser), sie sind bestimmt, die Schnelligkeit des Windes zu messen. Man kann dazu eine 18 Zoll lange und 0,4 weite Glasröhre nehmen, die heberförmig umgebogen wird, daß sie parallele Schenkel hat. An die eine Oeffnung wird ein horizontaler Metallcylinder befestigt, welcher den Wind aufnimmt. Das Ganze bewegt sich um eine Stahlspindel, welche man in einen Holzbock einschraubt, was dem Werkzeuge Haltung giebt. Man fülle zur Beobachtung die Röhre halb mit Wasser an; der in die horizontale Metallröhre blasende Wind treibt das Wasser in den zweiten Schenkel hinüber, wo dann die hinüber gedrückte Menge, welche man nach angebrachten Graden schätzt, ein Maaß für den Wind ist. Jeder engl. Zoll Höhe bedeutet ungefähr 5½ Pf. Luftdruck auf einen Quadratfuß Oberfläche.

Anemometograph (Wetter-Windfahne), so heißt der von Moscati und Landriani erfundene Windanzeiger; dieser ist so künstlich zugefertigt, daß er sogar ohne einen Beobachter jede Veränderung des Windes anzeigt; übrigens giebt es Windanzeiger verschiedener Art, wovon die auf Thürmen und Dächern angebrachte Windfahne die einfachste ist; zu den künstlichern gehört jene, deren Fahne sich um eine bewegliche, die obere Decke des Gebäudes bis ins Gemach der Beobachtung gehende Spindel dreht; in diesem Gemache ist eine so genannte Windrose befindlich, deren Zeiger jede Veränderung des Luftstroms zu erkennen giebt, während der Wind die Fahne, und diese die Spindel drehet.

Anevrisma, Pulsadergeschwulst, jede Ausdehnung einer Schlagader oder des nahen Zellgewebes durch krankhafte Anhäufung von Blut. Aechtes Anevrisma ist die Erweiterung einer Pulsader ohne weitere Verletzung ihrer Häute; unächtes Anevrisma eine Ansammlung von Blut in dem nahen Zellgewebe durch Erguß aus einer Wunde der Pulsader; zusammengesetztes Anevrisma, wenn die Wunde der äußeren Haut der Pulsader eine hervorgedrängte Geschwulst der innern Haut erlaubt.

Anfahr-Schächte, so nennt man die allmählich absinkenden Bergtiefen, durch welche sich die Arbeiter in die tiefsten Gebirge an ihre Arbeit begeben.

Anfall heißt in der Rechtssprache, wenn Jemanden das Recht eines Andern dergestalt angetragen wird, daß es blos von seinem Willen abhängt, ob er es zu dem seinigen machen will oder nicht. Erklärt er sich bejahend, so ist dieß Annahme des Rechts; verneinend, so ist dieß Ausschlagen des Rechts, dahin gehört z. B. der Anfall einer Erbschaft, eines Vermächtnisses u. s. w. Oft bedeutet Anfall auch die Anwartschaft auf ein künftiges Gut, besonders auf ein Lehn. Anfallslehn heißt daher eine Anwartschaft mit der eventualen Belehnung. Die Töchter erben die Stammgüter auf den ledigen Anfall, d. h. wenn der Mannsstamm ausgestorben ist.

Anfeurung (die) der verschiedenen Kunstfeuerwerke bestehet aus einem dünnen Teig von Mehlpulver und Branntwein, womit der Kessel oder die innere Höhlung des Kopfes der Hülse ausgestrichen wird. Auch alte Sätze von Brändern, Raketen u. s. w. sind zu dem Anfeurungszeuge brauchbar, doch muß bei den Brillantfäden vorher das Eisen durch ein Haarsieb abgesondert werden.

Anfossi (Pascal), geb. 1736 bekannt als berühmter Musiker und Componist. Er widmete sich dem Studium der Musik zu Neapel, einer Stadt die den Ruhm und gleichsam das Vorrecht besitzt die größten Meister in diesem Fache zu bilden, worauf Italien stolz ist. Die beiden Künstler Leo und Sula waren seine Lehrer, die er auf dem Conservatorium della pieta besuchte. Aus dieser Schule trat er auf als Componist und lieferte, sowohl für die Kirche als für die Bühne jene herrlichen Werke, die den Beifall von ganz Italien davon trugen. In Rom hat er seine meisten Arbeiten verfertigt. Hier hatte er sich durch sein Talent eine so hohe Achtung erworben, daß man ihn 1789 im Triumphe durch die Stadt trug, ihm blieb die allgemeine Bewunderung der Römer bis an sein Ende, welches 1795 erfolgte.

Anfrischen, heißt in der Bergbausprache ein verkalktes Metall durch Schmelzen wieder in seinen natürlichen Zustand setzen, z. B. wenn man aus der Silberglätte wieder Blei schmelzt. Dieß geschieht in dem Anfrisch-Ofen durch besondere Hüttenarbeiter, Anfrischer. Die von dieser Arbeit fallenden Schlacken heißen Anfrisch-Schlacken. Anfrisch-Feuer ist jenes, das blos von Kohlen unterhalten wird, und nicht zur Flamme auflodert.

Angariation, so nennt man den Beschlag, welcher auf schon befrachtete Schiffe gelegt wird, wenn sie zum Dienste der Regierung gebraucht und wieder ausgeladen werden müssen.

Angarien, lat. Angariae, heißen Frohndienste der Unterthanen, die sie z. B. mit Wagen, Vorspann, Handarbeit rc. ihrer Herrschaft leisten; beim Sey-

wesen sind es die Dienste, welche Privatschiffer dem Staate auf den Befehl der Obrigkeit leisten müssen.

Angas, so nennen sich sechs heilige Schriften der Hindus. Drei davon enthalten die Grammatik, das vierte die gottesdienstlichen Gebräuche, das fünfte die Mathematik, das sechste ist eine Erklärung dunkler Wörter und Stellen.

Ange, Angelot, eine alte französische Goldmünze, welche zuerst (1340) unter Philipp von Valois geprägt wurde. Der Avers stellt einen gekrönten Engel dar, welcher in der einen Hand ein langes Kreuz, und in der andern das franz. Liliensschild hält. Zu seinen Füßen krümmt sich ein Drache, den er mit dem Kreuzstabe durchsticht. Umschrift: Philippus D. G. Francorum Rex. Sie sind von der Größe eines Doppellouisd'ors, von feinem Golde, und es gingen $33\frac{1}{3}$ Stück auf die Troismark. Sie waren sehr beliebt, wurden späterhin in England nachgeahmt, und gehören jetzt zu den Seltenheiten.

Angel, ein zum Fischfang gehöriges Werkzeug, welches in Wurf- und in Leg- oder Setzangel eingetheilt wird. — Die Wurfangel bestehet: 1) aus dem Angelhaken; 2) der Angelschnur oder Leine; 3) dem angeschobenen Schwimmer oder der Flöße; 4) der Angelruthe; 5) dem Vorfach oder der Angelschleife. Die Legangel, Setzangel, auch Nachtangel genannt, besteht aus einer blosen Schnur, an welcher ein oder auch mehrere Angelhaken befestiget sind. — Der Angelhaken hat nach Art der Fische, welche man damit fangen will, eine verschiedene Größe. Die größte Art wird zum Fange der Raubfische, die kleinern Arten aber zum kleinern Fischgeschlechte angewendet. Ein guter Angelhaken muß den gehörigen Grad der Härte haben, vermöge welcher er nicht leicht springt, aber sich auch nicht biegt; und die Spitze desselben muß äußerst fein und mit scharfen Widerhaken versehen seyn. — Die Angelschnur wird sowohl ihrer Länge als Stärke nach, nach Beschaffenheit ihres Gebrauches, eingerichtet. So weit dieselbe in das Wasser hängt, oder auf demselben aufliegt, wird sie aus weißen oder rothbraunen Roßhaaren gemacht. Schwarze Roßhaare taugen deshalb nicht dazu, weil die Fische solche leicht erblicken, und hierdurch verscheucht werden; zu dem übrigen Theil nimmt man Schnüre von Hanf, Flachs oder Seide, wovon die besten aber die hänfnen sind. Der Angelhaken wird nicht unmittelbar an die Endschleife der Roßhaarschnure gebunden, sondern er wird an ein besonderes Stück derselben, welches man das Vorfach oder die Angelschleife nennt, befestiget, und damit an die Angelschnure geschleift. Für Angeln zum Fang der Hechte muß das Vorfach von Klaviersaiten verfertigt werden, weil der Hecht die haarne Schnur leicht zerbeißt. An das Ende der Hanfschnur wird die Angelruthe befestiget, wobei dasselbe in der Mitte der Angelruthe angeschlungen und bis an die Spitze derselben hingewunden, und dort so befestiget wird, daß gerade von der ganzen hänfnen Schnur noch so viel herunterhängt, als die Angelruthe lang ist, lieber etwas länger als kürzer. — Der Schwimmer oder die Flöße erhält die Angelschnur auf der Oberfläche des Wassers, den Angelhaken mit dem Köder in der gehörigen Tiefe, und zeigt hauptsächlich an, wenn ein Fisch angebissen hat. Die Größe dieser Schwimmer, die auf verschiedene Art eingerichtet werden können, richtet sich gewöhnlich nach der Schwere des an dem Angelhaken befindlichen Köders und nach der Größe der Fische, die man damit zu fangen gedenkt. Zu den größern Angeln, mit welchen hauptsächlich Raubfische gefangen werden sollen, und an die ein Köder von $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{4}$ Pfund schwer kommt, nimmt man einen Korkstöpsel von $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser, und durchbohrt ihn seiner Länge nach so, daß die Spule einer dicken Schreibfeder durchgeschoben werden kann. Nach Einschiebung der Federspule wird der Kork eirund geschnitten, und ihm die Größe von einem kleinen Vogelei bis zur Größe eines Taubeneies gegeben. Der so abgerundete Kork leistet den anbeissenden Fischen keinen großen Widerstand, und folgt sehr leicht unter das Wasser. Die Federspule kann oben und unten offen seyn, und auf den Seiten

einen Zoll lang über den Kork hervorgehen. Die Angelschnur wird vor dem Anschleifen des Angelhakens durch die offne Spule gesteckt, und der Schwimmer so weit aufgeschoben, bis der Angelhaken die Tiefe erreicht, in welcher er mit dem Köder schwimmen soll, worauf er, durch das Einstecken eines Hölzchens oder ungeöffneten Federkiels in seine obere Oeffnung, festgehalten wird. Diese Art, den Schwimmer an die Angelschnur zu befestigen, ist weit besser, als die gewöhnliche, wo dieselbe in einen Riß der Federspule eingezwängt und festgehalten wird; denn hierdurch werden nicht allein die Schnuren verdorben, sondern der Schwimmer fährt auch bei jedem Zuge aus seiner gehörigen Stelle, die oft mühsam durch Untersuchung der Wassertiefe erforscht werden muß.

Angeli (Peter), mit dem Beinamen Bargeo, geb. zu Barga, einem Städtchen in Toskana. Er lehrte eine geraume Zeit zu Reggio die griechische und lateinische Sprachen mit so gutem Erfolg, daß der Ruhm seines Namens bis nach Florenz drang, wo der Herzog Cosmus I. ihn als Professor der schönen Wissenschaften zu Pisa ernannte. Diese Stelle bekleidete er einige Jahre lang mit musterhaftem Fleiße und Kenntnissen, und gab in der Folge öffentliche Vorlesungen über die Moral und Politik des Aristoteles. Während des Kriegs von Sienna 1554 näherte sich Peter Strozzi mit seiner Armee der Stadt Pisa, die ohne Vertheidigung war; Angeli, dem es eben so wenig an Muth als an wissenschaftlicher Bildung gebrach, versammelte in der Eil alle Studenten der Universität, setzte sich an ihre Spitze, und wußte durch sein Beispiel ihren Muth so zu beleben, daß sie dem Feinde so lange Widerstand leisteten bis es dem Herzoge von Florenz gelang ihnen Hülfe zuzusenden. Als Schriftsteller hat Angeli sich vorzüglichen Ruhm erworben durch zwei lateinische Gedichte; Eines davon führt den Titel Angeli Bargey Cynegeticon, das ist: über die Jagd in sechs Büchern, und ist nebst seinen übrigen Gedichten 1568 zu Florenz gedruckt worden. Die erste Idee und den Plan zu diesem Gedichte machte er auf einer Jagdparthie, wo er sich in Frankreich im Gefolge Heinrich II. befand. Es hat dem Verfasser zwanzig Jahre Arbeit gekostet, und wird sehr geschätzt. Bergantini hat es in italienischen Versen übersetzt und zu Venedig 1735 in Druck erscheinen lassen. Das andere führt den Titel: Syrius, oder der Zug Gottfrieds von Bouillon nach dem heiligen Lande in zwölf Büchern, gedr. zu Florenz 1591. Angeli starb 1596 in einem Alter von 79 Jahren, eine Zeit nach Tasso. Zu seinen übrigen Schriften gehören noch Eklogen, eine Leichenrede über Cosmus von Medicis, eine Uebersetzung von Sophokles, und eine Rede über die Art wie man die verschiedenen Schriftsteller der römischen Geschichte lesen soll.

Angelica; Engelwurz; eine in der Medicin sehr nützliche Pflanze, die auch besonders dem Landwirth sehr werth seyn sollte. Denn ihre Wurzel in das Saufen der Schweine geworfen, ist ein sehr gutes Präservativ gegen mehrere Krankheiten derselben; dem Landwirth ist es jedoch genug, die große wilde Angelica zu kennen. Diese wächst auf feuchten Wiesen, treibt einen fast ellenlangen, knotigen und hohlen Stengel, welcher mit vielen Zweigen, und diese mit länglichen, am Rande gekerbten und an langen Stielen hängenden dunkelgrünen Blättern besetzt sind. Oben auf den Gipfeln der Stengel wachsen schöne Dolden oder Kronen, wie am Fenchel, auf welchen, wenn sie verblühet sind, ein platter, linsenförmiger Saamen kömmt. Die Wurzel ist so stark wie Meerrettig, und theilt sich in verschiedene Schenkel oder Nebenwurzeln; äußerlich ist sie braun, inwendig aber weiß und hat einen scharfen Geschmack. Ihre Blüthe fällt in den Julius und im August wird der Saame reif. Läßt man die Angelica keinen Saamen tragen, so ist die Kraft der Wurzel desto größer. Deßhalb kann man sie selbst aus Saamen ziehen, (den man aber vorher, ehe er im Herbste in ein gutes feuchtes Land gesäet wird, 24 Stunden lang im Wasser eingeweicht haben muß, worin Sauerteig aufgelöst war,) und hierauf im Frühjahr 1½ Schuh von einander verpflanzen, da sie dann im dritten Jahre Stengel, Blüthen und

Saamen tragen wird. Deswegen muß die Wurzel im andern Jahre, wenn sie noch in ihrer vollen Kraft steht, ausgegraben und an einem schattigen Ort getrocknet werden.

Angeln heißt das Geschäfte des Fischfangs mit der Angel. Soll dieser Fischfang mit Glück unternommen werden, so muß dabei 1) die Jahres- und Tageszeit; 2) die Witterung; 3) der Ort; 4) die Wassertiefe; 5) der Stand und die Beschaffenheit des Wassers; und endlich 6) das Verfahren bei dem Gebrauch der Angel selbst berücksichtigetwerden. — Im Allgemeinen ist die wärmere Jahreszeit, von der Blühezeit bis Ende October, als die beste Jahreszeit zum Angeln anzunehmen. Die Fische sind in derselben sehr ausgebreitet und beißen gerne an. Eine Ausnahme macht die Laichzeit des Fisches; denn in derselben verschmähen sie die Nahrung und bleiben an einem Platze unbeweglich stehen; hingegen gehen sie unmittelbar nach der Laichzeit desto begieriger an die Angel. In den heißen Sommermonaten halten sich die Fische näher an der Oberfläche des Wassers auf, als im Frühjahr und Herbst. In Rücksicht auf die Tageszeit sind die Stunden bald nach Anbruch des Tages; Morgens von 6—9 Uhr und Nachmittags von 3—7 Uhr zum Angeln die besten. Am wenigsten ergiebig ist der hohe Mittag. Zur Nachtzeit werden die Fische hauptsächlich mit Legangeln gefangen. — In Rücksicht auf die Witterung sind die Mittags- und Abendwinde dem Angeln zuträglich; die Mitternachtswinde hingegen einigermaßen zuwider. Bei warmen Wetter beißen die Fische besser an, als bei kaltem. Bei trüber Witterung und hellem Wasser, oder bei Sonnenschein und etwas trübem Wasser, ist der Fang ergiebiger, als bei hellem Sonnenschein und klarem Wasser. Wenn Morgens ein leichter Nebel aufsteigt, bei einem warmen Regen und nach einem Gewitter, ist der Fang gleichfalls ergiebig. — Die Stelle, wo geangelt werden soll, ist für den Fischer ebenfalls wichtig. Er muß schon an dieser ermessen können, ob er etwas fangen wird. Die Beschaffenheit des Ufers, des Wassergrundes, die Gewächse und andere äußere Umstände, erfodern hier seine Aufmerksamkeit. Man muß sich einen Ort zum Angeln wählen, der nicht seicht, sondern schon einige Fuß tief ist, wo das Wasser ruhig steht und die Angel nicht zu schnell mit sich fortreißt. Wo das Wasserrohr in einzelnen Gruppen, jedoch nicht zu dichte hervorschießt, und wo das Ufer mit dünnem Gebüsch bewachsen, oder mit Bäumen, die ihre Wurzeln in das Wasser senken, besetzt ist, halten sich die Fische gerne auf. Wo grünes Holz sich in das Wasser neigt, oder wo gehauenes, altes und faulendes Holz u. d. m. im Wasser befindlich ist, wo Faschinen-Dämmungen angelegt sind, sammeln sich die Fische aller Art. An Stellen, wo Vieh in oder durch das Wasser getrieben und in deren Nähe es geschwemmt wird, ziehen sich gleichfalls Fische zusammen. Wenn sich das Wasser stellenweise trübt, wenn dieses Trübe im hellen Wasser wie Rauch aufsteigt, so sind Fische da, die im Grunde wühlen; wenn im Sommer häufige und große Blasen aufsteigen, so deutet dies auf das Daseyn von Fischen, und in aalreichem Wasser besonders von Aalen. In den Tiefen bei Schleusenanlagen, Schwellungen und in tiefen Mühlenwehren, nehmen gleichfalls Fische ihren Stand; eben so sind jene Stellen zum Angeln aufzusuchen, wo sich die Ufer eines Flusses zusammendrängen, und wo zwei Gewässer zusammentreten. Der Grund des Wassers giebt hauptsächlich zu erkennen, welche Art von Fischen sich auf ihm vorfinde; so fängt man z. B. auf schlammigem Grunde Aale, Aalraupen, Karpfen, Schleihen u. dgl.; und auf sandig-, kiesig- und steinigem Grunde Forellen, Barben, Grundlinge u. s. w. Ferner gehört nicht ein zu hoher Wasserstand und nicht zu trübes Wasser zu den nöthigen Bedingungen eines glücklichen Fanges mit der Angel. — Die allgemeinen Verhaltungsregeln beim Angeln selbst sind folgende. Vor allen Dingen wähle man sich einen Standort, an welchem man nicht von den Fischen im Wasser wahrgenommen werden kann; man suche sich daher einigermaßen hinter Bäume u. s. w. zu verbergen, oder an diesel-

ben anzulehnen. Sind solche nicht in der Nähe, so stelle man sich nicht allzu nahe an das Wasser, sondern trete so weit zurück, als es die Länge der Angelruthe zuläßt: denn je größer die Entfernung zwischen dem Fischer und der Angel ist, und je mehr man sich verbergen kann, desto glücklicher geht der Fang von statten. Ist man aber gezwungen, nahe an das Wasser zu treten und frei zu stehen, so trete man langsam hin, vermeide jede geschwinde und starke Bewegung und verhalte sich ruhig. Bei Sonnenschein nehme man, so viel möglich, einen solchen Standort, von welchem aus der Schatten des Fischers nicht an den Ort fallen kann, wo die Angel liegt, weil die Fische die geringste Bewegung am Schatten bemerken; kann man aber auch dieses nicht vermeiden, so sey man um so unbeweglicher. Was den verschiedenen Gebrauch der Angel aubetrifft, sehe man die Artikel Schwimmangel, Hechtangel, Schnappangel, Grundangel.

Angein, ein deutsches Volk an der Ostseite am Gränzbanne der Sueven, von dem noch jetzt der Strich zwischen Schleswig und Flensburg den Namen Angel führt. Sie gränzten nördlich an die Abtheilungen der cimbrischen Nation (späterhin die Juter); östlich ans Meer und die Variner; südlich an die Avioner, und westlich an die Saxonen, so daß sie etwa einen Theil von Südschleswig, den größten Theil von Holstein, und die angränzenden Distrikte von Lauenburg und Mecklenburg bewohnten. Man weiß von ihnen nicht viel, außer daß sie die Hertha verehrten, einen Theil des Suevenbundes ausmachten, und von Waldungen und Flüßen umgeben waren. Als Städte bei ihnen nennt man Lazibургum, daß heutige Lauenburg und Treva, nach Einigen Lübek, richtiger aber Travemünde. Im Mittelalter unterjochten sie, vereinigt mit den Sachsen, Brittanien, und errichteten daselbst das angelsächsische Reich.

Angelo Colocci, dieser würdige Prälat aus dem 16ten Jahrhunderte hinterließ seinem Namen ein bleibendes Denkmal durch seine Achtung und Liebe zu Kunst und Alterthümern; seine Sammlung ist eine der merkwürdigsten zu Rom in den Gärten des Sallust. Sie enthält eine Menge schätzbarer Bildsäulen, Brustbilder, Grabmäler, geschnittener Steine, Münzen und Denkmünzen. Die Wände des Landhauses sind mit klassischen Ueberresten alter Bildhauerkunst in Marmor verziert, und man hat sich oft auf diese Urbilder und auf die Fastos Consulares von Colocci berufen, um durch sie wichtige Fragen über die Ortsbeschreibung und die römische Geschichte aufzuklären.

Angeloni (Franz), ein Geschichtschreiber und Antiquar des 17ten Jahrhunderts, kam er zu Terni, im Herzogthum Spoleto zur Welt, und starb zu Rom 1652. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der römischen Kaiser in Medaillen vorgestellt, von Julius Cäsar an bis auf Konstantin den Großen. Die beste Ausgabe dieses Werks ist zu Rom 1685. in Fol. erschienen. Er ist auch Verfasser einer Geschichte von Terni, die ebenfalls in Rom 1646. herausgekommen und ein sehr seltenes Werk ist.

Angelsächsische Münze. Die Angelsachsen, welche im J. 430 die Pikten vertrieben und Britanien eroberten, brachten zum Theil schon ihr eigenes Geld aus Deutschland mit, als Penningar, Skylling, Pund; theils ließen ihre Könige im neuen Reiche neue Geldsorten schlagen, von welchen die jetzigen englischen abstammen. Sie waren meistens klein, und führten auf der Hauptseite gekrönte Köpfe mit unleserlichen Umschriften; auf der Rückseite, ein Kreuz, ebenfalls mit Umschrift und mit Benennung des Münzorts oder des Münzmeisters, wodurch man schon damals falschen Münzern zuvor zu kommen suchte. Unter den Münzen der folgenden dänischen Könige findet man statt der Umschriften lauter Striche.

Angenehm ist das, was durch seine Wirkung auf unsere Sinne Wohlge-

fallen erregt, was durch den Besitz und Genuß uns reizt, ein angenehmer Ton, Geruch, eine angenehme Farbe. So steht es eigentlich dem Schönen entgegen. Aber die Werke der schönen Künste können nicht nur, sondern sollen auch zugleich angenehm seyn, weil sie sonst nicht gefallen würden; nur macht es nicht das Wesen derselben aus. Ein Gedicht, wenn es auch die wahrsten, schönsten, erhabensten Gedanken enthielte, würde nie ganz, würde vielleicht gar nicht gefallen, wenn es nicht auch durch Harmonie und Wohlklang der Sprache und des Silbenmaßes dem Ohr schmeichelte. Noch weniger können Werke der andern schönen Künste diese Eigenschaft entbehren.

Angerburg, 39° 24′ 30″ L., 54° 12′ 3″ B., eine Kreisstadt im ostpreußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, an dem 6 Meilen langen, bis 2 Meilen breiten und wegen seiner Aale berühmten See Mauer (der durch kleine Kanäle mit den Seen Gurklo, Schimon, Spirding, Nieden ꝛc. vereinigt ist, um das Holz aus der johannisburgischen Haide und andern königl. Forsten in den königl. Holzhof zu Angerburg und von da weiter nach Königsberg zu verflößen), und an dem durch den See fließenden Fluß Angerapp; sie hat 2.182 Einwohner, ein festes Schloß und ein Justizamt, ansehnlichen Leinwandhandel, und verfertigt viele Zeuge aus Pferde-, Ziegen- und Rindshaaren, so wie Fegemühlen, oder Windharpen zur Reinigung des Getreides.

Angermünde, Neu-Angermünde, eine Kreisstadt am See Münde im preußischen Regierungsbezirk Potsdam, sie hat 2.650 Einwohner, 2 lutherische und 1 reformirte Kirche, an jener stehen ein Probst und 2 Prediger, und an dieser ein deutscher und ein französischer Prediger. Die Einwohner treiben Taback- und Feldbau, Woll- und Leinweberei. Da die Hussiten 1429 diese Stadt einnahmen und eine Zeitlang besaßen, so wurde sie Ketzer-Angermünde genannt.

Angeronia, die Schutzgöttin, welche man in Rom zur Befreiung von Kümmernissen anrief. Sie ward als ein Frauenzimmer mit verbundenem Munde, die den Finger auf den Mund legt, vorgestellt, wodurch sie offenbar Stillschweigen empfahl, und daher für das personificirte Stillschweigen erklärt wird, dagegen andere sie für die geheime Schutzgottheit Roms hielten, deren Namen niemand kannte, man aber auch nicht auszusprechen wagte. Andere meinten, sie habe angedeutet, daß diejenigen, welche ihre Bekümmernisse zu verbergen wüßten, durch die Geduld zum Wohlseyn gelangen würden. Ihr ward am 21. December ein Fest, Angeronalia, gefeiert, damit sie den Kummer des Gemüths oder die Gemüthskrankheit (Angina) (welche indessen mehr eine Krankheit des Körpers, und einst beim römischen Volke epidemisch gewesen seyn soll), gnädig abwenden möge. Ihre Bildsäule stand in der Kappelle der Volupe, der Göttin des Vergnügens, wo ihr die Pontifices opferten. Die alten Geschichtschreiber melden uns den Ursprung dieses Nationalfestes nicht.

Angespann. Dies ist ein wichtiger Theil der Ausrüstung, und daher für den praktischen Artilleristen sehr wichtig, damit er sich die nöthigen Kenntnisse über die Natur der Pferde, deren Kräfte, Mängel und Krankheiten, so wie über die Art und Weise verschaffe, wie ein Pferd gefüttert, abgewartet und gepflegt werden muß. Eben so muß er vom Beschlage allgemeine Kenntniß besitzen, und wissen, was zu einem guten Beschlage gehört, und wie die Zwanghüfigkeit und das Vernageln vermieden werden kann.

Anghiera, ein Flecken in der mailänder Delegation Como, an der Ostseite des Lago Maggiore, mit 2.800 Einwohnern. Von ihm hatte die fruchtbare Grafschaft den Namen, die an beiden Seiten des genannten Sees liegt, und aus der das ehemals so berühmte Geschlecht der Vicegrafen von Anghiera seinen Ursprung hat. Durch den wormser Traktat vom Jahr 1743 überließ die Königin Maria Theresia dem König von Sardinien den an der Westseite des Sees liegenden größern Theil des Landes.

Angießungs-Maschine, ist in den Gradirhäusern eine Maschine, womit das Salzwasser in Zwischenzeiten, zu Beschleunigung des Verdünstens, auch während des abermaligen Hinaufpumpens, auf die Dorn-Wände gegossen wird, ohne daß man dabei viele Gradirer nöthig hat.

Anglaise, (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälschlich Contre-danse gemacht haben) ist ein Tanz von lebhaftem Karakter. Die Melodieen dazu sind mehr oder weniger schnell, werden in geraden und ungeraden Taktart eingekleidet, bestehen aus zwei Wiederholungen von acht Takten, aus kunstlosen Verbindungen der Notenfiguren und aus geradzähligen Absätzen und Einschnitten.

Anglesea, Anglesey, in alten Zeiten Mona, 12° 55′ — 13° 20′ O. L. 53° 48′ — 54° 25′ N. B. eine Insel auf dem irländischen Meere, durch den Menaykanal von der englischen Grafschaft Caernarvon getrennt, sie hat 12³/₅ □Meilen, und liefert viel Kupfer (jährlich 60.000 Ct. mit einem Gewinn von 300.000 Pf. St.) und Torf. Sie bildet eine Grafschaft von Nordwales, hat 4 Städte und Marktflecken, 74 Kirchspiele, 6.679 Häuser und 37.092 Einw., die Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht treiben, viele wollene Tücher, Leinwand und Leder verfertigen, und 2 Repräsentanten ins Parlament schicken. Sie wird in 6 Hundreds eingetheilt. Der Hauptort ist Beaumaris.

Anglicanische Kirche, auch die Bischöfliche (Episcopale) genannt, ist unter den verschiedenen Zweigen der reformirten Kirchenverfassung in England diejenige, die unter ihren Dogmen als Hauptgrundsatz aufstellt: „die Einsetzung der Bischöfe sey göttlichen Ursprungs, und die Kirche müsse unter Bischöfen stehen." Durch dieses Dogma nun so wie durch einige Gebräuche ihres Cultus unterscheidet sie sich von der Genfer Kirche, welcher blos Aelteste (Presbiteri) vorstehen; daher ein anderer Zweig der Reformirten in England, die sich Presbiterianer, nennen, diese Letzte nennen sich auch wohl Puritaner, weil sie behaupten, ihre Kirche habe nichts gemein mit den, von der Episcopalkirche noch beibehaltenen, Gebräuchen des katholischen Ritus. Von diesen Puritanern sind die Independenten ausgegangen, welche die Bischöfe eben so wenig als die Presbiteros als Vorsteher der Kirche wollen angesehen wissen. Alle übrigen Zweige, in die der Cultus der Reformirten in England sich theilet, kommen unter dem allgemeinen Namen Nonconformisten oder Dissenters vor.

Anglo-Cromwellianer, eine Sekte in England, die von dem Protector Cromwell den Namen hat. Sie vergönnte einem jeden, die Sakramente zu verwalten und in der Religion zu glauben, was er wollte. Sie verband Religiösität mit Irreligiösität; denn ihre Anhänger nahmen sogar die Bibel auf die Wache, tauften aber auch ihre jungen Pferde und Katzen.

Angora, Angura, Angurieh, Ankaria, Ankriah, sonst Ancyra, 50° 21′ 17″ L. 39° 31′ B. eine feste Hauptstadt des Distrikts gleichen Namens in den nördlichen Theilen Natoliens, an einem Hügel, am Schibak-Sufluß des Sakari, der Sitz des Pascha, eines armenischen Erzbischofs und eines griechischen Metropoliten, mit 6.000 Häusern, 25.000 Einw., meistens Türken und Armeniern, die schöne Chalons und Shawls, ächte Kamelotte, Seidenzeuge, Safian rc. liefern, und starken Handel mit den Haaren der angorischen Ziegen treiben, die nur 30 englische Meilen um die Stadt zu Hause sind. Die Stadt hat ein Bergschloß, breite, reinliche Straßen, viele Moscheen, 7 armenische und 3 griechische Kirchen. Auch wächst hier guter rother Wein und treflicher Reis. Merkwürdig ist der ziemlich gut erhaltene Tempel Augusts, fast ganz aus weißem Marmor, worin das berühmte ancyranische Monument ist.

Angoulesme, Angoulême 17° 49′ 1″ L. 45° 38′ 57″ B. die Hauptstadt im französischen Departement Charente, und in einem Bezirk, der 26 Quadratmeilen und 113.871 Einw. hat, 61²/₃ Meilen von Paris, auf einem Berge,

an der Charente, mit einer Kathedrale, 12 Kirchen, 14.744 Einw.; sie hat ein festes Schloß, ein Bisthum, Handelsgericht, eine allgemeine Königl. Marineschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet, einen botanischen Garten, eine Ackerbaugesellschaft, Stückgießerei, gute Papier- und Tuchfabriken, und beträchtlichen Handel mit Safran, der in der Gegend wächst, und mit Wein und Branntwein auf der Charente nach Rochefort. Die Stadt war sonst die Hauptstadt der Landschaft Angoumois, im Gouvernement von Saintonge, und hatte den Titel eines Herzogthums und eine Pairie. Der berühmte Schriftsteller Jean Louis Guez de Balzac ist hier 1595 geboren.

Angoros, Primietas, Uciques, 24 Inseln an der Ostküste von Afrika gegen den Canal von Mozambik, sie liefern Reis, viel Vieh, grauen Ambra und Perlen, die man aus Schnecken auskocht, wodurch ihre glänzende Weiße in rothe Farbe verwandelt wird. Die Einwohner sind Neger, Araber und einige Portugiesen, welche die Oberherrschaft behaupten. Der angränzende Küstenstrich gehört mit unter die Benennung Angoros.

Angriff der Posten u. Verschanzungen, (Kriegsk.) wird entweder durch Ueberfall oder mit offenbarer Gewalt ausgeführet. In dem ersten Falle ist die Artillerie blos zu Deckung des Rückzuges anwendbar, und darf nicht mit bis an den anzugreifenden Punkt vorgehen; es sei denn, daß das zum Angriff bestimmte Detaschement stark genug wäre, um den Ort zu forciren, wenn der Anschlag zu zeitig entdeckt würde, und die Ueberrumpelung fehlschlüge. Man wird sich hier immer am vortheilhaftesten der reitenden Artillerie bedienen, die durch ihre leichte Beweglichkeit den Marsch des Detaschements zum Ueberfall nicht hindert, und auch den Rückzug am besten zu decken im Stande ist. — Posten, sind z. B. befestigte Dörfer, Landstädte, Meierhöfe, einzelne Häuser, so wie auch Defileen und Gebirgspässe, steile Berge, welche gewisse wichtige Punkte dominiren, und deren Behauptung dem Feinde wesentliche Vortheile gewähret. Sollen diese Orte mit offenbarer Gewalt angegriffen werden, weil die Beschaffenheit des Terrains und der Umstände nicht verstattet, sich ihrer durch einen nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen, oder sie durch ein Detaschement tourniren und im Rücken nehmen zu lassen; so muß man vorher wissen: ob man mit Geschütz in den Posten kommen, u. ihn mit Hoffnung einiges Erfolges beschießen kann. In diesem Falle darf man sich dem Orte nicht unter 600 und nicht über 1.000 Schritt bei zwölfpfündigen Kanonen, bei Sechs- und Achtpfündern aber nicht über 750 bis 800 Schritt nähern, um die bei dem Posten angebrachten Hindernisse, Pallisaden, Verhaue, Brustwehre und Mauern niederzuschiessen, ohne doch dem feindlichen Kartätschenfeuer ausgesetzt zu seyn. Bestimmt, den Posten, von welcher Beschaffenheit er auch seyn mag, zu öffnen, und den Muth der Besatzung nieder zu schlagen, muß das Geschütz, wo möglich, aus zwölfpfündigen Kanonen und aus Haubitzen bestehen. Mit letzteren aber darf man sich nie näher als 1.000 Schritt setzen, ja bei Redouten u. dgl. ist sogar vortheilhafter, noch weiter zurück zu gehen, weil ausserdem die in die Schanze schlagenden Granaten nicht darinn liegen bleiben, sondern nach dem Aufschlage wieder hinaus springen, und ihre Wirkung erst weit hinter derselben thun. Es sei denn, daß man zu den Haubitzen zweierlei Ladungen, oder Granaten mit kurz tempirten Brändern hätte. Mit dem Geschütz nimmt man eine solche Stellung, daß man eine oder mehr Vertheidigungslinien des Postens enfilire, und sich das Feuer mehrerer Batterien in demselben konzentrire, wodurch seine Wirkung um so furchtbarer wird. Hat man Geschütz von verschiedenem Kaliber zum Angriff eines Postens, so bedient man sich der schweren Kanonen, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen; die leichtern hingegen so wie die Haubitzen werden gegen die Besatzung gerichtet. — Diese Regeln sind allgemein, und finden ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Postens statt; es giebt aber noch andere, die mit der individuellen Beschaffenheit desselben in unmittelbarer Verbindung stehen. Eine Landstadt mit starken Mauern erfodert

eine andere Anordnung des Geschützes beim Angriff, als ein Dorf, oder ein Haus u. s. w. Es würde bei einer solchen Stadt in den mehresten Fällen vergebens seyn, sein Feuer gegen die Mauern zu richten, die gewöhnlich von außerordentlicher Stärke sind, und ein mehrtägiges Feuer erfordern, um eine brauchbare Sturmlücke zu erhalten. Man thut hier besser, durch ein lebhaftes Feuer aus zwölfpfündigen Kanonen die Thore zu öffnen, während man durch eingeworfene Haubitzgranaten gemeinschaftlich mit der Anordnung zu einer Leitersteigung, Schrecken und Verwirrung unter der Besatzung zu verbreiten sucht. Die Kanonen werden zu dem Ende in einer Entfernung von 500 bis 600 Schritt, dem Thore gegenüber aufgefahren, das ihren Schüssen nicht lange widerstehet, wenn es anders nicht mit Erde oder Mist verschüttet ist. Ja, selbst ein auf diese Art verrammtes Thor kann von 3 bis 4 gut bedienten Zwölfpfündern in einigen Stunden geöffnet werden. Die Haubitzen werden 750 Schritt von der Stadt gesetzt, und die Granaten mit einer etwas starken Elevation geworfen, damit sie über die Stadtmauern hinweg gehen und mitten in den Ort fallen. Wenn die Thore äusserlich durch vorliegende, mit Kanonen besetzte Werke gedeckt sind, von denen man mit Kartätschen beschossen zu werden fürchten muß, so ist es besser, sich bei Einbruch der Nacht bis auf 400 Schritt zu nähern, und sich hier 3 Fuß tief mit dem Geschütz einzuschneiden, indem man die Erde auswärts gegen den Feind wirft, daß eine etwa 5 Fuß hohe Brustwehr entstehet. Um dieser inwendig einige Festigkeit zu geben, wird sie am besten mit Sandsäcken verkleidet, die man auch zu Formirung der Schießscharten anwendet. Zu beiden Seiten der Batterie dienet ein 6 bis 8 Fuß breiter Graben, aus dem die Erde ebenfalls gegen die Stadt geworfen wird, zu einer Art Parallele, um einige Infanterie zur Bedeckung der Batterie darein stellen zu können. Die Erbauung dieser Batterie muß mit der größten Lebhaftigkeit betrieben werden, daß sie mit dem ersten Morgenschimmer ihr Feuer beginnen kann. Die Kanonen werden dabei gegen den Fuß der Mauer gerichtet, und lagenweise abgefeuert, damit die größere Erschütterung um so früher den Einsturz der Mauer bewirkt. Wäre kein ander Mittel, den Ort zur Uebergabe zu bringen, als das Anzünden desselben, so sind die eisernen Brandkugeln, die richtiger Schuß halten, und eine stärkere Kraft der Impulsion haben, als die gewöhnlichen Karkassen, am vortheilhaftesten dazu. Man kann dieselbe Absicht jedoch auch blos durch Granaten erreichen, in die bei dem Füllen einige Stücke hart gewordener geschmelzter Zeug oder einige Brandstopinen gethan worden sind. — Dörfer bedürfen keiner so weitläuftigen Vorbereitung. Sie sind entweder verschanzt oder nicht; im erstern Falle richtet man das Geschütz blos gegen die Verschanzung, um das feindliche Stückfeuer zum Schweigen zu bringen, oder wenigstens von den angreifenden Truppen abzuziehen. Allenfalls kann man ein Dorf auch durch einige Granaten leicht in Brand stecken; wäre es jedoch blos ein avancirter Posten, den man erobern muß, um sich einen Weg zum Feinde zu bahnen, so darf es durchaus nicht angezündet werden; denn man würde dadurch zugleich sich selbst den Durchgang versperren. Man wendet in diesem Falle lieber gar keine Haubitzen bei dem Angriff an, oder man läßt gegen die feindliche Besatzung blos mit Kartätschen schiessen. — Einzelne Häuser, Meierhöfe, Schlösser u. d. gl. sind niemals mit Geschütz besetzt; eine oder zwei Kanonen werden daher hinreichend seyn, die Besatzung zur Uebergabe zu nöthigen. Noch vortheilhafter zu diesem Endzweck ist eine Haubitze, mit der man bis auf 350 oder 400 Schritt herangehet und einige Granaten durch die Fenster in das Gebäude zu bringen sucht, welches auf diese Entfernung bei weitem nicht so schwierig ist, als es zu sein scheinet, wenn besonders die Haubitzen eine zweckmäßige Einrichtung und die Granaten nicht zu viel Spielraum haben. Hat der Feind das Dach des Hauses nicht abgeworfen und durch eine Decke von Erde oder Mist gegen das Anzünden gesichert, so wird dies um so leichter zu treffen, und der Posten in demselben Maaße um so weniger haltbar sein. Redouten und andere geschlossene Schan-

zen werden entweder mit Truppen allein angegriffen, oder gewöhnlicher vorher einige Stunden lang mit Geschütz beschossen, zu welcher Absicht man sich jedoch blos der zwölfpfündigen Kanonen und der Haubitzen bedient. Zweckmäßig würde es in diesem Falle sein, schwächere Ladungen zu haben, als die gewöhnlichen Feldladungen sind, um der Wirkung der Granaten in der Schanze versichert zu sein, weil bei den Haubitzen durch eine größere Entfernung auch das Treffen der Schanze um so schwieriger wird. Kleine, zehn- bis zwanzigpfündige Feldmörser, ließen sich hier ebenfalls auf eine sehr vortheilhafte Weise anwenden, weil ihre Bomben bei schicklichem Erhöhungswinkel da liegen bleiben, wo sie nieder fallen. Die Haubitzgranaten läßt man vor der Schanze aufschlagen, daß sie beim zweiten oder dritten Aufschlag in die Schanze springen. Es ist klar, daß man sich nach der Stärke der Ladungen richten muß, um die Bögen der Aufschläge so flach zu erhalten, daß die Granate nur eben über die Brustwehr hinweg gehet. Nach Scharnhorst muß man auf 800 bis 900 Schritt, bei $^1/_{32}$ bombenschwerer Ladung die Haubitze 10 Grad eleviren, um eine 80 Schritt große Schanze zu erreichen. Bei einer Entfernung von 400 bis 600 Schritt hingegen ergiebt sich bei $^1/_{64}$ bombenschwerer Ladung eine Elevation von 7 Grad. Man setzt sich mit den Haubitzen gegen Redouten in die Verlängerung der Diagonale, und hat, mit den siebenpfündigen Haubitzen folgende Wahrscheinlichkeit des Treffens:

	Entfernung in Schritten.	Zahl der in einer Stunde geworfenen Granaten.	Wenn das Object ein Rechteck ist, dessen Seiten 25 und 50	100 und 25	150 und 50	Wenn das Object ein Quadrat ist, dessen Seiten 25	50	100	200
			Schritt, so treffen von den Granaten						
30° Elevat.	500	60	1/2	3/4	1	1/4	1/2	5/6	1
	1.000	40	1/3	2/3	8/9	1/6	3/8	3/4	1
	1.500	30	1/4	1/2	2/3	1/8	1/3	2/3	3/4
	2.000	20	1/7	1/3	1/4	1/14	1/5	1/2	2/3
10° Elevat.	500	60	1/3	2/3	3/5	1/6	3/8	3/4	1
	1.000	40	1/4	1/2	2/3	1/8	1/3	2/3	5/6
	1.500	30	1/6	1/3	1/2	1/12	1/4	1/2	2/3
	2.000	25	1/10	1/4	1/3	1/20	1/6	1/3	1/2

Von 10 Granaten aber, die in einer geschlossenen Schanze oder Redoute springen, werden nach Verhältniß ihres Kalibers und der Größe der Schanze beschädiget:

	Wenn die Schanze zur Seitenlänge oder zum Durchmesser hat, Schritt:							
	50	100	150	200	200	300	350	400
10pfünd. Granaten.	40 Mann.	40	40	40	40	1 bis 2	—	—
20 bis 30pfündige.	40 Mann.	40	40	40	40	40	40	1 bis 2

Man siehet hieraus, daß die Wirkung der Granaten in einer geschlossenen Schanze sich beinahe umgekehrt wie die Wahrscheinlichkeit des Treffens verhält. Die Kanonen werden mit großen Zwischenräumen von 20 bis 25 Schritt, 800 Schritt von der Schanze einer ihrer Seiten gerade über aufgefahren, und so gerichtet, daß die Kugeln die Brustwehr nach oben zu treffen, oder am äußern Grabenrande aufschlagen. Obgleich eine Erdbrustwehr sich nicht wie eine Mauer

umstürzen läßt, so werden doch nach mehreren Schüssen die Kugeln oben hindurch gehen, und die Besatzung muthlos machen, wann sie sich hinter der Brustwehr nicht mehr sicher fühlt. Die Erfahrung hat gezeiget, daß 240 zwölf- und achtpfündige Schüsse hinreichend waren, eine 12 Fuß dicke Brustwehr bis auf die Hälfte ihrer Höhe abzukämmen; da nun zugleich auf diese Weite $^2/_3$ der Kugeln treffen, so läßt sich auch die angeführte Wirkung um so sicherer erwarten. Wenn das in der Schanze befindliche Geschütz hinter Schießscharten stehet, scheint es zwar mehr gegen das angreifende gesichert und diesem um so gefährlicher zu sein. Bedenkt man jedoch: daß das angreifende Geschütz dem angegriffenen weit überlegen sein muß, und daß sein Feuer concentrisch gegen letzteres wirkt, dessen Schüsse man als divergirend ansehen kann, so wird auch hier an einem glücklichen Erfolg nicht zu zweifeln sein. 20 Schüsse, welche Eine Schießscharte richtig treffen, sind hinreichend, sie unbrauchbar zu machen; und eine Artillerie muß ihr Geschütz schlecht zu gebrauchen wissen, die auf 800 Schritt mit Zwölfpfündern von 160 Schuß nicht 30 in Eine Schießscharte bringt. Sobald man nun bemerkt, daß das feindliche Feuer schwächer oder schlechter dirigirt wird, so benutzt man diesen Augenblick, um mit seinen Kanonen unter abwechselnden Schüssen bis auf 400 Schritt, heranzugehen, und hier durch ein heftiges Kartätschenfeuer die Besatzung von der Brustwehr zu treiben, während die zum Sturm bestimmten Truppen sich an der Seite nähern, bis sie an die Schußlinie des diesseitigen Geschützes kommen, worauf dieses sogleich zu chargiren aufhört, um nicht seine eigene Leute zu beschädigen. Verschanzte Positionen sind bei ihrem Angriff fast denselben Regeln unterworfen, wie einzelne Schanzen, nur daß man hier zugleich die Flanken der angreifenden Truppen zu sichern suchen muß, indem man das feindliche Geschütz zum Schweigen bringt, das sie beschießen könnte. Man läßt zu dem Ende die Artillerie solche Stellungen nehmen, wo sich ihr Feuer in Einem oder 2 Punkten vereinigen kann, u. setzt vorzüglich die Haubitzen auf die Verlängerung der Facen. Sie müssen hier die Granaten mit einem nur kleinen Bogen von 2 oder 3° werfen, damit sie hinter der Brustwehr flache Ricochets machen, und die Truppen und das Geschütz um so gewisser treffen. Zugleich werden die Bränder der Granaten so tempiret, daß sie bei dem vierten oder fünften Aufschlage springen, welches hier wo man die Entfernung des Geschützes von der Verschanzung selbst bestimmen kann, sich sehr bequem thun läßt. Die Kanonen ziehen sich bei dem Auffahren 20 bis 25 Schritt auseinander, und schiessen nun gerade auf die Schießscharten, oder auf das Geschütz der feindlichen Verschanzungen, um lezteres zu demontiren und sein Feuer zu dämpfen. Man erreicht aber diese Absicht weit sicherer und früher durch gerade Schüsse, als durch Ricoschets; denn da die Seitenabweichungen der Kugeln auf 800 Schritt nicht über 10 Schritt betragen, so wird bei 1° Elevation in einen 9 Fuß hohen und 12 Fuß breiten Gegenstand die Hälfte der Schüsse treffen. Man kann daher in eine 8 bis 9 Fuß weite und 4 Fuß hohe Schießscharte auf die bemerkte Entfernung allezeit die 6ste Kugel bringen, weil das Treffen kleiner senkrechter Flächen sich beinahe wie diese Flächen selbst verhält, wenn anders die Distanz den Visirschuß des Geschützes nicht übersteigt. Ist z. B. der Visirschuß des 3pfünders 750, des 6pfünders 900, und des Zwölfpfünders 950 Schritt, so wird man auch bloß auf die Entfernungen die bemerkte Wirkung erhalten; nur $^1/_3$ derselben aber, wenn die Entfernung um 300 bis 450 Schritt wächst. Stehet der Feind hinter keiner zusammenhängenden Verschanzung; so wird das leichte Geschütz und die Bataillonskanonen, in Batterien vereinigt, dergestalt gesetzt, daß sie ihr Feuer gegen die Truppen richten, während die schweren Kanonen die Verschanzungen beschießen, in welchen sich in diesem Falle auch das meiste feindliche Geschütz befindet. Bei einer zusammenhängenden Verschanzung hingegen bedienet man sich der leichten Stücke, theils zum enfiliren der feindlichen Linien und zu den Scheinangriffen, theils läßt man sie unmittelbar den zum Sturm bestimmten Truppen folgen, um



sie nach Ersteigung der Verschanzung gegen den sich etwa setzenden Feind gebrauchen zu können. Die reitende Artillerie wird dieser Absicht vorzüglich entsprechen; sie wird die den Feind verfolgende Kavallerie begleiten, und ihre Vorschritte begünstigen und erleichtern. — Liegen nahe an der Fronte oder auf den Flanken einer Stellung dominirende Anhöhen, so müssen diese durchaus erobert und mit schweren Kanonen und Haubitzen besetzt werden, um wenigstens durch Bogenschüße die hinter den Verschanzungen stehenden Truppen zu treffen. Noch vortheilhafter ist es, wenn die Beschaffenheit des Terrains verstattet, die Batterien so zu setzen, daß zwei oder mehr derselben ein kreuzendes Feuer auf den anzugreifenden Punkt machen, wodurch man weit schneller zum Zweck kommen wird. — Geschieht der Angriff einer Verschanzung noch vor Anbruch des Tages, so läßt sich auch wenig von dem Gebrauch des Geschützes dabei erwarten. Man bedienet sich des letzteren entweder gar nicht, oder nur bei den Scheinangriffen, um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem wahren Punkte abzuziehen. Am vortheilhaftesten sind noch die Haubitzen, mit denen man zuerst einige Leuchtkugeln in die Verschanzungen wirft, und alsdenn ein heftiges Kartätschenfeuer macht, bis die Truppen nahe genug sind, daß sie in vollem Lauf die Verschanzungen ersteigen können. Um sich endlich einen Weg durch die vom Feinde besetzte Defileen zu öfnen, wenn man sie nicht umgehen kann, so muß man Geschütz auf die anstoßenden Höhen zu bringen suchen, und von diesen die Posten beschießen, welche den Ausgang des Defilees bewahren. Immer wird jedoch in diesem Falle der Erfolg sehr ungewiß bleiben, sobald man einen entschlossenen Feind gegen sich hat, der sich seiner Waffen mit Nachdruck zu bedienen weiß.

Angrivarier, (Angrevarii, Anglevarii), ein deutsches Volk, dessen Namen man von Anger, deren es viele in ihrem Lande gab, herleitet. Sie wohnten zwischen der Weser und Emse, oder zwischen den Chaucern und Sueven oder Katten; doch gränzten sie nicht unmittelbar an die Emse. Sie stießen westlich gegen das Friesische zu an die Chamover, nördlich an die Chaucer, nordöstlich an die Ansivarier und Cherusker, von welchen sie theils die Weser, theils ein Erddamm absonderte; östlich und südöstlich an die Dulginer und Chassuarier u. a. m. südlich an die Tubanter. Sie bewohnten also vom jetzigen Deutschland den südlichen Theil des Fürstenthums Minden und das Bisthum Osnabrück, die Abtei Herfort, die Grafschaften Tecklenburg und Ravensberg und einen Theil von der Grafschaft Schaumburg am linken Ufer der Weser. Nach Nitsch Wörterb. der alt. Geogr. wohnten sie am Ostufer der Weser, vom heutigen Fürstenthume Verden, durch einen Theil des Calenbergischen und Lüneburgischen bis an den Steinhudersee, der ihre Südgränze gegen die Cherusker war. Man muß sie also an beiden Seiten der Aller bis da, wo die Leine hineinfällt, und nordöstlich bis an die Elbe hin, suchen. Das heutige Tecklenburg soll das alte Tezelia seyn, welches in oder nächst an ihrem Lande lag. Als Germanikus gegen die Cherusker anrückte, ergriffen sie die Waffen. Dafür wurde ihr Land verheeret, und sie wurden zur Unterwerfung genöthigt. Als nachher Germanikus Flotte scheiterte, und viele Römer in die Gefangenschaft der Germanier geriethen, kauften die Angrivarier jene los, und überlieferten sie wieder an die Römer. Germanikus hielt einen Triumph über sie und andere Völker. Nach Tac. Germ. 34. 35. überfielen sie unter Kaiser Nerva nebst den Chamavern die Bructerer, vertilgten sie, und besetzten ihr Land. In der Folge traten sie in den großen Sachsenbund, und wurden mit den Sachsen von Karl dem Großen besiegt. Das heutige Engern in Westphalen soll den Namen von ihnen haben. Nachdem sie das Bructersche Gebiet besetzt hatten, sollen sie von ihrem Wohnsitze nächst der Emse sich Ansivarier genannt, nachher aber, als sie nach Abzug der Franken in Gallien ihren alten Wohnort wieder besetzten, auch den alten Namen wieder angenommen haben.

Angster, der Name einer kupfernen Scheidemünze in der Schweiz. Ein Angster macht 2 Heller; 4 = 1 Kreuzer, 6 = einen Schilling, 15 = 1 Batzen.

240 = 1 zürchicher Gulden. Sein Werth ist also kaum 1 Pfennig. Die ältesten Angster waren Bracteaten von feinem Silber.

Anhalt, 1) ein Fürstenthum in Deutschland, das 28° 36′ — 30° 14′ O. L. 51° 35′ — 52° 7′ N. B. liegt, nord- und ostwärts an die preußischen Provinzen Brandenburg und Sachsen, südwärts an die Markgrafschaft Meißen, südwestwärts an die preuß. Provinz Sachsen, nordwestwärts an das Herzogthum Braunschweig und die preuß. Provinz Sachsen gränzt, höchstens 24 Meilen lang, 3 — 4 Meilen breit, 48 Quadratmeilen groß ist, und 117.200 Einw. hat. Der nordwestliche Theil begreift etwas vom Harz; übrigens ist das Land niedrig, zum Theil sandig und sumpfig. Der Hauptfluß ist die Elbe mit der Saale, Wipper, Bude, Fuhne, Mulde, Nuthe und Roßlau. Das Klima ist milde; nur in den Harzgegenden ist die Luft rauh, aber sehr gesund. Die Produkte sind: Mineralien, Getreide, Obst, Küchengewächse, Hanf, Flachs, Hopfen, Tabak, Holz, Rindvieh, Schaafe, Schweine, Wildpret, Fische ꝛc. Die Einwohner treiben starke Wollweberei ꝛc. Die Fürsten von Anhalt leiten ihren Ursprung von dem Schloß Anhalt ab, dessen Erbauer vielleicht Esico von Ballenstädt, wahrscheinlich einer der ältesten Besitzungen dieses Hauses, um das Jahr 940 war. Sein Enkel, Otto der Reiche, erscheint als Herr von Ballenstädt und Aschersleben, erweiterte das Schloß Anhalt, und nannte sich Graf von Ascanien und Aschersleben. Ihm folgte 1123 sein Sohn Albrecht der Bär, der 1134 vom Kaiser Lothar die Mark Soltwedel erhielt, und der erste erbliche Markgraf von Brandenburg war, auch noch außerdem bedeutende Besitzungen erwarb. Er hinterließ bei seinem Tode, 1171, 7 Söhne; von dem ältesten Otto I. stammen die folgenden Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Hause ab, die 1320 ausstarben; der dritte Sohn Bernhard erhielt unter andern die anhaltischen Lande und 1180 nach der Achtserklärung des Herzogs Heinrich des Löwen das Herzogthum Sachsen nebst der Churwürde. Er hinterließ, 1211, 2 Söhne, Heinrich und Albert. Dieser erhielt das Herzogthum Sachsen, den wittenberger Kreis und die Grafschaft Plötzkau; und von ihm stammen sowohl die nachmaligen Churfürsten von Sachsen aus dem ascanischen Stamme ab, die 1422 mit Albert III. ausstarben, als auch die 1689 ausgestorbenen Herzoge von Sachsen-Lauenburg; von ihren Besitzungen fiel nur die Grafschaft Plötzkau an das Haus Anhalt zurück. Heinrich erhielt die übrigen anhaltischen Länder seines Vaters mit den thüringenschen Gütern, wurde von Kaiser Friedrich II. zum ersten Fürsten von Anhalt gemacht, und hinterließ bei seinem Absterben, 1252, 7 Söhne, von denen 4 in den geistlichen Stand traten, und die drei übrigen sich in die väterlichen Länder theilten; Heinrich der Fette bekam Aschersleben, den Harz und einen Theil der thüringenschen Besitzungen, Bernhard Ballenstädt, Bernburg und den andern Theil der thüringenschen Güter, und Siegfried Cöthen und Dessau nebst Coßwig und Roßlau. Heinrichs Nachkommen, welche die aschersleben'sche Linie genannt werden, starben schon 1316 aus; aber von ihren Besitzungen fielen nur die Harz- und die thüringenschen Güter an das Haus Anhalt, Aschersleben hingegen an das Bisthum Halberstadt. Bernhards Nachkommen, welche die altebernburgische Linie heißen, erloschen 1468 mit Bernhard VI. So blieben nur Siegfrieds Nachkommen übrig, die 1307 die Stadt und Herrschaft Zerbst und 1370 die Grafschaft Lindau an sich brachten, und sich 1396 abermals in 2 Linien theilten. Diese waren die alte zerbster Linie, gestiftet von Albrecht III., die 1526 ausstarb, und die dessauische Linie, gestiftet von Siegmund I. († 1405), die in den jetzt noch blühenden herzoglichen Häusern vorhanden ist. Siegmunds Sohn, Georg I. († 1474), erlebte den Anfall des bernburger Antheils, und hinterließ 5 Söhne, von denen allen nur Fürst Ernst das Geschlecht fortpflanzte. Er hinterließ 3 Söhne Johann, Georg III. und Joachim. Johanns Sohn Joachim Ernst vereinigte sämtliche anhaltische Länder, so viel das

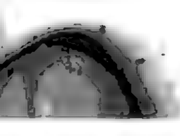
fürstliche Haus davon noch besaß, in ein Ganzes, und hinterließ bei seinem Tode 1586 sieben Söhne, von denen 1603 die 5 noch lebenden die Länder in 4 Theile unter sich theilten, so daß Johann Georg Dessau, Christian Bernburg, Rudolph Zerbst, Ludwig Cöthen, der 3te Bruder August aber eine Geldsumme mit dem Vorbehalt erhielt, daß bei Abgange einer der 4 Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheil folgen sollten, welches auch 1665 in dem damals erledigten Cöthenschen Antheil geschah. So bestanden in dem Hause Anhalt 4 fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster Linie mit dem Fürsten Friedrich August ausstarb, worauf dessen Antheil 1797 unter die 3 übrigen Linien zu Dessau, Bernburg und Cöthen nach dem Loose vertheilt wurden; nur die von dieser Linie besessene Herrschaft Jever fiel an Rußland, ward im Frieden zu Tilsit an Holland, und neuerlich an den Herzog von Oldenburg abgetreten. Um weitere Theilungen in diesen Linien zu verhüten, ist späterhin in denselben das Erstgeburtsrecht eingeführt worden, nach welchen die nachgebornen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die Fürsten führen jetzt den Titel: Herzoge zu Anhalt, Sachsen, Engern und Westphalen, Grafen zu Ascanien, Herren zu Bernburg und Zerbst. Bernburg erhielt den Herzogstitel 1806 vom Kaiser Franz II., Dessau und Cöthen nahmen ihn seit dem Beitritt zum Rheinbund am 30. April 1807 an; nur nennt sich der Herzog zu Anhalt-Dessau allein Herzog und Fürst zu Anhalt 2c. Das Haus Anhalt hat mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15te Stimme auf dem Bundestage; im Plenum führt aber jedes der 3 Häuser eine besondere Stimme. Jedes der 3 regierenden Häuser hat die Souverainität in seinem Antheile; doch stehen alle 3 Antheile in einer Gesammtheit, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten, sondern auch die landständische Verfassung und das davon abhängige landschaftliche Credit- und Schuldenwesen von dem Gesammthause abhängig ist, u. unter der Oberdirektion des jedesmaligen Senior des herzoglichen Hauses (1817 des Herzogs zu Anhalt-Bernburg) steht. Ein eigentlicher Landtag ist seit 1698 nicht gehalten worden. Indessen werden, so oft es nöthig ist, Deputations- und Landrechnungstage gehalten, und von dem Senior des Hauses ausgeschrieben, wozu die übrigen Häuser ihre Deputirten schicken. Zu Dessau, Bernburg und Cöthen sind, an jedem Orte, eine Regierung, ein Consistorium und eine Kammer; außerdem am erstern Orte eine besondere Polizei-, eine Medizinal-Commission und ein Forstamt. Das bernburgische Forstamt ist zu Harzgerode, wo auch die Bergwerkskommission ist; auch unterhält der Herzog von Bernburg eine Eisenhüttenkommission in Mägdesprung; in Ballenstädt ist das Hofmarschallamt und eine Medizinalkommission. — Das Herzogthum Dessau enthält 17 Quadratmeilen mit 53.013 Einw., 16 Aemter, 8 Städte, 2 Flecken, 14 Vorwerke und 100 Dörfern, und die Einkünfte bestehen in 510.000 Fl. aus Domainengütern, jährlichen Abgaben, Forsten, Accise und Zöllen. Unter preußischer Hohheit besitzt der Herzog die Dörfer Schirau, Pejorau und Möst zwischen Dessau und Rajuhn, das Gut Löberitz bei Zörbig, ein Rittergut in Großmöhlau, die Dörfer Salzfurth und Kapelle, Prata bei Wittenberg und einen Theil von Burg-Chemnitz, das Amt Alsleben an der Saale, das Rittergut Mardorf, die Güter Mühlow und Kemnitz, die preußischen Güter und das Dorf Radegast im Kölnischen, zusammen 26 Quadratmeilen mit 66.000 Einw. in 8 Städten, 4 Flecken, 94 Dörfern mit 200.000 Fl. Einkünften. — Das Herzogthum Bernburg enthält 16 Quadratm., 1805 mit 35.193 Einw., 9 Aemtern, 7 Städte, 13 Vorwerken, 54 Dörfern und 450.000 Fl. Einkünfte, meistens aus dem Forst- und Bergregal. Das Herzogthum Cöthen enthält 15 Quadratm. mit 28.842 Einw.; 7 Aemter, 4 Städte, ein Flecken, 13 Vorwerke, 99 Dörfer und 230.000 Fl. Einkünfte, außer den beträchtlichen Privatgütern des Herzogs. — An Militair unterhielt Dessau 1815. 800, Bernburg 400 und Cöthen auch 400 Mann. Anhalt 2) (Alt-

und Neu-), 2 Colonien des Fürsten von Anhalt-Cöthen in seiner schlesischen Standesherrschaft Plesse, im preußischen Regierungsbezirk Oppeln, 4 Meilen von der Stadt Plesse, mit 260 Einwohnern, meistens Reformirten, die vorher in Polen zerstreut an der Gränze wohnten, und zur Zeit der letzten Conföderationen ihr Vaterland verließen; sie sind ursprünglich Sachsen, und haben das magdeburgische Recht. Sie liefern besonders viel Leinwand und Segeltuch, und schikken beides nach Breslau.

Anholt, kleine Stadt, Schloß, Herrschaft und Residenz des Fürsten von Salm und Hoogstraten, im preußischen Regierungsbezirk Münster, borkener Kreis, am alten Yssel fluß, mit 720 Einwohnern. Im J. 1800 nahm die niederländische Provinz Geldern diese Stadt, auf welche sie schon lange Anspruch machte, unter Begünstigung der Franzosen in Besitz; doch erhielt der Fürst nachher die Grafschaft wieder; bis sie 1810 zum französischen Departement Oberyssel kam; 1814 ist sie wieder in Besitz des Fürsten gelangt. Nach der Uebereinkunft des Fürsten Salm-Salm und des Königs der Niederlande vom Nov. 1806 verzichtet der Fürst auf den sogenannten anhalter Zoll zu Arnheim und erhält dafür jährlich 22.150 holl. Fl. als Entschädigung.

Anian, 107 — 110° O. L. 18 — 20° N. B., eine Insel an der Südspitze der chinesischen Provinz Quangtong, 35 Meilen lang und 20 — 25 breit, sie liefert Reis, Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Baumfrüchte, Rosenholz-, Veilchen-, Farbenholz-, Eisen- u. Drachenblutbäume, Areka- u. Kokusnüsse, Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine, Wildpret, Fische, Perlen, schwarze Affen, Gold, Lasursteine &c. Die Einwohner sind klein u. von röthlicher Farbe, u. haben im gebirgigen Theile Limuchan ihre eigene, von den Chinesen unabhängige Verfassung; die Chinesen haben nur die Küsten. Man zählt auf ihr 14 Städte, die fast alle an den Küsten liegen, und unter denen Kiung-tscheu-fu (Kiuncheu) die vornehmste ist.

Anich (Peter), ein Tyroler, geb. 1723 in Oberperfuß, bei Innsbruck, wurde zum Bauernstande erzogen, und in seinem 28. Jahre konnte er kaum lesen noch schreiben; so erschien er, im Jahre 1751 zu Innsbruck vor dem Professor Ignaz Weinhardt, und sagte ganz treuherzig zu diesem: bist du derjenige dessen Amtes ist, den Himmel und die Sterne zu beobachten? Der Professor bejahete es und fragte ihn warum er dieses zu wissen verlangte. — „Auch ich, antwortete Anich, möchte gerne den Lauf der Sterne kennen lernen, ich habe ihn oft mit Vergnügen betrachtet, als ich noch als Bube, auf den Bergen die Heerden weidete". Dieser würdige Professor, dem das hohe Verdienst bleibt, einen Mann gebildet zu haben, der ohne seinen Beistand ohnfehlbar in der Dunkelheit geblieben wäre, prüfte die Fähigkeiten dieses Bauernknaben, und fand zu seiner großen Verwunderung an demselben eine beispiellose Fassungskraft, die ihn einen glücklichen Erfolg seiner Bemühung erwarten ließ, und nun begann er ihn zu unterrichten. Alle Feiertage kam der eifrige Schüler von seinem Berge herab nach der 3 Stunden entlegenen Hauptstadt um Weinhardts mathematischen Unterricht zu genießen. Am Ende des vierjährigen Lehrkursus trug ihm sein Lehrer eine große astronomische Himmelskugel zu verfertigen auf. Im Jahre 1756 hatte Anich diesen Globus bereits fertig. Mit diesem kam er nun nach Innsbruck, und erregte nicht nur bei seinem Lehrer, sondern auch bei allen Kennern der Mathematik billiges Erstaunen. Auch hatte er alle Erwartungen seines Professors weit übertroffen. Dieses Kunstwerk ziert das physikalische Kabinet zu Innsbruck. Ueber diesen Globus wurde vom Grafen Enzenberg eine ausführliche Beschreibung der Kaiserin Maria Theresia überreicht, und von der Monarchin huldreich aufgenommen. Sein Lehrer veranlaßte nun Anich einen Erdglobus zu verfertigen; allein Anich fühlte hierzu noch zu sehr das Bedürfniß, vor allem seine noch immer höchst fehlerhafte Handschrift zu verbessern. Er übte sich daher ganz im Stillen im Schreiben, und kaum waren 9 Monate verflossen, als er ganz von sich selbst alle Arten von Buchstaben



und Schriftzügen, so regelmäßig und zierlich zu machen wußte, daß er auch im Schreiben zum Muster dienen konnte. Nun machte Anich sich an die Verfertigung des Erdglobus, und brachte im April 1759 auch diesen zu Stande. Derselbe ist von der Himmelskugel nach ihrer mechanischen Arbeit in Nichts unterschieden. Er beurkundet, gleich dieser, des unsterblichen Meisters Genie, Kenntnisse u. Fleiß. Auch verfertigte er hierauf kleinere Karten der Himmels- und Erdkugel in Kupfer gestochen, worin auch die kleinsten Schriften so fein, zierlich und lesbar gemacht waren, als wären sie auf Silber gestochen. Im J. 1760 erhielt er durch den Grafen Ignaz von Enzenberg, in Folge einer Hofresolution, den Auftrag, das nördliche Tyrol zu vermessen, und in eine Karte zu bringen. Anich erhielt gemäß dem mit ihm geschlossenen Contract, täglich 2 Florin, wenn er im Freien, und 1 Florin, wenn er zu Hause arbeitete. Beinahe unglaublich ist es, wie sehr ihm sein Geschäft durch Vorurtheil des Volks erschwert wurde. Man hielt diese Vermessung dem Lande für nachtheilig und fürchtete Erhöhung der Abgaben. Daraus entstand eine fast allgemeine Abneigung gegen Anich, so das man ihn allenthalben den Spion und Landsverräther nannte. Doch Anich brachte es durch seinen unermüdeten Fleiß dahin, daß er nach dreijähriger angestrengter Arbeit 1763 schon eine 6 Schuh lange und 4 Schuh hohe Mappe vorlegen konnte, in die bereits mehr als zwei Drittel des ganzen nördlichen Tyrols eingetragen waren; allein er hatte leider! auch einen großen Theil seiner Gesundheit eingebüßt. Er mußte wegen Kränklichkeit öfters mit der Arbeit aussetzen, doch die Hoffnung zur baldigen Vollendung seiner Karte belebte von Zeit zu Zeit seinen sinkenden Muth. Im Laufe des Sommers 1766 schien Anich sich gänzlich zu erholen und seine kräftige Natur über die Macht der Krankheit zu siegen, und ihm blühten noch die letzten irdischen Freuden. Nicht nur wurde ihm von der großmüthigen Maria Theresia ein Gnadengehalt von 200 Fl. jährlich verliehen, sondern auch dem Professor Weinhardt eine goldene Medaille von Wien aus mit dem huldreichen Erklären für Anich übersendet: daß er diesen Ehrenpfennig an feierlichen Tagen tragen könne zum Zeichen einer besondern Gnade, mit welcher Ihre Majestät dessen Gaben zu beschenken und zu zieren geruhen. Dieß Geschenk soll ihn auch fernerhin anfrischen, seine künftigen Arbeiten dem Besten seines Vaterlandes zu widmen. Ein Schlagfluß raffte ihn im 63. Jahre, erschöpft von Arbeit, überhäuft mit Verdiensten dahin. Ein marmornes Monument ziert Anichs Ruhestätte.

Anicius Gallus, ein römischer Prätor. Als der König der Illyrier Gentius sich mit dem Perseus gegen Rom verbunden hatte, ging er sogleich auf ihn los, schlug ihn bei Scodra (dem heutigen Scutari) gänzlich, und bekam ihn nebst Weib, Mutter und Kinder gefangen. Die ganze Expedition war in 30 Tagen geendigt, und die Gefangenen kamen nach Rom, ehe man noch daselbst wußte, daß mit den Illyriern Krieg sei.

Anio Novus, der Name einer Wasserleitung, die Caligula und Claudius erbaueten, und die im J. d. St. Rom 800 vollendet wurde. Sie kam von Tibur her, 62 römische oder über 12 geographische Meilen weit, und war auf sehr hohen Bogen geführt, daher ihr Wasser unter allen am höchsten geleitet werden konnte. Bei Tibur nahm sie das Wasser aus einem Flusse, weswegen es oft, besonders bei Regenwetter, sehr trübe war, und die Leitung zu Zeiten gereinigt werden mußte.

Anio Vetus, eine Wasserleitung, die im J. d. St. Rom 486. 40 Jahre nach der ersten Wasserleitung des Censors Appius von dem im Kriege mit dem Pyrrhus gewonnenen Gelde erbaut wurde. Sie kam ebenfalls von Tibur, und der Lauf des Wassers in seinen Krümmungen betrug 42 römische oder über 8 geographische Meilen. Sie führte das schlechteste Wasser nach Rom, das, weil es ungesund und trübe war, blos zum Walken, zur Wässerung der Gärten, und zu Fischteichen gebraucht werden konnte.

Anis, (pimpinella anisum L.); erfodert einen leichten warmen Boden. Er wird vorzüglich zwischen Erfurt und Langensalza häufig gebaut. Das Land wird dazu im Spätherbst oder sehr bald im Frühjahre tief gepflügt, oder noch besser gegraben. Man kann ihn schon zu Ende des Februars säen, wenn die Erde offen ist; die Kälte schadet ihm gar nicht. Zwei Pfund Saamen sind hinreichend auf einen Acker von 180 Quadratruthen. Sobald sich Unkraut auf dem mit Anis bestellten Acker zeigt, muß er mit Fleiß gejätet werden, denn das Unkraut ist ihm sehr nachtheilig. Der Anis hat kleine gekerbte Blätter, treibt einen Hauptstengel mit mehreren Aesten nnd bekommt eine weiße Doldenblume im Julius. Die Blume auf dem Hauptstengel ist gewöhnlich die größte, und wird der König, die Blumen an den Nebenästen, die kleiner sind, werden die Diener genannt. Gegen Ende des Julius ist der Saame reif; aber er ist nicht länglicht, sondern ganz rund, hat einen sehr angenehmen Geruch und einen süßlichen Geschmack. Sobald die obersten Körner reif sind, d. h. grün aussehen, so müssen die Anisstauden auf der Stelle ausgerauft und auf einen luftigen Boden gestürzt oder in Bündelchen aufgehängt werden, bis sie ganz dürre sind und gedroschen werden können. Der Anis wird Centnerweise verkauft; und der Centner ist wohl, wenn er eben gesucht wurde, mit 18 — 20 Thalern bezahlt worden, da denn leicht ein Acker so viel Ausbeute giebt, als er im Ankaufe kostet: denn es können auf einem Acker 3 — 4 Centner gewonnen werden. Wird der Anis aber nicht gesucht, so kostet er doch immer 8 — 10 Thaler, und ist daher, wenn er geräth, für den Landwirth noch immer einträglich genug. Denn dieser kann auch jetzt die Anisspreu oder Kaff, welche man sonst nur dem Vieh zu geben pflegte, an die Anisölbrenner verkaufen, und daraus von einem Acker mehrere Thaler baares Geld lösen. Das Anisöl, wie der Anis selbst, wird vorzüglich stark von den Seefahrern verbraucht, und je stärker daher der Handel zur See getrieben wird, desto größern Absatz hat der Landwirth zu erwarten. Dieses sonst so nützliche und sehr einträgliche Gewächs hat zwei Feinde, 1) die Pfeifer, eine kleine weiße Made, welche zur Zeit der Blüthe, die Dolden ganz einspinnt, zusammenzieht und die angesetzten Körner vernichtet. 2) die rothe Lohe, welche gemeiniglich durch Nebel, oder feuchte Witterung veranlaßt wird, und auf deren Vernichtung des Anpflanzers Augenmerk auf der Stelle gerichtet sein muß.

Anisus, Anesus, Anasus, der Ensfluß in Oesterreich, er kommt nur bei den Schriftstellern des Mittelalters vor, die ihn als die Gränze zwischen den Avarern und Bojariern angeben.

Anius, ein Sohn des Apollo und der Rhäa. Als der letztern Vater, Staphylus, ein Sohn des Bachus, die Schwangerschaft derselben erfuhr, steckte er sie in einen Kasten, und ließ sie ins Meer werfen. Allein der Kasten trieb an die Insel Delos; Rhöo kam hier mit dem Anius nieder, und setzte ihn auf den Altar des Apollo, mit der Bitte, daß, wenn er dessen Sohn sei, er ihn auch erhalten möge. Apollo erzog ihn nun insgeheim, und unterrichtete ihn in der Wahrsagerkunst. Nachher ward er Priester des Apollo, und endlich gar König von Delos. In dieser Würde traf ihn Aeneas auf seiner Reise von Troja nach Italien an. Sein Sohn war Andreus oder Andrus, ebenfalls ein Wahsager, der sich aus Delos nach der Insel Andros begab, die von ihm den Namen erhielt. Außerdem hatte er noch drei Töchter, Spermo, Oeno und Elais, denen Bachus die Gabe verlieh, das die erste alles, was sie anrührte in Brot, die zweite, in Wein, die dritte, in Oel verwandelte. Agamemnon wollte sie zwingen, zur griechischen Armee mitzugehen; allein sie riefen den Bachus um Hülfe an, worauf sie in Tauben verwandelt wurden, und davon flogen; daher nachmals auf der Insel Delos keine Taube getödtet werden durfte.

Anje Dive, 91° 37′ L. 14° 51′ B., Inselgruppe an der ostindischen Küste von Canara. Auf einer dieser Inseln hatten die Portugiesen vormals ein Fort.

Anjengo, Abschengo 94° 43′ 45″ L. 8° 42′ N.B., eine Festung und Hafen in Vorderindien, in der englischen Präsidentschaft Bombai in Travancore, an der Mündung des Madelapascha, mit starkem Pfefferhandel.

Anjou, eine ehemalige Landschaft und Gouvernement in Frankreich, sie gränzte gegen Norden an le Maine, gegen Westen an Bretagne, gegen Süden an Poitou, und gegen Osten an Touraine. Sie wird in Ober- und Nieder-Anjou eingetheilt, und ist reich an Weinwachs und Schieferstein. Ihr Wappen war ein blauer Schild mit einer rothen Einfassung, in dem 3 goldne Lilien sind. Den Mittelpunkt dieser Landschaft bildet jetzt das Departement der Maine und Loire.

Anjouan, Joanna, Hinzuan 62° 9′ L. 12° 15′ S.B., eine der Comoroinseln bei Afrika, an der Mündung des Canals von Mozambik, 35 Quadratmeilen groß, mit 3000 Fuß hohen Bergen und sehr angenehmem Klima; fruchtbar an Reis, Kokus- und Arekapalmen, Bananas-, Mango-, Gujavabirn-, Tamarinden, Papaya- und Pompelnußbäumen, Orangen, Citronen, Pataten, Ingwer, Ignamen, Indigo, Wassermelonen, Perlhühnern, Störchen, Tauben, Amseln, Kolibris, Affen, Rindvieh, Schaafen, Ziegen rc. Die 30.000 Einwohner sind theils starke und schwarze Eingeborne, theils dunkelolivenbraune Araber, muhamedanischer Religion, von sanftem, freundlichem Karakter, unter einem Sultan, dem mehrere Schechs unterworfen sind, und der in dem Hauptort Machadou wohnt. Die Bai Machadou ist ein guter Erfrischungsplatz für europäische Schiffe, die nach Ostindien und zurück segeln, vom 20. Jun. bis 10. Sept.; denn außerdem können sie widriger Winde wegen nicht anlegen.

Anjum, ein Dorf in der niederländischen Provinz Westfriesland mit 909 Einwohnern.

Ank (die), ein in Form eines Würfels oder länglichen Vierecks gegossenes Stück Messing oder Eisen mit halbkugelförmigen Vertiefungen, der Größe nach abstufend; es dient zum Tiefen eines Knopfs, einer Halbkugel u. drgl.

Ankarström (Joh. Jacob), ein schwedischer Edelmann; er war Fähndrich unter der Garde des Königs Gustav III., und in der Folge Hauptmann in einem andern Regiment; er hatte einen unversöhnlichen Haß gegen seinen König gefaßt, weil dieser die Macht des Senats und der schwedischen Großen 1772 einschränkte, dagegen dem Bauernstande auf dem Landtage ein größeres Gewicht beilegte, in der Absicht, die königliche Gewalt, zum wahren Besten des Staates, mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Zum erstenmal ließ er sich in die Verschwörung einiger Offiziere ein, welche die Absicht hatten, im damaligen Kriege gegen Rußland letzterm die Eroberung von Finnland zu erleichtern. Als er hierüber zur Haft gezogen und ihm der Prozeß war gemacht worden, begnadigte ihn der großmüthige König und schenkte ihm das Leben; allein sein Haß und Rachsucht ward hierdurch um nichts gemäßigt; denn als 1792 Gustav einen Landtag zu Gesle zusammen berufen hatte, bildete sich ein neues Complot gegen sein Leben; und Ankarström ward der Vollzieher des gräßlichen Mordes an einem der edelsten Könige, die den schwedischen Thron je besaßen. Im Gedränge des Volks auf einem Maskenball schoß er am 15ten März eine Pistole mit zwei Kugeln und mit Nagelstücken beladen auf den König ab, dieser starb an den Folgen des Schusses am 29. März. Der Mörder war auf den Fall des Mißlingens noch mit einem Messer versehen gewesen, und hatte im Gedränge dieses sammt der Pistole weggeworfen, allein gerade dieses brachte den Mörder an den Tag; das Messer ward aufgehoben, und ein Messerschmidt erkannte es für jenes, das er dem Ankarström verkauft hatte. Dieser ward eingezogen, und gestand seine That mit kaltem Blute. Am 22. April 1792 unterging er seine Todesstrafe, indem ihm nach abgehauener Hand vom Nachrichter der Kopf vor die Füße gelegt ward.

Anker. 1) Die Erfindung dieses zur Schiffahrt so unentbehrlichen Werkzeugs, wird von einigen den Tyrrhenern, von Andern dem Midas, des Gordius Sohn, zugeschrieben, dessen Anker, wie Pausanias erzählt, noch zu seiner Zeit im Tem-

pel des Jupiters aufbewahrt wurde. Vielleicht sind beide Nachrichten wahr, da es verschiedene Arten der Anker gab. Anfangs waren die Anker von Stein, oder auch von Holz, woran ein großes Stück Blei gebunden war. In manchen Gegenden bediente man sich auch statt ordentlicher Anker, mit Steinen gefüllter Körbe oder Säcke voller Sand, die man an Stricken in das Meer hinabließ, und deren Last das Schiff fest hielt. Nachher fieng man geradezu an die Anker von Eisen zu machen und mit Widerhakenzähnen zu versehen, wie es noch jetzt gewöhnlich ist. Die ersten Anker dieser Art hatten nur einen Zahn, bald darauf aber wurde auch der andere Zahn vom Eupalamus, oder von dem scythischen Philosophen Anacharsis hinzugefügt. Solche Anker waren ganz den unsrigen ähnlich, nur fehlte das an dem Stiel befindliche Querholz. An einem Schiffe waren immer mehrere Anker. Der größte von ihnen, der nur in der äußersten Gefahr gebraucht wurde, hieß Nothanker. Heut zu Tage sind die Anker von verschiedener Größe, da ihr Gewicht von 25 bis zu 6.000 Pfund ansteigt. Er ist eigentlich eine große eiserne Stange oder Ruthe, die unten 2 oder 4 gekrümmte und zugespitzte Arme erhält, die zusammengeschmiedet an Rundung einem halben Monde gleichen. Ist der Anker ausgeworfen, d. i. in dem Wasser bis auf den Grund ausgefallen, so faßt ein Arm mit seiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff fest, daß es auf derselben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff wieder fortsegeln, so lichtet oder hebt man den Anker mittelst des Bratspießes oder Ankerhakens auf, und zieht ihn wieder in das Schiff. Das Anker- oder Kabeltau ist ein sehr dickes, starkes, 120 Klafter langes Tau, das ein befestigtes Holz, die Boye, oder den Ankerwächter hat, das auf dem Meere schwimmt und anzeigt, wo der Anker eingesunken ist. Den Anker abkappen heißt das Ankertau abhauen, welches geschieht, wenn das Schiff vor Anker liegt, und plötzlich ein Sturm entsteht. Den Anker bekleidet man, wenn man über die Schaufeln Bretter (Holzankerschuhe) bindet, damit sie nicht in mürben Boden, als Sand, Morast ꝛc., einschneiden und los werden. Den Anker fischen heißt den verlornen Anker aufsuchen, indem man ein Tau mit seinen Enden an 2 Schaluppen befestiget, und die Mitte des Taues mit Kugeln ꝛc. beschwert, so daß es auf den Grund des Wassers reicht. Die Schaluppen ziehen beim Fortrudern das Tau mit sich, das auf dem Grunde fortgeschleppt, sich an dem Anker anhängt, und den Ort anzeigt wo er sich befindet. Die zur Verfertigung der Anker eingerichteten Werkstätten heißen Ankerschmieden. Ueberhaupt nennt man Anker 2) alle Werkzeuge welche in der Mauer angebracht werden, die Festigkeit derselben zu befördern, besonders aber ankerförmige zu diesem Behufe gebildete Eisen. 3) heißt Anker bei dem Seidenwirker eine, unten mit einem Bleigewicht versehene Rolle, die Leitfäden damit auszuspannen. 4) ist Anker die Benennung eines Getränkmaaßes, deren 4. wie in Amsterdam, Hamburg und andern Orten ein Ohm betragen.

Ankerweiden. (Kriegsk.) Das Anfertigen der Ankerweiden geschieht auf folgende Art: man schlägt einen etwa 3 Zoll in's Gevierte starken Pfahl bis auf 2 F. in die Erde, u. spaltet ihn oben ein. Die Spitze der Weide (welche letztere 6 Fuß lang seyn sollte) wird in die Spalte des Pfahls eingeklemmt, und die Weide von der rechten nach der linken Seite durch einen Arbeiter gedreht. Um sie biegsam zu machen, muß sie über gelindem Feuer erwärmt werden. Wenn sie nun so lange gedreht worden, daß sie bis zum Ende ein schrauben-ähnliches Ansehn erhalten hat, so wird an der Spitze (wie bei den Bindeweiden) eine Oese geschlungen, die ganze Weide hierauf in der Mitte zusammen gebogen, und das dicke Ende durch die Oese gesteckt. Da nun die Weide gedreht ist, so schlingt sie sich federartig um sich selbst herum, und macht da, wo sie zusammen gebogen wurde, eine natürliche Oese. Da man aber nur selten so viele, 6 Fuß lange, Weidensträucher erhalten kann, als Ankerweiden erfoderlich sind, und die meisten nur eine Länge von 4 Fuß haben, so muß man zwei gedrehte Weiden an einander schür-



zen, indem das dicke Ende der einen durch die Oese der Spitze der andern gesteckt, und um diese ein gewöhnlicher Knoten geschürzt wird. Nothwendig ist es, daß alle Ankerweiden eine gleiche Länge bekommen, und zwar 3 — 3½ Fuß von Oese zu Oese. Wenn diese Weiden gut ausgesucht sind, so können 4 Mann in 5 Stunden 20 Stück anfertigen, wobei 1 Mann ausästet, 1 Mann die Sträucher über dem Feuer erwärmt, und 2 die Weiden drehen und zu Ankern biegen.

Anlage der 1sten Batterien. (Kriegsk.) Die Bestimmung der 1. Batterien ist, das feindliche Geschützfeuer zum Schweigen zu bringen, damit es den Fortgang der Arbeit nicht hindre, und den Feind aus den vorliegenden Werken zu vertreiben. Zur Erreichung des ersten Zwecks dienen die Demontir-, zu der des zweiten die Rikoschett-, Enfilir- und Wurfbatterien. Es ist sehr vortheilhaft, mit der Eröffnung der ersten Parallele den Bau einiger Batterien zu verbinden. Sollen diese nun in einer Nacht vollendet werden, so ist es nöthig sie in den Laufgräben selbst, und nicht wie man sonst behauptete, vor oder hinter denselben anzulegen. Man wird sich dabei immer der gesenkten u. nur in ganz besondern Fällen der Horizontalbatterien bedienen, um auch dadurch die Arbeit zu beschleunigen. Was die Anzahl der Batterien überhaupt anbetrifft, so hängt dieß eines Theils von der Ausdehnung der angegriffenen Fronte und ihrer Außenwerke, anderntheils von der Menge des bereits angekommenen Belagerungsgeschützes ab. Wir wollen annehmen, die angegriffene Fronte habe ein Ravelin, oder einen Halbenmond, vor der Kurtine, und weiter keine Außenwerke, so würde man: 1) An Demontirbatterien, zu 8 bis 10 schweren Kanonen, gegen jede Face der beiden Bastione eine; gegen jede Face des mittlern Ravelins, und gegen jede innere Face der Neben-Raveline eine, im Ganzen also acht Batterien bedürfen. 2) An Rikoschettbatterien, zu 2 bis 3 leichten Kanonen, und 2 bis 3 Haubitzen. Zum Rikoschettiren der nämlichen Facen, und ihrer gedeckten Wege, acht Batterien. 3) An Wurfbatterien. Auf jede Hauptface der angegriffenen Werke eine, im Ganzen also vier Batterien, zu 5 bis 8 Mortieren. So war die bisherige Angabe. Zweckmäßiger scheint es zu sein, die Rikoschettbatterien gegen die Facen der Werke ganz wegzulassen, und nur die gegen den gedeckten Weg beizubehalten, besonders, wenn die Festung trockene Gräben hat, in denen die Kugeln ebenfalls Gelegenheit finden werden, einigen Schaden anzurichten. Dagegen werden die Enfilirbatterien in der zweiten Parallele, welche die Facen der feindlichen Werke mit voller Ladung bestreichen, um so kräftigere Dienste leisten. Es scheint ferner zweckmäßiger zu sein, die Wurfbatterien gerade gegen die Kapitalen der beiden Bastione und des Ravelins zu erbauen, wodurch man Eine weniger bekömmt; allein auch sie um so stärker bewaffnen. — Fast niemals wird man im Stande sein, gleich in der ersten Nacht die erste Parallele zu beendigen, noch weniger aber alle 20 Batterien auf einmal zu bauen; ja in den meisten Fällen wird man sich mit der Hälfte u. mit noch weniger begnügen müssen. Die übrigen werden dann in den folgenden Nächten angelegt, und zwar gegen diejenigen Werke, welche den Fortgang der Belagerung am meisten hindern, oder welche die meiste Vertheidigungsfähigkeit äußern. Ist die erste Parallele nicht entfernter als 600 Schritt von der Festung gelegt worden, so werden die Demontirbatterien hier von Wirkung sein; im Gegenfalle aber, muß man sie bis für die zweite Parallele versparen.

Anlage der zweiten Batterien. In der zweiten Parallele werden die eigentlichen Demontirbatterien zu 8 — 16 Kanonen angelegt und zwar gegen die mittleren Facen des Ravelins der angegriffenen Fronte. Man bedarf also 4 solcher Batterien. Ihre Lage ist, wenn es sein kann, parallel mit den Facen, deren Geschütz sie demontiren sollen, ihre Scharten stehen senkrecht auf die des Feindes. Feuert aber der Feind über Bank, auf Rahmaffuiten, so ist es

vortheilhafter, den Scharten eine schräge Richtung zu geben, weil man dadurch dem directen Feuer des Feindes weniger bloß gestellt ist. Ueberdies sind dadurch diejenigen Schüsse, welche nicht demontiren, dennoch unverloren, weil sie alsdann die anstoßende Face enfiliren; bei senkrechten Scharten schlagen die Kugeln in die Kehle der Werke und thun wenig oder gar keinen Schaden. Außer den Demontirbatterien, müssen noch 2 andere Batterien den gedeckten Weg des Ravelins enfiliren. Sie werden entweder besonders erbaut, oder an die Flügel der vorigen angehängt. — Der Nutzen der Mortierbatterien vergrößert sich in dem Maaße, als der Angriff der Festung näher rückt. Sie werden meistens in den Laufgräben selbst, besonders an den Flügeln der Parallele gelegt, die um so viel erweitert wird, als sie Raum in der Tiefe bedürfen. Das Feuer der zweiten Batterien darf niemals aufhören. Es müssen sich wenigstens 4 — 6 Geschütze gegen Eins des Feindes vereinigen, um dies desto sicherer und schneller zu zerstören. Bei Tage feuern diese Batterien mit Vollkugeln, des Nachts aber mit groben Kartätschen, um den Feind am Ausbessern der Werke zu verhindern.

Anlage der zweiten Parallele. Diese wird in der Regel von Schanzkörben erbaut, um desto schneller gedeckt zu werden. Kann der Feind den Zeitpunkt ihrer Anlage einigermaßen absehen, so wird er nicht säumen, einen Ausfall zu machen, weshalb nicht nur solche Anstalten getroffen werden müssen, diesen zurückzuweisen, sondern auch zu verhindern, daß die Arbeiter nicht das Weite suchen. Die Wurfbatterien, besonders die auf den Flügeln, können die Anlage der zweiten Parallele durch ein wohlunterhaltenes Feuer sehr begünstigen; glückt es ihnen, an mehreren Orten in der Stadt Brand zu verursachen, so dürfte dies das sicherste Mittel sein, Ausfälle zu verhindern, welche der Anlage der zweiten Parallele nicht anders als nachtheilig sein müssen, selbst wenn sie zurückgewiesen werden. Die Batterien der Mitte müssen dagegen schweigen, und ihre Geschütze werden in der zweiten Parallele verwendet.

Anlage der dritten Parallele und deren Batterien. Wenn die erste Parallele auf 600, die zweite auf 300 Schritt vom Glacis angelegt war, so wird die dritte den Fuß des letztern einschließen. War man aber mit der ersten Parallele gleich anfänglich näher herangegangen, so wird man auch der dritten Parallele nicht bedürfen, sondern aus der zweiten gleich zur Einnahme des gedeckten Weges vorgehen können. Dies hängt also von den Umständen ab. — Die dritte Parallele wird vorsichtig durch Sapper getrieben, deren Arbeit zur Befestigungskunst gehört. Die Batterien der dritten Parallele werden meistentheils aus Mortieren bestehen, und zwar aus 50 pfündigen oder Steinmortieren, welche die Waffenplätze des gedeckten Weges mit einem Steinhagel und mit flach geworfenen Bomben überschütten, während die Demontirbatterien auf den Flügeln der zweiten Parallele ihr Feuer fortsetzen. Das Feuer derselben wird sich wirksam auf die Mitte des Angriffs vereinigen, da die Parallelen um so kürzer werden, je näher sie an die Festung heran zu liegen kommen.

Anlegen, heißt bei dem Glasblasen diejenige Arbeit, wo die Glasmasse mit der Pfeife auf dem Walzbleche hin und her gewalzt wird, um die Glasblase zu runden, und die Pfeife fest anzudrücken.

Anlegung der Arbeiter beim Batteriebau (Kriegsk), geschieht dergestalt: daß von den 12 Mann Infanterie, die auf jedes Geschütz ohne Unterschied desselben gerechnet werden, 6 Mann die Erde aus dem Graben auf die Berme, 3 Mann aber sie von da in den Kasten werfen, die letzten 3 Mann endlich sie auf den Kasten verbreiten, und feststampfen. Die ersteren 6 werden 3 Fuß von einander und so angestellt, daß 3 Mann wechselsweise an der Berme, und gegen die Mitte des Grabens anfangen, wo sie einander am wenigsten hinder[n] und am bequemsten arbeiten können. Jeder Arbeiter bekommt auf diese Weise einen Erdkeil von 3 Fuß Breite und 12 Fuß Länge auszuwerfen, so daß 12 Mann in einer Zeit von 8 Stunden $\frac{1}{3}$ der Brustwehr aufgeführet haben können, wenn man die Arbeit

Eines Mannes zu 50 Würfelfuß, den Inhalt der Brustwehr aber zu ohngefähr 2.100 — 300 = 1.800 Würfelfuß berechnet, denn 300 Würfelfuß beträgt der Inhalt der Schießscharte. Zwar sind nicht mehr als 6 Mann mit Hebung des Grabens beschäftiget; allein, man kann annehmen: daß Ein Mann im Graben bei allen Abhaltungen in 8 Stunden sehr bequem 96 W. F. Erde herauswirft, wodurch die Richtigkeit obiger Berechnung bestätiget wird. Die Arbeiter auf der Berme, so wie die auf dem Kasten werden 6 Fuß von einander gestellt; alle aber nach 12 Stunden Arbeit abgelöst. Die auf jedes Geschütz gerechneten 11 Kanoniere ebnen anfangs den Boden hinter der Brustwehr, und werfen hierauf die übrige Erde ebenfalls auf die Brustwehr, bis diese hoch genug ist, daß sie die Faschinirung anfangen können. Alsdenn arbeiten 3 Mann an der Seitenwand des Kastens; 3 an der äussern, und 5 Mann an der inneren Verkleidung desselben. Bei einer Batterie von mehreren Kanonen wird die Artilleriemannschaft in Brigaden von 3 Mann getheilet, und auf 18 Fuß Eine Brigade Faschinirer, auf 36 Fuß aber Eine Brigade Verankerer angestellet, wodurch die Arbeit weit schneller und mit ungleich mehr Ordnung von statten gehet. Sind nur 12 Arbeiter von der Infanterie auf jedes Geschütz gerechnet, so müssen sich die Artilleristen ihre Bedürfnisse zur Faschinirung des Kastens selbst herbei holen. 4 Mann sind hinreichend eine Batteriefaschine oder Wurst von 18 bis 20 Fuß Länge und 1 Fuß Dicke zu tragen. Wenn der Depot weit entfernt ist, so würde diese Einrichtung jedoch die Arbeit sehr aufhalten; man muß hier 20 Arbeiter von der Infanterie auf jedes Geschütz rechnen, wo 8 davon zu Herbeitragung der Materialien angewendet werden. Die Artilleristen werden in 24 Stunden abgelöst, dürfen aber eben so wenig, als die Infanteriearbeiter, eher abgehen, als bis die neuen Arbeiter angekommen sind, damit kein Aufenthalt der Arbeit entstehe. 2 Stunden vor jeder Ablösung wird ein Artillerie Offizier von der Batterie abgeschickt, um die neueren Arbeiten im Depot zu übernehmen, und zu bestimmen: was etwa noch von Materialien und außerordentlichen Arbeitern nöthig ist. Die Arbeiter der zweiten Nacht bringen den Ueberrest der erfoderlichen Faschinen, und auf jede Schießscharte 8 Schanzkörbe zur Blendung mit.

Anmuth ist eine besondere Art des Schönen, die ein sanftes und stilles Vergnügen erweckt, sie ist mit dem Karakter der weiblichen Schönheit, mit Reiz und Grazie nahe verwandt. **Anmuth** sollten unter den Werken der schönen Redekünste vorzüglich die Idylle und die meisten malerischen Poesien haben.

Anna, das Muster eines tief in Gott gegründeten, Weibes, die Gattin **Elcana's**. Sie hatte eine kinderlose Ehe, und der Herr, gerührt durch die Demuth ihres Gebetes, versprach ihr, daß sie Mutter werden sollte; wovon die Folge war, daß sie ein Jahr nachher, ungefehr 1155 Jahre vor Chr. Geb., den **Samuel** zur Welt brachte. **Anna** im Wonnegefühl über dieses Ereigniß beurkundete ihre innigste Dankbarkeit durch einen Lobgesang den sie voll herrlicher, erhabener Ideen über Gott, seine Vorsehung und seine schreckliche aber bewunderungswürdige Gerechtigkeit, der Tiefe ihres begeisterten Herzens zum Allmächtigen entströmen ließ, und den uns die heil. Bücher aufbewahrt haben. „Der Herr ist es, so ungefähr singet sie, der das Leben giebt und nimmt; Er führt zum Grabe, und entreißt ihm seine Beute wieder. Der Herr giebt und nimmt, den Reichthum; er erniedrigt und erhebt, wen er will. Den Dürftigen zieht er aus dem Staube hervor, und den Armen ruft er vom Misthaufen weg, um ihn durch Fürstenrang und Thron zu adeln; denn der Herr schuf die Grundfeste der Erde und fußte auf ihr den Weltball. Den Gerechten wird er auf seinem Pfade stets zu schützen wissen, während der Gottlose, von ihm verlassen, in der Finsterniß sein Heil wird suchen müßen; denn der Mensch, sich selbst überlassen, ist Nichts als Schwachheit. Der Allgewaltige verbreitet Schrecken über seine Feinde, und schnellt von seinen Himmeln herab die Blitze auf sie los." Hat wohl sieben bis achthundert Jahr später irgend ein Weiser Griechenlands

die Gottheit so richtig wahr, und passend aufgefaßt, als dieses im
leuchtete Weib?

Anna, eine Tochter von Jacob II. König von Großbritanien
Sprößling der unglücklichen Stuarte, ward 1664 zwar von kath
geboren, jedoch in der Religion der Protestanten erzogen. Sie w
zen Georg von Dänemark angeehlicht. Nach dem Tode des König
Gemahls ihrer ältesten Schwester Maria, ward sie 1702 auf den en
berufen. Sie fügte sich gänzlich den Absichten des Parlements,
Kaiser Leopold so wie Karl von Oestreich gegen Frankreich kräftig
Der Herzog von Malborough ihr würdiger Günstling und gr
machte sich unter ihrer Regierung durch seine Siege im spanische
krieg unsterblich Anna war eine der Ersteren, die so wohl hier al
Friedensunterhandlungen von Utrecht die Hände zum Vergleich
bei Nichts außer Acht ließ, was ihren Ruhm und das Interesse
betraf. Sie starb 1714 nach dem sie dem Hause Hannover die en
erbfolge hatte zusichern lassen. Besaß Anna gleich nicht das gr
Genie von Elisabeth, so hatte sie dagegen auch nicht die Mängel de
Eine Herzensgüte, wie sie hatte, wiegt für das Wohl der Untertha
großen Geistesvorzüge auf, wenn sie weder von Ungerechtigkeit n
samkeit ganz entblößt sind. Die Regierung dieser wahrhaft relig
fürchtigen Königinn liefert mehr herrliche Züge in Englands
irgend eine andere; unter ihr nahmen die Engländer die spanische
fen von Vigo weg, sie eroberten Gibraltar, bemächtigten sich Bar
ließen Karl zum Könige von Spanien ausrufen. Auf der andern
die Franzosen zu Ramillies und Oudenarde geschlagen, die Festur
Dünkirchen zerstört, die Freiheit des Handels im spanisch. Indien fe
Prätendenten ein freier Abzug aus Frankreich zugesichert, für En
sitz der Hudsons-Bai und der Inseln saint Christoph und Terre
kannt, sämmtliche in Frankreich unter Ludwig XIV. zur Galeere
theilte Protestanten in Freiheit gesetzt, und dazu blieb diese Kön
ihren Tod die Herrin und Lenkerin der Schicksale von ganz Europ

Anna von Oestreich, die älteste Tochter Philips II. Kön
nien, geboren 1602. vermählt mit Ludwig XIII. und Mutter
XIV. Das Parlament hatte ihr die Regierung für die Zeit der M
keit ihres Sohns übertragen; Mazarin, der das ganze Zutrau
gin besaß, lenkte die Zügel der Verwaltung einige Zeit so, daß d
unzufrieden dabei war, auch flößten die Siege des tapfern Cond
Hochachtung für die Regentin ein; bekannt ist übrigens die Ant
sie dem Minister gab, der ihre Meinung zu ergründen suchte üb
schaftliche Neigung des Königs ihres Sohns für dessen Nichte, so
versteckte Furcht: als sei der König geneigt, selbige zu heirathen; „
nig einer so niedrigen Handlung fähig, sagte sie diesem Prälate
ich mich mit meinem zweiten Sohne an die Spitze der ganzen Nati
König sowohl als gegen Sie setzen. Diese Antwort ist der Abdruck
ters voll an Güte und Nachsichtigkeit, aber auch voll edeln stolzes
cher Entschlossenheit. Anna war übrigens eine schöne liebenswürd
und ihrem Geschmacke so wie ihrer Bildung hatte der Hof von F
an demselben vorherrschende Anmuth und Feinheit unter Ludwig X
danken, gegen die zu jener Zeit alle andern Höfe Europa's in so
standen. Sie starb 1666 in einem Alter von 64 Jahre.

Anna von Bretagne, die Tochter und Erbin vom Herzo
und von Margaretha von Foix geboren 1476, †1514.
1491 die Gemahlin Karls VII Königs von Frankreich, und berühm
Schönheit, gepaart mit vorzüglicher Geistes-Bildung. Mit aus

Regententalente führte sie die Zügel der Regierung während des Feldzugs, den ihr königlicher Gemahl nach Italien machte; Karl starb, und sein Nachfolger Ludwig XII. erhielt ihre Hand; sie verschönerte seinen Hof durch die Menge junger Damen aus vornehmen Familien in Frankreich und Bretagne, denen sie sich als ein Muster der Arbeitsamkeit und aller weiblichen Tugenden aufstellte. Ein Theil ihres Privatvermögens bestand aus den Revenuen der Provinz Bretagne; dem Hange ihres milden Herzens folgend, verwendete sie diese einzig zur Unterstützung unglücklicher Familien, armer Offiziere und zum Unterhalt ihrer Kinder und Wittwen. Weise und Gelehrte schätzte sie hoch; sie war gern in ihrem Umgange, und unterstützte und belohnte sie reichlich. Von Natur angenehm, klug, beredsam, voll Verstand, mit einem edeln, empfindsamen und offenen Herzen begabt, konnte und wollte sie die erste Rolle im Kabinette spielen, und der König sah es nicht ungern. „Man muß, sagte er, von seiner Frau etwas zu ertragen wissen, wenn sie übrigens ihren Mann und seine Ehre liebt." Gleichwohl gab es Gelegenheiten, wo der König nicht immer willfahrte, man weiß nämlich, wie dieser ihr einst zur rechten Zeit die bekannte Fabel hersagte, „wo die Hindin, weil sie sich dem Hirsche gleichstellen wollte, zur Strafe ihre Hörner verlor." Anna war übrigens die Erste aus Frankreichs Königinnen, die den Vorzug genoß, eine Leibwache und 100 Hofcavaliere zu halten, so wie den Gesandten Audienz zu ertheilen.

Annaberg, 1) eine Berg- und Kreisstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, 5 Meilen von Freiberg, und 9 Meilen von Dresden, 29° 59′ 22″ L. 50° 4′ 40″ B. 2.823 pariser Fuß über der Meeresfläche. Sie hat 592 Häuser, 4.230 Einwohner, ein Bergamt, Lyceum, Waisenhaus, eine Vitriolhütte, Zinnschmelzhütte, einen Eisenhammer, und ist der Hauptsitz der erzgebirgischen Spitzenklöppelei und des Spitzenhandels; es sind hier 350 Posamentirmeister mit 800 Stühlen. Der ehemals sehr ergiebige Bergbau auf Silber, Zinn und Kobalt hat viel verloren; von 1762 bis 1801 sind 60.348 Mark Silber gewonnen worden; man gräbt aber hier auch Marmor, fast so schön, als carrarischen. In der Nähe liegen der hohe Pil- oder Pölberg, ein Basaltfelsen, und der Schreckenberg, der sonst reichere Silbergruben hatte, als jetzt; daher auch eine damalige Münzsorte nach ihm Schreckenberger oder Engelsgroschen heißt. Die hiesige Hauptkirche zu St. Anna gehört unter die schönsten Kirchen Sachsens. Sie besitzt außer einem prächtigen Altarblatt von Bildhauerei in Marmor auch mehrere Gemälde von Lucas Cranach dem Aelteren.

Annaburg, sonst Lochau, ein Amt, Schloß und Städtchen, im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, torgauer Kreis, auf einer Insel, welche der neue Graben macht, der aus der schwarzen Elster fließt, 4 Meilen von Wittenberg, mit 124 Häusern und 1.400 Einwohnern, die sich meistens mit Waldarbeiten nähren; denn das ganze Amt hat viel Holz, Moräste und Wildpret. Der Ort hat den jetzigen Namen von Anna, des Churfürsten Augusts zu Sachsen Gemahlin, bekommen, die 1572 das dortige Schloß erbauen ließ, in dem jetzt eine Erziehungsanstalt für 400 Soldatenknaben ist, die mit dem 16ten Jahre, wenn sie die Anstalt verlassen, Soldaten werden, oder ein Handwerk erlernen können. An dem Schlosse ist der königliche, jetzt zu einer großen Stuterei eingerichtete Thiergarten. Auf der dabei liegenden annaburger oder lochauer Haide ward 1547 der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Karl V. gefangen genommen.

Annalen, Jahrbücher der Geschichte, worin die Begebenheiten in chronologischer Ordnung erzählt werden. Als eine trockene Erzählung der Ereignisse eines jeden Jahres nach der Zeitfolge, sind sie, so wie die Journale, welche die Vorfälle jedes Tages berichten, von der eigentlichen Geschichte verschieden, welche die Begebenheiten, nach ihren Ursachen und Folgen, als ein Ganzes dar-

stellt. In Rom ließ der Pontifex Maximus die Begebenheiten jedes Jahres, auf Tafeln geschrieben, zur Einsicht des Publikums in seiner Wohnung aufstellen. Diese Tafeln hießen annales maximi; die Schriftsteller aber, welche im Mittelalter diese Art Begebenheiten aufzeichneten, wurden Annalisten genannt.

Annamantia oder ad Numantia, eine römische Linie in Pannonien. Man findet diesen Wall noch bei Pentile, unterhalb Ofen, mit 9 Schanzen versehen. Der Ort Intercisa lag auch dabei. Dalmatische Reuterei besetzte diese Linie.

Anna Perenna, die Nymphe des Flusses Numikus, welche, einer uralten gottesdienstlichen Einrichtung zufolge, von den Lateinern verehrt wurde. In der Folge, als den Gemeinen von Rom, da sie sich vor der Tyrannei der Patricier auf den heiligen Berg geflüchtet hatten, eine alte Frau Brod und Kuchen zutrug, wurde dieselbe für diese Nymphe angesehen, und ihr zu Rom auf den 15. März ein Fest eingesetzt. Noch später verwechselten die römischen Mythiker diese Anna Perenna mit der Schwester der Dido, Anna. Sie erzählten dann: nachdem Dido sich selbst entleibt hatte, nahm Hiarbas Karthago ein, und Anna war genöthigt, sich durch die Flucht zu retten. Sie kam anfänglich zu dem König Battus auf der Insel Maltha. Allein auch hier konnte sie nicht bleiben, weil ihr Bruder Pygmalion in Tyrus ihretwegen den Battus mit Krieg zu überziehen drohete. Sie mußte also aufs Neue flüchtig werden, und kam nach vielem ausgestandenen Ungemach in Latium an. Hier ging ihr Schiff unter, nachdem sie eben ans Land gestiegen war. Aeneas war damals schon König, und erblickte sie; Achates aber benachrichtigte ihn, wer die Fremde sei. Endlich nahm sie Aeneas in sein Haus auf. Hier erweckte Anna die Eifersucht der Lavinia, die sie sogar heimlich bei Seite zu bringen geneigt war. Doch im Traum erschien Dido ihrer verfolgten Schwester und benachrichtigte sie von der bevorstehenden Gefahr. Anna entsprang also, gerieth aber in der Dunkelheit der Nacht in den Fluß Numikus, wo sie ertrank. Als Aeneas sie aufsuchte, hörte er aus dem Flusse die Stimme, die ihn benachrichtigte, Anna sei, unter dem Namen Anna Perenna, Nymphe des Flusses Numikus geworden. Nach ihrer Vergötterung soll sie dem Mars einen Streich gespielt und ihm, lustig genug, versprochen haben, die Minerva zur Gemahlin zu verschaffen, sich selbst aber unter ihrer Gestalt in seine Zärtlichkeiten eingedrungen haben. Seit ihrer Vergötterung wurde sie nun durch ihre frohe Laune bekannt, und das ihrer Ehre gefeierte Fest war eines der frohesten. So viele Male man auf ihre Gesundheiten den Becher leerte, so viele Lebensjahre wurden von ihr versprochen. Daher auch der sprüchwörtliche Ausdruck: commode perennare, durch Trinken die Jahre des Lebens vermehren, lustig leben. Das lustige Leben der zu diesem Feste zahlreich auf dem Marsfelde versammelten Römer hat uns Ovid in schöner Dichtung geschildert.

Annapolis, 1) eine Stadt und Festung in Nordamerika, im englischen Gouvernement Neuschottland, an der Foundybay. Sie hieß bis 1710 Port-Royal, gehörte den Franzosen, ward aber in diesem Jahre von den Engländern erobert, und ihrer Königin Anna zu Ehren Annapolis (Annenstadt) genannt; sie behielten auch dieselbe zufolge des utrechter Friedens. Der Fluß von Annapolis, der sich in die Bai ergießt, geht sehr heftig, und macht die Einfahrt in das Bassin, oder in den sonst vortrefflichen Hafen für große Schiffe gefährlich. — 2) die Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Maryland, in der Grafschaft Anne-Arundel, auf einer Halbinsel an der Severn- und der Chesapeakbai, 76° 44′ W. L. von Greenwich, 38° 59′ N. B. Sie ist nicht regelmäßig angelegt, auch nicht gepflastert, hat 345 Häuser und 1750 Einwohner, unter denen Hutmacher, Kunsttischler, Uhrmacher, Schiffbauer u. andere sind, die etwas Handlung treiben. Das Stadthaus, das schönste Gebäude der südlichen Staaten von Nordamerika, ist 120 Fuß lang, 100 Fuß breit, und hat eine 180 Fuß hohe, mit einer Gallerie versehene Kuppel, und unter derselben einen 111 Fuß hohen

Saal. Auch sind hier 2 Kirchen. Das St. Johns-Collegium enthält die eine Hälfte der Universität. Der Hafen ist zwar geräumig und tief, aber wegen der Schiffswürmer gefährlich, und die Rhede unsicher.

Annaten, so heißen die Einkünfte eines Jahres, die derjenige an die päbstliche Kammer liefern mußte, der zu einer erledigten Pfründe von Bedeutung gelangt war. Anstatt derselben entrichtet man heutiges Tages eine Summe Geldes, Servitium commune genannt, weil sie halb der päbstlichen Kammer, halb dem Cardinalscollegium zugetheilt wird.

Annebaut (Claudius von), Baron von Retz, aus einer alten adelichen Familie in der Normandie herkommend. Zuerst diente er bei der Vertheidigung von Mezieres, und wurde mit Franz I., der seinen Karakter liebte, und seine Redlichkeit und Tapferkeit hoch schätzte, in der Schlacht bei Pavia gefangen genommen. In der Folge zeichnete er sich in seinen Feldzügen in Piemont sowohl als in den Niederlanden so rühmlich aus, daß ihm 1538 der Marschallstab und 1543 die Admiralsstelle zu Theil ward; als solcher kommandirte er 1545 die Flotte gegen England mit vorzüglichem Glücke. Bald nachher ward er Finanzminister, welche Stelle er so uneigennützig verwaltete, daß er selbst dabei große Einbuße machte; sein Monarch erkannte dieß in seiner letzten Krankheit, und ließ ihm eine beträchtliche Summe als Schadloshaltung dafür anweisen. Zwar verlor er unter Heinrich II. auf eine kurze Zeit seinen Posten, aber sein Credit, so wie die allgemeine Achtung blieben ihm, und es währte nicht lange, so nahm ihn Catharina von Medicis in ihren Staatsrath auf. Er starb mit Ehren und Würden beladen, und nahm die Achtung von ganz Frankreich und die Liebe seiner Monarchen mit zu Grabe 1552. Sein würdiger Sohn Jacob, der in der Bataille bei Dreux 1562 auf dem Schlachtfelde blieb, war der letzte Sprößling dieser erlauchten Familie.

Annecy, eine Stadt im savoyischen Herzogthum Genevois, an dem fischreichen, 5 Stunden langen und 2 Stunden breiten, sehr tiefen und kalten See gleiches Namens, aus dem der große Kanal Thioux kommt, der mitten durch die Stadt und außerhalb derselben in den Fluß Sier geht, mit 5.130 Einwohnern, einer öffentlichen Bibliothek, einem Collegium, Leinwand-, Vitriol-, Hut-, Baumwoll- und Glasfabriken. Das ehemalige Bisthum, welches zu Anfange des 17ten Jahrhunderts der große und heilige Franz von Sales verwaltete, ist jetzt aufgehoben. Hier ist der große Naturforscher Bertholet geboren.

Annedoti oder Anidoti, ein ganz eigenes Mythengeschlecht. Nach der Erzählung der Chaldäer kamen nach und nach sieben geheiligte Thiere aus dem Meere an das babylonische Ufer, davon das erste, Oannes genannt, die Menschen in Künsten und Wissenschaften unterrichtete, ihnen Religion, Gesetze und gute Sitten gab, und dieselben in Gesellschaften vereinigte; die übrigen sechse aber die Menschen bei diesen guten Einrichtungen zu erhalten suchten.

Annehmlichkeit, dies ist diejenige Beschaffenheit eines Objects, wodurch es den Sinnen in der Empfindung gefällt, und folglich vergnügt. Ein Apfel z. B. hat Annehmlichkeit für manchen Gaumen. Diese Annehmlichkeit kann nicht der Bestimmungsgrund des Geschmacks seyn; denn sonst ließe sich über ein Geschmacksurtheil nicht streiten, weil die Annehmlichkeit von der subjectiven Beschaffenheit der Gefühlsorgane abhängt, und daher das, was für den Einen Annehmlichkeit hat, sie nicht immer für den Andern hat. Aber man trachtet dennoch, ohne objective Gründe zu haben, durch wechselseitigen Widerstand nach Einhelligkeit der Urtheile über eine Sache des Geschmacks. Folglich kann Schönheit und Annehmlichkeit nicht einerlei seyn. Ueber Schönheit läßt sich streiten, weil sie für Jedermann gilt, der Geschmack hat, daher spricht man auch dem den Geschmack ab, der das Schöne nicht für schön erkennen will; über Annehmlichkeit aber läßt sich nicht streiten, denn sie gilt nur für einen so oder so modificirten

Sinn, folglich nicht für Jedermann, wie ließe sich nun darüber streiten, ob etwas angenehm sei oder nicht?

Annibal, ein Sohn des Gisko und ein Enkel des in der Schlacht bei Himera umgekommnenen Hamilkar. In Karthago bekleidete er die Würde eines Suffeten, und im sicilianischen Kriege wurde er zum Feldherrn ernannt. Sein angeborner Haß gegen die Griechen brachte ihn zu dem Entschluß, wo möglich, die Hoffnungen seines Vaterlandes ganz zu erfüllen. Er brachte zu dem Ende eine zahlreiche, mit allen Kriegsbedürfnissen versehene Armee zu Stande, und kam damit bei Lilybäum in Sicilien an. Zuerst eroberte er Emporium, dann belagerte und eroberte er nach einem hartnäckigen Widerstande Selinus, plünderte diese Stadt, und ließ seine Soldaten darin die wildesten Grausamkeiten begehen. Nicht einmal die Tempel der Götter wurden verschont. Nach dieser Eroberung ging er vor Himera; die Einwohner wehrten sich aber so hartnäckig, daß die Karthaginienser sich etwas zurückziehen mußten. Sie thaten darauf einen nachdrücklichen Ausfall, in welchem aber Annibal doch den Sieg davon trug. Die Stadt wurde endlich auch erobert, und mit gleicher Grausamkeit behandelt. Dieser Feldzug endigte sich also für Karthago sehr glücklich, und Annibal kehrte wieder nach Afrika zurück. Im folgenden Feldzuge wurde ihm auch das Kommando aufgetragen. Er setzte seine Armee auf der Küste von Agrigent ans Land, und eröffnete den Feldzug mit der Belagerung dieser Stadt. Während derselben starb er aber an der Pest.

Annibal oder Hannibal, der Sohn des großen karthaginensischen Feldherrn Hamilkar Barcas. Nach dem Frieden mit Rom, der den ersten punischen Krieg endigte, gieng Hamilkar nach Spanien, um die karthaginensischen Eroberungen daselbst zu erweitern, und nahm seinen neunjährigen Sohn Annibal mit, nachdem er ihn jenen bekannten Eid hatte schwören lassen: ein ewiger Feind der Römer zu seyn. Nach Hamilkars Tode folgte in Spanien Asdrubal als Feldherr, und diesem endlich Annibal. Ungeachtet des neuen Vertrags mit den Römern, worin sich Karthago verband, seine Eroberungen in Spanien nur bis an den Fluß Iberus fortzusetzen, und selbst die Stadt Sagunt zu verschonen, rückte er vor Sagunt, und zerstörte i. J. R. 535. nach einer fünfmonatlichen tapfern Gegenwehr, diese unglückliche Stadt. Dies war nun offenbarer Friedensbruch; indessen hatten die Römer schon lange vorher durch die Eroberung Sardiniens und Corsica's ein Gleiches gethan, und Karthago sogar gezwungen, 1.200 Talente zum Ersatz der Unkosten zu bezahlen. Die Eroberung Sagunts erbitterte die Römer aufs Aeußerste. Sie schickten Gesandte nach Karthago, und foderten die Auslieferung Annibals. Es waren daselbst zwei Partheien: eine, welche die Familie der Barcas begünstigte, und Krieg wünschte; die andere, welche den Hanno, einen sehr angesehnen Mann, an der Spitze hatte, und den Frieden beibehalten wollte. Lange war der Senat unschlüssig. Endlich foderten die römischen Gesandten eine entscheidende Erklärung, und da man sie noch länger hinhalten wollte, so faßte einer der Gesandten, Q. Fabius, den Saum seiner Toga zusammen, und sprach: „Ich bringe Krieg oder Frieden, wählet.“ „Wir wählen nicht,“ riefen die Obersten des Senats, „gebet uns, was ihr wollt.“ — „So nehmet denn den Krieg,“ versetzte der Gesandte, und damit hatte jede fernere Unterhandlung ein Ende, und Annibal wurde zum Oberfeldherrn erwählt. Der Römer Plan war, daß der eine Konsul, P. Cornelius Scipio, den Feind in Spanien, und der andere, T. Sempronius Longus, ihn in Afrika angreifen sollte; allein Annibal verrückte diesen Plan. Er ließ seinen Bruder Asdrubal in Spanien zurück, und ging mit einer Armee von 50.000 Mann zu Fuß, und 9.000 Mann zu Pferde über die Pyrenäen, durchzog mit der unbegreiflichsten Geschwindigkeit, mitten im Winter, ganz Gallien, unerachtet feindselige Nationen, reißende Ströme, und andere Hindernisse sich ihm hier entgegensetzten, und langte nach 10 Tagen am Fuße der

Alpen an. Die Römer hätten nicht das geringste von diesem, man möchte sagen, verwegenen Unternehmen erfahren, wenn nicht der Konsul Scipio, als er mit seinem Heere bei der Insel Carmarica, unweit Massilia, angekommen war, und Annibals Armee gleichsam bei sich vorbeifliegen sah, durch ein kleines Gefecht mit dem Nachtrab desselben davon benachrichtigt worden, und, unterdessen er seinen Bruder Cn. Cornelius Scipio nach Spanien schickte, zurück nach Rom gegangen wäre, und diese Nachricht dem Senate überbracht hätte. Zugleich hatten in Italien die alten Feinde der Römer, die Bojer und Insubrer, kühn gemacht durch Annibals Erscheinung, die Waffen ergriffen, und sich mehrerer Oerter in Oberitalien bemächtigt. Allein Annibal hatte noch den beschwerlichsten Theil seines Marsches vor sich. Er mußte über die bisher noch unerstiegenen Alpen, furchtbar durch ihre schrecklichen Abgründe, ihre ungeheure Höhe, und die ewigen Schnee- und Eismassen, womit sie bedeckt waren. Dabei mußte die Armee die strengste Kälte und den wüthendsten Hunger ertragen, und fast den ganzen Marsch über an den steilsten Abhängen, auf den glättesten Wegen mit den barbarischen Bewohnern kämpfen, die ganze Glieder durch Bäume und Felsstücke, die sie auf sie wälzten, in Abgründe stürzten. Endlich nach einem neuntägigen Marsche, nach Verlust von mehrern tausend Mann und des größten Theils der Lastthiere, erreichte er endlich die Gipfel der Alpen. Von hier erblickte man die reizenden Gefilde Italiens, das endliche Ziel aller Mühseligkeiten; aber noch war dieses nicht erreicht, noch mußte man die Gebirge hinabsteigen, welches fast eben so schwer war, als das Heraufsteigen. Viele Hunderte versanken in den Schneelagern, und endlich kamen sie an einen Abgrund, wo sich an keiner Stelle ein Ausweg zeigte. Annibal mußte einen Weg durch die Felsen hauen lassen, und so erreichte er endlich, nachdem er überhaupt 15 Tage auf seinem Marsche über die Alpen zugebracht hatte, Insubrien, oder das heutige Mayländische. Seine Armee war jetzt noch 20.000 Mann zu Fuß, und 6.000 Mann zu Pferde stark. Wahrscheinlich hat er seinen Weg über den Mont Cenis genommen. Seine Armee war nicht nur äußerst geschmolzen, sondern auch durch die ausgestandenen Strapazen so abgemattet, daß sie mehr bleichen Todtengerippen, als lebendigen Menschen glich. Dennoch verlor er den Muth nicht. Verzweiflung mußte sie jetzt zur Tapferkeit anspornen, durch die sie sich allein nur dem unvermeidlichen Tode entziehen konnten. Um die Schwäche des Feindes zu benutzen, ging jetzt Cornelius Scipio ihnen schleunig bis über den Fluß Ticinus entgegen. Es erfolgte ein Treffen, in welchem Annibal durch Hülfe seiner Reuterei siegte; der Konsul selbst wurde verwundet, und nur durch die Tapferkeit seines Sohnes Scipio, der nachher den Beinamen Afrikanus erhielt, vom Tode errettet. Scipio zog sich über den Po bis Placentia zurück, und Annibal ließ durch seinen Bruder Magus die römischen Besitzungen jenseit des Po ausplündern, die gallischen aber sorgfältig schonen. Dadurch machte er sich ganz Gallien zu Freunden, erhielt von da aus Lebensmittel und neue Rekruten, und selbst 2.200 Gallier aus dem römischen Lager gingen zu ihm über. Darauf eilte er dem Scipio nach, und setzte, vermittelst einer Schiffbrücke, über den Po. Scipio zog sich ohne weiteres Gefecht bis über den Fluß Trebia zurück, und ließ es ruhig geschehen, daß die Festung Clastidium, der Vorrathsplatz der Römer, an den Feind überging. Sein Nebenfeldherr, der Konsul T. Sempronius Longus, war hitziger. Er drang durch, den Feinden ein Treffen zu liefern. Dazu kam, daß Annibal auf alle nur mögliche Art die Römer neckte. Durch eine solche Neckerei ließ sich Sempronius verleiten, einen Haufen Reiter bis über den Fluß Trebia zu verfolgen. Aber gerade, als die Römer noch mitten im Flusse, und vor Kälte und Hunger ganz ermattet waren, brach Annibal von allen Seiten hervor; es erfolgte eine gänzliche Niederlage, und nur 10.000 Römer schlugen sich durch die Feinde durch, und entkamen nach Placentia. Annibal bezog nun die Winterquartiere, bemühete sich

um die Freundschaft der Gallier, und um sich vor Nachstellungen zu sichern, suchte er sich durch beständigen Wechsel der Kleidung und falsches Haar unkenntlich zu machen. Mit dem Frühjahr ging Annibal auf einem äußerst beschwerlichen Wege nach Etruscien. Drei Tage und Nächte mußten die Truppen ohne Schlaf und Ruhe im Wasser bis ans Knie waten, wobei ein großer Theil der Lastthiere im Schlamme stecken blieb. Dennoch war er kaum aufs Trockne gekommen, als er schon den Konsul Flaminius Nepos, der sich bei Aricia gelagert hatte, zu einer Schlacht zu bringen suchte. Flaminius war hitzig und stolz, daher gelang dem Annibal sein Plan. Die Schlacht ging in einem Thale am See Thrasimene vor sich. Annibal ließ, während eines Nebels, alle Hügel besetzen, und fiel nun die Römer von allen Seiten an. Die Niederlage war vollkommen; 15.000 Mann blieben auf dem Platz, und 6.000 wurden gefangen. Zu den erstern gehörte auch der Konsul. Inzwischen ging Annibal noch nicht auf Rom los, sondern verheerte Umbrien und Picenum bis nach Apulien. Indessen wurde zu Rom Q. Fabius Maximus zum Diktator erwählt, ein äußerst kaltblütiger u. bedächtiger Mann. Er sah ein, daß man sich mit Annibal in kein Treffen einlassen, sondern ihn durch Märsche und Scharmützel abmatten müsse. Diese Regel befolgte er genau, hielt dadurch den Feind in beständiger Unruhe, und hinderte ihn an allen entscheidenden Unternehmungen. Annibal bot jede List auf, ihn zu einem Treffen zu bringen, aber vergebens. Nun suchte er den Muth des Fabius und sogar auch seine Treue in Rom verdächtig zu machen. Doch gelang ihm wenigstens nicht das Letztere. Fabius begleitete indessen die Karthaginienser immer auf ihren Zügen. Annibal drang in Kampanien ein, und verwüstete es aufs Schrecklichste. Darauf ging er mit seiner Beute wieder über die Apenninen nach Apulien zurück. Er nahm Wegweiser an nach Casinum; allein diese brachten ihn nach Casilium, wo er sich auf einmal in einem mit Bergen umringten Thale, und die Römer auf den Höhen erblickte. Alle Ausgänge waren besetzt, und seine Bestürzung war unbeschreiblich. Doch eine List rettete ihn. Er ließ an die Hörner von etlichen tausend Ochsen kleine Reisbündel mit Fackeln binden, letztere dann des Nachts anzünden, und die Thiere gegen die Römer treiben. Diese, durch den ungewöhnlichen Anblick in Schrecken gesetzt, ergriffen die Flucht, und Annibal entkam mit seinem Heere. Man machte dem Fabius Vorwürfe darüber, und übertrug seinem General der Reuterei, M. Minucius Rufus, gleiche Gewalt mit ihm. Fabius theilte nun seine Armee. Minucius machte gleich Anstalten, mit seinem Theile den Feind anzugreifen, fiel aber in einen Hinterhalt, und würde verloren gewesen sein, wenn nicht Fabius von den Anhöhen herbeigeeilt wäre, und ihn gerettet hätte. Minucius unterwarf sich nun freiwillig wieder den Befehlen des Diktators. Im J. R. 538. legte Fabius seine Diktatur nieder. Die Römer brachten eine sehr zahlreiche Armee auf die Beine, u. übergaben das Kommando dem talentvollen Konsul L. Aemilius Paullus, und einem gewissen reichen Plebejer, dem Konsul L. Terentius Varro, einem hitzigen u. unbesonnenen Manne. Annibal kannte den letztern, lagerte sich auf der Ebene bei Cannä, am Flusse Aufidus, und hatte hier bald die Freude, daß Varro wider den Willen des Aemilius das Zeichen zum Angriff gab. Der Sieg war auf Annibals Seite, und die Niederlage der Römer war so schrecklich, daß (nach einer, wiewohl übertriebenen Angabe) 70.000 Mann, und unter ihnen der Konsul Aemilius, auf dem Platze blieben, und 13.000 gefangen wurden. Rom glaubte sich jetzt am Rande seines Untergangs, und hätte Annibal dem Rathe seines Unterfeldherrn, Maharbal, Folge geleistet, und wäre auf Rom losgegangen; so würde er im ersten Schrecken unstreitig die Stadt erobert haben. So aber verweilte er an andern Orten, und Rom fand Zeit sich zu erholen. Seine Armee bezog nun die Winterquartiere in Kapua. In dieser Stadt herrschte die ausschweifendste Ueppigkeit, aber doch scheinen einige nachherige Siege Annibals die gewöhnliche Sage, daß seine

Armee hier ganz entnervt worden sey, zu widerlegen. Die erste Ursache von Annibals Unglück kam vielmehr von Karthago selbst her. Er hatte Verstärkung verlangt, und keine erhalten, weil die Parthei des Hanno feindselig gegen ihn gesinnt war. Die Römer dagegen hatten sich aufs Neue gerüstet, und nahmen nun das sehr glückliche System an, keine entscheidende Schlachten mehr zu wagen, sondern den Feind durch verschiedene kleine Heere zu zertheilen. M. Claudius Marcellus machte sich in dieser Zeit besonders berühmt, indem er mehrere kleine Siege über ihn erfocht. Indessen setzte doch Annibal seine Eroberungen in Unteritalien fort, und verband sich mit den Kampanern und Bruttiern. Alle Festungen wurden erobert, nur das einzige Regium war unüberwindlich. Auch wurde er bei Nola von Marcellus besiegt. Darauf schloß er mit dem Könige Philipp von Macedonien am Ende des Feldzuges ein Bündniß. Der folgende Feldzug i. J. R. 540. wurde von Rom mit der größten Anstrengung eröffnet, und war für dasselbe glücklich. Philipp wurde gedemüthiget, Marcell suchte Syrakus zu erobern, Sempronius schlug den Hanno, der dem Annibal endlich Verstärkungen zuführen sollte, bei Benevent mit Verlust von 16.000 Mann, und Fabius eroberte einen großen Theil von Unteritalien wieder. Annibal dagegen verhielt sich in dem ganzen und folgenden Feldzuge nur vertheidigungsweise; i. J. R. 542. eroberte Marcell Syrakus nach einer zweijährigen Belagerung, und ein anderes Korps belagerte Kapua. Diese Stadt wollte Annibal entsetzen, aber er wurde zurückgeschlagen. Eben so wenig glückte ihm ein vorgehabter Ueberfall Roms. Schon sah er die Stadt vor sich liegen, erblickte aber auch zugleich die wohlgetroffnen Vertheidigungsanstalten, und zog sich daher, ohne etwas zu wagen, wieder zurück. Kapua ging darauf über, und der größte Theil von Unteritalien unterwarf sich den Römern. In Spanien waren die Römer schon vorher die ganze Zeit über glücklich gewesen; aber jetzt brachte der junge P. Cornelius Scipio ihr Glück daselbst aufs Höchste. Neu-Karthago, das allgemeine Magazin der Karthaginienser in Spanien, war erobert und zerstört worden; die spanischen Völker hatten sich unterworfen, und für Karthago blieb nun keine Hoffnung in diesem Lande mehr übrig. Annibals Armee war aufs Aeußerste geschwächt, er erlitt mehrere Niederlagen; und endlich führte ihm zwar sein Bruder Asdrubal Verstärkungen zu, der aber, da er sich mit der Belagerung von Placentia aufhielt, geschlagen und getödtet wurde, daher Annibal hülflos blieb. Der schlimmste Streich war endlich der Uebergang Scipio's nach Afrika. Er nahm mehrere Städte weg, und bedrohete Karthago selbst, welches dadurch genöthiget war, seinen Annibal aus Italien abzurufen. Nach einer traurigen Ueberfahrt kam er bei Leptis in Afrika an. Scipio ging ihm mit dem Kern der römischen Armee entgegen. Annibals Heer war ein schwacher, vermischter, unordentlicher Haufe, worauf er sich nicht sehr verlassen konnte. Er versuchte daher Friedensunterhandlungen; allein Scipio foderte gänzliche Unterwerfung, die Annibal mit Stolz zurückwies. Nun kam es bei Zama i. J. R. 550. zur Schlacht. Vorzüglich durch die Schuld seiner Elephanten verlor sie Annibal; 20.000 Afrikaner blieben auf dem Platze, eben so viele wurden gefangen, und Karthago mußte den schimpflichsten Frieden eingehen. Annibal wurde hierauf in Karthago an die Spitze der Regierung gestellt, und nahm mehrere für dasselbe vortheilhafte Aenderungen vor; auch suchte er es mit dem König Antiochus von Syrien zu verbinden. Rom erfuhr dies, und schickte Gesandten nach Karthago, welche die Auslieferung des ihnen noch immer gefährlich scheinenden Mannes verlangen sollten. Allein er kam diesem Schicksal durch die Flucht zuvor, und begab sich zum Antiochus nach Asien, der ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing. Beide verabredeten nun den Plan zum Kriege gegen die Römer; allein er wurde den Römern bald verrathen, die nun dem Antiochus den Krieg eher erklärten, als dieser sich hinlänglich hatte rüsten können. Theils dieserhalb, theils weil der König An-

nibals Rathschläge nicht befolgte, lief der Krieg sehr unglücklich für ihn ab. Seine Niederlage bei Myonnesus in Jonien und bei Magnesia brachten ihn dahin, daß er einen schimpflichen Frieden eingehen, und die Auslieferung Annibals versprechen mußte. Aber dieser floh zum Könige Prusias von Bithynien, und da ihm auch hier die Römer keine Ruhestätte gönnten, und Prusias ihn unmöglich schützen konnte, so nahm er Gift, und starb unter den bittersten Vorwürfen gegen die Niederträchtigkeit der Römer i. J. R. 571 nach Polybius, oder nach Livius i. J. R. 570.

Anno, spr. Anjo, heißt in Spanien so viel, als bei den Italienern Cicisbeo. Am letzten Jahrestage versammeln sich die Bekannten, um die Anno's durchs Loos zu ziehen. Man schreibt die Namen der verheiratheten und unverheiratheten Personen in der Gesellschaft auf Zettel, wirft die Namen der Mannspersonen in einen, und die der Frauenzimmer in einen andern Hut; die jüngste Mannsperson zieht mit einer Hand einen Mannsnamen, und mit der andern einen Frauennamen aus den Hüten. Die beiden Personen, deren Namen mit einander heraus kommen, sind im folgenden Jahre Anno's zusammen. Der Anno erlangt dadurch das Recht, seine Dame zu jeder Stunde zu besuchen, und mit ihr auch ohne Einladung zu speisen; man sieht ihn als eine Person vom Hause an.

Annonay, eine Stadt und der Hauptort eines Cantons im französischen Departement Ardèche, Bezirks Tournon, am Zusammenfluß der Cance und Deume, mit 2 Vorstädten, 900 Häusern, 5.550 Einwohnern, einem Handelsgericht, Papier- und Lederfabriken, Wollfärbereien und Seidenbau. Die hier gebornen Gebrüder Montgolfier, Besitzer einer hiesigen Papierfabrik, wurden hier die Erfinder des Luftballons.

Annuitäten, Jahrrenten, sind Summen Geldes, die man sich durch ein großes Capital erkauft hat, und die nun alle Jahre, alle halbe oder Vierteljahre, eine Reihe von Jahren hindurch, für immer, oder lebenslänglich ausgezahlt werden. Man sagt, eine Jahrrente ist rückständig, wenn sie fortdauert, ohne bezahlt zu werden, und vererbt, wenn sie an einen Nachfolger übergeht. Die Zinsen der Renten werden so wie einfache und zusammengesetzte Zinsen berechnet, doch gewöhnlich wie die letztern.

Annulus, der Ring. Die Römer bedienten sich anfangs dreierlei Arten v. Ringen. Durch die eine Art unterschieden sich gewissermaßen die Stände von einander. Die Senatoren und Ritter hatten goldene, der gemeine Mann silberne, und die Sklaven eiserne Ringe. Außer diesen wurden auch diejenigen, welche sich im Kriege ausgezeichnet, oder andere Verdienste erworben hatten, mit einem goldenen Ringe beschenkt. Unter den Kaisern wurde dieses Recht oft um geringfügiger Ursachen willen ertheilt, und unter Justinian wurde es allen Bürgern zugestanden. Darauf wurde diese Art von Luxus so weit getrieben, daß sie für den Sommer leichtere, für den Winter schwerere Ringe trugen. Ganz im Anfange der Republik war es selbst den Senatoren und Rittern nicht erlaubt, goldene Ringe zu tragen. Man trug sie an der linken Hand, am 4ten Finger vom Daumen an gerechnet; vorher aber auch an der rechten Hand, als man noch weniger kostbare Ringe hatte. In spätern Zeiten trugen Einige auch mehrere Ringe, oft an jedem Finger einen, oder etliche. Des Nachts, beim Baden, in der Trauer, und von Supplikanten wurden die Ringe abgelegt. Das Behältniß, worin man die Ringe aufbewahrte, hieß Dactyliotheca. Man besetzte auch die Ringe mit kostbaren Steinen, auf welchen man Bildnisse der Vorfahren, der Freunde, des Kaisers, oder eines großen Mannes, oder die Vorstellung einer merkwürdigen Begebenheit, oder etwas Aehnliches eingraben ließ. So waren auf dem Ringe des Pompejus drei Trophäen, auf dem Ringe des Cäsars eine bewaffnete Venus, und auf dem Ringe des August zuerst eine Sphinx, dann das Bild Alexanders des Großen, und endlich sein eignes Bildniß, worin ihm die nach-

folgenden Kaiser nachahmten. Wenn ein Sterbender Jemanden seinen Ring übergab, so war dies ein Zeichen von besonderm Wohlwollen. Die andere Art von Ringen war: der Annulus pronubus, der Verlobungs- oder Trauring, den der Bräutigam seiner Braut zum Pfande seines Versprechens überreichte. Er war bei den Römern anfangs von Eisen, in der Folge aber auch von Gold. Die dritte Gattung von Ringen war: der Annulus signatorius, der Siegelring, das Pettschaft, dessen sich nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber bedienten. Heirathete eine Wittwe in eine andere Familie, so hatte sie auf das Pettschaft des ersten Mannes kein Recht mehr, sondern es verblieb den rechtmäßigen Erben. Zum eigentlichen Schmucke gehörte der Siegelring nicht. Man versiegelte auch mit diesem Ringe Keller, Kisten, Fässer u. s. w., und hing ihn an gewisse Marken (Symbola), als Wahrzeichen auf. Auch gab man ihn bei Kontracten anstatt einer Handschrift. Wenn Personen zu einer Mahlzeit Geld zusammenschießen wollten, so gab man der Person, welche die Veranstaltung übernahm, Ringe zum Unterpfande.

Annunciata (Ritter der); sie wurden 1362 von dem Grafen Amadeus VI. von Savoyen den Geheimnissen des heiligen Rosenkranzes zu Ehren angeordnet; ihr Hauptsitz war die Einöde der Camaldulenser unweit Turin. Sie tragen eine 3 Finger breite, aus goldnen weiß und roth emaillirten Rosen bestehende Kette, auf der die Buchstaben F. E. R. T. (d. i. Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit) mit untermischten Zweifelsknoten stehen. Unten daran hängt ein aus 3 Zweifelsknoten gebundener Ring, in dem die Geschichte der Verkündigung Mariä abgebildet ist. Der Orden ward 1518 erneuert.

Annus. Das jetzige Sonnenjahr, wie wir es kennen, war nicht gleich anfangs bei den Völkern des Alterthums der Zeitraum, den sie unter der Benennung Jahr verstanden. Vor der Einführung desselben verstand man weit kleinere Zeiträume darunter, Jahreszeiten, Monate, Tage, wohl gar Zeittheile des Tages. So weiß man von den Aegyptiern, daß sie vor Einführung des Sonnenjahres, Jahre von einem, zwei, drei, vier und auch sechs Monaten hatten. Hieraus läßt sich erklären, woher die ungeheuren Zeiträume kommen, die besonders in der fabelhaften Geschichte so vieler alten Völker angeführet werden, wie z. B. bei den Babyloniern, Aegyptiern, Chinesen u. a. Zu Alexanders Zeiten rühmten sich die babylonischen Astronomen, Beobachtungen von 4.73.000, oder nach Berosus von 4.90.000 und nach Epigenes gar von 7.20.000 Jahren zu haben. Nimmt man bei der letztern Zahl ein Jahr für einen Tag, so machen dies gerade 1971 Sonnenjahre, welches mit den übrigen Angaben der Geschichte ziemlich übereinkommt. Die Einführung des Sonnenjahres ist indessen bei den meisten Völkern sehr alt. Bei den Indiern geschah sie 3101 vor Chr. Geb., und, was zu bewundern ist, dieses Sonnenjahr war so genau bestimmt, daß sie es 365 Tage, 5 Stunden, 31 Minuten und 15 Secunden rechneten, welches nur sehr wenig von der Wahrheit abweicht. Bei den Persern wurde das Sonnenjahr 3209 vor Chr. von Djemschid eingeführt. Aber auch schon vorher hatte man ein Sonnenjahr von 365 Tagen gehabt, und Djemschid, der damals herrschte, wußte schon, daß es ungefähr um einen Viertelstag zu klein war, und verordnete daher, daß alle 120 Jahre ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet werden sollte. Bei den Babyloniern wurde das Sonnenjahr 2473 vor Chr. eingeführt, und in Aegypten um das Jahr 2887. Das ägyptische Sonnenjahr bestand anfangs nur aus 360 Tagen, nachher setzte man nicht nur die fehlenden 5 Tage, sondern auch den Viertelstag hinzu. Auch bei den Griechen benannte man anfangs weit kleinere Zeiträume mit dem Namen der Jahre, insbesondere die Zeiträume der Jahreszeiten. Nachher nannte man zwölf Umläufe des Mondes so. Das Mondenjahr hatte bei den Griechen nicht 354, sondern 360 Tage, und jeden Monat rechnete man zu 30 Tagen, weil man die Zeit des Mondumlaufs damals noch nicht so genau kannte. Diese Bestimmung

des Mondenjahres behielt man auch noch im gemeinen Leben bei, vermuthlich der bequemern Zahl wegen, als die weitern Fortschritte der Astronomie die eigentliche Größe desselben kennen lehrten. Endlich bemerkte man, daß das angenommene Jahr mit dem Sonnenlaufe sehr unübereinstimmend war. Man beobachtete daher diesen genauer, und fand, daß er in 365 Tagen und etwas drüber geschähe. In Rücksicht des Ueberschusses war man aber nie einig. Nun suchte man die Mondenjahre mit den Sonnenjahren in Uebereinstimmung zu bringen, wozu verschiedene Einschaltungen erfordert wurden. Der Anfang des Jahres war auch nicht immer einerlei, sondern verschieden. Man richtete sich dabei entweder nach dem Sommersolstitium, oder nach dem Herbstäquinoctium. Nach Scaliger fingen die Athenienser das Jahr mit dem Wintersolstitium an, so daß Posideon der letzte, Gemelion der 1. Monat im Jahre war. Nachher richtete man sich nach den olympischen Spielen; und da diese wechselsweise alle 49 und 50 Monate gefeiert wurden, so fing das Jahr auch nicht jedesmal um einerlei Zeit an. Man verlegte es zwar bestimmt auf den Monat Hekatombäon, oder auf den ersten Neumond nach dem Sommersolstitio, aber dieser Hekatombäon ist nicht immer genau unser Julius. Aus Tabellen über den in jedem Monate jedes Jahres fallenden Neumond sieht man, daß der Neumond des Monats Hekatombäon immer zwischen unserm 7ten Julius und 7ten August, aber auf sehr verschiedne Art, fällt, weil nach den Cyclen der Griechen die Mondenjahre bald um einen Monat verlängert, bald um einen oder zwei Tage verkürzt wurden. Will man also wissen, an welchem Tage unsers Kalenders dieses oder jenes Jahr in Athen seinen Anfang genommen habe, so muß man erst untersuchen, nach welchem Cyclo man rechnen soll, und das wievielste Jahr es in diesem oder jenem Cyclo gewesen sey? — Vor Einführung der Olympiaden fing fast jeder griechische Staat sein Jahr anders an. Nachher richteten sich zwar alle nach jener Periode; allein man findet dennoch nicht nur eine noch immer fortdauernde Verschiedenheit im Anfange der Jahre, sondern auch in der Länge der Monate, welches die griechische Chronologie sehr schwierig macht. Die macedonischen Jahre stimmten anfänglich genau mit der olympischen Periode überein, und fingen nach den Sommersolstitiis an. Nachher führte Philipp die Metonische Periode ein, und setzte den Anfang des Jahres in den Frühling mit dem Monat Däsius. Nach Alexandern aber führte man der callippischen Cyclus ein, und der Anfang des Jahres fiel auf das Herbstäquinoctium, zum Andenken des um diese Zeit bei Arbela erfochtenen Sieges. Diese Jahresform ging nun auch nach Asien über, und verbreitete sich vom Hellespont bis an die indischen Gränzen, so daß Syrer, Phönicier, Chaldäer, Babylonier, Phrygier, Lydier, Pergamener, Meder und Parther dieselbe annahmen. Indessen fehlte doch noch eine vollkommene Uebereinstimmung, weil man in der Ordnung der Monate von einander abwich, so daß einige das Jahr mit dem 24sten September, andere mit dem 19ten October, noch andere mit dem 1sten November anfingen. Als die Römer endlich in Asien die julianische Periode einführten, so hörten jene Ungleichheiten auf. In Bithynien und Kappadocien hatte man auch anfangs eine eigne Jahresform, eigne Monatsnamen, und eine eigne Epoche, die 280 vor Chr. anfing, und von welcher sie die Jahre an zählten. Sie schrieben diese Einrichtung einem gewissen Astronomen, Namens Angrem, zu. Der Anfang ihres Jahres fiel nach dem Herbstäquinoctium. Nachher, als Bithynien unter Roms Bothmäßigkeit kam, wurden auch die julianischen Jahre daselbst eingeführt, und die Monate mit den römischen übereinstimmend gemacht, doch so, daß sie ihre eignen Namen behielten. Nach der Zeit vergaß man die gehörige Einschaltung der Tage, und die bithynischen Monate wichen wieder von den römischen ab. Das römische Jahr war ebenfalls in den verschiednen Zeiten des Staats nicht immer einerlei. Unter Romulus war es nur 304 Tage lang, und hatte 10 Monate. Die Unrichtigkeit

dieses Jahres aber war zu auffallend, als daß sie Romulus nicht bald hätte bemerken sollen. Er fügte daher noch zwei Schaltmonate hinzu, den 11ten von 28, und den 12ten von 22 Tagen, ohne aber beiden besondere Namen zu geben, so daß dieses Jahr beinahe mit dem Mondumlaufe übereinstimmte, indem es nun 354 Tage hatte. Numa nahm eine neue Veränderung mit dem Jahre vor. Den bisherigen 11ten Monat machte er zum 1sten, und den 12ten zum 2ten Monat des Jahres, und nannte sie Januarius und Februarius. Um diesen Monaten eine verhältnißmäßige Länge mit den übrigen zu geben, nahm er von jedem der 6 Monate, die bisher 30 Tage zählten, einen Tag weg, und legte die Summe von 6 Tagen dem Februar bei; dem Januar aber gab er noch außerdem einen Tag mehr, so daß also sein Jahr 355 Tage hatte. Gegen ein Mondenjahr gerechnet, war dieses Jahr um 16 Stunden zu groß; gegen ein Sonnenjahr aber um 10 Tage 6 Stunden zu klein. Um diesem Fehler abzuhelfen, setzte er fest, daß alle zwei Jahre nach dem 23sten Februar ein zweiter Monat mit Namen Merkedonius eingeschoben, u. diesem Monate im 2. Jahre 22, im 4ten 23 Tage gegeben werden sollten. Denn er nahm das Sonnenjahr um 11 Tage 6 Stunden (eigentlich nur 10 Tage 22 Stunden) größer an, als ein Mondenjahr, welches in 4 Jahren gerade 45 Tage ausmacht, und also so viel, als die beiden eingeschalteten Monate, beträgt. Alle 24 Jahre aber wurde der Monat Merkedonius ausgelassen, weil das Jahr des Numa eigentlich beinahe um einen Tag länger war, als das Mondenjahr. Diese Jahrrechnung war, wie man leicht sieht, vielen Verwirrungen unterworfen. Dazu kam noch, daß Numa die Einschaltungen, so wie die ganze Anordnung des Kalenders den Pontifices überließ, die nach Belieben damit verfuhren. Dadurch war zu Julius Cäsars Zeit eine so große Irrung entstanden, daß das römische Jahr um 67 Tage von der wahren Zeit abwich. Cäsar machte daher eine neue Anordnung. Erstlich ließ er i. J. R. 708. die ganzen 67 Tage auf einmal einrücken. Nun nahm er das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 6 Stunden an, gab jedem Jahre 365 Tage, und setzte wegen des Ueberschusses von 6 Stunden alle 4 Jahre einen Schalttag fest, der nach dem 23sten Februar eingeschaltet wurde. Die Priester konnten sich nicht gleich in diese neue Verordnung finden, daher noch manchmal Unordnungen vorfielen. Eigentlich war Cäsars Jahr etwas zu groß angenommen, daher fand schon Augustus eine Unrichtigkeit von 3 Tagen, die aber auch wohl von begangenen Fehlern der Priester beim Einschalten herrührte, weil die Abweichung der julianischen Rechnung von der wahren um diese Zeit noch nicht so groß seyn konnte. Wegen dieses Fehlers verordnete Augustus, daß 12 Jahre nach einander kein Schalttag angesetzt werden sollte, um die drei überflüssigen Tage wegzuschaffen; und um neue Fehler zu verhüten, ließ er die ganze Einrichtung auf kupferne Tafeln eingraben, und zum ewigen Andenken aufbewahren.

Anomalien, Ungleichheiten, Abweichungen von der Regel, ungleicher Gang z. B. eines Uhrwerks. In der Sternkunde heißt Anomalie der Abstand eines Planeten von dem Punkte, da er von der Sonne am weitesten entfernt, oder ihr am nächsten ist.

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinth) Mitglied am Nationalinstitut, Frankreichs Dollmetscher für die orientalischen Sprachen, geboren zu Paris 1731, † 1805; er studierte mit Auszeichnung auf der pariser Universität, zu Auxerre und Amersford, wo er denn das Studium der hebräischen, persischen und arabischen Sprache vorzüglich liebgewann und dabei jenes der neuern Sprachen keineswegs vernachläßigte; er kam alsdann nach Paris zurück, fand eine Anstellung bei der dortigen Bibliothek, wo sein eiserner Fleiß in Bearbeitung alter Handschriften vom Abbée Sallier, Barthelemy, Bougainville, Malesherbes und Caylus bemerkt ward, die ihn durch persönliche Unterstützung zu diesem Fache noch mehr anfeuerten. Zufällig fielen ihm hier 4 Blätter

aus dem Zend-Avesta (einer alten Sprache, worin die dem Zoroaster zugeschriebenen Werke geschrieben sind) in die Hände, und von nun an entschloß er sich an den Küsten von Malabar, wohin sich die Parsis, diese noch übrigen Schüler Zoroasters, zurückgezogen hatten, studiren zu gehen. Ungeheuer groß und mannichfach und fast unübersteiglich waren die Hindernisse, die sich der Ausführung dieses Planes in den Weg stellten; allein seinem Eifer für die Wissenschaft gelang es, sie alle zu beseitigen. Die Brachmanen, die einzigen Besitzer und Bewahrer der Bücher über die Wissenschaft der Sprache, glauben nämlich, es sey wider ihre Religion gesündigt, Auswärtigen die Geheimnisse ihres Kultus zu offenbaren; aber durch seine Betriebsamkeit, Geschicklichkeit, Geduld, durch den Kredit seines Bruders, damals französischen Consuls in Indien, so wie durch Aufopferung seines väterlichen Erbes gelang es ihm, zum Besitzer von 180 Handschriften in fast allen indischen Sprachen zu werden. Mit diesem Schatze bereichert, verließ er besagte Gegend 1761, und am 15. März 1762 legte er auf die königliche Bibliothek 18 Bände nieder, welche Zoroasters Werke, so wie verschiedene Abhandlungen über die alte Geschichte der Parsis und deren Religion enthielten; den Rest seiner Sammlung behielt er, und widmete ihm die unermeßlichen Arbeiten, die ihn bis an seinen Tod beschäftigt haben. Anquetils gedruckte Werke sind I. Voyage aux grandes Indes, hieran schließt sich Zoroasters Zend-Avesta. Paris 1771. 3. vol. in-4°. II. Legislation Orientale, Amsterd. 1778. 1. vol. in-4°. III. Dignité du Commerce, et de l'état commerçant, Paris, 1789, 1 vol. in-8°. IV. l'Inde en rapport avec l'Europe, Paris, 1790, 2 vol-in 8°. V. Recherches historiques et géographiques sur l'Inde, avec une Lettre sur l'antiquité de l'Inde, Berlin 1786. 2 vol. in-4°. et une grande Carte du pays. VI. Oupnek'hat Theologia et Philosophia Indiae, avec des notes et des explications, Paris et Strasbourg, 1804, in-4°. VII. Revision et Correction d'un Voyage dans l'Inde du P. Paulin de Saint-Barthélemy, traduction en 2 vol. in-8°. Diese ist beinahe vollendet, und an sie schließt sich noch ein drittes vol. handschriftlicher Beobachtungen, die er ganz kurz vor seinem Tode anfertigte. Eine Liste von Anquetil's Handschriften, so wie eine Notize seines großen handschriftlichen Werkes: Sur la langue de l'Inde ou des Pays limitrophes findet sich in dem Magazin encyclopédique, 5e Année, t. I. 1799.

Anreize, so nennet man die sinnlichen Triebfedern; sie sind der subjective Grund des sinnlichen Begehrens; so sind z. B. der Hunger als der subjective Grund des Essens, der Geselligkeitstrieb als der subjective Grund des Verlangens nach Umgang, sinnliche Triebfedern; diese machen nämlich das Begehren rege, oder reizen zum Begehren, und daher heißen sie auch Anreize. Sie sind als etwas subjectives zufällig und folglich empirisch. Soll daher die Handlung sittlich gut seyn, welches eine objective Beschaffenheit derselben ist, indem sie Jedermann für gut erkennen muß, so darf die sinnliche Triebfeder nicht der Grund der Handlung seyn. Auf dem Anreize oder der sinnlichen Triebfeder beruhet nun die Annehmlichkeit des Objects der Handlung. Also darf die sittlich gute Handlung nicht um der Annehmlichkeit des Objects willen geschehen. Der Genuß aller möglichen Annehmlichkeiten darf also auch nicht der Grund der sittlich guten Handlungen seyn. Hingegen streitet die sittlich gute Handlung nicht nur oft mit einem Anreize, welcher überwunden werden muß, sondern sie ist überhaupt auch nicht denkbar, ohne daß die Vorstellung des Gesetzes das Begehrungsvermögen in Wirksamkeit setze. Denn da bei der sittlich guten Handlung die sinnliche Triebfeder nicht wirken darf, so bleibt nichts übrig, was zum Begehren wirken kann, als die Vorstellung des Gesetzes selbst, und diese muß man daher auch als eine practische Triebfeder oder als einen practischen Anreiz, d. i. einen subjectiven Bestimmungsgrund betrachten.

Anscharius, auch Ansgarius, beigenannt: Nordens Apostel, ward im Jahr 801 in der Pikardie geboren, erhielt in der Klosterschule Corbie an der Somme seine Erziehung und Bildung, und ward 820 Oberlehrer bei der Klosterschule. Ihm hat man die Gründung der Bibliothek dieses Klosters zu verdanken, die so viele Schätze des Alterthums enthielt, unter denen sich auch die Annalen des Tacitus befanden. Im Jahr 821 war er von hier durch seinen Abt Adelard nach dem Kloster Corvey versetzt, welches Kaiser Ludwig, der Fromme, an der Weser hatte erbauen lassen. Die Dänen und Schweden, bei welcher das Christenthum schon einigermaßen eingedrungen war, hatten den Wunsch geäußert, einige Priester und Prediger des Evangeliums zu haben. Der Pabst Gregor IV. schickte 836 ihnen in dieser Absicht den Anscharius zu, der sich in diesem gefährlichen und mühseligen Berufe unter so verwilderten Völkern großes Verdienst erwarb. Im Jahr 842 ward er zum Bischof von Hamburg ernannt, wo er sich mit mehrerer Bequemlichkeit seinem Beruf weihen konnte, den Saamen des Christenthums unter den nordischen Völkern immer mehr zu verbreiten. Hier, wo er schon früher eine Kirche gestiftet hatte, stiftete er nun jetzt auch ein Kloster als Pflanzschule für Missionaire, und späterhin ein anderes zu Ramesloh, wohin er sich 845 flüchtete, als ihn die plündernden Nordvölker von Hamburg vertrieben. Im Jahr 847 verlegte er, um sicher vor den Verfolgungen zu seyn, seinen Sitz nach Bremen, vereinigte dieses Bisthum, mit jenem von Hamburg, und unternahm neue Missionsreisen nach Dänemark, wo er vom König Erich I. Empfehlungen nach Schweden erhielt, um dort ebenfalls die Fahne des Christenthums aufzupflanzen; in dieser Absicht drang er sogar bis nach Island und Grönland vor. Allein von Mühen und Arbeiten erschöpft, kam er endlich nach Bremen zurück, wo der Tod 865 seiner beschwerlichen Laufbahn die Gränze setzte. Das Andenken dieses würdigen Bischofs hat sich durch den Namen einer Hauptkirche zu Bremen erhalten.

Anschauung, so heißt jede unmittelbare Vorstellung von einem Gegenstande, welche auch Apparenz oder intuitive Erkenntniß heißt; eine sinnliche oder empirische Anschauung heißt jede Vorstellung, welche die Seele nicht nur durch den Sinn des Gesichts sondern auch durch alle übrigen Sinne erhält. Ihr entgegen steht die symbolische Anschauung, da man eine Sache unter Worten oder andern Zeichen denkt, und reine apriorische oder von Empfindung leere Anschauung, wenn man die bloße Form der Erscheinung für sich, abgesondert von der Materie, betrachtet.

Anschießen (Krystallisiren). Das plötzliche Festwerden einer flüssigen Materie, nicht durch einen allmähligen Uebergang aus dem flüssigen in den festen (besser starren) Zustand (welches das Starrewerden, das Gestehen oder Gerinnen heißt), sondern gleichsam durch einen Sprung. So schießen die Solen, aufgelösten Salze, Metallsolutionen u. s. w. an. Das gemeinste Beispiel von dieser Art Bildung ist das Gefrieren des Wassers. — Die Theorie des Anschießens beruhet auf folgenden Gründen. Durch irgend eine Vermittlung wird eine flüssige Materie z. B. der Wärmestoff (eine für sich selbst bestehende sehr feine elastische Materie) von der Materie, mit welcher er bis dahin innig verbunden war, abgesondert,; hierdurch wird das Hinderniß des Zusammenhangs der Theile weggeschafft, die Theile vereinigen sich durch ihre gegenseitige anziehende Kraft, und die Materie wird plötzlich starre. Der vermittelnden Ursachen giebt es mehrere, die Kälte, den Druck den atmosphärischen Luft, und andere bis jetzt noch unbekannte. Sonderbar ist es, daß dieser Uebergang aus dem Zustande der Flüssigkeit in den der Starrheit durch einen Sprung und nicht stufenweise geschieht, wodurch sich eben das Anschießen oder Krystallisiren von der Gerinnung z. B. des Fetts, oder dem allmähligen Starrewerden durch Verflüchtigung z. B. durchs Einkochen unterscheidet; da doch die Wärme

bei einem Körper nicht auf ein Mal, sondern mit langsamen Schritten abnimmt. So erzeugen sich in dem gefrierenden Wasser zuerst gerade Eisstrählchen, die sich in Winkeln von 60 Grad und 120 Grad zusammenfügen, indessen sich andere an jeden Punkt derselben eben so ansetzen und Blättchen oder Flocken bilden, bis alles zu Eis geworden ist, so daß, während dieser Zeit, das Wasser zwischen den Eisstrählchen nicht allmählig zähe wird, sondern so vollkommen flüssig ist, als es bei weit größerer Wärme seyn würde, und doch die völlige Eiskälte hat. — Doch wir sehen diese Wirkungsart täglich in der Natur bei andern Gelegenheiten. Wenn eine gewisse Last 50 Pfund braucht, um aus ihrer Stelle verschoben zu werden, so wird dieselbe bei einem Gewicht von 49 Pfund noch ganz stille liegen, erst wenn man das fünfzigste Pfund hinzufügt, erfolgt die Bewegung. So hat Wasser 0 Grad Temperatur nöthig, um zu frieren, bis 1 Grad über 0 friert es noch nicht, und mit dem 0 Grad friert es; nichts desto weniger würde es ungereimt seyn, wenn man behaupten wollte, daß das Fallen der Wärme bis auf 0 Grad nichts zu dem Frieren beitrüge. — Im Augenblicke des Starrewerdens entwischt der Wärmestoff plötzlich. Man sieht leicht, daß der Abgang des Wärmestoffs, da er bloß zum Flüssigseyn erfodert wurde, das nunmehrige Eis nicht im mindesten kälter zurückläßt, als das kurz vorher in ihm flüssige Wasser. Nach dieser Theorie wird durch das Anschießen dasjenige starre, was vorher wirklich flüssig war, durch das allmählige Erstarren aber nur dasjenige, was bisher schon als starre in andern Flüssigkeiten war, die verflüchtigt werden, oder sich absondern, und das Starre zurücklassen. Einige Chemiker, z. B. Dürande, haben allen Uebergängen der Körper aus dem flüssigen Zustande in den starren den Namen der Krystallisationen beilegen wollen. Bergmann giebt das Anschießen der Metalle als eine Sache an, die keinen Zweifel leide, daß sie auch auf dem trocknen Wege erfolgen könne. In den Oefen bei Löfasen schossen Arsenik- und Rauchgelbkrystallen an in Octädern von 8 dreiseitigen Pyramiden. Bergmann besaß eine Krystallisation in einer Schlacke. Indessen, sagt er, ist es doch nöthig, daß die Materien, welche ordentlich anschießen sollen, in einen flüssigen Zustand, versetzt werden, und es ist daher wahrscheinlich, daß auch jenes Anschießen auf trocknem Wege, durch einen flüssigen Zustand, der vorherging, verursacht wurde. Er führt den Rauch an, als ein Exempel der Krystallisation auf trockenem Wege; allein der Rauch ist eben eine flüssige Materie, er ist eine wahre Solution des Brennstoffs in der reinen Lebensluft (Oxygen). — Durch das Anschießen werden Massen von regelmäßiger Gestalt gebildet, welche Krystalle heißen, und jede Art Materie schießt immer in denselben Gestalten an. Merkwürdig ist es, daß Teträdern, Cuben, Octädern, Dodecädern, Icosädern, oder alle 5 reguläre geometrische Körper unter diesen Krystallen vorkommen. Die meisten äußern Verschiedenheiten scheinen vom Mangel zu entstehen; denn wenn Rücken und Ecken an einem, von vielen ebenen Seiten eingeschlossenen, Körper mehr oder weniger verstümmelt werden, so kann dadurch das Ansehen auf fast unendliche Art verändert werden. Ein dreiseitiges Prisma kann dadurch sechsseitig werden, eine vierseitige Pyramide achtseitig 2c. — Indessen können manche Verschiedenheiten auch einen andern Grund haben. Man sieht nämlich leicht, daß die anziehende Kraft der schon starre gewordenen Theile an den größten Seiten am stärksten seyn müsse. Sind also Theile eines Körpers durch eine dazwischen gekommene Flüssigkeit, z. B. den Wärmestoff, getrennt, und wird ihnen diese Flüssigkeit nach und nach entzogen, so werden sie sich regelmäßig bilden, wofern sie Zeit und Freiheit haben, sich mit den geschicktesten Flächen zu berühren, und es werden daraus Massen von einer beständigen und immer gleichen Gestalt entstehen. Geschieht aber der Uebergang allzuschnell, so vereinigen sie sich ohne Unterschied mit Flächen, welche der Zufall zusammen bringt, und bilden zwar feste Massen, aber ohne regelmäßige Gestalt, weil die Theilchen nicht Zeit genug haben, der anziehenden Kraft zu folgen. — Da man

die Salze geneigter findet, eine krystallische Form anzunehmen, als andere Körper, so glauben einige Naturkundige, alle Anschießungen seyen eine Wirkung von vorhandenen Salzen.

Anschlag. Darunter versteht man die genaue Berechnung dessen, was eine Sache entweder in der Anlage und Ausführung kostet, oder was sie für einen Gewinn bringen kann. So hat man Bauanschläge, Güteranschläge, Pachtanschläge. Die ersten müssen jedem Baue, den man vorzunehmen gedenkt, vorangehen, und begreifen eine genaue Berechnung aller nöthigen Materialien, der Baufuhren und des Arbeitslohns, öfters auch des Grundes und Bodens, worauf der Bau aufgeführet werden soll. — Güteranschläge sind dann nöthig, wenn man ein Landgut oder auch nur eine geringere Besitzung verkaufen oder ankaufen will, um sie nicht unter dem Werth wegzugeben, oder über den Werth zu bezahlen. Es ist aber dabei vorzüglich Rücksicht zu nehmen: 1) auf die Anzahl Hufen oder Aecker der dabei befindlichen Länderei; 2) auf den Ruthengehalt der Aecker u. auf die Größe der Ruthe, womit gemessen wird, oder wie dies in manchen Gegenden geschieht, auf die Zahl der Scheffel, welche das Gut im Sommer- und Winterfelde Aussaat hat; 3) auf den innern Gehalt des Ackerbodens und die ökonomischen Pflanzen, die sich darauf kultiviren lassen; 4) auf die Ackerzahl der Wiesen, ihre Lage und Gewächs, um zu berechnen, wie viel Centner Heu und Grummet, und von welcher Qualität, dieses gebauet werden könne; ob die Wiesen dem Wasserschaden ausgesetzt sind, ob man sie verbessern oder wässern kann u. s. w. 5) Ob das Gut überhaupt eine hohe oder niedrige Lage habe, ob es durch Gebirge gegen rauhe Witterung gedeckt sey, oder ob die Nähe der Gebirge das Klima verschlechtere; ob es nahe oder fern von schiffbaren Strömen oder von großen Städten liege, wo es die gewonnenen Produkte mit mehr oder weniger Mühe absetzen könne u. dgl. m. 6) Wie stark die Viehzucht, hauptsächlich die Schäferei sey, ob die Weide für die Schafe gesund und hinlänglich, ob sie für die Zuchtschäferei oder mehr für Feldschäferei geeignet sey. 7) Ob Waldungen und von welchem Bestande und Größe dabei vorhanden. 8) Ob Mühlen, Fischteiche, Fischwässer, Frohndienste, Erbzinsen in Geld und Getreide, Lehen, Gerichtsbarkeit u. dgl. m. dabei befindlich, und endlich 9) welche Lasten und Abgaben, wie sie Namen haben mögen, das Gut zu tragen habe. 10) Endlich auch, wie viel man jährlich an Reparaturkosten der Gebäude, an Gesinde- und Dienstlohn, an Handwerkslohn aller Art, für Salz, Beleuchtung u. s. w. aufzuwenden haben könne. — Nur wenn man diese Ausgaben mit den Vorzügen eines Gutes richtig zusammengestellt und vergleicht, ist man auch im Stande, eine ziemlich genaue Ansicht von dem eigentlichen Werthe desselben zu erhalten. Man nimmt nämlich alsdann den reinen Ertrag des Gutes für die Interessen des Kapitals, welches man auf den Ankauf desselben verwenden könnte, und multiplicirt nach dem Stande der Interessen zu 4 oder 5 pCt. den reinen Ertrag mit 25 oder 20, so wird man den rechten Werth des Grundstücks oder des Gutes ziemlich genau erforschen. Z. B. ein Gut trüge nach Abzug aller Kosten, alles Aufwands der Bewirthschaftung, wohin auch der mögliche Abgang von Vieh durch Sterben und andere Unfälle nach einem Durchschnitt mit zu rechnen ist, und aller Abgaben 700 Thlr., und die Interessen ständen zu 4 pCt., so würde der wahre Werth desselben 17.500 Thlr. betragen. — Bei Pachtanschlägen werden blos diejenigen Pertinentien eines Gutes in Anschlag gebracht, welche der Pachter zu benutzen hat: als Felder, Wiesen, Gärten, Weinberge, Mühlen, Ziegelhütten und Kalkbrennereien, Brennereien, Brauereien, Stärkefabriken, Viehzucht, Rindvieh-, Schafvieh-, Pferde-, Schweine- und Federviehzucht, bisweilen auch Getreide- und Geld-Erbzinsen u. s. w. Jeder dieser Gegenstände wird für sich einzeln nach einem Mittel-Ertrag von 6 Jahren, und eben so nach Mittelpreisen, in Anschlag gebracht, nachdem man vorher allen Aufwand, welchen die Betreibung der Wirthschaft, sowohl in Naturalien, als Brod-

korn, Saamen, Gerste, Hafer, Bohnen u. s. w., zum Schrooten für das Vieh, als auch in baarem Gelde an Lohn für das Gesinde, für die Taglöhner, für Sattler, Wagner, Schmiede, Thierarzt, Schäfer, Hirten u. dgl. m. erfodert, genau berechnet hat. Um den Mittelpreis der Naturalien herauszubringen, unterrichtet man sich, wie viel 1) z. B. in 6 Jahren alle Jahre an Getreide geerntet, und 2) welches der höchste und niedrigste Preis gewesen sey, den das Getreide in jedem Jahre gehabt habe. Beides summirt man und dividirt es mit 2, so bekömmt man den Mittelpreis jedes Jahres. Dieses, von 6 Jahren zusammen genommen und mit 6 dividirt, giebt den Mittelpreis von 6 Jahren. — Die Wiesen pflegt man gewöhnlich nach Fudern und nach der Qualität des Grases zu schätzen, welches darauf wächst. Wiesen, welche nur saures Pferdeheu liefern, dürfen bei weitem nicht so hoch in Anschlag gebracht werden, als solche, die ein süßes, klee- und blätterreiches Futter für Rindvieh und für Schaafe liefern. Für den Pachter ist es nicht weniger wichtig zu wissen, wie er seine Produkte absetzen könne, ob er sie weit verfahren und viel Zeit mit seinem Spannvieh verlieren und sein Geschirr dabei abnutzen würde, oder ob sie ganz in der Nähe verbraucht werden; auf den Ertrag der Rindviehzucht hat es besonders einen großen Einfluß, wenn das zu bewirthschaftende Gut nicht weit von einer volkreichen Stadt entfernt ist, wohin allenfalls die Milch und die Sahne verkauft werden können. In diesem Falle wird die Rindviehzucht gewiß noch ein Mal so hoch benutzt, als wenn Butter und Käse zum Verkauf gebracht werden. — Gegen die Anschläge der Verpächter werden von dem Pachter gewöhnlich Gegenanschläge gemacht. Sie sind nichts weiter als Kritiken des Anschlags, und enthalten in sich das eigentliche Gebot des Pachtliebhabers auf das ausgestellte Gut.

Anschwängerung heißt bei den Blumen den männlichen Staub in die Pistille (das weibliche Werkzeug der Befruchtung) bringen, um dadurch neue Spielarten der Blumen, und neue Mischungen ihrer Farben hervorzubringen.

Ansieden. Ein in der metallurgischen Chemie gebräuchlicher Ausdruck, der in verschiedener Bedeutung gebraucht wird; so nennt man in der Probierkunst das Zusammenschmelzen des Bleies mit unreinem Silber oder silberhaltigem Erze, um daraus nachher durch Verschlacken das Silber zu scheiden, das Ansieden. In der Münzkunst nennt man es Ansieden, wenn die Silberplatten mit Kochsalz und Weinstein gekocht, und gereiniget werden.

Ansivarier oder Ansibarier, ein deutsches Volk, welches am westlichen Ufer der Weser, gegen Norden bis an den Steinhuder-See, gegen Süden bis an die Quellen der Lippe, also mitten im Fürstenthume Minden, im östlichen Theile der Grafschaft Ravensberg, in der Grafschaft Lippe und einem Theile von Paderborn seine Wohnsitze hatte. Zu Nachbaren hatten sie die Chaucer, und auf der Ostseite trennte sie die Weser von den Cheruskern. Südlich gränzten sie an die Dulgibiner und Angrivarier, und westlich an die Chamaver. Dieses Volk ist durch sein unglückliches Schicksal in der Geschichte merkwürdig. Zuerst wurden sie von den Chaucern aus ihrem Lande vertrieben, worauf sie sich am Rheine niederließen. Aber auch von da verdrängte man sie, und trieb sie ins Ussipetische und Tabantische, ins Kattische und hernach ins Cheruskische. Während dieses Umhertreibens wurde der streitbare Theil der Nation zusammengehauen, und der Rest durch Mangel und Elend aufgerieben, oder unter die Sieger vertheilt. Um die Zeit des Kaisers Nero waren sie gänzlich vertilgt. Einige halten sie, wiewohl ohne Grund, für einerlei mit den Ansivariern, einem Volk, das im fränkischen Bunde sich berühmt machte, und an der Ems wohnte.

Anson (Georg), ein Engländer geboren zu Shukborough in Staffordshire 1697 aus einer alten und adelichen Familie; er widmete sich von Jugend an dem Seedienste. Durch die Gefahren, die er auf seiner ersten Fahrt zu bestehen hatte, lernte er die Kunst, eine Flotte zu commandiren. Seiner Mutter Familie ließ eine Fregatte ausrüsten und machte ihn zum Lieutenant davon; hier hatte er

bald Gelegenheit sein Talent zu zeigen; denn von 2 Corsaren verfolgt, manövrirte er so geschickt, daß er trotz ihrer Ueberlegenheit u. dem schrecklichsten Sturme, den er zugleich zu bestehen hatte, ihnen entkam. Der Hof von London, benachrichtigt von der Tapferkeit dieses jungen Seemannes, machte ihn 1723 zum Capitain eines Kriegsschiffs von 60 Kanonen; sein Muth und seine Unerschrockenheit, von Klugheit geleitet, zeichneten sich hier bei jeder Gelegenheit aus und machte seinen Namen berühmt. Im J. 1739 entspann sich ein Krieg zwischen England und Spanien, u. Anson erhielt Befehl, in die auswärtigen Besitzungen von Spanien den Krieg zu verpflanzen; man gab ihm 6 Schiffe mit 1.400 M. besetzt; beim Auslaufen dieses Geschwaders war die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, daß es ihm nur mit dem äußersten Kräftenaufwand gelang, im Frühling 1740 gegen das Ende der Nachtgleiche das Cap Horn zu umsegeln; von 6 Schiffen waren Anson nur noch 2 nebst einer Chaloupe übrig geblieben, als er auf der Breite des Caps ankam; die übrigen waren entweder durch die Winde zerstreut oder von den Wellen verschlungen. Anson ließ seine beiden Schiffe auf der fruchtbaren, aber unbewohnten Insel Juan Fernandes ausbessern, und nun ließ er die Stadt Paita, einen der reichsten Plätze der Spanier in Südamerika, angreifen: er eroberte sie 1741, ließ sie verbrennen und ging mit unermeßlicher Beute davon; so bald er England in den Besitz von Paita gesetzt, segelte er auf dem Centurio, dem einzigen Schiffe, das noch im Stande war, sich in der See zu halten, nach den Ladronen-Inseln; ehe er hier ankam, hatte schon ein fürchterlicher Scorbut zwei Drittheile seiner Mannschaft weggerafft, und nun durfte er in dieser Gegend wegen der Nachbarschaft der Spanier länger nicht verweilen; er steuerte daher auf Macao los, hier ließ er 1742 sein Schiff ausbessern, und nun begegnete er einem mit 2 Millionen Piaster, mit Cochenille und andern kostbaren Produkten beladenen Schiffe; Anson griff es, trotz dessen Ueberlegenheit an Mannschaft, unerschrocken an, eroberte es, und steuerte zurück nach dem Hafen, den er so eben verlassen hatte. Die Schnelligkeit dieses Streifzuges machte ihn so berühmt, daß er vom Vicekönig von Macao mit Auszeichnung empfangen und von der Beobachtung der Gebräuche entbunden ward, die der Kaiser von China sonst von den Fremden, die in seine Häfen einkehren, verlangt; nur konnten die Chinesen sich nicht genug verwundern, daß Anson nicht auch alle Spanier auf diesem Schiffe habe über die Klinge springen lassen. Nachdem er auf diese Art die Ehre seiner Nation gerächt hatte, segelte er nach einem Seezuge von 3 Jahren längst dem Vorgebirge der guten Hoffnung am 4. Juni 1744 nach England zurück. Hier ließ er unter Pauken- und Trompeten-Schall, begleitet vom freudigsten Zujauchzen des Volkes, 32 Wagen mit Reichthümern jeder Art beladen, im Triumpfe auffahren; seine Beute bestand, ohne die übrigen Produkte, allein in Gold und Silber berechnet, in mehr als 10 Millionen Pf. Sterl., die der Lohn seines Muthes, und der Tapferkeit seiner Soldaten und Matrosen waren, ohne daß der König seinen Antheil davon nahm. Ansons erste Belohnung von Seiten des Staates war der Titel eines Contreadmirals von der blauen Flagge; ein Jahr nachher ward er Contreadmiral von der weißen Flagge. Was seinen Ruhm nach seiner Rückkunft auf den höchsten Gipfel erhob, war die Seeschlacht gegen den tapfern franz. Admiral La Jonquiere, der mit einem Geschwader von 6 Linienschiffen und 4 Kauffarteischiffen aus Ostindien nach Europa zurückkehrte; dieses griff Anson auf der Höhe von Finisterre an; die Franzosen wehrten sich wie Verzweifelte, mußten aber zuletzt die Segel streichen. Dieser Sieg machte unsern Helden zum Admiral. Bald darauf ward seiner Erhöhung die Krone aufgesetzt durch die Stelle des ersten Lords der Admiralität 1758. Ansons Ruhm beruhete nicht blos auf seinen Waffenthaten, auf seiner Unerschrockenheit, Geschicklichkeit, auf seinen Einsichten und seiner Tapferkeit, er war auch ein guter Mensch, und wußte die Menschheit zu schätzen, selbst wo sein Arm sich waffnete, um sie zu vernichten. † 1762.

Ansbach, Anspach, Onolzbach, 28° 15′ 5″ L. 49° 19′ N. B. Hauptstadt des Rezatkreises in Baiern, und zugleich eines Landgerichts und Rentamts, das 1807 mit der Stadt auf $5^3/_4$ □Meilen, 23.729 Einw. enthielt. Sie liegt in einem angenehmen Thale, an der untern Rezat, die hier die Olze oder Holzbach aufnimmt, $22^1/_2$ Meile von München, hat 4 Vorstädte: die Schloßvorstadt mit dem Prinzengarten, die Herriedervorstadt, die Obervorstadt, und die neue Auslage oder Anlage an der Südseite; 1.060 Häuser, mit den nächsten Umgebungen 12.800 Einw., worunter 350 Juden, ein schönes Schloß mit einer Bibliothek von 15.000 Bänden. Sie ist der Sitz eines Generalkreiskommissariats, einer Kreisfinanzdirection, eines Appellationsgerichts, Rentamts, Post-, Forst- und Hallamtes, Stadtgerichts und Polizeicommissariats. Es befinden sich hier eine königl. Studienanstalt (sonst Gymnasium illustre Carolino-Alexandrinum genannt) mit einer reichhaltigen Bibliothek, eine Münzsammlung u. eine Töchterschule. Die Fabriken liefern Faience, Tabak, Bleiweiß, Spielkarten, Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeug, Tuch, Leder, Strümpfe, Leinwand ꝛc. Die Stadt verdankt ihre Anlegung dem Stifte St. Gumbrecht, das ursprünglich ein Benedictinerkloster war, von Gumbrecht, einem Sohne des Herzogs Gosbert I. und Stammvater der Grafen v. Rothenburg um d. J. 750 gestiftet, gegen die Mitte des 11ten Jahrhunderts in ein Chorherrenstift ververwandelt, und 1563 secularisirt wurde. Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg kaufte 1331 diese Stadt von den Grafen v. Oettingen, die sie von denen v. Dornberg geerbt hatten. In der Stadt- oder St. Johanniskirche ist das neue fürstl. Begräbniß. Ansb. ist der Geburtsort der Dichter J. F. v. Cronegk († 1758) u. J. Pet. Uz († 1796) u. des Arztes G. E. Stahl († 1734). Die Stadt war sonst die Hauptstadt des Fürstenthums Ansbach, eines Theils des fürstlichen Burggrafthums Nürnberg, der eigentlich der Theil unterhalb des Gebirgs hieß. Es gränzte gegen Norden an Würzburg, Bamberg, Baireuth und Schwarzenberg, gegen Westen an Hohenlohe und Schwaben, gegen Süden an Pappenheim, Oettingen und Aichstädt, gegen Osten an die Oberpfalz und das nürnbergische Gebiet, und enthielt 1803 auf 78 □Meilen 253.295 Einwohner. Es liefert viel Getreide, Obst, Wein, Hopfen, Pferde, Rindvieh ꝛc., und hat besonders in Schwabach, Dürrwangen, Fürth und Roth blühende Fabriken. Die Markgrafen zu Ansbach, ein Zweig des hohenzollern-brandenburgischen Hauses, stammten in der ältern Linie von dem Churfürsten Albrecht Achilles, und nach deren Erlöschung in der jüngern Linie von dem Churfürsten Johann Georg zu Brandenburg ab, dessen 2 jüngere Söhne, Christian und Joachim Ernst, sich in die burggräflichen Länder in Franken theilten; der letztere erhielt Ansbach. Der letzte Markgraf von Ansbach, Christian Friedrich Carl Alexander, erbte zwar 1769 nach Abgang der Linie zu Baireuth das culmbachische Fürstenthum, legte aber durch die am 2. Dec. 1791 zu Bordeaux ausgefertigte Urkunde die Regierung über die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth nieder, worauf dieselben zu Anfang des folgenden Jahres der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, nach seinem durch neuere Friedensschlüsse bestätigten Rechte, übernahm. Zufolge einer zwischen dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. und dem französischen Kaiser Napoleon getroffenen Uebereinkunft wurde das Land am 24. Mai 1806 an Baiern abgetreten, welches 1808 und 1810 dasselbe größtentheils zur Bildung des Rezatkreises verwandte.

Ansse (de Villoison) Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, so wie des Nationalinstituts, geb. zu Corbeil 1750. Ruhmvoll machte er seine Studien am Kollegium zu Bauvais; immer ward ihm der Preis für das griechische Fach zu Theil, und selten ging ihm einer für die andern wissenschaftlichen Fächer vorbei. Er war von Haus aus wohl bemittelt, und konnte sich daher mit ganzer Seele den Wissenschaften widmen. Schon sein erstes Werk,

daß 1773 in 2 B. in 4° erschien, kündigte eine große Gelehrsamkeit an; es war das Homerische Lexicon des Appollonius nach dem Manuscripte der Bibliothek von St. Germain-des-Prés. Sein Vorbericht und seine Noten zu diesem Werke sind voll gelehrter Bemerkungen, und diese machte er noch interessanter durch Einschaltung mehrerer noch nicht erschienenen Stellen aus berühmten Grammatikern, und unter andern der besten Artikel aus dem Wörterbuche des Philemon. Im nämlichen Jahre las er an der Akademie 2 Abhandlungen vor, die erste war historische Untersuchungen über die Nemeischen Spiele, (acad. des belles-Lettres, tome XXXVIII Hist. p. 29.); die 2te hieß: kritische Untersuchungen über das gemeine Griechische (ebend. Hist. p. 60.) Sein Longus erschien 1778: Longi Pastoralium de Daphnide et Chloe libr. 4., ex recensione et cum animadvers. J.B. G. de Villoison d'Ansse. Zu dieser Zeit ungefähr erhielt Villoison den Auftrag, auf Kosten der Regierung nach Venedig zu reisen, um die Bibliothek von St. Markus zu untersuchen. Hier fand er die kostbaren Handschriften, nach welchen er seine Herausgabe von Homer bearbeitete. Dies ist die schönste Blume in seinem Author-Kranze, u. wird ihm eben so gewiß die Unsterblichkeit zusichern, als Homer selbst unsterblich seyn wird (Homeri Jlias ad veteris Codicis Veneti fidem recensita. Scholia in eam antiquissima ex eodem codice aliisque nunc primum edidit, obeliscis, aliisq. Signis criticis, Ven. 1788 i. F.) Die Scholien, welche Villoison herausgegeben, enthalten Varianten, die er aus den verschiedenen Editionen des Aristarch, Zenodot, des Aristophanes, Philemon, Antimachus u. a. m. genommen hat. Am Rande fast eines jeden Verses befinden sich die verschiedenen Zeichen, deren sich die ersten Kritiker zur Bemerkung unterschobener, dunkler, verdorbener oder merkwürdiger Stellen, der falschen Lesungen des Crates, der Verbesserungen des Aristarch u. des Zenodot und der zweifelhaft versetzten Stellen bedienten. Endlich findet man alles darinnen, was im Homer einer Bemerkung werth ist. Erst seit dieser Herausgabe hat man den Text zu Homers Gedichten recht kennen gelernt. Villoison gab auch zu Venedig 1781 seine zwei Bücher über die Anectoda graeca è Regia parisiensi et è Veneta St. Marci deprompta heraus; das erste enthält historische und mythologische Sammlungen der Kaiserin Eudoxia unter dem Titel Jonia (Violarium); das zweite: verschiedene Auszüge aus Grammatikern, Sophisten und Philosophen, deren Werke in Druck nicht erschienen sind. Bei seiner Zurückkunft aus Italien besuchte er Deutschland, und während seines Aufenthalts zu Weimar verfertigte er seine Epistolae Vinarienses, eine wichtige Sammlung Varianten und Verbesserungen über Nonnus, Homer, Hesiod, Hypparchus u. A. Am weimarschen Hofe, wo man Leute von Verdienst zu schätzen weiß, ward Villoison mit vieler Auszeichnung behandelt. Hier trat er mit Göthe und Wieland in Verbindung, und weihete Letzterm eine seiner Episteln. Im J. 1785 reiste er mit Herrn v. Choiseul-Gouffier nach Griechenland, besuchte während 3 Jahre die Inseln des Archipels, die Bibliotheken der dortigen Klöster, und vervollkommnete sich in der dort noch üblichen griechischen Sprache. Während der stürmischen Revolutionsjahre hielt er sich zu Orleans auf, einzig mit der dortigen Bibliothek beschäftigt, welche viele kostbare Werke enthält, unter andern verschiedene griechis. Ausgaben, deren Ränder mit Noten von der Hand Heinrichs v. Vallois beschrieben sind. Aus diesen sammlete er reiche Auszüge über Lucian, Xenophon, Philostrat u. A. Er eröffnete 1797 einen Kursus über griechische Literatur, worauf die damalige Regierung ihn als Professor derselben bei der Spezialschule ernannte. Im Jahr 1799 erhielt er einen Platz bei dem Nationalinstitut, und im J. 1805 den 26sten April beschloß er sein thätiges Leben, indem er einer heftigen Krankheit unterlag.

Anstand, oder die zweckmäßige, den Umständen vollkommen angemessene Einrichtung unseres Betragens in dem Umgange mit Andern. — Wen das Ge-

fühl seiner Menschenwürde belebt, der wird gewiß auch Sorge tragen, daß Alles, was an ihm offenbar wird, sich gezieme und wohl laute; einem solchen, möchte man sagen, komme der Anstand von selbst; denn unanständig ist jede äußere Handlung, die der Menschenwürde widerstreitet. Beobachtung des Herkömmlichen (Conventionellen) ohne jenes Gefühl ist leerer Schein, eingeübter Mechanismus oder Heuchelei. So könnte es scheinen, als machte Tugendlehre jede Anstandslehre überflüßig. Dem wäre allerdings so, wenn Tugendlehre allein hinreichte, das Gute im Menschen so zu entwickeln, daß es nach allen Seiten und unter allen Umständen gleichmäßig sich wirksam erzeigte; da aber so viele Umstände, deren Aufzählung nicht hieher gehört, jener allseitigen Entwickelung im Wege stehen, und da es überdieß gewisse herkömmliche Weisen giebt, die erlernt werden müssen, so würde eine Anstandslehre, die, anders als Knigge's bekanntes Buch über den Umgang mit Menschen, überall von dem Sittlichen ausginge und allem Scheine den Krieg ankündigte, ein gefühltes Bedürfniß befriedigen. Sie würde zuvörderst zeigen, wie die Ideen des Schönen und des Guten im Menschen sich gegenseitig durchdringen müssen; dann würde sie zeigen den Unterschied zwischen dem wahrhaft schönen in Rede, Geberde, Haltung rc. und dem schönen Schein, der bloß ein äußerlich der Oberfläche Angebildetes, kein innerlich Erzeugtes ist; hierauf würde sie darthun, wie der Anstand sich zuvörderst in dem Verhalten gegen unsere eigne Person, in Kleidung, Körperhaltung, äußerem Betragen, Lebensordnung rc. zu erkennen giebt, und dann zeigen, wie er auch in dem Betragen gegen Andere durch Fehler, wie Blödigkeit, Unbesonnenheit, Zudringlichkeit u. a. verletzt werden könne; zuletzt würde sie die durch das Herkommen geheiligten Formen des Umganges darstellen und würdigen.

Anstiftung des Verraths, perduellio. In der Kriegskunst, oder der Lehre von der Bezwingung eines Volks durch die Gewalt des andern, wird dieser Name, als ein allgemeines Kunstwort, einem gewissen ehrlosen Stratagem (Kriegslist) beigelegt, nemlich der Verführung eines Staatsbürgers des bekriegten Staats, diejenigen Geheimnisse dem Feinde desselben zu offenbaren, deren Bekanntmachung dem bekriegten Staate nachtheilig seyn kann. Dieses Stratagem ist ehrlos, weil es wider die Moralität dessen ist, der es braucht, und die Moralität dessen verderbt, der zum Verräther gebraucht wird. Auch kann man auf die Denkungsart eines Feindes kein Vertrauen setzen, der sich eines solchen Mittels bedient. Wenn aber irgend einmal ein Friede soll abgeschlossen werden können, so darf nicht alles wechselseitige Vertrauen der Kriegführenden zu ihrer gegenseitigen Denkungsart wegfallen. — Stellt man sich vor, daß zwei Staaten mit einander Krieg führen, um ihr Recht gegen einander zu behaupten, so muß der Ausgang jedes Krieges seyn, daß der Ueberwundene des Ueberwinders Foderung für rechtsgültig anerkenne. Daher muß der Ueberwinder zu dem Ueberwundenen das Vertrauen fassen können, dieser werde des Ueberwinders Recht nicht bloß so lange anerkennen, als ihn die Macht des Siegers drückt. Sonst würde ein Ausrottungskrieg statt finden, der aber schlechterdings unerlaubt ist, mithin auch der Gebrauch der Mittel, die dahin führen. Eigentlich würde Anstiftung des Verraths auch Verräther zu Friedenszeiten machen. — Es ist also ein Verbotgesetz des Naturrechts: stifte keinen Verrath an, und dieses Verbotgesetz ist von der strengen Art; denn es gilt ohne Unterschied der Umstände, und dringt sofort auf Abschaffung.

Anta (der), auch Tapir, das Wasserschwein oder amerikanische Flußpferd genannt; er ist das größte Landthier von Südamerika und kommt einem mäßigen Ochsen an Größe gleich. Es macht ein eigenes Geschlecht aus. Die Nase verlängert sich bei dem Männchen so sehr, daß sie eine Art von Rüssel bildet, der aus- und eingezogen werden kann, und hierdurch nähert sich der Anta dem Elephanten, da er in der übrigen Bildung seines Körpers mehr mit dem Schweine überein-

kommt. Das kurze Haar des Leibes ist in der Jugend weißlich, hernach bräunlich grau und bildet am Halse eine Mähne. Bei dem Weibchen ist die Nase zwar auch verlängert, aber kein Rüssel. Dieses Thier bewohnt die einsamen unermeßlichen Wälder von Brasilien, Guiana u. s. w. Es hält sich fern von Menschen, und gern an Strömen auf, bringt den Tag mehrentheils im Dickigt mit Schlafen hin und geht des Nachts theils einzeln, theils Heerdenweise seiner Nahrung nach. Es kann gut schwimmen und untertauchen. Seine Nahrung sind Gräser, Kräuter und Früchte, die das Männchen sehr geschickt mit dem Rüssel aufzunehmen versteht. Wo diese Thiere häufig sind, da machen sie ordentliche Wege durch die Wälder. Begegnet man einer Heerde von Tapiren auf einem solchen Wege, so läuft man Gefahr, erdrückt zu werden, wenn man nicht ausweichen kann; denn sie weichen nicht. Ihr Naturell ist sanft; sie lassen sich leicht zähmen und werden ungemein zutraulich. In Europa halten sie sich nicht. Ihr Fleisch essen die Amerikaner.

Antacaeus (der Hausen), er ist ein Knorpelfisch mit Kiemendeckeln, und gehört mit unter die Störe. Er ist fast in allen Meeren von Europa zu Hause, vorzüglich aber im kaspischen Meere und in der Wolga, und wird oft über 1000 Pfund schwer gefangen; er ist so gefräßig, daß er oft Stücke Holz verschlingt; sein Fang ist in Rußland ein beträchtlicher Nahrungszweig; sein Fleisch und Rogen sind Hauptingredienzien zum Caviar. Dieser Fisch ist vorzüglich wegen des Fischleims oder der Hausenblase merkwürdig, die man besonders aus der Schwimmblase desselben, doch auch aus dem Stör und noch einer andern Gattung dieses Geschlechtes, der Sewruge, die auch den besten Caviar giebt, ja theils auch aus der Schwimmblase des Wels bereitet.

Antae, so hießen bei den Griechen die eckigen Wandpfeiler oder Pilaster, die an der Außenseite der Mauer, welche das eigentliche Tempelgebäude umschloß, angebracht waren, um dem Ganzen mehr Festigkeit zu geben. Gewöhnlich standen zwei Säulen dazwischen, zuweilen auch vier, wie Chandler an einem verfallnen Tempel zu Ephesus bemerkt hat. Vitruv nennt sie auch erismas. Antae hießen auch die Säulen an der Hausthür, die ein wenig aus der Mauer hervorstanden. Die daran befindlichen Zierrathen hießen Antepagmenta.

Antäus, ein ungeheurer Riese, sechszig griechische Ellen lang. Er war des Neptun, oder der Gäa Sohn, und beherrschte Libyen, wohnte in einer Höhle, nährte sich da vom Fleische aufgefangener Löwen, und schlief auf der bloßen Erde, aus der er denn stets neue Kraft erhielt. Seine schöne Tochter versprach er dem, der im Wettlaufe ihr Gewand am ersten erreichen würde. Alexidamus erhielt sie. Dabei zwang er alle Fremde, welche in sein Land kamen, mit ihm zu kämpfen, die er denn auch größtentheils erwürgte. Hierzu foderte er auch den Herkules auf, der auf seiner Reise nach den Rindern des Geryon nach Libyen kam. Beide schickten sich zum Kampfe an, und Herkules fand denselben ungemein mißlich; insonderheit bemerkte er, daß Antäus allezeit neue Stärke bekam, sobald er die Erde berührte. Er hob ihn also von der Erde empor und erdrückte ihn in der freien Luft. Montfauc. Ant. expl. T. I., P. II., T. 130. liefert aus dem Grabmale der Nasonen eine Abbildung dieses Kampfes, der auch auf geschnittenen Steinen bei Wilde gemm. sel. N. 153. angetroffen wird. Doch läßt sich in den Antiken keine Spur der ungeheuern Größe des Antäus finden. Mit der Tingi, der Gemahlin des Antäus, erzeugte Herkules den Syphax, den Erbauer von Tingis. Dies erzählt Plutarch, wo er erwähnt, Sertorius habe das Grab des Antäus eröffnen lassen, und seine Gebeine 60 Ellen lang gefunden. Creuzer hat in der Symbol. I. p. 326—340. zweite Ausg., nachdem er zunächst die Quellen vollständig angegeben, in einem eigenen Abschnitte über Typhon-Antäus und Semi-Herakles ausführlich und mit großer Einsicht über diesen Mythus geredet. Die Elemente des Mythus vom Typhon, wie vom Antäus (welche beide in die genaueste Beziehung gesetzt werden), und zwar auch vom griechischen

Mythus, worin Antäus so lange unüberwindlich erscheint, als er den Boden berührt— sind folgende Sätze: Osiris (Herkules) ist der Nil, Isis das fruchtbare Land Aegypten, Horus dessen segensreiche Erzeugnisse. Antäus heißt bald Neptuns, bald der Erde Sohn. Das sind die Sanddünen von Nordägypten. Sie sind wirklich Erzeugnisse des Meeres und der wüsten Erde. Nun liegt gerade Kâov (Quâov) oder das alte Antäopolis an einem langen und tiefen Schlunde nach der arabischen Gebirgskette hin. Die Sandhaufen der Wüste, von Winden in diesen Schlund getrieben, müssen sich in ihm fest setzen, und ungeheure Wirbel, den Wasserhosen ähnlich, verursachen ein Phänomen, welches in dem Landstriche, der den Nil vom rothen Meere trennt, nicht selten ist. Aber auch auf der libyschen Seite finden sich ähnliche Ursachen und Wirkungen. Man muß nur das linke Ufer vom Josephskanal sehen, um sich von der physischen und lokalen Wahrheit dieser Ideen zu überzeugen. Vielleicht versuchten nun die Aegypter einst, die libyschen Sandberge (diese Bilder des Antäus) abzutragen. Vergebens, der Sand, dem wüsten Erdboden zurückgegeben (der Riese seine Mutter Erde berührend) ward immer wieder von den brennenden Winden der Wüste auf das fruchtbare Nilthal hinüber getragen, und bedeckte es (Antäus erstarkte immer wieder). Wie wollte man des Riesen mächtig werden? Breite Kanäle, an der libyschen Seite gegraben, so breit, daß die Sandwolken nicht herüber fliegen konnten, waren das einzige Mittel. Die Sandhaufen, da sie nicht mehr durch ununterbrochene Dünen verstärkt wurden, fielen durch ihre Schwere in die Kanäle; und so ward der Riese Antäus gleichsam in der Luft erstickt. Dies führt Creuzer an aus Jomard Description des Antiquités d'Antaeopolis in der Descript. de l'Egypte, Livr. III. Tom. II, chap. 12. und fügt nun noch seine Ansichten hinzu, daß dieser ganze Mythus auch noch andere Seiten habe. Der Kampf der Jahresperioden in Aegypten, der Kampf der Könige des Ackerlandes, der Pharaonen, mit den bösen Hyksos, den argen Hirten, den Söhnen der Wüste, wird ebenfalls mit bezeichnet. So möchte Antäus ein natürliches Bild des ägyptischen Gränzlandes sein, in hieroglyphischer Sprache ausgeprägt.

Antalcidas, ein Spartaner, der, als Sparta durch den sogenannten corinthischen Krieg aufs äußerste geschwächt war, als Gesandter an den persischen Statthalter in Sardes geschickt wurde, um mit Persien einen Frieden zu vermitteln. Tiribazus war den Spartanern gewogen, und half den Frieden im Jahr 3597 wirklich abschließen. Die Bedingungen dieses merkwürdigen Friedens waren: 1) daß die griechischen Städte Asiens nebst den Inseln Klazomene und Cypern mit Persien vereinigt bleiben sollten; 2) daß die übrigen griech. Städte wieder frei u. unabhängig seyn sollten, die Inseln Lemnos, Scyros u. Imbros ausgenommen, welche Athen gehörten. Theben und Korinth, die am meisten dabei verloren, weigerten sich, diesen Frieden anzunehmen; sie wurden aber endlich mit Gewalt dazu genöthigt. Sparta ward dadurch mächtiger, weil es des persischen Schutzes versichert war. Dieser Antaleidas war auch der nämliche, der einst bei einem Treffen zwischen dem spartanischen Feldherrn Agesilaus und den Thebanern, das unentschieden blieb, zum Agesilaus, welcher verwundet worden war, sagte: Da siehe die Frucht des Unterrichts, den du den Thebanern ertheilt hast.

Antar, dies ist der Name eines arabischen Romans, dessen Verfasser (aus dem 9ten Jahrh.) Asmai hieß. Jones machte uns zuerst mit diesem merkwürdigen Buche bekannt, worin die Sitten und Lebensweise, die Denk- und Vorstellungsart, die Meinungen und der Aberglauben der alten Araber vor der Zeit des Propheten vollständig und anziehend dargestellt sind. Hamilton hat dieses Buch ins Englische übersetzt. London 1820 4 Fol. Herr von Hammer hat uns eine deutsche Uebersetzung davon versprochen.

Antarktisches Land, so nennt man eine im J. 1820 von einem Wallfischfänger südlich vom Cap Horn unter dem 61° der Breite liegende, gegen 200 englische Meilen lange, Insel. Antarktisch heißt sie, weil sie unter der kalten südlichen (antarktischen) Zone liegt, die der arktischen oder Nordzone entgegen gesetzt ist.

Ante, Anta, Hanta, ein Reich auf der Goldküste in Guinea in Mittelafrika, am Cap der 3 Spitzen, zwischen den Flüssen Ancobra und Succondee, bergig und waldig, mit fruchtbaren Thälern und sehr gesundem Klima, am Fluß Boutri. Es liefert Gold, Reis, rothen Mais, Yamswurzeln, Pataten, Palmen, Ananas, Pomeranzen ꝛc. Die durch Kriege mit Adom sehr verminderten Einwohner stehen unter niederländischem Schutz. Der Hauptort ist Tokokary.

Antecoenium hieß der 1ste Auftrag bei den Hauptmahlzeiten der Alten. Er bestand allemal aus solchen Speisen, die den Appetit reizen konnten, als scharfen piquanten Kräutern (zu Athen besonders aus Sallat), Austern, weichgekochten Eiern, deren man sich besonders in den ältesten Zeiten bediente, aus einem Getränke (Promäthis) von Honig und scharfem Weine u. dgl. Anthenaeus IV, 4. nennt noch als hieher gehörige Speisen, die Oliven mit Sardellenbrühe, Rüben mit Essig und Senf, nebst einer Sauce aus Essig und den eingesalzenen Eingeweiden gewisser Fische zubereitet.

Antenor, ein trojanischer Greis, des Aesyetes und der Kleomestra Sohn. Bei ihm war Ulysses als Gastfreund während seiner Gesandschaft in Troja. Er begleitete den Priamus hinaus aufs Schlachtfeld zu dem Bündnisse, welches geschlossen werden sollte, und schlug nach dem Zweikampf des Hektor und Ajax vor, daß man, um dem Krieg ein Ende zu machen, die Helena mit den geraubten Schätzen wiedergeben solle. Allein Paris setzte sich dagegen. Ueberhaupt hielt es Antenor mit den Griechen. Er ging daher, als die Stadt eingenommen war, mit dem Menelaus und der Helena zu Schiffe, wurde aber mit ihnen nach Libyen verschlagen und hielt sich eine Zeitlang da auf. Zu Cyrene zeigte man wirklich einen Hügel, den man den Hügel der Antenoriden nannte und wobei Inferien gehalten wurden. Die spätern Cyrenenser mochten diese Gewohnheit von den frühern pelasgischen Kolonisten angenommen haben. Die Gemahlin des Antenor war Theano; mit ihr erzeugte er den Koon, Iphidamas, Helikaon, Laodokus, Agenor, Demoleon, Pedäus, Archilochus und Akamas. Seine Söhne waren unter den erstern Vertheidigern von Troja. Mehr weiß Homer nicht, der alten Sagen folgte. Desto weitläuftiger handeln seine Nachfolger diesen Mythus ab. Nach ihnen wurde Antenor schon von Laomedon, und dann wieder vom Priamus, nach Delphi geschickt, um die entführte Hesione zurück zu fordern. Bei diesen Gelegenheiten ward er mit den Griechen bekannt und nahm sich ihrer nachher jederzeit gegen sein Vaterland an. Ulysses kehrte, wie gedacht, bei seiner Gesandschaft bei ihm ein, u. wurde von ihm gegen die Nachstellungen des Paris geschützt. Nachher war Antenor einer der ersten Verräther der Stadt. Er spielte den Griechen das Palladium in die Hände, und gab ihnen sogar von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch, ja er eröffnete selbst das trojanische Pferd. Aus Dankbarkeit sorgten die Griechen dafür, daß ihm bei der Plünderung von Troja kein Nachtheil widerfuhr, und stellten entweder eine Wache vor sein Haus, oder er gab mit einer ausgehängten Pantherhaut ihnen ein Zeichen, wo er wohne. Diese Fabel ist uralt. Strabo XIII, p. 905. schöpfte sie aus des Sophokles Antenoriden, und Polygnotus drückte sie auf seinem berühmten Gemälde zu Delphi aus. Nach der Zerstörung von Troja theilen sich die Erzählungen von Antenor in 3 Klassen. Ein Theil, wie gedacht, läßt ihn mit Menelaus und der Helena nach Libyen abgehen, und daselbst sein Grab finden. Diese Erzählung hatte, so viel wir wissen, den Lysimachus zum Urheber. Eine andere Sage läßt ihn nach dem Untergange der Stadt die zerstreuten Trojaner wieder sammeln und ein Königreich errichten. Eine dritte

Erzählung aber läßt ihn die paphlagonische Nation der Heneten in die Gegend von Padua abführen und daselbst sterben. Strabo ist der Hauptverbreiter dieser Meinung, welche die Römer mit großer Begierde aufnahmen. Der Zeitgenosse des Ovid, Aelius Largus, schrieb ein Heldengedicht unter diesem Namen. Im Jahre 1274 wollte man zu Padua Antenors Leichnam in einem bleiernen Sarge entdeckt haben???

Anteros, das Bild der Gegenliebe, nach des Cicero Vorstellung der Sohn der dritten Venus. Die ganze Fabel von ihm erschufen die neuern griechischen Liebesdichter, und von ihnen nahmen sie die Künstler auf. Dahin gehört die Erzählung, die uns Porphyrius giebt. Eros wollte nicht wachsen und zunehmen; Venus fragte also die Themis um Rath. Diese antwortete, sie solle nur noch einen Sohn zu Gespielen für den Eros zu erhalten suchen. Dies geschah, und Eros ward heiter; dies ist der Sinn: Liebe gedeihet nicht ohne Gegenliebe. Daher setzten die Alten oft dem Eros und Anteros zugleich Altäre. In Athen geschah dies nach des Pausanias Erzählung besonders da, als der spröde Timagoras dem Meletes sich von einem Felsen herabzustürzen empfahl, und bald hernach ein Gleiches that. Vorstellungen alter Künstler über diesen Mythus findet man beim Montfauc. Ant. expl. T. l., P. 1. letzte Tafel. Besondere sind, wenn Liebe und Gegenliebe um den Vorzug ringen, und daher Eros und Anteros sich einen Palmzweig zu entwinden bemühet sind. So recensirt Pausanias ein Gemälde im Gymnasium zu Elis. Eine ähnliche Vorstellung liefert von einem geschnittenen Steine Beger. Thes. I., p. 35. Oder wenn Eros und Anteros einen Schmetterling (die menschliche Seele) zerreißen, und ein dritter Amor auf einem Delphine entflieht, daher der Sinn: die Liebe eines dritten befördert den Untergang von zwei Geliebten. Noch eine andere Vorstellung, ebendas. 821., liefert den einen Amor mit einem Diadem gekrönt, den andern weinend, neben ihnen zwei Hähne, davon der eine die Flügel hangen läßt; ein Bild, das die Liebe des einen der des andern den Vorzug abgewinnt. Böttiger im Oktoberheft der hall. Litt. Zeit. 1803. äußert, „daß die Vorstellung, Anteros sei die personificirte Gegenliebe, nicht antik, sondern durchaus modern genannt werden müsse; den Begriff von Liebe und Gegenliebe drücke die alte Kunst stets durch die Gruppe des Amor und der Psyche aus, und der wahre Anteros räche und bestrafe nur den Eros."

Antestature, (Kriegsk.) ist eine kleine, von Pallisaden, Sandkörben u. dgl. gemachte Verschanzung, welche entweder die Belagerten aufwerfen, um sich, wenn sie schon einen Theil ihrer Werke verloren haben, dahinter noch zu vertheidigen, oder die Belagerer, um von einem schon größtentheils eingenommenen Platze das Uebrige vollends zu gewinnen.

Anthemius, ein berühmter Baumeister, Bildhauer und Mathematiker, zu Tralles in Libyen zur Zeit des Kaisers Justinian im 6ten Jahrh. geboren. Er ist es, der mit Isidor von Miletos die Aufsicht und Leitung über die prachtvolle Sophieen-Kirche zu Constantinopel geführt hat und dadurch die Bewunderung der Nachwelt für immer verdienen wird. Justinian ließ diese Kirche erbauen, und als er sie fertig sah, war er so entzückt von diesem Meisterwerke, daß er ausrief: o Salomon! dich habe ich übertroffen. — Dieses Gebäude hat eine ganz vortheilhafte Lage auf einem kleinen Hügel, von wo man die Stadt auf der Seite des Serails übersieht. Der Grundriß macht ungefähr ein vollkommenes Viereck von 290 Fuß in der Länge, und 260 in der Breite aus. Aus der Mitte dieses Gebäudes steigt die zirkelförmige Kuppel mit 2 kleinern zur Seite, von 108 Fuß im Durchmesser, mit 24 großen Fenstern in der Runde majestätisch hervor und wird von 170 Marmorsäulen getragen. Die Höhe von dieser Kuppel bis auf den Boden beträgt 80 Fuß. Im Hintergrunde dieses Tempels in der großen Nische stand einstens der hohe und einzige Altar; an diesem Orte wird jetzt der Alkoran des Propheten aufbewahrt. Das Gewölbe dieser Kirche besteht aus

Stein; das Innere der Kuppel ist ganz mit Mosaik verziert, und die Mauern sind ganz bemalt. Auffallend ist es, daß die Mahomedaner so viele Christus- und Heiligen-Bilder auf diesen Wänden so lange geduldet; sie haben sich begnügt, blos die Kreuze zu verwischen. Der Fußboden ist aus den schönsten Marmorarten in allerhand Figuren zusammengesetzt. Ehemals befand sich ein Vorhof vor dieser Kirche, oder ein viereckiger mit Hallen eingeschlossener Platz, die aber verschwunden sind; auch sah man hier einst Justinians kolossale Statue. Von hier aus kommt man in eine auf Pilastern ruhende Halle von gleicher Länge mit der Kirche, welche 36 Fuß in der Breite hat. Der Eintritt zur Kirche selbst geht durch neun herrliche Thore von Bronze, welche in weißen Marmorsäulen befestigt sind, und von denen das Mittlere die Aufmerksamkeit vorzüglich fesselt. Der Alabaster, der Porphyr, die Perlenmutter, der Carneol sind sowohl im Innern als im Aeußern dieser Kirche nicht sparsam angebracht. Beim Eintritt in die Kirche ist man entzückt über ihre Größe und über ihre Schönheit. Kaum war diese Kirche vollendet, als durch ein Erdbeben ihr Dom zusammenstürzte, den aber der Kaiser sogleich wieder herstellen ließ. Seitdem die Türken diese Kirche in einer Moschee verwandelt haben, haben sie den 4 Ecken derselben gegenüber 4 einzeln dastehende sehr hohe in so starke Spitzen hinauslaufende Thürme (Minarêts) aufgeführt, daß man sie in einiger Entfernung für aufgepflanzte Segelstangen halten sollte. Die Türken, aus Furcht die Todten in ihrer Ruhe zu stören, haben keine Glocken; sie besteigen daher zu gewissen Stunden diese Thürme, um das Volk durch ihr Geschrei zum Gebete einzuladen. In der Folge diente die Sophieen-Kirche dem Baue aller übrigen Moscheen zum Muster.

Anthere, (der Staubbeutel, das Staubkölbchen,) die männlichen Geschlechtstheile in den Befruchtungswerkzeugen der Blumen, welche den Blumenstaub enthalten, und auf den Staubfäden sitzen.

Anthologie (griechische) heißt so viel als Blumenlese oder Sammlung kleiner, meistens epigrammatischer Gedichte aus verschiedenen Verfassern. Was wir hievon aus dem Alterthume noch besitzen, ist eine von Konstantinus Kephalas aus dem 10ten Jahrh. nach Chr. und noch eine andere von Maximus Planudes aus dem 14. Jahrhundert. Jakobs hat uns die neueste und vollständigste Ausgabe nebst einem Kommentar darüber geliefert, in seiner Anthologia graeca ex recens. Brunkii Lpz. 1794. Hier findet man eine Sammlung lieblicher Gemälde, in denen sich eine Fülle poetischen Lebens zart und heiter bewegt. Noch hat uns Matthisson mit einer lyrischen und Vetterlein mit einer deutschen Anthologie beschenkt.

Anthropologie, die Lehre vom Menschen, sofern derselbe als vernünftig-sinnliches Wesen ein Gegenstand der Erfahrung ist. Es darf nicht erst erinnert werden, wie viel dem gebildeten Menschen daran liegen müsse, sich selbst von Seiten seines äußern und innern Organismus näher kennen zu lernen. — Schon der gemeine Sprachgebrauch unterscheidet richtig zwischen Seele und Leib. In sofern nun die Anthropologie das Gemüth oder die Seele, d. h. das unsichtbare Wesen, das in uns denkt, fühlt und will, zum Gegenstande ihrer Untersuchung macht, heißt sie empirische Psychologie; Somatologie aber, wenn sie den Körper, als ein organisches Ganze, nach seinen Bestandtheilen und Kräften betrachtet. Die empirische Psychologie, welche es mit der Seele nur in so weit zu thun hat, als dieselbe ein Gegenstand der innern Wahrnehmung ist, untersucht demnach, von Erfahrung geleitet, die verschiedenen Gemüthskräfte nach der Art und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit, ohne sich auf das eigentliche Wesen der Seele und die von den Denkern älterer und neuerer Zeit darüber aufgestellten Ansichten einzulassen. Diese letztere Untersuchung überläßt sie der metaphysischen Seelenlehre, die einen Theil der philosophischen Wissenschaften ausmacht. Die Somatologie sieht in dem Körper eine thierische Maschine, deren Functionen sie nachweiset und sowohl nach mechanischen, als nach animalischen Gesetzen

erläutert, indem sie theils die Organe des Bewegens und Empfindens untersucht, theils die Gesetze erläutert, nach denen sie wirken, theils von den zur Erhaltung des thierischen Lebens bestimmten Werkzeugen Rechenschaft giebt. Als Theil der medicinischen Wissenschaft heißt die letztere auch Physiologie.

Anthropomantie, mit diesem Namen belegt man eine besonders unter den römischen Kaisern Heliogabal und Julian übliche Grausamkeit, wo man lebenden Menschen den Bauch aufschlitzte, um aus ihren Eingeweiden und deren Würmern zu weissagen.

Anthropophagen (Menschenfresser). Was uns auch die Reisebeschreibungen von diesen wilden Völkern erzählen, so ist und bleibt es doch immer noch zweifelhaft, ob diese naturwidrige Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, bei diesen Völkern durch den Hunger veranlaßt wurde, oder ob sie gar auf religiösen Vorurtheilen, wie dieses wohl bei den Mexicanern der Fall war, beruhe, oder ob diese Gewohnheit wohl gar natürlicher Instinct bei ihnen war, so viel ist wenigstens gewiß, daß bei denjenigen, die uns die Geschichte in Europa als Menschenfresser aufgezeichnet hat, diese erschreckliche Lust eher einer wahren Krankheit zuzuschreiben sei, als daß diese Menschen als eigentliche Anthropophagen konnten angesehen werden. Dieses wird um so wahrscheinlicher, wenn man betrachtet, was schon der gelehrte Bontius darüber sagte, wo er in seiner Geschichte von Schottland ein Beispiel anführt, daß ein Räuber, sein Weib und Kinder, die von dieser Krankheit angesteckt waren, den Scheiterhaufen besteigen mußten, weil sie mehrere Menschen an sich gelockt und gefressen hatten. Von dieser Familie ward nur ein ganz junges Mädchen verschont, aber kaum hatte dieses sein zwölftes Jahr zurückgelegt, als es des nämlichen aufs Neue begangenen Verbrechens wegen eingezogen und hingerichtet wurde.

Antibes, Stadt und Hauptort eines Canton im französischen Departement Var, Bezirks Grasse, mit 500 Häusern, 5.270 Einwohnern, einer starken Citadelle, einem guten, doch nur für mittelmäßige Schiffe brauchbaren Hafen, einem Handelsgericht, einer Schiffahrtsschule und Handel mit Sardellen, Thunfischen und der hier verfertigten Töpferarbeit. In dieser alten Stadt sieht man sehr viele römische Alterthümer.

Antichrist, in der Sprache des N. Testam. jeder, der der Verbreitung des Messiasreichs entgegen wirkt; dann ein solcher, der sich fälschlich für den Messias ausgiebt. — Das Streben einer finstern Theologie, jede in den heil. Schriften vorkommende allgemeine Hindeutung auf die Zukunft zu individualisiren, überall eine bestimmte Beziehung auf irgend eine spätere Person oder Begebenheit zu suchen, veranlaßte auch in Hinsicht des Antichrists die seltsamsten Meinungen, indem man die Eigenschaften desselben, wie sie sich einzeln in den Schriften des Alt. und N. Testam. vorfinden sollten, zusammenstellte und dieselben bald auf einen Irrlehrer der Kirche, bald auf einen angefeindeten Religionsverbesserer, bald auf ein kirchliches, bald auf ein weltliches Oberhaupt, immer aber auf ein bestimmtes Individuum anwendete.

Antigone, des Oedipus und der Jokasta Tochter. Sie folgte ihrem unglücklichen Vater ins Elend nach, als er die mit seiner eigenen Mutter getriebene Blutschande erkannte, sich selbst die Augen ausstach, und aus Theben vertrieben wurde. Sie begab sich mit ihm nach der Gegend Kolonis in Attika und diente ihm in seiner Blindheit zur Führerin. Nach ihres Vaters Tode kam sie wieder nach Theben zurück, und hier verliebte sich Hämon, Kreons Sohn, in sie. Bald darauf erfolgte der unglückliche Feldzug der sieben Helden gegen Theben. Als sich hier ihre beiden Brüder, Eteokles und Polynices, im Zweikampfe umbrachten, bemächtigte sich Kreon der Krone, und verbot bei Lebensstrafe, keinen der umgekommenen Argiver zu begraben. Die Schwesterliebe aber wirkte in Antigonen so stark, daß sie den umgebrachten Polynices nebst seiner Gemahlin Argia, trotz des königlichen Verbots, beerdigte, oder ihn zugleich mit dem Eteo-

kles verbrannte. Dafür erkannte ihr der Tyrann zu, daß sie lebendig begraben werden sollte, und dieses Urtheil ward auch an ihr vollzogen; worauf sich Hämon bei ihrem Grabe selbst erstach. Nach Hygin. f. 72. trug Kreon seinem Sohne Hämon auf, die Antigone zu ermorden. Dieser aber verbarg sie heimlich bei einem Hirten, und erzeugte daselbst einen Sohn mit ihr. Da aber nachher dieser Sohn sich bei den Spielen zu Theben einfand, ward er an einem seiner Familie erblichen Zeichen erkannt, und damit die Erhaltung seiner Mutter verrathen. Unerachtet nun Herkules selbst bei dem Kreon für sie bat, wurde doch Hämon gezwungen, sich und die Antigone umzubringen. Die Tragiker Aeschylus, Sophocles u. Euripides bearbeiteten diesen Gegenstand nach verschiedenen Rücksichten und Quellen. Des Euripides Antigone ist nicht mehr vorhanden.

Antigonus, ein edler Macedonier aus dem Geschlecht der Temeniden, Sohn des Philippus, war einer der ersten Generale des Königs Philipps, und nachher auch Alexanders. Dieser übertrug ihm die Statthalterschaft über Lydien, und er behauptete sie nicht nur mit seiner wenigen Mannschaft gegen die Perser, sondern eroberte auch Lycaonien dazu. Nach Alexanders Tode wurde er Gouverneur über Lycien, Pamphilien und Groß-Phrygien. Als Antipater, der Vormund des Königs Aridäus, Alexanders Nachfolger, eine Veränderung in der Abtheilung der Satrapieen machte, bekam Antigonus Asien, wo er bald, nachdem er den Eumenes geschlagen hatte, sich als unabhängig betrug, und die übrigen Provinzen des macedonischen Reichs in Asien auch für sich zu erobern suchte. Insbesondere wandte er seine Waffen gegen Eumenes, den er auch durch Verrätherei der alten macedonisch. Argyraspiden nebst dem Antigones bei Babylon gefangen bekam, u. hinrichten ließ. Hierauf gerieth er mit Ptolemäus Lagus, Lysimachus und Kassander in Krieg, der von ihm bald mit Glück, bald mit Unglück geführt wurde. Nach einer großen Niederlage, die Antigonus in Arabien erlitt, kam es endlich zum Frieden, durch welchen er ganz Kleinasien behielt. Das Jahr darauf brach aber der Krieg von Neuem aus. Im Jahr 3678 nahm er den königlichen Titel an, nachdem sein Sohn Demetrius den Ptolemäus zur See geschlagen hatte. In demselben Jahre zerstörte der Sturm seine Flotte, mit welcher er Aegypten angreifen wollte. Im Jahr 3682 verbanden sich Kassander, Ptolemäus und Seleucus aufs neue gegen ihn, und das Jahr darauf kam es zu einer Hauptschlacht. Sein Sohn Demetrius siegte zwar, wurde aber, als er den Feind zu weit verfolgte, abgeschnitten, und Antigonus im 80sten Jahre mit dem übrigen Theile der Armee niedergemacht. Als einstens einer seiner Hofleute seine Verwunderung ihm bezeugte, daß sich sein Karakter in seinem hohen Alter sehr gemildert habe, gab er zur Antwort, „ich gedenke durch Sanftmuth zu erhalten, was ich durch Gewalt erobert habe." Oefters pflegte er zu sagen, „das Königthum ist eine ehrenvolle Sklaverei; wüßte man, wie schwer eine Krone sey, man würde sich fürchten, sie zu tragen." Durch seinen Geiz hatte er seine übrigens herrlichen Eigenschaften sehr verdunkelt, ihm war fast jedes Mittel gut, um Geld zu erhalten; und als man ihm bemerkte, daß Alexander sich ganz anders benommen habe, erwiederte er. „Alexander mähete, ich aber lese nur die Aehren auf." Ein cynischer Philosoph bat ihn einst um ein Drachma, „das ist nicht genug für einen Fürsten erwiederte er" — so gieb mir denn ein Talent, versetzte jener. — Das ist zu viel, erwiederte Antigonus, für einen Cyniker.

Antigua, Antigoa, Antego, eine englische Insel in Westindien, zu den kleinen Antillen gehörig, 315° 45′ L. 17° 4′ 30″ N. B. Sie hatte auf 4½ □M. im J. 1811 20.000 Weiße und 30.563 Negersklaven, worunter 5.500 von den Herrnhutern Bekehrte sich befanden. Im Süden bilden die Shekerleysberge eine reizende, bis an die Gipfel bewachsene Bergkette. Der Monkshill ist die höchste Spitze. Der übrige Theil ist eben. Die brennend heiße Luft wird nur durch die Ostwinde gemildert; den Mangel des Wassers er=

setzen die häufigen Regen und der starke Thau. Auf den 34.000 angebauten Acres gewinnt man: Zucker (wovon jährlich 284.529 Ct. ausgeführt werden), Baumwolle, Indigo, Ingwer, Tabak, Südfrüchte, Ananas rc. Man hat Tamarinden-, Kohl-, Calebassen- und Manzinellbäume, Yams, Maniok, Arumwurzeln, Rind- und Federvieh, Ziegen, Schweine, viel Wildpret, Fische und Schildkröten, besonders die Riesenschildkröte rc. Der Zugang ist hier gefährlich, weil die Insel ringsum mit Felsen umgeben ist. Sie hat verschiedene gute Hafen, wovon der beste St. Johns am Ausfluß des Stroms St. John liegt, und vom Fort St. James vertheidigt wird. Christoph Columbus entdeckte diese Insel 1493; zuerst ward sie 1636 von Engländern besetzt; aber erst 1666 gab König Karl II. dem Lord Willoughby die Bewilligung, hier eine Kolonie anzulegen. Sie ist der gewöhnliche Lagerplatz der englischen Flotten, die hier sichere Lage und Schiffsbedürfnisse aller Art finden. Die Insel wird in 5 Kirchspiele getheilt, ist der Sitz des Gouverneurs der Leewardinseln, hat einen Rath und eine Assembly. Die Hauptstadt ist St. Johnstown.

Antiken. Siehe Alterthümer.

Antilochus, der Sohn Nestors und der Eurydice, folgte seinem Vater mit vor Troja, und machte sich hier durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit im Laufen berühmt. Von ihm wurde der erste Trojaner, nämlich der Echepolus erlegt. Außerdem tödtete er den Mydon, und erbeutete seine Wägen und Rosse; auch erlegte er den Ablerus, den Thon und andere. Er kämpfte bei dem Leichnam des Alcathous, wurde von Neptun gegen den Pfeil des Adamas geschützt, überbrachte dem Achill die Nachricht von Patroklus Tode, und trug ihm die vom Agamemnon gelobten Geschenke in die Volksversammlung. Als geschickter Wagenregierer und Liebling Jupiters hatte er bei den Leichenspielen des Patroklus den ersten Platz, und erhielt den zweiten Preis, nämlich eine sechsjährige von einem Maulesel belegte Stute. Admetus und Menelaus machten ihm denselben streitig; er wollte auch letztern die Stute abtreten, erhielt sie aber mit dem Lobe wieder zurück, daß er ein weiser und tapfrer Jüngling sey. Im Wettlaufe mit Ulysses und Ajax Oileus wurde er überwunden, und erhielt dennoch von seinem Busenfreunde Achilles ein halb Talent Gold mehr zum Geschenk, als der Preis war. Als er seinen Vater mit Gefahr seines Lebens vom Tode gerettet hatte, gab man ihm den Beinamen Philopator. Sein Vater war durch ein Orakel gewarnt worden, er sollte seinen Sohn vor den Aethiopern in Acht nehmen. Er gab ihm also den Chalcon zum Aufseher zu, der ihn beständig daran erinnern mußte. Allein Antilochus entging seinem Schicksale nicht, indem er vor Troja von Memnon, dem Sohne der Aurora, getödtet wurde. Ulysses sah ihn in der Unterwelt in Gesellschaft des Achilles und Patroklus.

Antillen, Zuckerinseln, eine große Inselgruppe bei Amerika, zwischen der Südspitze von Ostflorida in Nordamerika und der Mündung des Orinoko in Südamerika, 40—69° W. L. 10—23° N. B. Die meisten dieser Inseln haben hohe Gebirge u. zum Theil schiffbare Flüsse, in denen man Goldsand findet. Sie liegen in der heißen Zone, und haben vorzüglich in der Ebene ein feuchtes, ungesundes Klima; nur an den Küsten kühlen häufige Seewinde die Hitze ab. Die Inseln leiden sehr von Orkanen, die von Nordwesten aus dem Innern des mexicanischen Meerbusens kommen, Gebäude und Menschen zu Boden reißen, und auch das Meer über die niedrigen Theile der Inseln schleudern. Auch Erdbeben sind hier nicht selten. Die Hauptprodukte sind: Kaffee, Zucker, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kakao, Ingwer, Mais, Limonien Citronen, Pomeranzen, Kokosnüsse, Bataten, Plantanen, Maniok, Roucou, Aloe, Sassafras, Sassaparille, Cassia, Quassia, Reis, Wälder von Kohl-, Manzinell-, Eisen-, Gummi-, Pimento-, Mahagoni-, Calebassen-, Sandel-, Terpentin-, Copaiv-, Brot-, Tamarinden-, Guajak-, Pisang- oder Paradiesfeigen-, wilden Zimmetbäumen rc.; Rindvieh, Pferde, Schaafe, Ziegen, Schweine, Waschbären, Moschusschweine

oder Tajassu, Schildkröten, namentlich Riesen- und Karratschildkröten, Leguan, Wander- oder Landkrabben, Papageien, Kolibri, Flamingo, Schwalben, Enten, Haifische, Fische, Schalthiere, Scorpionen, Termiten, Muskitos, leuchtende Springkäfer (Elater noctilucus); sonst auch häufig Gold, Silber und Kupfer, jetzt besonders Kalkstein, Salz, Schwefel und Steinöl. Die Ureinwohner, Caraiben, sind fast ganz durch die Europäer ausgerottet. Die jetzigen sind Weiße (Europäer, wozu auch die Kreolen, Mulatten und Mestizen gehören) und Neger größtentheils; überhaupt machen sie eine Anzahl von 1,460.000 Seelen aus, worunter 260.000 Europäer und freie farbige Leute, 1,200.000 Neger, auch Juden, sich befinden. Die Besitzer der Inseln sind Spanier, Engländer, Franzosen, Dänen, Niederländer, Schweden und Neger. Die Europäer und ihre Nachkommen haben ihre Muttersprache beigehalten. Neben ihr hat sich aber das Creolische gebildet, ein unförmliches Gemisch aus mehrern europäischen Inseln, das auf den verschiedenen Inseln verschieden ist. Die Religion der Weißen ist die des Mutterlandes; die Neger sind größtentheils Fetischanbeter, doch sind über 40.000 darunter von den Herrnhutern zum Christenthum bekehrt worden. Einige Hauptorte haben höhere und niedere Lehranstalten in europäischen Formen, aber mit beschränkteren Planen und Hülfsmitteln, als im gebildetern Europa. Man unterhält auch Buchdruckereien. Die Hauptbeschäftigung der Neger ist Plantagenbau und Handwerksarbeit. Auch die zahlreichen Zuckermühlen, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien, Kaffeereinigungsmühlen ꝛc. sind wichtige Quellen beträchtlicher Reichthümer. Aber die meisten Fabrikwaaren müssen aus Europa eingeführt werden. Die Handelsgeschäfte sind hier wichtig. Der Werth aller Waaren, die Europa aus Westindien erhielt, betrug vor 1790 an 110 Millionen Thaler, namentlich aus den englischen Besitzungen über 37, den französischen 46½, den spanischen 5 den dänischen 1½, den niederländischen 8½ Mill. Thlr. Ausgeführt werden: Zucker (über 7 Mill. Ct., an Werth 200 Mill. Franken), Sirup, Rum, Baumwolle, Kaffee (930.000 Pf.), Kakao, Ingwer, Piment (Jamaikapfeffer), Indigo, Roucou, Aloe, Mahagoni- u. a. Holz, Sassafras, Sassaparille, Guajak, Tabak, rohe Häute. Eingeführt werden: Fabrikwaaren, Wein, Mehl, sonst auch Sclaven ꝛc. Die Engländer, Franzosen und Niederländer allein beschäftigten 1783 bei diesem Handel 2.700 Fahrzeuge mit 40.000 Matrosen. Die Einfuhr aus Westindien nach Großbritanien betrug 1816. 7,423.617 und die Ausfuhr von Großbritanien nach Westindien 4.559.665 Pf. St. — Man theilt die ganze Inselgruppe in 1) die großen Antillen: Cuba, Jamaica, St. Domingo, Portorico; 2) die kleinen Antillen (Caraiben), und zwar: a) die Inseln über dem Winde (Barlovento, die den hier herrschenden Ostwind zuerst erhalten): die Jungferninseln, St. Martinsgruppe, Saba, St. Eustaz, St. Christoph, Antigua, Gouadeloupe, Dominica, Martinique, St. Lucie, St. Vincent, St. Barthelemy, Grenada und die Grenadillen, Barbados, Marie galante; b) die Inseln unter dem Winde (Sottovento): Tabago, Trinidad, Curassao, la Marguarita, Tortuga ꝛc.; 3) die Bahama- oder lucayischen Inseln.

Antimachus, ein griechischer Dichter, im 5ten Jahrhundert vor Christi Geburt, aus Kolophon gebürtig, machte sich besonders durch sein Gedicht Thebais berühmt. Die schöne Chryseis liebte er aufs heftigste, und folgte ihr nach Lydien, ihrem Vaterlande, wo sie in seinen Armen starb. Als er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, suchte er seinen Schmerz durch eine Elegie, die Lydierin, zu lindern. Von seiner Thebais sagt Quinctilian, daß die Anordnung des Gedichts nicht die glücklichste sey, auch findet man öfters fast buchstäblich abgeschriebene Verse aus Homer darin. Ferner tadelt man in demselben, Schwulst, mühsame Anstrengung, Trockenheit des Styls, Mangel an Anmuth und Gefühl. Auch in seiner Lydierin zeigte er keine wahre Empfindung; sein Schmerz, den er ausdrücken will, ist prunkvoll und statt der einfachen,

das Herz so rührenden Darstellung desselben, stellt er Vergleichungen zwischen sich und den Leiden der griechischen Helden der Vorzeit an. Dessen ungeachtet, gehört er doch nicht zu den schlechtesten Dichtern.

Antinous, Sohn des Eupithes, einer von den Liebhabern der Penelope. Als Telemach sich öffentlich über die Freier beklagte, antwortete er ihm, daß er nur seiner Mutter befehlen möchte, zu heirathen, so würden sie sogleich sein Haus verlassen. Telemach reiste darauf nach Pylus. Darüber gerieth er mit den übrigen Freiern in Furcht, er möchte Uebels im Sinne haben, und um diesem zuvorzukommen, rüstete er sich, und legte sich mit einem Schiffe bei der Insel Asteris, zwischen Ithaka und Samos, in Hinterhalt, in der Absicht, den Telemach zu tödten. Des Tages lauerte er auf den Anhöhen, und des Nachts kreuzte er auf dem Meere herum. Da sein Plan dennoch mißlang, so schlug er vor, den Telemach auf dem Wege von Eumäus nach der Stadt zu ermorden, ehe er sich an das Volk wenden könnte, seine Güter zu theilen, und der Penelope ihr Eingebrachtes zurückzugeben. Wegen dieser seiner Undankbarkeit (denn Ulysses hatte seinem Vater das Leben gerettet), machte Penelope ihm die bittersten Vorwürfe. Den Ulysses, der in Gestalt eines Bettlers erschien, mißhandelte er am meisten unter den übrigen, und warf selbst den Schemel nach ihm; auch veranlaßte er den Kampf zwischen ihm und dem Irus und den übrigen Freiern. Ulysses richtete seinen Pfeil zuerst auf ihn, und schoß ihn durch die Gurgel, als er eben trinken wollte. Antinous Plan war mehr, Ithakas Herrschaft, als Penelopens Hand zu erlangen, weswegen er auch den Telemach gern aus dem Wege räumen wollte.

Antinous, ein sehr schöner Jüngling und Liebling Kaiser Adrians. Er ertrank bei einer Schiffahrt auf den Nil in Aegypten, entweder durch Zufall, oder mit Vorsatz, weil der abergläubische Kaiser dadurch sein Leben zu verlängern hoffte, wenn er den unterirdischen Göttern ein menschliches Opfer brächte, wozu sich aber Niemand bewegen lassen wollte. Sein Tod schmerzte den Kaiser außerordentlich. Er beredete die Griechen, ihn unter die Götter zu versetzen, bauete ihm selbst zu Mantinea, in Mittelägypten, einen prächtigen Tempel, und in kurzem wurde das ganze römische Reich mit seinen Tempeln und Bildsäulen angefüllt. Kein Wunder, wenn von nun an die Kunst dessen Bildniß auf alle Weise verschönert darstellte. Mehrere derselben, die auf unsre Zeiten gekommen sind, gehören zu den schönsten Werken des Alterthums: darunter sind die Statue des Antinous von Belvedere im Vatikan, sie wurde in den Bädern des Hadrian gefunden; ferner noch eine ähnliche zu Rom auf dem Campidoglio, man fand sie zu Tivoli in Hadrians Villa. Gleichwohl wollen verschiedene Archäologen in diesen Statuen eher die karacteristischen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter erkennen. Der gelehrte Winkelmann sagt von diesen Bildern: „das Gesicht des Antinous hat etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß, mit einem schönen Contour; sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist der Ausdruck wahrhafter Schönheit.“

Antiochia, am Orontes, bei Strabo und Plinius auch Epidaphnes genannt, weil in ihrer Nähe sich der Wald Daphne befand, drei geographische Meilen vom Meere. Sie war eine der ersten und berühmtesten Städte Asiens, und ein Sitz der Wissenschaften. Seleucus Nicanor erbauete oder verschönerte sie, u. nannte sie, entweder seinem Vater oder seinem Sohne zu Ehren, Antiochia. Sie war die Residenz der seleucidischen syrischen Könige, nachher der römischen Statthalter in Syrien, und zuletzt der Sitz des Patriarchen von Asien. Die Stadt selbst war in vier Quartiere getheilt, deren jedes seine besondere Mauer hatte, daher sie auch Tetrapolis hieß. Zu Kaiser Justinians Zeiten führte sie den Namin Theopolis. Ihr Flor sank, da sie durch Erdbeben und Belagerungen öfters litt, und endlich verlor sie sich in dem kleinen Städtchen Antagia,

wie sie jetzt heißt, das nur noch durch mehrere Trümmer von Wasserleitungen und Kastellen, die vom alten Antiochien übrig sind, merkwürdig ist.

Antiochinischer Krieg heißt der berühmte Krieg zwischen Antiochus dem Großen und den Römern. Die Ursachen desselben waren die beiderseitige Eifersucht, die Anschläge Annibals, der zum Antiochus geflohen war, und die Bedrückungen, welche Nabis und die Aetolier von den Römern zu erdulden hatten, so daß sie den Antiochus um Hülfe ansprechen mußten. Antiochus wünschte den Ausbruch des Krieges noch zu verzögern, um sich desto besser in Bereitschaft zu setzen, und Karthago zum Bündnisse zu bereden; deswegen unterhandelte er immer noch mit den Römern. Auf einmal aber erfuhren diese den ganzen Plan durch Verrätherei, und fingen nun den Krieg ohne weitere Zögerung von selbst an. Annibals Plan war, Rom in Italien und Griechenland zugleich anzugreifen; aber Antiochus befolgte ihn nicht, zu seinem eignen Unglück. Er schickte blos eine Armee nach Griechenland, und auch hier war er äußerst unthätig. Zuerst wurde er bei Thermopylä geschlagen, und darauf zweimal zur See bei Phocäa und Myonnesus. Die Niederlagen benahmen ihm den Muth so sehr, daß er den Römern nicht einmal den Uebergang in Kleinasien streitig machte, und ihnen sogar den Frieden anbot, welchen sie aber nur unter der Bedingung einer gänzlichen Unterwerfung annehmen wollten. Die Römer landeten nun wirklich in Asien, und erfochten den berühmten Sieg bei Magnesia, der die syrische Armee gänzlich zerstreuete. Nun machten die Römer endlich unter folgenden Bedingungen Friede. Antiochus sollte alle Ansprüche auf Europa aufgeben, den Römern seine Besitzungen vor dem Taurus-Gebirge überlassen, sogleich 500 euböische Talente, 2.500 nach geschlossenem Frieden, und 1.200 in 12 Jahren bezahlen, und alle Ueberläufer, vornämlich den Annibal, ausliefern. Eumenes, König von Pergamus, und die Rhodier hatten den Römern wichtige Dienste geleistet: dafür erhielt ersterer alle Eroberungen in Asien (Lycien, Karien und die jonischen Städte ausgenommen), und letztere wurden für frei erklärt, und bekamen Lycien und Karien.

Antiochus Epiphanes (d. i. illustris), zweiter Sohn Antiochus' des Großen, lebte zu Rom als Geißel, und folgte dann im Jahr 3803 seinem Bruder Seleucus Philopator. Er war derselbe, welcher, wie in der Geschichte der Mackabäer erzählt wird, die Juden in Palästina unter allen syrischen Königen am meisten tyrannisirte. Im Jahr 3810 griff er den ägyptischen König Ptolemäus Epiphanes an, drang in Aegypten ein, und belagerte Alexandrien. Die Stadt hielt sich indessen gut, und da Ptolemäus seine Zuflucht zu den Römern genommen hatte, so schickten diese Gesandte an den Antiochus, um ihn zum Frieden zu bewegen. Als er noch lange zögerte, den Wünschen der Römer Genüge zu leisten: so trat einer der Gesandten, Popilius, vor ihn hin, beschrieb mit einem Stäbchen einen Kreis um ihn, und sagte mit einem imponirenden Tone: ehe du aus diesem Kreise heraustrittst, entschließe dich, ob du Aegypten verlassen, oder die Römer zu deinen Feinden haben willst? Antiochus wurde bestürzt, entschloß sich zum erstern, und verließ Aegypten. Er ging nun nach Elymais, um den Tempel der Diana zu berauben; allein die Einwohner trieben ihn zurück, worauf er endlich zu Babylon aus Unmuth an einer häßlichen Krankheit starb.

Antiochus Eupator, der Sohn des Antiochus Epiphanes; er wurde, während sein Vater gegen Armenien und Persien zog, von dem Statthalter Syriens erzogen, und kam nach des Vaters Tode unter der Vormundschaft des Lysias auf den Thron. Epiphanes hatte eigentlich seinem Günstlinge Philipp die Vormundschaft aufgetragen. Dieser aber fand sich zu schwach, sich dem Lysias zu widersetzen, und floh nach Aegypten, um dort Hülfe zu suchen. Von Rom aus drohete dem Eupator auch ein furchtbarer Nebenbuhler seines Reichs. Hier lebte nemlich Demetrius, des Seleucus Philopator Sohn, als Geißel, der als Sohn

des ältesten Bruders ein Recht auf die Krone hatte. Dieser hielt bei dem Senat um die Rückkehr nach Syrien an. Allein der Senat schlug sich auf die Seite des Eupator, und beschloß, ihn zum Mündel der Republik zu erklären, und zur Verwaltung seiner Länder Vormünder abzuschicken, wobei die Absicht der Römer war, die syrische Macht ganz zu Grunde zu richten; deswegen gaben sie auch den Gesandten die gemessensten Befehle. Während dieser Zeit setzte Lysias den schon von Epiphanes gegen die Juden angefangenen Krieg eifrig, obgleich unglücklich, fort. Er mußte aber bald einen nachtheiligen Frieden schließen, weil der obenerwähnte Philipp, der zwar in Aegypten keine Hülfe gefunden, aber ein ansehnliches Heer von Medern und Persern zusammengebracht hatte, in Syrien eingefallen war. Lysias war jedoch glücklich, und die Gefangennehmung und der Tod Philipps machte allen Verwirrungen ein Ende. Die römischen Gesandten kamen indessen in Syrien an, bemächtigten sich der Vormundschaft, indem Lysias sich nicht öffentlich widersetzen wollte, und ließen, dem Willen Roms gemäß, unter scheinbaren Vorwänden, die syrischen Schiffe verbrennen, und die Elephanten zum Kriegsdienst untüchtig machen. Dadurch stieg der Unwille der Syrer aufs Höchste, und Lysias fand Gelegenheit, den vornehmsten der Gesandten, den Konsul Octavius, durch Meuchelmörder umbringen zu lassen. Unerachtet Rom hierüber sehr erbittert war, so erhielt doch Demetrius eine zweite abschlägige Antwort auf seine Bitte, nach Syrien zu gehen, fand jedoch Gelegenheit, heimlich zu entfliehen. Er kam glücklich nach Lycien und von da nach Syrien, wo sich ihm Alles, Soldaten, Volk und Festungen freiwillig unterwarf. Lysias und Eupator wurden gefangen genommen und hingerichtet.

Antiope, ein Mythus, der durch die Behandlungen der alten Schriftsteller und der Künstler mancherlei Veränderungen erfahren hat. Die Abweichungen zeigen sich zuerst schon in der Angabe der Eltern der Antiope. In der Odyss. XI. 260. nämlich ist sie die Tochter des Asopus, und derselben Sage folgen Apollonius und Pausanias. Es war auch ganz im Geiste der frühesten Zeit, den Ursprung berühmter Personen, die in irgend einem Lande besondere Veränderungen hervorbrachten, von einem bedeutenden Flusse des Landes abzuleiten. Und so wurde denn Antiope, der kein unbedeutender Einfluß auf die Geschichte Thebens zugeschrieben wird, die Tochter desjenigen Flusses in Böotien, der zwei Söhne und zwölf Töchter hatte. Daher gehörte es gewiß auch zu der frühesten Sage, wenn dieser Tochter des Asopus zwei Söhne, Amphion und Zethus, zugetheilt wurden, welche man für die ersten Gründer von Theben hielt, und sie auf diese Art zu Autochthonen machte. Allein die spätere Zeit suchte nun einen Vater unter den Menschen, und fand ihn in dem Namen, den der Anführer einer später nach Theben eingewanderten Kolonie, oder die Kolonie selbst, führte. An diese Sage knüpfte man nun unmittelbar andere von Lykus, Epopeus u. A. an, und so entstand denn die Meinung von zwei verschiedenen Frauen, welche den Namen Antiope führten, und man reihete daran folgende Erzählung. Antiope war die Tochter des Nikteus und der Polyxo. Wegen ihrer ungemeinen Schönheit (nach Pausanias soll sie davon ihren Namen erhalten haben) gewann Jupiter sie lieb und verführte sie. Allein nun fürchtete sie den Zorn ihres Vaters, und floh, als sie sich schwanger fühlte, zu dem Könige Epopeus nach Sicyon. Nykteus ward durch den Tod verhindert, sie wiederum von da abzuholen. Er trug also diese Sache seinem Bruder Lykus auf, der sie denn auch vollbrachte, den Epopeus tödtete, und die Antiope gefangen wegführte. Sie gebar indessen unterweges bei Eleutherä, auf der Gränze zwischen Attika und Böotien, die beiden Söhne Amphion und Zethus, die hinweggesetzt, von Hirten aufgenommen, und dann selbst Hirten wurden. Indessen ward Antiope in ihrer Gefangenschaft von der Dirce, der Gemahlin des Lykus, aufs grausamste gemißhandelt, so daß sie endlich entfloh und zu ihren Söhnen kam, die sie unbekannter Weise um Schutz anrief. Diese wollten ihr anfänglich keinen Glau-

den beimessen, bis endlich Dirce selbst herbei kam und sie entdeckte. Nun nahmen die beiden Brüder an der Dirce die fürchterlichste Rache; sie banden dieselbe an einen wilden Stier und ließen sie so zu Tode schleifen. Doch die Tragiker wechselten mit den Vorstellungen ab. So schrieb Euripides eine Antiope, deren Inhalt uns Hyginus liefert, und von welcher uns Barnes und Musgrave die Fragmente gesammelt die Valkenaer vortrefflich erläutert hat. Nach diesem Dichter stellte Dirce, um die Flüchtige aufzusuchen, Orgien an, fand sie während derselben bei ihren Söhnen, und erlitt die beschriebene Strafe, indem sie Antiopen wegreißen wollte, um sie zu tödten. Die Scene, wo dieses vorfiel, war der Cithäron. Nach dieser Tragödie arbeiteten nun die beiden Brüder Apollonius u. Tauriskus von Rhodus die vortreffliche Gruppe aus, die unter dem Namen des farnesischen Stieres (il Toro Farnese) uns das größte Stück alter Kunst darstellt, und in dem Pallast Farnese zu Rom aufbewahrt wird. Es stand einst, nach dem Plinius, in den schönen Gebäuden des Asinius Pollio, u. ward nach seiner Wiederauffindung unter Pabst Paul III. zwei Mal, das erste Mal als Herkules mit dem kretischen Ochsen, dann aber als Antiope, restaurirt, doch zugleich auch sehr mit fremden Figuren überladen. Nach eben diesem tragischen Mythus erlangte diese Erzählung verschiedene Abänderungen. Einmal gab man vor, Nykteus habe dem Lykus die schwangere Antiope zur Strafe übergeben. Dieser habe Mitleiden gegen sie empfunden; dadurch aber späterhin die Dirce dergestalt zum Haß gegen Antiopen gereizet, daß sie diese während eines Bachanals an die Hörner eines wilden Ochsen habe anbinden wollen. Auf das klägliche Geschrei der Antiope sey denn Amphion und Zethus herbei gesprungen, hätten ihre Mutter erkannt u. die Dirce angebunden. Pausanias dagegen erzählt: da die Bachanalien der Antiope wegen waren entweihet worden, so habe Bachus sie rasend gemacht. Sie irrte so durch ganz Griechenland umher, wurde endlich vom Phokus geheilt und zu seiner Gemahlin erhoben. Tithorea in Phokis zeigte ihr Grabmal. — Auf geschnittenen Steinen kommt die Geschichte der Dirce häufig vor.

Antipater, General des Königs Philipp von Macedonien, wurde von Alexander, als er nach Asien überging, zum Statthalter über Macedonien zurückgelassen, welche Stelle er mit Ruhm bekleidete, indem er den Statthalter von Thracien, Memnon, der sich empört hatte, wieder zum Gehorsam nöthigte, und auch die Spartaner, die sich wieder unabhängig machen wollten, nach einem harten Kampfe überwand. Dennoch suchte ihn die Mutter Alexanders, Olympias, auf alle Art zu verläumden, und selbst Alexander warf Verdacht auf ihn, den die Eifersucht wegen jenes Sieges über die Spartaner noch vermehrte. Da Antipater sahe, daß Alexander seine besten Freunde einen nach dem andern hinrichten ließ, und er endlich selbst nach Asien gefodert, und ein anderer, Namens Craterus, zu Besetzung seiner Stelle nach Macedonien geschickt wurde: so soll er den Entschluß gefaßt haben, Alexander mit Gift aus dem Wege zu räumen. Er habe dieses seinen Söhnen, die bei der Armee Alexanders waren, dem Kassander und Jölla, zugeschickt, und Alexander sey wirklich daran gestorben. Nach dessen Tode blieb er Statthalter über Macedonien und die umliegenden Länder, und wurde, nebst dem Leonnatus, Craterus und Perdiccas, Vormund des neuen Königs, mit welchem Roxane noch schwanger ging. Im Jahr 3662 suchten die Griechen sich wieder in Freiheit zu setzen; er schlug sie aber bei Lamia, und trennte ihre Verbindung. Der Anschlag des Perdiccas auf sein Leben wurde entdeckt und vereitelt. Endlich starb er im Jahr 3665, und sein Tod gab nun den übrigen Statthaltern Raum, ihre ehrsüchtigen Projekte, sich zu eigenen Herrn der ihnen zugegebenen Provinzen zu machen, auszuführen.

Antipathie, so heißt eine lebhafte Abneigung gegen Personen oder Sachen, die bald in unserer gegenwärtigen zufälligen Stimmung, bald in gewissen dunkeln Gefühlen, bald in einem nicht immer zum deutlichen Bewußtseyn gelan-

genden Zusammentreffen verwandter Vorstellungen (Ideenassociation) ihren Grund hat. Sie wirkt, vorzüglich, wenn sie mit gewissen bleibenden Eigenthümlichkeiten unsers Karakters in Berührung steht, oft so stark, daß auch der festeste Wille sich ihrer nicht zu erwehren vermag. — Ihr steht in Bezug auf Personen die Sympathie entgegen.

Antiphates, ein König der menschenfressenden Lästrygonen. Sieben Tage nach seiner zweiten Abfahrt von den äolischen Inseln ankerte Ulysses an ihrer Küste. Er schickte Leute ab, das Land zu untersuchen. Diese begegneten vor den Thoren der Stadt Telepylas zweien Töchtern des Antiphates, welche Wasser holen wollten. Sie fragten sie nach dem König des Landes, und wurden zur Wohnung desselben in der Stadt gewiesen. Hier stießen sie zuerst auf die Gemahlin des Antiphates, deren ungeheure Riesengröße sie in Bestürzung setzte. Sie rief sogleich ihren Mann vom Marktplatz, der bei seiner Ankunft einen von Ulysses Gefährten ergriff, und ihn auffraß. Die übrigen flohen; der aber, welchen Antiphates speiste, brachte durch sein Geschrei die ganze Stadt in Allarm; alles lief nach dem Hafen, warf Felsstücke nach Ulysses Schiffen, und zerschmetterte die Mannschaft. Die Getödteten steckten sie an Spieße, wie Fische, und trugen sie fort. Um sich zu retten, hieb Ulysses mit dem Schwerte das Ankertau ab, segelte davon, und ließ seine Gefährten im Stiche.

Antiphlogistische Chymie nennt man die neuere Chymie deshalb, weil sie das Daseyn des brennbaren Wesens, die Grundlage der ältern, verwirft. Der preußische Leibarzt Stahl verbreitete nämlich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Lehre: daß in verschiedenen Körpern sich ein gewisser Grundstoff befinde, welcher mache, daß sie, wenn sie angezündet werden, mit einer Flamme brennen. Er nannte denselben Phlogiston oder brennbares Wesen, und glaubte, daß die Metalle aus Phlogiston und metallischer Erde zusammengesetzt seyen. Gegen diese Theorie stellte ein berühmter französischer Chymist, Lavoisier, eine andere auf, nach welcher er das stahlische Phlogiston für ein Unding erklärte, und alle Erscheinungen, welche man für Wirkungen desselben gehalten hatte, aus der Einwirkung der dephlogistisirten Luft, von ihm Sauerstoff genannt, herleitet. Man betrachtet den 1. August 1774 als den Entstehungstag dieses neuen Systems, weil an diesem Tage Priestley die dephlogistisirte Luft entdeckte; aber erst seit dem J. 1777 machte Lavoisier sein System, in einzelnen Abhandlungen, bekannt, und beschäftige sich mit weiterer Bearbeitung desselben, bis er 1789 einen Abriß davon herausgab, u. Fourcroy 2 Jahre später es noch weitläuftiger ausführte. In Deutschland machten sich zuerst die Herrn Girtanner, Hermbstädt und Scherer um die Bekanntmachung desselben verdient. Wie überall, fand es auch in unserm Vaterlande anfänglich eine Menge Gegner; weil sich aber aus diesem neuen Systeme die meisten Erscheinungen besser und genügender, wie aus dem alten, erklären lassen, vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger sehr schnell, und nach wenig Jahren wurde es fast allgemein angenommen, wenn schon von einigen theils beschränkt, theils mit eigenen neuen Hypothesen versehen. Da in neuern, auch nicht zunächst chymischen, Schriften die Sprache dieses Systems so häufig vorkömmt, scheint eine kurze Darstellung desselben, aus Gehlers Phys. W. B. 5. B. S. 32 ff. entlehnt, nicht unzweckmäßig zu seyn. Das ganze System geht von der Wirkung des Wärmestoffs (Calorique) aus, der durch seine Elasticität die kleinsten Theile (molécules) der Körper trennt, und sie in den Zustand der tropfbaren, oder wenn die Elasticität den Druck der Atmosphäre überwindet, in den Zustand der elastischen Flüssigkeit versetzt, in welchem letztern man sie Gas (Gaz) nennt. Die Luft der Atmosphäre besteht aus zwei Arten von Gas, einem respirabeln und einem irrespirabeln, deren Mengen sich wie 27 zu 73 verhalten. Die Basis des ersten erhält den Namen Sauerstoff (Oxigène); sie ist in der Natur sehr häufig verbreitet, u. bildet mit dem Calorique das Sauerstoffgas (Lebensluft, Gaz oxigène).

Die Basis des irrespirabeln Theils heißt Stickstoff, nach andern Salpeterstoff, (Azote.) Phosphor, Schwefel und Kohle trennen bei hohen Graden der Temperatur den Sauerstoff, den sie in der Luft finden, vom Wärmestoff, dadurch wird der letzte frei, und zeigt sich durch Hitze und Licht; darin besteht das Verbrennen jener Substanzen; der Sauerstoff verbindet sich mit ihnen zu Säuren. So entstehen Phosphorsäure, Schwefelsäure u. mit der Kohle eine eigene, die bei dem gewöhnlichen Drucke und Temperatur der Luft nur in Gasgestalt erscheint (Luftsäure, fixe Luft), mit Wasser aber zu Kohlensäure wird. Die Kohlensäure hat zur Basis den Grundstoff der Kohle, Kohlenstoff (Carbone). Dieses wird mit Versuchen belegt, welche mit der genauesten Berechnung über die Gewichte dieser Zusammensetzungen begleitet sind. Eben so ist nun das Oxygen der Grundstoff aller übrigen Säuren (principe acidifiant). Eine Säure entsteht, so oft es sich mit einer dazu fähigen Basis (base acidifiable) verbindet. Bei solchen Verbindungen drückt die neue Nomenclatur den Grad, der die Sättigung mit Oxygen noch nicht erreicht, durch die Endung in eux, die Sättigung selbst durch die in ique, die Uebersättigung durch den Zusatz oxygène aus. So heißt die flüchtige Schwefelsäure Acide sulfureux (Schwefelsäure), die Vitriolsäure, Acide sulfurique (Schwefelsäure). Solche Verbindungen heißen Säuerungen (Oxygénations), u. das Verbrennen ist eine Säuerung. Das Verkalken der Metalle ist eine unvollkommene Säuerung (Oxydation), weil die Metalle dadurch zwar mit Sauerstoff verbunden, aber nicht gesättigt, nur in Mittelsubstanzen, Halbsäuren, (Kalk, Oxydes) verwandelt werden. Der hinzukommende Sauerstoff vermehrt das Gewicht; und demnach müssen die metallischen Halbsäuren, als zusammengesetzte Körper, und die Metalle selbst, als Bestandtheile derer, betrachtet werden. Auch das Wasser ist zusammengesetzt; denn man kann es durch Kohlen u. Eisen, mittelst des Feuers, in Bestandtheile zerlegen, und aus denselben, durch Verbrennung, wieder Wasser hervorbringen. Man findet diese Bestandtheile in Gasgestalt, nämlich Lebensluft und leichtes brennbares Gas; des letztern Basis wird daher Wasserstoff (Hydrogène), das Gas selbst Wassergas (Gaz hydrogène) genannt. Die Basen dieser Gasarten, Sauerstoff und Wasserstoff, machen die eigentlichen Bestandtheile des Wassers aus: und 100 Theile Wasser bestehen aus 85 Theilen Oxygen und 15 Theilen Hydrogen. Die Säuren bestehen aus Verbindungen von Basen mit Sauerstoff, so wie die Gasarten aus Verbindungen von Basen mit Wärmestoff. So sind die meisten Substanzen, die man im alten Systeme für einfach ansah, in dieser neuen Chymie zusammengesetzt. Dagegen werden hier andere Substanzen, die man sonst für zusammengesetzt hielt, theils als einfache, theils als unzerlegte Körper betrachtet. Die einfachen lassen sich gar nicht, die unzerlegten nur durch bekannte Mittel nicht, zerlegen. Einfach sind Lichtstoff, Wärmestoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor, Basis der Kohlensäure (Radical muriatique), Basis der Flußspathsäure (Radical fluorique), und der Boraxsäure (Radical boracique). Zu den unzerlegten Körpern rechnet man die beiden fixen Laugensalze (Pottasche und Soda), die Basis des flüchtigen (Ammoniac) ist aus Stickstoff und Wasserstoff zusammengesetzt. Ferner die Erden und Metalle (wiewohl Lavoisier selbst diese für einfach hält), unter welchen einige, z. B. Zinn, Arsenik, Wasserblei, Wolframmetall, mit dem Sauerstoff so gesättigt werden können, daß sie eigene Säuren bilden, (métaux oxygènes), daher man eben dieses auch von den übrigen Metallen annimmt. Durch Zusammensetzung der einfachen und unzerlegten Stoffe entstehen zusammengesetzte Körper. Dahin gehören die Säuren mit zusammengesetzten Grundlagen, wie alle Säuren und Halbsäuren des Pflanzen- und Thierreichs. Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff sind die drei allgemeinen Bestandtheile aller organischen Körper. Sie verlieren unter gewissen Umständen das Gleichgewicht, in dem sie

standen, von selbst, und verbinden sich durch die verschiedenen Stufen der Gährung zu neuen Produkten, dergleichen das Alkohol, der Essig, und die verschiedenen durch Fäulniß erzeugten Gasarten sind. Die künstlichen Zerlegungen organischer Körper liefern mancherlei zusammengesetzte Stoffe, unter andern die Oele, wovon die riechenden mehr Wasserstoff, die fetten mehr Kohlenstoff enthalten. Die durch den Sauerstoff in Säuren und Halbsäuren verwandelten Körper haben einen großen Hang, sich mit andern Körpern, vorzüglich mit Laugensalzen, Erden und Metallen zu verbinden. Aus diesen Verbindungen entstehen die Mittelsalze. Die Säuren sind, eigentlich zu reden, nicht Salze, sondern salzmachende Substanzen, und die Körper, mit denen sie sich verbinden, werden als die Grundlagen der Mittelsalze angesehen. Aus 48 Säuren und 27 Grundlagen (nämlich 3 Laugensalzen, 6 Erden und 18 Metallen) die wir kennen, lassen sich 1296 Mittelsalze zusammensetzen. Eigne willkührliche Namen für jedes insbesondere, nach Art der alten Chymisten, würde das Gedächtniß überladen, und Verwirrung in die Wissenschaft bringen, woraus die Nothwendigkeit einer neuen regelmäßigen Nomenclatur erhellet. Die Verbindungen der Säuren in ique (die mit Sauerstoff gesättigt sind) werden durch die Endung in ate, hingegen die von Säuren in eux (die nicht gesättigt sind) durch die Endung in ite unterschieden. So wird der Name der Säure flectirt, und der Name der Grundlage beigefügt. Nach der alten Sprache z. B. gab die Vitriolsäure (acide sulfurique) mit dem Gewächslaugensalze (Potasse) den vitriolisirten Weinstein, welcher hier sulfate de Potasse heißt. Die Weinsteinsäure (acide tartareux) mit eben dem Laugensalze gab den tartarisirten Weinstein; dieser heißt nun Tartrite de Potasse. So der gemeine Salpeter Nitrate de Potasse. Der würflichte Nitrate de Soude, das Küchensalz Muriate de Soude, Glaubers Wundersalz Sulfate de Soude, der Salmiak Muriate d'Ammoniaque u. s. w. Verbindungen einfacher nicht gesäuerter Stoffe, z. B. des Schwefels, Phosphors, der Kohle, mit andern Grundlagen, erhalten Namen in ure, Sulphure, Phosphure, Carbure (Sulphuretum, Phosphoretum, Carburas) z. B. Sulfure de potasse, geschwefelte Pottasche (Schwefelleber), Carbure de fer, gekohltes Eisen ꝛc. Schon dieser flüchtig entworfene Abriß wird zeigen, durch welche Hauptbegriffe sich diese neuere Chymie von der ältern vorzüglich unterscheidet. Die Hauptsache kömmt nicht sowohl auf Leugnung des Brennstoffs, Annahme der Wasserzerlegung, u. dgl. einzelner Sätze, als vielmehr auf eine ganz neue u. umgekehrte Anordnung in Zusammensetzung und Zerlegung der Stoffe an, nach welcher die zusammengesetzten Körper des alten Systems hier als einfach, und mehrere sonst einfach angenommene, hier als zusammengesetzt betrachtet werden. Dadurch wird das Zerlegung, was man sich sonst als Zusammensetzung dachte, und umgekehrt findet man da Vermehrung oder Hinzukommen eines neuen Stoffs, wo im alten Systeme die Idee von Verminderung oder Entfernung eines Bestandtheils herrschte. Diese Vertauschung der Vorstellungsart hebt nun auf einmal eine Menge Schwierigkeiten. Das alte System hielt Verbrennung und Verkalkung für Verlust des Phlogistons, u. dennoch sah man bei diesem Verluste den Rückstand an Gewicht zunehmen. Dies zu erklären, ersann man allerlei; im Grunde mußte sich doch jeder gestehen, daß es nichts als Künstelei u. Flickwerk war. Der Antiphlogistiker denkt sich beim Verbrennen und Verkalken ein Hinzukommen des Sauerstoffs; hier ist die Gewichtszunahme natürlich, und es wird durch Rechnung belegt, daß sie genau so viel betrage, als der hinzugekommene Sauerstoff selbst wog. Noch mehr, der Rückstand ist wirklich sauer. Ferner geschah nach dem alten Systeme die Phlogistisirung der Luft durch Hinzukommen des Phlogistons; dennoch sah man die Luft dabei an Gewicht und Volumen zugleich abnehmen. Wie viel natürlicher ist nicht die Vorstellung der neuern Chymie, die das ganze Phänomen als Zersetzung des Sauerstoffgas, u. Entziehung des Oxygens betrachtet, wobei der unzersetzte Theil, das Stickgas, nicht erst erzeugt wird,

sondern bloß ausgeschieden zurückbleibt; der Wärmestoff, der hierbei frei wird, erklärt ganz ungesucht die Erhitzung, die solche Processe begleitet. Eben so ist es mit mehreren, ja mit den meisten Erklärungen. — Zur Zeit, wo dieses neue System noch viele Gegner fand, wurden, weil die Gasarten und besonders das Oxygen eine so wichtige Rolle darin spielen, die Anhänger desselben auch Gasisten u. Oxygenisten genannt. Girtanner, Hermbstädt, Scherer, Remmler und andere haben Nomenclaturen dieser neuen Chymie geliefert, und Eimbke einen Versuch einer systematischen Nomenclatur, worin die ältern und neuern Namen verglichen werden.

Antiphon, aus Rhamnus, im atheniensischen Gebiet, gebürtig, der Sohn des Redners Sophilus, und der erste, der die Redekunst in Regeln schriftlich verfaßte. Er machte Reden für andere ums Geld, und man erzählt sogar, daß er sich in einer öffentlichen Bude auf dem Markte zu Korinth angeboten habe, seinen Zuhörern durch seine Reden jeden Schmerz, jede Traurigkeit zu benehmen, oder zu erleichtern. Wegen Verrätherei ward er zu Athen zum Tode verdammt 410 J. vor Chr. Er hinterließ 60 Reden, von denen noch 16 übrig sind. Ausg. Orat. XVI. gr. Venet. 1513. fol. u. gr. et lat. c. Isaei Orat. Hanov. 1619. 8. Nach dem, was Cicero davon erzählt, hielt er zu seiner Rechtfertigung eine Rede; allein sie hatte die Folgen nicht, die er sich davon versprochen hatte. Thucydides war einer seiner Schüler.

Antiquare heißen diejenigen sowohl, die sich mit dem Studium der Alterthümer befassen, als auch jene, so mit Alterthümern der Kunst und Literatur handeln.

Antiqua-Schriften. So heißen alle lateinische, gerade stehende Typen, zum Unterschiede der lateinischen Cursiv-Schriften, oder Typen, welche schräg stehen, und den geschriebenen Buchstaben ähnlicher aussehen.

Antiquus (Johann) geb. zu Gröningen 1702. Bis in sein 23stes Jahr beschäftigte er sich mit der Glasmalerei, alsdann reiste er über Amsterdam nach Paris; auf dieser Reise beschäftigte er sich vorzüglich mit Untersuchung der Werke der besten Künstler im Fache der Malerei, kam alsdann nach Amsterdam zurück, arbeitete hier einige Monate bei dem berühmten Ginsnick, und traf mit seinem Bruder Lambert, einem Landschaftsmaler, Anstalten, um nach England überzuschiffen. Da sie indessen auf ein Schiff stießen, das nach Genua bestimmt war, so bestiegen sie selbiges. Antiquus, unterwegs mit seiner Kunst beschäftigt, beobachtete den Kopf seines Schiffskapitains und kopirte ihn so treffend, daß sowohl dieser als auch die ganze Schiffmannschaft über die Aehnlichkeit desselben in Verwunderung und Staunen geriethen. Zum Dank dafür erließ er den beiden Brüdern die für ihre Uebernahme bestimmte Summe. Von Genua reisten sie nach Pisa, u. von da nach Florenz; 3 Monat später nach Livorno, wo der Großherzog den Antiquus an seinen Hof zog und in Anerkennung seines Talentes ihm eine Pension festsetzte. Aufgenommen bei der Malerakademie fertigte er hier den Fall der Riesen aus dem Olymp, ein großes trefflich gelungenes Gemälde an; auch gelang ihm hier eine schöne Copie von Cioles berühmtem Gemälde: der h. Stephanus, der Märtyrer. Während der 6 Jahre seines hiesigen Aufenthalts machte er verschiedene Reisen nach Rom, wo Benedikt der 13te ihm viele Ehre erwies, und ihm die Freiheit einräumte, alle dort vorhandenen Meisterwerke zu kopiren; er machte sich sodann auf nach Neapel, besah in diesem herrlichen Lande alles, was sich von Alterthümern vorfand, und kehrte zurück nach Florenz, wo sein erlauchter Gönner u. Schützer, der Großherzog, so eben das Zeitliche gesegnet hatte. Jetzt ging er nach Venedig, Padua, Mantua, Mailand und Turin, wo der General v. Schulenburg und andere hohe Standespersonen die Werke seines Pinsels ihm reichlich bezahlten. Endlich verließ er Italiens klassischen Boden u. schiffte sich nach seiner Vaterstadt Gröningen ein, wo er sich mit Portraitirung der hohen Magistratspersonen seines Landes beschäf-

tigte. In der Folge erhielt er den Auftrag, die Kuppel des Sommersaales im Pallast des Statthalters zu malen; durch dieses Gemälde, so wie überhaupt durch seine Geschichtmalerei, hat er sich unsterblichen Ruhm erworben. Im Schlosse zu Breda im fürstlichen Schlafgemache findet sich ein Mars von den Grazien entwaffnet, so wie über den beiden Flügelthüren des Audienzsaales Coriolan, und Scipio der Afrikaner, alle 3 Meisterstücke von seiner Hand. Antiquus starb 1750.

Antisthenes, der berühmte Stifter der cynischen Sekte, ein Athenienser, studirte zuerst bei dem Sophisten Gorgias, hernach aber beim Sokrates. Er war von Natur traurig und strenge, und zeichnete sich sehr früh durch Vernachlässigung des Wohlstandes aus. Sokrates durchschauete ihn ganz, und sagte daher einst zu ihm: „Antisthenes, ich sehe deine Eitelkeit unter den Löchern deines Mantels". Er setzte die Tugend in die gänzliche Verachtung des Reichthums und des Vergnügens, und schämte sich daher nicht, öffentlich mit einem Stock in der Hand und einem Quersack auf den Schultern, wie ein Bettler, zu erscheinen. Sokrates gab seinen Mitbürgern gute Lehren in einem sanften und gefälligen Tone; Antisthenes dagegen bediente sich dabei Bitterkeiten und ungesitteter Ausdrücke: eine Lehrart, die ihm bei den damals schon sehr verfeinerten Atheniensern wohl eben keinen Beifall erwerben konnte; man nannte ihn auch bloß den beißenden Hund. Sein sonderbarer Anzug verschaffte ihm zwar anfangs Schüler, die, durch seine Beredsamkeit gefesselt, eine Zeitlang aushielten; aber eben jene Rauhheit der Sitten, jene Verstöße gegen allen Wohlstand, machten, daß sie ihn alle wieder verließen, so daß er aus Verdruß seine Schule schloß. Nur dem Diogenes von Sinope gelang es endlich, ihn zu bereden, daß er ihm seine Lehrsätze mittheilte. Seine Schule war im Cynosarges, und einige wollen, daß die cynische Sekte daher den Namen habe. Was seine Lehren betrifft, so nahm er zwar mehrere Volksgötter an, behauptete aber nur eine einzige Gottheit, welche die Welt gebildet habe und regiere. Die Hauptsache, wodurch seine Philosophie sich auszeichnete, war seine Moral. Die meisten Grundsätze in derselben waren ächt sokratisch, nur war manches übertrieben und überspannt. „Die Tugend, lehrte er, ist das höchste Ziel der Philosophie, und das Glück des Lebens. In ihr besteht die ganze Weisheit; daher hat der Weise keine weitere Gelehrsamkeit nöthig; er ist sich selbst genug. Die Foderungen, welche die Tugend an uns macht, müssen uns durch Unterricht bekannt gemacht werden; aber dann muß man sie auch ausüben; denn beides ist so unnütz, als Arbeit. Es giebt kein weiteres Uebel in der Welt, als das, was der Tugend widerspricht. Daher sieht der Weise alles andere, was die Menschen Uebel nennen, so an, als ob es ihn nichts anginge. Ihm ist nichts befremdend, was ihm begegnet; jedes ihm vorkommende Hinderniß weiß er zu überwinden. Freundschaft, wenn sie den Namen verdienen soll, muß allein von der Tugend geknüpft werden" u. s. w. Von den Schriften des Antisthenes sind noch 2 Reden, Ajax und Ulysses, vorhanden, und eine ihm beigelegte Epistel, die unter den Epistolis Socraticorum des Leonis Allatii befindlich ist. Die Reden finden sich inter rhetores Aldi, 1513 fol.

Antitaurus. So nannten die Alten den Theil des Taurusgebirges, der sich nordwestlich über Cilicien nach Kappadocien zuwendet. Sie hielten nämlich dafür, daß Asien vom westlichen bis an das äußerste östliche Ende von einer Bergkette quer durchschnitten werde. Den östlichen Theil desselben über China und die Mongoley hinaus, nannten sie Emadii montes; den mittlern Theil Parapamisus, und den dritten vom kaspischen Meere an, bis an das chelidonische Vorgebirge in Lycien, Taurus. Der Taurus war nach ihrer Meinung 3.000 Stadien, oder 80 geographische Meilen breit, und 45.000 Stadien, oder über 1.100 geographische Meilen lang. In der Landschaft Sophine, in Armenien, theilt sich der Taurus in drei Theile, von denen einer nordwestlich, einer süd-

westlich, u. einer südlich läuft. Der nordwestliche Zweig war der Antitaurus, der südwestliche hieß Taurus, an welchem sich oberhalb Tarsus in Cilicien der Antitaurus wieder anschloß. Der südliche Zweig, der nach Syrien zu fortgeht, führte den Namen Amanus.

Antithese, Gegenstellung, ein stark und kurz ausgedrückter Kontrast, ein Redesatz, worin die Glieder, oder die Hauptbegriffe, oder die Merkmale der Hauptbegriffe einander entgegensetzt sind, ohne daß man auf die Aehnlichkeit Rücksicht nimmt. Zuweilen kann sie die Heftigkeit der Empfindung vermehren, nur stimmt sie nicht zur Sprache einer sehr starken, tiefen Empfindung, sondern nur zu einem etwas ruhigeren, überlegenden Zustand. Eigentlich ist sie aber mehr eine Figur des Witzes, und verräth bei unwichtigen Gegenständen zu viel Besonnenheit des Verstandes, welche in die Poesie nicht gehört; beim Scherzhaften und Niedlichen hingegen ist sie völlig an ihrem Platze; und daher lieben sie die Franzosen sehr; eben so auch in Lehrgedichten; besonders zur Darstellung kurzer Sentenzen, daher haben sie die Engländer gern. Shakespeare gebraucht diese Figur ebenfalls oft, und der antithesenreichste Dichter ist wohl Young, unter den Deutschen vielleicht Schiller.

Antitheton, Gegensatz, Kontrast, entsteht aus der Zusammenstellung entgegengesetzter Vorstellungen, die nur in einigen Merkmalen sich ähnlich sind. Sie werden dadurch anschaulicher, die Rede gewinnt an Kraft und Reichthum der Vorstellungen; das Starke und Heftige wird herausgehoben und es bildet sich leichter die Empfindung des Erhabenen. Der Kontrast reitzt die Aufmerksamkeit durch das Neue, er erweckt Bewunderung über den Scharfsinn des Andern; er kann oft rühren, er kann oft Lachen erregen. Man kann ungleiche und unähnliche Dinge einander entgegensetzen, doch dürfen sie nicht ganz verschieden seyn, sondern immer in irgend einer Rücksicht zu Einer Art gehören; ganz verschiedne Dinge geben keinen Kontrast. Es ist nicht selten ein Fehler junger Dichter, daß sie die Kontraste zu hart und grell machen, was freilich leicht ist, aber auch die Harmonie des Ganzen stört; daher verschmähen große Dichter die äußersten Kontraste. Der Kontrast ist zunächst eine Figur des Witzes, aber oft auch des Empfindungsvermögens. Als bloße Redefigur unterscheidet er sich von der Antithese hauptsächlich dadurch, daß hier die entgegengesetzten Vorstellungen nicht in einem Satze zusammenstehen, und daß er mehr auf die Empfindung, es sei nun sinnliche oder geistige, wirken muß, da hingegen der bloße Verstand die Antithese denkt. Der Kontrast ist aber mehr als eine bloße Figur der Rede, sein Gebiet erstreckt sich viel weiter und er kann in allen Theilen der Dichtkunst wirken.

Antidotum (Gegengift) ist in Hinsicht der Arzneykunde höchst wichtig und daher bemerkenswerth, indem die Kunst durch die giftigsten Stoffe sowohl aus dem Pflanzen= als Mineralreiche in= und äußerlich die bösartigsten, hartnäckigsten und giftigsten Krankheiten und Geschwüre heilt, und so, gleichsam trotzend der Natur, Gift gegen Gift glücklich anwendet.

Antitrinitarier. So heißen diejenigen, welche die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit nicht annehmen. In ältern Zeiten gehörten dahin die Arianer, Sabellianer, Pneumatomacher. Lange erhielten sie sich unter dem Namen der Unitarier in Polen, wo zu gleicher Zeit auch der Italiener Faustus Socinus der Stifter einer neuen Sekte, der Socinianer, wurde. Einer der vornehmsten Lehrer der Antitrinitarier war der Spanier Michael Servetus; er mußte aber auf Betreiben von J. Calvin zu Genf 1553 den Scheiterhaufen besteigen.

Antium, eine ehemals berühmte Seestadt der Volsker auf einem hohen Felsen, die Seeräuberei trieb. 416 vor Chr. nahmen die Römer die Schiffe von Antium weg, zerstörten einen Theil davon, führten den andern in ihre Häfen, und schnitten von den übrigen die Schnäbel ab, um sie an den Rednerstuhl zu

befestigen; der Hafen von Antium aber wurde verschüttet. Daher sagt Strabo, daß Antium keinen Hafen habe. Die Einwohner der Stadt wurden nachher als römische Bürger aufgenommen, und trieben als solche in Gemeinschaft mit den Hetruskern noch die Seeräuberei fort, besonders gegen Griechenland. Endlich machte man Antium zu einem Erholungsort für die vornehmen Römer, daher sie bald eine der schönsten Städte Italiens ward; bei dem jetzigen Porto d'Anzio findet man noch die kostbaren Trümmer davon. Den höchsten Flor hatte Antium unter den Kaisern; auch war es der Geburtsort des Nero und Caligula. Ersterer schickte eine Kolonie hierher, und errichtete die kostbarsten Gebäude und herrlichsten Denkmäler. So hat man hier in neuern Zeiten die berühmten Meisterstücke: den Apollo im Belvedere, den borghesischen Fechter und andere Antiken ausgegraben. Zu den prächtigsten Gebäuden Antiums gehörte der Tempel der Fortuna; nach Einigen hatte diese Göttin zwei Tempel, welche auch an der Seeküste ein Orakel gab, Sortes Antianae genannt.

Antogast, ein Bad im badenschen Kinzigkreis, Bezirksamt Oberkirch, nahe am Fuß des Kniebis, mit 3 Quellen, deren 2te oder die Trinkquelle (ein Sauerbrunnen) in 1 Stunde 272 Kubikfuß Wasser giebt, dessen mittlere Temperatur 7° Reaum. ist. Es liegt in einer engen und tiefen Bergschlucht, wo die Sonne im Winter wegen der Höhe der umliegenden Berge 17 Wochen lang leicht nicht sichtbar ist.

Antoinette. Mit ihrem ganzen Namen: Marie Antoinette Josephine Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Frankreich; sie wurde den 2. November 1755 zu Wien geboren, und war Kaiser Franz I. und der großen Maria Theresia Tochter. Wie so oft im menschlichen Leben Selbstsucht oder Laune eines Dritten der Sterblichen Loos schon früh bestimmen, so war es auch der Fall mit der liebenswürdigen Habsburgerin. Der Herzog v. Choiseul, Ludwigs XV. dirigirender Minister, hatte seines Herrn verächtliche Maitresse, die Dübarry, öffentlich beschimpft; das beleidigte Weib dürstete nach Rache, und mächtig war ihr Anhang. Choiseul fühlte, daß er einer neuen Stütze und eines höhern Schutzes bedürfe, wenn er seinem Sturze vorbeugen wolle, und in einer Verbindung der österreichischen Erzherzogin mit dem Dauphin, glaubte er das erwünschte Mittel gefunden zu haben; nimmermehr, getraut man sich zu behaupten, wäre Antoinette ohne die individuelle Politik und Zaghaftigkeit jenes Ministers, einst Frankreichs Königin geworden. Choiseul drang durch. Am 16. April 1770 geschah die feierliche Brautwerbung im Namen des Dauphins, und schon am 19. desselben Monates fand in der Hofkirche zu Wien die Einsegnung durch Procuration Statt. Noch nicht das fünfzehnte Jahr hatte demnach Marie Antoinette erreicht, als sie sich als Dauphine begrüßt sah. Die junge Fürstin entwickelte fürwahr eine siegende Schönheit: der Bau des zarten Körpers war erhaben, alle Verhältnisse desselben stellten die herrlichste Harmonie dar, die Haltung war edel; ein liebliches Oval bildete das feine Gesichtchen; der Mund klein, die Nase fein und sanft gebogen, die Haut ungemein weiß, die jungfräuliche Wange wie von sanftem Carmin geröthet; und die Augen blau, groß und seelenvoll. Solche Vorzüge, verbunden mit der bezauberndsten Freundlichkeit, mußten Antoinetten schnell das Herz eines jeden gewinnen, der sie sah. Von einer Mutter, wie Maria Theresia, ließ sich keine andere, als die sorgfältigste Erziehung erwarten; allein bleibt in jenem zarten Lebensalter, in der Regel, allen Mühens ungeachtet, selbst des Jünglings Karakter noch unausgebildet, so muß dieses beim weiblichen Geschlechte mehr der Fall noch seyn. Indeß waren auch Antoinettens angestammte psychische Qualitäten viel versprechend. Eine lebhafte Phantasie, schneller und feiner Witz und rührende Gutherzigkeit zeichneten die Prinzessin von Kindes-Beinen an aus; doch allzurege Sinnlichkeit, Hang zur Verschwendung und Eitelkeit, auch oft jäher Zorn waren die Schattenseiten, welche sich jenen Vorzügen dräuend gegenüber gestellt hatten. Gerne wird der

Psycholog einräumen, daß bloß die fernere Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse und Nebenumstände entscheiden konnten, ob aus der Dauphine ein Engel auf dem Throne, oder ein Weib gebildet werden sollte, welchem Mangel aller Willkühr und Beschränkungen jeder Art heilsam gewesen wären. Sämmtliche leicht bewegte Einwohner Frankreichs waren von den Liebreizen und der freundlichen Anmuth ihrer künftigen Königin bezaubert, und von Frankreichs Gränzen an bis nach Paris begleitete sie der rauschende Jubel des Volkes. Am 16. Mai vermählte sich Antoinette in der Wirklichkeit mit dem Dauphin. An diesem verhängnißvollen Tage schien, unmittelbar nach der Trauung des hohen Paares, die Natur zu zürnen. Ein schwarzer, Alles verfinsternder Schleier deckte das Firmament, furchtbar rollte der Donner, leuchtende Blitze kreuzten sich, und der Regen rauschte in Strömen wild hernieder. Alle Volksfeste wurden auf diese Art vereitelt, u. selbst jenes prachtvolle, welches die Stadt Paris am 30. Mai gab, zeichnete sich ebenfalls wieder durch ein schreckliches Ereigniß aus, indem nicht minder, denn 1.200 Menschen durch den Einsturz eines großen Gerüstes, und durch ein schreckliches Gedränge, welches Beutelschneider, um zu stehlen, verursachten, ihr Leben verloren. Der Unglücksfall rührte die junge gutmüthige Dauphine so sehr, daß sie all ihr baares Geld sogleich zur Unterstützung der auf jene Weise auch noch schwer verwundeten Zuschauer hingab. Der Aberglaube, durch jene außerordentliche Begebenheit mächtig angeregt, sprach von schlimmen Vorbedeutungen, und prophezeite dem jungen Paare wenig Glück für die Folge; u. leider ließ der Zufall den Wahn nach einer Reihe von Jahren für diesmal vollkommen zu Ehren gelangen. Der König Ludwig XV., vielleicht der schwächste aller Regenten, welchen Frankreich je gehorchte, schmachtete bereits in den Fesseln seiner schändlichen Dübarry, welche aus den Armen der Lakaien, Läufer und Savoyarden in das Ehebett des elenden und verworfenen Grafen Dübarry stieg, und es wieder verließ, um die Gebieterin eines Königs zu werden. Jeder Gebildete kennt die Greuel, welche dieses Weib, vom Zufall auf eine hohe Stufe gestellt, ausübte, Greuel, welche die Schrecken einer verheerenden Revolution mit Macht vorbereiten halfen. Die Prinzen vom Geblüte waren natürliche Antagonisten des königlichen Kebsweibes, doch auch an ihrem Wagen zog eine Legion höfischer Wichte, und so war der Intrigue an jenem Hofe das weiteste Feld eingeräumt; nur der üppigsten Wollust aber blieb es vergönnt, neben ihr zu bestehen. Der Dauphin, Antoinettes Gatte, war ein gutmüthiger Herr; allein ihm fehlten Thatkraft, Feuer und Genialität beinahe ganz und gar, und einer solchen hochstrebenden Seelengröße, wie jener Antoinettens zu genügen, dazu war er, im entferntesten Sinne, nicht geschaffen. Wie Wachs blieb die hohe junge Fürstin jedes Eindrucks von Außen empfänglich, und was mußte endlich auf jenem Schauplatze und unter solchen Umgebungen aus ihr werden? Lange hieß die Dauphine der Pariser, wie des ganzen Landes, Lieblingin; ihre natürliche Anmuth und ihre ansprechende Gemüthlichkeit trugen allenthalben den Sieg davon. Als der türkische Gesandte, ein feiner Kenner weiblicher Schönheit, einst auf einem Hofballe gefragt wurde, welche unter den anwesenden Damen er für die reizendste und liebenswürdigste halte, erwiederte der Muselmann: „Wenn ich Marie Antoinette mitrechnen darf, ist meine Wahl längst schon entschieden.“ Bis jetzt hatte sich die Dauphine nur durch edle Züge und Wohlthaten ausgezeichnet; um aber dem Leser einen Begriff zu machen, auf welche zarte Weise u. wie wohl angewendet Antoinette ihre Gaben spendete, wollen wir hier nur eine Anekdote mittheilen, welche uns vor allen andern geeignet scheint, unsere Behauptung zu bekräftigen. Ein armer abgedankter Offizier, der eine alte blinde Mutter zu ernähren hatte, wußte sich am Ende nicht mehr anders zu helfen, als daß er sich, so viel als möglich, unkenntlich machte, und hierauf als Lastträger Etwas zu verdienen suchte; der edle Mann wurde nichtsdestoweniger bei der schweren ungewohnten Arbeit von frühern Bekannten wieder

erkannt; die Sache machte natürlicherweise Aufsehen, und kam der Dauphine zu Ohren. Antoinette vergoß Thränen über des unglücklichen Kriegers Schicksal, den bloß der unverdiente Haß eines Ministers gestürzt hatte; sie verschaffte ihm auch sogleich eine neue Anstellung bei einem Regimente in der Provinz, und zwar mit erhöheter Charge; zugleich übersandte sie ihm eine neue Uniform, in deren einer Rocktasche sich ein Beutel mit 100 Louisd'ors, in der andern aber sein Patent befand; in der Westentasche steckte eine goldene Dose, und in den Beinkleidern eine kostbare Repetiruhr. Sie ließ den Offizier dabei bitten, ja nicht zu denken, als wollte sie ihm ein Allmosen spenden, indem das Uebersendete nur eine Anerkennung edler kindlicher Liebe darstellen sollte, welche in vollem Maaß zu belohnen kein Fürst dieser Erde mächtig und reich genug sey. Antoinettens Feinde nannten in der Folge Pralsucht, Eitelkeit und Liebe zur Verschwendung die eigentlichen Grundursachen ihrer beinahe oft zu weit gehenden Wohlthätigkeit; allein man baut auf das Zeugniß unpartheiischer und menschenkundiger Beobachter, wenn man hier behauptet, daß solche häufige und edle Züge, welche von der Dauphine bekannt geworden sind, in der That Folgen eines zarten mitleidigen Gefühls waren, welches die Natur in ihr weiches Herz gesenkt hatte. In der neuen Lage, in welcher sich die Prinzessin befand, wo des Hofes langweilige Gesellschaften und eine ungewohnte steife Etiquette allein sie beschäftigten, konnte es nicht fehlen, daß die junge lebhafte Fürstin in sich eine Leere fühlen mußte, welche sie auszufüllen strebte. Antoinette sah sich im Zirkel der Damen des Hofes nach Freundinnen um, und eine jede drängte sich selbst natürlich gerne zu dieser Ehre; allein man wird es auch glauben, daß ein unerfahrnes Herz dort, wo selbst der Klugheit die Wahl schwer genug dürfte geworden seyn, sich häufig betrogen sehen mußte. Die Herzoginnen von Chaulnes, Pequigny, St. Maigrin, Cosse, die Marquise von Mailly, die Prinzessin von Guemen, die Herzogin von Polignac und endlich die Dame Lamballe, erfreuten sich nacheinander des besonderen Vertrauens unserer Antoinette; aber keine vermochte sich lange in ihrer Gunst zu behaupten, denn keine mochte wohl ihren Erwartungen, welche sie von Freundschaft hegte, gänzlich entsprechen. Jene Innigkeit, mit welcher Antoinette stets eine solche Dame, die sich ihrer momentanen Huld rühmen konnte, auszuzeichnen pflegte, gaben den Kreaturen der schändlichen Dübarry gegen sie Waffen in die Hand. Man zog aus jener Vorliebe, welche Antoinette gegen die Gesellschaft ihres Geschlechts zeigte, Schlüsse, welche ihre Ehre im höstchen Grade beeinträchtigten; auch sorgte man, boshaft genug, dafür, daß solche Gerüchte gehörig ausgestreuet wurden, und die arglose Dauphine fing an, in der allgemeinen hohen Meinung einigermaßen zu sinken. Indeß konnten nur Verfasser elender Schmähschriften Verläumdungen des Scheines halber als ausgemachte Thatsachen aufstellen; wir sagen mit großem Bedachte: des Scheines halber; denn einer der größten Fehler Antoinettens war es, daß sie diesen stets zu berücksichtigen vergaß; immer rissen Temperament und Leichtsinn sie dahin, sich zu geben, wie sie war, und sich oft schlechter darzustellen, als es dazumal in der That der Fall war. Selbst der tief Untergeordnete, wenn er weise ist, strebt, die öffentliche Meinung auch durch den Schein sich zu erhalten; und wie viel nöthiger wäre diese Vorsichtsmaßregel einer so hoch gestellten Dame in Mitte eines Volkes gewesen, von dessen Nationalkarakter es immer als ein Hauptzug gelten konnte, nach dem Scheine zu verdammen und zu loben! Der Dauphin, in dieser Art wirklich ein seltener Ehemann, lieh weder jetzt, noch später als König, Verläumdungen gegen seine Gattin ein Ohr, die ihm in Menge und durch die verschiedenartigsten Kanäle hinterbacht wurden; vielmehr blieb er stets der eifrigste Bewunderer und Vertheidiger der Unschuld Antoinettens; wogegen aber auch nicht geläugnet werden kann, daß sie nie aufhörte, Ludwig mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit und Artigkeit zu behandeln. Nach dem im Jahre 1774 erfolgten Tode Ludwigs XV. bestieg die bisherige Dauphine mit ihrem Gatten

Frankreichs Thron. Auch aus jener Epoche sind einige Züge bekannt geworden, welche Antoinetten hoheEhre brachten. Der Marquis vonPontecoulant, Obrist der Garden unter der vorigen Regierung, hatte einst das Unglück gehabt, der Dauphine zu mißfallen, und sie schien unversöhnlich zu bleiben. Nach Ludwigs XV. Tod glaubte der Obrist sich gezwungen, seinen Abschied nehmen zu müssen, um einem vielleicht noch traurigern Schicksal dadurch auszuweichen. Antoinette war kaum durch den Prinzen von Beauveau von jenes Offiziers Entschluß unterrichtet worden, als sie sogleich lebhaft ausrief: „Die Königin weiß nichts mehr von den Beleidigungen, welche der Dauphine zugefügt wurden. Ersuchen Sie, mein Prinz, daher den Marquis, sie gleichfalls zu vergessen u. sich meiner besondernGnade versichert zu halten." Viele haben dasMöglichste gethan, um dieFehler u.Mißgriffe, welche sichAntoinette als Dauphine zuSchulden kommen ließ, zu entschuldigen; allein der Geschichtschreiber würde seiner Würde vergeben, wenn er sie, die Königin, mit ähnlicher Nachsicht beurtheilen wollte; denn zu auffallend half die hohe Dame in dieser Eigenschaft Frankreichs Volk reizen und empören, als daß selbst der feinste Scharfsinn im Stande seyn würde, sie fleckenlos darzustellen. Antoinette war keinesweges zur Behauptung der höchsten Stelle, welche sie nun erlangt hatte, vorbereitet worden; keine wohlthätige Beschränkung trat ihr auf dieser Stufe entgegen, und ihre nachtheiligen Leidenschaften waren zu frisch und jugendlich, als daß sie der ihr gewordenen mächtigen Willkühr kräftig hätte widerstehen können; der bekannte Nachsatz, welchen einst unser weiser Lessing für den Fall, wenn sichSterbliche vom Satan an einem Haar ergreifen lassen, aufgestellt, findet hier leider eine nur zu passende Anwendung. Der Königin Hang zur glänzenden Pracht hob an, inVerschwendung auszuarten, und ihr angestammter Stolz wurde Herrschsucht. Ihr Klein-Trianon wurde in ein Feenreich umgewandelt, u. verschlang ungeheure Summen; jene Staatsmänner aber, welche nicht sklavisch ihren Machtsprüchen lebten, sahen sich entfernt. Ueber die Etiquette, die Seele des französischen Hofes, jenes blendende Gaukelspiel, welches den Franzosen ihre Herrscherfamilie stets von einem, ihre Thorheiten verhüllenden, Nimbus umgeben schauen ließ, setzte sich Antoinette höchst unbillig und leichtsinnig weg; sie trieb es so weit, an dem Arme des Grafen Artois und nur von einem Jockei begleitet, weit entlegene Spaziergänge zu besuchen, bei welcher Gelegenheit dem hohen Paare einmal von den edlen Damen der Halle sogar Schimpfreden nachgerufen wurden. Der Königin Oberhofmeisterin, die Frau von Noailles, bat und warnte, allein vergebens. Sie wurde von Antoinetten verlacht, u. spottweise Dame der Etiquette genannt. Zuletzt als der Gebieterin die würdige Dame von Tag zu Tag immer lästiger wurde, beabsichtigte sie, sich in der Person ihrer Günstlingin, der Prinzessin von Lamballe, eine zweite Oberhofmeisterin, mit 400.000 Livres Nadelgeldern beizulegen, und auf diese Art die betagte und edle Noailles nach und nach zu verdrängen. Mit Recht widerstrebte der brave Minister Turgot einer eben so unnützen als kostspieligen Vermehrung des Hofstaats, allein dadurch reizte er der Königin Zorn; er mußte seinen Abschied geben, und mit ihm zog sich auch sein Busenfreund, der auch durch die Vertheidigung Ludwigs XVI. so berühmt gewordene ehrwürdige Malesherbes zurück. Antoinette hielt das von der Natur allerdings reich gesegnete Frankreich für unerschöpflich, u. ihre immer weiter schreitende Verschwendung für nichts weiter, als Nothdurft, um des Thrones Ansehen zu behaupten. Sie kannte weder das Land noch das Volk, dessen Königin sie hieß. In Klein-Trianon wurden häufig Feste gegeben, welche eine beinahe unglaubliche Verschwendung karakterisirte, und bei denen sich ein Ton einschlich, der sich mit einer anständigen Ungezwungenheit und mit der Würde eines königlichen Hauses wenig vertrug. Selbst von galanten Abenteuern Antoinettens sprach man in der Hauptstadt lauter und immer lauter. Des Königs jüngerer Bruder, der schöne Graf von Artois, wurde eine Zeit-

lang allgemein für ihren beglückten Anbeter gehalten; später aber wurde der Obrist Dillon der Königin Cicisbeo genannt. Bei genauerer Prüfung verlieren jene Gerüchte beinahe ihre ganze Wahrscheinlichkeit, und sie verdankten ihr Entstehen vielleicht bloß der arglosen Unbefangenheit, welche zum erstenmal eine französische Königin allerwärts entwickelte. Man hat nun noch zu erinnern, daß die Königin indeß ihrem erlauchten Gemahl erst eine Tochter, und dann einen Prinzen geboren hatte, und hiermit schreitet man zu der Erzählung einer höchst seltsamen Begebenheit, welche im August 1784 der Königin die Achtung der Nation raubte, und sie in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen ließ. Der Fürst-Bischof und Cardinal, Ludwig von Rohan, derselbe, welcher einst von Ludwig XV. nach Wien geschickt wurde, um die Heirath des Dauphin mit der damaligen Erzherzogin von Oesterreich zu betreiben, war plötzlich aus unbekannten Ursachen am französischen Hof in Ungnade gefallen, und hatte beschlossen, um jeden Preis seine Rückberufung an denselben zu bewirken. Ein allgemein verachtetes und verworfenes Weib, sie wollte Gräfin de Lamothe Valois genannt seyn, kannte des Prälaten Schwäche, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, baute sie darauf ihre betrügerischen Plane; sie begab sich zum Cardinal, versicherte ihm, eine geheime Freundin der Königin zu seyn, u. vertraute ihm, daß Antoinette, ein äußerst kostbares, in Paris feil gebotenes, Halsband zu besitzen wünschte, allein im Augenblick über die zum Ankaufe nöthigen Summen nicht gebieten könnte; zugleich versicherte ihm die de Lamothe: er würde auf der Stelle wieder zu Gnaden angenommen werden, wenn er im Stande wäre, der Königin jenes Halsband zu verschaffen. Der Cardinal, welcher immer nur seinen Hauptzweck vor Augen hatte, ging richtig in die Falle; er brachte das Halsband an sich, und gab es der Lamothe zur Ueberlieferung an die Königin. Um den Cardinal sicher zu machen, versprach ihm die Gräfin ein kurzes Rendezvous mit Antoinetten im Garten zu Versailles; eine Kreatur der de Lamothe übernahm hier der Königin Rolle, und spielte sie so glücklich, daß jener vollkommen getäuscht wurde. Indeß war die Zeit gekommen, wo er jenen Goldarbeitern, von denen er das berüchtigte Halsband erhalten, es zu bezahlen versprochen hatte. Er war nicht im Stande, die außerordentlichen sehr bedeutenden Summen aufzubringen, und mußte am Ende gestehen, daß er das kostbare Kleinod im Namen der Königin gekauft habe. Die Juweliere beruhigten sich hierauf noch lange Zeit; nachdem sie aber von dem Cardinale stets mit leeren Versprechungen hingehalten wurden, wendeten sie sich in der Sache unmittelbar an die Person des Königs, und es entstand jener merkwürdige Prozeß, welcher die Augen der halben Welt auf sich zog. Eine Klarheit dieser Geschichte hat sich nie ergeben; der Hof und der Königin Freunde behaupteten stets, sie habe von der Intrigue vor ihrer Aufdekkung nie das Geringste gewußt; indeß herrschte doch die allgemeine Stimme, man habe in der Sache nicht öffentlich verfahren, und Alles im Stillen abthun müssen. Eine solche Procedur mußte natürlicherweise Antoinettens Ehre ungemein gefährden. Im Anfange der Revolution wurden zu Paris mehrere Briefe abgedruckt, welche der Cardinal mit der Königin in der Halsband- und andern Angelegenheiten gewechselt, und welche Papiere im Original zu Var-sur-Aube in dem geheimen Fache eines Schreibtisches gefunden, und durch Zufall in die Hände eines Abbée Georg gekommen seyn sollten. Wäre die Aechtheit dieser Korrespondenz erwiesen, so müßte die unbestechliche Klio, auf diesen Grund allein fußend, Antoinetten einen Platz unter jenen Fürstinnen anweisen, welche den Purpur geschändet haben; allein welche Legion von Schmähschriften dieser Art trat nicht zu jener Zeit und an jenem Orte gegen die königliche Familie an's Tageslicht, und welch geringer Glauben ist diesen Pasquillen im Auge der unpartheiischen Welt zu Theil geworden. Frankreichs Staatsschuld hatte eine furchtbare Höhe erreicht; des berüchtigten Calonne's trügliches Finanzsystem war palliativ gewesen, und früher oder später mußte des Uebels Unheilbarkeit an den

Tag treten. Der verhängnißvolle Moment erschien, und klar durchschaute das Volk, wie der Kredit seines Landes unwiederbringlich verloren gehen würde; die Ausbrüche der Nationalwuth richteten sich gleich anfangs gegen der Königin Person. „Sie, sie, die übermüthige und verschwenderische Oesterreicherin, sie, die eingefleischte Feindin der Franzosen, hat unser Mark vergeudet, und uns alle an den Bettelstab gebracht!" Solche kühne und bedenkliche Aeußerungen konnte man schon dazumal in Paris im Jahre 1787 hier und dort vernehmen; und wenn es wahr ist, daß Calonne's traurige Verwaltung der Finanzen einen Impuls zu Frankreichs unseliger Revolution gab, so ist es nicht zu läugnen, daß auch die Königin an jenem Unheil eine große, wenn schon nur mittelbare, Schuld trug; denn der Finanzminister glaubte nur, durch ihr Ansehen sich halten zu können, und mußte daher ihren Winken gehorchen, Antoinette aber war eine Verschwenderin. Nachdem die Stände des Reiches sich versammelt hatten, um das dräuende Unglück zu beschwören, trat die unendliche Zerrüttung des Finanzwesens erst recht klar ans Tageslicht, und nun öffneten sich auch der Königin, aber leider viel zu spät, die Augen. Ihre Lebhaftigkeit und ihr muntrer Muth schwanden; sie fing an, für des Königs Ruhe zu bangen und Schlimmes zu ahnen, und leider bewährten sich Antoinettens Besorgnisse nur zu bald als gegründet. Es läßt sich nicht läugnen, Antoinette entwickelte zur Zeit der Revolution, dieser Epoche ihrer unbegränzten Leiden, eine Geistesstärke und eine Standhaftigkeit, die man ihr um so eher hätte zutrauen mögen, da sie in jener Schule schlechterdings nur Neulingin war. Der 5. und 6. Oktober des Jahres 1789, waren die Tage, welche unsere Königin gewaltsam aus ihrer früher erträumten Hoheit in den Staub stürzten. Das wüthende Volk vergaß alle Rücksichten, und Antoinette sah sich nebst ihrem Gemahle von der bewaffneten und tobenden Menge in ihrem Pallast überfallen; Leichen bezeichneten jeden Schritt der Rasenden, und auf ihr Ansehen und der Franzosen frühere Anhänglichkeit rechnend, trat die Königin mit ihren beiden Kindern und Ludwig XVI. auf den Balkon. „Nicht an den Kindern, nein, an ihr, der Oesterreicherin, wollen wir uns rächen!" Diesen Ruf hörte man aus tausend Kehlen zugleich erschallen. Antoinette legte schnell besonnen die Kinder in ihres Gemahles Arme, führte ihn mit denselben in ein anstoßendes Gemach, und kehrte mit bescheidener Miene allein auf den Altan zurück; dieser wohlberechnete Theatercoup verfehlte seine Wirkung nicht, der wilde Haufen fühlte sich bewegt, ein einstimmiges: Bravo! ertönte, und die Aufrührer zerstreuten sich. Doch zu mächtig glimmte der Empörung Funke, als daß er jetzt noch zu unterdrücken gewesen wäre: schon des andern Tages, als der Hof von Versailles nach Paris zurückkehrte, erfuhr die Königin von dem zusammengelaufenen Pöbel neue Unbill und die größten Beschimpfungen; ihr Leben schwebte jeden Augenblick in Gefahr; allein sie entwickelte neuerdings hohen Edelmuth, oder wenigstens große Klugheit, indem sie, selbst den Auffoderungen der Gerichte entgegen, nicht als Angeberin der ihr sehr wohl bekannten Rädelsführer jener empörenden Scenen auftreten wollte. Bekanntlich war der Gang, welchen die Revolution von nun an nahm, sehr rasch, und allerdings blieb es, da die Sache einmal so weit gekommen, das gerathenste Mittel, welches die königliche Familie nehmen konnte, vorerst die Flucht zu versuchen. Antoinette gab den Impuls zu dem Unternehmen, allein sie selbst wagte einen glücklichen Ausgang zu hoffen. Man muß gestehen, nicht unüberlegt waren die Anstalten zu jener Flucht getroffen; sie war zwischen der Königin, ihrem Gemahl, dem Könige von Schweden, dem Grafen von Provence, dem General Bouilly und dem Marquis la Fayette verabredet. Von dem russischen Gesandten erhielt Antoinette Päße, welche scheinbar auf die Person einer Baronesse Korf ausgestellt waren; der schwedische Gesandte, Graf von Fesen, besorgte die Reise-Chaise; Bouilly hatte bei Montmedy seine Truppen in einem Lager versammelt, und sendete der königlichen Familie Eskorten entgegen, und General la Fayette end-

lich deckte zu Paris selbst die Flucht. Man weiß, wie unglücklich der Versuch endete, daß das erlauchte Paar zu Varennes erkannt, und nach Paris zurückgebracht wurde; allein weniger mag der Umstand bekannt seyn, daß Antoinette, als sie nebst ihrer Familie zu Epernai von Commissarien der Nationalversammlung übernommen wurde, um von ihnen nach der Hauptstadt geleitet zu werden, durch die Künste der feinsten Koketterie einen dieser Herren, den jungen, lebhaften und eiteln Barnow dergestalt einzunehmen u. in ihr Interesse zu ziehen wußte, daß er bei dem traurigen Einzug in Paris selbst all sein Ansehen aufbot, um die vom Volke am meisten gehaßte Königin vor gröblichen Mißhandlungen zu schützen, denen sie sonst schwerlich entgangen seyn dürfte. Brannte nun schon des pariser Pöbels, besonders desjenigen der Vorstädte, Wuth lichterloh, so vergingen doch der königlichen Familie einige Wochen in banger Erwartung, ohne daß sie durch neue tumultuarische Auftritte wäre beunruhigt worden; doch dieser dräuenden Windesstille folgte am 20. Juni 1792 ein neuer gefährlicher Sturm. Die Damen der Halle, und anderes Gesindel, drangen unter Anführung des Vierbrauers Santerre an diesem Tage in die Tuillerien, erst in die Gemächer des Königs, und dann auch in jene der Königin. Antoinettens ruhigem und wundervollem Betragen aber war es allein beizumessen, daß sich der rohe Haufen für diesmal wieder zerstreute, ohne bedeutsamen Unfug angerichtet zu haben. Eine traurige Frist war es indeß nur gewesen, welche man zur Abwendung gräulicher Scenen erlangt hatte; denn der darauf folgende 10. August war der schauerliche und verhängnißvolle Tag, an welchem das königliche Paar von einem Throne stürzte, der lange schon nur noch ein Schattenbild gewesen war. Der Pöbel stürmte die Tuillerien, des Königs kleiner Anhang erlitt die völligste Niederlage, und die braven Schweizer fielen alle als blutige Opfer ihrer Treue. Auch in diesen schweren Stunden verließ Antoinetten die Standhaftigkeit und Karakterstärke nicht, welche sie vom ersten Anfange des Verfalles ihrer irdischen Größe an gezeigt hatte; ihr heller Geist durchschaute klar, wie traurig ihr und dem Könige die nächste Folge seyn würde, und in einer Art von Exaltation foderte sie den Gemahl auf, an seiner Schweizer Spitze mit dem Schwerte in der Hand ritterlich zu fallen. Doch in Ludwig XVI. wohnte leider kein Heldensinn; er ließ den besten Rath, den er in dieser seiner kritischen Lage erhalten konnte, unbeachtet, u. suchte dafür mit seiner Familie in der Nationalversammlung, dem Urquell seines Elendes selbst, Schutz und Hülfe, wo er doch nur Absetzung, und sammt allen seinen Lieben einen Kerker in dem berüchtigten scheußlichen Tempel erhalten konnte. Ludwig XVI. war, vielleicht eines der unschuldigsten Opfer der Revolution, bereits gefallen, und die freilich ungemein schuldvollere Antoinette sah ihrer Verurtheilung entgegen. Wir bedauern, daß es weder der Raum, noch unser festgesetzter Plan erlauben, weitläuftig die Leiden zu schildern, welche die entthronte Königin in einem Zeitraume von mehr denn einem vollen Jahre in ihrem düstern Gefängnisse im Tempel, und dann in einem feuchten schrecklichen Gemach in der Conciergerie, wohin sie am 5. August 1793 gebracht worden war, auszustehen hatte. Angenommen, daß Antoinette sich schwer an der Nation vergangen haben mochte, so sind doch ihre damaligen Leiden gänzlich dazu geeignet, selbst den kältesten Richter zu rühren und auszusöhnen. Alle Schmerzen, welche vermögend sind, Leib und Seele am empfindlichsten zu peinigen, kamen über sie: sie mußte des Gatten schimpflichen Tod, die Trennung von ihren Kindern und Lieben alle überleben, und fortwährend die verächtlichste und demüthigendste Behandlung ihrer eigenen Person ertragen. Sie, die einst in Ueppigkeit und verschwenderischem Ueberfluß gelebt hatte, auf deren Wink die köstlichsten Erzeugnisse aller Erdtheile sich darboten, sie, die Bejammernswerthe, litt sogar an Kleidung, um ihre Blöße zu decken, Mangel. Endlich am 14. Oktober 1793 wurde Antoinette vor jenes furchtbare Tribunal gestellt, dessen Entscheidung sich leicht genug ahnen ließ. Im wesentlichen wurde sie angeklagt,

„die Schätze der Nation verschwendet, mit den Feinden des Vaterlandes heimlich korrespondirt, und den Bürgerkrieg angeregt und genährt zu haben." Wohl sah die unglückliche Fürstin ein, wie wenig ihr hier Vertheidigung nützen konnte; sie verhielt sich im Ganzen leidend, ohne ihre Würde zu verleugnen. Der Königin Todesurtheil erfolgte, und nicht einmal der Trost, ihre Kinder noch sehen und segnen zu dürfen, wurde ihr verstattet. Am 16. Oktober 1793 war es, wo diese unglückliche Königin mit Selenruhe und Hoheit dem Blutgerüste entgegen fuhr; ihr Haupt fiel unter dem Beile der Guillotine, nachdem sie nicht volle 38 Lebensjahre zurückgelegt hatte. Im Kerker war ihre einstige Schönheit gänzlich dahingeschwunden, und der schädliche Dunst des unterirdischen Gewölbes hatte ihr beinahe vollends das eine Auge geraubt. Nur wenige Thränen flossen in Paris ihrem beweinenswerthen Schicksal, und auch diese wenigen Thränen — nur in der Verborgenheit durften sie fließen. — So endete der hohen Theresia Tochter, welche die Natur berufen zu haben schien, in jedem Stücke mit ihrer großen Mutter zu wetteifern, traurige Verhältnisse aber ein schreckliches Ende nehmen ließen.

Antoninus Pius (Aelius Adrianus), ein adoptirter Sohn des Kaisers Adrian, den dieser unter der Bedingung zu seinem Nachfolger wählte, daß er wieder den Annius Verus, nachher M. Aurelius genannt, und Sohn des verstorbenen vorherigen Cäsars, L. Cejonius Commodus Verus, adoptiren sollte. Seine Vorfahren waren aus Nemausus in Gallien gebürtig, u. wohnten in der Folge in Lavinium, in Roms Nachbarschaft. So wenig wir von diesem Fürsten wissen, so sind doch alle Nachrichten darin übereinstimmend, daß er einer der besten Regenten war, die Rom auf dem Thron gesehen hat. Er war in jedem Betracht Vater seiner Unterthanen. Eben so groß, als gut, ein Verehrer der Tugend, ohne damit zu prahlen, und weise, ohne sich mit Gelehrsamkeit zu brüsten, ließ er selbst einen M. Aurel, Titus und Trajan hinter sich zurück. Von seiner Liebe gegen seine Anverwandten gab er gleich beim Antritt seiner Regierung ein Beispiel. Adrian war allgemein bei dem Volke verhaßt, dennoch verstattete er nicht, daß man dessen Andenken entehrte. Er erbauete ihm zu Ehren einen prächtigen Tempel zu Puteoli, und ordnete ihm Priester, Feste und Spiele an. Wegen dieser Liebe zu seinem zweiten Vater erhielt er den Beinamen Pius. Von seinem Hofe verbannte er die vorherige Verschwendung, und lebte daselbst nicht als Kaiser, sondern als bloßer Privatmann, sparsam u. herablassend, so daß auch der Geringste seiner Unterthanen Zutritt zu ihm hatte. Seine Freunde, noch mehr seine Staatsbedienten, wählte er mit der äußersten Vorsicht, daher diese auch größtentheils Lebenslang in ihren Aemtern blieben, und von ihm nicht als Sklaven, sondern als Männer, die dem Staate zur Stütze dienten, mit aller Achtung behandelt wurden. Er ehrte die Rechte des Volks, ließ dasselbe seine Obrigkeiten selbst wählen, schaffte eine Menge Abgaben, aber auch eben so viel unnütze Pensionen ab. Immer fanden jedoch Unglückliche, und nothleidende Gemeinden bei ihm die thätigste Unterstützung. Bald nach dem Antritt seiner Regierung, im J. d. St. Rom 891, überreichte ihm Justinus, der Märtyrer genannt, seine Schutzschrift für die Christen. Der Kaiser wurde dadurch von dieser Religionspathei besser unterrichtet, und stellte die Verfolgung derselben ab, so weit als es ihm möglich war,. Doch ist das bei Eusebius befindliche kaiserliche Rescript in dieser Hinsicht unstreitig untergeschoben. Kurz darauf nahm er den M. Aurelius zum Cäsar an, und vermählte ihn mit seiner Tochter Annia Faustina. Nicht lange nachher starb auch seine Gemahlin, Anna Galeria Faustina, Schwester von M. Aurels Vater, eine wegen ihrer Aufführung sehr übel berüchtigte Dame, deren Andenken aber dennoch der Kaiser ehrte, und deren Fehler er so viel als möglich in der Verborgenheit zu halten suchte. Im J. d. St. 893. wurden die Briganten in Brittannien vom Lollius Urbicus besiegt, und man fing an, die adrianische Mauer weiter gegen Schottland hin zwischen Forth

Clyde anzulegen. Dem Kaiser gab man den Titel Britannicus. Der eine seiner adoptirten und schon zum Cäsar ernannten Söhne, M. Aurel, erwarb sich durch sein Betragen immer mehr Antonins Beifall, aber nicht so der andere, L. Aurelius Verus Commodus. Dieser trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters, überließ sich allen Wollüsten, und schien so wenig tauglich, Theil am Throne zu nehmen, daß ihn Antonin auch in der That nicht mit zum Cäsar ernannte, auch ihn nicht einmal mit Ehrentiteln oder Aemtern beehrte, ob er ihm gleich das männliche Kleid mit großen Feierlichkeiten anlegen ließ. Im J. d. St. 898. versuchten die Alanen einen Einfall ins römische Reich, wurden aber zurückgeschlagen. In dem letzten Regierungsjahre Antonins ereigneten sich mehrere Unglücksfälle. Narbonne, Antiochien und Carthago wurden durch Feuer; Cos, Rhodus und noch einige andere Städte in Karien und Lycien durch Erdbeben beschädigt, u. in Rom selbst richteten die Ueberschwemmung der Tiber, Feuersbrünste u. Theurung vielen Schaden an: unglückliche Begebenheiten, die Antonins Milde und Wohlthätigkeit nur desto dringender auffoderten, sich in ihrem Glanze zu zeigen. Dieser vortreffliche Fürst starb endlich zu Lorium, seiner schönen Villa bei Rom im J. d. St. 814, im 73sten Jahre seines Alters, und im 23sten seiner Regierung. Seine Asche brachte man in die Moles Adriani. Mehr, als irgend einer, verdiente er die Vergötterung, die man ihm bewilligte. Bei seinem Tode befahl er, die goldene Bildsäule der Fortuna, die bisher in seinem Schlafzimmer gestanden hatte, in das Zimmer des M. Aurels zu tragen. Dieser errichtete ihm nachher eine prächtige Columna, die noch, aber liegend, vorhanden ist. **Antoninus** (M. Aurelius). Da L. Verus niemals vom Antonin zum Cäsar ernannt worden war, so sollte, nach Antonins Absicht, M. Aurel unstreitig allein Kaiser bleiben; aber dieser hielt es für seine Pflicht, den Verus nicht auszuschließen, und ernannte ihn daher zum Cäsar und Augustus, also (das erste Beispiel in der römischen Geschichte) zu seinem Mitregenten; auch gab er ihm seine Tochter Lulla zur Gemahlin. Aurels Familie war aus der Stadt Succuba, in Hispania Baetica. und sein Aeltervater, Annius Verus, war der erste, der zu Rom Senator und Prätor ward. Sein Großvater, Annius Verus, erhielt unter Vespasian die Würde eines Patriciers, und ward darauf Präfectus Urbis, und zweimal Konsul. Dessen Tochter war Antonins Gemahlin, und da Aurels Vater früh starb, übernahm er auch die Erziehung dieses seines Enkels. Aurel hieß vor der Adoption Annius Verus, nachher M. Aelius Aurelius Verus. Seine Erziehung wurde von Plutarchs Neffen Sextus, vom Redner Herodes aus Athen, und von dem berühmten Juristen L. Volusius Mecianus besorgt, und es konnte also nicht fehlen, daß er im eigentlichen Sinne ein Gelehrter ward. Seine Philosophie war die stoische. Während L. Verus in Antiochien den Wollüsten fröhnte, erfochten die römischen Feldherrn Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto, die er eigentlich nach dem Willen Aurels hätte begleiten sollen, binnen vier Jahren die wichtigsten Siege gegen die Parther. Armenien, Babylon und Medien wurden erobert, und die große Stadt Seleucia am Tigris, aufs Unmenschlichste von Avidius Cassius zerstört, der alle ihre Einwohner, über 400.000 Menschen, umbringen ließ. Während dieser auswärtigen Siege richtete Aurel sein Augenmerk auf Rom, und auf die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hunger und verheerenden Ueberschwemmungen heimgesucht, welche Uebel Aurel nach Möglichkeit zu vermindern suchte; und diese wagten immer häufiger Einfälle in das römische Gebiet, die er jedoch glücklich zurückschlug. Auch bemühete er sich, seinem erhabenen Vorgänger durch Verbesserung der Sitten und der Gerechtigkeitspflege, und durch Gebung weiser Gesetze immer ähnlicher zu werden. Im J. d. St. 920 hielten beide Kaiser einen prächtigen Triumph über die Parther, u. nahmen den Titel **Parthicus** an, auch bekamen beide Söhne Aurels den Titel **Cäsar**. Allein die Freude dieser Feierlichkeit wurde bald durch eine fürchterliche Pest verbittert, welche die morgenländische

Armee mitgebracht, und womit sie alle Länder, durch die sie ziehen mußte, angesteckt hatte. Dieses Uebel wurde noch durch Erdbeben und Ueberschwemmungen vermehrt, und, was das schlimmste war, alle wilde Völker an den Gränzen, von Gallien bis ans schwarze Meer, machten einen allgemeinen Aufstand. Beide Kaiser begaben sich daher nach Aquileja, um nach dem Winter den Feind anzugreifen. Dieser zog sich zurück, und bat um Frieden; aber zum Glück traute Aurel nicht, und behielt seine Armee beisammen. Im Frühling erschien der Feind wirklich wieder, und nun wurde 8 Jahre lang ein blutiger Krieg mit abwechselndem Glücke geführt. Im J. d. St. 922 starb Verus, 39 Jahr alt, und wurde vergöttert. Im Jahre darauf drangen die Barbaren wieder von allen Seiten in das Reich, und selbst in Italien ein. Die Pest hatte viel Menschen getödtet, und die Schatzkammer war leer. In dieser verzweifelten Lage verkaufte Aurel alle Geräthschaften des Pallastes, um Geld zum Kriege zu bekommen. Ehe er von Rom abreiste, starb sein zweiter Sohn, Annius Verus, und die Wittwe des Kaisers Verus wurde an den Claudius Pompejanus vermählt. In den darauf folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. 926 erregten die Hirten und Räuber einen Aufruhr, der sich über ganz Aegypten verbreitete, welchen aber Avidius Cassius gleich dämpfte. 927 stand der Kaiser mit seiner Armee bei der Stadt Gran gegen die Quaden, und gerieth, aus Mangel an Wasser, in die äußerste Verlegenheit. Rund umher von Feinden umschlossen, war er schon auf dem Punkt, sich ihnen ergeben zu müssen, als auf einmal ein heftiger Platzregen fiel, die Armee erfrischte, und ihm den Sieg verschaffte. Die Schriftsteller schreiben diese unerwartete Hülfe durch eine zufällige Naturbegebenheit bald dem Gebete des Kaisers, bald einem Zauberer, bald dem Gebete der Legio Fulminatrix, die aus Christen bestand, zu. Die Quaden waren durch diesen Sieg so gedemüthigt worden, daß sie ihr Land verlassen wollten. Der Kaiser erhielt den Titel Imperator, und seine Gemahlin den Namen Mutter der Kriegsheere. Auch die andern Barbaren wurden besiegt, und mußten um Frieden bitten. Durch die Empörung des Avidius Cassius, der damals Statthalter in Syrien war, wurde Antonin vom Laufe seiner Siege zurück gerufen. Cassius hatte sich schon ganz Aegypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen; allein noch ehe Antonin Asien erreichte, war er bereits von seinen Anhängern ermordet worden, die dann seinen Kopf dem Kaiser überbrachten. Antonin betrug sich hiebei mit seltener Mäßigung und Güte; er beweinte den Tod seines Feindes, und verzieh allen Theilhabern der Verschwörung. Auch die Städte, welche sich empört hatten, erhielten Gnade, Antiochien ausgenommen, das eine Zeitlang seine Vorrechte verlor. 929 starb seine würdige Gemahlin Faustina im Dorfe Halala, am Fuße des Taurus. Seinem Sohne Commodus übergab er jetzt die tribunische Gewalt. In Athen ließ er sich in den eluisinischen Geheimnissen einweihen, und zog dann in Rom mit dem Commodus im Triumph ein. In Rom machte er mehrere gute Verordnungen, unter andern, daß die Gladiatoren künftig stumpfe Waffen haben sollten: ein Beweis seiner Menschlichkeit. Ein neuer Krieg mit den Deutschen nöthigte ihn, Rom abermals zu verlassen. Er besiegte sie mehreremale, ward aber zu Sirmium krank, und starb im 59sten Jahre seines Alters und im 19ten seiner Regierung. Er wurde gleichfalls vergöttert, und in die Moles Adriani beigesetzt. Die Schriften des Kaisers Antonin sind: 12 Bücher, de iis, quae ad se pertinere censebat, welche Betrachtungen über die Pflichten des Menschen, und schöne moralische Gedanken, aber ohne systematische Ordnung, enthalten. Ausgaben: De se ipso, griech. und lat. mit Anmerk. des Causabonius, London, 1643. 8. M. Antonin. Commentarii, quos ipse sibi scripsit, c. indice gr. ed, Morus. Lips. 1775, 8maj. Man hat eine gute französische Uebersetzung davon von Jo. Pet. de Joly. Paris, 1770; eine englische von Collier, 1701, von Thomson und einem Ungenann-

ten. Glasgow, 1745, 8vo.; ins Deutsche wurde jenes Werk übersetzt von Reche, Frankf. 1797. 8. und von Joh. M. Schulz, Schlesw. 1799. 8. Unter den beiden Antoninen kündigten sich die Zeiten eines goldnen Weltalters, die sonst nur in der Phantasie der Dichter vorhanden waren, wirklich an; und daß sie nicht mit allen ihren Segnungen eintraten, war wenigstens die Schuld der beiden Kaiser nicht. Ein ganzes Jahrhundert ununterbrochener Tyrannei, die List und Grausamkeit des Tiber, der wüthende Unsinn des Caligula, die Einfalt des Claudius, der unnatürliche Blutdurst des Nero, die viehische Gefräßigkeit und Völlerei des Vitellius, die Grausamkeit und Feigheit des Domitian, hatten alle Tugenden ausgerottet und alles Talent erstickt; die kurze Zwischenregierung des Vespasian und des Titus, und das länger fortgesetzte System der Billigkeit und Gerechtigkeit des Nerva, Trajan und Hadrian kamen zu spät, um die Welt für den Genuß solcher Regierungen empfänglich zu machen. Die Sanftheit des Antoninus Pius, der mit einem im Privatstande und durch die lange Erfahrung in verschiedenen Aemtern ausgebildeten Verstand den Thron bestieg, wußte Empörungen durch linde Mittel zu stillen, und so ohne Geräusch das Glück eines großen Reichs zu begründen, daß die Geschichte, die selten auf die stille Tugend achtet, über seine Regierung arm ist, weil er nicht nach solchen glänzenden Merkwürdigkeiten strebte, die gewöhnlich den Griffel der Geschichtschreiber beschäftigen. Seine stille Größe zeigte er schon darin, daß er den Marc Aurel adoptirte, um ihn mit Uebergehung seiner beiden Söhne zur Verwaltung seines Reichs zu erheben, der auch auf dem Thron ein ächter Schüler Zeno's blieb: streng und unerbittlich gegen sich, mild gegen Andere, und angefüllt mit einer heiligen Ehrfurcht gegen Pflicht. Die öffentliche Ordnung erhielt er mehr durch Belohnung der Tugend, als durch Strenge gegen das Laster; mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit verwaltete er die öffentlichen Einkünfte, als das Eigenthum des Volks; bloß aus Pflicht, obgleich mit innerer Abneigung und mit wahrem Abscheu wegen ihrer Folgen, führte er die beschwerlichsten Kriege am Rhein und an der Donau, besonders die acht Winterfeldzüge des markomannischen Offensivkriegs. Da ihre Beschwerden seine körperlichen Kräfte immer mehr aufzehrten, nahm er noch seinen Sohn, Commodus (s. d. Art.), in seinem 14ten Jahre zum Mitregenten an, und fand in den vier Jahren seiner Mitregierung Veranlassung genug, den Schritt zu bereuen. Während man noch lange nach seinem Tode fast in allen Lararien den Manen des Marc Aurel huldigte, verwünschte man den Sohn, der nach dem Tode seines Vaters eilte, einen halb erträglichen Frieden mit den Markomannen abzuschließen, um sich den Ausschweifungen und Lastern zu überlassen, die, mit unsättlichem Geld- und Blutdurst verbunden, ihn zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machten.

Antonio, ein Sizilianer von Geburt, diente auf der Flotte der Republik Venedig, und ward von Mahomed dem Zweiten bei der Einnahme der Insel Negropont 1673 zum Gefangenen gemacht. Es hatte nicht in seiner Macht gestanden, den Verlust dieser berühmten Insel abzuwenden; er sann daher auf Mittel, ihn wenigstens so erträglich, als möglich zu machen; er steckte also das Arsenal zu Gallipoli in Brand, u. war wirklich beschäftigt, auch alle Schiffe im dortigen Hafen zu verbrennen, als die Flammen, die ihn von allen Seiten umgaben, ihn zwangen, sich in einem nahe bei liegenden Gehölze zu verbergen. Hier entdeckten ihn die Türken, und brachten ihn vor den Großherrn. Antonio sagte ihm mit hochherzigem Tone: „Ich habe das Feuer an dein Arsenal gelegt, weil ich keine Gelegenheit fand, dir den Dolch in's Herz zu stoßen." Mahomed ließ ihn und seine Kameraden lebendig entzwei sägen. Der Senat von Venedig aber, Antonio's Heldenmuth auch noch in dessen Familie belohnend, warf dem Bruder des Unglücklichen einen lebenslänglichen Gehalt aus, und gab seiner Schwester Maria eine reiche Aussteuer zur Heirath mit.

Antonio v. Messina, auch **Antonello** genannt, blühte im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, und ist schon deßwegen als Maler merkwürdig, weil Viele behaupten, er sey der erste Italiener gewesen, der in Oel gemalt habe. Am Hofe zu Neapel war er in Arbeit, wo ihm ein Gemälde des **van Eyck** zu Gesicht kam, welches der König **Alphons** so eben aus Flandern erhalten hatte. Antonio war so entzückt über die Lebhaftigkeit und das sanfte Gemische des Colorits dieses Gemäldes, daß er augenblicklich Alles im Stiche ließ, und nach Flandern reiste, um jenen großen Meister kennen zu lernen. Antonio gelang es auch, von diesem das Geheimniß der Oelmalerei zu erfahren. Jetzt reiste er zurück nach Venedig, wo ein gewisser **Bellini** ihm selbiges stahl, und es in der Stadt bekannt machte; noch zum Glücke hatte Antonio es einem seiner Schüler, Namens **Dominiko**, auch mitgetheilt. Dieser ward nach Florenz berufen, und theilte es dem **Andre del Castagno** großmüthig mit, der aber im schwärzesten Undank und von Habsucht hingerissen seinem Wohlthäter und Freunde meuchlerisch das Leben nahm. Da diese Ereignisse sich so zu sagen Schlag auf Schlag einander folgten, so ward das Geheimniß der Oelmalerei gar bald in ganz Italien bekannt; die Malerschulen zu Venedig und Florenz machten zuerst Gebrauch davon, und jene von Rom blieb nicht lange hinter ihnen zurück.

Antonius der Heilige, Stifter des Klosterlebens, zu Comá in Aegypten im Jahre 251 geboren. Er las die Worte des Evangeliums: „Wollt ihr vollkommen seyn, so geht hin, verkauft Alles, was ihr habt, und gebt es den Armen, alsdann kommt und folget mir nach, und so werdet ihr im Himmel euch einen Schatz hinterlegt haben." Und auf der Stelle entschloß er sich, der Welt zu entsagen; verkaufte seine Güter, spendete den Ertrag davon unter die Armen, und ging in die Einsamkeit. Seine Legende sagt uns, der Geist der Verführung sey ihm unter verschiedenen Gestalten erschienen, und habe ihn mannichfach gequält, um ihn zu bewegen, wieder in die Welt zurückzukehren. **Montesquieu** glaubt, man müsse die Geschichte dieses Heiligen rücksichtlich jener gräßlichen Erscheinungen symbolisch in Hinsicht auf die Eindrücke des Lasters und der Versuchungen verstehen, die ihm in die Einöde auf dem Fuße nachfolgten. Zwanzig Jahre dauerte der Einsiedler seine anhaltenden Kämpfe mit dem Verführergeist aus, die ihm denn überirdische Gaben sollen verdient haben. Kein Wunder, wenn sich nun eine Menge Schüler einfanden; daher mußte er in der Wüste mehrere Klöster bauen lassen, die wohl weiter nichts als kleine hin und wieder zerstreute Hütten waren. Antonius beschäftigte sich und die Seinigen mit Gebet, Psalmengesang, Lesen und Handarbeit. Er stärkte sie in diesem Berufe durch seinen Unterricht und seine Tugenden; in seiner Person stellte er ihnen das Beispiel der Demuth und Selbstverläugnung dar. Nur zweimal verließ er seine Einöde während dieser Jahre, das erstemal während der Verfolgungen Maximins im J. 312, um den Christen beizustehen, die ihr Blut für das Evangelium verspritzten; und das zweitemal auf die Bitte des heiligen **Athanasius**, um den Christenglauben gegen die Arianer zu vertheidigen, welche ausgestreut hatten, der heilige Einsiedler folge ihrer Lehre. **Constantin** d. Gr. schrieb an ihn mehr als einmal wie an seinen Vater, und bat seine kindliche Anhänglichkeit an ihn doch mit einer kleinen Antwort zu begünstigen. Der Eremit, denkend, die Welt könne mit ihm nichts mehr gemein haben, war zu einer Antwort auf diesen Brief nicht sehr gestimmt. Da ihm gleichwohl seine Brüder vorstellten, ein so christlicher Kaiser verdiene mehr Berücksichtigung, besonders da es ihm nicht möglich sey, des Einsiedlers Beweggrund zu diesem Benehmen zu erforschen, so eröffnete er den Brief, und fertigte eine Antwort darauf ab. Sobald aber die Unruhen und Gefahren, in denen sich die Kirche von Alexandrien befand, ihm zu Ohren kamen, schrieb er mit vielem Eifer, und **Constantin** antwortete ihm mit Güte und Auszeich-

nung. Dieser Patriarch der Mönche starb im J. Chr. 856 in einem Alter von 105 Jahren. Von ihm hatten wir sieben Briefe, in ägyptischer Sprache geschrieben und in's Griechische und Lateinische übersetzt, wovon aber nur noch ein einziger übrig ist; seine sterblichen Reste wurden im J. 561 entdeckt und feierlich nach Alexandrien gebracht. Beim Einbruch der Sarazenen in Aegypten im J. 635 brachte man sie nach Constantinopel, von hier wurden sie im Anfange des elften Jahrhunderts nach Vienne in der Dauphine gebracht. Joussin, Herr dieser Provinz, hatte sie vom Kaiser zum Geschenk erhalten, und ließ sie in der Kirche de la Motte-Saint-Didier beisetzten; besagte Kirche ward in der Folge der Hauptort des Antoniter-Ordens. Durch zwei päbstliche Bullen aus den Jahren 1776 und 1777 ward dieser Orden dem Malthefer-Orden einverleibt.

Antonius (M.), Sohn des M. Antonius Cretius und der Julia, aus der Familie des J. Cäsars, zeigte schon als Jüngling einen außerordentlichen Hang zu Ausschweifungen, und machte ungeheure Schulden. Unter dem Gabinius focht er als praefectus equitus sehr glücklich in Syrien gegen den Aristobulus, schlug diesen, und nahm ihn gefangen. Nachher half er dem Gabinius den Ptolemäus Auletes wieder in Aegypten einsetzen, und erwarb sich daselbst viele Liebe und Hochachtung. 3974 ward er Volkstribun, und unterstützte Cäsars Angelegenheiten so eifrig, das er deßhalb die Flucht nehmen mußte. Er ging zum Cäsar nach Gallien, und leistete diesem zwar große Dienste, machte sich aber auch bei ihm durch seine Laster verhaßt. In der Pharsalischen Schlacht kommandirte er den linken Flügel, und führte während Cäsars Dictatur das Commando über die Reiterei. Jetzt lockte ihn die Ruhe wieder zu seinen vorigen Ausschweifungen hin, bis er endlich die Fulvia, des P. Clodius Wittwe heirathete, welche ihn von seinem lüderlichen Leben etwas zurückbrachte. Im Jahr 3940 machte ihn J. Cäsar zu seinem Mitkonsul. Seine Schmeichelei gegen diesen ging außerordentlich weit. Bei dem Feste der Lupercalien überreichte er Cäsarn vor dem ganzen Volke das königliche Diadem. Da das Volk nichts dazu sagte, so stieß es Cäsar von sich, und das Volk jauchzte. Antonius überreichte es ihm noch einmal auf den Knien; aber der schlechte Erfolg dieses Unternehmens rieth Cäsarn, es noch einmal von sich zu weisen. Dennoch ließ Cäsar diese Handlung in die öffentlichen Jahrbücher eintragen, und dadurch weckte er Rom aus seinem Schlummer, und bereitete sein Verderben vor. In dem Plane der Geschwornen gegen Cäsar war auch Antonius mit begriffen, der ebenfalls ermordet werden sollte; aber Brutus hielt ihn eben nicht für gefährlich, und strich deshalb seinen Namen aus. Nach der Ermordung Cäsars im J. d. St. 710 verbarg sich Antonius in Sklavenkleidern; als er jedoch sahe, daß diese That eben keinen Beifall in Rom fand, so kam er wieder zum Vorschein. Er bemächtigte sich zuerst Cäsars Papiere und seines Schatzes, der über 30 Millionen Thaler betrug, und ließ alles in sein Haus bringen. Dann rief er den Lepidus, der in den Vorstädten mit einer Legion lag, der allgemeinen Sicherheit wegen, wie er sagte, in die Stadt. Den 17ten März versammelte er den Senat, um zu berathschlagen, ob der Mord Cäsars gebilligt werden sollte, oder nicht. Nach langen Debatten ging Cicero's Vorschlag durch, in Absicht des vergangenen, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen, und weder Cäsars Mord, noch seine Anordnungen weiter zu untersuchen. Noch am Abend aßen zum Zeichen der Versöhnung Brutus und Kassius bei dem Antonius und Lepidus, und das Volk war ruhig. Aber neue Unruhe erweckte Cäsars Leichenbegängniß und die Vorlesung und Vollziehung seines Testamentes, welches beides Antonius und Cäsars Schwiegervater, Piso, durchsetzten. Im Testamente fand man selbst mehrere Mörder, besonders aber das Volk bedacht. Dadurch wurde die Liebe des letztern zu dem Ermordeten, und sein Unwille gegen die Verschwornen

geweckt. Noch mehr wirkte Antonius Leichenrede, und die Ausstellung des blutigen Leichnams und seiner Kleider. Der Pöbel lief wüthend herbei, errichtete selbst einen Scheiterhaufen von den Bänken und Gerüsten auf dem Markte, und verbrannte den Körper; andere stürzten durch die Stadt, zündeten die Häuser der Verschwornen an, und zerrissen einen Unschuldigen, den sie für Brutus ansahen. Diese Excessen gingen selbst in den Augen des Antonius zu weit, er setzte sich also den Anführern mit allem Nachdruck entgegen, und schmeichelte wieder dem Senate. Unter dem Vorwande, daß der Pöbel ihm nachstelle, legte er sich eine Leibwache von ausgedienten Soldaten zu, und um das Volk dieserhalb zu beruhigen, bewirkte er einen Senatsschluß, daß die Dictatur auf ewig abgeschafft seyn sollte. Darauf suchte er seinen Anhang auf alle Art zu vergrößern, und seine Feinde fortzuschaffen, indem er zu dem Ende Cäsars Papiere verfälschte, und daraus solche Verordnungen publicirte, wie sie für seine Plane paßten. Auch den Lepidus brachte er dadurch auf seine Seite, daß er ihn zum Pontifex Maximus machte. Während jener Zeit hatte sich Octavian einen Anhang gemacht, und kam nach Rom, um seine Erbschaft in Besitz zu nehmen. Antonius behandelte ihn äußerst verächtlich, schlug seine Foderungen ab, und erbitterte ihn dadurch aufs Höchste. Um sich zu rächen, machte sich Octavian immer mehr beim Volke beliebt, und Antonius wurde durch dasselbe genöthigt, sich mit ihm zu versöhnen. Dabei hatte er noch die Absicht, durch Octavians Ansehen, die Statthalterschaft des cisalpinischen Galliens zu erhalten, und sobald ihm dieses gelungen war, behandelte er den Octavian wieder mit der vorigen Verachtung. Antonius zog jetzt auch den Consul Dolabella zu seiner Partei herüber, und bewog das Volk, diesem die Statthalterschaft des Cassius, Syrien, und seinem eignen Bruder, C. Antonius, des Brutus Statthalterschaft, Macedonien und Illyrien, zu geben, weil jene Mörder Cäsars dieser Wohlthaten nicht würdig wären. Nun dachte Antonius darauf, eine Armee zusammen zu bringen; Octavian that ein Gleiches, und es glückte diesem, mit einigen Legionen auf Rom loszugehen, und in die Stadt eingelassen zu werden. Hier gewann er die Freundschaft des Cicero, welcher jetzt seine philippinischen Reden gegen Antonius hielt, wodurch er diesen aufs Aeußerste gegen sich erbitterte. Antonius marschirte darauf mit seinen Legionen nach dem diesseitigen Gallien, um den D. Brutus von da zu vertreiben. Durch die Reden des Cicero bewogen, ließ der Senat an ihn den Befehl ergehen, sogleich von seinem Vorhaben abzulassen und zurückzukehren, oder als Feind des Vaterlandes erklärt zu werden. Antonius gehorchte nicht, und das Letztere geschah. Octavian erhielt den Titel eines Proprätors und das Kommando gegen Antonius, nebst den Consuln C. Vibius Pansa und A. Hirtius. Zu gleicher Zeit wurde auch Dolabella in Syrien, wegen der Ermordung des Trebonius, für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und dem Cassius und M. Brutus die Execution aufgetragen, indem ersterer das Commando in Syrien, dieser in Macedonien erhielt. Der Krieg gegen Antonius wurde mit wechselseitigem Glücke angefangen; das Treffen bei Mutina aber war für jenen so unglücklich, daß er sich nicht länger innerhalb der Alpen halten konnte; doch verlor Rom auch in demselben die beiden tapfern Consuln, Hirtius und Pansa. Dem Octavian, welcher die Truppen beider Consuln an sich zog, begegnete der Senat mit vielem Kaltsinn, weil er ihn gegen den Antonius nun nicht mehr nöthig zu haben glaubte; er schlug ihm sogar den Triumph und die Ovation ab, und erlaubte dagegen dem D. Brutus zu triumphiren. Dies brachte den Octavian auf den Gedanken, mit Antonius in Verbindung zu treten. Dieser hatte indessen bei seinem Uebergange über die Alpen die fürchterlichsten Drangsale ausgestanden, welche seine Armee aber standhaft ertrug, da er selbst jede Gefahr mit seinen Kriegern theilte. Ventidius ging zu ihm über mit

drei Legionen; aber **Lepidus**, **Asinius Pollio** und **Planius** waren unentschlossen. In der größten Verlegenheit, worin er sich gegenwärtig befand, ging er in Trauerkleidern in das Lager des Lepidus, und rührte die ganze Armee desselben so zum Mitleiden gegen sich, daß Lepidus von seinen Soldaten gezwungen wurde, sich mit ihm zu vereinigen, worauf auch Pollio und Planius sogleich zu ihm stießen, und er an der Spitze eines Heeres von 23 Legionen und 10.000 Reitern aufs Neue wieder nach Italien hinüber eilen konnte. In Rom hatte man unterdessen seine Güter confiscirt, daher setzte die Nachricht von seinem Anmarsch daselbst Alles in die größte Bestürzung. D. Brutus und Octavian erhielten das Kommando, ungeachtet man letzterm das Consulat abgeschlagen hatte, er suchte jetzt noch einmal darum an, und da eine neue abschlägige Antwort erfolgte, marschirte er nach Rom, und ließ sich mit Gewalt zum Consul wählen. Im Morgenlande war die Partei des Antonius ganz unglücklich. C. Antonius kam zur Besitznehmung von Macedonien zu spät, und wurde gänzlich vom M. Brutus geschlagen, und gefangen genommen. Dolabella konnte gleichfalls nichts gegen den Cassius in Syrien ausrichten, wurde in Laodicea eingeschlossen, und tödtete sich selbst. Desto glücklicher waren die Angelegenheiten desselben in Italien. Octav. verstand sich insgeheim schon völlig mit dem Antonius, der immer näher gegen Rom rückte. Octav. erhielt Befehl, gegen ihn vorzurücken, aber zugleich wurde das gegen ihn ausgesprochene Verbannungsurtheil widerrufen. Brutus, von seinen Truppen verlassen, mußte flüchten, und wurde an den Antonius verrathen, der seinen Kopf abholen ließ. Octavius und Antonius kamen jetzt einander näher, aber nicht um sich feindlich zu behandeln, sondern um sich mit einander zu verbinden. Auf einer Insel des Flusses Rhenus, bei Bononien, kamen sie nebst dem Lepidus zusammen, und errichteten, nach einer dreitägigen Unterredung, das berühmte letzte Triumvirat. Die Bedingungen desselben waren: 1) Octavian sollte sogleich das Consulat an den Ventidius abtreten; 2) die höchste Gewalt sollte unter ihnen dreien gleich getheilt seyn, Antonius sollte das dieß- und jenseitige Gallien, Lepidus Spanien und Octavian Italien nebst seinen Inseln erhalten; 3) ihre Truppen sollten vereinigt werden, und Octavian und Antonius sollten den Krieg gegen die Verschwornen führen, Lepidus aber in Rom bleiben, um ihr Ansehen zu erhalten; 4) das Volk solle das Triumvirat bestätigen. Dazu kamen noch einige geheime Verabredungen. Um sich nämlich der Armee zu versichern, sollten die ausschweifendsten Belohnungen an dieselbe ausgetheilt werden, mit dem Versprechen, daß man ihr nach geendigtem Kriege 18 der besten Städte Italiens einräumen, und die alten Einwohner daraus vertreiben wolle. Die zu ihrer Befriedigung nöthigen Summen sollten durch Aechtungen ihrer Widersacher in Rom herbeigeschafft werden. Die Liste der zu Ermordenden wurde aufgesetzt, und weder auf Alter, noch Geschlecht, noch Verwandtschaft, wurde dabei Rücksicht genommen. So bestimmte Octavian seinen Vormund C. Toranius; Lepidus seinen eignen Bruder Paullus; Planius seinen Bruder; Antonius seinen Vetter **Cäsar** zum Tode. Einer von den ersten der Proscribirten war **Cicero**. Die Achtsliste nebst einem Manifeste zur Rechtfertigung ihres Betragens wurde nun durch Soldaten nach Rom geschickt, und das Morden nahm gleich mit dem Abend seinen Anfang. Diese Nacht war eine der schrecklichsten, die man in Rom je erlebt hatte. Die folgenden Tage zogen die Triumvirn, jeder an der Spitze einer Legion, in die Stadt, und mit jedem Tage wurden nun neue Proscriptionslisten ausgegeben. Das Morden schien kein Ende zu nehmen. Die Straßen waren mit Leichen, und die Rostra mit Köpfen bedeckt. Doch mitten unter diesen Jammerscenen trifft man auch auf die rührendsten Beispiele von Edelmuth und Treue. Söhne und Gattinnen retteten mit eigener Lebensgefahr ihre Väter und Männer.

Julia, Antoniens Mutter ging selbst zu den Triumvirn, und sagte ihnen, daß sie den geächteten L. Cäsar in ihrem Hause habe, daß sie aber mit ihm zugleich sterben wolle. Sklaven, selbst wenn sie kurz vorher von ihren Herren übel behandelt worden waren, starben doch lieber auf der Folter, als daß sie dieselben verrathen hätten. Viele der Geächteten, die sich durch die Flucht retteten, gingen zum Brutus nach Macedonien, oder zum Sextus Pompejus nach Sicilien. Als man dem Antonius den Kopf des Cicero brachte, rief er vor Freuden aus: „Lebt nun, ihr Römer, lebt; ihr habt nun nichts mehr zu fürchten!" Er schickte ihn seiner Gemahlin Fulvia, die, um sich für die gegen den P. Clodius und Antonius gehaltenen Reden zu rächen, seine Zunge mit glühenden Nadeln durchstach. Die Aechtungen endigten endlich mit der Liste von 1400 römischen Damen, die aber, auf Vorstellung der Hortensia, der Tochter des großen Redners Hortensius, auf 400 herabgesetzt wurde, nachdem über 300 Senatoren und 2000 Ritter hingerichtet worden waren. Die zum Kriege nöthige Summe von 200 Millionen Sestertien war nun herbeigeschafft, indem man auch von den Bürgern viele Abgaben erpreßt, und alle öffentlichen Gelder an sich gezogen hatte. Die Triumvirn ernannten die Magistratspersonen auf mehrere Jahre voraus, und Antonius und Octavian gingen sodann nach Macedonien. Sie besetzten die Thracischen Gebirge und Pässe, welche Macedonien und Thracien scheiden. Brutus und Cassius kamen aus Asien herüber, und langten durch einen andern Weg, den ihnen ein thracischer Fürst, Rascupolis, zeigte, glücklich mit Vermeidung der von den Triumvirn besetzten Pässe, in den Ebenen von Philippi an. Hier bezogen sie ein sehr vortheilhaftes Lager; auch war ihre Armee mit allen möglichen Vorräthen versehen, und hatte tägliche Zufuhr. Das Heer der Triumvirn, welches sich ihnen gegenüber lagerte, litt dagegen an sehr Vielem Mangel, da Murcus, Ahenobarbus und S. Pompejus alle Zufuhr abgeschnitten hatten. Antonius wünschte daher nichts so sehr, als eine entscheidende Schlacht, und suchte den Feind beständig durch Scharmützel und kleine Anfälle dazu zu reizen. Dagegen erfoderte es der Vortheil der Verschwornen, eine Schlacht im offenen Felde zu vermeiden, weil die Triumvirn dadurch gezwungen werden mußten, entweder nach Italien zurückzugehen, oder sie in ihren vortheilhaften Verschanzungen anzugreifen. Allein die Armee, welche dieses nicht einsah, hielt die Zögerung ihrer Feldherrn für Zaghaftigkeit. Es entstanden häufige Meutereien, und viele gingen zum Feinde über. Dazu kam auch noch der Aberglaube, der sie eine Menge kleiner Zufälle als böse Vorbedeutungen ansehen ließ. Wollten also Cassius und Brutus nicht die ganze Armee in Muthlosigkeit versinken, oder zum Feinde übergehen sehen, so mußten sie sich endlich zur Schlacht entschließen. Brutus übernahm das Commando des rechten, Cassius des linken Flügels. Gegen Brutus stand Octavians Heer, das er selbst aber, eines Traums wegen, den sein Arzt gehabt hatte, nicht kommandirte; gegen Cassius stand Antonius. Brutus griff den Feind mit dem lebhaftesten Feuer an, indem zugleich Messala ihm in den Rücken fiel. Octavians Heer wurde geschlagen; er selbst mußte auf eine schimpfliche Art fliehen; allein bei dem Nachsetzen war Brutus zu hitzig, gab eine Blöße, und trennte sich dadurch von Cassius. Dieser hatte den Antonius mit gleichem Muthe angegriffen, und ebenfalls im Anfange zum Rückzuge genöthiget, aber da Brutus sich von ihm trennte, konnte ihn Antonius von der Seite angreifen; sein Heer gerieth in Verwirrung, und ergriff die Flucht. Mit einem kleinen Trupp gelangte Cassius auf die Anhöhen von Philippi. Jetzt kam Brutus vom Nachsetzen zurück, und näherte sich dem Cassius. Dieser hielt die Anrückenden für Feinde, ging mit seinem freigelassenen Pindarus in sein Zelt, und als Brutus ankam, fand man seinen Kopf abgehauen, und Pindarus war entflohen. Die Triumvirn und Brutus bezogen nun ihre

vorigen Lagers wieder; aber bei erstern stieg die Noth, wegen Mangel an Lebensmittel, immer höher; nur eine neue, entscheidende Schlacht konnte sie retten. Brutus war lange nicht dazu zu bewegen; endlich aber nöthigten ihn die Meutereien seiner Truppen und ihre häufigen Desertionen, den Befehl dazu zu geben. Um 3 Uhr Nachmittags fing die Schlacht an; Octavians linker Flügel wurde wieder in die Flucht geschlagen, Antonius aber siegte an der Spitze seines rechten über den linken Flügel, wo die Truppen des Cassius waren. Indessen hütete er sich, den Feind zu verfolgen, sondern brach dem nachsetzenden Brutus in die Flanken, den er dadurch nebst seinen besten Offizieren von der übrigen Armee abschnitt. Brutus schlug sich zwar durch, am Morgen aber sahe er sich wieder ganz von Feinden umgeben, und stürzte sich in das Schwert seines Freundes Strato. Die Truppen im Lager ergaben sich auf Bedingungen; die übrigen Gefangenen aber wurden größtentheils hingerichtet. Nun hatten die Triumvirn die größten Hindernisse ihrer Plane überstiegen, und die Partei der Verschwornen war gänzlich unterdrückt. Sie theilten sich aufs Neue in die Provinzen. Antonius bekam die Morgenländer, Octavian die Abendländer; Lepidus wurde ganz übergangen. In Asien lebte noch einer von den Mördern Cäsars, Cassius Parmensis, der eine mächtige Armee und Flotte kommandirte. Diesen sollte Antonius, so wie Octavian den S. Pompejus, zu unterjochen suchen. Antonius ging daher nach Asien, und wurde allenthalben mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen bewillkommt. Er beschenkte die Städte und Gegenden, welche von den Verschwornen gelitten hatten, ließ sich aber auch von der Stadt Ephesus einen neunjährigen Tribut in zwei Jahren vorauszahlen, der ihm gegen 200 Millionen Thaler eintrug. Cassius Parmensis ergab sich freiwillig auf dieser Reise. An die Königin Cleopatra von Aegypten schickte er den Q. Dellius, um von ihr Rechenschaft über ihr Betragen beim letzten Kriege zu fodern. Dieser, ein sehr einnehmender Mann, gewann die Gunst der Königin, und gab ihr die Mittel an die Hand, sich dem Antonius gefällig zu machen. Sie reisete dem zufolge nach Tarsus zum Antonius, den ihre ungemeine Schönheit, die Reize ihres Umgangs, und ihr Verstand in kurzem so sehr fesselten, daß er Rom und alles vergaß, und mit ihr nach Aegypten ging, um an ihrer Seite sich den ausgesuchtesten Vergnügungen und Lustbarkeiten zu überlassen. Endlich verursachten bedenkliche Nachrichten aus Asien, daß er aus seiner Betäubung erwachte. Hier hatten die Parther seine Generale geschlagen, und ganz Kleinasien, Cicilien, Syrien und Phönicien unterjocht. Er ging daher mit 200 Schiffen nach Tyrus, konnte aber keinen festen Fuß fassen. Dies bewog ihn zum einstweiligen Rückzug, und da er außerdem von seiner Gemahlin Fulvia Briefe erhielt, worin sie über Octavians Anmaßungen und seine Eingriffe in Antonius Rechte klagte; so ging er nach Italien zurück. Als er zu Brundus ankam, versperrten ihm fünf Legionen des Octavians die Thore. Er belagerte also die Stadt, und schlug zugleich einen von Octavians Feldherren. Dies nöthigte diesen zum Frieden, der auch bald unterzeichnet wurde. Man nahm nun eine genauere Theilung vor, und die Stadt Cydropolis (Scutari) in Illyrien ward die Gränze zwischen Octavians und Antonius Besitzungen. Italien blieb ungetheilt, und Lepidus erhielt Afrika. Den Theilnehmern am Perusinischen Kriege wurde verziehen; Pompejus wollte man suchen durch gütliche Vorschläge zu gewinnen, und Antonius sollte gegen die Parther gehen. Dieses neue Bündniß wurde durch die Vermählung des Antonius mit Augustus Schwester, Octavia, einem ungemein schönen, und geistreichen Frauenzimmer, befestigt. Mit dem Sextus Pompejus wurde darauf Frieden geschlossen, und das Triumvirat auf fünf Jahre bestätiget. Nun ging Antonius, von seiner Gemahlin begleitet, nach Asien. Den Winter brachte er mit ihr in Athen auf die wollüstigste Art zu.

Die Athenienser verschwendeten an ihn die ausschweifendsten Schmeicheleien, von denen aber eine ihnen theuer zu stehen kam. Sie vermählten ihn nämlich als den Bachus mit der Minerva, daher zwang sie Antonius, die Braut mit 1000 Talenten auszustatten. Während dieser Zeit hatte schon der Feldherr des Antonius, Ventidus, die Parther aus allen Eroberungen vertrieben, und ihnen drei schreckliche Niederlagen beigebracht. Er verfolgte aber seine Siege nicht, um die Eifersucht des Antonius nicht zu reizen, und hielt sich mit Bestrafung derjenigen auf, die sich gegen ihn aufgelehnt hatten. Dennoch konnte Antonius seine Eifersucht nicht verbergen; er entließ den tapfern Feldherrn seiner Dienste, und schickte ihn nach Rom, um dort zu triumphiren. In Italien war der Krieg zwischen dem Octavian und Pompejus von Neuem ausgebrochen. Antonius wollte erstern Schiffe zuführen, und dafür Landtruppen eintauschen, aber Octavian behandelte ihn mit so viel Kaltsinn, daß beinahe ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen wäre, wenn nicht die schwangere Octavia einen Vergleich vermittelt hätte. Auf der Rückreise des Antonius leistete Octavia ihrem Gemahl bis Corcyra Gesellschaft. Er fing nun den Feldzug gegen die Parther mit ungeheurem Aufwande von Kräften an, war aber durch die Verrätherei des medischen Königs unglücklich, und mußte sich schimpflich zurückziehen. Der vom Octavian geschlagene und flüchtige Pompejus wollte dieses benutzen; er fing mit den Parthern Unterhandlungen an, und stellte sich äußerlich, als wollte er bei Antonius Schutz suchen. Dieser aber erfuhr die Verrätherei, ließ ihn gefangen nehmen und umbringen. Als Antonius zu Leuce, einem Flecken zwischen Tyrus und Sydon, sich befand, kam Clebpatra zu ihm, und wußte ihn bald durch ihre Reize so wieder für sich einzunehmen, daß er seine Gemahlin, welche zu ihm kommen wollte, wieder zurück nach Rom gehen hieß, und mit dieser Königin nach Aegypten ging. Er beleidigte hier den Octavian dadurch, daß er den Kindern der Cleopatra ganze Länder schenkte, und den Titel eines Königes der Könige annahm; auch gegen seine tugendhafte Gemahlin war er fortdauerd kaltsinnig, ungeachtet diese selbst seine Parthei gegen ihren Bruder nahm. Der Zwist zwischen beiden Triumvirn ward indessen immer ernstlicher, und brach in volle Flamme aus, als Domitius Ahenobarbus und C. Sosius, zwei Freunde des Antonius, das Consulat erlangten. Diese gaben im Senat eine Anklage gegen den Octavian ein, welcher nun seiner Seits dasselbe gegen den Antonius und die beiden Consuln that. Letztere flüchteten zum Antonius, der sogleich den Krieg erklärte, und sich förmlich von der Octavia schied. Hätte jetzt Antonius sich von seiner Liebe zur Ueppigkeit losreißen können, hätte er den Krieg unvorzüglich nach Italien gespielt, so war der unvorbereitete Octavian verloren. Statt dessen aber schwelgte mit Cleopatren (s. d. Art.) bis zum folgenden Jahre in den asiatischen und griechischen Städten umher. In Athen verließen ihn mehrere seiner besten Freunde und Feldherren, erbittert durch den Stolz dieser ägyptischen Königin, und gingen zum Octavian über. Unter diesen befand sich sein Vertrauter, Titius, der um alle seine Geheimnisse wußte, und selbst sein Testament mit unterschrieben hatte, das bei den Vestalen niedergelegt war. Dieser verrieth nun Alles dem Octavian, welcher die erhaltenen Nachrichten aufs Beste benutzte, um seinen Gegner beim Volke verhaßt zu machen. Insbesondere erreichte er diese Absicht durch die Vorlegung des Testaments, worin die röm. Regierung nach Alexandrien verlegt, und das ganze Reich an den Sohn Cäsars und der Cleopata gebracht werden sollte, weil dieser der einzige wahre Erbe J. Cäsars wäre. Nun erklärte das Volk selbst den Krieg, doch nicht sowohl gegen Antonius als gegen Cleopatren, die man beschuldigte, sie habe den Antonius durch Zaubertränke um seinen Verstand gebracht und lasse ihn durch ihre Verschnittene regieren. Octavian hatte eine Armee von 80.000 Mann Fußvolk, 12.000 Reiter und 250 Schiffe; Anto-

nius 100.000 Mann zu Fuß, 12.000 Reiter und 500 Schiffe. Seine Flotte ging im ambracischen Meerbusen zwischen Corfu und Cephalonia vor Anker, und ein Theil seines Heeres lagerte sich bei der Stadt Actium, an der Südseite des Meerbusens. Noch vor der entscheidenden Schlacht erlitt er zu Lande mehrere Niederlagen durch M. Vipsanius Agrippa und Stalius Taurus, welche Unfälle, noch mehr aber Cleopatras unerträglicher Stolz, ihn wieder um mehrere seiner Freunde brachten. Canidius und andere Feldherren riethen jetzt dem Antonius ernsthaft, seine Sache zu Lande auszumachen, und Cleopatren zurückzuschicken; aber diese weisen Rathschläge wußte die reizende Königin zu vereiteln. Er beschloß ein Seetreffen, ließ alle überflüssige nicht genug mit Mannschaft besetzte Schiffe verbrennen, insbesondere die ägyptischen, und gestattete der Cleopatra nur 60 Schiffe zur Bedienung. Den 22sten September im Jahr der Stadt 723 rückten die Flotten gegen einander, beide an Zahl der Schiffe gleich; aber des Antonius Schiffe waren groß und ungeschickt, die des Octavians leicht und gute Segler. Das Treffen wurde nicht, wie sonst, in der Nähe am Bord der Schiffe geliefert, sondern in der Entfernung durch Wurfwaffen. Es blieb lange unentschieden, als Cleopatra auf einmal den Einfall bekam, mit ihren 60 Schiffen die Flucht nach Aegypten zu nehmen, wodurch Antonius so außer Fassung gesetzt wurde, daß er ihr sogleich nacheilte, und seine Flotte verließ. Dennoch fochten des Antonius alte Krieger noch wie die Löwen, und auch jetzt wären sie vielleicht noch nicht besiegt worden, wenn nicht gegen Abend ein heftiger Wind die Flotte zerstreuet, und die Schiffe einzeln dem Feinde in die Hände geführt hätte. 300 Schiffe, auf denen man 12.000 Todte und Verwundete zählte gingen verloren. Während dieser unglücklichen Schlacht hatte Antonius seine geliebte Königin eingeholt, und war von derselben in ihr Schiff aufgenommen worden. Drei Tage lang brachte er in sinnloser Verzweiflung zu. Am Vorgebirge Tänarus hörte er die Besiegung seiner Flotte. Seine Landtruppen hatten noch auf seine Rückkehr gehofft, und die Uebergabe verweigert; doch er kam nicht, ihre Anführer verließen sie, und die braven Krieger mußten sich dem Octavian ergeben. Nun ging Antonius, als er auch dieses erfuhr, voll Verzweiflung nach Alexandrien. Von hier aus schickte er, und Cleopatra, Gesandte an den Octavian, um mit ihm zu unterhandeln; aber dieser gab gar keine Antwort darauf. Cleopatrens Gesandte hatten noch den geheimen Auftrag, dem Octavian ihr Reich anzubieten, worauf er ihr unter der Bedingung Gnade zusichern ließ, wenn sie ihm den Antonius auslieferte, oder ihn umbrächte. Dieser erfuhr es, und ging nun, mehr als je voll Verzweiflung, in sein einsames Schloß Timonium. Octavian nahm sodann Paretoneum und Pelusium, die beiden Schlüssel Aegyptens, in Besitz, und marschirte auf Alexandrien los. Antonius beschloß, sich zu vertheidigen. Einer seiner Ausfälle war glücklich, und jetzt sollte noch ein Treffen zu Wasser und zu Lande entscheiden. Allein auf Befehl Cleopatrens gingen Flotte und Reuterei zum Feinde über, und des Antonius Infanterie wurde geschlagen. Antonius selbst rettete sich nach Alexandrien. Hier hatte sich Cleopatra in einen längst zuvor ausdrücklich dazu erbauten Thurm begeben, und ihren Tod aussprengen lassen. Dies vermochte er nicht zu ertragen, sondern stürzte sich in sein Schwerdt. Zu spät gab sie ihm von ihrem Leben Nachricht; er ließ sich sterbend zu ihr bringen, und hauchte seinen Geist, der noch ganz Zärtlichkeit gegen die Undankbare war, in ihren Armen aus. Unter den drei Triumvirn war gewiß Antonius derjenige, der die meisten Talente und Verdienste hatte, ob er gleich kein Cäsar war. Sein Verderben aber war sein gränzenloser Hang zur Wollust, der seinen Körper, so wie sein Glück, zu Grunde richtete, und ihn zu den schändlichsten Lastern verleitete. Von seinen Söhnen mit der Cleopatra wurde der 2te

Alexander, vom Octavian im Triumphe aufgeführt, seine Tochter Cleopatra aber von der vortrefflichen Octavia erzogen, und mit dem König Juba von Mauritanien vermählt. Der jüngste Sohn der Fulvia, Antonius, genoß ebenfalls des Glücks, vom Octavian erzogen zu werden. Die Kinder der Octavia mit Antonius, waren zwei Töchter, Antonia die ältere und Antonia die jüngere. Erstere wurde mit dem C. Domitius Ahenobarbus, letztere mit des Augustus Stiefsohn, Drusus, vermählt, und war die Mutter des Germanikus, und des Kaisers Claudius, und Großmutter der Kaiser C. Caligula und Nero. Seinen Sohn Atyllus, den er mit der Fulvia gezeugt hatte, ließ Octavian hinrichten.

Antonius Musa, ein Freigelassener des Augustus, welchen er von einer gefährlichen Krankheit befreiete. Diese war eine Art von hartnäckigem Gichtflusse, mit Verstopfung und Auszehrung begleitet. Der Leibarzt des Kaisers, Aemilius, wollte das Uebel durch Schwitzen vertreiben, machte es aber dadurch noch ärger. Da kam Musa auf den glücklichen Einfall, die entgegengesetzte Kur zu versuchen. Das allgemeine Vorurtheil war freilich dagegen; aber der Zustand des Kaisers machte schon einen verzweifelten Versuch erlaubt. Musa verordnete nun eine erfrischende Diät, besonders Lattich zu essen, ließ ihn kalt trinken und fleißig mit kaltem Wasser begießen. Diese Mittel halfen so gut, daß Augustus in Kurzem wieder hergestellt wurde, und nachher noch 36 Jahre lebte. Musa erhielt zur Belohnung eine große Summe Geldes vom August, und vom Senat eine Statue und das Recht, einen goldenen Ring, wie die Ritter, zu tragen. Das kalte Wasser kam von der Zeit an sehr stark in Ruf. Auch Horaz bediente sich auf den Rath des Musa für seine bösen Augen der kalten Bäder mit gutem Erfolge.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d') geb. zu Vivarals, 1764. Seine geistigen Anlagen bildete er schon frühe unter dem berühmten Abbé, nachherigen Cardinal Maury zu einer Alles mit sich fortreißenden Beredsamkeit aus. Die erste Probe seines Talentes lieferte er in dem berüchtigten Mémoire sur les Etats généraux, leurs droits et la manière de les convoquer, 1788, einem Werke des wüthendsten Republikanismus, und der Fackel, welche den Brand der Revolution durch ganz Frankreich verbreitete. Gleichwohl schien er gar bald vom Revolutionsfieber genesen zu seyn; denn 1789, als Deputirter bei den Generalständen ernannt, nahm er die Vorrechte des Erbadels kraftvoll in Schutz, und stimmte für eine die Bürgerrechte festsetzende Constitution, wobei er zugleich das Veto als eine unerläßliche Stütze des Königthums erklärte. 1790 ging er nach Rußland und Wien mit diplomatischen Aufträgen, und von nun an leibte und lebte er ganz für die Partei der Bourbonen. 1798 hatte er das Unglück in Italien, wo er sich in einer Mission von Rußland befand, von Buonaparte verhaftet zu werden, gleichwohl gelang es seiner Gattin, der berühmten Opersängerin St. Huberti, Mittel zu seiner Entweichung zu finden. Jetzt kehrte er nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. als Staatsrath in diplomatischen Geschäften 1803 an den Dresdner Hof schickte; hier ließ er die bekannte Schrift wider Buonaparte, betitelt Fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos in Druck ergehen. Nicht lange nachher kehrte er zurück nach Rußland, wo es ihm gelang, die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens auszukundschaften; hiemit ging er nach England, wo er durch Mittheilung derselben im dortigen Ministerium sich den bedeutendsten Einfluß verschaffte. 1812 ward er mit seiner Gemahlin in einem Dorfe unweit London von seinem Bedienten, einem Italiener, ermordet. D'Antraigues war übrigens ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten und vorzüglichen Kenntnissen, aber sein unruhiger lebendiger Geist ließ ihn nie zu einer festen Consequenz in seinen Maximen gelangen.

Antrim, eine Grafschaft in der Provinz Ulster in Irland, am See Lough-Neagh, der das Holz in Stein verwandelt. 49 □Meilen groß, mit 145.775 Einwohner. Das Haus **Macdonald** führt seit 1620 den gräflichen Titel davon. Der Hauptort ist Belfast.

Antwerpen, eine Provinz im Königreich der Niederlande, die im Norden an Nordbrabant, in Osten und Süden an Südbrabant, im Westen an Ostflandern gränzt, den größten Theil der beiden vormaligen Provinzen Antwerpen und Mecheln, und auf 51½ □Meilen 249.376 Einwohner enthält. Das Land ist niedrig, wird von der Schelde und Nethe bewässert, und von mehreren Kanälen durchschnitten, ist vortrefflich angebaut und fruchtbar an Korn, Gartenfrüchten, Blumen, Flachs, Rübsaat, Obst, Rindvieh, Schafen ꝛc. Die Einwohner treiben besonders Leinweberei, Spitzenklöppelei und Handel. Die große und wohlgebaute Hauptstadt gleichen Namens an der Schelde, die bei der Stadt 1600 Fuß breit und sehr tief ist, da die Meeresfluth über die Stadt hinaufreicht, und bei derselben 12 Fuß hoch ist, — hat einen sehr guten und tiefen Hafen, der an 1000 Fahrzeuge faßt, eine 1568 von dem Herzog von Alba als ein Fünfeck an der Südseite der Stadt angelegte Citadelle und andre Festungswerke, 6 Thore, 24 öffentliche Plätze, 240 meistens breite und regelmäßige Straßen, 10.000 Häuser und 59.035 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Domkirche, die fünf Pfarrkirchen (in der Jacobskirche ist des 1540 hier gestorbenen **Pet. Paul Rubens** Grab), das Rathhaus, das Kaufhaus, das große Haus der Osterlinge (die Niederlage der alten Hanse), daß große Seearsenal oder die Schiffswerfte, die in ihrem mit einer hohen Mauer eingefaßten Raume ein Mastenhaus, eine Blockdreherei, eine Bildschnitzerei, Tauschlägerei, Segelmacherei, Schmiede, Böttnerei, ein Haus zur Bereitung des Krumholzes, und Magazine von allen Arten von Schiffsbedürfnissen umschließen; ein Militairmagazin ꝛc. Es ist hier ein 1559 gestiftetes Bisthum, das unter dem Erzbischof von Mecheln steht, und mit dem die Abtei St. Bernhard verbunden ist; eine Schiffahrtsschule, eine chirurgische Schule, eine Malerakademie, eine Akademie der Wissenschaften, eine Gesellschaft der Freunde der Künste (die sich der Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen angeschlossen hat), eine Bibliothek und Gemäldesammlung. Man findet hier Wollen-, Seiden-, Garn-, Tapeten-, Gold- und Silber-, Lakmus-, Stärke-, Spielkarten-, Tabak-, Barchent-, Siamoisen-, Hut-, kuhhaarner Fußdecken-, Buchdruckerschwärze- und Spitzenfabriken; Zitz- und Kattundruckereien, Leinwandbleichen, Diamant- und andre Steinschleifereien, Salz- und Seifensiedereien, Zuckerraffinerien ꝛc. Der noch immer erhebliche Handel wird durch die Kanäle, auf welchen die Schiffe aus der Schelde in die Stadt kommen, und welche die Stadt mit Brüssel, Mecheln und Löwen verbinden, und durch die Assecuranzcompagnie befördert. (1816 kamen 4402 Schiffe hier an, worunter 910 Seeschiffe, die übrigen waren inländische Fahrzeuge. Nach Spanien gingen die meisten inländischen Fabrikate ab. Die Zahl der Mäkler ist 1817 auf 100 bestimmt worden, worunter 25 Wechsel-, 60 Waaren-, 10 Schiffs-, und 5 Assekuranzmäkler). Die 3 von den Franzosen angelegten Bassins sind den Schiffen aller Nationen geöffnet; doch zahlen die niederländischen nur die Hälfte der Gebühren, und Schiffe unter 30 Tonnen oder die zum Fischfang bestimmten sind ganz vom Bassingelde frei. Aber ungleich größer war der Handel vor dem niederländischen Kriege mit den Spaniern: zu dieser Zeit war es nämlich, wo Antwerpen den Handel empfing, den die Ueppigkeit der flanderischen Städte verjagte, und unter **Carls V.** Regierung war diese Stadt die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und die geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz

aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Frelmessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei. (Zwei solcher Messen dauerten 40 Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.) Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Calekut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. (Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahin geschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.) Hierher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hieher. Hierher brachte die Hanse jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen. Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniß an, sich hier niederzulassen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Die Antwerpener Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig, während seiner glänzendsten Zeiten. 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. 1531 wurde die auf 43 marmornen Säulen ruhende Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Das fluthende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei- bisdrittehalbhundert Mäste erschienen öfters auf einmal in ihrem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief die Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch ihre Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deuschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauernkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accisen gewann die Regierung jährlich Mill. Von den Hülfsquellen Antwerpens können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die diese Stadt Carl V. zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden. 1576 plünderten die Spanier 3 Tage lang die Stadt, welche bald nachher nach einer Belagerung von einem Jahre 1585 vom Prinzen Parma erobert wurde. Der Münstersche Frieden von 1648 verschaffte den vereinigten Niederlanden die Unabhängigkeit, und unter andern Handelsvortheilen auch die Schließung der Schelde, vermöge der in der Folge keine Kauffahrtei- oder andern großen Schiffe in den Hafen von Antwerpen einlaufen durften. So zog sich die Handlung von Antwerpen nach Amsterdam. Zwar versuchte Kaiser Joseph II. 1785 die Aufhebung dieses Zwanges zu bewirken; aber er verlangte in dem am 20sten Sept. mit Holland geschlossenen Vergleich nur einige Erweiterung der Schifffahrt auf der Schelde für die östreichischen Niederlande. 1715 war hier zwischen Kaiser Carl VI. und den Generalstaaten der Barriertractat geschlossen. Nach den Siegen der Franzosen bei Jemappe 1792 und bei Fleurus 1794 kamen die Franzosen zum Besitz dieser Stadt, die sie sogleich die Schelde öffneten, bis 1814, wo der General Car-

not nach einer langen Blokade die Stadt durch die Alliirten zufolge des Pariser Friedens Antwerpen den Britten übergab. Hier sind die großen Maler Ant. van Dyk († 1660), die beiden Teniers, Segher, Crayer, Floris und Brill geboren.

Antwerpen (dessen Belagerung in den Jahren 1584 und 1585). Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von Beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier im vorletzten Dezennium des 16. Jahrh., welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, welcher sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb. Unter allen Städten Brabants war Antwerpen auch die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch die Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über 200.000 Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie doch bei Weitem am Meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten welche die Religionsfreiheit aufzuheben, und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde. So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewißermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, das sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlung hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Juli 1584 seine Macht zusammen, und rückte mit 10.000 Mann Fußvolk und 1700 Reitern von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern. Trotz den mannigfaltigen und fast unübersteiglichen Hindernissen, die sich hier seinem Plan entgegenstemmten, leuchtete es ihm ein, die einzige Macht, durch welche man hoffen könnte, die Stadt zu bezwingen, sey der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr für's Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu

erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden konnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte. Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen und Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel u. a. Plätze in Verbindung setzten, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquatirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen 3000 Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flanderische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen v. Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen P. E. v. Mansfeld übergeben, zu dem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden Letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabrök, im Lande Bergen ihren Posten. Einzelne detaschirte Korps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren. Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieffenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieffenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Fein-

den gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabrök, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen. Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herz. v. Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms welche in diesen Gegenden über 1200 Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antw. und seel. Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herz. v. Parma kannte seine Kräfte, und sein entschlossener Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit den Ingeniers, **Barocci** und **Plato**, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kaloo in Flandern und Ordani in Brabant zu erbauen, weil hier der Strom am Schmalsten ist und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zur Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde. Indem man im spanischen Lager zur Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen, und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr hinabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt.

Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließ wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erfoderlich geschienen. Die Stadt Gent, nun mehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erfoderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde. Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welches zu verhindern, der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte. Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, so bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen aus-

gießen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen 12.000 Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit sammt dem Weideland in Besitz genommen hatte. Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angränzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfleistung aufgefodert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte der Einwohner jährlich 300.000 Viertel oder Zentner Getreide erfodert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen, noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräthe aufkaufen, und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen, und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollten. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf 2 Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen. Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehn-

liche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug, und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Speculation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung ankaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und also den äußersten Fall im Ernste gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen chimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der 2400 Fuß breit, und wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über 60 Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um 12 Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird?" Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Masten von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war so breit, daß 8 Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um 1100 Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estacaden ein Raum von mehr als 600 Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hin-

durchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen. Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus der Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde u. Rupelmonde passirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten konnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kaloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen. Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei Weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa 5000 Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung ihren Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. 500 Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südsee, und die Maas mit dem Rheine verbanden. Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich 14.000 Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit

der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar. Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffwesen, der Kommerz und dergl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen, daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging. Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei Weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen wollten, ihrem Schicksale. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte. Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants

und Flandern, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeußerste kommen ließen. Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigne Billigkeit unmöglich gutheißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Pabste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Indessen wandten sich die Niederländer an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand. Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Auffoderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehn. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois, von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrü-

stung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Päße besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erfoderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte. Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwei und dreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede 66 Fuß lang und 20 breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Cabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen 20 Fuß von einander abstanden, und dem Strome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von 2400 Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begränzten, und außer den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt Jedes der zwei und dreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem 97 Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als 1500 Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten. Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus 33 Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je 3 und 3 mit Mastbäumen an

einander befestigt waren, so, daß sie 11 verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, 14 lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen: Schwimmer, bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von 40 Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten, und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten. Dieses bewunderungswürdige Werk war im März 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und Keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf v. Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnungen einer Zufuhr von der See und zu Land. Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog v. Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen." Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht in ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft: jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau,

mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln. Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedr. Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, daß er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer. Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate 3 große Schiffe von 150 bis 500 Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch 60 Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinandergebunden und mit hervorragenden Hacken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm 2 kleinere Schiffe von 70 bis 80 Tonnen, nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden. Mit diesen 2 Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der 5 Schuhe breit, vierthalb hoch, und 40 lang war. Diesen Kasten füllte er mit 60 Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zufiel und 6 Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Hacken, mit metallnen und marmornen Kugeln,

mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentl. Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch 32 Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so, daß sie endlich vom Schießen erschöpft, und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk von der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken, und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen. Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit derselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jakob Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schifferhaufen allzugeschwind hinter einander ablaufen, und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde. Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier, als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete, als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis

auf 2000 Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die 2 Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms, und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie sich selbst auf schon bereitgehaltenen Kähnen hurtig davonmachten. Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke nicht entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem Andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen. Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte, und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war, der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahete sich dem Herzoge von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte. Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten, und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hin-

ausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinandergesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, daß man nachher mehrere davon, 1000 Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als Alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. 500, nach Andern sogar 800, Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, Andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch Andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben; Viele von den Messern und Hacken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach der Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten u. Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde. Von den Ueberbleibenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Wirbelwind wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer, und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryßburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen

und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurch zuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren, welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffen eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, und kehrten unverrichteter Sache zurück, mit der Bothschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessern Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte sich die Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuern Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvor zu kommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popu-

larität angefeuert, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Structur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, daß derselbe im Nothfalle weggenommen, und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde. Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffes in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und foderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Plaiten, wie er sie Anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweiten Male auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweiten Mal die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keinesweges irre machen. Er rüstete aufs Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte; denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf's Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches Gianibelli nach Art des ersten, daß so gut operirt hatte, zubereitete, und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen. Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leyden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen

Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Prinz von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfall die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen, und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert. Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt, und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größten Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander 5 verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere von der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg, u. auf einem ganz andern Schauplatze. Die Niederländer hatten an mehrern Stellen ober- und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt; und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreiffen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher gemacht werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen über Antwerpen

aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich 500 seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt, und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der 16. Mai 1585 war zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen, sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm erstürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen. Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt, und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle eingeschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen. Früh Morgens, am 16. Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Ge-

rade dies war es, was der Feind beabsichtiget hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen, und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben. Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und stürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden, und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen, und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der St. Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaden abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der rings sie umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen gleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab; und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen. In

der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde, und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der St. Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maaße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen möchte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigner Person den Deich zu entsetzen. Von 200 spanischen Pionirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über 9 Schritte breit war, fochten gegen 5000 Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den

Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizuchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereiteiten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und indem der Eine sich auf die Schultern des Andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemy Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizuchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizuchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte. Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen. Denn die Fluth fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück, und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den

Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen auf dem Strande fest, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht, und mit sammt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben; und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als 30 Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit 150 Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an 13 verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen: Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung: Verlornes Geld, vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man, die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich

denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am 17. August 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren.

Anubis. Die ägyptischen Mythographen erzählen, Anubis sey der Sohn der Nephthys der Schwester und Gattin des Typhon, die ihn, da sie unwissend mit ihrem Bruder Osiris zusammen kam, erzeugte. Diodor dagegen giebt den Anubis als Begleiter des Osiris auf seinen Zügen an, welches offenbar späterer Zusatz ist, indem Plutarch den Anubis erst nach Osiris Tode geboren werden läßt. Der Name Anubis wird entweder von dem ägyptischen Nub, welches Gold heißt, oder von dem chaldäischen Anab, das Bellen bedeutet, abgeleitet. Die lateinischen Dichter geben ihm oft den Beinamen Latrator, und die Griechen nennen ihn Cynocephalos, eine Affenart, deren Gestalt das Ebenbild des Anubis ist, und deren Bedeutung Horapollo Lib. I, 14. angegeben hat. Nach diesem bezeichnet der Affe Cynocephalos, 1) den Mond, weil dieses Thier ein Vorgefühl von den Mondesphasen hat; 2) den Erdkreis, der nach der Eintheilung der Alten aus 72 Legionen bestand. Diese Affen nun sterben, sorgfältig in den Tempeln genährt, nur gliedweise ab, das letzte Glied nach 72 Tagen; 3) die Buchstaben, welche eine Art dieser Affen, welche zu den gelehrigsten gehört, versteht; diese Affenart ist nämlich dem Hermes heilig; 4) den aufgehenden Mond, und dann wird er stehend, mit dem königlichen Insigne auf dem Haupte, und die Hände gen Himmel hebend, abgebildet. Er scheint so der Sonne, dem Monde, den Lichtkörpern seine Huldigung zu bringen; 5) die beiden Aequinoktien, weil er um diese Zeit zwölfmal bei Tage und zwölfmal bei Nacht seinen Urin läßt, und jede Stunde einmal bellt, um die Stunden zu bezeichnen. Nachdem Creuzer, Symbol 1. p. 363. gesagt hatte, „daß, wenn Osiris ein großer Naturleib sey, wenn sich in ihm das einzelne Naturleben als Ganzes zusammen drängt, so sey im Hermes dargestellt das verkörperte geistige Leben, mithin das Selbstschauen, Denken, und das Lehren und Schreiben. Dieser Genius der höchsten Wissenschaften und Weisheit, an welchen die ägyptische und phönicische Sage den Ursprung und Reichthum aller Wissenschaften und Kunst anknüpfe, kommen unter verschiedenen Namen vor, als: Anubis, Thoth und Hermes;" so führt er, Symbol 1. p. 364. aus Jablonski vocc. p. 32, die Erklärung des Namens für golden, der Goldene an, und Anubis ist der Führer des Gestirns, das wir den Hundsstern nennen. Dieser Stern war für Aegypten der Stern des Heiles aller Jahre. Man betrachtete ihn als den Vorläufer der Nilfluth, und aus der Art seines Aufganges im Sommersolstitium entnahmen die Priester die Vorzeichen der Höhe der Fluth, und somit der Fruchtbarkeit des Jahres, das mit dem Aufgange dieses Sterns seinen wahren Anfang nahm. Also hing an jenem Heliakalaufgange des Hundssternes eine Summe von Hoffnungen und Befürchtungen, wofür jener siderische Hund der Zeichengeber war. Diese Beobachtung mußte sonach als Bedingung des ganzen priesterlichen Kalenders gelten, wodurch zugleich das wahre Jahr von 365 Tagen, mit Einschluß der fünf Zusatztage, statt des alten Mondesjahres, von den Priestern gefunden wurde. Zugleich wird uns aber hierüber noch ein Aufschluß von anderer Seite zu Theil. Um das Frühlingsäquinoktium tritt in Aegypten die heiße Jahreszeit ein; da würde Alles verbrennen, wenn nicht Sirius und mit ihm die rettende Nilfluth erschiene. Nun aber war ein Anubis das Schriftzeichen der Tagesgleichung. Wo nämlich die Sonne einen Uebergang macht, sich von der untern Welt zu uns erhebt, oder von den Bewohnern des obern Theiles sich entfernt und tiefer wandelt; an den beiden Uebergängen sollen poetische Wächter und Thürhüter aufgestellt werden, denen man den Kopf eines Hundes gab, weil die Wachsamkeit seine vorzügliche Ei-

genschaft ist. So dachten die Priester die Dinge zusammen, und auf diese Weise entwarfen sie die Hieroglyphe der beiden Gleichungen. Der Wächter am Thore zur untern Welt, an der Gleichung des Spätjahres, war Anubis der Dunkelheit; der andere, vermuthlich Anubis des Lichtes, auch Hermanubis. Jener ist es, den Nephthys aus der Annäherung des Osiris gebar. Dies Letztere heißt nun: Wenn die Sonne nach ihrem höchsten Standpunkte wieder sinkt, sich der untern Hemisphäre nähert, die Nachtgleichung. Aber es war auch noch ein Anubis der Wächter am Thore des Sonnenwegs nach oben, der Sonne im Steigen nach der Frühlingsgleichung. Allein Creuzer a. a. O. pag. 371 sagt: Sirius erscheint dem alten Aegyptier als der leuchtende, blitzende, brennende, aber auch als der bestimmende, fatalistische, eintheilende und ordnende Stern; er ist der Quell der Himmelskunde, der Zeiteintheilung, der Jahreskunde, das Unterpfand des Jahressegens. Die Sterne aber sind die himmlischen Thiere, die Heerden des Firmaments; der Hund ist ihr Wächter, sein Auge sieht Alles, seine Spürkraft durchdringt Alles. So steht Hermes, der Hundskopf, dem Stierkopf und der kuhköpfigen Isis als Wächter und Berather zur Seite. Der Kreis, welcher die Nephthys, d. i. was unter der Erde ist, und nicht gesehen wird, von der Isis, d. i. was über der Erde und sichtbar ist, trennt, doch beiden gemeinschaftlich ist, und beide berührt, und Horizont genannt wird, heißt Anubis, und ihm wird die Aehnlichkeit mit einem Hunde gegeben, weil der Hund bei Tag und Nacht gut sieht. Er scheint den Aegyptiern dasselbe zu gelten, was die Hekate den Griechen, indem er unterirdisch und himmlisch zugleich ist. Um indessen noch einiges Licht über diesen Anubis zu erhalten, ist zu bemerken, daß man im altägyptischen Kalender ein bürgerliches und ein natürliches oder agrarisches Jahr unterschied, und daß jenes nach zwölf Monaten, jeden zu dreißig Tagen gerechnet, mit fünf Zusatztagen eingetheilt wurde. Nun gab aber der Aufgang des Sirius im Sommersolstitium einen andern Jahresanfang, und Anlaßung zur Festsetzung einer größern Periode, der Sothisperiode von 1461 bürgerlichen Jahren. Bei der Voraussetzung nun, daß das Sommersolstitium auf den 1. Tag des 1. Monats (Thott, September, eigentlich Herbstgleiche) fiel, muß bald ein Mangel an Uebereinstimmung des bürgerlichen und des natürlichen Jahres eintreten, und die geheiligten Feste, da sie fixe Punkte in dem bürgerlichen Jahre hatten, mußten allmählig von einer Periode zur andern übergehen. Hiermit verbinden wir das, was Wagner, Ideen, pag. 267. auseinandersetzt. Hund und Cynocephalus deuten auf den Hundsstern; dieser ist Anubis, und begleitet die Isis, obgleich der spielende Mythus selbst wieder die Isis zum Hundssterne (Sothis) macht. Mit dem Aufgang dieses Gestirns begann der alte Aegyptier seine Jahresrechnung, und die älteste Jahresrechnung ruhete auf der Beobachtung des Mondes (Isis); die beiden alten Rechnungen hatten sich kombinirt, und so wurde Anubis bald Begleiter der Isis, bald mit ihr eins. Nach Horapollo I, 3. ist die Isisgestalt selber Symbol des Jahres. Daher spielen die Anubissymbole so sehr auf Zeitrechnung an; daher findet Anubis den Leichnam des Osiris, denn mit der Kanikularperiode war ein ganzer Jahrescyklus zu Ende, d. h. Osiris gestorben, und wurde mit dem Anfange der neuen Periode wieder gefunden. Der Hund ist also mit seinen Symbolen ganz chronologisch, und dieser Anubis ist auch der Hermes, von dem Plutarch sagt, daß er mit der Isis wandle, wie Horus (Orion) mit der Sonne. In dieser Parallele erscheint denn Horus als Jäger, und Anubis als Hund. Dem Anubis waren insonderheit die Hunde heilig, und wurden als dessen lebendiges Bild betrachtet. Daher wurde auch bei feierlichen Isisumgängen das Bild des Hundes vorgetragen. Sein Dienst war daher besonders in den Städten herrschend, wo die Hunde

für heilig angesehen wurden, z. B. zu Kynopolis und Hermopolis, wo die Hunde heilige Speise erhielten. Selbst des Anubis Name war so heilig, daß es ein Verbrechen war, ihn auszusprechen. Er blieb aber nicht allein in Aegypten, sondern kam mit der Zeit auch, da besonders die Römer dem ägyptischen Aberglauben huldigten, nach Rom, wo unter den spätern Kaisern ihm zu Ehren feierliche Umgänge angestellt wurden, welchen selbst die Kaiser beiwohnten. Er ward als ein Mensch mit einem Hundskopfe abgebildet, und er entweder selbst von Gold verfertigt, oder wenigstens das Gesicht desselben mit Goldblechen überlegt. Man findet auch noch alte Kunstwerke von ihm. S. Montfauc. T. II. P. II. p. 314. Gorlaei Dactyl. T. II. N. 386 sqq. Wilde gemm. ant. tab. 31. Am Merkwürdigsten aber ist eine Abbildung aus der Dactyl. Stosch. tab. 17. N. 113., welche Creuzer auf der ersten Kupfertafel zum ersten Bande seiner Symbolik, 2ten Aufl. Nro. 5 gegeben hat. Anubis stehend, mit der ausgestreckten Rechten den jungen Horus (die personificirte Sommersonnenwende) tragend, während er in der Linken ein Wassergefäß hält.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), erster Geograph des Königs, Pensionär der Akademie der Inschriften und schönen Künste, geboren zu Paris im Jahre 1697, sowohl durch seine Sanftmuth, die Einfachheit seiner Sitten, als durch seine Kenntnisse geschätzt und berühmt. Eine Landkarte, welche ihm als zwölfjährigen Knaben in die Hände fiel, weckte in ihm die Neigung für die Länderkunde. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römischen Geschichtschreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für diese Beschäftigung eine wahre Leidenschaft. Da er den Quintus Curtius las, waren es nicht die Heldenthaten Alexanders, die er suchte, sondern die Schlachtfelder seiner Siege. So erwarb er sich die umfassendsten Kenntnisse in der Geographie. Er wurde durch sie bald den ersten Gelehrten bekannt. Seine Thätigkeit ging so weit, daß er in diesem 50 Jahre hindurch täglich 15 Stunden arbeitete. Schon in einem Alter von 22 Jahren erhielt er die Bestellung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Masse seiner Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und erwarb sich dadurch jenen so feinen Takt, der einem Instinkt gleicht, der aber bei d'Anville das Resultat scharfsinniger, mit Berücksichtigung aller Umstände gemachten Combinationen war. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetste Platz, und durch eine Art von Wunder sind die meisten seiner Meinungen und Vermuthungen durch spätere Untersuchungen an Ort und Stelle selbst bestätigt werden. Unter seinen vielen Karten für die alte Geographie verdient vor allen seine Karte von Aegypten der rühmlichsten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, sein Orbis romanus sollten in den Händen Aller seyn, welche die alte Geschichte lesen; so auch seine Karten von Gallien, von Italien, und jene von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derselben Länder für die mittlere Zeit. Auch seine Karten der neuern Zeit leisten Alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel darboten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Erst im 78. Jahre seines Alters wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften; eine Ehre, die er wohl früher verdient hätte, wenn diese Gesellschaft mehr als eine Stelle für einen Geographen gehabt hätte. Er starb 1782.

Anwartschaften sind Jahrrenten, die erst nach einer gewissen Anzahl Jahren oder nach dem Absterben einer Person oder nach einem besonders eintretenden Fall beginnen. Wollte man nun z. B. den gegenwärtigen Werth einer Jahrrente auf eine gewisse Anzahl Jahre finden, die jedoch erst nach Verlauf einer gewissen Zeit angehen soll, so ziehe man vom Werthe einer Jahrrente der ganzen Zeit den Werth der Jahrrente, wann solche angehet, ab.

Anweiler, Stadt und Cantonsitz im bairischen Rheinkreise, an der Queich, aus der hier der queichische Kanal nach dem 3¼ Stunden entfernten Landau geführt worden, mit 300 Häusern und 1841 Einwohnern, die Woll- und Lederfabrikate betreiben. Nicht weit davon sind die Ruinen des von Kaiser Friedrich dem Rothbart erbauten Schlosses Triefels vorfindlich, auf dem König Richard Löwenherz von England gefangen saß. Die Stadt war ehemals eine Reichsstadt, ward aber 1330 von Kaiser Ludwig IV. an die Pfalzgrafen versetzt, und nicht wieder eingelöset.

Anxur, der volskische Name einer berühmten Stadt der Volsker im alten Latium, von den Griechen und Römern Terracina genannt. Ersteren Namen erhielt sie vom Gotte Anxur, dem Jupiter der Volsker, der hier einen Tempel hatte, und in Knabengestalt abgebildet wurde, folglich dem Vejovis der Römer sehr ähnlich war. Drei Milliaria von Anxur war der Tempel, Hain und Quell der Feronia, einer andern einheimischen Göttin des alten Italiens, die nach Einigen eine Nymphe, nach Andern Anxurs Gemahlin gewesen seyn soll. Von Dionys. II. 49. III., 32 wird sie zu einer griechischen Gottheit gemacht, und Antephora genannt. Er sagt von ihr, sie wäre von Spartanern, welche sich Lykurgs Gesetzen nicht unterwerfen wollen, und sich hierher begeben hätten, mitgebracht worden. Die Stadt Anxur lag hoch, und hatte gesundes Wasser. Man findet noch jetzt Ruinen davon bei dem heutigen Terracina. Anxur wird auf Münzen als ein Knabe, sitzend auf einem Throne, in der Hand einen Scepter und eine Schaale haltend, vorgestellt; auf Gemmen sieht man den Jupiter als jungen unbärtigen Anxur. In der Stosch'schen Sammlung, nach Schlichtegroll, findet sich eine Glaspaste, den Jupiter Anxur darstellend, nackt, den linken Arm umwickelt; in der Linken hält er einen Schaft, in der Rechten drei Blitze, daneben den Schild und Adler zu seinen Füßen. Man vergleiche hier Creuzers Symbolik II. p. 485. Es liegt auch hier wieder die durchs ganze Alterthum herrschende Idee von periodisch zürnenden oder verfinsterten Naturgottheiten zum Grunde.

Anytus, ein wegen seines Reichthums und seiner dem Staate geleisteten Dienste, sehr angesehener Bürger in Athen, der nach und nach die ersten Würden bekleidete. Er war ein eifriger Vertheidiger der Demokratie, und wurde deßwegen unter der von Lacedämon eingeführten Oligarchie von den 30 Tyrannen sehr verfolgt. Unter seiner und Thrasybuls Anführung kehrten die geflüchteten Bürger nach Athen zurück, vertrieben die Tyrannen, und führten die alte Regierungsform wieder ein. Mit Sokrates stand er lange im besten Vernehmen, ersuchte ihn auch, seinem Sohne Unterricht zu ertheilen. Diesem Sohne hatte er die Besorgung einer Fabrik übergeben, welche sehr viel eintrug. Ein solches Gewerbe war indessen für den Sohn eines solchen Mannes gar nicht schicklich, und stimmte auch nicht zu dem Charakter des Jünglings. Sokrates stellte dies dem Vater vor, welcher es aber so übel nahm, daß er seinem Sohne allen Umgang mit Sokrates untersagte. Dieser erste Grund zu Anytus Feindschaft gegen Sokrates wurde noch durch folgenden Vorfall vergrößert. Anytus wohnte einem Gespräche bei, das Sokrates mit seinem Freunde Menon über die Frage führte, ob Erziehung im Stande sey, Talente und Herzensgüte dem, welchem die Natur diese Vorzüge versagt habe, zu geben? Anytus war nicht von dem Vorwurfe frei, die Erziehung seines Sohnes vernachlässiget zu haben; daher fand er in dem fortgesetzten Gespräche des Sokrates über die Materie Mehreres, was er auf sich anwenden konnte, worüber endlich sein Unwille so gereizt wurde, daß er ausrief: „Du sprichst von Andern mit unerträglicher Dreistigkeit. Glaube mir, sey zurückhaltender; hier mehr, als anderswo, ist es leicht, wenn man will, Gutes und Böses zu erzeigen: das

mußt Du ja wissen." Außer diesem Vorfall wurde Anytus Erbitterung auch noch durch politische Betrachtungen vergrößert. Vor Kurzem nämlich erst war die demokratische Partei in Athen wieder Sieger über die Aristokraten geworden; aber doch stand sie immer in Furcht, ihrer Macht noch einmal beraubt zu werden, und haßte und scheuete daher alle diejenigen, welche ihre Gegner einigermaßen zu begünstigen schienen. Dieses schien nun auch bei Sokrates der Fall zu seyn. Ja, die Volksschmeichler stellten ihn sogar als den Gefährlichsten von Allen dar, weil er der Aufgeklärteste wäre, und unaufhörlich der athenienſischen Jugend Grundsätze einzuprägen suchte, welche der Verfassung zuwider liefen. Er habe gesagt, es sey unsinnig, die Aemter und die Leitung des Staats Personen anzuvertrauen, die ein blindes Loos aus dem großen Haufen erwähle, außerdem sey der aristokratische Alcibiades sein Schüler und Freund gewesen, desgleichen Critias und Theramenes, die Hauptpersonen unter den 30 Tyrannen. Diese Punkte wollte man aber nicht zum vornehmsten Gegenstande der Klage machen, um nicht beide Parteien aufs Neue gegen einander aufzubringen; auch war Sokrates deßwegen noch nicht strafbar, wenigstens nicht in dem Grade, als man es wünschte, weil die Klagepunkte sich auf bloße Reden gründeten. Anytus entwarf daher einen andern Plan, sich zu rächen; einen Plan, welcher den Sokrates ganz stürzen mußte, sobald er gelänge, und dieser bestand darin, den Sokrates als Religionsverächter anzuklagen. Das Volk hegte schon lange den Glauben, daß alle Philosophen mehr oder weniger dieses seyn müßten, und es war immer sehr bereitwillig, diese Klagen anzunehmen, und mit parteiischer Strenge darüber zu urtheilen. Anytus Gehülfe bei diesem Unternehmen war der Staatsredner Lycon, ein Mann von dem größten Einflusse bei dem Volke, und Beide bedienten sich wieder eines gewissen Melitus, eines elenden Dichters, als Werkzeugs zu ihrem boshaften Plan. Wie dieser den Feinden des edlen Mannes wirklich glückte, davon siehe den Artikel Socrates. Als die Athenienser nachher den Tod dieses ihres Mitbürgers zu bereuen anfingen, wurde Anytus verbannt.

Anziehung, Attraction, eine Grundkraft der körperlichen Materie, wodurch sich Körpertheile und Körper im Ganzen gegenseitig zu vereinigen streben. Man muß sich auch jeden Körper, bevor er zertheilt wird, durch diese Kraft zusammengehalten vorstellen, selbst eine Hand voll Staub, vor seiner Zerstreuung durch den Wind. Sie ist also Ursache des körperlichen Zusammenhangs. Die Gewalt, womit eine Kanonenkugel abgeschossen wurde, besiegt anfangs eine Zeitlang die Neigung der Kugel, sich der Erde zu nähern, so wie zugleich den Widerstand der Luft (d. i. die Gewalt, womit die Lufttheilchen sich gegenseitig anziehen). Bald aber bekömmt die Anziehung der Kugel zur Erde die Oberhand über jene durchs Schießpulver ihr mitgetheilte Kraft, die Kugel fällt im Verhältnisse ihres Gewichts mit mehr oder weniger (und zwar beschleunigter) Geschwindigkeit, vorausgesetzt nämlich, daß ihr Gewicht specifisch groß genug sey, den Widerstand der Luft auch jetzt zu überwinden, denn außerdem bleibt sie, dem federartigen Distelsamen gleich, in der Luft schweben. Was man hier Gewicht nannte, wird in der Naturlehre mit Schwerkraft, Gravitation, bezeichnet, auch darunter zugleich die Eigenschaft der Körper verstanden, wodurch sie dem Mittelpunkte der Erde zuzueilen streben. Einige Tropfen Flüssigkeit werden von einer Glastafel, worauf man sie setzte, sich schnell in ein darauf gelegtes Stück Zucker einziehen, und also in die Höhe steigen, weil beide Dinge gegenseitige Anziehung äußern. Eben so steigen Flüssigkeiten in hineingestellten Haarröhrchen (von haarfeinem Durchmesser) höher, als ihr äußerer Spiegel steht. Zwei halbe Bleikugeln, mit gegenseitig polirten Flächen, hängen, zusammengedrückt, an einander fest; dasselbe bemerkt man an Metallplatten und

Quecksilber. Auf Wolle geriebenes Siegellack oder Harz zieht leichte Körper, wie Papierstreifen, an. Die Anziehung des Magnets gegen das Eisen ist bekannt. Wasser, nachdem es einige Zeit auf Galläpfeln gestanden hat, nimmt Gallussäure und Gerbestoff daraus auf. Wasser und Eisenvitriol geben ebenfalls leicht ein gleichförmiges Gemisch. Beide sind fast wasserhell, gießt man sie aber zusammen, werden sie augenblicklich schwarz; zugesetzte Salpetersäure, d. i. Scheidewasser, macht die Schwärze, bis auf einen kleinen Bodensatz, verschwinden, die aber sogleich durch Potaschenauflösung wieder hergestellt werden kann. Auf so verschiedene Weise äußert sich die Anziehung. Das Eisen des Vitriols hat viel Anziehung zur Gallussäure, beide Stoffe vereinigen sich zu einem schwarzen Produkt; zugesetzte Salpetersäure übertrifft dagegen die Gallussäure an Anziehungskraft, lös't das Eisen auf, und macht es unsichtbar; Alkalien aber scheiden endlich, wegen stärkerer Anziehung, das Eisen von der Salpetersäure, welches wieder in seine vorigen Verhältnisse tritt, und sich mit der Gallussäure abermals zum schwarzen Produkt (Tinte) vereinigt. Jede dieser Anziehungen hat ihren eigenen Namen. Jene, mittelst welcher die Kanonenkugel der Erde zueilt, heißt Schwerkraft oder Centripetalkraft. Die Bleikugeln, das Quecksilber mit der Metallplatte, und Wasser in den Haarröhren äußern Cohäsion; Siegellack äußert elektrische, und der Magnet magnetische Anziehung. Endlich folgt die chemische Anziehung oder Affinität, Verwandtschaft; wovon die des Wassers und Eisenvitriols die einfache oder mischende Verwandtschaft; die des Eisens im Vitriole gegen die Gallussaure die einfache Wahlverwandtschaft ist; denn die Gallussäure wählt zwischen Eisen und der Vitriolsäure; und die des Alkali's ist eine doppelte Wahlverwandtschaft, weil vier Körper: Eisen, Salpetersäure, Alkali und Gallussäure, unter einander wählen, und doppelte Produkte zu Stande kommen. Göthe hat die Theorie der Wahlverwandtschaften in psychologischer und sittlicher Hinsicht in seinem berühmten Romane: die Wahlverwandtschaften, dargestellt.

Anziehungskraft, s. Cohäsion.

Anziko, Ancico, Micoco, ein mächtiger Negernstaat im innern Südafrika, mitten unter der Linie, reich an Erzen und Sandelholz. Die Einw., zu den Schaggas gehörend, sind muthig, aber sehr roh; die Gefangenen verkaufen oder schlachten sie, und verkaufen ihr Fleisch auf Märkten. Sie verfertigen Pflanzenzeuge, und verkaufen Sklaven und Elfenbein nach Congo gegen europäische Waaren und Salz. Sie stehen unter einem Makoko oder Könige, dessen Residenz Monsol heißen soll.

Aod, ein junger, muthiger, feuervoller und treuer Anhänger des mosaischen Gesetzes, aus der Zunft Benjamin. Er unternahm es, Eglon, den abgöttischen Moabiterkönig, zu tödten, und so das hebräische Volk vom Joche der grausamsten Knechtschaft zu befreien, in welchem es während 18 Jahre geschmachtet hatte. Seine Mitbürger nämlich hatten ihn an Eglon mit Geschenke abgesandt, um diesen zu einiger Milderung ihres harten Schicksals zu bewegen. Aod fand Gelegenheit, mit dem hartherzigen Könige allein in seinem Kabinette zu bleiben, wo er ihm denn ein zweischneidiges, ellenbogenlanges Stilet in den Leib stieß. Jetzt entfernte er sich, und benachrichtigte seine Zunftgenossen von dieser That; diese griffen zu den Waffen, schlugen die Moabiten in die Flucht, oder hieben sie in Stücke, und wählten Aod, ihren Befreier, zum Richteramte 1325 v. Chr. Aods Regierung war lang, und glücklich für sein Volk.

Aosta, Aouste, die Hauptstadt des sardinischen Herzogthums gleichen Namens in Piemont, an der Vereinigung der Doria, Balta und Bontaggio mit 5553 Einw. und einer Cathedrale, Reste und Ruinen eines röm. Amphitheaters und Triumphbogens.

Apanage, Erbgehalt, Abfindung, ist der standesmäßige Unterhalt, welcher von dem regierenden Herrn in Ländern, wo das Recht der Erstgeburt eingeführt ist, den jüngern Söhnen und Verwandten des Regentenhauses ausgesetzt wird. Das Wort Apanage kommt von dem Lateinischen panis her, woraus man im Mittelalter apanare, d. h. Alimente reichen, gebildet hat. Die Größe der Apanage wird nach dem Stande des Erstgebornen, und dem Betrage der Landeseinkünfte bestimmt, und ist daher nicht immer dem Pflichttheile gleich; bisweilen ist sie auch durch die Observanz des Landes, oder durch Testamente, Familienverträge, Recesse u. s. w. festgesetzt. Sie besteht entweder in baarem Gelde und in Naturalienlieferungen (apanagium), oder in einem gewissen Landestheile (paragium), von welchem die nachgebornen Herren bloß die Einkünfte, jedoch ohne landesherrliche Hoheit, genießen, wie vormals die ausgestorbenen sächsischen Häuser Weißenfels, Merseburg und Zeiz. Die auf diese Art abgefundenen oder apanagirten Personen behalten den Rang und Titel ihres Hauses, und sind auch beim Abgang der ersten Linie erbfähig. Als das Erstgeburtsrecht eingeführt wurde, und die schädlichen Landertheilungen aufhörten, war es nothwendig, den nachgebornen Herren einen standesmäßigen Unterhalt an Geld oder Land anzuweisen. Die Töchter apanagirter Herren haben das Recht, bei ihrer Verheirathung die sogenannte Prinzessin- oder Fräulein-Steuer zu fodern.

Apathie ist die Gefühllosigkeit, gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Eindrücke der Leidenschaften, worin nach der Lehre der Stoa die höchste Glückseligkeit besteht. Ist die Apathie mit hinlänglicher Seelenstärke verbunden, so ist man, wenn gleich kein wirklicher Weiser, doch aber in dem glücklichen Falle, es leichter zu werden, als ein Anderer. Im entgegengesetzten Falle ist Apathie diejenige Unempfindlichkeit, die sich jeden Schmerz ohne Unterschied gefallen läßt.

Apaturia, die Betrügerin, ein Beiname, den Venus erhielt, die in Phanggoria, einer Stadt der Scythen, einen Tempel Apaturum hatte. Man erzählte den Ursprung des Namens so: Im Gigantenkriege habe sie sich in eine Höhle versteckt, aber den Herkules zu sich genommen. Dann wären von ihr durch Liebkosungen verschiedene Giganten in diese Höhle gelockt, von Herkules aber getödtet worden.

Apel (Johann August), geboren zu Leipzig 1771, stammte aus einer angesehenen Familie, studirte zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, Naturwissenschaft und Philosophie, ward 1795 Doktor der Rechte und späterhin Rathsherr. Er starb 1816. Apel war ein vielseitig gebildeter Literator; er hatte sich in dem ganzen Cyklus der Wissenschaften umgesehen, und seine Forschungen nach allen Seiten in dem weitumfassenden Gebiete der Natur mit dem glücklichsten Beoachtungsgeiste gewandt. Die Leipziger und Jenaer Literaturzeitungen haben uns manche schöne Probe seiner philosophischen Aufsätze geliefert, so wie er sich durch seine Cicaden, durch den mit so vielem Beifall aufgenommenen Freischützen, durch seinen Polyidos, die Aitolier und Kallirrhoe, endlich noch durch seinen Themistokles, und seinen Herakles in Lydien der gelehrten Welt als Meister in der lyrischen und dramatischen Poesie beurkundet, und dadurch bewiesen hat, daß er die Schaubühne der Griechen so gut, wie die neuere, mit tiefem und richtigem Forscherblicke aufzufassen und sich anzueignen, und mit freier, gewandter und meisterhafter Feder wieder zu geben gewußt hat. Allein diesen trefflichen Erzeugnissen seines Geistes hat Apel endlich durch seine Metrik die Krone aufgesetzt; ein Werk, über dem er 10 Jahre gearbeitet hat, und das stets den Dank und die Hochschätzung der Nachwelt verdienen wird, so lange seltener Fleiß, rücksichtslose Liebe zur guten Sache,

und ausdauernde Geduld nicht aufhören werden, die Achtung richtig sehender und nur für das Gute eingenommener Menschen davon zu tragen.

Apelles, der berühmteste Maler des Alterthums, ein Sohn des Pythius, und Schüler des Pamphilus, geboren und gestorben auf der Insel Cos, blühte in die ersten Hälfte des 4ten Jahrh. vor Chr. Nur von der Hand dieses großen Künstlers wollte Alexander der Große gemalt seyn; ihn überhäufte er mit Belohnungen, und mit den schmeichelhaftesten Beweisen von Freundschaft. Nicht nur sein großes Malergenie, auch seine feine, sanfte, liebenswürdige Manieren, in denen sich sein ganzer Charakter aussprach, nahmen jenen großen Eroberer so für ihn ein, daß er ihn oft in seiner Werkstätte besuchte, um sich sowohl an seinen Kunstprodukten, als auch an seinem Umgange einen Genuß zu verschaffen. Nach Alexanders Tod ging er nach Aegypten, wo er aber bei Ptolemäus, dem Könige, keine so freundliche Aufnahme fand. Einst hatte ihn auf einer Seereise ein Sturm auf die Küsten von Alexandrien geschlagen; seine Feinde am Hofe erfuhren es, und um ihm zu schaden, schickten sie Jemand im Namen des Königs zu ihm, der ihn nach Hofe zur Tafel einladen sollte. Apelles wunderte sich zwar hierüber, stellte sich aber doch zur bestimmten Zeit ein. Sobald ihn der König gewahrte, fragte er ihn zornig: Wer ihn eingeladen habe? Apelles, betroffen, wußte keine Antwort zu geben, nahm aber stillschweigend eine Kohle, und zeichnete das Gesicht dessen, der ihn geladen hatte, so treffend an die Wand, daß ihn der König auf der Stelle erkannte. Indessen da sein Aufenthalt in Aegypten ihm nur Verdruß bereitete, so ging er nach Ephesus; hier verfertigte er sein berühmtes Gemälde: die Verläumdung, das schönste Meisterwerk des Alterthums. Plinius der Naturkundige, der des Apelles Werke im Einzelnen erwähnt, bewundert unter andern noch das Portrait des Antigonus, im Profil gemalt, um die eine Seite des Gesichts dieses Fürsten, der ein Auge verloren hatte, zu verbergen. Eben so spricht er mit Ruhm über seine Venus, aus dem Meere emporsteigend, welche Antipater aus Sidon in der Anthologie so schön schildert:

> Sieh, von Apelles Pinsel erzeugt, ein treffliches Kunstwerk:
> Cypria, wie sie dem Schooß purpurner Wellen entsteigt!
> Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
> Und das schäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
> Pallas spricht nun selber und Zeus erhabne Gemahlin:
> Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt.

Auch seine Gemälde: Alexander, die Victoria, und Fortuna, und besonders einen Gaul, der so richtig getroffen war, daß die Stuten bei dessen Anblick wieherten, preiset jener gelehrte Kunstrichter. Die Alten räumten Apelles unter allen ihren Malern den ersten Platz ein, sowohl rücksichtlich seiner Erfindung, als auch der Grazie seines Pinsels. Sein Farbenauftrag war so delikat, daß Protogenes, ein berühmter Maler von Rhodos, als er einst bloß einige Pinselstriche auf Tuch erblickte, auf der Stelle erkannte, daß sie nur von Apelles herrühren konnten. Dieser große Künstler ließ keinen Tag vergehen, ohne wenigstens etwas davon seiner Kunst zu widmen; daher entstand das Sprichwort: kein Tag ohne Strich. Apelles soll seine Arbeiten stets an seiner Thür zur Schau hingestellt haben, um die Fehler daran gewahr zu werden. Eines Tags machte ein vorübergehender Schuster seine Kritik über die Fußbedeckung einer seiner Figuren, und Apelles verbesserte den Fehler auf der Stelle. Als aber dieser Schuster seine Kritik auch über andere Theile des Gemäldes wollte ergehen lassen, erwiederte er ihm sogleich: Schuster! bleibe bei deinem Leisten. Ein Künstler zeigte ihm einst eine Venus, in prachtvollen Gewändern gemalt, und fragte ihn mit viel Zufriedenheit, was ihm davon dünke? „Ich

sehe wohl, erwiederte Apelles, du hast deine Venus nicht schön geben können, du hast sie aber doch reich dargestellt. Dieser Künstler setzte immer auf den Rand seiner Gemälde, wie vollendet sie auch seyn mochten, das Wort „Er machte.“ Hierdurch wollte er andeuten, daß er sie noch nicht für vollkommen hielt. Nur von dreien seiner Gemälde hegte er diese Meinung, und darum setzte er auf den Rand derselben.“ Er hat gemacht. Das erste davon stellte Alexander den Großen vor, haltend in seiner Hand den Blitz des Jupiters; das zweite war die eingeschlafene Venus, das dritte die Venus, wie sie aus dem Schooße des Meeres hervorgeht. Apelles erfand das Mittel, den natürlichen Farben das gar zu Helle durch Beimischung von Talkstein, oder einer Art von Kreide zu benehmen. Er war der allererste Physiognomienmaler, und erkundigte sich fleißig über die Sitten und Neigungen seiner Personen. Seine Gemälde sind bis zu 100 Talenten (das Talent, nach Barthelemy zu 5400 Liv. geschätzt) verkauft worden. Er brauchte bei seinen Arbeiten nur 4 Farben, wie alle Maler des Alterthums; aber er wendete dabei ein gefärbtes, auf eine besondere Art zubereitetes Wachs an (Enkaustik, s. d. Art.); hierdurch wurden sie zugleich gegen den nachtheiligen Eindruck der Luft und des Staubes gesichert. Gern erkannte er das Talent anderer Maler an, und sagte: Asklepiodorus übertreffe ihn in dem Ebenmaße, und Amphion in der Anordnung der Gemälde. Drei Abhandlungen über seine Kunst hat er geschrieben, die aber leider für uns verloren gegangen sind.

Apenninen, ein großes Gebirge, das 44° 12′ N. B. an den Meeralpen in Frankreich anfängt, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien fast in 2 gleiche Theile theilt. Es mißt in der Länge mit seinen Krümmungen 180 Meilen, entläßt die Nebenäste Montagnola, Montagnata, Lora, die Felsenkette von Sorrento, und den Gargano, besteht aus Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Basalt und Lava, und ist bis an seine Gipfel mit Bäumen bewachsen; nur im Königreich Neapel ist es kahl und waldlos, bewahrt den Schnee bis in die wärmere Jahreszeit hinauf, endigt sich in den Vorgebirgen Spartiventi, Nizzuto und Leuca oder Finisterrä, und hat viele hohe und steile Felsenberge, z. B. den Gran Sasso d'Italia, 8255 Pariser Fuß über dem Meere. Durch dieses Gebirge führt im Herzogthum Genua der berühmte enge Paß Bochetta (s. d. Art.). Von ihm hatte ein franz. Departement den Namen, das den östlichen Theil des Gebiets von Genua, und den Bezirk Bobbio vom Herzogthum Parma begriff, auf 44 □Meilen (1810) 214.746 Einwohner, und Chiavari zur Hauptstadt hatte.

Apfelsäure wurde zugleich mit der Citronensäure von Scheele, bei seinen Untersuchungen der sauren Pflanzensäfte entdeckt. Sie findet sich am Häufigsten im Safte unreifer saurer Aepfel, in den Berberisbeeren, Schlehen, Vogelbeeren und Fliederbeeren, mit sehr wenig Citronensäure verbunden. Zu gleichen Theilen mit Citronensäure ist sie enthalten in den Stachelbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren, der Frucht des Weißdorns, in den Kirschen, Moltbeeren, Erdbeeren und Himbeeren. In Verbindung mit Ameisensäure findet sie sich in den Ameisen, und mit Kalk in den meisten Pflanzensäften. — Um die Apfelsäure zu gewinnen, sättigt man Aepfelsaft mit kohlensaurem Kali, filtrirt das gesättigte Salz, und fällt es mit Bleizucker, wobei das Blei sich mit der Apfelsäure vereiniget, und sich mit ihr niederschlägt. Das apfelsaure Blei wird mit verdünnter Schwefelsäure zerlegt, wobei die Apfelsäure sich abscheidet, und dann durch Abdampfung concentrirt werden kann. Auch kann man sie erhalten, wenn man den Saft

des Hauslauchs (Sempervivum tectorum), welcher sehr viel apfelsauren Kalk enthält, mit Bleizucker niederschlägt, und den erhaltenen Niederschlag mit Schwefelsäure zerlegt. Die beste Art, die Apfelsäure rein und in hinlänglicher Menge zu erhalten, wurde vor einigen Jahren von Donovan erfunden. Man sammelt gefrorene Vogelbeeren ein, preßt den Saft aus ihnen aus, kocht diesen wie gewöhnlich auf, und klärt ihn mit etwas Hausenblase, und digerirt ihn dann mit kohlensaurem Blei, was in kleinen Gaben zugesetzt wird, so lange, als noch ein Aufschäumen entsteht. Dabei bildet sich apfelsaures Blei, welches in kaltem Wasser sehr schwer löslich ist, und zum größten Theile ungelöst bleibt, und wovon das wenige Aufgelöste sich wieder absetzt. Dieses erhaltene apfelsaure Bleioxyd wird einige Male mit kaltem Wasser ausgewaschen, um den etwa noch zurückgebliebenen Vogelbeersaft davon zu entfernen. Man kocht es hierauf mit destillirtem Wasser, und filtrirt die Lösung, sobald sie gesättiget ist, noch kochend heiß, woraus nachher beim Abkühlen das Bleisalz in weißen, silberglänzenden Schuppen anschießt. Das ungelöste kocht man mit einer neuen Portion Wasser, und läßt es abkühlen. Die erste Solution, aus welcher sich die Krystalle bereits abgesetzt haben, ist gewöhnlich etwas geiblich, und wird daher weggethan; die andere hingegen ist farbenlos, und wird zu Auflösung neuer Gaben des noch nicht aufgelösten Salzes benutzt, um das Salz nicht verloren gehen zu lassen, was nach jedem Anschießen in der Mutterlauge zurückbleibt. — Um die erzeugten Krystalle recht vollkommen rein zu erhalten, müssen sie noch einmal umkrystallisirt, und deßhalb in kochend heißem Wasser aufgelöst werden, wobei man sich wohl in Acht nehmen muß, daß man nicht zu viel Salz auf einmal in das kochende Wasser bringt, weil das Ungelöste sonst auf dem Boden des Gefäßes schmilzt, sich am Glase fest ansetzt, und bei verstärkter Hitze leicht braun werden kann. — Das erhaltene Bleisalz wird nachher zu einem feinen Pulver gerieben, und mit Wasser vermengt, in welches man einen Strom von Schwefelwasserstoffgas hineinleitet. Man erhält dadurch Schwefelblei, die Apfelsäure aber wird im Wasser gelöst, und kann durch Abdämpfen bei gelinder Wärme daraus gewonnen werden. Zuletzt bildet sich ein gelblicher Syrup, welcher krystallisirt. Die krystallisirte Apfelsäure läßt sich sublimiren, und giebt dabei weiße Nadeln, wird aber doch dabei zum Theil zerlegt. Sie ist in diesem Zustande noch wenig untersucht worden, und man hat sie erst durch diese Bereitungsweise rein erhalten können.

Aphon (C. M. A. d'), geboren zu Montbrison im Dep. Rhone und Loire 1722, widmete sich erst dem Kriegsdienste und dann dem geistlichen Stande. Seine Tugenden und sein glühender Eifer für die Religion beförderten ihn zum Bischof von Dijon und später zum Erzbischof von Auch. Er zeichnete sich durch die edelsten, menschenfreundlichsten und liebenswürdigsten Thaten aus, und war der Armen Stütze, der Unglücklichen Trost, und der Schwachen Stärke. Er starb 1783 unter den Segnungen seines ganzen Kirchensprengels. Die Pastoralinstruktionen dieses würdigen Prälaten sind voll von jener Salbung, welche alle seine Reden auszeichnen.

Aphrodite, gleichbedeutend mit der Liebesgöttin Venus oder mit Aphrogeneia; bedeutet im Griechischen so viel als Schaum, und die Mythe erzählt, Venus sey aus dem Schaume des Meeres entsprungen. Aphrodisia war ein in Griechenland, zu Ehren der Venus gefeiertes Fest, welches namentlich auf der Insel Cypern mit großem Pompe begangen wurde.

Apicius. Unter diesem Namen kommen mehrere Römer in der Geschichte vor, die, der Sittlichkeit zum Schimpfe, durch ihre Schlemmerei sich einen Ruf erworben haben. Einer davon, der berühmteste unter ihnen, der zu den Zeiten des **Augustus** und **Tiberius**, die köstlichste Tafel in Rom

führte, ein Virtuose in der Kochkunst, und ein Kenner des Haût-Gout's seiner Zeit war, schrieb eine Abhandlung: de Obsoniis et Condimentis, sive de Arte coquinaria, Lib. X. Amst. 1709. 8. Plinius der Naturkundige, nennt ihn Nepotum omnium altissimus gurges, den Abgrund aller Schlemmer. Er war der Erfinder der Apicius-Kuchen, die eines der vorzüglichsten Gerichte auf den Tafeln der Großen ausmachten, und noch lange nach ihm ruhmvoll seinen Namen führten; auch war er Präsident einer Leckermäuler-Akademie, die in unsern Tagen durch die Gesellschaft der Gastronomen erneuert wurde. Nachdem er für seinen Gaumen große Summen verschwendet hatte, nahm der elende Wicht, aus Furcht vor dem Verhungern, Gift zu sich, obgleich ihm noch ein Vermögen von 250.000 Livres übrig blieb. Sein Kochbuch (de re culinaria) ist bis auf unsere Zeit gelangt, und zuletzt von Bernhold (Lübek 1791 8vo) herausgegeben worden.

Apis, der heilige Stier, eine der vornehmsten Gottheiten der Aegyptier. Seine Farbe mußte glänzend schwarz, seine Stirne mit einer dreieckigen Blässe versehen seyn. Auf der rechten Seite mußte er einen weißen Flecken in Gestalt des Mondes, auf dem Rücken einen ähnlichen in der Gestalt eines Adlers, und unter der Zunge einen schwarzen Knoten haben, der einem Käfer ähnlich war. Fand man einen solchen, so sagten die Priester, eine junge Kuh habe ihn von einem Mondstrahl empfangen, und er werde vom Sonnengotte bewohnt. Man ließ ihn 4 Monden in einem gegen Morgen gerichteten Gebäude stehen, darauf im Neumonde nach Heliopolis, dem uralten von Moses 1. B. XLI. 45. erwähnten On bringen, wo er 40 Tage lang von den Weibern auf eine sehr unzüchtige Weise verehrt ward. Dann ward er in prächtigem Schiffe den Nil hinauf nach Memphis gebracht, wo er einen herrlichen Tempel und 2 Kapellen hatte. Je nachdem er die Eine oder die Andere zur Wohnung wählte, war es eine gute oder böse Vorbedeutung. Er ruhete auf köstlichen Teppichen, ward täglich gewaschen und gesalbet, auch ward ihm geräuchert. Jedes Jahr ward ihm eine Kuh zugeführt, welche auch auf bestimmte Weise bezeichnet seyn mußte. Gleich nachher ward sie getödtet. Rothe Stiere wurden ihm geopfert. Er hatte einen Hof, sich zu ergehen. Jährlich, wann der Nil zu schwellen begann, ward dem Apis ein 7tägiges Fest gefeiert. Sein Tod ward von ganz Aegypten betrauert, bis ein neuer Apis gefunden ward. Hatte er 25 Jahre gelebt, so ward er in einem Brunnen ersäuft, dann eingesalbt, und feierlich in dem Tempel Serapis bei Memphis begraben. Die Bewegungen und Handlungen des Apis wurden als weissagende Zeichen gedeutet. Das Bild des Apis kommt noch auf verschiedenen alten Kunstwerken vor, z. B. auf einem geschnittenen Steine in Florenz, auf der sogenannten isischen oder bembischen Tafel; auch auf einer halb erhabenen Arbeit in Elfenbein. S. Buonarotti Osserv. sopr. ant. Medagl., wo er auf einem kleinen Nachen steht, die Isis vor ihm sitzt, und ihm die Brust reicht. Auf seinem Rücken sitzt ein Ibis. Auf einem geschnittenen Steine in Lippert. Dactyl. Mill. I. 971 steht er mit den Füßen auf einem Altare, und eine Person hält ihm eine Schaale vor, ob er aus ihren Händen fressen werde. — Der Dienst des Apis war noch zu Julians Zeiten in vollem Gange, wie dies unter andern die Münzen dieses Kaisers beweisen. Dieser Apis steht unter den ägyptischen Göttern oben an. Nach Herodot sind zwar die Thiere in Aegypten nicht selbst Götter, aber bestimmten Göttern geheiligt. Und so war denn auch Apis ein Bild der Seele des Osiris, oder in ihm war die Seele des Osiris, und er wurde, wenn er starb, mit dem Ritus der bacchischen Orgien begraben. Gezeugt wurde er, wenn befruchtendes Mondlicht auf eine nach dem Stiere sich sehnende Kuh fiel. Daher deutete auch seine weiß und schwarz gefleckte Farbe den Veränderun-

gen des Mondes, seinem Lichte und seiner Dunkelheit. Aber weit wichtiger ist seine Bedeutsamkeit, die dadurch entsteht, daß er dem Osiris heilig war. Das Sinnbild des Osiris, als Gott des Jahres, war nämlich die Stiergestalt. Was konnte es auch für ein bedeutenderes Symbol für seine Darstellung geben, als das Bild des Stiers, der in allen Jahreswerken, bei Aussaat und Ernte hilft, und jetzt noch, wie in der alten Welt überall, die Arbeit des Dreschens in Aegypten verrichtet? In den Apis geht, sagten die Aegyptier, wenn Osiris stirbt, dessen Seele über: er ist die Hülle seines Geistes; er ist Eines mit Osiris; er ist des segenreichen Jahres Sinnbild. Wenn ein König eingeweihet wurde, legte man dem Apis das Joch auf, und der König führte denselben durch eine Strecke Ackerlandes, um den Herrscher die Lebensmühe kennen zu lehren, und ihm Schonung der Unterthanen zu empfehlen. Hierauf wurde der König in den Apistempel gebracht, um zu schwören, daß er weder durch Einschaltungen noch durch Feste etwas am Jahre ändern, sondern seinen herkömmlichen Umfang von 365 Tagen erhalten, und handhaben wolle. — Hierzu kommt noch ein besonderer Umstand. Derjenige der Könige nämlich, unter welchem das Jahr durch die fünf Zusatztage berichtigt, und fortan auf 365 Tage angesetzt wurde, hatte auch dem Apis die Heiligkeit verliehen, und seine Verehrung angeordnet. Der Gott also und sein Bild, oder die sichtbare Umgebung seiner Seele, haben ein eigenes Verhältniß zu der durch den Osiris bezeichneten Zahl des Jahres, und es ist Apis das Bild des Sonnenjahres von 365 Tagen.

Apodiktisch heißt eigentlich Alles, was auf keine Weise widerlegt werden kann. Jede Erkenntniß, die eine absolute Nothwendigkeit bei sich führt, ist apodiktisch gewiß. Da Erfahrungen an und für sich keine Gründe geben, und noch weniger eine Nothwendigkeit hervorbringen können, so folgt, daß jeder apodiktische Satz, und jede apodiktische Erkenntniß ein reines Produkt der Vernunft seyn muß. Weil aber jede Nothwendigkeit bedingt, oder unbedingt seyn kann, so kann auch das Wort zu Apodiktisch in dieser zwiefachen Bedeutung genommen werden. Doch pflegt im strengsten Sinne nur das apodiktisch genannt zu werden, was unbedingte Nothwendigkeit hat; der Zufall darf hier also gar keinen Antheil nehmen.

Apokalypse, die Offenbarung Johannes, ein prophetisch-dichterisches Buch des neuen Testaments folgenden Inhalts: Auf sieben Zueignungsbriefe an eben so viele christliche Gemeinden in Kleinasien folgt eine Reihe symbolischer Visionen, in denen zuerst die Vorbereitung Gottes zur siegreichen Erhebung des Christenthums über das Judenthum, sodann der Sturz des Judenthums, und die damit verbundene Erschütterung des Heidenthums, hierauf der völlige Sturz des Heidenthums, und endlich der vollkommene Sieg des Christenthums über seine Feinde in einer dichterischen Sprache dargestellt werden. In dieses heilige Labyrinth haben sich viele verirrt, ohne den Leitfaden zu finden; nur großen Geistern voll religiösen Sinnes kann es erlaubt seyn, den dunkeln Pfad zu diesem verschlossenen Heiligthum zu betreten. Denn wie viele Schwärmer, wie viele Traumdeuter und Propheten hat dieses Buch nicht seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag geboren! Auch wird hier, wie leider oft, die Perle den Säuen vorgeworfen, indem irrgläubige Witzlinge es zur Zielscheibe ihres Spottes machen wollen. Allen diesen hat sich der Geist Gottes nicht geoffenbart. Einiges Licht hierüber giebt Stollberg in seiner Geschichte der Religion Jesu im 7. Theile. Siehe den Artikel Johannes.

Apokryphische Bücher sind, was auch die griechische Benennung andeutet, verborgene, unbekannte, dann auch untergeschobene, unechte Schriften;

weil ihre wirklichen Verfasser sich entweder zu verbergen suchen, oder nicht bekannt sind. Der Grund, warum Verfasser gewöhnlich sich verbergen, ist entweder Bescheidenheit, oder Frechheit. Die Unverschämten dringen uns ihre Mißgeburten auf, indem sie ihre Produkte mit dem Namen irgend eines großen Mannes taufen, oder sie namenlos in die Welt schicken. Die Zahl derjenigen, welche aus Bescheidenheit ihre Namen verschweigen, ist verschwunden, oder doch sehr rar geworden, seitdem die Autorschaft ein Modekleid geworden ist. — In Beziehung auf die Bibel, werden solche Bücher apokryphisch genannt, die nicht zu allen Zeiten von der Kirche als göttlich anerkannt, mithin nicht als Richtschnur, wie die kanonischen Bücher, angesehen wurden. Schon zu den Zeiten der Apostel gab es dergleichen Schriften; denn diese eiferten heftig gegen die Verfasser solcher Bücher, und verboten den Gläubigen, sie zu lesen. Wenn man auch den Urhebern dieser apokryphischen Schriften nicht immer unedle Absichten vorwerfen kann, so sind sie doch die Urheber von vielen und unseligen Irrthümern geworden. Einige von diesen apokryphischen Schriften sind in die Bibel aufgenommen, ohne doch den kanonischen Büchern gleich geschätzt zu werden. Auch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den kanonischen gerechnet werden, von Vielen als apokryphisch betrachtet z. B. die Offenbarung Johannes; doch hierüber ist in der katholischen Kirche kein Streit, weil durch das Concilium von Trient festgesetzt ist, welche Bücher für kanonische und welche für apokryphische gehalten werden müssen.

Apollo, eine der schönsten Dichtungen des Alterthums; er ist das Symbol der zerstörenden und belebenden Sonnenstrahlen, der vernichtenden und schaffenden Macht in der Natur, ein ewig blühender Jüngling, das Ideal der höchsten Schönheit, der Gott des Gesanges und der Musik, der Weissagung und der Heilkunst. Er spannt den silbernen Bogen, und sendet zürnend seine Pfeile unter die Menschen, um sie durch verderbliche Seuchen aufzureiben, wenn sie ihn beleidigen. Wenn das Alter die Sterblichen drückt, tödtet er sie mit sanften Pfeilen in Gemeinschaft mit seiner Schwester Diana, diese die Weiber, er die Männer. Das schwache Alter schlummert sanft hinüber, und macht der aufkeimenden Jugend Platz. So erzählt Eumäus dem Ulysses: „in der glücklichen Insel, wo ich geboren bin, rafft keine verhaßte Krankheit die Menschen hin. Sie erreichen ein hohes Alter, und dann kommen Diana und Apoll mit dem silbernen Bogen, und tödten sie mit ihren sanften Pfeilen.“ Nur der zürnende Apoll sendet verheerende Seuchen. Als die Griechen seinen Priester Chryses beschimpft und gemißhandelt hatten, stieg er, gleich der Nacht, vom Olymp hernieder, und richtete das zürnende Auge auf die griechischen Schiffe. Fürchterlich rasselten die Pfeile in seinem Köcher; er sandte zuerst das tödtende Geschoß auf die Hunde und das Lastvieh, dann auf die Griechen selbst, und würgte neun Tage hinter einander. Doch nicht nur zerstörend ist Apollo, er ist auch heilend und Freude schaffend. „Nicht immer spannt Apollo den Bogen,“ sagt der venusinische Dichter, „zuweilen weckt er auch aufs Neue wieder zum Saitenspiel die schweigende Muse.“ Er zeugte den Aesculap, der jeden Schmerz und jede Krankheit heilte, und selbst dem Orkus seine Beute entriß. Er heilt aber nicht nur die Menschen, sondern erweckt sie auch zur sanften Freude, gleich dem belebenden Sonnenstrahl, der neuen Lebensgenuß in jede Nerve gießt. Endlich enthüllt auch Apollo den Sterblichen die Zukunft, gleich der Sonne, die das Dunkel verdrängt, und die Gestalten der Dinge sichtbar macht. Er ist der sanfte Gott der Heerden; denn nach der alten Dichtung werden die ohne Hirten weidenden Heerden von der allsehenden Sonne gehütet. Alle diese Begriffe von Macht und Güte vereinigen die Dichter in eine Menschengestalt, in den Sohn Jupiters und

Latonens. Seine Mutter mußte sich während ihrer Schwangerschaft vor der eifersüchtigen Juno verbergen; aber diese gönnte ihr keine Ruhstätte, sie sandte den Drachen Python, um sie allenthalben aufzujagen. Endlich entrückte sie der Nordwind ihrem Verfolger, und führte sie zum Neptun ans Meer. Aber die Erde hatte der Juno geschworen, ihr keinen Platz, den je die Sonne beschienen habe, zur Geburtsstätte zu gönnen; wo sollte die Unglückliche die Götterkinder gebären? Da fühlte sich Neptun von Mitleid gegen sie gerührt. Auf seinen Befehl erhob sich das felsigte Delos (s. d. Artikel) aus dem Meere, und Latona eilte hin, dem sichern Eilande die theuren Pfänder der Liebe anzuvertrauen. Jetzt bestieg es die Göttin. Da freute sich das beglückte Delos, die Göttererzeugten aufzunehmen, und sah seinen Namen schon bis in die entferntesten Jahrhunderte verherrlicht; aber plötzlich überfiel es die Furcht, der neugeborne Gott möchte es seines rauhen Bodens wegen verachten, und zürnend in den Abgrund des Meeres zurück versenken. Latona mußte daher mit dem unverletzlichen Schwure bei den Fluthen des Styx der fürchtenden Insel schwören, daß sie immer geehrt, daß auf ihr Apollos erster Tempel erbauet werden, und daß nie die Opferflamme seines Altars verlöschen sollte. Nun gebar Latona nach neuntägigen Geburtsschmerzen am siebenten Tage des siebenten Mondes auf dem erfreuten Eilande unter dem Schatten eines Oelbaums und Palmbaums den Apollo und die Diana. Themis, Rhea, Dione und Amphitrite verherrlichten die Geburt durch ihre Gegenwart; sie wickelten den jungen Apoll in zarte Windeln, und Themis reichte ihm Ambrosia und Nektar; denn er sog nicht, wie Sterbliche, der Mutter Brust. Kaum hatte er die Götterkost genossen, so entledigte er sich seiner Bande, schritt als blühender Knabe einher, und sprach: „Die goldene Cither soll meine Freude seyn, der gekrümmte Bogen meine Lust, und in Orakelsprüchen will ich die dunkle Zukunft enthüllen." Nun wandelte er, ein ewig schöner Jüngling, majestätisch über Berge und Inseln dahin, und stieg schnell, wie ein Gedanke, zum Olymp hinauf in die Versammlung der Götter: Alles ward entzückt über seinen Anblick, hohe Lieder und Saitenspiel ertönten, die Grazien und Horen tanzten, und die Musen ließen Wechselgesänge erschallen. Als er darauf wieder vom Himmel herabstieg, tödtete er den Drachen Python mit seinen Pfeilen, der noch immer seine Mutter verfolgt hatte. Für diese That wurde er jedoch neun Jahre lang auf die Erde verbannt. Die Niederlage dieses Drachen geschahe auf eben dem Platze, wo in Zukunft seine Orakelsprüche alle Völker der Erde hin versammeln sollten. Hier bei Delphi, am Abhange des Parnaß, war schon seit undenklichen Zeiten eine Höhle, aus welcher betäubende Dämpfe sich erhoben, die jeden, der sich der Höhle näherte, in eine Art wahnsinniger Begeisterung versetzten, so daß er Worte und Sätze hervorbrachte, die, so dunkel und verworren sie waren, doch einen hohen Sinn zu verrathen schienen, und von den Umstehenden verschieden gedeutet wurden. Schon Themis hatte hier zu den Zeiten Deucalions ihre Göttersprüche ertheilt. Der Drache Python wollte dem Sohne Latonens den Zugang zu diesem Heiligthume verwehren; aber er tödtete ihn, und erhielt davon den Namen des pythischen Apoll. Er bemächtigte sich nun des heiligen Platzes, und beschloß, hier seine liebste Wohnung zu gründen. Jetzt erblickte er auf dem Meere ein segelndes Handelsschiff aus Kreta; sogleich sprang er ins Wasser, und stürzte als ungeheurer Delphin in das Schiff der Kretenser, zwang es, von seinem Laufe abzulenken, und in den Hafen von Crissa einzulaufen. Hier erschien er den Kretensern als majestätischer Jüngling, sagte ihnen, daß sie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, sondern in seinem Tempel als Priester ihm dienen sollten. Bezaubert von der Schönheit des Gottes, folgten sie ihm unter frohen Lobge-

fangen zu seinem Heiligthume, wo sie ihm als Priester dienten, und das Versprechen erhielten, daß bald die Schätze der Erde ihnen zuströmen würden, und daß sie wegen ihres Unterhalts außer Sorgen seyn könnten, wenn ihnen vielleicht die Unfruchtbarkeit des Bodens Kummer machte. Als Jupiter Apolls geliebten Sohn, Aesculap, den er mit der Coronis gezeugt hatte, durch seine Blitze tödtete, wurde Apollo von Unwillen gegen die Cyclopen entflammt, die dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten. Er tödtete sie mit seinen Pfeilen. Darüber zürnte der Donnerer, und verstieß den Apoll aus dem Olymp auf die Erde. Hier mußte er als Sterblicher verweilen, bis der Zorn Jupiters wieder versöhnt war. Während der Zeit weidete er die Heerden des Admetus, und half, nebst Neptun, dem König Laomedon Trojas starke Mauern bauen. Als der Zorn des Vaters der Götter wieder versöhnt war, so erlangte Apoll seinen Rang wieder unter den unsterblichen Göttern, lenkte den Sonnenwagen, und sang in die goldnen Saiten unsterbliche Lieder. Als Sonnengott tritt er in den neuern Dichtungen an die Stelle des Titanen Helios, und verschmilzt mit ihm gleichsam zu Einer Person. Unter dieser Gestalt zeugte er mit der Nymphe Clymene, einer Tochter des Oceanus, den Phaeton, dessen unglückliches Schicksal wir unter dem Art. Phaeton anführen werden. Es ist merkwürdig, daß Apollo, ungeachtet er der schönste der Götter war, doch immer unglücklich liebte. Einige von denen, welche die Mythe als seine Erzeugten aufführt, sind es nur im sinnbildlichen Verstande, als berühmte Dichter und Künstler in der Musik. In diesem Sinne ist Linus ein Sohn Apollos und der Muse Urania, Orpheus, Jalemus und Hymenäus, Söhne Apollos und der Calliope. Im trojanischen Kriege war Hector derjenige Held, den er vorzüglich liebte und beschützte. Die Lobgesänge auf den Apollo heißen bei den Alten Päanen, und Apollo selbst heißt, als Gott der Arzneikunst, auch Päon oder Päan. Die Griechen feierten ihm die pythischen Spiele. In der einzigen Person des Apoll drängen sich so mannigfaltige und verschiedene Ansichten, Meinungen und Vorstellungen zusammen, daß es hier am unrechten Orte seyn würde, Alles zu untersuchen und zu prüfen, was von gelehrten Männern hierüber gesagt worden. Dichter und Maler haben in der Vorstellung dieses Gottes gewetteifert. Unleugbar ist es wohl, daß Apoll, als Sonnengott, mit dem ägyptischen Horos dieselben Verrichtungen hatte; denn beide werden von den Künstlern, mit wallenden Locken, in ewiger Blüthe der Jugend darstellt. Auch ist es ausgemacht, daß Apoll schon in den ältesten Zeiten als Sonnengott verehrt wurde. Zwar erlöschen Meinungen und Vorstellungen oft auf dem Wege der Zeit, sie werden durch andere verdrängt, und nachdem sie dem Andenken entfallen sind, leben sie noch einzig in den Sitten der Völker und in altherkömmlichen Bräuchen fort, welche das Daseyn solcher Vorstellungen lange nach deren Untergange bezeugen. Zu Delos, am Altare des Apollo Genetor hatte man bis auf Pythagoras und bis in die Zeiten des Aristoteles keine andere Opfer dargebracht, als Getreide, Gerste und Kuchen, und die Früchte, mit welchen uns der Sommer beschenkt. Eben so schickten die Myrinäer und Apolloniaten, statt der Opfergaben, nach Delphi dem Gotte goldene Aehren, und die Eretier und Magneten sendeten dem Apollo die Erstlinge der Felderzeugnisse, als dem Geber der Früchte, zu. Als Sonnengott kommt zuweilen Apollo auf griechischen Vasengemälden vor. Er sitzt in jugendlicher Schönheit, mit Lorbeeren gekrönt, auf einem geflügelten Wagen, wie jener des Jupiter bei Plato war. An der Rückseite des Wagens ist die Schlange, die er erlegt hat, als Verzierung oder Trophäe. So empfängt er sitzend die gottesdienstliche Verehrung an einem ihm geweihten Orte, wie es durch den Tropos angedeutet wird, der, um in die Augen zu

fallen, auf einer Säule aufgestellt ist. Apollo hält in der Linken zugleich mit dem Königsstabe drei Kornähren, und mit der Rechten reicht er die Schale zur Libation dar, welche eine jungfräuliche Gestalt aufgießt. Auch diese hält drei Kornähren in der Hand. Hinter ihr steht eine Jungfrau, welche 2 Fackeln hält, deren die eine wohl jener angehören dürfte, die das Trankopfer entrichtet. Neben Apollo, rückwärts an seinem Wagen, ist die dritte der Priesterinnen, die vielleicht als Oberpriesterin einen Herrscherstab in der einen, und in der andern Hand eine Fackel hat. Ein zweites Vasengemälde zeigt uns genau denselben Apollo in Gestalt und Handlung, mit dem Lorbeerkranze, auf dem geflügelten Wagen; mit dem Stabe und drei Kornähren in der Linken, in der Rechten die Schale. Aber hier erscheinen nur zwei Priesterinnen. Jene, welche den Aufguß darbringt, hält die Fackel selbst, die sie vor dem Gotte verneigt. Dafür trägt nun die andere, rückwärts am Wagen des Gottes, feierlicher geschmückt als ihre Gespielin, die Aehren. Sie hält Stab und ist ohne Fackel. Wir gehen endlich zu den Darstellungen der Kunst über. Apollo gehörte, wie Merkurius, Mars und Bachus, zu den unbärtigen Göttern, die als Ideale jugendlicher Kraft galten. Hirt in seinem auch von Gruber angeführten Bilderbuche für Mythologie, Archäologie und Kunst, pag. 33. sagt: Keiner der unbärtigen Götter hat ein Gesicht von einem so länglichen Oval, keiner um die Augenbraunen so gewölbte und so hohe Stirn, wie Apollo. Er ist des erhabenen Vaters ähnlichster Sohn und gleichsam der jugendliche Zeus. Seine Miene haucht selbst in Ruhe Begeisterung; bewegt sie sich zu harmonischen Tönen, so entglüht sein Antlitz zu flammender Anmuth. Erhaben furchtbar und furchtbar schön ist er, wenn gereizter Unwille seine Gestalt hebt und seine Züge schwellt. Seine langen, welligten Haare sind gewöhnlich hinten aufgebunden, nur daß einige Locken auf die Schultern fallen, und über dem Scheitel ein Theil der Locken in einen Knoten geschürzt ist. Diesen Haarputz hat unter den männlichen Gottheiten Apollo allein; unter den weiblichen haben ihn nur Artemis und Aphrodite. Im Apollo von Belvedere wallen hinten die Haare frei auf den Nacken, um dadurch den Zustand und die Miene des Zürnens desto deutlicher herauszuheben. Die Gestalt ragt durch ihre Schlankheit über alle jugendlichen Götter hervor; seine Hüften sind im Verhältniß zu der Brust die engsten, er ist der Schnellste. — Unter die Attribute dieses Gottes gehören folgende: Bogen und Köcher, er ist Geber des Todes und erfreut sich der Jagd; daher auch bisweilen ein Hirsch sich bei ihm befindet; die Schlange, weil er den Python erlegte, oder weil er Vorsteher der Heilkunde war; die Cither und das Plektrum (der Griffel, womit den Saiten die Töne entlockt wurden); der Hirtenstab, von seinem Vorsteheramte über die Heerden; der Greif und der Schwan; bei den Hyperboreern hüteten nämlich die Greife die Goldberge gegen die einäugigen Arimaspen. Auf Vasen und Münzen kommt Apollo auch auf einem fliegenden Schwane vor, oder hat einen Greif bei sich; der Dreifuß; der Lorbeer, wegen der Daphne (s. d. Art.); der Rabe, wegen Apollos Liebe zur Koronis. — Auf einem runden Altare bei Millin Gal. myth. sind, nebst den Zeichen des Thierkreises, auch die Büsten der zwölf Götter, die den 12 Monaten vorstehen, und erscheint zuerst Apollo als Sonnengott und Beginner des Jahres, dessen Haupt mit dem Strophium umwunden ist. Ein anderer Apollo im altgriechischen Styl findet sich bei Creuzer. Er steht der Diana gegenüber, mit ihr zugewandtem Gesichte, in vorschreitender Stellung. Das Haupt umgiebt ein Lorbeerkranz, in der linken Hand hält er einen Pfeil, den er der Diana darzureichen scheint, in der rechten aber den Bogen. So ist ebenfalls bei Creuzer der Kampf des Herkules mit Apollo

wegen des Dreifußes dargestellt. Herkules hält in der Linken den Dreifuß und schwingt mit der Rechten die Keule, indeß Apollo die Rechte nach dem Dreifuß ausstreckend, und in der Linken, die zugleich mit dem Arme und dem äußersten Theile der Schulter durch ein weitflatterndes Gewand verhüllt ist, einen Lorbeerzweig trägt. Als Verschiedenheiten der Darstellung bei den Alten erscheint der Apollo Amycläus, der einen Helm trug und Lanze und Bogen hielt; so führt auch Macrob. Saturn. I. 230. einen mit Blitz und einer Peitsche bewaffneten Apollo; ingleichen einen Apollo der Assyrer an, der geharnischt war, einen Korb auf dem Kopfe, in der Rechten einen Spieß, in der Linken einen Blumenstrauß trug, einen spitzigen Bart, und zu seinen Füßen drei von einer Schlange umwundene Frauenzimmer sitzen hatte. An andern Kunstwerken erblickt man ihn mit einem Strahlenhaupte oder mit einer Krone. In den von ihm vorhandenen Kunstwerken lassen sich besonders folgende drei Vorstellungen von dem Apollo unterscheiden. Einmal erscheint er als Phöbus Apollo in erhabener ernster Miene. So drückt ihn das schönste Kunstwerk des Alterthums, der Apollo im Belvedere, aus, wo die höchste Jugend mit Majestät gepaart ist. Weit verschieden von dem ist Apollo, der Führer der Musen, Musagetes, wie wir ihn in eben der Sammlung des Vatikans erblicken. Hier trägt er den Karakter eines wollüstigen Genießers der Künste, abgezogen von allen Leidenschaften und aller Thätigkeit, an sich; gutherzige Heiterkeit und Ruhe zeigen sich in seinem Gesichte. Sein Körper aber nähert sich einem gewissen Grade von Weichlichkeit dem des Bachus. Nach dieser Vorstellung erscheint er auch auf einem Gemälde in Herkulan, wo er das Plektrum hält, und gleichsam aufhört zu spielen. Und in diesem Karakter liefern ihn alle Kunstwerke, wo er die Leyer spielt, sie stimmt oder ruhend hält; so wie das Attribut der Schlange und des Bogens ihn nach der ersten Vorstellung erblicken läßt. Noch anders erblicken wir ihn als Apollo Sauroctonos, wo eine Eidechse neben ihm erscheint. Hier ist er in einem Alter an der Gränze der Mannbarkeit, in der glücklichsten Unbefangenheit, dargestellt. Die beiden Hauptwerke, welche sich zu dieser Klasse zählen, sind: die Statue von Marmor in der Villa Borghese und eine von Bronze in der Villa Albani. Es ist wunderbar, daß die Künstler des Alterthums uns nicht in reizenden Gemälden vor die Augen führen, was die Dichter mit so schönen Farben uns in die Seele malen. Wie müßte ein Gemälde, von Apelles oder einem andern Heros gemalt, bezaubern, welches den Gott der ewigen Jugend, im Kreise der Musen und Grazien die Cither spielend darstellte; oder wenn er beim Mahle der unsterblichen Götter frohe Lieder zum Saitenspiele sang. — Auch bei den Römern wurde dieser Gott verehrt, obgleich wir über seine Verpflanzung auf römischen Boden nichts Bestimmtes wissen. Sie nahmen ihn indessen ziemlich in denselben Beziehungen, unter welchen die Griechen ihn dachten, in die Reihe ihrer Götter auf, dachten sich anfangs ihn ebenfalls vom Sol verschieden, den sie erst späterhin mit ihm verwechselten, so wie denn überhaupt erst unter den Kaisern sein Dienst recht verbreitet gewesen zu seyn scheint, von da an, wo das julische Geschlecht in Rom zur Herrschaft gelangte. Daher sagt auch Voß (zu Virgil. Georg. III. pag. 534.) mit Recht, daß der cynthische Apollo, vom delischen Berge Cynthus, Cäsars Schutzgott, und wie er das Volk gerne glauben ließ, sein Vater gewesen sey. Ihm weihete er deswegen auch im J. Roms 723 bei Aktium die Erstlinge des Sieges, drei- bis zehnrudrigte Schiffe, und einen größern Tempel; ihm ordnete er im J. 726 die aktischen Spiele an, wo man in Musenkünsten, Leibesübungen und ritterlichen Kämpfen wetteiferte, und gründete, wo sein Lager gewesen war, die Stadt Nikepolis (Siegesstadt), und auf der Stelle seines Gezelts ein Heiligthum des Apollo, mit Schiffsschnäbeln geziert. Apollo bekam davon die Namen Ak-

tius, Aktiakus, Aktäus. Ihm erbaute er auch 726 auf dem Palatium, wo er wohnte, jenen berühmten Tempel mit einer Bibliothek, und von den eingeschmolzenen silbernen Statuen, die ihm selbst gesetzt waren, goldene Dreifüße. Auch auf Münzen von ihm erscheint Apollo, manchmal als Sonnengott, nach der bekannten Umdeutung der spätern Dichter. Immer weiter verbreitete sich Apollos Dienst unter Nero, der sich selbst für Apollo zu halten beliebte, und sogar als solchen darstellen ließ. Apollo hatte daher auch in Rom nicht weniger als neun Tempel, und zu Cumä hatte er Tempel und Orakel; auch der Berg Soracte war ihm heilig. Die römischen Dichter nützten den in diesem Mythus gegebenen Stoff auf mannigfache Weise. Horaz (Od. I. 21. 14.) stellte den Apollo als Abwender der Seuche dar, die er den Persern und Brittanniern zuwenden soll. Andere Dichter umgeben ihn mit dem herabwallenden Mantel, wie ihn Citherspieler, Tänzer u. s. w. zu tragen pflegen; vergl. Tibull. III., 4. 35., wo Apollo, außer jenem bis an die Knöchel herabfließenden Gewande, die Leyer trägt, die ihm von der linken Schulter herabhängt. Der Bogenführende heißt er bei Ovid. Metam. I, 441.; Delius bei Tibull. III, 6. 18. Der Delphische bei Ovid. Metam. II, 543. Latous, Latoius und Latonius bei Horat. I, 31. 21. Der Pataräische, von Patara, einer lycischen Stadt, Horat. III, 4. 64. Der Pythische, von der Schlange Python, Propert. II, 23. 16. Smintheus bei Ovid Fast. VI, 425. Krinis, ein Priester Apollos, soll nämlich für die Vernachlässigung des Opferdienstes dadurch bestraft worden seyn, daß ihm die Mäuse seine Feldfrüchte verdarben. Da wurde Krinis durch Apollo an die Vernachlässigung jener Opfer erinnert. Der Priester machte das Versäumte gut, und Apollo erlegte alle Mäuse. Deswegen erhielt er den Beinamen Smintheus; denn Sminthä hießen bei den Kretern die Mäuse. Ferner hieß er Themenites oder Temenites, von einem Orte Siciliens, den Stephanus Temenos nennt. Thymbräus bei Virgil. Aen. III. 85., von der Stadt Thymbria unweit Troja, wo ein Tempel und Hain ihm geheiligt war. Vergl. Stat. Theb. I. 699. und Serv. ad Virg. l. l. Außerdem heißt er noch Adolescens, Aperta, Konservator, Palatinus, Propugnator. Von den Spielen, die ihm zu Ehren in Rom gefeiert wurden, merken wir die säkularischen an, welche man immer nach 100 Jahren zu seiner und der Diana Ehre für des Reiches Wohl drei Tage und drei Nächte hindurch beging, und bei welchen am dritten Tage von Knaben und Mädchen vornehmen Standes im Apollotempel ein Hymnus dem Apollo und der Diana gesungen zu werden pflegte. Von dieser Art ist das Carmen saeculare des Horatius. Ferner die apollinarischen jährlich gefeierten Spiele, besonders zur Ueberwindung und Besiegung der Feinde, im J. 542 nach Erbauung Roms eingerichtet. Auffallend ist es, daß Apoll, als Sonnengott, bei der Sonnenfinsterniß, die doch allen Völkern der Vorzeit ahnungsvoll schien, eben nicht gefürchtet wurde, als zürnte er eben jetzt den Sterblichen. Auch ist nirgendwo zu lesen, daß man vor Apollo furchtsam bebte, wenn die Donnerwolke das Antlitz der Sonne verschleierte; oder daß man es als Lächeln des Gottes ansah, wenn, nachdem die schwere Gewitterwolke sich des Regengusses entladen hatte, die Sonne heiter lächelte, und in die fallenden Tropfen den siebenfarbigen Boden malte.

Apollodorus, ein Maler von Athen, blühte um das J. 408 vor Chr. Er war der Erste, welcher die schönsten Theile des menschlichen Körpers durch die Grazie seines Colorits zu heben verstand, und die Natur in ihrer ganzen Anmuth darstellte. Auch hat er zuerst die Hände und Füße der Figuren auf der Leinwand getrennt, die vor ihm mit der ganzen Figur zusammenfließend dargestellt wurden; er leistete in der Malerei, was Dädalus in der Bildhauerei geleistet hatte. Auch soll er sich schon ziemlich stark auf die Schattirungen

verstanden haben. Wie berühmt er auch zu seiner Zeit war, so sah er sich doch durch Zeuxis, seinen Schüler, verdunkelt.

Apollodorus von Athen, der Sohn des Asklepiades, ein athenischer Grammatiker, Schüler des Stoikers Panätius in der Philosophie, und des Aristarchus in der Grammatik, blühte um 140 v. Chr. Von seinen Werken sind nur 3 Bücher seiner Göttergeschichte auf uns gekommen, welche Heyne, mit einem vortrefflichen Kommentar begleitet, 1803 herausgab, und von Meusel und Beyer verdeutscht worden.

Apollodorus von Damaskus, ein berühmter Baumeister unter Trajan und Adrian, baute 104 n. Chr. die steinerne Brücke unter Orsowa über die Donau, und nachher den großen Trajansplatz nebst andern kunstvollen Bauten. Kaiser Adrian ließ ihn wegen einer freimüthigen Kritik hinrichten.

Apollonius, von Perga in Pamphylien, lebte unter der Regierung des Ptolemäus Evergetes, Königs von Aegypten, 244 v. Chr., und schrieb verschiedene Abhandlungen über die Mathematik, wovon wir nur noch die 8 Bücher der Kegelschnitte ganz haben. Dieses Werk ist von den Neuern sehr oft übersetzt und kommentirt worden. Die beste Ausgabe davon ist die von Oxford vom J. 1770 in Fol. 1658 hatte man nur die vier ersten Bücher dieses Werks. Jetzt fand Borelli in der medicäischen Bibliothek die vier letztern, und Barrow machte das Ganze zu London 1675 in Fol. bekannt; 1710 wurde es zu Oxford mit einem Kommentare in gleichem Format wieder gedruckt. Cardan räumte dem Apollonius in seiner Abhandlung: de Subtilitate, unter den Philosophen den siebenten Platz ein; Andere haben ihn dem Archimedes an die Seite gestellt.

Apollonius von Tyana, einer Stadt in Kappadocien, stammte aus einem alten und angesehenen Geschlechte, und ward einige Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung geboren. Zu Anfang der Regierung des Nero, als Paulus zu Ephesus das Evangelium predigte, trieb auch er in dieser Stadt sein Wesen, wofern wir dem Philostrat, seinem Bewunderer und Lebensbeschreiber, trauen können. Er widmete sich früh der schon lange in Träumereien ausgearteten Philosophie des Pythagoras, ahmte aber auch die strenge Lebensart dieses alten Weisen nach, und hatte sich dem von ihm vorgeschriebenen fünfjährigen Stillschweigen angehender Pythagoräer unterworfen, welches ihm, wie er selbst soll erzählt haben, sehr schwer geworden. Sein Geschlecht, seine schöne Bildung, sein Reichthum, dem er entsagte, die vollkommne Enthaltsamkeit, welche er ausübte (oder auszuüben vorgab, denn man hat ihm heimliche Ausschweifungen nachgesagt): alles dieses, in Verbindung mit dunkeln, kurzen Sprüchen, denen desto mehr Gehalt angedichtet wurde, je räthselhafter sie waren, und jene schamlose Zuversicht in dreiste Behauptungen, durch welche die Menge sich leicht bethören läßt, verschaffte ihm bald eine große Zahl von Anhängern. Gleich jenem großen Philosophen, dem er nachzuahmen vorgab, unternahm er weite Reisen, dem Vorgeben nach, um zerstreute Lichtstrahlen der Weisheit zu sammeln, in der That, um zu glänzen. Phantasten haben gewöhnlich ein dunkles, sie leitendes Vorgefühl von der unausbleiblichen Gefahr in ihrer Blöße zu erscheinen, wenn sie lange Zeit irgendwo verweilen, und wirkliche Betrüger sind davon überzeugt. Wie Zugvögel durchziehen sie daher die weite Welt; nirgends haben sie ihr Vaterland. — Daß unser Held sowohl Phantast, als Betrüger war, ist wohl unleugbar. So sehr auch seine Jünger ihm anzuhangen vorgaben, weigerten sie sich dennoch, mit ihm zu reisen, und nur zwei Knechte begleiteten ihn nach Antiochia. In Assyrien ward Damis, der aus Ninive gebürtig war, ein gemeiner Phantast, sein entflammter Bewunderer, und begleitete ihn auf seinen ferneren Reisen. Er begab sich zuerst nach Babylon (eigentlich Seleucia, denn das alte Babylon lag schon längst in Trümmern; von den Schrift-

stellern dieser Zeit wird oft mißbräuchlich Selencia Babylon genannt), wo er dem Partherkönige Vardanes zwanzig Monate lang soll Weisheit und Tugend gepredigt haben. Von dort zog er zu einem Könige der Indier, welchen Philostrat mit eben so wenig Grund Phraortes nennt, als er dem Haupte der Brachmanen, oder Braminen den Namen Hiarchas beilegt, zu dem jener ihn führen ließ. Hier erschloß sich ihm die alte Weisheit der Indier, hier öffnete sich ihm eine neue Wunderwelt! — Apollonius behauptete von ihnen eingeweihet worden zu seyn in die grausenvollen Geheimnisse des Umganges mit Dämonen; Geheimnisse, zu denen der staunende Damis nicht zugelassen ward, wiewohl er deren Anwendung nachmals oft wollte gesehen und bewundert haben. Vier Monate verweilte sein Meister bei den Brachmanen, deren nach ihm nur achtzehn waren. Dann schiffte er hinüber, bis an die Mündung des Tigris, besuchte abermals Babylon, dann Ninive; darauf Antiochia, wo er wenig Eingang fand, es daher bald verließ, und nach Jonien reiste, dessen Einwohner besonders zu Smyrna und zu Ephesus, von der Weisheit des Wundermannes entzückt wurden. Diese beiden Städte wählte er, so viel sein umherziehendes Leben es ihm zuließ, zu seinem vorzüglichsten Aufenthalte. Er besuchte Ilion, wo des Achilles Geist ihm erschien, dann ging er nach Lesbos, nach Athen, nach Korinth; besuchte auf Einladung die olympischen Spiele; kam nach Lacedämon, nach Kreta, dann nach Gades (Cadix) ans äußerste Ende Spaniens; von hier nach Aegypten, wo er den Kaiser Vespasian fand, der ihm Ehre erzeigte, weil er die Wahrsager liebte. Er reiste zu den Aethiopiern; von dort über Aegypten und Griechenland nach Phönicien, Cilicien und nach Rom. Auch besuchte er Byzanz (wo jetzt Constantinopel steht), wo er die Einwohner mit ehernen Mücken, Fliegen und anderm Ungeziefer aus Erz, als Zaubermitteln, dieses Geschmeiß abzuhalten, beschenkte. Inzwischen suchte er Aufruhr gegen den Kaiser Domitian zu erregen, und als dieser dem Statthalter der Provinz Asien, wo sich Apollonius damals aufhielt, Befehl gab, ihn nach Rom zu senden, so kam Apollonius diesem Befehle zuvor, und reiste geraden Weges dorthin. Sogleich ward er hier verhaftet, und vor den Kaiser gestellt, der ihm im Zorn den Bart und das Haupthaar scheeren ließ; bald nachher aber, man weiß nicht warum, ihn wieder frei gab. Als er dem Domitian für die wieder erlangte Freiheit dankte, fügte er hinzu: Der Kaiser vermöge nichts weder über seinen Leib noch über seine Seele; verschwand, und war, nach dem Berichte des Philostratus, den Abend desselben Tages in Puteoli, welches drei Tagreisen von Rom liegt. Von dort ging er nach Sicilien und dann nach Elis im Peloponnes, wo ihm von allen Seiten Bewunderer zuströmten. Er kehrte nach einigen Jahren wieder zurück nach Jonien, und in Ephesus soll er auf eine wunderbare Weise den Tod des Domitians, am Tage, da dieser zu Rom starb, gesehen haben. Ueber die Todesart des Apollonius schwebt ein dichtes Dunkel. Er soll gegen hundert Jahre alt geworden seyn. Damis schrieb seine Geschichte; weil diese aber elend verfaßt war, so unternahm es Flavius Philostratus, auf Zureden der Julia, der Gemahlin des Kaisers Severus, die Welt mit der Weisheit und den Thaten dieses Mannes bekannt zu machen. Wenige werden die Geduld haben, des Philostrats Leben von Apollonius zu lesen. Wie viel davon ihm, oder der verloren gegangenen, für elend anerkannten, Schrift des Damis gehört, kann man nicht entscheiden; aber wundern muß man sich, daß Philostrat, dem man weder Verstand noch Kenntnisse absprechen kann, einen solchen Wust von albernen Erzählungen habe aufhäufen können. Die Absicht, den Wundern und der Lehre des Sohns Gottes, für welche schon so viele Märtyrer geblutet hatten, und die schon von so vielen Tausenden, ja Millionen Menschen war angenommen worden, etwas entgegen zu setzen, scheint bei ihm unverkennbar. Daher die erzählten, wiewohl nicht bewährten,

Todtenerweckungen des Apollonius, und anderer Wunder, wie auch die gerühmte Strenge seiner Lebensweise, und sein Hinschwinden von der Erde, mit Andeutung auf Himmelfahrt. Philostratus erzält z. B., Apollonius sey zu Lyndus, auf der Insel Rhodus, in einen Tempel der Minerva gegangen, und plötzlich den Blicken der Menschen entschwunden. — Eine andere Sage aber läßt ihn seine irdische Laufbahn auf der Insel Kreta beschließen. Dort sey er oft, so heißt es, zu ungewöhnlichen Stunden in einen Tempel der Diana gegangen, welcher, seiner Schätze wegen, von ungeheuren und grimmigen Hunden bewacht worden; gleichwohl hätten diese ihn nicht angebellt, sondern immer liebkosend empfangen. Er sey daher von den Priestern als ein Beschwörer und Tempelräuber ergriffen und verhaftet worden. Gegen Mitternacht habe er sich von seinen Banden befreiet, die Hüter, welche ihn bewachten, namentlich angerufen, und sey in den Tempel, dessen Thüre sich vor ihm geöffnet, hinter ihm sich geschlossen, hineingegangen. Darauf habe man einen Gesang, wie von Jungfrauen, im Tempel erschallen hören:

Walle von der Erde,
Walle Himmel an.

Philostrat schrieb mehr, als ein Jahrhundert nach ihm, und die so albernen als abenteuerlichen Mährchen, mit welchen seine in acht Bücher eingetheilte Schrift angefüllt ist, bürgen so wenig für seine Wahrhaftigkeit, als für sein Urtheil. Alles, was der Aberglaube in verschiedenen Zeiten u. unter verschiedenen Völkern annahm, das finden wir in der Lebensbeschreibung des Apollonius, sammt den fabelhaften Vorstellungen des Alterthums von Drachen, Pygmäen, von den Greifen und vom Vogel Phönix. — Die, sey es von ihm, oder Apollonius, erdichteten Wunder sind noch alberner, als jene alte Dichtungen. Wenn z. B. der philosophische Biograph eines für göttlich ausgegebenen Weisen uns von bezauberten, aus ihren Schuppen Feuer sprühenden Drachen erzählt, die statt der Augen feuerfarbene Steine im Kopfe haben; oder wenn er uns darüber unterhält, wie Apollonius aus Fässern nach Belieben Sturmwinde und Gewitter erregte, und wie dieser Wundermann die ganze Natur zu erklären vermogt habe, so trägt er uns ein, vielleicht noch nie elender ersonnenes, Gemisch von gemeiner Unkunde und wilder Phantasie vor. Weiser, als der große Pythagoras, will ferner dieser Apollonius seyn, und predigt die Vielgötterei, gegen welche der Weise von Samos sechs Jahrhunderte vor ihm so kräftig geeifert hatte! Sonderbar war es auch, daß Apollonius den Zugang zu seiner Philosophie, die er doch in der Welt ausbreiten wollte, so erschwerte, indem er die Erlernung der Meßkunst, der Himmelskunde, der Zahlenkunst, der Harmonik, ja der Theurgie (welche lehren soll, wie durch übernatürliche Hülfe Wunder zu bewirken sind) von seinen Anhängern vorher heischte. Gleichwohl hat im 4ten Jahrhundert Hierokles, ein thätiger Feind des Christenthums, dieses Irrlicht gegen die Sonne der Gerechtigkeit aufstellen, und den Apollonius von Tyana mit dem Sohne Gottes vergleichen wollen! Der Geschichtschreiber Eusebius hat dem Hierokles durch ausführliche Widerlegung wirklich zu viel Ehre erzeigt. Haben zwar Könige und Städte gewetteifert in Huldigungen, die sie dem eiteln Apollonius, dem auch nach seinem Tode Tempel errichtet wurden, erzeiget; so erloschen doch bald alle Spuren seiner hundertjährigen Laufbahn. Einem Marktschreier gleich durchzog er die Welt, ward von ihr angestaunt, und bald vergessen. Still ging die Erscheinung des Gottmenschen, dessen Jahrtausende geharrt hatten, eine himmlische Blume, welche die Welt mit ihrem Dufte erfüllte, aus dem von Gott gepflanzten, von Gott gepflegten Baume der Religion des alten Bundes hervor. Diese Erscheinung erneuerte die Welt, und lehrte Weisheit, deren Inbegriff Liebe zu Gott und zu den Menschen ist; eine Weisheit, welche hienieden heiliget,

und den Geheiligten ewige Wonne sichert in der Vereinigung mit Gott; eine Weisheit, welche sich allen Völkern aller Zeiten darbietet, um aus allen Völkern Eine Familie zu machen, Kinder des ewigen Vaters. Auffallend ist es, daß Apollonius sowohl, als Simon der Zauberer, eben zu dieser Zeit so viel Aufsehen erregte, daß Simon, ein Widersacher der Wahrheit, zugleich mit Petrus in Rom war, als sich Apollonius zugleich mit Paulus in Ephesus befand. Heilige Väter haben Satan den Affen Gottes genannt, und in der That kann dem aufmerksamen Beobachter der Wege Gottes unter den Menschen diese Nachäffung desselben nicht wohl entgehen; wie dann ein französischer Schriftsteller den Apollonius den Affen Jesu Christi nennet. — Ob Apollonius ohne allen Einfluß der Dämonen, deren Umgang er sich rühmte, gewesen sey, lassen wir hier unentschieden, obgleich einige Gelehrte solches glauben, den gläubigen Leser der h. Schriften wird ein solcher Glaube nicht befremden, da wir in diesen klare Aussprüche über die Wirkungen der Teufel finden, und über die Hindernisse, welche der Fürst dieser Welt, der Geist der Finsternisse, der Lehre des Lichts und der Liebe entgegen zu setzen strebte. Wir überlassen es dem Urtheile der Leser, ob sie in folgendem Zuge von Apollonius, den nicht Philostrat, sondern Pausanias, ein früherer schätzbarer Schriftsteller aus dem zweiten Jahrhundert, erzählt, nur die Gewandtheit eines dreisten Gauklers, oder das Blendwerk eines trügenden, bösen Geistes sehen werden. Die Epheser nämlich hatten den Apollonius aus Smyrna, wo er sehr bewundert wurde, berufen, auf daß er sie von einer Seuche befreien möchte. Apollonius kam, versammelte das Volk, führte es ins Theater, wo er bei einem dem befreienden Herkules errichteten Tempel, einen in Lumpen gehüllten alten Bettler sah. Fallt über ihn her! rief der Philosoph jetzt dem Volke zu, bedeckt ihn mit Steinen! Die Epheser staunten, und säumten; der stehende Greis rührte sie; aber dringender ermuntert warfen sie mit solchem Eifer auf ihn los, daß bald ein Steinhaufen sich über den Unglücklichen erhob. Nach einiger Zwischenzeit hieß er sie die Steine wegnehmen, damit sie sähen, was sie getödtet hätten; und sie fanden, statt des Leichnams, einen todten Hund. Ueberzeugt, daß der alte Mann die Erscheinung eines feindseligen Dämons gewesen, errichteten nun die Epheser dem befreienden Herkules eine Bildsäule.

Apolog, die Fabel. Ein Grieche, Aesop, war der erste berühmte Mann, der ungefähr 560 Jahr v. Chr. Fabeln zu erzählen pflegte. Fabeln entstanden eigentlich aus dem alten Glauben sinnlicher Menschen, und die Wahrheit der Analogie, mit der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit und Wahrheit, war die Ursache derselben. Sie waren in alter Zeit ein sehr gewöhnliches Mittel, zu lehren, Blätter aus dem großen Lehrbuche der Natur; und, an schicklichen Orten und Zeiten erfunden und erzählt, thaten sie oft große Wirkung. Nur weil man ihre Natur verkannte, und sie zu Spielereien herabwürdigte, mögen die Meisten sie fast nicht mehr lesen; indessen sind sie besonders für das Volk und die Jugend noch immer treffliche Lehrer. Die Fabel ist die Erzählung einer Begebenheit aus der nichtmoralischen Welt, die einem wirklichen Falle des Lebens analog ist, und durch die, als unter einem Sinnbilde und einzelnen Falle der großen Naturordnung, irgend ein ewiges Gesetz der Natur soll anschaulich gemacht, und unwiderstehlich überzeugend dargestellt werden. Man läßt die Begebenheit unter nichtmoralischen Wesen, d. h. unter Thieren oder selbst leblosen Geschöpfen vorgehen, weil ihre Karaktere fest und unveränderlich sind, und also die Naturordnung sicher anschauen lassen, als der veränderliche Mensch. Diese dürfen daher auch auf keine Weise verändert, erhöhet und ausgeschmückt, sondern müssen durchaus strenge gehalten werden; und obwohl man den Thieren Sprach-

fähigkeit und Freiheit des Willens beilegt, so dürfen sich diese doch nie auf eine andre, als eine ihrem selbstbestimmten Naturkarakter gemäße Art äußern. Auf der ewigen Ordnung der Natur, auf ihren unveränderlichen Gesetzen, auf dem nothwendigen Bande zwischen Ursache und Wirkung, Grund u. Folge beruht eigentlich die ganze Fabel, sie stellt die instinktmäßige Natur als Sinnbild der moralischen dar; wäre dieß nicht, so könnte unmöglich ein einzelner Fall eine Lehre geben. Moralisch sind aber eigentlich diese Lehren niemals; denn die moralische Lehre ist immer erst ein Schluß, den wir aus der anschaulich gemachten Wahrheit ziehen, und in sofern gehört die Fabel zu den allegorischen Gedichten, und beschäftigt vorzüglich die Vernunft. Man theilt die Fabeln am besten mit Herder (Adrastea II. B. S. 105.) ein: in intellektuelle, Verstandbildende, die bloß die theoretische Lehre: so geht es in der Welt, anschaulich darstellen; in sittliche oder ethische, welche uns unsre Pflichten, als Gesetze der Glückseligkeit alles Lebendigen, in einer für sich kämpfenden, aber dem Ganzen sich aufopfernden Liebe darstellen: so soll es in der Welt gehen; endlich in dämonische, Schicksalsfabeln, die den Gang des höhern Schicksals unter den Lebendigen bezeichnen, das als Zufall, oder vielmehr als gerechte Vergelterin, in die Begebenheiten eingreift, zur Warnung: so kann es in der Welt gehen. Zu einer guten Fabel gehört nun, daß die Wahrheit, die immer interessant, wichtig und neu seyn sollte, leicht, natürlich, ungesucht aus derselben hervorgehe, und durch dieselbe recht anschaulich und einleuchtend werde. Nicht immer ist es eine Handlung, die erzählt wird, zuweilen ist es nur eine Bemerkung, ein Gespräch. Der ästhetische Inhalt der Fabel sind vorzüglich Einfalt und hohe Naivetät; Scherz, Witz und das Komische, die überhaupt mehr nur in der Anwendung sich zeigen sollen, gehören allenfalls für die intellektuellen und verstandbildenden Fabeln, die andern sind für sie zu ernst und heilig. Der Styl überhaupt soll einfach, edel, naiv, klar, leicht und natürlich seyn; alle überflüssige Worte, Bilder, Figuren, alle umständliche, wenn auch an sich schöne Schilderungen, eine lange Einleitung, so wie ein Epilog passen nicht zur Fabel. Die Fabeln dürfen in Prosa erzählt werden nach Zweck und Inhalt, doch kann man ihnen auch eine äußere poetische Form geben, und dazu wählt man am besten den vierfüßigen gereimten Jamben, oder kleine lyrische Strophen; das epistolarische Sylbenmaß verführt zu leicht zu einer zu großen Geschwätzigkeit, obgleich es die meisten Dichter gebraucht haben. — In das klassische Zeitalter der römischen Literatur setzt man die Fabeln des Phädrus, in jambischen Versen, von größtentheils äsopischer Erfindung, mit mehrerem Wortaufwand, mit abgeändertem, aber nicht immer schicklichern Umständen erzählt. Außerdem hat man die im elegischen Sylbenmaß, noch geschmückter vorgetragenen, Fabeln des Arianus, und spätere, von unbekannten Verfassern, in gleichem Versmaß. Unter den neuern lateinischen Fabeldichtern sind Christ und Desbillons die merkwürdigsten. Die bekanntesten ältern Fabeln der Italiener sind von Baldi, Targa d. i. Paresi, und Verdizotti. Die von dem zweiten Dichter sind am glücklichsten erzählt. Unter ihren neuern Fabeldichtern ist der Abt Roberti, auch Grazioso genannt, der fruchtbarste; jedoch hat seine zu gedehnte, und oft zu poetische Einkleidung weniger Werth, als seine Erfindungen. Mehr Anmuth haben die Fabeln von Pignotti, Passeroni und Bertòla. Lafontaine behauptet unter den franz. Fabeldichtern den ersten Rang, sowohl als Erfinder derjenigen Manier, welche die Fabel mehr als poetische Erzählung behandelt, als wegen der, seinem Genie und Charakter ganz eigenthümlichen, naturvollen und naiven Erzählungsgabe. Weniger Natur und Anmuth haben die Fabeln des La Motte, Richer

und Le Noble. Die von Dorat, Aubert, Imbert, Dibot, und besonders die von Florian und dem Duc de Nivernois, sind die bessern unter den neuesten Versuchen dieser Art. Die besten Fabeln der Engländer sind die von Gay, in einer kurzen, der Erzählung sehr angemessenen Versart lehrreich und unterhaltend, nur oft zu poetisch, und größtentheils von politischer Beziehung. Weniger Werth haben die Fabeln von Denis, einem selten glücklichen Nachahmer der Lafontainschen Manier; und Moores Fabeln für das schöne Geschlecht sind mehr von Seiten der Moral, als der Einkleidung empfehlungswerth. Unter den ältern deutschen Fabeln verdienen die von Boner, und von Burhard Waldis, unter den neuern aber die von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Gleim, Schlegel, Michaelis, Willamow, Zachariä, von Nicolai und Pfeffel, genannt zu werden.

Apologetik heißt die wissenschaftliche Darstellung der Gründe für das göttliche Ansehen des Christenthums. Erst im 18ten Jahrh. gelang es ihr, sich als eigentliche Wissenschaft zu gestalten; ausgezeichnet haben sich bisher in diesem Fache, Bergier, Nösselt, Reinhard und Beda Mayr. Jedoch läßt der Däne P. E. Müller in seinem Werke: Kristelig Apologetik, Kopenhagen 1810, alle diese weit hinter sich zurück.

Apologie, Vertheidigungsschrift. Plato und Xenophon haben uns dergleichen über Sokrates geliefert; in jener des Plato wird Sokrates als selbst redend angeführt; in der andern wird bloß erzählt, was sich in den letzten Stunden des Weisen zugetragen, so wie die Worte des Sokrates selbst nebst seinen Gründen hier angeführt werden, warum er zu sterben vorzog. Späterhin bedienten sich auch christliche Schriftsteller, z. B. Justinus der Märtyrer, Tertullian u. A., der Apologien, um das Christenthum und seine Bekenner gegen die Einwürfe der heidnischen Philosophen zu rechtfertigen.

Apostel ist in der Sprache des neuen Testaments der Name derjenigen 12 Schüler Jesu, denen er selbst den Auftrag gab, seine Heilslehre in allen Welttheilen zu verbreiten. Der Name bezeichnet einen Abgesandten. Paulus, der später erst in die Reihe dieser ersten christlichen Lehrer eintrat, heißt oft vorzugsweise der Apostel, auch der Apostel der Heiden, in sofern sein Lehramt hauptsächlich den Letztern galt, während Petrus der Apostel der Beschneidung genannt wird, da er zunächst den Juden als Lehrer bestimmt war. Die bildende Kunst theilt den verschiedenen Aposteln verschiedene Attribute zu, als unterscheidende Merkmale, die gleichwohl alle als Anspielungen auf die Würde ihres Apostolats, auf ihr Märtyrthum, oder auf gewisse in der Legende dieser h. Männer vorkommende Züge zu betrachten sind; so giebt sie z. B. dem Petrus die Schlüssel, dem Paulus ein Schwert, dem Judas eine Keule u. s. w.

Apostelgeschichte. Sie wurde von dem Evangelisten Lucas verfasset. Ihre Schreibart spricht dafür. Indem sie sich in ihrer letztern Hälfte bloß auf die Begebenheiten des Apostels Paulus, dessen Begleiter Lucas gewöhnlich war, beschränkt, führt sie die Geschichte desselben fast bis auf den Zeitpunkt, wo er schon über 2 Jahre als Gefangener in Rom lebte. Zu dieser Zeit, also ungefähr im J. 64 nach unserer Zeitrechnung, scheint sie hier in Rom geschrieben zu seyn. Außer dem Zweck, seinen Freund Theophilus über die fernere Geschichte des Christenthums zu unterrichten, scheint Lucas noch einen andern gehabt zu haben, nämlich den, den Apostel Paulus gegen manche Vorwürfe zu vertheidigen. Sie wurde schon im ersten Jahrh. des Christenthums von den Gläubigen häufig gelesen. Sie ist eigentlich, obgleich es der Titel sagt, keine Geschichte der Apostel, sondern nur eine Auswahl von Erzählungen aus dem thatenvollen Leben der beiden

Apostel Petrus und Paulus; denn die Apostel Johannes, Barnabas und Jacobus nennt er gleichsam nur des Zusammenhanges wegen. Es bedarf wohl keiner kritischen Untersuchung, warum der heilige Verfasser sich allein mit den beiden Aposteln beschäftigt; denn sie waren ja in höherm Sinne, als die übrigen, die Verkündiger des Evangeliums der Welt, jene wirkten nur in ihrer Gemeinde. Seine Geschichte geht von Christi Himmelfahrt bis an das Ende der ersten Gefangenschaft des Paulus, oder bis 62 n. Chr. Diese Schrift ist wieder eine herrliche Bürge für die große und unbestechliche Wahrheitsliebe des heiligen Verfassers; ohne alle Beschönigung, nackt wie die Wahrheit, sind seine Erzählungen. Ohne Schminke erzählt er die Uneinigkeit des Paulus und Barnabas; einen Zank, der sie sogar trennte, und den beiden Predigern der Sanftmuth und Liebe gewiß nicht zum Lobe gereichte. Es ist hier, wie in so vielen Stellen der heiligen Schriften des neuen Bundes unbezweifelbar, daß es noch nie Verfasser gab, die mit solcher Unparteilichkeit ihre Bücher bearbeiteten. Sie verdienen daher gleichwohl den größten Glauben, wollten wir sogar absehen von dem göttlichen Beistand, unter dem die heiligen Verfasser sie schrieben.

Apostrophe, eine Redefigur, wenn man leblose Dinge als Personen, oder abwesende Personen als gegenwärtig anredet. Diese Figur kann nur bei erwärmter Empfindung und lebhafter Phantasie Statt finden, und darf in ernsten Gedichten nur bei wichtigen Gegenständen angewandt, und nicht zu lange fortgeführt werden; im Komischen wird auch hier durch die Kleinheit des Gegenstandes das Lächerliche verstärkt.

Apothekerkunst (Pharmacie). Diese lehret die Kenntniß, Einsammlung und Aufbewahrung der rohen, und die zweckmäßige Verfertigung der zu bereitenden Arzneimittel. Die Apothekerkunst ist ein Theil der Arzneikunde, weil sie einen wesentlichen Theil der Arzneimittellehre ausmacht. Dieser wichtige Theil der Arzneikunde enthält nämlich die Kenntniß von der zweckmäßigen Anwendung der Arzneimittel nach ihrem ganzen Umfange, folglich nach ihren Zubereitungen, welche eben die Pharmacie lehrt. Die Haupttheile der ausübenden Pharmacie sind: 1) pharmaceutische Waarenkunde; 2) pharmaceutische Chemie, wozu man auch die Receptirkunst rechnet. Die Entstehung der Apothekerkunst verliert sich in das früheste Zeitalter unserer bekannten Welt, und schon in demselben, so wie bei den späterhin entdeckten rohen Völkerschaften findet man Spuren von Arzneimitteln. Allein damals machte die Apothekerkunst keinen besondern Zweig der Arzneikunde aus, sondern die Aerzte waren auch zugleich die Verfertiger und Austheiler der Arzneien. Erst späterhin wurde die Pharmacie als ein eigener Zweig der Arzneikunde betrachtet, und von Männern ausgeübt, die man Apotheker nannte. Daher verliert sich die Geschichte der Pharmacie ganz in die Geschichte der Arzneikunde, und läßt sich davon schwerlich trennen. Die neueste Periode der Apothekerkunst schreibt sich aus der Mitte des 17ten Jahrh., und dauert bis auf unsere Zeiten. Die Entdeckungen, welche seitdem in der Chemie gemacht wurden, wandte man auf Arzneikunde und Pharmacie an. Die Chemie selbst fing jetzt an, sich zur Wissenschaft zu gestalten, und erhielt das erste consequente System; auch fing man nun an, die chemischen Arzneimittel nach Grundsätzen zu bereiten. Naturlehre und Naturgeschichte vervollkommneten sich, und dieses hatte den glücklichsten Einfluß auf die Pharmacie. Endlich erhob sich Lavoisier, die bisherige Dämmerung ging in hellen Tag über, die mannichfaltigen Schattengestalten in dieser Kunst verschwanden, und unterscheiden ließen sich jetzt ihre sichern Stellen von den Abgründen und Untiefen. Ein neuer Geist regte sich in allen Gebieten der Naturforschung, und auch im Felde der Pharmacie vermißte man ihn nicht. (Siehe den Art. Arzneikunde (Geschichte der).

Apotheose, die Vergötterung, eine Ceremonie, wodurch Sterbliche zum Range der Götter erhoben wurden. Dieser Gebrauch, den Dankbarkeit und Verehrung aufgebracht, Schmeichelei und Aberglauben erhalten und vervielfältigt hatte, herrschte fast bei allen Völkern des Alterthums, am frühesten bei den Assyrern, Aegyptiern, Persern, später bei den Griechen und Römern. Bei Letztern war Romulus der Erste, welcher die Ehre einer feierlichen Apotheose erhielt, und der zweite nach ihm war Julius Cäsar, den Augustus vergöttern ließ. Die Gebräuche, welche bei dieser Ceremonie üblich waren, bestanden in Folgendem. Nachdem der wirkliche Körper verbrannt, und die Gebeine begraben waren, so wurde ein nach dem Leben verfertigtes wächsernes Bildniß des Verstorbenen, mit dem man schon sieben Tage lang im Pallaste verschiedene lächerliche Ceremonien angestellt hatte, auf den Schultern junger Leute aus dem Ritter- und Patricierstande in einer feierlichen Procession auf einer Leichensänfte nach dem Forum getragen, wo ein Chor von Knaben und Mädchen von vornehmer Geburt den Todtengesang anstimmte. Von da wurde das Bild auf den Campus Martius gebracht, wo es auf einem prächtigen Scheiterhaufen mit einer großen Menge kostbaren Rauchwerks und Specereien verbrannt wurde. Auf der Spitze des Scheiterhaufens war ein Adler angebunden, welcher, nachdem das Feuer seine Bande gelöst hatte, in die Höhe flog. Von ihm sagte das gemeine Volk, daß er die Seele des Verstorbenen in den Himmel trage. Die mit dem Bilde im Pallaste vorgenommene Ceremonie bestand vorzüglich darin, daß es auf ein Paradebett gelegt, und ihm zu Ehren Verse und Lieder abgesungen, und Trauerreden gehalten wurden. Nach dieser Ceremonie wurde der Verstorbene göttlich verehrt, und man sagte, er sey unter die Götter versetzt worden. Dem Vergötterten ordnete man Tempel und Priester an, man verrichtete Gebete zu demselben, und die Männer schwuren bei seinem Namen oder Genius, und opferten Thiere auf seinen Altären.

Appel (Jacob), ein berühmter Maler, geb. zu Amsterdam 1680. Frühe verrieth er natürliche Anlagen und vorherrschende Neigung zur Kunst; seine Eltern schickten ihn nachher zeitig in die Werkstätte des berühmten de Graef und des David van der Plas, wo er bald reißende Fortschritte in der Portrait- und Landschafts-Malerei machte. Jetzt ging Appel 2 Jahre aufs Land, und übte sich anhaltend in der Darstellung der Aussichten im Großen, nebst der sich darin befindlichen einzelnen Gegenstände, und schon in seinem 18. Jahre wurde er als Meister in diesem Fache anerkannt. Von nun an fand der junge Künstler in seiner Vaterstadt vielfache und lohnende Beschäftigung von Seiten der Reichen und Vornehmen. In seinem 22. Jahre ward er nach Sardam berufen, wo die Vornehmsten des Orts von ihm wollten gemalt seyn; hier verfertigte er auch einige Geschichts- und Landschafts-Gemälde mit ungemeinem Beifall; dieses Feld betrat er von nun bis in sein hohes Alter, wo Geschicht-, Landschaft- und Reliefgemälde, mit gleich glücklichem Pinsel ausgeführt, den Inhalt seiner Werke ausmachen, die in Amsterdam, Harlem, Sardam, Merenberg und andern Orten, so wie in verschiedenen prächtigen Villen auf dem platten Lande Hollands, und in den Cabineten und Sälen einzelner Reichen und Vornehmen sich befinden, und die Bewunderung des Kenners erregen.

Appellation, Berufung, ist ein devolutives Rechtsmittel, wodurch eine Partei, die sich durch den Ausspruch eines Unterrichters beschwert findet, ihre Rechtssache an den nächsten competenten Oberrichter bringt, damit er dieselbe noch einmal untersuchen, und eine andere Sentenz darüber fällen soll. Man nennt denjenigen, welcher die Einwendung eines Rechtsmittels anbringt, Appellant, und die andere Partei, gegen welche es angebracht wird, Appellat. In den ältesten Zeiten gingen die Appellationen, nach des Tacitus

Bericht, von den Richtern an die öffentliche Volksversammlung. Die Römer nannten zu den Zeiten der Republik die Berufung an eine der Magistratspersonen Appellation, und die an das Volk Provocation. Man hat die Berufung an ein höheres Gericht in der Absicht eingeführt, damit die Parteien gegen ungerechte oder falsche Aussprüche geschützt werden. Eine gerichtliche Apellation setzt eine Beschwerde über ein förmliches Urtheil voraus; die außergerichtliche aber findet wegen anderer Beschwerden über den Richter Statt. Wenn die Einwendung gegen eine Sentenz des untern Richters, die übrigens jeder der streitenden Parteien, auch einem dritten frei steht, gültig seyn soll, so muß sie sich auf gerechte Ursachen zur Beschwerde gründen, die Streitsache selbst aber von der Beschaffenheit, und die Summe, worüber processirt wird, so beträchtlich seyn, als es in den besondern Landesgesetzen bestimmt ist; auch muß sie angebracht werden, ehe das Urtheil rechtskräftig wird, d. h. in mehrern Ländern binnen 10 Tagen, von der Zeit seiner Bekanntmachung an gerechnet, weil es hernach in der Regel nicht umgestoßen werden kann.

Appenzell, ein Canton in der Schweiz, ganz vom Canton St. Gallen eingeschlossen, enthält 10 ½ Quadratmeilen mit 55.000 Einwohnern. Der Canton besteht aus zwei unabhängigen Freistaaten, das Innere, oder Inner-Rooden, mit katholischen, und das Außer-Rooden mit reformirten Einwohnern. Das Ländchen ist herrlich angebaut; es liefert Kalk, Schiefer, Sandstein, Gyps, Mergel, Thon, Schleif-, Wetz- und Feuersteine, Achate, Salpeter, Mineralquellen, Obst, Flachs, Wein, Holz, besonders Tannen und Fichten, Rindvieh (15.000 Kühe, wovon 6.000 auf den Alpen weiden), Ziegen, Pferde, Bienen 2c.; und die Bewohner zeichnen sich durch Industriefleiß aus. Der Hauptort des Cantons: Appenzell mit 3.000 Einwohnern, einem Zeughaus mit dem Archiv, Leinwandfabriken und sieben Jahrmärkte. Seit 1513 ist dieser Canton im Bunde der Eidgenossen.

Appian, aus Alexandrien, lebte unter Trajan, Adrian und Antoninus Pius. Anfangs war er Sachwalter in Rom, nachher wurde ihm die Besorgung der kaiserl. Einkünfte übertragen. Er schrieb eine römische Geschichte in 24 Büchern, unpartheiisch und in einem guten Style, aber nicht nach der Zeit, sondern nach den Provinzen geordnet. Die Hälfte davon ist noch vorhanden, nämlich die Beschreibung des punischen, des syrischen und parthischen Krieges, des Krieges mit Mithridates, mit Spanien und Hanibal, der bürgerlichen Kriege der Römer und der illyrischen Begebenheiten. Vom vierten Buche, welches den gallischen Krieg enthält, so wie von den neun ersten Büchern sind nur Fragmente übrig. Die ganze Geschichte ging von Trojas Zerstörung bis auf den August. Eine sehr gute Ausgabe hat Schweighäuser (Straßb. 1783—85) geliefert, deutsch von Dillenius.

Appretur nennt man die besondere Zurichtung einiger Zeuge, ehe sie zu Kleidern und andern Zwecken verarbeitet werden. Ihr Zweck ist, die Zeuge durch Erhöhung ihrer natürlichen Farben, oder durch Mittheilung fremder Farben dem Auge gefälliger zu machen. Das Erstere geschieht durch das Bleichen, und das Letztere durch das Färben und Drucken.

Appuls heißt in der Astronomie das Berühren oder die Annäherung zweier leuchtender Körper. Die Appulse der Planeten an die Fixsterne sind den Astronomen jederzeit sehr nützlich gewesen, um den Stand der erstern zu bestimmen. Die Alten, denen es an leichten Hülfsmitteln fehlte, die Planeten mit der Ekliptik, die nicht sichtbar ist, zu vergleichen, hatten keinen andern Weg, als ihre Spur nach den Fixsternen hin zu beobachten, und ihren Appuls irgendwo zu bemerken.

Après-Souper. Mit diesem Namen werden verschiedene kostbare Gemälde von den Antwerpener Malern Teniers (Vater und Sohn, blühten von 1610 bis 1694) bezeichnet, weil sie in einem Abend angefangen und

vollendet wurden. Häufig sind es Thiere und Seestücke, mit ungemeiner Treue dargestellt, die den zartesten Pinsel und das schönste Colorit verrathen, und unter der Hand dieser Künstler ein frisches Leben und eine eigenthümliche Gestalt erhalten haben.

A priori (von vorne her, unabhängig von aller Erfahrung) ist ein Ausdruck, welcher in der kritischen Philosophie anzeigt, daß der Mensch diejenige Vorstellung, von der er gebraucht wird, nicht durch seine Sinne erlangt habe, sondern daß sie von aller Erfahrung und von allen Eindrücken auf die Sinne unabhängig sey. Daß zwei Mal zwei z. B. vier ist, können wir nicht aus der Erfahrung wissen, denn wir behaupten damit, daß jedesmal, wenn wir zwei Dingen noch zwei derselben hinzufügen, wir vier haben müssen, und daß uns folglich nie eine Erfahrung vorkommen könne, in der zwei Mal zwei weniger als vier machen werde. Diese Behauptung schreibt also der Erfahrung ein Gesetz vor, kann folglich unmöglich aus derselben entsprungen seyn, weil wir nämlich oft erfahren haben können, daß zwei Dinge, zwei Mal genommen, vier dergleichen sind, aber über alle Dinge in der ganzen Welt können wir doch diese Erfahrung nicht angestellt haben. Aus der Erfahrung würde daher nur folgen: es sey wahrscheinlich, daß jedes Mal zwei Mal zwei vier machen werde, weil das Gegentheil noch Niemanden vorgekommen sey. Obige Behauptung aber gehet weiter; wir sagen nämlich, es muß durchaus so seyn, das Gegentheil ist schlechthin unmöglich, und es kann zwei Mal zwei nimmer weniger, oder mehr als vier seyn. — Der Ausdruck a priori ist, nach dieser Bedeutung, von der Ordnung hergenommen, in der die Erkenntniß, von der wir ihn brauchen, mit der Erfahrung stehet. Ehe wir noch eine Erfahrung darüber anstellen, können wir vorher bestimmen, wenn wir zu zwei Aepfeln noch zwei hinzuthun, so haben wir zwei Aepfel zwei Mal genommen, und das müssen jetzt und immer vier Aepfel ausmachen, kein Mensch wird je mehr oder weniger herauszählen, die Erkenntniß gehet hier der Erfahrung (dem Ursprunge, obwohl nicht immer der Zeit nach) vorher. Man weiß gewiß, daß zwei Mal zwei Aepfel vier seyn müssen, ohne sie je gezählt zu haben. Wir nehmen folglich den Künstlerausdruck a priori nur in einer metaphysischen Bedeutung, und gebrauchen ihn, um dadurch die Erkenntniß nicht etwa nach ihrer willkührlichen Behandlung durch den Verstand (logisch), sondern nach der Quelle, woraus sie eigentlich entspringt (transcendental), zu classificiren, und nennen Erkenntniß a priori solche, die allein aus der Beschaffenheit der Empfindungsfähigkeit und Denkkraft überhaupt entspringen kann. Das Wort a priori wird hier also in der strengsten Bedeutung genommen, und man verstehet darunter, daß die Erkenntniß schlechterdings gar nicht aus der Erfahrung sey und seyn könne, so daß der Mensch zwar bei Gelegenheit einer Erfahrung sich derselben bewußt werden kann, aber ohne daß unter ihren auch noch so entfernten Erkenntnißquellen irgend eine Erfahrung sey.

Apsiden heißen die zwei Punkte in der Kreisbahn eines Planeten, in deren einem er der Erde oder der Sonne am Nächsten (summa apsis), und in deren anderm er von der Sonne oder der Erde am Weitesten entfernt ist (ima apsis).

Apulejus (Lucius), aus Madaura, einer römischen Colonie in Afrika, geboren, lebte gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Er war Advokat zu Rom, und ein platonischer Philosoph. Lange Zeit brachte er auf Reisen zu, um seine Kenntnisse zu erweitern; er war ein witziger und feuriger Kopf, davon zeugen unter seinen hinterlassenen Schriften, von denen sich die mehrsten auf die Philosophie des Plato beziehen, vorzüglich sein goldener Esel in 11 Büchern, auch Milesische Erzählungen genannt; eigentlich ist dieser ein witziger Roman, mitunter satyrisch, voll Laune und gemüthlicher Darstellungen. Seine Schreibart ist unterhaltend, oft aber auch unnatürlich und incorrekt. Durch seine mit einge=

webte Geschichte der Psyche (deutsch von Rode, Schulze und Linker), eine mit außerordentlicher Zartheit bearbeitete romantische Episode, allein hat er seinem Buche die Unsterblichkeit gesichert. Sein asinus aureus ist zu Leyden 1786 von Ruhnken cum not. Varior. erschienen. Rode hat eine Uebersetzung davon geliefert.

Apulien, eine Landschaft auf der Nordostseite von Italien. Die Alten sind in Angabe der Gränzen dieser Landschaft verschieden. Theils lassen sie dieselben vom Flusse Frento, jetzt Fortore, bis auf das äußerste Vorgebirge Calabriens (Prom. Japygium, jetzt Capo di S. Maria de Leuca) fortgehen, und rechnen Daunia, Peucetia und Calabria als einzelne Theile dazu; theils trennen sie Calabria davon, und schneiden Apulien bei Tarent ab. Zuerst besetzten dieses Land die Illyrier, die sich, nach ihrem Könige Messapos, Messapygä oder Messapii nannten; daher der äußerste Theil Apuliens auch noch in der Folgezeit den Namen Messapia beibehielt. Ferner kam auch eine Kolonie Arkadier hieher, welche die Brüder Peucetius u. Oenotrus anführten, von denen ersterer die nordöstliche, letzterer die südwestliche Landspitze von Italien besetzte. Söhne oder Nachkommen des Peucetius, oder Brüder desselben nach Nicander beim Antonio, scheinen Daunus und Japyx gewesen zu seyn, von denen Theile der Landschaft benannt wurden. Nachher kam der vor Troja berühmt gewordene Diomedes aus Argos hieher, und fand einen gewissen Daunus als Herr der Gegend. Wegen der vielen alten hier herrschenden Sagen, die lange von den Einwohnern geglaubt und erzählt wurden, nennt Horaz Apulien fabulosa. Apulien war übrigens bis in die Zeiten der Kaiser hinein wegen seiner starken und fleißigen Landleute berühmt, die gute Legionssoldaten abgaben. Nach dem samnitischen Kriege kam Apulien unter die Herrschaft der Römer.

Aquäduct, Wasserleitung, ist ein Bau von Stein auf ungleichem Boden, um das Wasser von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Babylonier, Perser, Aegyptier und andere alte Völker hatten große Wasserleitungen; aber keine waren so berühmt, als die der Römer, welche auf die Anlage und Unterhaltung derselben unermeßliche Summen verwendeten, um ihre Stadt mit einem hinlänglichen Wasservorrath zu versehen, den sie sowohl zu ihren vielen Bädern, deren Anzahl sich unter den Kaisern auf 800 belief, als auch zum Trinken brauchten, da bekanntlich das Wasser der Tiber dazu untauglich ist. Die erste große Wasserleitung legte der Censor Appius Claudius um das Jahr 441 nach Erbauung der Stadt an. In der Folge wurden mehrere gebaut, deren Zahl von P. Victor auf 20, von Andern aber nur auf 14 angegeben wird. Sie leiteten das Wasser in gemauerten Kanälen, gewöhnlich aber in bleiernen oder steinernen Röhren, die in einer besondern Einfassung von Mauerwerk lagen, und oft durch Felsen, Gebirge und über Thäler, bisweilen auch unter der Erde fort geführt wurden, und auf steinernen, an manchen Orten über 109 Fuß hohen und zuweilen in zwei Reihen übereinander gebauten Bogengewölben ruhten, aus einer Entfernung von 30, 40, 60 und mehrern Meilen nach Rom. Manche dieser Wasserleitungen führte eine solche Menge Wassers nach Rom, daß sie kleinen Strömen glichen. Der Bau und die Unterhaltung davon kostete ungeheure Summen. So kostete z. B. der marcische Aquäduct 804 Sestertium oder 8.000.000 Rthlr., und der claudische 55.500.000 Sesterzien oder 3 Millionen Rthlr. Wenn das Wasser eine Strecke gelaufen war, gelangte es in große Wasserbehälter (piscinae), um sich darin von dem Schlamm zu reinigen, und in Rom selbst wurde es in besondern Behältnissen, die man castella oder dividicula aquarum nannte, gesammelt, und aus denselben vermittelst bleierner oder steinerner Röhren (fistulae) durch die ganze Stadt geleitet. Der Consul Frontinus, welcher die Direktion der Wasserleitungen unter dem Kaiser Nerva hatte, spricht von 9 dersel-

ben, welche das Wasser durch 13.594 Röhren, von 1 Zoll im Durchmesser, ergossen. Vigerus bemerkt, daß Rom in Zeit von 24 Stunden aus diesen Aquäducten nicht weniger als 500.000 Orhoft Wasser erhielt. Die Aufsicht über dieselben führten in ältern Zeiten die Censoren und Aedilen, welche sie wieder an einzelne Unternehmer (redemtores) verpachteten; aber in der Folge wurden eigene Aufseher, die man curatores oder praefecti, und später consulares aquarum nannte, darüber gesetzt, die mit mehrern Unteraufsehern und einigen Hundert andern Personen (aquarii) für ihre Erhaltung im gangbaren Stande sorgten. Die Wasserleitungen erhielten entweder von ihren Erbauern, oder nach den Orten, von welchen sie das Wasser nach Rom leiteten, oder auch nach andern Umständen ihre Namen. Die vorzüglichsten waren Aqua, Appia, Marcia, von röthlichen, braunen und erdfarbigen Steinen erbaut, Felix, Virgo, Claudia u. s. w. Letztere vom Kaiser Claudius so genannt, war die prächtigste von allen, und enthielt sehr gutes Wasser. Für das Wasser, welches man aus den Aquäducten erhielt, mußte ein bestimmter Zoll entrichtet werden, der zu den Kosten ihrer Unterhaltung genommen wurde. Merkwürdige Ruinen von Aquäducten sind zu Pila bei Lyon, bei Nismes, bei Merida u. A. Zu den Wasserleitungen, die sich zum Theil noch erhalten haben, gehört, außer denen im römischen Gebiet, besonders die zu Metz, und die vom Kaiser Trajan angelegte zu Segovia in Spanien, welche auf 159 steinernen, ohne Mörtel zusammen gesetzten Schwibbogen ruht, wovon einige 34 Ellen hoch sind, und mehrere doppelt übereinander stehen. Sie leitet das Wasser 3000 Schritte weit nach der Stadt. Auch die Neuern haben in der Kunst, Wasserleitungen zu bauen, glückliche Versuche gemacht, wie die zu Alcantara bei Lissabon, zu Arcueil, Marly u. s. w. beweisen. Diejenige, welche Ludwig XIV. anlegen ließ, um Wasser nach Versailles zu leiten, ist 7000 Klaftern lang, gegen 2560 hoch, und hat 242 Arcaden.

Aquarel heißt die Malerei mit Wasserfarben auf weißes Papier, das man in den Lichtstellen des Gemäldes durchblicken läßt.

Aquarius, der Wassermann am Himmel, das elfte Gestirn im Thierkreise, das unter dem Bilde eines Greises, der aus einem Gefäße Wasser gießt, vorgestellt wird. Die Astronomen waren unter sich nicht einig, was für eine Mythe man damit vorstelle. Hug pag. 212 sagt über den Wassermann Folgendes: Der Kopf einer Menschengestalt nähert sich auf der alten Himmelskugel von der entgegengesetzten Seite, dem Kopfe des Adlers. Wer nun immer der glückliche Sterbliche ist, der so nahe am Bilde des Einzigen seine Stelle erhalten hat; denn ein Gott ist er, nach allen Berichten, die uns Kunde von ihm geben, nicht: wer er aber immer ist, so war nichts natürlicher, als der Gedanke, er sey von jenem, dessen Schriftzeichen der Adler ist, in seine Nähe gebracht, und unter die Sterne aufgenommen worden. Da er mit zwei Gießgefäßen ausgestattet erscheint, so konnte man ihn nach Art der barbarischen Königshöfe (denn bei den Griechen war dieses nicht Sitte) als den Mundschenken des erhabenen Königs betrachten, in dessen Nähe er ist. Der Adler, der in Aegypten Buchstabe des Einzigen war, wurde bei den Griechen der Lieblingsvogel des Vaters der Götter und Menschen und sein Waffenträger; der Aegypter aber, der als göttlicher Mundschenk in der Bildersprache der alten Welt berühmt wurde, mußte einem andern weichen, den die Griechen, wahrscheinlich während des trojanischen Krieges, aus den phrygischen Göttersagen kennen gelernt hatten. Es ist Ganymedes, der schönste der Sterblichen, ein Jüngling, in der Jahre Blüthe der Erde entzogen. Dies waren Gegenstände, welche die Griechen mit warmer Einbildungskraft ergriffen. Der Aegypter (der Wassermann) mußte dem jugendlichen Heros weichen; Ganymed wurde dafür Mundschenk, und von dem Adler in leichtem Fluge gen Himmel getragen. Creuzer betrachtete aber dagegen den Wassermann und den Wasserkrug

theils als Sinnbild der fruchtbringenden Bewässerung, theils auch der Reinigung der Seelen und ihrer Rückkehr in höheren Sphären, wofür eben der Wasserkrug, der bei den Mysterien, wo der Zweck des Lebens und die Hoffnung jener Rückkehr gelehrt wurde, eine bedeutende Rolle spielt, als das Zeichen des Wassermanns im Dogma von der Seelenwandrung das Zeichen ist. Dieser Wassermann konnte Danaus selber seyn, eben so wohl als Cekrops, der ägyptische Pflanzer von Attika, den Einige dafür hielten. Nonnus kennt wenigstens den Danaus als Wasserbringer und Erquicker des dürren Argos durch seine Wasserbäche. In der Mysterienlehre ward also Argos einmal das Land der Dürre und des Fluchs, das andere Mal die Aue des Segens und der Seligkeit, welche Doppelnatur auch von dem Wasserbringer und seinen Töchtern bemerkt wird. Der zerbrochene Krug nämlich, oder das lecke Faß, oder das Sieb sind Zeichen eines nichtigen, zwecklosen Lebens in der niedern Sphäre.

Aquatinta nennt man eine gewisse Manier in Kupfer zu stechen oder vielmehr zu ätzen, wodurch die Wirkung einer getuschten Zeichnung hervorgebracht wird. Zu diesem Zweck nimmt man gleiche Theile Asphalt und feines durchsichtiges Harz, etwa 2 Unzen, diese stößt man gesondert. Dann siebt man abwechselnd eine Lage Asphalt, und eine Lage Harz auf Papier durch ein Mousselinsieb, dessen Rand von Buchsbaumspänen 3 bis 4 Zoll hoch seyn muß. Durch dieses Sieb schüttet man diese Mischung zwei bis dreimal, bis sie sich völlig verbindet. Manche behaupten, pulverisirter Gummi-Sandrach allein leiste dasselbe. Hierauf wird, wie gewöhnlich, der Umriß auf die Platte geätzt, diese aber mit etwas Fett sanft gestrichen, und mit einem weichen Lappen rein abgewischt, so daß nur ein leiser Hauch der Oberfläche des Kupfers bleibt. Jenes Pulver wird nun auf die Platte gesiebt, und diese nachher auf die hohe Seite gestellt, wodurch alles Pulver, was nicht an dem Fette hangen bleibt, herunter fällt. Ist dies geschehen, so wird die Rückseite der Platte mittelst eines Handschraubenstocks über ein Kohlenfeuer oder eine Lampe gehalten, bis sie so heiß wird, daß man sie nicht mehr berühren kann. Dadurch befestigt sich das Pulver, welches an dem Fette hangen blieb, im Verschmelzen auf der Platte. Ist diese abgekühlt, so nimmt man Terpentinfirniß mit Elfenbeinschwarz gemischt, und bestreicht damit, mittelst eines Haarpinsels, alle Lichter und diejenigen Stellen, wo das Papier vollkommen weiß bleiben soll. Nun wird das Scheidewasser, wie beim gewöhnlichen Aetzen angewendet. Für die schwächste Tinte muß es ungefähr fünf Minuten auf der Platte bleiben, dann wird es abgegossen, und die Platte auf den Rand gestellt, um zu trocknen. Nun werden zuerst die schwächsten Schatten mit dem Firniß überstrichen, und so wird auf gleiche Weise nach und nach fortgefahren, d. h. die dunkelste Tinte wird zuletzt hervorgebracht, wenn alle schwächern ausgeführt und überstrichen sind. Von der Feinheit des Pulvers hängt die Verschiedenheit des Kornes in den Schattentinten ab, welche man bei verschiedenen Abdrücken, ja sogar oft in verschiedenen Stellen desselben Abdrucks bemerkt. In Paris werden Aquatinta-Blätter farbig abgedruckt; zu diesem Zwecke müssen mehrere Platten angewendet werden, auf jede derselben werden nur die Stellen geätzt, die von gleicher Farbe sind. Hier ist also das Aetzen die Hauptsache, mit dem Grabstichel darf man entweder gar nicht nachhelfen, oder seine Wirkung darf nicht sichtbar werden.

Aqua Tofana heißt ein Gifttrank, den eine Sicilianerin, Namens Tofana, erfunden haben soll. 5 — 6 Tropfen davon sollen hinreichen, einen Menschen zu tödten. Er soll weder Geruch, noch Geschmack haben, wie klares Wasser aussehen, und eine zunehmende Verzehrung der Lebenskräfte ohne Schmerz u. Fieber in der Art zur Folge haben, daß man sogar die Stunde des Todes vorher bestimmen könne. Sowohl über die Existenz und Bestandtheile dieses Giftes, als auch über seine Wirkungen und seinen Erfinder sind die Nach-

richten höchst schwankend und unbestimmt; nur so viel weiß man, daß erst seit dem Ende des 17ten und dem Anfange des 18ten Jahrh. von diesem Gifttranke Meldung geschieht.

Aquaviva (Andreas Matthias), Herzog von Atri, wurde 1456 geboren. Er zeichnete sich Anfangs im Kriege mit verschiedenem Erfolge aus, widmete sich aber in der Folge den Wissenschaften, wurde Mitglied der Akademie zu Neapel, und hat sich durch viele nützliche und gelehrte Werke den Ruhm eines verdienstvollen Literators erworben. Die Akademiker Neapels reden alle mit der größten Achtung von ihm, und Pontanus nennt ihn Principem virorum et in mediis philosophantem belli ardoribus, und der berühmte Petrus Summonte eignete ihm alle seine Werke zu. Sannazar rühmt in seinen Gedichten die Verdienste, welche er als Gelehrter sich erworben hat, nicht weniger als seine Heldenthaten. Er starb 1528 in seinem 73sten Lebensjahre. Seine Liebe zu den Wissenschaften wirkte als ein nachahmungswürdiges Beispiel auf seine Nachkommen fort, und die Herzoge von Atri sind als eine ununterbrochene Reihe großer und gelehrter Männer berühmt geworden. Von seinen Schriften sind nur seine aus 4 Büchern moralischer Abhandlungen bestehenden Commentaren (Helionopoli 1609 4.) auf die Nachwelt gekommen. — Sein Bruder, Belisar Aquaviva, Herzog von Nardi, war ebenfalls Mitglied der Akademie, und seine Werke bewiesen, daß er in allen den Wissenschaften, worin sein Bruder glänzte, sich hervorgethan habe; nicht weniger strebte er, diesem an Heldenthaten ähnlich zu werden, und er bewies gegen ihn eine Großmuth, die seinem Namen unsterbliche Ehre macht. Als nämlich Carl der Achte in Neapel landete, wurde sein Bruder, weil er in Verdacht stand, die Franzosen begünstigt zu haben, von diesem seines Lehens Commersano, nach welchem er den Grafentitel führte, verlustig erklärt, und dasselbe Belisaren gegeben; allein kaum waren die Kriegsunruhen vorüber, als er zu Gunsten seines Bruders auf dieses Lehen verzichtete, und diesem die königliche Bestätigung von Neuem auswirkte. Er selbst wurde in den Grafenstand, und später zur Würde eines Herzogs von Nardi erhoben. Belisars Hauptwerk enthält die Abhandlungen: De venatione et aucupio; de remilitari et singulari certamine; de instituendis principum libris, und die Paraphrasis in oeconomica Aristotelis, Neapel 1519. Basel 1578.

Aquaviva (Claudius), ein berühmter Jesuiten-General aus dem herzoglichen Geschlechte von Atri. Er widmete sich dem Priesterstande, und wurde in Rom bald zu verschiedenen Aemtern befördert. Pabst Pius V., der ihn sehr hoch schätzte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. So war ihm die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen geebnet; aber er entsagte diesen glänzenden Aussichten, und trat in die Societät Jesu. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß er in Neapel und kurz nachher in Rom zum Provinzial erhoben wurde. Endlich wurde er 1581 in seinem 49sten Jahre zum General erwählt, auf welcher Stelle er sich durch sein weises, kluges und sanftes Benehmen allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Dem Streite über die Lehre des Jesuiten Molina machte er durch einen Befehl ein Ende, daß dessen Lehrsätze von keinem Gliede der Gesellschaft mehr berührt werden sollten. Auch die vom Jesuiten Mariana aufgestellte, in den damaligen Zeiten von Bischöfen, Doctoren, Welt- und Ordensgeistlichen, von Richtern, Magistratspersonen u. selbst von gelehrten Protestanten (Beza, Bodin, Buchanan, du Molin, dem großen Dichter Milton rc. rc.) behauptete Lehre von der Rechtmäßigkeit und Erlaubtheit des Tyrannenmordes wurde, nebst dem, daß sie von Bellarmin u. A. widerlegt wurde, von Aquaviva als eine abscheuliche Lehre verworfen. Er starb 1615, im 74sten Jahre seines Lebens. Er war der Schöpfer der Pädagogik zu seiner Zeit, und sein Werk: Ratio et Institutio Studiorum S. I. enthielt die Instruction der weltberühmten Jesuiten-Schulen.

Aquila, feste Hauptstadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo oltra II, auf einem hohen Berge, am Alterno, hat 13.615 Einwohner, eine Kathedral- und 24 Pfarrkirchen, und einen unmittelbar unter dem Papst stehenden Bischof. Sie betreibt Safranbau (jährlich 7500 Pf. im Durchschnitt), Leinwand- und Papierfabriken. Der Ort ist als Vereinigungspunkt mehrerer Straßen in militärischer Hinsicht sehr wichtig, und hat eine Citadelle.

Aquila (Serafin von), ein um die Sprache seiner Nation verdienstvoller italischer Dichter, wurde 1466 zu Aquila in der Provinz Abruzzo von angesehenen Aeltern geboren. Aquila hatte einen Theil seiner Jugendjahre an dem Hofe des Grafen von Potenza verlebt, wo er in der Musik sich einige Kenntnisse erwarb. Nachher beschäftigte er sich in seinem Geburtsorte 3 Jahre lang mit dem Studium von Dante's und Petrarca's Werken, bis er Gelegenheit fand, den Cardinal Askanius Sforza nach Rom zu begleiten. Er scheint sein ganzes Leben hindurch seinen Aufenthalt so oft verändert zu haben, als irgend ein Fürst durch Gunstbezeugungen ihn an sich zu locken wußte. Daher finden wir ihn zu verschiedenen Zeiten im Dienste und am Hofe des Königs von Neapel, des Herzogs von Urbino, des Markgrafen von Mantua, des Herzogs von Mailand, und endlich bei Cäsar Borgia. Auch dürfen wir uns nicht wundern, daß er an den Höfen der Großen zum Gesellschafter gesucht wurde, um ihnen Sorgen und Langeweile zu verscheuchen; denn außer seinem Talente für höhere Poesie, verstand er auch die Kunst, aus dem Stegreife gemachte Lieder mit der Laute zu begleiten, und war einer der berühmtesten Improvisatoren seiner Zeit. Dieser Umstand erklärt hinlänglich, wie er schon bei seinen Lebzeiten zu dem großen Rufe kam. Selbst in seinen leicht und eilfertig gedichteten Liedern kommen einzelne Stellen vor, die von großem Talente zeugen. Aquila starb im Jahre 1500 zu Rom mit dem Ruhme, daß er Einer von denen Dichtern war, die das Joch der Barbarei abschüttelten, welches in seinem Zeitalter die italienische Sprache verunstaltete. Die Ausgabe seiner Werke von de Giunta v. Jahr 1526 ist die schönste und fehlerfreiste.

Aquila (Franz), einer der berühmtesten Kupferstecher aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, aus Palermo gebürtig. Seine im Jahre 1723 erschienene Sammlung der Gemälde des Vatikans, nach Raphael, ist wohl sein vorzüglichstes Werk, und hat ihm in den Annalen der Kunst einen unsterblichen Namen errungen. — Sein Bruder, Peter Aquila, geboren zu Palermo 1677, wurde Priester, und hat sich noch größern Ruhm erworben. Sein vornehmstes Stück, durch welches er seine Meisterschaft hinlänglich beurkundet hat, ist die Schlacht Constantins, nach des Malers Pipi Composition im vatikanischen Pallaste. Durch die Schönheit der Zeichnung und die Reinheit des Stiches zeichnet sich dieses Stück vorzüglich aus, und es ist eines der größten, so jemals erschienen sind.

Aquileja, eine unter den alten römischen Kaisern sehr berühmte Stadt in der Landschaft der Carner in Oberitalien, ehemals Velia genannt. Nach Strabo wurde sie von den Römern gegen die Einfälle der Barbaren befestigt, worauf sie sehr volkreich ward, und einen blühenden Handel führte, indem die längs der Donau wohnenden illyrischen Völker, Sclaven, Vieh und Pelzwerk dahin brachten, und Oel und Wein dafür einkauften. Im Jahre Roms 921 wurde sie von Mark Aurel zur ersten Festung des Reichs gemacht, um die nordischen Völker abzuhalten. Von jetzt an ward diese Stadt immer wichtiger und blühender. Wegen des öftern Aufenthalts der Kaiser daselbst, war sie, so zu sagen, ein zweites Rom, und als Festung so wichtig, daß man sie als den Schlüssel von Italien ansah. Daher bemächtigte sich derselben Pupienus Maximus, der Gegenkaiser des Maximinus Thrax. Letzterer belagerte sie, und fand einen so langen und hartnäckigen Widerstand, daß seine Soldaten, der Belagerung müde, ihn endlich ermordeten. Als Con=

stantinus M., seinen Bruder Constans bekriegte, wurde er bei Aquileja in einen Hinterhalt gelockt, und im Jahr Chr. 350 ermordet. Aquileja war damals die Hauptstadt der Provinz Venetia. Attila zerstörte es im J. Chr. 452 gänzlich, als er nach der Schlacht in den catalaunischen Gefilden sich zurückzog. Von der Zeit an blieb es ein bloßes Schifferdorf. Das ehemalige Patriarchat zu Aquileja war sehr ansehnlich, und der Patriarch der nächste nach dem Papst in Italien, da er über Aquileja, Friaul und andere Provinzen herrschte. Aber die Venetianer nahmen im 15ten Jahrhunderte die Länder des Patriarchen weg, von denen nachher ein Theil an Oesterreich kam. Der dadurch beschränkte Patriarch verlegte seinen Sitz nach Udine, und Venedig brachte es bei dem Pabste dahin, daß nur ein Bürger ihres Staats diese Stelle erhalten sollte. Daraus entstanden in der Folge zwischen Oesterreich und Venedig mehrere Streitigkeiten, die 1750 dadurch beigelegt wurden, daß das Patriarchat von Aquileja ganz aufgehoben, und statt dessen 2 Erzbisthümer zu Görz und Udine errichtet wurden. Unter jenes, seit 1788 nach Laibach verlegte gehört der österreichische, und unter dieses der venetianische Theil des ehemaligen Kirchensprengels von Aquileja.

Aquino, ein Dorf in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, mit 700 Einwohnern, dem Titel einer Grafschaft, und einem unmittelbar unter dem Papst stehenden Bischof, der zu Rocco Secca residirt. Der berühmte Scholastiker Thomas Aquinas, so wie der Dichter Juvenal, sind hier geboren. Hier ward einst eine bei den Römern sehr beliebte Purpurfarbe fabrizirt, von Horaz aquinas fuscus genannt, die aber schlechter, als die tyrische war.

Aquitanier. So hieß einer von den vier Volksstämmen Galliens, von den Celten Aremoricer genannt, ein Name, den sie allen am Meere wohnenden Völkern gaben. Der Name selbst ist lateinischen Ursprungs, und es scheint, daß sie in ihrer eigenen Sprache keinen eigenen Namen hatten. Sie waren nicht celtischen, sondern vielmehr iberischen Ursprungs, wie Sprache, Kleidung, Bewaffnung und Sitten beweisen. Die unter ihnen wohnenden celtischen Stämme der Bituriges und Vivisci konnte man nach Jahrhunderten noch durch den bloßen Anblick von ihnen unterscheiden. Ihr Land ging von der Garonne bis an die Pyrenäen; östlich von ihnen waren die Sevennen, westlich der Ocean. Sie waren in mehr als 20 Völker getheilt.

Araber, die Bewohner der großen Halbinsel zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen, waren von jeher in mehrere unabhängige Stämme getheilt, die meistens als Nomaden lebten, und weder einen Staat bildeten, noch eine gemeinschaftliche Religion hatten. Von ihrer Geschichte und Kultur vor Mahomed wissen wir nur sehr wenig; die meisten Nachrichten haben sich noch über ihre Religion und Sitten erhalten. Der herrschende Götterdienst war der Sabäismus, das heißt die Verehrung der Gestirne. Außer dem höchsten Wesen, Allah Taalai, hatten sie in den Planeten und Fixsternen Untergötter oder Al Ilahas, die sie an besondern ihnen heiligen Tagen verehrten. Jeden Tag wurde dreimal unter mehrern Kniebeugungen gebetet. Sie beobachteten gesezliche Reinigungen, enthielten sich des Bluts und Fleisches mehrerer Thiere, glaubten an Seelenwanderung, an Inspiration, Propheten, Wahrsager, Träume, an Erscheinungen abgeschiedener Geister, an Engel, und an die Ewigkeit der Welt. Selbst leblose Dinge konnten von der Gottheit erfüllt werden. Unter den Sternen verehrten sie besonders die Planeten, die Pleiaden und Hyaden, den Aldebaran (das Auge des Stieres) den Kanopus, Sirius und Orion, die Milchstraße, welche sie für den Weg durch den Himmel hielten, und den kleinen Bär, dessen Sterne die Pforten des Himmels waren. Um mit der höchsten Gottheit in Verbindung zu kommen, waren geistige Mittelwesen nöthig; diese wohnten in den Planeten, aber

ihre Kraft war auch gegenwärtig in den Tempeln, Idolen und Talismanen. In ihrem berühmtesten Tempel, der Kaaba zu Mekka, gab es so viel Idole, als Tage im Jahre waren; ein Beweis, daß ihre Götter auch Beziehungen auf den jährlichen Lauf der Sonne hatten. Dieser Tempel war dem Johab oder Saturn gewidmet, in Yemen aber bei Sanaa gab es einen berühmten Venustempel, Namens Gomadan. Unter den weiblichen Gottheiten (den Töchtern Gottes) werden besonders genannt: Allala (Herodots Alilat oder Urania), Al Uzza und Manah. Einzelne Stämme hatten auch ihre besonderen Schutzgottheiten; so hatten z. B. die Hampariten die Sonne; der Stamm Misan den Al Debaran u. s. w. Man verehrte sie durch Räuchern, Kleiden und Kniebeugen. Aus Syrien hatte Amru den Gott Hobal gebracht. Nach Herodot verehrten die Araber auch den Bachus, den sie Urolalt (wahrscheinlich das verdorbene Allah Talat) nannten. Aehnliche Angaben haben Diodor und Strabo. Die Nabatäer nannten den Bachus Dusares, d. h. Herr des Hauses, nämlich des Himmels. Zu Mekka gab es zwei heilige Idole, ein weißes und ein schwarzes, das erste wurde beim Eintritt der Sonne in den Widder, das zweite beim Eintritt derselben in die Waage verehrt; beide hatten also Beziehungen auf den Sonnenlauf, und zeigten den Eintritt dieses Gestirns in das Licht- und Nachtreich an. Endlich hatte jeder Hausvater noch seinen besondern Hausgott, von dem er Abschied nahm, wenn er weg ging, und den er beim Kommen zuerst begrüßte. Bildliche Darstellungen der Götter waren bei den Arabern weiter nichts, als große unausgearbeitete Steine, auf welche man Wein oder Oel goß, und die man endlich selbst von der Gottheit erfüllt glaubte. Den Zustand der Seele nach dem Tode hielt man dem irdischen Leben ähnlich. So pflegte man das Kameel des Verstorbenen an das Grab zu binden, und da verhungern zu lassen, damit es ihn in jene Welt begleite, und er nicht zu Fuße gehen dürfe.

Arabercaffeebaum, s. Caffeebaum.

Arabesken sind eigentlich eine Art Verzierungen der zeichnenden Künste, worin man vorzüglich die Geschöpfe der verschiedenen Naturreiche oder sonst allerlei Gestalten auf eine unnatürliche Art mit einander verbindet, und etwa z. B. Menschen aus Blumen wachsen, und thierische Körper sich in Pflanzen und Blätter endigen läßt. Sinnreich erfunden und geschmackvoll ausgeführt, mögen sie als Einfassungen eines höhern Kunstwerks immer gelten; nur für sich allein sind sie zu unbedeutend. Wenn nun Einige auf Werke der schönen Redekünste diesen Namen übertragen, so können sie auch nichts anders damit benennen wollen, als widersinnige, unnatürliche Kompositionen; und die können hier nie schön seyn. Für abenteuerliche Träume und Mährchen möchte dieser Name passen. Eigentlich heißen die Arabesken auch wohl Moresken, weil sie von den Mauren herkommen, und von Spanien aus in die neugothische Baukunst übergegangen sind, und rücksichtlich der Menschen- und Thiergestalten, welche die heutigen Arabesken in sich mit aufnehmen, in so weit eine Veränderung erlitten haben, als es den Arabern oder Mauren ihre Religion verbot, lebende Geschöpfe zu malen.

Arabien, eines der größten Länder der Erde, dessen Flächeninhalt viermal mehr als Deutschland beträgt. Die innere Beschaffenheit dieses Landes macht es mehr den afrikanischen als asiatischen Ländern ähnlich. Besonders merkwürdig ist es, daß es mit den nämlichen Breitengraden, wie in Afrika, wechselt. Denn der Strich zwischen dem 30° und 20° N. B., enthält sowohl die afrikanischen als arabischen Sandwüsten, ohne daß man den geringsten Unterschied wahrnimmt. Und so wie in Afrika mit dem 20° N. B. die Fruchtbarkeit wieder anfängt, so liegt auch das sogenannte glückliche Arabien, dessen Fruchtbarkeit schon der Name zu erkennen giebt, unter eben dieser Breite. Die nördliche Gränze Arabiens setzt man vom Berge Amanus, von Cilicien und Conra-

gene an bis längs dem Jordan und dem todten Meere unterhalb Judäa; die südliche Gränze war das rothe Meer, die östliche der Euphrat, Babylonien und der persische Meerbusen, die westliche Aegypten und der arabische Meerbusen. Ptolemäus theilt es schon in Deserta, Peträa und Felix. Doch andere Geographen unterscheiden es nur in zwei Theile, in den nördlichen, oder wüsten Theil, den sie gegen Norden an Syrien, gegen Westen an Aegypten gränzen lassen, und in den südlichen Theil, oder das glückliche Arabien. Bei Strabo scheinen Spuren der dreifachen Eintheilung zu seyn. Man schreibt Arabien durchgängig eine unerträgliche Hitze und Mangel an Wasser zu. Es war den Alten lange ganz unbekannt, nur die Feldzüge der Römer in diesen Gegenden machten es bekannter. Die Küsten am rothen Meere waren noch am Früheſten bekannt.

Arabien (das peträische) hat den Namen von einem gewissen festen Platze Petra, wo eine berühmte Waarenniederlage war, und es ist also falsch, wenn man das Beiwort Peträa durch steinig übersetzt. Dieser Theil Arabiens gränzt gegen Norden an Judäa und Syrien, gegen Westen an Aegypten, gegen Süden an den arabischen Meerbusen und das glückliche Arabien, gegen Osten an Syrien. Er ist sehr gebirgig, hat ziemlich einerlei Beschaffenheit und Bewohner mit dem wüsten Arabien, und beide werden daher auch oft von den Alten zu einem Theile verbunden. Außer den Sceniten oder Zeltbewohnern giebt es auch hier viele Troglodyten oder Höhlenbewohner, die vom Raube und der Jagd leben. Die Berge dieses Striches befinden sich eigentlich nur gegen Norden an den Gränzen von Judäa und Syrien, und der übrige Theil ist eben so sehr Sandwüste, wie das wüste Arabien. Die Einwohner dieses Theils von Arabien wurden, ungeachtet sie die kriegerischsten von Allen sind, doch zuerst einer fremden Herrschaft, wenigstens dem Scheine nach, unterworfen.

Arabien (das wüste) nennt man einen Theil Arabiens, der gegen Norden an Mesopotamien, gegen Westen an Syrien, Judäa, und das peträische Arabien, gegen Osten an Babylonien und einen Theil des persischen Meerbusens, gegen Süden an das glückliche Arabien gränzte. Abendland nannten es die Chaldäer, welchen die Wüsten gegen Abend liegen. Sarazenen heißen diese Wüstenbewohner bei den Syrern, weil sie für diese gegen Morgen wohnten. Der Name Barbar, Sohn der Wüste, war ursprünglich, und ein Ruhm; sie verschmähten, in Städten zu wohnen. Vergeblich hatte Alexander nach der Eroberung des Landes getrachtet, vergeblich waren die Versuche der Römer dawider. Meere und Wüsten schirmten das Land. Frei geboren, und im Reiten, im Führen des Bogens, der Pfeile und des Schwertes trefflich geübt, griffen die Araber den Feind mit unglaublicher Wuth an; geschlagen, verschwanden sie pfeilschnell auf ihren edlen Rossen, auf ihren trabenden Kameelen. In der heißen Wüste konnte sie der Feind nicht finden; er verbrannte und verdurstete. Die Wüste Arabiens zeigt nichts, als todte Natur; unaufgehalten brennt von immer trockenem Himmel die Sonne; wo kein Schatten den Wanderer erquickt, wo auf keinem Gegenstande sein Auge ruht; unübersehbar breitet sich zwischen ihm, und aller lebenden Kreatur der Raum hin; selten findet man im Schatten einsamer Palmenwäldchen einen im Sande bald versiegenden Bach. Kein Regen netzt die Erde, Tamarinden und Akazien wachsen nur vom Thaue der Nacht. Nur der Araber kennt solche Rastplätze; nur der Beduine bewohnt sie, frei, in überflüssiger Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse; hieher führt er Sclaven und Schätze, die er von den Karavanen erbeutet hat. Im Norden, an der arabischen Bucht, liegt das peträische oder steinige Arabien. Das glückselige, das heutige Yemen, dehnt sich am erythräischen Meere, dem südlichen Ocean, hin. Dies ward von einem freien, muntern und edlen Volke bewohnt, welches bei Heer-

den und Gärten, wo die Weihrauchpflanze, der Balsam, der Zimmet, Cassia und Caffee wachsen, in stolzer Unabhängigkeit lebte. Ihre Scheiks und Emirs herrschten, wie Perikles zu Athen, wie die Mediceer zu Florenz, weniger durch Gesetze, als durch die Meinung der arabischen Stämme von ihrer Weisheit und Unbescholtenheit, durch ehrwürdiges Ansehn, welches ihnen Jahrelanges glückliches Entscheiden aller Streitigkeiten erworben hatte. Das wohlgewachsene, gesunde und kräftige Volk betete Sonne, Mond und Sterne an. Die nackte Ebene vor ihnen, und der immer klare dunkelazurne Himmel, über ihnen, war die Schule ihrer Astronomie, war der weite Tempel ihres Kultus. Sabäer, Magier, Juden und Christen, konnten in Arabien glauben, was sie wollten. Der Räubereien in der Wüste ungeachtet, war der Araber edel, großmüthig und gastfrei, liebte den Witz und die Poesie, wovon unter andern die 169 Sprüche Ali's, nicht minder jene liebliche Geschichten in Voltaire's Zadig, Zeugniß geben, und welchen Neigungen der ungemeine Reichthum ihrer Sprache sehr zu Statten kam.

Arabien (das glückliche) ist der südlichste Theil von Arabien, welcher gegen Norden an das wüste und peträische Arabien, gegen Osten an den persischen Meerbusen, gegen Westen an den arabischen Meerbusen, und gegen Süden an das von seinem rothen Sande benannte rothe Meer gränzte. Es führt auch den Namen Yemen, das Land zur Rechten, im Gegensatz von Syrien; doch bedeutet Yemen oft auch nur den südwestlichen Theil am Meere. Jetzt heißt es bei den Morgenländern auch Dschesirat al Arab, die Halbinsel Arabiens. Es ist sehr gebirgig, und mit einer Menge kleiner Bergströme angefüllt, denen es seine Fruchtbarkeit verdankt, da es sonst wegen der ungeheuren Hitze vor dem wüsten Arabien keinen Vorzug haben würde. In den südlichen Gegenden kann man zweimal im Sommer ärnten. Die Produkte sind: Edelsteine, Achat, Rubine, Onyxe, Eisen; Weizen, Hirse, Reis, Caffee (dessen Heimath hier ist, im Auslande der levantische genannt; jährlich wird an 130.000 Centner ausgeführt), Pfeffer, Gummi, Wein, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Aloe, Narden, Zimmet, Kardamomen, Myrrhen, Weihrauch, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balsam; vortreffliche Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Büffel, Rindvieh, Ziegen, Schaafe, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Affen, Springhasen, Federvieh, Pelikane, Strauße, eßbare Heuschrecken, Skorpionen, Fische und feine Perlen (an den Küsten der Insel Bahrein). Der Wohlstand der Einwohner war einst so groß, daß die gemeinsten Geräthschaften von Gold und Silber gemacht, und selbst die Wände damit, so wie mit Elfenbein und Edelsteinen bedeckt wurden. Der Ruf von diesen Schätzen des glücklichen Arabiens reizte den Augustus, einen Zug dahin zur Eroberung derselben zu unternehmen. Im Jahre Roms 729 übertrug er die Ausführung seines Plans dem römischen Ritter Ael. Gallus. Dieser sollte mit 10.000 Mann, in Verbindung mit dem Könige Herodes von Judäa, und mit Obodas, dem Könige der Nabathäer, das Wagestück versuchen. Allein Letzterer führte die Römer so irre, das der größte Theil der Truppen durch die ungewohnten Beschwerden verloren ging. Ein Jahr hielt sich Gallus mit genauer Noth in Arabien, und kehrte dann nach einigen unbedeutenden Eroberungen mit dem Ueberreste seiner Armee nach Myos Harmos zurück. Die ganze Beute war eine Art von Theriak, den er gegen die Krankheit seiner Leute erfunden hatte, und der ganze Nutzen der Unternehmung bestand in einer genauern Kenntniß des Landes. Strabo, der Freund des Gallus, liefert uns daher eine sehr umständliche Beschreibung von Arabien.

Arabien, dessen Handel in alten Zeiten. Außer den schon angezeigten Produkten des glücklichen Arabiens, findet man noch andere im ara-

bischen Handel aufgezählt, die eigentlich indischen und äthiopischen Ursprungs sind. Zu jenen gehört der Zimmet oder der Caneel, zu diesen das Elfenbein und Ebenholz. Herodot setzt den Zimmet zwar als arabisches Produkt an; er fügt aber hinzu: man wisse eigentlich nicht, wo er wachse; wahrscheinlich werde er in den Gegenden erzeugt, wo einst Bachus erzogen wurde. Daß durch diesen letztern Umstand Indien bezeichnet wird, ist bekannt. Ueber Arabien wurde also ein großer Handel mit Indien getrieben, und die Hauptsitze dieses Handels in Arabien waren, wie aus dem Propheten Hesekiel erhellet (K. 27, 19, 24. nach Michaelis Uebersetzung), die Landschaften Handramant und Sedschar, die reichsten und fruchtbarsten von Yemen. Die vornehmsten Handelsplätze waren: Cama, Aden, berühmte Häfen am indischen Meere, und Sanaa und Raba, Hauptstädte von Yemen. Auch die Ostküste des persischen Meerbusens stand durch den Handel mit den Phöniciern in Verbindung, wo sie Elfenbein und Ebenholz von Indien her bekamen. Die aus Indien in den arabischen Häfen angekommenen Waaren wurden karavanenweise den Phöniciern zugeführt. Zu diesen Karavanen ließen sich die nomadischen Stämme in Arabien gebrauchen, indem sie ihre zahlreichen Kameele nebst ihren Wärtern und Führern den Kaufleuten vermietheten, oder verkauften (Hesek. 27, 21). Dadurch wurden diese Stämme selbst zum Handel gebildet. Besond.rs beschäftigten sich mit dem Karavanenhandel die Midianiter, Nomaden an der Nordgränze Arabiens, also in der Nähe Phöniciens, und die Idumäer oder Edomiter. Letztere hatten auch schon Städte, unter denen besonders die Häfen an der Nordspitze des arabischen Meerbusens Elath und Ezion Geber berühmt sind. Die Griechen erwähnen den Karavanenhandel der nomadischen Araber, die sie allgemein nabathäische Araber nennen. Einer der wichtigsten Stapelplätze für die aus Süden herkommenden Waaren war der von Natur feste Ort Petra. Was die Wege betrifft, welche die Karavanen nahmen, so haben wir davon wenig Nachrichten. Strabo sagt, daß die Karavanen aus dem glücklichen Arabien bis nach Petra in 70 Tagen gezogen wären, und daß ihr Weg über Albus Pagus, dem Avara der Araber, gegangen sey. Da nun dieser Ort am arabischen Meerbusen unter 22° N. B. liegt, so erhellet daraus, daß die Karavanenstraße längs dem arabischen Meerbusen durch das fruchtbare Netsched über Mekka nach dem glücklichen Arabien ging. Aber auch zwischen der Ostküste Arabiens und Phöniciens war eine Karavanenstraße, ob sich gleich von der Lage derselben keine Spur findet. Endlich läßt sich noch aus Herodot vermuthen, daß die Waaren aus dem peträischen Arabien nach verschiedenen, am Mittelmeere gelegenen, arabischen Handelsstädten geschafft, und von da zur See längs der Küste nach den phönicischen Handelsstädten befördert wurden. Man sieht also hieraus, daß Arabien der Hauptsitz des phönicischen Landhandels war, und daß durch eine Menge Karavanen sowohl die einheimischen Produkte Arabiens, als auch die Produkte der Südländer, durch dasselbe nach Phönicien geführt wurden. Dieser Handel war indessen bloß Tauschhandel, und also für Phönicien um so vortheilhafter, und die Aehnlichkeit der Sprache beider Völker trug dazu bei, diesen Verkehr außerordentlich zu erleichtern.

Arabische Literatur. Das Beginnen derselben ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, welches sich noch tief in unsere Zeitrechnung herabzieht. Es liegt überhaupt in der Natur der menschlichen Dinge, daß ihren Anfang und ihr Ende ein dichter Schleier umfängt. — Die Araber, ein freies und feuriges Nomadenvolk, welches dort froh unter seinen Zelten wohnte, wo seine Heerden Nahrung fanden, dieses Naturvolk wuchs stark und mächtig, ohne in der Geschichte ein Denkmal zu finden, heran. Von raubgierigen Nachbarn hatte sie die Natur durch unermeßliche Sandwüsten und Meere geschieden. Allmählig traten sie mit den schon hoch kultivirten Indiern, Babyloniern, Aegyp-

tiern und Phöniciern in einen freundschaftlichen Handelsverkehr. Ihre Handels-Karavanen knüpften diese Völker an einander und an die Welt. Welch ein weiter Spielraum für die Entwickelung der geistigen Kräfte dieses freien Volkes! — Wir dürfen nicht wohl zweifeln, daß die Araber nicht schon vor der Bekanntschaft mit jenen Völkern sich auf Astronomie und Astrologie (Sterndeuterei) gelegt haben; denn der ewig heitere Himmel, die unendliche Ebene, ihr Nomadenleben unter freiem Himmel, mußte mächtig auf ihre Seele wirken, und sie zum Nachdenken über diese erhabenen Himmelskörper reizen. Tiefere Blicke in diese Wissenschaften zu thun, lernten sie von den weisen Babyloniern, Aegyptiern und Indiern; denn diese Völker standen bei allen Nationen des Alterthums in dem größten Ruhme der Weisheit, besonders der Astronomie, wie überhaupt alle Völker des Orients jene Wissenschaften liebten, welche sich mit Betrachtung der Himmelskörper, ihrer Größe und Bewegungen, beschäftigten; dieses zeigen noch einige vortreffliche Gedichte, worin die Sonne, der Mond und der ganze Sternenhimmel besungen werden. Ganz natürlich ist es ebenfalls, daß schon früh ihnen die heilsamen Kräuter bekannt waren; wir stützen uns auf die Erfahrung, welche bis auf den heutigen Tag dieses klar zeigt: denn giebt es nicht bei uns Hirten in Menge, welche eine bewunderungswürdige Kenntniß von den Pflanzen der Gegend, wo sie ihre Heerden weiden, besitzen? Um wie viel größer und ausgebreiteter mußte diese Kenntniß bei einem Volke seyn, das immer im Schoße der Natur lebte und webte, und mit seinen Heerden wohl mehrere hundert Meilen umher zog? Gastfreiheit, kriegerischer Sinn und Empfänglichkeit für Poesie, zeichneten dieses Volk immer aus. Leider reicht die einheimische Geschichte der Araber nicht weit über Mahomed hinaus, und besteht nur aus dürftigen Traditionen; bei den spätern Schriftstellern findet man fast nichts, als Erdichtungen. Wie furchtbar die Araber durch kriegerische Tapferkeit den Völkern der alten Welt waren, beweist die Geschichte. Als Kambyses auf Aegypten losstürmte, um den alten, ehrwürdigen Thron der Pharaone zusammen zu stürzen, kaufte er von den Herrschern der Wüste Freundschaft und Unterstützung. Doch immer noch fehlt es uns an einer leitenden Fackel in der labyrinthischen Finsterniß; selbst da noch, wo die Araber mit den Juden u. Christen in Bekanntschaft und Wechselverkehr traten. Wie nützlich aber dieser Verkehr für die wissenschaftliche Kultur und geistige Aufklärung eines solchen Volkes seyn mußte, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Selbst als Mahomed die Fackel der Schwärmerei im Oriente schon angezündet hatte, waren sie noch in der Schreibekunst unerfahren; denn selbst der Prophet nennt sie, um sie von den Juden und Christen zu unterscheiden, Ommi d. i. wer nicht schreiben kann. — Die wissenschaftliche Kenntniß der alten Araber mußte daher nothwendig sehr eingeschränkt seyn; ihre Geschichte bestand in einzelnen Sagen, ohne Zeitbestimmung und Zusammenhang; zwar blüheten unter ihnen Dichter in großer Anzahl. Es fehlt nicht an sogenannten Gelehrten, welche das Buch Hiob als ein Gedicht der Araber betrachtet wissen wollen; doch diese Behauptung können wir hier weiter nicht berühren; wir sagen nur so viel, daß man in unsern Tagen doch endlich aufhören sollte, dasjenige, was so Vielen ehrwürdig und heilig ist, in das Profane hinabziehen zu wollen. Im fünften Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung finden wir poetische Wettkämpfe, welche bei den Volksfesten angestellt wurden; doch reichen die Denkmäler der arabischen Dichtkunst auch nicht weit über die Zeiten Mahomeds hinaus. Die Sieger wurden hoch geehrt durch Preise, und ihre Namen mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben, und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt. Die Sammlung, welche die Kaaba aufbewahrt, enthält sieben Gedichte, von sieben verschiedenen Dichtern: **Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun** und **Hareth**. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der

Phantasie, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalstolz und Freiheitsgeist, Gluth in Rache und Liebe, zeichnen sie aus. (Die hellstrahlenden Plejaden am arabisch-poetischen Himmel, übersetzt, erläutert, und mit einer Einleitung versehen von A. Th. Hartmann. Münster 1802.) Welch ein poetischer Titel! er bedeutet aber nichts weiter, als die Bildersprache der Orientalen. Mahomed durchzog indeß von 622 bis 632 nach Chr. mit seinen fanatischen Schwärmern, mordend und predigend den Orient. Seine Nachfolger, an Gesinnung und schwärmerischem Geiste ihm gleich, überzogen wie eine verheerende Donnerwolke die östliche Welt, und zermalmten, was sich ihnen entgegenstemmte. Syrien, Palästina, Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Aegypten, Cypern und Rhodus, waren in einem Zeitraume von 24 Jahren erobert. Darauf kamen mehrere Landschaften jenseits des Gihon und Oxus, ganz Nordafrika bis zur Meerenge von Gibraltar, und in Europa, Sicilien, Portugal, Spanien, nebst einem Theile von Frankreich unter ihre Gewalt. So waren kaum acht Dezennien nach dem Tode des Propheten verflossen, und schon erstreckte sich der Araber Herrschaft von Aegypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. Der Mordstahl predigte die Lehre des Propheten. Nichts war ihnen schätzenswerth, nichts heilig, und unter dem kriegerischen Fanatismus, der sie beseelte, konnten die zarten Blüthen der Bildung und der Wissenschaften niemals gedeihen. Omar, dritter Kalif, verbrannte sogar die Weltbibliothek zu Alexandrien. „Entweder," sagte dieser Barbar, „stimmen diese Bücher mit dem Koran überein, oder nicht; im erstern Falle sind sie unnütz, und im letztern gefährlich: sie müssen also auf jede Weise zerstört werden." Den ganzen Bücherschatz vertheilte man demnach in den Bädern von Alexandrien, welche beinahe ein halbes Jahr lang damit geheizt wurden. Nachdem endlich die zerstörende Flamme des Mohamedismus im Blute von Millionen erstickt, und Ländergier und Goldburst gestillt war, erhob sich die schöne Morgenröthe einer bessern Zeit aus der düstern Nacht herrlich empor. Denn so lange es noch dem Menschen gelüstet, den Dolch mit seines Mitbruders Blut zu tränken, so lange er noch begierig mit der Hand Gold aufthürmt, fühlt er bei dem Mammon dieser Erde das Leere der Seele nicht; er fühlt nicht, daß noch etwas Edleres und Höheres für die Menschen hienieden zu finden sey, als Herrschaft und Reichthum. Doch wenn ein Flammenlicht von den geistigen Gütern einmal die umdüsterte Seele durchzuckt hat, dann achtet er den Goldgötzen, wie nichtige Spreu. So bot der Kalif Al Mamont, wahrlich eine Sonne in der Finsterniß, hundertpf. Gold und ewigen Frieden dem griechischen Kaiser, wenn er ihm den Philosophen Leo auf einige Zeit zu seinem Unterrichte überlassen wollte. Die arabische Literatur fing zuerst 750 unter dem Regentenhause der Abbassiden an, ihre Blüthe zu treiben, welche sich nachher so wohlthätig entwickelte. An dem prachtvollen Hofe Al Mansors zu Bagdad fanden die Wissenschaften und Künste zuerst eine günstige Aufnahme. Sein Nachfolger Aaron al Raschid (s. d. A.) aber war es, der seiner Nation dauernde Liebe zu ihnen einflößte, und der kurz nach ihm herrschende Al Mamont (s. d. A.) übertraf ihn in der Beförderung derselben. Er ließ treffliche Schulen und Akademien zu Bagdad, Basora, Bachara, Kufa, nebst großen Büchersammlungen zu Alexandrien, Cairo und Bagdad anlegen, und die Werke der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller in die arabische Sprache, obgleich nicht fehlerlos, übersetzen. In gleichem Sinne und Geist wirkte auch Motasem, Al Mamonts trefflicher Bruder und Nachfolger im Kalifat. Indeß würden die Wissenschaften unter den Abbassiden noch höher gestiegen seyn, wenn die Bekanntschaft mit den Griechen den Arabern nicht so sehr wäre erschwert worden. Zwar fühlte das Volk kein Bedürfniß der wissenschaftlichen Kultur, weil der Coran (die Bibel der Araber) für selbiges den Inbegriff aller menschlichen und göttlichen

Weisheit war. Die philosophischen, mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Araber flossen aus sehr getrübten Quellen, den Uebersetzungen griechischer Werke; ihre Philosophie war ein Gewebe verwirrter Begriffe, ohne Klarheit und Gründlichkeit. Bei dem Mangel an Hülfsmitteln war es ihnen unmöglich, den Aristoteles, den sie am Höchsten schätzten, und sich zum Muster und zur Regel nahmen, zu verstehen; besonders nachtheilig war das fruchtlose Streben, ihn mit dem Coran in Einklang zu bringen, wie leider im Mittelalter auch viele christliche Theologen vergebliche Mühe verschwendet, indem sie den Aristoteles in ihre Theologie hineinslicken wollten. Die Astronomie war ihnen besonders wegen ihrer Beziehung auf die Religion wichtig. Die Astrologie galt für eine sehr ansehnliche und untrügliche Wissenschaft. Die Aerzte waren fast ohne Ausnahme Juden oder Christen. Die Heilkunde der Araber, in soweit sie nicht den Griechen abgeborgt war, bestand in einer bloßen Empyrie (Beschwörung). Sie hatten überhaupt eine große Vorliebe für geheime Künste, Wahrsagungen, Talismane u. s. w. Diese Neigung hat ihren Grund theils in mißverstandenen, philosophischen Ansichten, theils in falsch aufgefaßten Spekulationen der Indier und Perser. In der Erdbeschreibung übersetzten sie den Marinus von Tyrus und den Ptolemäus; zum Behuf derselben veranstaltete Al Mamont eine Gradmessung, auch ließ er bildliche Darstellungen der Erde (Globen) verfertigen. Seit der Römerzeit waren die Araber es, denen die Erdkunde im Mittelalter am Meisten verdankt. Ihre Feldherren mußten die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Schon aus dieser Zeit giebt es nicht nur wichtige Reisebeschreibungen, sondern auch geographische Werke, wie von Ebn Haukil. Den Geschichtschreibern dieses Zeitalters fehlt ein wahrhaft historischer Geschmack, aber auch, wenn die erste Zeit der Entstehung des arabischen Reichs ausgenommen wird, ein Stoff, welcher der schwärmerischen Phantasie des Arabers Aufschwung der Begeisterung geben konnte. Die frühern Zeiten waren einem gewaltigen Strome vergleichbar, der, nachdem er die Dämme durchbrochen, sich mit Ungestüm verheerend weit über die Ebene ergießt, dann allmählig in seine Ufer zurücktritt, und still dahin wallt. Die Araber hatten zwar immer große Vorliebe für die Dichtkunst, doch artete diese nur zu häufig in phantastische Tändelei aus, welche oft hinreichte, den Namen eines Dichters zu verdienen. Der Geschmack an Romanen, Mährchen und Erzählungen ging von den Persern auf sie über. Fremde Sprachen waren für sie kein Gegenstand der Beschäftigung, doch bearbeiteten sie ihre eigene Sprache mit dem peinlichsten Fleiße. Selbst die mechanischen Kenntnisse, die Wissenschaften des Erwerbes, wurden von den Arabern früh gelehrt, oder in Büchern bearbeitet. Den bildenden Künsten strebte der Islam geradezu entgegen; daher haben die Mahomedaner so wenig Sinn für ihre Hervorbringungen, und sie zerstören sie mit einer gefühllosen Gleichgültigkeit. Nichts Lebendes darf ein Gegenstand des Pinsels oder Meißels seyn; daher haben die mahomedanischen Völker die Anlagen, die sie vielleicht besaßen, nicht ausbilden können. Musikalische Instrumente sind im Coran verboten. Welch ein Verbot! Wie weit anders dachten von der Musik die Weisen der Vorwelt, welche ihr göttliche, schaffende Kräfte zueigneten; nach ihnen führte sie die rohen Naturmenschen aus den Wildnissen in menschliche Gesellschaften, sie labt das trauernde Herz mit göttlichem Troste, sie ist die Freundin des Mahls. Temaios, ein Lokrer, der älteste von allen prosaischen Schriftstellern der Griechen, spricht von ihr also: Die Musik und ihre Anführerin, die Philosophie, sind von den Göttern in Gesetze zur Verbesserung der Seele geordnet worden. Sie gewöhnen, bereden, oft auch zwingen sie das Vernunftlose, dem Vernünftigen in uns zu gehorchen, den Zorn, milde zu werden, die Begierde, zu ruhen; oft auch, daß sie weder ohne den Willen der Vernunft rege werde, noch auch träge sey, wenn diese sie zu Thaten auffodert oder zum Genusse." Nachdem der große

Al Mamont das Zeitliche gesegnet hatte, schwand die Sonne der schönen Zeiten hinter ein schwarzes Gebirge; die Blumen welkten dahin, weil kein Gärtner mehr sie pflegte. — Kein edler Sinn, kein hoher Gedanke konnte in der Folgezeit des Despotismus mehr aufkommen. Weit anders waren die Verhältnisse im arabischen Spanien, welches sich unter den Ommiaden eines Wohlstandes erfreute, den es zu keiner andern Zeit genossen hat. Die nähere Verbindung mit dem byzantinischen Kaiserthume wirkte sehr vortheilhaft auf die wissenschaftliche Bildung der spanischen Araber, die auch von mehrern Kalifen mit besonderer Liebe und glühendem Eifer befördert wurde. Durch das ganze Mittelalter hatte sich bei den Griechen wenigstens das Mechanische der Kunst erhalten. Besonders hoch stiegen die Wissenschaften unter Abbas Al Hakam (931—976), dem Mamont des Abendlandes; wie dieser zu Bagdad, Alexandrien, so stiftete jener zu Corduba, Toledo und andern Städten Spaniens, Bibliotheken und hohe Schulen; aus dem Oriente rief er die berühmtesten Gelehrten. Von hier aus verbreitete sich noch früher ein Schimmer von der Gelehrsamkeit der Griechen über die Abendländer, als sie selbst eine Heimath in demselben fand. Als die Wissenschaft nirgend ruhig ihren Sitz aufschlagen konnte, verbreiteten die Araber Künste u. Wissenschaften in die bekannten Welttheile. Es wurden wissenschaftliche Vereine geschlossen und gelehrte Reisen begünstigt. Bald nach 900 reiste man nach Spanien, um Mathematik und Medicin zu studiren. Spanien war auch das Mutterland der Magie, Toledo, Sevilla, Salamanka, waren die eigentlichen Schulen derselben, und viele Sagen und Fabeln über die Geisterwelt und die Zauberei, die im ganzen Mittelalter wie drohende Kometen umherschweiften, stammen aus dem arabischen Spanien. Es entstand eine sonderbare Mischung der Sprache: das Spanische ward mit arabischen Zeichen geschrieben, und man findet Handschriften, wo fast jedes dritte, vierte Wort ein arabisches ist; es sind in diesem gemischten Dialekte viele Religionsbücher abgefaßt, und es ist klar, daß die Araber dadurch Proselyten zu machen suchten. Manche Kenntnisse, manche Gegenstände des orientalischen Luxus, vielleicht selbst die Spielkarten, die bei den Spaniern Naypes (Zauberei) heißen, sind von den spanischen Arabern zu den übrigen Völkern gekommen. Ueberhaupt blühte durch Hakam das ganze arabische Spanien literarisch auf. S. Middeldorf de instutis lit. in Hispania, quae Arabes auctores habuerunt. Goettingae, 1812. 4. Die arabischen Kunstwörter, wie Almanach, Algebra, Zenith, Nadir, sind bis auf unsere Zeiten geblieben, und sind sprechende Beweise für ihre Fortschritte in der Mathematik. Die Werke von Abulfeda (s. d. Art.) und Edrisi über Geographie sind noch jetzt brauchbar, und in geschichtlich-geographischer Hinsicht sehr wichtig. Weniger bemerkenswerth sind die geographischen Schriften von Al Marun, Abu Ischak, Nassir u. A. Nach dem 8ten Jahrhunderte bestand eine zahlreiche Menge von Historikern, die vielleicht noch nicht hinlänglich studirt, geprüft und benutzt sind. Der älteste, uns bekannte, Geschichtschreiber ist Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhelebi, von 818. Außer ihm verdienen noch bemerkt zu werden: Abulpharadsch, Georg Almakin; besonders that sich Abulfeda durch eine allgemeine Weltgeschichte, die bis auf 1315 fortgeht, hervor. In der Philosophie zeichneten sich aus: Alfarabi † 954, Avicenna (s. d. Art) † 1036; er schrieb nebst andern philosophischen Werken einen Kommentar zu Aristoteles und eine Metaphysik. Ibn Bajah, der Kant der Araber. Averroes (siehe d. Art.) schrieb auch einen Kommentar zu Aristoteles. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Aerzte: Rhazes, Almansor, Avicenna, Averroes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. In der Mathematik thaten sich hervor: Mohammet Ben Musa, Thebit Ben Korrah; Alhazen schrieb über

die Optik. Es wurden Sternwarten angelegt. Albateni beobachtete die Sonnenferne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen. Der berühmte Abulfeda brachte die Geographie mit der Mathematik in Einklang. — Die Poesie sank. Endlich fiel das blühende Reich der spanischen Araber durch innere Uneinigkeit unter den Kalifen Abdallah, im Jahr 1492 in die Gewalt der christlichen Spanier. Seit dieser Zeit haben die Araber den Schauplatz der Wissenschaft verlassen. — Bis um die Mitte des 18. Jahrh. hatte man in der Bearbeitung arabischer Dichter nur Weniges und Unvollständiges geleistet. Einen tiefern Blick in den Genius ihrer Poesie ließ erst Alb. Schultens durch seine Herausgabe und Bearbeitung der Gedichte der ältern Hamasa (1748) und anderer Poesien aus der Zeit vor dem Propheten, und mehrere Abschnitte aus dem Roman des Harichin thun; aber die von ihm eröffnete Bahn betraten seine Schüler, Reiske (Proben aus Montabbi, Leipz. 1765), Kuppers u. A. mit weit geringerm Erfolg. Jones (Poeseos asiat. Com. Lond. 1774) brachte endlich die Verdienste der Araber im Fach der Poesie in eine angenehme Uebersicht, die er in allen Theilen mit ausgewählten Proben belegte, deren Sinn er meistentheils nicht unglücklich in lateinischen Uebersetzungen dargestellt hat. Unter den Uebersetzern arabischer Gedichte in neuere Sprachen, ragt vorzüglich Galland († 1715) durch seine französische Uebersetzung der tausend und eine Nacht, hervor, weil er darin jene im Orient sehr berühmte arabische Dichtung bekannt gemacht hat, welche neuerdings zum ersten Male aus einer tunesischen Urschrift vollständig ergänzt und verdeutscht wurden durch Habicht, v. d. Hagen und C. Schall (in 12 Bdchn., 1s Bdchn. 12. Bresl. 1824). Abu Deschaafar Ibn Tophail's interessanten philosophischen Roman: Der Naturmensch, hat Eichhorn (Berl. 1783) verdeutscht. Antar's Leben, ein großer Heldenroman in 35 Theilen, von Admai, dient noch bis heute den improvisirenden Erzählern und Kunstrednern im Orient zum Stoffe. Außer der dramatischen findet man überhaupt keine Gattung der Poesie, in welcher sich nicht die Araber hervor gethan hätten, und die Romanze, ein Erzeugniß des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Einige Gelehrte unserer Zeit haben sich durch Erklärung der arabischen Werke großes Verdienst erworben; diese alle namhaft zu machen, gestattet der Raum nicht. — Uebertrieben ist übrigens in unsern Tagen bei Vielen die Schätzung des Alten geworden. Man mögte ihnen mit Tacitus „vetera extollimus recentum incuriosi" (Anal. II. 88) entgegen rufen; sie sehen nämlich Europens Ströme nicht, indem sie Orients Bächen ängstlich nachspüren.

Arabische Münzen. In den frühesten Zeiten hatten die Araber keine eigene Münzen, später kamen die römischen, in Arabien geschlagenen. Die eigentlichen arabischen Münzen beginnen mit Abdolmalek, 685 nach Chr. Sie führen meistentheils Sprüche aus dem Coran, Namen u. d. gl. Von Cufa, wo sie im 8ten Jahrhundert am Meisten geprägt wurden, werden sie auch cufische Münzen genannt. Um die arabische Münzkunde haben sich, nach manchen frühern nicht sehr glücklichen Versuchen, G. Kehr, der Abbé Barthelemy, J. J. Reiske, Assemani, Eichhorn, Götlin u. A. Verdienste erworben, die zuletzt in nützliche Uebersichten gebracht worden.

Arachne, eine neuere Mythe, welche ausdrückt, daß das Weben besonders aus Phrygien und Lydien nach Griechenland kam, und der Spinne abgelernt wurde. Arachne nämlich war die Tochter des Idmon, eines Purpurfärbers von Kolophon. Pallas lehrte sie das Weben, und sie brachte es in dieser Kunst bald so weit, daß die Nymphen vom Gebirge Tmolus und dem Flusse Paktolus in Phyrgien zu ihr nach Hypäpas kamen, ihre Arbeit zu bewundern. Darüber aber ward das Mädchen so stolz, daß sie es mit der Pallas selbst aufzunehmen sich erbot. Diese Göttin, die Gestalt einer alten Frau

annehmend, rieth ihr jetzt von diesem thörichten Vorhaben ab; allein alles Zureden war vergeblich. Jetzt zeigte sich ihr die Göttin wieder in ihrer wahren Gestalt, und ging den Wettstreit ein. Arachne verfertigte auch ein Gewebe so kunstvoll, daß selbst Pallas daran weiter Nichts auszusetzen fand, als daß Arachne alle Heimlichkeiten und verliebte Abenteuer der Götter im Olymp in ihrem Gewebe dargestellt hatte. Froh, hieran einen Vorwand zu finden, zerriß die Göttin mit halber Eifersucht die kunstvolle Arbeit, und schlug ihr das Weberschiffchen an den Kopf. Arachne vermogte nicht, ihren Verdruß darüber zu verschmerzen, und erhängte sich vor Verzweiflung. Die Göttin aber erhielt sie am Leben; sie betröpfelte sie mit einem Kräutersafte, und verwandelte Arachnen in eine Spinne. Es ist wahrscheinlich, daß diese Dichtung aus dem Namen Arachne, der eine Spinne bedeutet, entstanden ist.

Arachnologie oder Araneologie ist die Kunst, aus dem Verhalten, den Bewegungen, und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen. Winke davon finden sich schon bei Plinius (H. N. Libr. XI. sect. 48.); auch wird davon bereits in einer, 1588 zu Görlitz erschienenen, ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Disjonval Quatremere, ein französischer Generaladjutant, während seiner Gefangenschaft in Holland, in der einige Spinnen seine einzige Gesellschaft waren, viele Beobachtungen über sie angestellt, und dieselben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitete sich in diesem Werke über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfange der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verschiedener Arten, und der atmosphärischen Veränderungen vom schönen Wetter zum Regen, von der Trockenheit zur Nässe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte, und vom Froste zum Thauwetter. Er bemerkte, daß wenn windiges oder Regenwetter nahe ist, sie die Hauptfäden ihres Gewebes sehr kurz, dagegen aber sehr lang machen, wenn trockenes und beständiges Wetter erfolgt. Er versichert, daß sich dieses aus den Fäden auf 12 bis 17 Tage voraus sagen lasse, bewährte dieses durch die That. Er unterhielt nämlich ein Verständniß mit dem gegen Holland ausgezogenen französischen General Pichegrü, welcher schon wieder zurückgehen wollte, weil es schien, als ob das Wasser einer, von den Holländern zur Vertheidigung gemachten, Ueberschwemmung aufthauen wollte; allein Quatremere bürgte mit seinem Kopfe, nach Anleitung seiner gemachten Beobachtungen, für kaltes und trockenes Wetter. Dies traf zu, Pichegrü ging mit seinem Heere über das Eis, und eroberte Holland im Januar und Februar 1795. Der meteorologische Verein zu Brünn hat 1818 eine Anleitung bekannt gemacht, wie man zum Behuf der Witterungslehre die Spinnen studiren soll. S. d. Artikel Spinnen.

Aräometer, ein Instrument, durch dessen Einsenkung in Flüssigkeiten man die Verhältnisse der Dichtigkeit oder specifischen Gewichte bestimmt. Die Theorie der Aräometer beruht auf folgenden Sätzen: wenn ein Aräometer in zwei Flüssigkeiten von verschiedenem specifischen Gewicht eingesenkt wird, so wird er sich in beiden bis auf eine verschiedene Tiefe eintauchen, und die Dichtigkeit beider Flüssigkeiten verhalten sich umgekehrt, wie die Räume, um welche der Aräometer sich eingetaucht hat. 2) Wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe, oder bis an ein daran befindliches Merkmal, eingetaucht wird, so verhalten sich die Dichtigkeiten, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzutauchen. Jeder dieser Sätze giebt eine besondere Einrichtung des Aräometers, die Einrichtung der Aräometer nach dem ersten Satze giebt die Aräometer mit Schalen, die nach dem zweiten Satze aber die Aräometer mit dem Gewichte. Die Aräometer mit Schalen hat man für verschiedene Fälle eingerichtet, und

ihnen dann besondere Namen ertheilt, z. B. Salzspindeln, Soolwagen, Bierwagen, Alkoholometer, und sie bestehen gemeiniglich aus einer Röhre, die unten mit einem hohlen Gefäße zusammenhängt, worin sich so viel Gewicht, oder besser Quecksilber befindet, daß das Werkzeug in der einen, oder der andern Art Flüssigkeit, bis auf eine gewisse Tiefe einsinkt. Das ganze Gewicht des Aräometers darf nicht so groß seyn, als das Gewicht eines eben so großen Rauminhaltes der leichtesten unter den tropfbaren Flüssigkeiten, deren specifisches Gewicht noch dadurch bestimmt werden soll, damit es darin nicht ganz untersinkt. Der Hals des Aräometers wird in Grade abgetheilt. Um vermittelst dieser Aräometer die Verhältnisse der specifischen Gewichte, oder Dichtigkeiten der Flüssigkeiten genau zu bestimmen, ist es nöthig, daß der Hals des Instruments durchaus cylindrisch sey, daß es völlig senkrecht, in den Flüssigkeiten schwebe, daß das Gewicht des Aräometers bekannt sey, und daß endlich die Abtheilung am Halse des Instruments, oder die Grade, bekannte Theile dieses Gewichts seyen. Am bequemsten ist es, wenn das Aräometer die Einrichtung hat, daß sie anzeigt, wie viel Mal das specifische Gewicht des reinen Wassers, in dem specifischen Gewicht der zu prüfenden Flüssigkeiten enthalten sey. Die hierzu nöthige Eintheilung der Röhre muß durch Rechnung und Versuche gefunden werden. Damit aber das Instrument die kleinsten Unterschiede der specifischen Gewichte der Flüssigkeiten anzeige, so muß der Hals desselben, im Vergleich mit dem untern Gefäße, sehr dünne seyn. Wegen dieses letzten Umstandes müßte ein Aräometer mit einer außerordentlich langen Röhre versehen seyn, wenn es zur Bestimmung des Unterschiedes der specifischen Gewichte aller der Flüssigkeiten dienen sollte, deren specifisches Gewicht zwischen ein Paar Gränzen fällt, deren Verhältniß gegen einander oft nur wie 1 zu 1½ ist, womit mehr als eine Unbequemlichkeit verbunden seyn würde, zumal wenn die Grade an der Röhre des Instruments das specifische Gewicht nach allen zwischen diese Gränzen fallenden Stufen, bis auf Tausendtheilchen vom Gewicht einer eben so großen Menge reinen Wassers anzeigen sollten. Deshalb ist es nöthig, mehrere dergleichen Aräometer zu haben, wovon der Gebrauch einer jeden für solche Flüssigkeiten eingeschränkt ist, deren specifisches Gewicht zwischen ein Paar engere Gränzen fällt. Der Pharmaceutiker braucht nur einen Aräometer für den Alkohol, oder für Flüssigkeiten, die leichter sind als Wasser, und einen andern für Säuren und Salzauflösungen, die schwerer sind als Wasser. Richter hat diese Aräometer sehr vervollkommnet, und sie bestehen in langen cylindrischen Röhren; er hat drei Stück derselben so eingerichtet, daß sie ein vollständiges Aräometer darstellen, mit welchen man das specifische Gewicht der leichtesten, so wie der schwersten tropfbaren Flüssigkeit, das Quecksilber ausgenommen, bestimmen kann. So bequem gut eingerichtete Aräometer mit Scalen sind, so geben doch die Aräometer mit Gewichten weit zuverlässigere Resultate; diese Aräometer gründen sich auf den oben angeführten zweiten Satz. Man hat diesen Instrumenten sehr verschiedene Einrichtungen gegeben, die man in physikalischen Schriften hinlänglich beschrieben findet, und unter diesen zeichnet sich vorzüglich das Ciarcy'sche allgemeine Aräometer und das Nichalson'sche aus, und verdienen als die besten empfohlen zu werden. Bei dem Gebrauche der verschiedenen Aräometer kömmt oft die verschiedene Temperatur der Flüssigkeiten sehr in Betrachtung, und zwar um so mehr, je specifisch leichter und flüchtiger die Flüssigkeiten sind, weil sie dann in einer höhern Temperatur sich sehr ausdehnen. So bringen einige Grad Fahrenheit bei Aetherarten schon eine Verschiedenheit im specifischen Gewicht hervor. Je dichter aber die Flüssigkeiten sind, desto weniger hat die Temperatur einen bedeutenden Einfluß auf ihre Dichtigkeit, und

wenn das specifische Gewicht einer Flüssigkeit das specifische Gewicht des Wassers nur um einzelne Hunderttheile übersteigt, so gehören schon 12 Grad Fahrenheit dazu, um eine Verschiedenheit von einem einzelnen Tausendtheilchen des spec. Gewichts zu bewirken, und diese Differenz wird immer geringer, je größer das specifische Gewicht der Flüssigkeit ist. Eine sehr vortreffliche Schrift, welche diesen Gegenstand sehr ausführlich behandelt, und Nachricht von allen bis jetzt erfundenen Aräometern giebt, verdanken wir dem Professor Meißner in Wien; sie führt den Titel: Die Aräometrie in ihrer Anwendung auf Chemie und Technik, 1. und 2. Theil. Wien 1816. Folio.

Aragona Tullia war eine der vorzüglichsten Blumen aus dem herrlichen und zahlreichen Kreise italischer Dichterinnen des 16ten Jahrhunderts, die zu jener Zeit mit so vielem Glücke um den Preis der Gelehrsamkeit mit Italiens Dichtern rangen. Sie war die Tochter von Tagliavia, einem natürlichen Sohne aus dem Hause Aragonien. Tullia soll nicht gefühllos gegen die Liebe gewesen seyn, deren Frucht sie war. Die Reize ihres Geistes und Körpers wurden von vielen schönen Geistern jener Zeit in Gesängen gefeiert, und Alle waren stolz darauf, unter die Zahl ihrer Anbeter zu gehören. Unter denen, die sie besungen haben, waren auch der Cardinal Hippolytus, Molza, Herk. Bentivoglio, Philipp Strozzi, Alex. Arrighi Benuzzi und B. Varchi; allein der Mann, welcher sie heißer, als alle Uebrigen verehrte, und sie zum Ideal seiner meisten Lieder machte, war der berühmte Mucius. Tulliens Hauptwerk ist ein Gedicht in Oktaven, betitelt: Il Meschino, detto guerino, in 26 Gesängen (Venedig 1560, 4.), von dem Crescimbeni sagt, daß es in Hinsicht auf das glückliche Verhältniß seiner Theile mit Homers Odyssee um den Preis ringe. Ihr Gespräch dell' Infinità d'Amore, und ihre Gedichte erschienen 1547 zu Venedig; letztere erlebten mehrere Ausgaben, und wurden mit einer wenigstens eben so starken Zugabe von Lobgedichten auf die Verfasserin vermehrt. Unter diesen verdient besonders ein Sonett des Cardinals von Medici bemerkt zu werden. In ihren eigenen Schriften steht sie Wenigen ihrer Lobredner an Feuer und Schönheit nach.

Aragonien, eine Landschaft im nordöstlichen Spanien an beiden Seiten des Ebro, gränzt gegen Norden an die Pyrenäen, gegen Westen an Navarra und Castilien, gegen Süden an Valencia, gegen Osten an Catalonien, und hatte im Jahr 1800 auf 1794 □Meilen 638.630 Einwohner, in den vier Provinzen Aragon, Valencia, Catalonien und Majorca. Die Hauptflüsse Aragoniens sind der Ebro mit dem Gallego, Cinca, Xiloca, Almonacid und Guadalope, der Turia mit dem Alhambra rc. Merkwürdig sind die im vorigen Jahrhunderte angelegten 2 großen Kanäle, die in Navarra anfangen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem alten aragonischen oder kaiserlichen (von Carl V. angelegten) Kanal, und dem Kanal von Tauste ihr Wasser erhalten. Sie laufen durch ganz Aragonien, dem Ebro bald sich nähernd, bald sich von ihm entfernend, bis sie sich endlich mit ihm vereinigen, und so das Land wässern, und den Erzeugnissen desselben vielfache Auswege verschaffen. Jener Kaiserkanal fängt 11.190 Fuß vor Tudela in Navarra an, hat $10^1/_2$ Fuß Tiefe und $74^2/_3$ Fuß Breite, trägt Fahrzeuge von 2.000 Centner, endigt sich nach einem Laufe von 12 Meilen bei Zaragoza im Ebro, sollte aber noch $7^1/_3$ Meilen weiter bis Sastago geführt werden, um das mittelländische und biscaische Meer zu verbinden. Er trägt jährlich 150.000 Gulden ein. — Das Clima ist mehr kühl als heiß; die Gebirge sind im Winter mit Schnee bedeckt, und in den Pyrenäenthälern ist es 9 Monate lang kalt. — Der meist bergige, steinige und sandige Boden liefert viel Eisen, Blei, Kupfer, Queck-

silber, Kobalt, Steinkohlen, Gagat, Salz, Salpeter, Marmor, Jaspis, Alaun, Vitriol, Mais, Korn, Garten- und Hülsenfrüchte, Flachs, Kastanien, Mandeln, Obst, Soda, Hanf, Krapp, Safran, Oel, Maulbeerbäume, Wein, Holz und Schaafe (jährlich 2.050.000 Stück). Man unterhält 5 Eisenhämmer, 3 Glashütten, 5 Papier-, 70 Pulvermühlen, und führt vielen Weizen, Wolle, Oel, Wein, nebst Safran, Seide, Tücher, Etamin, Spitzen, seidenen Strümpfen, Eisen und Steinkohlen jährlich aus. In ältern Zeiten theilte dieses Land die Schicksale der ganzen pyrenäischen Halbinsel unter den Römern und Westgothen. Im Anfange des 8ten Jahrhunderts gehörte es zum Theil den Arabern, zum Theil ward es mit der übrigen spanischen Mark von fränkischen Grafen regiert. Die Tapferkeit gothischer Flüchtlinge entriß dieses Land späterhin den Mauren, und so kam es im 10ten Jahrhunderte durch Heirath an das navarrische Reich. Als König Sancho der Große, 1035 seine Länder theilte, erhielt sein natürlicher Sohn Ramiro die Grafschaft Aragon als ein Königreich, das aber noch nicht den jetzigen Umfang hatte. Im 12ten Jahrhunderte aber ward durch das Waffenglück des Königs Alfonso des Schlachtengewinners, der über 30 Siege gegen die Mauren erfocht, und durch die glückliche Verbindung der aragonischen Erbtochter Petronella mit dem mächtigen Grafen Raimund V. von Barcelona im Jahr 1137 der Grund zu der Größe des Staates gelegt, den Jakob der Eroberer († 1276) noch mehr erhob, als er den Mauren auch Valencia und die Insel Majorca entriß. Majorca, von dem Eroberer an seinen jüngeren Sohn Jakob vererbt, bestand einige Zeit als eigenes Königreich; Aragonien aber, Valencia und Catalonien wurden 1319 durch einen Beschluß der Stände zu einem untrennbaren Reiche unter einem Beherrscher vereinigt, obgleich jedes dieser Länder seine besondere Verfassung behielt. Noch jetzt heißen diese 3 Länder die aragonischen Provinzen Spaniens. Auch Aragoniens folgende Könige zeichneten sich durch Eroberungen aus, und Jakobs des Eroberers Sohn, Peter III., erwarb sich als Gemahl der sicilischen Prinzessin Constantia, Erbtochter des Königs Manfried, die Insel Sicilien, die bald getrennt von Aragonien unter verschiedenen Gebietern, bald unter einem Herrscher vereinigt stand. Als 1410 mit dem König Martin dem Jüngern von Aragonien und Sicilien der männliche Stamm der Grafen von Barcelona und des alten aragonischen Hauses erlosch, kam der Infant Ferdinand von Castilien, des letzten Königs nächster männlicher Erbe von weiblicher Seite, durch die Wahl der Stände auf den Thron. Sein Sohn Alfonso V. ward durch die Eroberung Neapels im Jahr 1443 einer der mächtigsten Fürsten Europas. Ihm folgte sein Bruder Johann II., durch seine Gemahlin Blanca König von Navarra, und diesem sein Sohn Ferdinand der Katholische, der durch seine Vermählung mit Isabella von Castilien den Grund zu der Vereinigung der Reiche Castilien und Aragonien legte, welche seit der Regierung seines Enkels Carls I. (Kaiser Carl V.) Einem Gebieter gehorchten. Aragonien genoß ehemals durch die enge Verbindung des Adels und der Städte, und durch die Cortes (s. d. Art.) große Freiheiten, und noch im 17ten Jahrhunderte übergab es den Königen die Regierung mit den kühnen Worten: „Wir, die wir so viel gelten, als ihr, wir machen euch zu unserm König und Herrn, mit dem Beding, daß ihr uns unsere Rechte und Freiheiten ungekränkt lasset, und anders nicht.“ Aber Philipp II. schmälerte sehr bedeutend diese Freiheiten, und Philipp V. entzog sie ganz, indem er die Aragonier den castilischen Gesetzen unterwarf, weil sie Carl von Oesterreich, seinen Gegner, für ihren König erkannt hatten.

Arak, Arrack, Rack, ist der indische Name für geistige Getränke. Was in Europa Arrack genannt wird, erzielen die Indianer durch Destilla-

tion eines Saftes, Toddy genannt, der mittelst Einschnitten aus der Kokospalme träufelt. Andere Sorten, z. B. Bataviarak und Jamaikarum, werden aus Reiß oder Zucker destillirt. Um den Arak von Goa zu bereiten, versieht sich ein Mann mit so vielen thönernen Flaschen, als er an seinem Gürtel fortzubringen im Stande ist. Mit diesen ersteigt er die Kokospalmen, macht Einschnitte in ihre Knoten, und bindet an diese Wunden die Oeffnungen seiner Flaschen fest. Am folgenden Tage nimmt er die vollen Flaschen hinweg, und leert sie in ein größeres Gefäß aus, worin die Gährung des Saftes abgewartet wird. Sobald diese vollendet ist und der Saft etwas säuerlich schmeckt, so zieht man den Geist durch Destillation ab, und dies ist der Arak. Aus den Ueberbleibseln des gekochten Zuckersaftes wird der Rum gezogen.

Aranjuez, eine Villa mit Prachtgärten, schönen Ulmen-Alleen und einem Jagdparke in der spanischen Provinz Toledo, am Zusammenflusse des Tajo und Xarama, auf einer Halbinsel, aus der man durch Ziehung eines breiten Kanals aus einem Fluß in den andern eine Insel gebildet hat, 5 Meilen von Madrid, wohin eine prächtige, unter Ferdinand VI. angefangene, auf römische Art gebaute, Straße führt. Philipp II. legte hier ein prächtiges Lustschloß an, das durch seine schönen Marmortreppen, durch seine herrlichen Spiegel, durch seine Kunstsammlungen, seine Stutereien und Wasserkünste höchst merkwürdig ist, wozu das Wasser aus einem kleinen ½ Meile davon entfernten See, herkommt, von dem Dorfe Ontigola, wo die fremden Minister wohnen, wenn sich der Hof von Ostern bis Ende Juni, hier verweilt.

Ararat, Macis, ein hohes Gebirge in der asiatischen Landschaft Armenien, das einen Theil des Taurus bildet; es ist kahl, voller Felsenschluchten und Abgründen, und nur mit Lebensgefahr zugänglich. Sein höchster Gipfel ist in der persischen Provinz Iran, 12.000 Fuß hoch; er hat die Form eines in zwei Spitzen hinauslaufenden Zuckerbrods, und ist mit ewigem Schnee bedeckt. Da nach dem Glauben der Armenier die Arche Noahs sich auf diesem Gipfel niedergelassen, und sich auch bis jetzt noch unter dem Schnee erhalten hat, so halten sie ihn für heilig, küssen bei seiner Erblickung die Erde, und verrichten ihr Gebet dabei.

Aratos, aus Sicyon in Achaja, geboren um 272 v. Chr., einer der größten Feldherrn der Achäer und großer Staatsmann, schlug den Tyrannen Nikokles von Sicyon, eroberte das Schloß zu Corinth, welches der König Philipp von Macedonien besetzt hatte, und befreite Argos von seinen Tyrannen. Philipp II., König von Macedonien, ließ ihn vergiften um 214 Jahre vor Christi Geburt. Das dankbare Vaterland feierte sein Andenken jährlich in zwei Festen.

Aratos, aus Soli in Cilicien, Astronom und Dichter, zur Zeit Ptolomäus Philadelpheus, blühte um 270 vor Chr., und schrieb ein astronomisches Lehrgedicht: Phaenomena. Der erste Theil desselben handelt über die Anzahl, den Standpunkt und den stärkern und schwächern Glanz der Gestirne; im zweiten über die vorzüglichern Kreise der Sphäre, und im dritten beschreibt er die Gestirne, welche über oder unter unserm Gesichtskreis steigen im Augenblicke, wo jedes der 12 Zeichen des Thierkreises uns erscheinet. In welchem Ansehen er bei der Alten stand, erhellet daraus, daß Cicero, Germanikus, Cäsar, Ovid, Avienus ihn übersetzten, und Hipparchus ihn kommentirte. Bekanntlich hat der Apostel Paulus in seiner trefflichen Rede über die Gottheit, die er im Areopag hielt, den Aratos zitirt: „sicut et quidam vestorum poetarum dixerunt: Ipsius enim et Genus sumus.“ (Act. XVII. 28.) Im Anfange jenes Gedichts übersetzt Cicero mit folgenden Worten:

Nos Genus illius; nobis illi omnia magna
Dextera praesignat, etc.

Hugo Grotius (Leiden 1600. 4.), Buhle (Leipzig 1793—1801. 8.) und Matthiä (1817) gaben ihn heraus. Uebersetzt wurde er von Schmidt im n. d. Merkur 1806. St. 11.) und J. H. Voß (Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen, Griechisch und Deutsch, gr. 8. Heidelb. 1824).

Arbiter, s. Compromiß.

Arbitrage-Rechnung, Wechsel-Curs-Rechnung. Unter diesem Ausdruck verstehet man in der kaufmännischen Rechenkunst die Erwägung, welche Vortheile für den Kaufmann die Curse in fremden Ländern bringen, und ob es besser sey, die Wechsel zu trassiren oder zu remittiren. Es giebt eine einfache und eine zusammengesetzte Wechselrechnung. Die einfache hat es bloß mit dem Curs an drei Orten zu thun. Hier wird, indem man das Pari zwischen zwei Orten vergleichet, aus dem Verhältniß des ersten und dritten Ortes auch das Verhältniß des zweiten zum dritten ausgemittelt, wo sich dann absehen läßt, ob man besser thue, zu trassiren oder zu remittiren. Die zusammengesetzte Arbitrage betrachtet die Fälle, in welche die Wechsel an drei, vier oder mehrern Orten kommen können. Sobald nun ausgemittelt ist, bis zu welchem Punkte trassirt oder remittirt werden kann, so wird der Weg gesucht, wie das Geld am vortheilhaftesten in Umlauf zu bringen ist, um dadurch nicht allein Gewinn an Geld, sondern auch an Credit zu erhalten, worin zugleich das große Geheimniß solcher Handelsunternehmungen liegt.

Arc (Jeanne d'), das Mädchen von Orleans, Frankreichs große Heldenjungfrau. Sie war geboren 1410 zu Dom Remy, einem Gränzdorfe Lothringens, bei Vaucouleurs an der Maas, während Frankreich sich im Zustand der tiefsten Erniedrigung durch der Engländer Herrschaft befand, unter Carl VI., seinem wahnsinnigen Könige, alle Bande der bürgerlichen Ordnung sich gelöst, die Megäre Isabella von Baiern ihren eigenen Sohn, den Dauphin Carl, vom Throne ausgeschlossen, und, in Einverständniß mit Philipp von Burgund und andern Großen, Heinrich V., König von England, als Erben und Regenten von Frankreich 1420 anerkannt hatten. Noch höher stieg des unglücklichen Landes Ungemach, als Heinrich VI. von England im Jahr 1422 die Krone Frankreichs erhalten, der rechtmäßige Dauphin zu Poitiers als Carl VII. gekrönt worden, die Schlachten von Crevant, Verneuil und St. James für den Letztern verloren gegangen, und Orleans, die Vormauer des Carl noch treuen südlichen Frankreichs, seit dem 12. Oktober 1428 belagert ward. Da erwachte plötzlich in dem Heldenmädchen, das bis hieher nur häusliche Geschäfte bei ihren Aeltern getrieben, und Schaafe und Pferde gehütet hatte, der Trieb, ihrem unterdrückten Vaterlande und hart bedrängten Könige zu Hülfe zu eilen. Eine ausgezeichnete Schönheit mit vieler körperlichen Kraft und Gewandtheit, mit Rossen umzugehen und sie zu tummeln, kam ihr dabei zu Hülfe. Ein schwärmerischer Hang, seit ihrem dreizehnten Jahre unter dem Feenbaume, die schöne Maie genannt, und an der Heilquelle von Dom Remy besonders genährt, unterstützte ihr Vorhaben noch mehr. Immer hatte sie der heil. Margaretha und Catharina in der Dorfkirche von Notre Dame de Belmont Blumenkränze und Kerzen geweiht, und geglaubt, die Engel Michael und Gabriel an dem Heilbrunnen gesehen, und mit ihnen gesprochen zu haben. Vom Wunderglauben ihrer Zeit befangen, hielt sie sich selbst zur Retterin Frankreichs auserkoren, und riß zu diesem Zweck alle guten Patrioten mit sich hin. An demselben Tage, wo die sogenannte Häringsschlacht von Fastolf über die Franzosen unter Dünas und Clermont bei Rouvray St. Denys gewonnen

ward, trat sie vor den Ritter Robert von Baudricourt, der zu Vaucouleurs befehligte, verlangte von ihm wiederholtermalen zum Hofe Carl VII. gesandt zu werden, weil ihr Gott durch seine Heiligen befohlen, Orleans zu entsetzen, und den König, der eben wieder einen großen Verlust erlitten, so wie das Vaterland zu retten. Der Ritter, durch die gleich darauf erhaltene Nachricht von der wirklich an jenem Tage, 60 Stunden weit von da, erfolgten Niederlage überrascht, ließ sie endlich in männlicher Waffentracht vor den König nach Chinon führen, wo sie diesen mitten unter den Hofleuten heraus erkannte, und durch die Mittheilung eines nur ihm bekannten Geheimnisses sich vor dem ganzen Hofe legitimirte. Nun war ihre erste Waffenthat die sichere und gelungene Einführung von Lebensmitteln in die Stadt Orleans; die Bewirkung der aufgehobenen Belagerung dieser Stadt den 8. Mai 1429 folgte darauf; alsdenn die Eroberung von Beaugenei, der Sieg bei Patay den 18. Juni 1429, wo der englische Heerführer Talbot gefangen genommen ward, und die Führung des Königs zur Krönung nach Rheims den 17. Juli 1429 mitten durch die Feinde. Nun ward sie nebst ihrer Familie den 29. Dezember 1429 vom Könige geadelt. Sie hieß zuerst Dalis, später Dális, und zuletzt Dylys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone hält. Indeß drangen die Engländer wieder vorwärts, und belagerten Compiegne; bei dessen Vertheidigung aber fiel sie am 25. Mai 1430 den Burgundern, nach der tapfersten Gegenwehr, in die Hände, die sie für 10.000 Livres dem König von England verkauften, der sie zuerst im Schlosse vom Crotoi, dann zu Beaurevoir, endlich, als sie vergebliche Versuche zur Flucht durch einen Sprung vom Thurm herabgemacht, zu Rouen in einen eisernen Käfig sperren ließ. Nach heldenmäßiger, mit hoher Geisteskraft geführter Vertheidigung, in viermonatlichem Gefängnisse, wurde die begeisterte Schwärmerin, auf Antrieb ihrer eigenen Landsleute, von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen. Beim Erblicken desselben sank ihr hoher Muth. Sie warf sich in die Arme der Kirche, und erklärte ihre Offenbarungen für Eingebungen des Teufels. Hierauf wurde sie zu ewigem Gefängnisse verdammt. Doch nach einigen Tagen schon fand man Vorwände, sie als eine Rückfällige aufs Neue zum Tode zu verurtheilen. Sie wurde also am 30. Mai 1431 auf dem Altmarkte zu Rouen als Hexe, bei langsamem Feuer verbrannt, und ihre Asche in die Seine geworfen. Die Sage ging damals von Munde zu Munde, daß, als Johanna's Geist auf dem Scheiterhaufen entfloh, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen sey. Theologen hatten sie verurtheilt, und nur der Bischof zu Winchester war der einzige Engländer der für ihren Tod stimmte. Carl VII. that nichts zu ihrer Rettung. Die damaligen Geschichtschreiber suchen ihn dadurch zu entschuldigen, daß er keine Macht über das geistliche Gericht gehabt habe. Johannens Prozeß wurde mehrmals revidirt. Im Jahre 1455 drangen ihre Verwandte abermals auf Revision. Papst Calixtus III. ernannte eine Commission, und diese sprach den 7. Juli 1456 das Urtheil: die Jungfrau sey unschuldig, und die 12 gegen sie vorgebrachten Artikel seyen falsch befunden worden. Durch Denkmale feierte man nun ihr Andenken, zu Rouen, zu Dom Remy, wie auch zu Orleans, wo ihre Statue von Alexander Lenar auf dem Stadthause aufgestellt wurde. Wenn ihre dort abgebildeten Züge, der Wirklichkeit entsprechen, so war Johanna sehr schön. Sanfte Grazie und fromme Schwärmerei überzieht ihr Antlitz, und fesselt an sie. Sie hat eine Art Helm mit Federn auf dem Haupte Schwert und Schild in den Händen. Das Journal London und Paris VII., liefert eine Abbildung. Das Leben dieses außerordentlichen Mädchens ist öfter beschrieben, unter andern

von Lebrun de Charmettes: Hist. de Jeanne d'Arc. Aus den Quellen. Paris 1817. Auch das Poetische in ihrem Charakter, Leben und Zeitalter, ist auf vielfache Weise aufgegriffen und bearbeitet worden; als: von Chapelain, einem Zeitgenossen des Kardinals Richelieu; von Shakespeare, der in seinem Heinrich VI. ihre Geschichte einführt; von Voltaire in seiner bekannten Pucelle &c. &c. Dem hohen Genie eines Schiller war es vorbehalten, sie in seiner Jungfrau von Orleans auf den romantischen Standpunkt ihres Zeitalters zu heben, auf den sie gehört. 1817 kam Jeanne d'Arc, Trauerspiel in 5 Aufzügen von C. G. Wetzel, genialisch bearbeitet, heraus. Wetzel hat sich treuer an die Geschichte gehalten, als Schiller. Jeanne d'Arc, v. d'Avrigny, Trauerspiel in 5 Akten, Paris 1819, ward mit ungetheiltem Beifalle daselbst aufgenommen. Die Orleanide, ein Gedicht in 28 Gesängen, Paris 1820, von Lebrün de Charmettes, zeigt auf jedem Blatte, daß es Schiller nachgesungen ist. Im Waffensaal des Museums der Artillerie zu Paris befindet sich die Rüstung der Jungfrau von Orleans. Sie ist von Eisenblech mit Schiebschienen und ganz vollständig. Cüraß, Helm (mit geschlossenem Visir, in dem kleine runde Löcher sind), Armschienen, Handschuh, Beinschienen und Schuhe. Sie wiegt 61 Pfund. Die Rüstung ist aus dem Kabinet von Chantilly gekommen, und es ist wahrscheinlich, daß es dieselbe ist, die Carl VII. ihr machen ließ. Auf dem blanken Eisenblech der Rüstung sind vergoldete Sterne. Nach dem Verhältnisse der Rüstung zu urtheilen, war Johanna 5 Fuß 5¼ Zoll groß. In der Hand hat die Rüstung einen vergoldeten Speer, an dem oben Streitaxt und Hammer ist, — aber vermuthlich nicht zu ihr gehört.

Arcadien, eine Landschaft, im Mittelpunkt des Peloponnesus gelegen, und von 5 griechischen Staaten: Lakonien, Messenien, Elis, Achaja und Argolis umgeben. Es glich sehr wenig dem Bilde jenes von der neuern sentimentalen Schäferpoesie erdichteten Arcadiens, sondern war ein rauhes, gebirgiges Hirtenland, dessen Bewohner vom pelasgischen Stamme die einzigen im Peloponnes waren, welche sowohl den Hellenen als den Dorern und Herakliden glücklich widerstanden, und sich, weil sie stets unvermischt und unüberwunden geblieben, ein hohes Alterthum beilegten. Uebrigens standen sie an wissenschaftlicher und geistiger Bildung gegen die meisten übrigen Griechen sehr zurück. Die königliche Würde wurde hier zur Zeit des 2ten messenischen Krieges abgeschafft, weil der letzte König Aristokrates II., von den Spartanern gewonnen, durch Verrätherei den Untergang der Messenier herbei führte. Seitdem gab es in Arcadien eine große Menge kleiner, unabhängiger, aber verbündeter Staaten. Auch Arcadien trat zuletzt dem achäischen Bunde bei. Unter den vielen berühmten Bergen, Flüssen und Quellen dieses Landes sind die bekanntesten: der Berg Mänalos, welcher für den Lieblingsaufenthalt des Hirten-Gottes Pan galt, der vorzüglich in Arcadien verehrt wurde; der Lykäon, mit mehreren Tempeln und Statuen geziert, der Cyllene, der angebliche Geburtsort des Merkur (Hermes). Der Styx war ein kleiner Bach, dessen Wasser, wahrscheinlich eisen- oder kupferhaltig, für tödtlich galt; er ward deshalb für einen der Flüsse der Unterwelt gehalten, und der Schwur beim Styx war selbst den Göttern unverletzlich. Der Fluß und See Stymphalos war berühmt, weil einst Herkules die schädlichen Raubvögel dieser Gegend zerstörte. — Unter den Städten Arcadiens waren in älterer Zeit die berühmtesten: Mantinea, bei welcher Epaminondas die Spartaner zum zweiten Male schlug, aber den Sieg mit dem Leben erkaufte, und Tegea. Um sich gegen die Uebermacht der Spartaner besser zu vertheidigen, beschlossen die Arcadier, um die Zeit des thebanischen Krieges, die Einwohner vieler

kleinen Oerter in eine große Stadt, Megalopolis, am Helikon, zu vereinigen; aber diese, unter dem Schutze der Thebaner künstlich angelegte Stadt erhielt sich nicht lange, und ward schon zur Zeit des achäischen Bundes zerstört. Sie war der Geburtsort des Feldherrn Philopömen, und des Geschichtschreibers Polybius.

Arcadier. Diesen Namen trägt eine gelehrte Gesellschaft, die den 5. Oktober 1690 zu Rom errichtet wurde, und aus welcher die berühmte Akademie entstand, von der man fast in allen Städten Italiens Zweige findet. Ihre Mitglieder beiderlei Geschlechts (Arcadi) beschäftigen sich mit Werken des Geschmacks, besonders der Dichtkunst. Ihr Sinnbild ist die Syrinx oder Panflöte von 7 Röhren, mit Lorbeer- und Fichtenzweigen umwunden. Crescimbeni (s. d. Art.) hat schöne Lebensbeschreibungen mehrerer Mitglieder, so wie eine interessante Sammlung von Gedichten dieser Arcadier herausgegeben.

Arcesilaus, der Stifter der mittlern Akademie zu Athen. Er stammte aus einer vornehmen Familie aus Pittana in Aeolis, und war 316 vor Chr. geboren. Seine ersten Lehrer waren Theophrast und Aristoteles; nachher ward er durch Crantor mit Polemo bekannt, und somit ein erklärter Anhänger der platonischen Philosophie. Auch nahm er einige Meinungen der Dialektiker und des Pyrrho in die neuplatonische Philosophie mit auf. Nach des Krates Tode bestieg er den akademischen Lehrstuhl, und sein Vortrag, der in Rücksicht des Inhalts neu, und was die Einkleidung betraf, vermöge seiner Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften, durch Anmuth verschönert war, lockte eine außerordentliche Menge Zuhörer herbei. Er lebte von seinem ansehnlichen Vermögen, war freigebig und wohlthätig, doch auch üppig und wollüstig, und dem Trunke ergeben. Er starb im Wahnwitz, den ihm ein übermäßiger Rausch zugezogen hatte, im 75sten Jahre seines Alters. Seine Zeitgenossen waren die berühmten Sektenstifter, Zeno, Epikur, und der Peripatetiker Hieronymus. Arcesilaus, und mit ihm die mittlere Akademie, wich eigentlich darin von Plato ab, daß er die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß leugnete. Schon die ältern Philosophen, insbesondere die Eleaten und Sophisten, hatten derjenigen Erkenntniß, welche wir durch die Sinne erhalten, alle Gewißheit abgesprochen. Plato hatte zwar nicht alle Gewißheit der durch die Sinne erlangten Erkenntniß geleugnet, aber er schrieb der Vernunft, oder der wissenschaftlichen Kenntniß, einen weit höhern Grad der Gewißheit zu, und hielt sie für weit vorzüglicher, als die sinnliche. Arcesilaus ging im Scepticismus weiter, als alle vorherige Sophisten, indem er jeder Art von Erkenntniß, sie mochte durch die Sinne oder durch die Vernunft erlangt seyn, die Gewißheit absprach. „Der Mensch, behauptet er, habe gar kein Vermögen, in irgend einer Erkenntniß zur Gewißheit zu gelangen, nicht deswegen, weil das Wesen der Dinge selbst keine Gewißheit mit sich führe, sondern, weil es dem menschlichen Verstande schlechterdings unkennbar sey. Nie müsse man daher in der Philosophie dogmatische Behauptungen aufstellen, und der wahre Philosoph müsse alle diejenigen bestreiten, welche dergleichen sich erlaubten; auch das sey noch ungewiß, was Sokrates als gewiß erklärte, nämlich, daß man nichts wisse. Im gemeinen Leben und in Rücksicht der Sittenlehre müsse der Schein, oder die Meinung, das menschliche Verhalten leiten."

Arcesilaus, ein berühmter Bildhauer des Alterthums und Freund des Lucius Lucullus, blühte im fünften Dezennium des 7ten Jahrhunderts Roms. Seine Kunstwerke waren so vollendet, und daher in einem so hohen Rufe, daß selbst die Künstler seiner Zeit seine Modelle aus Thonerde ihm theurer bezahlten, als das Publikum die vollendetsten Kunstwerke andrer Bildhauer zu bezahlen pflegten. Die Römer waren von den Produkten sei-

nes Meißels so eingenommen, daß sie eine Venus, noch bevor er die letzte Hand daran gelegt hatte, seiner Werkstätte entrissen, und auf dem Forum aufstellten. Auch ist jene Gruppe zu Rom als hohes Meisterwerk berühmt, die sich einst dort vorfand, und eine Löwin mit geflügelten, um sie hergaukelnden, Amorn, das Ganze aus einem Marmorblocke gehauen, vorstellte.

Arch (the Royal) oder Royal-Arch-Maurerei, oder deutsch: der Orden vom königlichen Gewölbe; so heißt eine mit der Freimaurerbrüderschaft in England in Verbindung gebrachte geheime Gesellschaft, welche eigentlich nur aus Freimaurer-Meistern, die einer Loge vorgestanden haben, bestehen soll. Dieser Orden hat, wie seine Constitutionen und seine Rituale lehren, eine religiös-politische, kirchlich-mystische und hierarchische Tendenz, ist noch jetzt in England, Frankreich, Nordamerika, und in andern Ländern, vorzüglich durch die Großlogen der Freimaurerbrüderschaft, als ein angeblich höherer Grad mit den Freimaurerlogen in wesentlicher Verbindung, und hat auf die Freimaurerbrüderschaft selbst einen großen Einfluß. Schon vor dem Jahr 1744 vereinigten sich die Meister zum Stuhle des neuen englischen Logenbundes, mit Ausschluß aller andern Brüder-Meister, zur Bearbeitung eines höhern religiösen Grades der Maurerei, unter dem Namen Royal Arch, welchen man späterhin: die Wurzel, das Herz und das Mark der Freimaurerei nannte. Dieser Orden wurde von der neuenglischen Großloge zu London anerkannt, und von selbiger i. J. 1777 ein Großcapitel desselben eingesetzt, welches noch heute besteht.

Archäologie heißt die Alterthumskunde im allgemeinern Sinne, die den Zustand und die Verfassung der alten Völker kennen lehrt. Im engern Sinne heißt Archäologie die Lehre von den Denkmalen des Alterthums. Zu diesen zählt man 1) die literarischen, oder die Werke alter Schriftsteller, die diplomatischen Ueberreste des Alterthums und die Aufschriften; 2) die artistischen, als Ueberreste der alten Baukunst, von Tempeln, Triumphbogen, Bädern, Villen, Wasserleitungen u. s. w., und Ueberreste der bildenden Künste, Antiken und alte Gemälde; 3) die mechanischen, wohin alle Werkzeuge der Alten gehören, ihre Waffen, Hausrath, Gefäße rc. Die Alterthumskunde beschreibt daher den Zustand der Völker der alten Welt (Religion, Staatsverfassung, Gesetzgebung, Politik, Kriegskunst, Handel, Gewerbe, Landbau, häusliches Leben u. s. w.), entweder historisch, wie er ward, oder graphisch, wie er war. Im letztern Sinne bedeutet Archäologie, richtiger Archäographie, so viel als Antiquitäten. Man sieht aber die alten Kunstwerke nicht bloß als historische Zeugen vom Zustande der alten Zeit an, sondern auch als Werke der schönen Kunst an sich. Durch diesen letztern, oder den ästhetischen Gesichtspunkt, ward die Archäologie Ernesti's oder Christ's, die mehr Archäographie war, zu einer Archäologie der Kunst erhoben, die uns Kunde giebt von dem Kunstschönen in den Ueberresten der Architektur, und in den Bildwerken der Vorwelt. Der Antiquar kennt den Zustand des Alterthums historisch; der Archäolog kennt und würdigt die Kunst des Alterthums. Die klassischen Bildwerke des Alterthums nennen wir Antiken. Studium der Antiken ist also, wie die Archäologie, eine Aesthetik der Kunst des Alterthums. In sofern betrifft sie nur vier alte Völker: Aegypter, Griechen, Etrusker und Römer, und ist die Kunde von den Antiken dieser Völker, als Zeugen ihres Kunstsinnes, und als Mustern des Schönen überhaupt. Künstler, wie Michel Angelo, Raphael u. A. hatten den tiefen Gehalt der Antike längst gefühlt, ehe der Gelehrte die Kunst des Alterthums im Geiste der Kunst zu betrachten anfing. Winkelmann, ein Deutscher, zündete

zuerst für die geistige Erklärung der alten Denkmäler mitten in Rom die Fackel an. Seine Geschichte der Kunst des Alterthums hat daher für ganz Europa klassisches Ansehn. Für die Kritik, Geschichte und Charakteristik der alten Kunst sind, seit Winkelmann, mit Gelehrsamkeit, Kunsterfahrung und Geist vorzüglich thätig gewesen: Lessing, Heyne, Herder, Moriz, Hirt, v. Göthe, Meier, Zoëga, Böttiger, Fiorillo, Voß, Gurlitt, Visconti, Millin, Lanzi und Andere. S. Beck's Grundriß der Archäologie, Leipzig 1815. Böttiger's Andeutungen zu Vorträgen über die Archäologie, Dresd. 1806.

Archaismus ist eine Alterthümlichkeit in der Sprache. Die neuern Dichter haben mit großem Recht und zu großem Vortheil der Sprache viele tönende alte Formen, Wörter und Wendungen, viele kräftige, reichhaltige Ausdrücke der ältern Zeit; d. h. Archaismen, wieder eingeführt, z. B. gewoben, statt gewebt; Aar, Leu u. a. m. Wenn solche alte Wörter u. s. w. gar keinen Vorzug vor neuern haben, so wird die Sprache dadurch nur gesucht und unverständlich; sonst aber geben sie durch ihre Neuheit der Sprache einen eigenen Reiz, und man sollte immer mehr die Schätze der alten Zeit aufsuchen und benutzen, weil ungezweifelt unsre Sprache damals viel wohlklingender war. Und dazu muß ja auch die Dichtkunst gleichsam ihre eigene Mundart haben, die durch diese Archaismen eine originelle Zierde und Kraft erhält.

Archangel, ein Gouvernement in Rußland von 48—87° O. L. 62—78° N. B., zwischen Schweden, Olonez, Wologda, dem Eismeer und Sibirien. Es hat auf 16.226 □Meilen, 141.500 Einwohner. Der Boden ist mit Gebirgen und Morästen bedeckt; die Küste ist völlig unwirthbar, und nur im Süden finden sich gute Weiden und etwas Ackerbau. Das Klima ist größtentheils rauh, im langen Winter fürchterlich kalt, da auch das Meer friert, und im kurzen Sommer sehr heiß und oft naß. Der kürzeste Tag dauert hier nur 3 Stunden 12 Minuten. Zu den Produkten gehören: Erd- und Steinarten, Kupfer, Silber, Nadel- und Laubholz, aber nur in den südlichen Theilen; Getreide, Fische, Stock- und Wallfische, Wallrosse, Eisfüchse, Hermeline, Bären, Wölfe, Rennthiere, Rindvieh (die archangelschen oder cholmogoryschen Kälber werden in St. Petersburg sehr geschätzt), Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner ꝛc. Ein Theil der Einwohner, vorzüglich Handwerker, wandern jährlich nach St. Petersburg, und bringen das ersparte Geld in den Schoos ihrer Familien zurück. Ausgeführt werden: Holz, Bretter, Pech, gesalzene und geräucherte Fische, Pelzwerk, Felle, Kälber, Leinwand ꝛc. Die Hauptstadt Archangelskoy Gorod, deutsch Archangel oder St. Michael, liegt an der Dwina, hat 1.200 meistens hölzerne Häuser in den nach russischer Art mit Balken und Dielen belegten Straßen, 7.200 Einwohner, ein großes steinernes Gebäude, Gostinnoi Dwor, in welchem die englischen, niederländischen und Bremer Kaufleute ihre Waaren vor Feuersbrünsten sichern können, und ein kaiserl. Schiffswerft in dem ansehnlichen Stadttheil Solombal, wo man sonst auch Kriegsschiffe von 70 Kanonen baute, jetzt aber nur Kauffahrteischiffe, meistens aus Lerchenholz, verfertigt, die aber erst über die Sandbank, welche nur 12½ Fuß Wasser hat, und vor der Mündung des Flusses liegt, gebracht, und dann erst völlig ausgerüstet werden. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, hat einen Hafen, ein Seehospital, Segeltuch- und Tauwerkfabriken, und ist die Niederlage der meisten ausländischen Waaren, die nach Sibirien gehen, und der sibirischen, die zur See ausgeführt werden. Die fremden Schiffe kommen im Juli an, und ein Theil derselben bleibt bis in den Oktober liegen. Während dieser Zeit dauert die große Jahrmesse, wo Thran, Theer, Talg, Leinsaamen, Korn, Holz, Bretter, Pelzwerk, Wachs, Leinwand zum Tischzeug (die in den benachbar-

t en Dörfern verfertigt wird), Eisen rc. an die Fremden überlassen werden. Die hiesigen Kaufleute haben selbst große Schiffe, die nach Holland gehen, und an 60 kleinere, die sich mit der Fischerei bis Spitzbergen beschäftigen. 1809 betrug die gesammte Ein- und Ausfuhr 12.300.000 Rubel, wovon sich über 7 Millionen für inländische Produkte und Fabrikate befanden. Die Stadt hat ihren Namen von dem daselbst befindlichen Kloster des Erzengels Michael. Sie ward 1584 angelegt, und 1710 zum Sitz des Gouvernements gemacht. Ihre Handlung litt sehr, als Peter I., um die von ihm angelegte Stadt St. Petersburg in Aufnahme zu bringen, die reichsten Einwohner zwang, von Archangel nach St. Petersburg zu ziehen. Peter II. ertheilte aber, auf Ansuchen der Engländer, Holländer und Hamburger, den Kaufleuten die Erlaubniß, in St. Petersburg und Archangel zu handeln, da hier viel wohlfeiler als dort zu leben ist. Im Jahr 1762 erhielt endlich der Hafen zu Archangel alle Rechte und Vortheile des Hafens von St. Petersburg.

Archdale (Johann). Er ward im Jahr 1695 zum Gouverneur von Carolina ernannt, und stand diesem Posten mit so vielem Ruhme vor, daß sein Name auf Carolina allen kommenden Geschlechtern heilig seyn wird. — Sogleich bei seiner Ankunft daselbst wußte er die Unruhen zu beseitigen, die diese Colonie so lange zerrüttet hatten; er ließ die Notabeln zusammen kommen, und mit Hülfe derselben, so wie vermittelst der ausgedehnten Vollmacht, womit er versehen war, leitete er die Verwaltung zur Zufriedenheit des Volkes. Der Preis der Ländereien, und die Art, sie zu veräußern, wurde durch Gesetze bestimmt; es wurden Obrigkeiten zur Schlichtung der Rechtshändel, so wie zur Beendigung aller streitigen Punkte zwischen den Eigenthümern, und den Indianern gewählt. Er ließ zur Erleichterung des Verkehrs große Straßen anlegen, und zu diesem Zwecke den Flüssen des Inlandes eine andere Richtung geben, und, was seiner Verwaltung die Krone aufsetzt, er führte den Anbau des Reißes ein, der in der Folge die Hauptquelle des Reichthums für diese Colonie ward. 5—6 Jahre leitete der würdige Gouverneur auf Carolina die Geschäfte des gemeinen Wohls, und bei seiner Rückkunft in London beschenkte er die Welt mit einem schönen Werke, das den Titel trägt: Neue Beschreibung der fruchtbaren und angenehmen Colonie von Carolina, nebst einem kurzen Inbegriff der Geschichte der Entdeckung, Regierung u. s. w. derselben. London 1707.

Archelaus, ein natürlicher Sohn des Perdiccas, Königs von Macedonien, dem er im Jahr 3571 folgte. Er war ein Freund der Griechen, und bemühete sich aus allen Kräften, Macedonien in Flor zu bringen. In dieser Absicht legte er Festungen an, umgab die Städte mit Mauern, ließ Landstraßen durchbrechen, und verbesserte insbesondere das Kriegswesen. Auch die Wissenschaften suchte er in seinem Reiche in Aufnahme zu bringen, und zog zu dem Ende griechische Gelehrte an seinen Hof. Bei ihm lebte Euripides, den er so sehr schätzte, daß er ihn zu seinem ersten Staatsminister erhob, aber selbst in diesem Posten war es Euripidis nicht möglich, sich in die steife Hofetiquette zu schicken. So war z. B. die Sitte in Macedonien, dem Monarchen kleine Geschenke zum Zeichen der Ehrfurcht zu bringen. Euripides erschien nie unter den sich herzudrängenden Höflingen, und als Archelaus ihm einst einen gelinden Vorwurf darüber machte, antwortete Euripides: „der Arme, welcher schenkt, begehrt.“ Auch den Sokrates wünschte Archelaus an seinen Hof; dieser schlug es aber ab, unter dem Vorwande, er sey nicht im Stande, seine Wohlthaten mit Gegenwohlthaten zu bezahlen. Eben so genossen der Dichter Agathon, der Maler Zeuxis und der Tonkünstler Timotheus, der größten Ehre an seinem Hofe. Leider, regierte dieser hochherzige Fürst, eines längern Lebens würdig, nur 9 Jahre.

Archelaus, des Apollonius Sohn, ein berühmter Bildhauer des Alterthums, aus Priene, einem jonischen Städtchen, gebürtig. Er meißelte aus einem Marmorblocke die Apotheose Homeros unter der Regierung des Kaisers Claudius. Dieses Meisterstück, eines der schönsten des Alterthums, würde allein hinreichend gewesen seyn, Homer die Unsterblichkeit zu sichern, wenn seine Gedichte ihm diese nicht schon gewähret hätten. Dieses schöne Denkmal ward 1658 auf einem, dem Prinzen Colonna eigenthümlichen Landgute ausgegraben, wo Claudius eine Villa soll besessen haben.

Archenholz (Joh. Wilh. v.), ehemals als Hauptmann in königlich-preußischen Diensten, wurde 1743 zu Langenfurth, der Vorstadt Danzigs, geboren. 1758 verließ er das königl. Cadettenhaus zu Berlin, und trat unters Heer, machte in der Folge den siebenjährigen Krieg mit; nach dessen Beendigung führte ihn der Durst nach Kenntnissen und eine unsägliche Begierde, zu reisen, zwei Mal fast durch ganz Europa, und zwar in einem Zeitraum von 16 Jahren. Er sah alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die österr. Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen, und Polen mehreremalen. Er wußte sein wissenschaftliches Fortschreiten mit seinen Reisen zu verbinden, bemühte sich dabei, Bekanntschaft mit berühmten und merkwürdigen Menschen zu machen, und wo möglich ihren Umgang zu genießen. Ein unglücklicher Fall nöthigte ihn, in Italien zu den berühmtesten Aerzten und Wundärzten seine Zuflucht zu nehmen, aber er, das Opfer ihrer Unwissenheit, wurde in seinen besten Lebensjahren gelähmt und zum Invaliden gemacht. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland hielt er sich meistens in Dresden, Leipzig und Berlin, am längsten aber in Hamburg auf, und fing nun an, von Schriftstellerei zu leben. Den Grund zu seiner literarischen Laufbahn legte er durch das Journal Literatur und Völkerkunde, Leipzig 1782 — 1785. gr. 8. Neue Literatur und Völkerkunde rc. Leipzig 1787 — 1791 gr. 8. neun Jahrgänge, jeder von zwölf Stücken, eins der unterhaltendsten, lehrreichsten und gemeinnützigsten periodischen Werke, das sich durch Neuheit, Mannigfaltigkeit, meistens glückliche Wahl und leichte gefällige Behandlung seiner Gegenstände auszeichnet. Originale wechseln mit Uebersetzungen, prosaische Aufsätze mit Gedichten ab, das Angenehme ist mit dem Nützlichen verbunden. Beiträge zur Geschichte und angenehmen Literatur, zur Länder- und Völkerkenntniß, kleine philosophisch-literarische Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Deutschland wenig bekannten Werken, Briefe berühmter verstorbener Gelehrten, Briefe auswärtiger Freunde, und Anekdoten machen vorzüglich seinen Inhalt aus. Einen glänzenden Erfolg hatte das fast in alle europäischen Sprachen übersetzte Werk England und Italien, 5 Thle. Leipzig 1787. 8. Seine Bemerkungen über beide Länder sind größtentheils das Resultat selbst gesehener Thatsachen; daher er auch, vorzüglich bei England, so viele Beispiele anführt, um die Leser in Stand zu setzen, die Richtigkeit seiner auf Erfahrung gebauten Behauptungen selbst zu prüfen. Bei der Aufmerksamkeit auf Alles, was einen Reisenden interessiren kann, war doch der Mensch in seinen mannigfaltigen, sowohl sittlichen, als politischen Verbindungen und Verhältnissen immer der Hauptgegenstand seiner Beobachtungen. Außer einem vollständigen Gemälde der Stadt London, von jeder ihrer interessanten Seiten genommen, wird Alles, was nur von Großbrittannien überhaupt, und seinem Boden, Klima, Nationalgeiste, Charakter der Nation, Regierungsform, Industrie, Handel, Reichthum, Sitten und Lebensart sowohl der Großen, als der mittlern und niedrigen Stände, von Luxus, Tugenden, Lastern und Eigenheiten dieses so ausgezeichneten Volks merkwürdig ist, geliefert. Die

Beschreibung von Italien erscheint, neben der von England stehend, immer nur mehr als Skizze gegen jenes vollendete Gemälde; aber freilich konnte es ihm bei weitem nicht den interessanten Stoff, wie England, darbieten. Ueberall zeigt sich Archenholz als einen Mann von feiner Erziehung und Lebensart, von Weltkenntniß, Gelehrsamkeit und Geschmack. Er ist bemüht, das weniger Bekannte aus einer Menge von Bemerkungen herauszuheben, und durch eigene Beurtheilungskraft, durch Kunst der Anordnung und des Vortrags den Reiz des Neuen zu vermehren und das oft schon Gesagte wieder neu zu sagen. Er erzählt mit Anmuth; Richtigkeit, Angemessenheit und edle Einfalt sind die Haupteigenschaften seiner Schreibart. Sein Styl übrigens, der bei der Beschreibung Italiens nur schön, rein und fließend ist, wird bei der Beschreibung von England, wie es die größere Würde des Gegenstandes erfodert, stark, kräftig und erhaben. Als Fortsetzung dieses Werks erschienen seine Annalen der brittischen Geschichte der Jahre 1788—1796 (20 Bde. 8.), worin eben die Mannigfaltigkeit des Inhalts, eben die leichte, fließende Schreibart, wie in dem vorigen Werke herrscht. Alles Merkwürdige, was auf den innern Zustand des Reichs, Politik, Gesetzgebung, Wissenschaften, Künste, Industrie, Sitten und Denkungsart der brittischen Nation Bezug hat, wird hier entwickelt. Eben die Gabe der lebhaften, interessanten Darstellung und Vergegenwärtigung der Scenen, die seinem Werke England und Italien eine so günstige Aufnahme verschaffen, findet man, vereint mit noch größerm Bestreben, ein schönes Ganzes zu liefern, vornehmlich in seiner vortrefflichen Geschichte des siebenjährigen Kriegs vom Jahr 1756—1763. Auch unter den Titeln: historischer Calender fürs Jahr 1789. (Berlin 1788. 12.), Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, als ein Lesebuch für alle Volksklassen, mit Uebergehung alles gelehrten militärischen Details (Berlin 1793 u. 1801). Dieses Werk, in mehrere lebende Sprachen übersetzt, erschien in sehr schönem Latein von H. G. Reichard (Baireuth 1792. 8.). Schon in ihrer ersten Gestalt war die Erzählung dieser höchst merkwürdigen Begebenheit äußerst anziehend. In Bibliotheken und auf Toiletten war sie ein Lieblingsbuch, dessen Inhalt fast in allen Gesellschaften den Stoff zu einer höchst interessanten Unterhaltung gab. Und gleichwohl hat sie bei der zweiten Umgestaltung, Erweiterung und Berichtigung noch sehr an Schönheit und Interesse gewonnen. Zweck, Anordnung, Darstellung und Diktion sind gleich edel, geistvoll und schön, und das Buch ist ein Kunstprodukt geworden, bei dem der Geschichtskundige, wie der schöne Geist, der Kenner, wie der Dilettant, mit gleichem Vergnügen verweilen, aus dem sie eben so viel Studium, als Begeisterung, eben so viel Unterricht, als Unterhaltung schöpfen können. Unterhaltung und Belehrung der gebildeten und halbgebildeten Volksklasse des deutschen Publikums war hiebei die Hauptabsicht des Verfassers. Darum richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf das Karakteristische dieser großen Weltbegebenheit, auf die politische und Civilgeschichte dieses Krieges. Darum suchte er sie als Volksbuch unter allen Ständen deutscher Nation zu verbreiten, durch sie den Geist des Volks zu erhöhen, die preußischen Patrioten von jedem Stande an die moralische Größe ihrer Nation, und an die erhabenen Tugenden eines höchst seltenen Regenten zu erinnern, den deutschen Patrioten anderer Provinzen aber die Wahrheit zu veranschaulichen, daß auf Einen Zweck gerichtete Bestrebungen einer ganzen Nation unter einer weisen Regierung die höchste Höhe von Nationalgröße und Nationalkultur zu bewirken fähig sind. Seine Talente in interessanter Darstellung aller Arten von Gegenständen haben sich vielleicht nie in einem größeren Lichte gezeigt, als in diesem echten deutschen Volksbuche, in welchem der sieben-

jährige Krieg als das merkwürdigste Schauspiel erscheint, das die Welt gesehen hat. Wenn man von der Wahrheit der Sachen nicht überzeugt wäre, so könnte man billig zweifeln, ob sich das alles in unsern oder unserer Väter Tagen, und in einem Zeitraum von sieben Jahren wirklich zugetragen, oder ob nicht der Verfasser die Geschichte aller Zeiten und Völker concentrirt und zusammengereiht habe; so mannigfaltig und abwechselnd sind die Personen, Auftritte, Thaten und Nationen, die hier mit natürlichen Farben geschildert werden. In dem historischen Calender für Damen aufs Jahr 1790 lieferte v. Archenholz die Geschichte der Königin Elisabeth von England. Er beschreibt dieselbe zugleich mit der unzertrennlich in sie verwebten Geschichte ihrer Nebenbuhlerin Maria von Schottland. Die Begebenheiten sind mit so unverwandter Rücksicht auf den Entzweck ausgewählt, so karakteristisch gestellt, und in einer so gefälligen prunklosen Manier erzählt, daß kaum der interessanteste Roman die Aufmerksamkeit stärker an sich ziehen und fesseln kann. Auch seine Geschichte Gustavs Wasa's, Königs von Schweden, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an, bis an's Ende des 15ten Jahrhunderts (2 Bände, Tübingen 1801. gr. 8.), ist ein Werk, das nicht sowohl zur Biographie eines Monarchen, als zur Darstellung der Regierungsgeschichte eines Königs bestimmt ist, der in den schwedischen Jahrbüchern Epoche macht. Seine kleine historischen Schriften (2 Bände 1791—1803) enthalten: Der erste Band: 1) ein Gemälde der preußischen Armee vor und in dem 7jährigen Kriege, deren Karakteristik in jener Zeit in einem großen Bilde für alle Stände aufgestellt ist. 2) Historische Bemerkungen über die große sittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts, wo Alles, was dieses Zeitalter verherrlicht, zusammen gruppirt ist. 3) Geschichte der Verschwörung des Fiesco im J. 1547. 4) Geschichte des Papstes Sixtus V., eine so lehrreiche, als interessante Geschichte, da sie einen der größten Päpste und einen außerordentlichen Mann schildert. — Der zweite Band enthält: eine gehaltreiche Geschichte der Flibustier (s. d. Art.). 1792 erschien seine Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts (Berl. u. Hamb. 1792-1812). Mit vieler Klugheit wußte er sich als politischer Schriftsteller, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, den Ruf eines unparteiischen Beobachters zu geben, ohne eben immer consequent in seinen Urtheilen und Grundsätzen zu seyn. Dessen ungeachtet ist die Minerva eine an Aufklärungen der Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, wichtigen Aktenstücken ꝛc. reichhaltiges Journal, welches stark gelesen wurde. — Archenholz, der indeß eine Reise nach Paris gemacht hatte, kehrte im Herbst 1792 wieder zurück, und ließ sich wieder zu Hamburg nieder. Er kaufte sich im Holsteinischen ein Gut, und blieb, ungeachtet manche Beschwerden und Unfälle ihn drückten, doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Tagesereignissen. 1810 reiste er nach Berlin, verweilte hier ein halbes Jahr, und kehrte dann wieder nach seinem Landsitze Oyendorf unweit Hamburg zurück; es verließen ihn seine Kräfte, und Archenholz starb daselbst am 12ten Februar 1812 im 72. Jahre seines Lebens.

Archestratus, ein griechischer Schriftsteller, der über die Kochkunst ein sehr beliebtes Werk schrieb, unter dem Titel: Gastronomie. Er war der Freund eines Sohnes von Perikles, und hatte viele Reisen gemacht zu Wasser und zu Lande, bloß in der Absicht, um deren Produkte für den Gaumen selbst zu prüfen und kennen zu lernen. Bei den verschiedenen Völkerschaften, wobei er eintraf, besuchte er die Küchen, unterrichtete sich über ihre Ragouts und Saucen, und überzeugte sich selbst, wie sie ihre Leckerschüsseln anfertigten. Sein Werk hatte die Form eines Gedichts, und

enthielt einen solchen Schatz von Kenntnissen, daß jeder Vers gleichsam zur Regel in der Kochkunst dienen konnte.

Archi, ein griechisches Wort, bedeutet so viel als die deutsche Vorsylbe „Erz", und bezeichnet einen höhern Grad der Würde z. B. Archiepiscopus oder Erzbischof; Archidux oder Erzherzog; Archimandriten oder Erzäbte, d. i. Generaläbte; dieser letztere Titel ist in der griechischen Kirche üblich, und bedeutet eine geistliche Obrigkeit, die über mehrere Aebte und Klöster die Aufsicht führt, weil die Aebte in der alten griechischen Kirche Mandrä hießen.

Archias, ein Thebaner, welcher dem spartanischen General Phöbidas behülflich war, sich des Schlosses Cadmea zu Theben, und so der ganzen Stadt zu bemächtigen. Aus Dankbarkeit machten ihn die Lacedämonier zum Polemarchen von Theben; er aber bediente sich nebst seinen Gehülfen dieser Gewalt zur Ausübung der größten Tyrannei. Die edelsten Thebaner, unter denen sich auch Pelopidas befand, wurden vertrieben. Jedoch die Strafe folgte ihm bald nach. Pelopidas und die übrigen Vertriebenen, nebst den Gutgesinnten in Theben selbst, verschworen sich, die Tyrannen zu stürzen, und ihr Vaterland zu befreien. Zur Ausführung wurde der Tag bestimmt, an dem sie zu schmausen pflegten. Jetzt ging Pelopidas mit 12 Vertriebenen früh aus Athen, und langte gegen Abend vor Theben an. Die Verschwornen waren wie gemeine Jäger gekleidet, und führten Netze und Jagdhunde bei sich, um nicht entdeckt zu werden. Im Hause eines gewissen Charons, eines unerschrockenen patriotischen Mannes, kamen sie zusammen, und es gesellten sich noch 36 andere Thebaner zu ihnen. Dennoch wäre beinahe das Unternehmen gescheitert; denn während die Tyrannen schmausten, erhielt Archias einen Brief aus Athen, welcher das ganze Geheimniß entdeckte. Allein von seinem Verhängnisse fortgerissen, legte er ihn bei Seite, und sagte lächelnd: „ernsthafte Sachen wollen wir morgen vornehmen." Aber in der Nacht brachen die Verschwornen in die Versammlung herein, und auch nicht ein Einziger konnte sein Leben retten.

Archias (A. Licinus), ein, nach dem Zeugnisse des Cicero, berühmter Dichter, aus Antiochia in Syrien gebürtig. Er kam im Jahr 3882 nach Rom, erwarb sich daselbst allgemeinen Beifall, und ward Lehrer des Cicero in den schönen Wissenschaften. Durch das Ansehen des L. Lucullus erhielt er das Bürgerrecht von Heraclea und zugleich dadurch auch das römische. Nachher aber wollte Grachus ihm diesen Vorzug streitig machen, und verklagte ihn deswegen als einen, der unrechtmäßigerweise sich des römischen Bürgerrechts anmaßte. Aber Cicero vertheidigte ihn in seiner berühmten Rede: pro Archia, so gut, daß er auf die ehrenvolleste Art frei gesprochen, und sein Bürgerrecht anerkannt wurde. Man hat von seinen Gedichten noch verschiedene griechische Epigramme.

Archidiakonus. Im Anfange ward diese kirchliche Würde mit dem Ersten der Diakonen an einer bischöflichen Kirche ertheilt; im Verlaufe der Zeit war ihr Rang vor jenem der Priester, und sie traten als Stellvertreter der Bischöfe in den Kirchsprengeln und Kirchenversammlungen auf. Im 11. Jahrh. waren die Archidiakonen mit die bedeutendsten Kirchenprälaten; allein seitdem die allgemeinen Gerichtshöfe der Bischöfe unter den General-Vicarien und Offizialen errichtet wurden, ging das Ansehn und die Gerichtsbarkeit der Archidiakonen auf dieselben über, und bis jetzt findet man sie nur noch als Dignitare in einigen Collegialstiften und Domkapiteln figuriren. In England hat die bischöfliche Kirche noch immer ihre Archidiakone beibehalten, und sie vertreten die Bischöfe in Beaufsichtigung deren Kirchsprengel.

Archilochos, aus Paros, nicht mit Unrecht der Homer der lyrischen Dichtkunst genannt, blühte um 700 vor Chr. So wie jener in der epischen, so war dieser das Muster in der lyrischen. So sehr Archilochos

sich aber als Dichter auszeichnete, so verachtungswürdig machte er sich durch seine Sitten. Ein eigener Zug von ihm ist der, daß er selbst eine Geschichte seines Lebens schrieb, und darin mit der größten Schamlosigkeit ein Gemälde aller seiner moralischen Häßlichkeiten entwarf. Seine Schriften waren voll frecher Ausdrücke und schmutziger Bilder, und seine Satyre war voll giftiger Galle, die weder Freund noch Feind schonte. Ein Beispiel von der Wirkung derselben ist folgendes: Er verliebte sich in ein schönes Mädchen, Neobule, und erhielt das Versprechen ihres Herzens und ihrer Hand; nachher aber zog sie ihm doch einen Andern vor, darüber äußerst erbittert, verfolgte er Neobule und ihre Aeltern mit einem Spottgedichte, welches sie so zur Verzweiflung brachte, daß sie sich selbst erhängten. Bruchstücke von seinen Gedichten finden sich noch in der Sammlung griechischer Dichter vor. Genf 1606, und 1614 2. B. in Fol. Archilochos war der Erfinder des Verses im jambischen Fußmaaße. Sein Styl ist kühn, voll Nachdruck, heftig und feurig. Kallandas von Naxos war es, durch dessen Hand Archilochos fiel; er rächte sich an ihm durch die Spitze seines Stahles, nachdem sein Herz so manchen Dolchstich durch die jambischen Satyren dieses beißenden Dichters hatte aushalten müssen. Die delphische Pythia betrachtete diesen Mord als eine der Dichtkunst zugefügte Beleidigung, und versagte dem Mörder den Eintritt in ihren Tempel, bis er sie endlich durch die Vorstellung besänftigte, daß er sich in den Schranken einer gesetzmäßigen Vertheidigung gehalten habe, und bis er den Befehl, Archilochos Geist Trankopfer zu bringen, erfüllt hatte.

Archimedes aus Syrakus, einer der größten Mathematiker, der alle Theile dieser Wissenschaft umfaßte. Nur legte er zuviel Werth auf die Theorie, und achtete die Praxis so wenig, daß er die vielen Maschinen, die er zur Vertheidigung seiner Vaterstadt erfand, nicht einmal aufzeichnete oder beschrieb, und die Nachwelt um eine Menge nützlicher Erfindungen brachte. Die Geometrie hat ihm eine beträchtliche Erweiterung, besonders in der Lehre von den krummlinigten Größen, zu danken. Besonders merkwürdig ist die Entdeckung der Quadratur der Parabel und die Bestimmung der Eigenschaften der Spirallinie. Von der Mechanik kann man ihn als den Schöpfer betrachten; auch Statik und Hydrostatik führte er auf ihre wahren Grundsätze zurück. In der erstern erfand er die Lehre vom Schwerpunkte, die Grundlage dieser ganzen Wissenschaft, woraus er den bekannten Grundsatz vom Verhältnisse der Kraft und Last zur Entfernung vom Mittelpunkte der Bewegung erwies. Die Hydrostatik war vor ihm noch ganz unbekannt als Wissenschaft gewesen. Die Alten zählen vierzig mechanische Erfindungen von ihm auf; bekannt sind aber nur einige davon, z. B. die von ihm benannte schiefliegende Schraube, die Schraube ohne Ende, die Schiffspumpe u. s. w. Als Syrakus im Jahr 212 vor Chr. belagert wurde, war er es, der durch seine mechanischen Erfindungen die Werke der römischen Ingenieurs und die Tapferkeit der Soldaten vereitelte. Vorzüglich merkwürdig hiebei ist das, was Dio, Diodor, Hero und Andere von ihm erzählen, daß er mit großen Brennspiegeln die römische Flotte in Brand gesteckt habe. Die Sache hat in sich selbst so viele Schwierigkeiten, daß man nicht mit Unrecht daran zweifelt, obgleich obige Schriftsteller, welche sie erzählen, zu den Glaubwürdigen gehören. Bekanntlich müssen Brennspiegel, um in der Entfernung, in welcher die römische Flotte vor Syrakus lag, zu wirken, eine so große Brennweite haben, daß es unmöglich ist, dergleichen in sphärischer und parabolischer Gestalt aus einem einzigen Stücke zu verfertigen, oder auch nur durch Zusammensetzung mehrerer parabolischer Brennspiegel hervorzubringen. Nun kann man zwar Planspiegel so zusammensetzen, daß sie wie ein großer Brennspiegel wirken, und in beträchtlichen Entfernungen von 100 und mehr Fuß zünden, wie der Graf von Büffon dieses durch einen Versuch gezeigt hat; allein die Sache

hat doch so viele Schwierigkeiten, erfodert so viele Anstalten und Vorbereitungen, daß man nicht einsieht, wie das Alles in einer belagerten Stadt im Angesichte der feindlichen Armee geschehen konnte. Auch sagen Livius, Plutarch und Polybius kein Wort davon, und die Sache bleibt also wenigstens zweifelhaft. Noch während dieser Belagerung fand Archimedes seinen Tod. Die Römer nämlich verwandelten die Belagerung in eine Blokade, die Syrakusaner wurden dadurch sicher gemacht, und dieses bewog die Römer, die Stadt zu überrumpeln, welches ihnen auch wirklich gelang. Archimedes war gerade beschäftigt, geometrische Figuren im Sande zu zeichnen, und dabei so im Nachdenken vertieft, daß er nicht das Geringste von dem Tumult bei der Einnahme der Stadt gehört hatte. Ein Krieger stürmte in sein Zimmer. Zerstöre mir meine Kreise nicht, rief Archimedes, ohne aufzublicken und sich zu erkennen zu geben, und so wurde er in dem Augenblicke von dem Soldaten, 75 Jahr alt, aus Unwissenheit erstochen, ungeachtet Marcellus, der ihn hoch schätzte, befohlen hatte, ihn zu schonen. Seiner Verordnung gemäß setzte man auf sein Grabmal einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Auffindung des gegenseitigen Verhältnisses des Einen zum Andern, worauf er einen vorzüglichen Werth legte, zu verewigen. Cicero, als er sich als Quästor in Sicilien befand, hat dieses Denkmal wieder ausfindig gemacht, indem er es unter Gebüsch, wovon es bedeckt war, wieder hervorsuchen ließ, nachdem man schon einen ganzen Zeitraum vorher es für zerstört gehalten hatte. Von seinen Schriften haben wir noch: De sphaeris et cylindro, Lib. II. — De circuli dimensione, Lib. — De planis aequiponderantibus, Lib. II. — De figuris conoidibus obtusis et de sphaeroidibus, Lib. II. — De lineis spiralibus. — De quadratura parabolae. De iis, quae aquae innatant, Lib. II. etc. Ausgaben: Opera, gr. et lat. c. comm. Eutochii Ascalonitae. Basil. 1544 fol. Per. Is. Barrow, Lond. 1676. 4.

Archipelagus, Inselmeer, d. i. ein mit vielen Inseln besäetes Meer, als, der Archipelagus der maldivischen Inseln, der Marien- oder Diebsinseln (Lazarusarchipelagus), der Karolinen- oder neuphilippinischen Inseln (Barnanas- und Andreasarchipelagus), die Chiloe-Inseln (Archipelagus de los Huaytecos), die Gesellschafts- oder Societätsinseln (Archipelagus de Bourbon) u. a. m. Am Bekanntesten ist der griechische Archipelagus oder das ägäische, auch bisweilen das weiße Meer, welches mit dem weißen Meer, einem Busen des nördlichen Eismeeres, nicht zu verwechseln ist. Er macht einen Theil des mittelländischen Meeres aus, und hat gegen Norden Romanien, gegen Osten Natolien, gegen Westen Macedonien, Livadien und Morea, und gegen Süden die Insel Candia zu Gränzen. Er gehört theils zu Europa, theils zu Asien, und enthält mehr als 40 Inseln, als: Rhodos, Mitylene (sonst Lesbos), Negroponte (vormals Euböa), Lemnos, Samos, Patmos, Paros, Antiparos, Delos u. s. w. Dieum letztere Insel in einem Kreise herumliegenden Inselgruppen heißen Cykladen, d. h. Cirkelinseln; die entferntern an den asiatischen Ufern zerstreut liegenden aber Sporaden, d. i. zerstreute Inseln.

Architectonik, die Kunst der Systeme, oder die Lehre des Scientifischen in unserer Erkenntniß überhaupt. Es läßt sich nämlich unsere Erkenntniß so zusammenstellen, daß jeder Theil um aller übrigen willen an seiner Stelle stehet, und alle übrigen um jedes einzelnen willen ihre Stelle einnehmen, so daß alle zusammen ein einziges Ganzes ausmachen, aus welchem man keinen Theil herausnehmen darf, und in welchem kein Theil fehlt, dies nennt man eine systematische Verknüpfung; das Zusammengestellte selbst aber macht ein System aus, welchem ein Vernunftbegriff (eine Idee) eines solchen Ganzen zum Grunde liegt, die eben die Einheit giebt. Die Kunst nun,

ein solches System hervorzubringen, heißt die Architectonik; sie ist also ein Zweig der Lehre von der Behandlung unserer Erkenntniß. Kant hat eine solche Architectonik für alle Erkenntniß aus reiner Vernunft entworfen. Hier ist also ein nothwendiges verbundenes Ganzes reiner Vernunfterkenntniß die Idee, welche den Zweck und die Form des ganzen Systems aller Erkenntniß aus reiner Vernunft enthält; und dieses System hat er in der Critik der reinen Vernunft in seinen Grundzügen, durch Critik des Vernunftvermögens, entworfen. Er versteht daher unter Architectonik der reinen Vernunft, die vollständige Auffindung und Ableitung aller Theile der reinen Vernunfterkenntniß nach folgender Idee. Wir haben ein Erkenntnißvermögen, aus welchem Erkenntnisse entspringen, die zwar in allen Erfahrungen zu finden sind, aber nicht aus denselben entspringen, sondern durch unser Erkenntnißvermögen hineingelegt werden, und eben dadurch die Erfahrung möglich machen. Diese Erkenntnisse sollen nun, durch die Architectonik derselben, alle erschöpft, oder in ihrem ganzen Umfange und nach der Folge aufgestellt werden, wie sie nach Anweisung der Critik der reinen Vernunft (welche den ganzen Mechanismus der Erzeugung unsrer Erkenntniß aufdeckt) zur Erzeugung der Erfahrung aus den verschiedenen Erkenntnißvermögen entspringen. — Architectonisch ist dasjenige Prädikat, das man einer Erkenntniß beilegt, wenn sie nach der Idee eines solchen systematischen Ganzen behandelt wird. So spricht Kant von einer architectonischen Einheit, d. i. einer solchen Einheit der Erkenntniß, welche zufolge jener Idee, oder eines Vernunftbegriffs entspringt, im Gegensatz gegen technische Einheit, welche entstehet, wenn man das zufällig Aufgefundene nach dieser oder jener zufälligen Absicht verbindet, z. B. daß man es am Besten übersehen, oder am Leichtesten behalten, am Bequemsten vortragen kann. — Ein architectonischer Plan ist ein Plan, der nach Principien entworfen ist. So entwirft die Critik der reinen Vernunft den Plan der Transscendentalphilosophie architectonisch, d. h. sie giebt aus einem Vernunftprincip, nämlich, daß ein sehr wichtiger Theil unserer Erkenntniß aus dem Erkenntnißvermögen selbst hervorgehet, und daß die Nothwendigkeit der ganzen Erfahrung sich darauf gründet, den Plan zu einer Wissenschaft von den Erkenntnissen, die unmittelbar aus dem Erkenntnißvermögen erzeugt werden, oder von der Möglichkeit, dem Umfange, der Vollständigkeit und Gültigkeit solcher Erkenntnisse, die bei der Genesis (Erzeugung) der Erfahrung derselben jederzeit vorhergehen, und ihr zum Grunde liegen, und daher Erkenntnisse a priori heißen. Die Aufmerksamkeit, die man auf eine Wissenschaft wendet, welche man theilweise studirt hat, ist dann architectonisch, wenn man sich nun nach vollendetem Studium bemühet, die Idee des Ganzen richtig zu fassen, und alle einzelnen Theile, die man durchlaufen ist, unter diese Idee zu bringen, und ihnen nach derselben ihren Ort, ihren Werth und ihren wechselseitigen Zusammenhang untereinander zu bestimmen. Die menschliche Vernunft ist architectonisch, das heißt, sie ist ein Vermögen, das darauf hingehet, alle unsere Erkenntniß unter die Idee eines Ganzen zu verbinden, und so zu einem System zu erheben. Sie verwirft daher jede Erkenntniß, die diesem Systematischen aller unserer Erkenntnisse hinderlich ist; Alles hingegen, was demselben beförderlich ist, dessen Daseyn gefällt ihr eben darum, oder das hat ein architectonisches Interesse für sie, z. B. Gott, als Princip der Vollendung des ganzen Systems aller Ursachen und Wirkungen.

Archiv ist eine Sammlung von alten schriftlichen Urkunden oder Documenten, welche die Ansprüche, Privilegien, Vorrechte, Verträge u. s. w. einer Familie, einer Stadt oder eines ganzen Reiches enthalten. Auch wird der Ort, wo dergleichen Briefschaften aufbewahrt werden, Archiv ge-

nannt. Es giebt Staats- und Privatarchive. Jene, welche die meiste Glaubwürdigkeit haben, werden auf Befehl und unter Autorität des Landesherrn angelegt, und die Aufsicht über dieselben wird einer beeidigten Person übertragen, welche Archivarius heißt. Wir finden schon bei den ältesten Völkern Archive. Bei den Griechen und Römern standen sie in solcher Achtung, daß Tempel dazu bestimmt waren. Nach Eginhard soll Carl d. G. die ersten Urkundensammlungen in Deutschland angelegt haben; allein man hat Beweise, daß sie in frühere Zeiten hinauf reichen.

Archonten. Als in Athen nach Codrus (s. d. Art.) Selbstaufopferung (um 1068 v. Chr.) die königliche Würde abgeschafft, und eine republikanische Verfassung eingeführt wurde, traten Archonten an die Spitze der öffentlichen Verwaltung. Ihre Würde war anfangs von lebenslänglicher Dauer, und in der Familie des Codrus erblich. Der erste dieser lebenslänglichen Archonten war Medon, Codrus ältester Sohn, der letzte Alkmäon. Diesem folgten von 752 bis 682 v. Chr. 7 zehnjährige Archonten, sämmtlich aus der Familie des Codrus. Im J. 681 v. Chr. ward die Dauer ihrer Würde auf ein Jahr beschränkt, und zugleich ihre Anzahl auf 9 vermehrt. Der erste derselben hieß vorzugsweise Archon mit dem Beinamen Eponymus, weil nach ihm die Jahre gezählt wurden; die meisten Gegenstände des bürgerlichen Rechts gehörten vor seinen Richterstuhl. Der zweite führte den Beinamen eines Königs (Basileus), und unter seiner Aufsicht standen die Priestervereine, Mysterien und gottesdienstliche Feierlichkeiten. Der dritte hieß Polemarch; seiner Leitung waren die Angelegenheiten des Kriegs anvertraut, ohne daß er jedoch selbst eine Feldherrnstelle hätte bekleiden können. Die übrigen 6 führten den gemeinschaftlichen Beinamen der Thesmotheten; in ihren Händen lag die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Bürgern und Fremden, und überhaupt die Erhaltung der gesetzlichen Ordnung; auch hatten sie das Recht, sich jeder Verfügung zu widersetzen, die ihnen nachtheilig oder gefährlich schien. Jeder Archon konnte nach Vollendung seines Amtsjahres in den Areopagus übertreten. Sie mußten sich vor der Uebernahme ihres Amtes einer strengen Prüfung unterwerfen. Ihre Person war heilig, und die Beleidigung eines Archonten ward als ein Verbrechen gegen den Staat angesehen, und mit dem Tode bestraft. — Ihre Macht artete jedoch bald in die drückendste Aristokratie aus, da sie, so wie die Mitglieder des Areopags, nur aus den edeln Familien gewählt wurden. Solon hatte bei seiner Gesetzgebung die Beschränkung ihres aristokratischen Ansehens zum Hauptzweck, den er dadurch zu erreichen suchte, daß er ihnen einen Rath von 400 aus den drei ersten Classen der Bürgerschaft durchs Loos erwählten Männern an die Seite setzte, den sie in allen Angelegenheiten zu Rathe ziehen mußten. Späterhin setzte Aristides fest, daß selbst bei der Wahl der Archonten, weniger auf Geburt, als auf Verdienste, Rücksicht genommen werden sollte. S. d. Art. Areopagus und Attika.

Archytas, von Tarent in Unteritalien gebürtig, ein pythagoreischer Philosoph und berühmter Mathematiker. Er bediente sich zuerst der Analysis, die er von Plato erlernt hatte, machte manche neue Entdeckung in der Geometrie, wandte sie auf das bürgerliche Leben an, ward der Erfinder einer wissenschaftlichen Mechanik, und der Verfertiger verschiedener nützlichen Maschinen. Als Plato bei Dionysius, dem Herrscher von Syrakus, in Ungnade fiel, war es Archytas, der den Muth hatte, ihn an sein gegebenes Ehrenwort, jenem kein Leid zuzufügen, zu erinnern; ohne dies war das Leben jenes großen Weisen in Gefahr.

Arcis, Stadt und Hauptort eines Bezirks von 23 ½ □ Meilen und 33.497 Einwohnern im französischen Departement Aube, auf einer Anhöhe,

an der hier schiffbaren Aube. Zwischen dieser Stadt und Fere Champenoise schlugen die Verbündeten, unter dem Fürsten von Schwarzenberg, am 25. März 1814, gänzlich die Franzosen, unter den Marschällen Oudinot, Macdonald und Victor.

Arcole, ein Flecken in der lombardisch-venetianischen Delegation Mantua, merkwürdig wegen des dort 1796 am 15. 16. und 17. November statt gehabten mörderischen Gefechtes. Nämlich die Unfälle, welche die Franzosen auf der Seite von Tyrol erfuhren, verursachten, daß der österreichische General Davidovich sich der Stadt Trident wieder bemächtigte, und am 6. und 7. Nov. die Franzosen von Neuem mit bedeutendem Verlust bis Rivoli und Corona zurückdrängte. Der österreichische General Alvinzi aber benutzte diese Vortheile, verließ die Brenta, und besetzt Vicenza (7. und 8. Nov.), welches die Franzosen geräumt. Mit gleichem Erfolge ward an den beiden nächstfolgenden Tagen gefochten; Montebello ward von den Oesterreichern nach einem scharfen Gefechte genommen; die Franzosen zogen sich auf Verona, und ein Treffen bei San Michele warf sie in diese Stadt zurück (12. Nov.); schon bereitete sich Alvinzi, bei diesem Orte den Uebergang über die Etsch zu erzwingen, und sich so mit Davidovich zu vereinigen. Um die Ausführung dieses Plans zu verhindern, beschloß Buonaparte einen entscheidenden Schlag. In der Nacht vom 14ten auf den 15. Novbr. ließ er eine Abtheilung seiner Armee über die Etsch setzen, und griff selbst am folgenden Morgen die durch Moräste und Kanäle beinah unangreifbar gemachte Stellung der Oesterreicher bei dem Dorfe Arcole an. Nur eine Heerstraße und eine lange, schmale Brücke führte zu dem Dorfe, und die Franzosen, welche, gleich wie bei Lodi, den Uebergang zu erstürmen versuchten, wurden während des ersten Schlachttages wiederholt mit ungeheuerm Verluste zurückgetrieben; vergeblich ergriff Augereau eine Fahne, und stürmte zuerst auf die Brücke, das mörderische Feuer der Oesterreicher warf die nachstürzenden Schaaren zurück; vergeblich eilte Buonaparte selbst herbei, erinnerte die Wankenden mit feurigen Worten an den Tag von Lodi, sprang vom Pferde, und führte, die Fahne in der Hand, die stürmende Kolonne von Neuem auf die Brücke. Auch dieser Versuch mißlang; schon waren fünf französische Generale getödtet und verwundet, als das verdoppelte Feuer der Feinde die Angreifer in verwirrter Flucht auseinander trieb. Buonaparte selbst, fortgedrängt durch die Haufen der Flüchtlinge, stürzte in einen Sumpf, und ward nur mit Mühe dem unvermeidlich scheinenden Tode entrissen. Mit gleicher Hartnäckigkeit ward das Gefecht am folgenden Tage erneuert; war es gleich der französischen Division, welche früher an einem andern Punkte über die Etsch gegangen, in der Nacht gelungen, sich des Dorfes Arcole zu bemächtigen, so vermochte sie dennoch nicht, sich darin zu behaupten; auch einige Vortheile, die Massena erfochten, entschieden nicht über den Ausgang der Schlacht. Erst am dritten Tage ward diese beendigt; mit Heftigkeit hatten die Oesterreicher die ganze Schlachtlinie der Franzosen angegriffen, und schon das Mitteltreffen und den rechten Flügel zum Weichen gebracht, als sie sich unerwartet von einer starken, in einem Gehölze verborgenen, französischen Abtheilung in der Seite, und von einer andern, die ihren linken Flügel umgangen hatte, im Rücken angegriffen sahen, und in Unordnung aus ihrer festen Stellung nach Bonifacio zurückwichen. Am folgenden Tage (18ten November) zog sich Alvinzi, nur schwach von den Franzosen verfolgt, nach Vicenza zurück. So ward die dreitägige Schlacht von Arcole gefochten, das mörderischste Treffen in diesem Kriege, im eigentlichen Sinne ein Kampf auf Tod und Leben. Zehntausend Mann hatten diese blutigen Tage die Oesterreicher gekostet, nicht geringer war der Verlust des französischen Heers; allein fünf-

zehn Generale waren todt oder verwundet. Buonaparte selbst berichtete an Carnot: „er habe beinahe keine Generale mehr." Der Halsstarrigkeit, mit der Buonaparte, nur nach dem Ruhm einer glänzenden Waffenthat strebend, seine Krieger in den Tod geführt, muß vornehmlich diesem unverhältnißmäßigen Verlust beigemessen werden; mit ungleich geringerer Aufopferung würde er dieselben Erfolge erhalten haben, wenn er es vorgezogen, die Oesterreicher durch geschickte Bewegungen, und, indem er ihre Stellung umgangen, zum Rückzuge zu zwingen.

Arctischer Zirkel, nördlicher Polarkreis, ist ein kleiner Parallelkreis, 30° 28′ vom Nordpole entfernt; eben so weit ist der **antarctische Zirkel** oder **südliche Polarkreis** vom Südpole entfernt. Es sind Tagekreise, welche die Pole der Ekliptik und die Pole der Welt in der unbeweglichen Fläche der Weltkugel beschreiben. Sie sondern die **kalte Zone** von der **gemäßigten**. Der Nordpol, polus arcticus, ist über dem Horizonte unserer Halbkugel. Ihm am Nächsten ist der **Polarstern**, **Arcturus**, ital. **Tramontana**, der letzte Stern in dem Schwanze des kleinen Bären, ein für die Schifffahrt und Breitenbestimmung wichtiger Fixstern der ersten Größe; daher das italienische Sprichwort: die **Tramontane** verlieren.

Arcuccio, ein in Italien, besonders in Florenz, übliches Geräth, eine Art von kleinem Bette oder hölzernem Gestelle, welches jede Frau und jede Amme, wenn sie ihren Säugling bei sich im Bette liegen hat, oder ihm nur des Nachts die Brust giebt, über denselben decken muß, um zu verhindern, daß sie ihn nicht vielleicht im Schlafe erdrücke. Diese wohlthätige Sorgfalt ist unsers Wissens noch nirgends nachgeahmt worden, außer in Schweden, wo die Regierung 1799 Modelle dieses Geräthes austheilen ließ, und dessen Anschaffung befahl.

Arcueil, ein französisches Dorf bei Paris, merkwürdig durch eine Wasserleitung, die an Schönheit den Werken der Römer in dieser Art gleicht, und welche 1624 unter und auf Befehl **Maria von Medicis**, nach der Zeichnung von **La Brosses**, vollendet ward. Das Wasser von Rongis wird über Arcueil durch Kanäle 200 Klaftern weit über 40 Bogen nach Paris hin in verschiedenen Abtheilungen geleitet.

Arcus, ein Triumphbogen bei den Römern, eine Ehrenpforte. Es wurde ein solches Gebäude dem Sieger zu Ehren errichtet, und dessen Thaten wurden in erhabener Arbeit darauf abgebildet. Von einigen findet man noch Ueberbleibsel, z. B. von den Triumphbogen des **Augustus** zu Rimini und Susa, von dem des **Trajans** zu Ancona, und von verschiedenen zu Rom selbst. Anfänglich waren sie sehr einfach, bloß von Ziegeln oder gehauenen Steinen, in Form eines halben Zirkels, erbauet; daher sie **Cicero** auch fornices nennt. In der Folge verschwendete man an sie die größte Pracht. Man bauete sie vom feinsten Marmor, in Gestalt eines Vierecks; in der Mitte war eine große gewölbte Pforte mit zwei kleinern an jeder Seite. Das Ganze war mit Säulen, Statuen und Figuren von Schnitzarbeit geschmückt. An der Wölbung der mittlern Pforte schwebten kleine geflügelte Siegesgötter mit Kronen in den Händen, und wenn der Sieger im Triumph durchzog, ließ man diese herab, um die Kronen auf das Haupt desselben zu setzen. Diese Pracht fing erst mit den Kaisern an.

Arcus Constantini, der dem Kaiser **Constantin dem Großen** in Rom errichtete Triumphbogen. Er lag in der vierten Region der Stadt, unweit der jetzigen Kirche St. Clemente, wo noch Ruinen davon vorhanden sind; jedoch ist Alles so verschüttet, daß nur die Hälfte vom Fußgestell der Säulen zu sehen ist. Er hat zwei kleine und einen großen Durchgang, die mit acht kannelirten korinthischen Säulen besetzt sind, worauf acht Bildsäu-

len von Daekern stehen, von denen man die Köpfe ihrer Schönheit wegen abgenommen, und nach Florenz gebracht, statt ihrer aber neue darauf gesetzt hat. Es befinden sich auch viele Basreliefs daran, die aber die Thaten Trajans vorstellen, von dessen Triumphbogen sie abgenommen sind. Der Geschichte und der Inschrift zufolge, wurde dieser Triumphbogen errichtet, als Constantin den Maxentius besiegt hatte. Mitten unter dem Bogen ist auf beiden Seiten das Medaillon des Kaisers von einer Siegesgöttin gekrönt, mit der Ueberschrift: Liberatori urbis, fundatori quietis.

Arcus Drusi, ein Ehrenbogen, welchen der Senat dem Nero Claudius Drusus in Rom auf dem appischen Wege erbauen ließ. Er befand sich in der ersten Region der Stadt, und das jetzige Thor St. Sebastian soll aus ihm erbauet worden seyn.

Arcus Gallieni, ein Triumphbogen in der fünften Region, von einer Privatperson, Namens Aurelius, dem Kaiser Gallienus zu Ehren errichtet, wie die Inschrift noch beweiset. Er ist aus tiburtinischem Stein, aber schlecht gebaut, und zum Theil unweit der Kirche S. Viri in Macello noch vorhanden.

Arcus Severi, der Triumphbogen des Kaisers Severus auf dem großen Markte zu Rom. Er hat sich zwar noch erhalten, war aber bis auf die Hälfte verschüttet, als Papst Gregor XII. ihn ausgraben ließ; jetzt ist die Erde wieder zugefallen. Er ist mit vielen Zierrathen, Kriegsgeräthen und Inschriften versehen. Die Buchstaben der letztern sind einen Fuß lang, in Marmor gehauen, und waren sonst mit vergoldetem korinthischem Erz belegt, das aber die Barbaren ausgebrochen und geraubt haben.

Arcus Titi, der Ehrenbogen des Kaisers Titus, wahrscheinlich erst nach seinem Tode vom Kaiser Trajan im Vicus Sandalarius errichtet. Er befindet sich in der vierten Region der Stadt, und steht zum Theil noch, so daß sich die Seite nach dem Kolistro zu am Besten erhalten hat. Auch die Inschrift daran ist noch leserlich. Der Kaiser wird darin, als ein Vergötterter, Divus genannt, und ruhet auf einem Adler, der ihn in die Wolken trägt. Außen am Bogen sind vier schöne Figuren der Fama, und die inwendigen im Bogen befindlichen vortrefflichen Basreliefs stellen den Triumph des Titus über die Juden und die Beute aus dem Tempel zu Jerusalem, die Leuchter, den Schaubrottisch u. s. w. vor.

Ardennen hieß der größte Wald in Gallien, der nach Cäsar vom Rheine und den Trevirern bis zu den Nerviern sich erstreckte; doch begreift man jetzt unter diesem Namen nur die von Thionville bis gegen Lüttich auf 30 Meilen sich erstreckende waldige Anhöhe, die eine Fortsetzung des Jura ist und im Innern Steinkohlen, Eisen rc. hat. Von ihr hat ein französisches Departement den Namen, das auf 104 □ Meilen 258.896 Einwohner hat; das Land wird von der Maas, Aisne, Sormone und Aube bewässert, und hat wegen seiner gebirgigen Beschaffenheit wenig Ackerbau, aber viel Vieh, besonders eine kostbare Schafzucht. Es hat gute Eisenwerke (11 Hochöfen und 42 Hämmer) viel Tuchweberei rc. Das Departement sendet zur Kammer 2 Deputirte, gehört zur 2ten Militärdivision, zur 22sten Forstconservation, der Diöcese und dem königl. Gerichtshof von Metz, ist in 5 Bezirke getheilt, hat 32 Cantone, und Mezieres zur Hauptstadt.

Arderica, ein Ort oberhalb Babylon, vielleicht das jetzige Akkerkuf, unweit Bagdad, neben dem Arm des Tigris, welcher der kleine Tigris heißt, wo noch gegenwärtig ein Kanal des Euphrats vorhanden ist. — Herodot I. 185. erzählt, als eine besondere Merkwürdigkeit, daß man hier den Euphrat so geleitet habe, daß er dreimal durch diesen Ort geflossen sey, und die Schiffe ihn daher dreimal, und zwar in drei verschiedenen Tagen, passirt wären. Der letztere Umstand ist allerdings sehr befremdend; es

ließe sich aber wohl das Ganze auf folgende Art erklären. Wahrscheinlich war diese Arbeit deswegen unternommen worden, um theils das Land gegen die Einfälle der Meder zu sichern, theils vornehmlich, um die Bequemlichkeit der Schifffahrt zu befördern. Vermuthlich war in dieser Gegend das Bette des Euphrats voller Felsen und Klippen, und der Fall desselben wegen des abhängigen Bodens sehr stark. Man mußte also dem Euphrat ein neues Bette graben, das jene Klippen und Felsen vermiede, und weniger abhängig wäre. Dies war also die Absicht jener Arbeit, die wohl in nichts anderm, als in einem großen Schleusenwerke bestand. Wegen der Krümmung der Kanäle mußte man mehrere Schleusen passiren, und dadurch wurde die Fahrt durch den Flecken Arderica auf drei Tage verlängert. Auch gingen die Kanäle dergestalt im Zikzak, daß die beiden äußern Kanäle die beiden äußern Enden des Orts berührten, und der mittlere Kanal mitten durch ging, woraus erhellet, wie es möglich war, daß der Ort dreimal passirt werden mußte.

Are, die Einheit des neufränkischen Flächenmaaßes, ein Quadrat, dessen Seite 100 Metres oder 318 $^{7}/_{10}$ rh. Fuß beträgt. Es enthält 94.831 alte Pariser- oder 101.628 rh. Fuß, und wird zu Ackervermessungen gebraucht. Theile sind $^{1}/_{10}$ Deciare, $^{1}/_{100}$ Centiare, $^{1}/_{1000}$ Milliare größere Maaße, die Decare von 10, die Hectare von 100, und die Kilare von 1000 Ares.

Arekapalme. Diese wächst in Ostindien, und trägt Früchte von der Größe der Hühnereier, welche, wie die Eicheln, in flachen, schuppigten Kelchen sitzen. Unter der weißen Haut derselben befindet sich ein faseriges Gewebe, welches eine, der Muskatnuß ähnliche, Frucht (Arekanuß) einschließt. Der eingedickte Saft davon giebt die (unrichtig so benannte) Catechu-Erde, welche schwarzröthlich und bitter ist, und zu medizinischem Gebrauche dient. Die Nuß selbst wird von den Einwohnern jener Länder zerschnitten, mit Muschelkalk vermischt, in Betelblätter gewickelt, und dann gekäuet, um den Athem wohlriechend zu machen, das Zahnfleisch zu befestigen, und den Magen zu stärken. S. d. Art. Betel.

Arellano (Johann von), aus Torcaz im Erzbisthum Toledo 1607 geboren. Er arbeitete zu Madrid mit vielem Ruhme als Maler von Blumen und Früchten nach Mario-Nuzzi, dem großen Muster in diesem Fache. In der Kirche Maria vom guten Rathe zu Madrid befinden sich 4 außerordentlich schöne Blumenstücke von der Hand dieses Künstlers. Eine schöne Auswahl, ein leichter Pinselstrich, und ein entzückendes Farbenspiel zeichnen seine Arbeiten aus. Sein Pinsel hat ihm einen großen Namen, mächtige Freunde und ein beträchtliches Vermögen erworben. Er ist in diesem Fache der Malerei von Keinem seiner Landsleute je erreicht worden. Arellano starb zu Madrid 1670.

Areopagus hieß der älteste Senat unter den athenienſischen Gerichtshöfen; er war sowohl wegen seines Ansehens, als wegen seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Die Zeit seines Entstehens ist ungewiß; indessen bestand er schon vor Solons Regierung, der ihm eine bessere Einrichtung und wichtigere Vorrechte gegeben hat. Die Anzahl seiner Mitglieder belief sich nach Einigen auf neun, nach Andern auf dreißig, nach noch Andern auf fünfzig und mehrere Personen. Auf einer Inschrift, die an den Proconsul Rufus Festus gerichtet, und auf einer in der Citadelle zu Athen befindlichen Säule zu lesen ist, findet man 300 Mitglieder des Areopagus genannt. Die Stellen in diesem Senat waren auf Lebenslang, und sie wurden mit den abgegangenen Archonten besetzt. Doch gelangte nicht jeder Archont zu dieser Ehre, sondern nur die wurden gewählt, welche ihrem Amte mit Redlichkeit und Eifer vorgestanden hatten. Zu dem Ende mußten sie sich vorher einer feierlichen Prüfung vor den Lo-

gisten unterwerfen, die sehr scharf und strenge war, und sich auf jede einzelne Handlung erstreckte. Freilich konnte sich wohl dieser und jener durch List oder Macht der Strenge der Untersuchung entziehen; aber da doch gewiß bei Weitem die größte Anzahl der Mitglieder redliche und tugendhafte Männer waren, so sahe sich ein solcher durch das allgemeine Beispiel gezwungen, wenigstens tugendhaft zu scheinen, und sein etwa böser Einfluß konnte von keinem Gewichte seyn. Nach geschehener Prüfung brachte man zu Limnä, einem dem Bachus geweiheten Orte zu Athen, gewisse Opfer dar, und dann geschahe die Aufnahme. Als Athens Größe sich dem Verfall entgegen neigte, und das allgemeine Sittenverderbniß immer mehr zunahm, so vernachlässigte man freilich die weisen Anordnungen Solons in Betreff der Wahl der Mitglieder, und nicht nur Archonten, sondern auch Leute von geringem Stande und von unmoralischem Wandel, sogar Ausländer, wurden in diese Versammlung aufgenommen. Zu der Zeit aber, wo Athen noch einer der ersten Staaten Griechenlands war, verdiente der Areopagus allerdings das Lob, welches ihm Aristides beilegte, daß er das heiligste und ehrwürdigste Tribunal unter allen in ganz Griechenland gewesen. Hatte ein Archon sich etwa in einem öffentlichen Hause sehen lassen, so war das Ursache genug, ihm den Eintritt in diese Versammlung zu versagen. Auch die Mitglieder selbst mußten sich der unbescholtensten Aufführung befleißigen, und oft geringer Fehler wegen wurden sie ausgestoßen, ob sie gleich den Titel Zeitlebens behielten. Man ging so weit, daß selbst Geberden, Worte, kurz, das ganze Betragen so gesetzt, ernsthaft und männlich seyn mußte, als man es sonst auch von den tugendhaftesten Männern kaum erwarten konnte. In der Versammlung auch nur zu lachen, war ein Verbrechen. Ein Senator wurde einst gestraft, als er einen Vogel, der sich im Schreck in seinen Busen flüchtete, erstickt hatte, weil ein Herz, das kein Mitleid kenne, nicht über Leben und Tod der Bürger entscheiden müsse. Isokrates sagt, daß, wenn auch Mitglieder vor ihrer Aufnahme ein ausschweifendes Leben geführt hätten, sie doch sogleich durch die Heiligkeit dieses Gerichts und das Beispiel der Uebrigen bewogen, ihren Wandel geändert, und sich nach den Sitten der Versammlung gebildet hätten. Bei ihren Aussprüchen herrschte Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe. Demosthenes versichert, daß zu seiner Zeit kein einziges Urtheil so ausgefallen sey, daß Kläger und Beklagter sich darüber hätten beschweren können. Eine Frau wurde einst vor diesem Gericht der Giftmischerei angeklagt, da sie einem Manne, welchen sie durch Liebestränke in sich verliebt machen wollte, den Tod zugezogen hatte. Der Areopagus sprach sie los, weil sie mehr unglücklich, als strafbar wäre. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen die zwischen ihnen entstandenen Streitigkeiten dem Ausspruche desselben. Die Verbrechen, welche vor dieses Gericht gehörten, waren: vorsetzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit, Neuerungen in Sachen des Staats, oder des Religionssystems. Nach Solons Anordnung waren ihm die Aufsicht und Bewahrung der Gesetze, die freie Anwendung des öffentlichen Schatzes, die Sorge für die Jugend und für die Reinigkeit der Sitten anvertraut. Den Waisen setzte er Vormünder und Aufseher, und sah dahin, daß sie ihrem Stande und Vermögen gemäß erzogen wurden, und eine ihnen angemessene Laufbahn wählten. Die Mitglieder gingen deswegen mit den Gynäkomonen in alle öffentliche Zusammenkünfte, z. B. Hochzeiten, Fest- und Gastgebote, bei feierlichen Opfern, um zu sehen, ob überall Wohlstand und Mäßigkeit beobachtet wurde. Auch mußten sie genau nachforschen, wie und wovon jeder lebte, und wie er sich in dem ihm anvertrauten Posten verhielt. Wer sich durch

ein tugendhaftes Betragen hervorthat, wurde belohnt, und ihre wohlthätige Freigebigkeit spornte oft den Wetteifer der Truppen an. Auch hatten sie die Sorge für die Einweihung neuer Gottheiten, für die Erbauung der Tempel und Altäre, und für die Einführung neuer gottesdienstlicher Gebräuche. Im höchsten Nothfall mischten sie sich auch in Staatssachen. Nach der Meinung der Meisten konnte man von den Aussprüchen des Areopagus noch an das Volk appelliren, und diese Versammlung war auch verpflichtet, den Logisten Rechenschaft abzulegen, wenn die erkannte Strafe die Gränze der Billigkeit und Mäßigung überschritt. Der Sitzungen der Areopagiten waren drei; fiel während der Zeit etwas vor, was schleunig abgethan werden mußte, so versammelten sie sich gewöhnlich in dem königlichen Portikus, den sie mit einem Seil umgaben, um nicht von der Menge des Volks gedrängt zu werden. Der andre Versammlungsort auf dem Marshügel war ein Saal, den man nur durch ein Dach vor dem Wetter gesichert hatte. Von den gerichtlichen Sitzungen der Areopagiten ist noch Folgendes zu merken. Erstlich war der Gebrauch, daß sie unter freiem Himmel gehalten wurden, welches überhaupt bei allen Gerichten, die über Mordthaten urtheilten, üblich war. Dieser Gebrauch gründete sich theils darauf, daß Kläger und Verbrecher sich in solchen Fällen nicht unter Einem Dache befinden durften, theils hatte man die Absicht dabei, daß die Richter, die man für heilige Personen hielt, nicht durch das Beisammenseyn mit solchen ruchlosen Verbrechern, wie Mörder u. dgl. waren, entweihet werden möchten. Zweitens geschahen die Verhandlungen auch alle zur Nachtzeit und im Dunkeln, damit weder Kläger, noch Beklagter von den Richtern gesehen, und diese dadurch etwa zur Partheilichkeit verleitet werden möchten. Wenn die Sache einen Mord betraf, so trug der zweite Archon, der Basileus, die Sache dem Gericht vor, und nahm sodann erst seinen Platz unter den Richtern ein, nachdem er vorher seine Krone abgelegt hatte. Die Methode, nach welcher verhandelt wurde, war folgende: Wenn die Versammlung eröffnet, und die Menge der Geschäfte so groß war, daß sie der ganze Senat einzeln nicht in Untersuchung nehmen konnte, so theilten sie sich in verschiedene Abtheilungen, von denen jede einen der besonderen Fälle vornehmen, und darüber entscheiden mußte. Zur Vertheilung der Fälle, so wie auch zur Ernennung der zu jedem Falle gehörigen Richter, bediente man sich des Looses, um jeder Art von Bestechung zuvorzukommen. Ehe noch die Untersuchung anfing, legten beide Parteien auf dem Testikale einer Ziege, eines Widders oder Stiers, bei den Furien einen feierlichen Eid ab. Der Kläger z. B. wenn die Sache einen Mord betraf, schwur, daß er mit dem Gemordeten nahe verwandt (denn nur als solcher durfte er die Klage anheben), und daß der Beklagte der Mörder sey. Dieser hingegen beschwur seine Unschuld, wenn er nicht etwa gleich freilich gestand. Die Eide wurden unter den schrecklichsten Flüchen und Verwünschungen, und unter Anrufung der furchtbaren Eumeniden ausgesprochen, deren Tempel in der Nähe war, und deren Rache man gegen den Meineidigen auffoderte. Darauf mußten sich beide Parteien auf 2 silberne Fußbänke setzen; der Kläger legte nun dem Verbrecher drei Fragen vor. Die erste war: hast du die Mordthat gethan? Die zweite war: wie hast du den Mord gethan? und die dritte: auf wessen Anstiften hast du es gethan? Nun trug der Kläger seine Klage ordentlich vor, und der Beklagte hatte die Erlaubniß, sich in zwei Gegenreden zu vertheidigen, die er in frühern Zeiten selbst hielt, in spätern durch Sachwalter halten lassen konnte. Glaubte er nach Endigung der ersten sich nicht hinlänglich rechtfertigen zu können: so konnte er die Flucht ergreifen, und sich also gleichsam selbst freiwillig exiliren, worauf sein Vermögen confiscirt, und öffentlich verkauft wurde. Die Reden, welche vor dem Areopagus gehalten wurden, mußten in einem kalten, einfachen Ton

die nackte Wahrheit vortragen, und es war nicht erlaubt, sich auch nur des geringsten rednerischen Schmucks dabei zu bedienen. War der Beklagte entschlossen, die Untersuchung ihren Gang gehen zu lassen, so verhörte man beide Parteien, und faßte dann die Sentenz ab. Während der ganzen Verhandlung beobachtete man den größten Ernst und das tiefste Stillschweigen. Bei Abfassung der Sentenz wurden zwei Urnen hingestellt, die eine von Erz, in welche die Verurtheilungsstimmen gesammelt wurden; und eine von Holz, die hinter jener stand, und die Stimmen der Lossprechung enthielt. Nach dem peloponnesischen Kriege, unter der Regierung der dreißig Tyrannen, wurde die Anordnung gemacht, daß die Areopagiten ihre Stimmen auf eine öffentliche Art geben, und sie zu dem Ende auf zwei Tafeln legen sollten, so daß die eine die lossprechenden, die andere die verdammenden Stimmen enthielt. Man wollte dadurch erfahren, wem jeder seine Stimme gab; und wie er gegen das Interesse der Parteien gesinnt war. Kamen Verbrechen vor den Areopagus, die nicht vor ihn gehörten, so war die Sentenz desselben nicht die letzte und entscheidende, sondern man konnte an das Gericht appelliren, vor welches sie eigentlich gehörten. So wie das Volk oft die Aussprüche der Areopagiten abändern durfte, so hatten diese auch die Macht, zuweilen die Urtheilssprüche des Volks selbst zu ändern, wenn sie ungerecht waren. Einst wagte es z. B. ein exilirter Bürger, sich wieder in Athen zu zeigen. Er wurde vor dem Volke angeklagt, und dieses, durch die Beredsamkeit eines Redners bewogen, sprach ihn los. Allein der Areopagus untersuchte seine Sache noch einmal, stellte ihn wieder vor das Gericht des Volks, und bewirkte seine Verurtheilung. Ein andermal wies er den schon vom Volke zum Deputirten an die Amphictyonen erwählten Redner Aeschines zurück, und schlug einen Andern vor, der auch angenommen wurde. Die Mitglieder des Areopagus wurden nicht, wie andere Magistratspersonen, für ihre Dienste mit einer Krone belohnt, sondern sie bekamen vom Publikum eine Art von Gehalt, welcher aber ziemlich unbedeutend war. Das Ansehen und die Reinigkeit des Areopagus erhielt sich bis auf Perikles. Dieser Mann aber, welcher nicht, wie er wünschte, in denselben aufgenommen werden konnte, weil er kein Archon gewesen war, wandte alle seine Macht und List an, ihn zu Grunde zu richten, und es gelang ihm so gut, daß eine Menge Streitsachen und Angelegenheiten ihrem Forum entzogen wurden, welche sonst vor dasselbe gehört hatten. Insbesondere verloren sie die Aufsicht über die Sitten, daher in Kurzem das Sittenverderbniß unter den Atheniensern um sich griff, und selbst unter den Areopagiten Eingang fand. Doch behielt dieser Senat immer noch lange ein gewisses Ansehen und die Hochachtung des Publikums.

Aremberg (das herzogliche Haus) ist ein Zweig des alten niederländischen Hauses Ligne. Der eigentliche Stammvater dieses Zweiges ist der Freiherr Johann von Ligne, der 1443 starb. Ein Nachkömmling desselben, Johann von Barbanson, vermählte sich 1547 mit Magaretha, der Tochter des Grafen Robert von Aremberg und Arschot, und brachte dadurch die Grafschaft Aremberg, die zwischen dem Erzstift Cöln und dem Herzogthum Jülich lag, an sein Haus. Carl V. ertheilte ihm 1549 die reichsgräfliche, und Maximilian II. die reichsfürstliche Würde; 1644 aber erhob Ferdinand III. den Fürsten Carl Eugen in den herzoglichen Stand, und das Fürstenthum Aremberg zu einem Herzogthum. Außer dem letztern besaß aber das Haus noch mehrere reichsunmittelbare Güter, die 7½ □Meilen mit 14.334 Einwohnern umfaßten; noch weit beträchtlicher aber waren seine Besitzungen in den Niederlanden. Auf den niederrheinischen Kreistagen führte es, so wie auf dem Reichstage, im fürstlichen Collegium Sitz und Stimme. Da die sämmtlichen unmittelbaren Herrschaften des Hauses durch den Frieden von Lüneville verloren gingen, so erhielt es 1802 eine reichliche Entschädi-

gung in der Grafschaft Recklinghausen und dem münsterischen Amte Meppen. Der Herzog Ludwig Engelbert überließ aber diese Lande seinem ältesten Sohne, und behielt sich dagegen seine niederländischen Güter vor, in welche ihn die französische Regierung am 28. Oct. 1803 wieder einsetzte. 1806 gelang es dem jungen Herzoge, in den rheinischen Bund aufgenommen zu werden, und dabei noch die Souveränität über die dem Herzoge von Croy gehörige Grafschaft Dülmen zu erhalten. Er hatte diese Gunst des Glücks seiner nachherigen Vermählung mit der Mademoiselle Tascher, einer Nichte der Kaiserin Josephine, zu verdanken. Als aber Napoleon im Jahr 1810 den Norden von Deutschland mit Frankreich vereinigte, verlor auch er seine Länder ohne Entschädigung. Nach der Auflösung des Rheinbundes traf ihn das Schicksal der Mediatisirung; sein Land fiel unter preuß. Hoheit, und macht jetzt einen Bestandtheil der Prov. Westphalen, Reg.-Bezirk Münster, aus. Die Ehe des Herzogs wurde am 29. August 1816, auf die Klage seiner Gemahlin, durch das Pariser Gericht erster Instanz aufgelöst: worauf er sich 1819 mit Ludomille, des Fürsten von Lobkowitz ältester Tochter, vermählte. Seit 1815 ist der Herzog von Aremberg Standesherr, wegen Recklinghausens unter preußischen, wegen Meppens unter hannöverscher Hoheit, und daher Mitglied der ersten Kammer der hannöverschen Ständeversammlung.

Arensberg, Regierungsbezirk der preußischen Provinz Westphalen, der auf 130 ¼ □ Meilen 371.347 Einwohner und folgende Kreise hat: Hamm, Soest, Dortmund, Bochum, Hagen, Altena, Iserlohn, Arensberg, Lippstadt, Brilon, Medebach, Bilstein, Wittgenstein, Siegen. Der Kreis Arensberg hat 4 Bürgermeistereien, 32.352 Einwohner, und die Hauptstadt Arensberg an der Ruhr, 65 ¾ Meilen von Berlin, mit einem Schloß, 245 Häusern, 2535 Einwohnern; ist der Sitz der Regierung, des Oberlandesgerichts und der Landesculturgesellschaft, mit einem Gymnasium, 2 katholischen Kirchen, Tuch- und Leineweberei. Die Grafschaft Arensberg hatte ehedessen ihre eigenen Grafen, gehörte nachher dem Erzstift Cöln, ward 1802 an Hessen-Darmstadt übergeben, welches das hier seit 1794 befindliche Cölner Domkapital aufhob, und kam 1816 an Preußen.

Arequipa, eine Intendantschaft des spanischen Vicekönigs Peru in Südamerika, 5025 □ Meilen groß, mit 370.000 Einwohnern, wo der größte Landsee von Peru, Titicaca, ist; fruchtbar an Gold, Silber, Edelsteinen, Getreide, Früchten, Wein, Oel und Vieh. In dem angenehmen Thale Quiloa, das nur durch einen benachbarten Vulkan oft beunruhigt wird, liegt die Hauptstadt Arequipa in einem sehr gemäßigten und gesunden Klima, mit 40.000 Einwohnern, worunter 600 spanische Familien. Sie hat ein Bisthum, Baumwoll-, Gold- und Silberfabriken, Edelsteinschneidereien, und ist eine Hauptniederlage von europäischen und amerikanischen Waaren, da der größte Theil des im innern Lande gewonnenen Goldes und Silbers in dem guten, obgleich von der Stadt entfernten Hafen eingeschifft wird. Die Stadt ist schon viermal durch Erdbeben zerstört worden.

Aretino (Pietro), geboren zu Arezzo in Toscona 1492, gestorben zu Venedig 1556, einer der berühmtesten Schriftsteller Italiens, der jedoch seine ganze Celebrität seiner schmutzigen Muse verdankt. Seine Geburt war eine Frucht der Unkeuschheit, und sein Bischen Wissen verdankte er den Büchern, die er in seiner Jugend binden mußte. Wie es kein demüthigenderes Beispiel für Gelehrte, die auf Fürstengunst groß thun, geben kann; so mag auch wohl keiner den verdorbenen Sinn und Geschmack der Höfe jener Zeiten, und vornehmlich der italienischen, lebendiger bezeichnen, als dieser Aretino. Er wurde wegen eines spottenden Sonetts, wovon er Verfasser war, aus seiner Vaterstadt Arezzo verbannt, und fand eine Freistätte in Perugia, wo er sich

jedoch abermals unanständig betrug, und an einem Gemälde aus der biblischen Geschichte eine unsittliche Aenderung machte. Ein frühes Vertrauen auf seine Talente bewog ihn zu einer Fußreise nach Rom, wo er ankam, wie er ging und stand. Hier nahm ihn der berühmte Kaufmann Augustin Chigi in Dienste, schickte ihn aber nachher wieder fort, weil er ihn auf einem Diebstahle betreten hatte. Hierauf wurde er Bedienter des Cardinals von St. Johannes, bei dessen Tode er ein Aemtchen im Vatican vom Papste Julius II. erhielt, auf dessen Befehl er jedoch bald wieder fortgejagt wurde. Als er zum zweiten Male nach Rom kam, fand er Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle, und weil dieser in ihm einen Mann von Talent erkannte, so hatte auch er Theil an jener Freigebigkeit, womit dieser Papst so Manchen nach Verdienst unterstützte. Aretin selbst rühmte sich, er habe einst ein fürstliches Geschenk an Gelde erhalten. Auch der Cardinal Julius von Medici nahm ihn in Schutz, und blieb sein Gönner, als er unter dem Namen Clemens VII. Papst wurde. Er selbst stand diese Verbindlichkeiten ein, gleichwohl beschwerte er sich noch lange nach dem Tode beider Päpste darüber, daß sie ihm alle seine Dienste nur mit Mißhandlungen vergolten hätten. Nachdem er aus Rom verwiesen war, weil er zu gewissen unzüchtigen Bildern, die Julius Romanus gezeichnet, und Marcus Anton Raimondo gestochen, Unterschriften in Versen gemacht hatte, trat er in Dienste Johannes von Medici, Anführers der schwarzen Bande, dessen Günstling er wurde, und der im December des Jahres 1526, von einem Flintenschuß verwundet, in seinen Armen starb. Die Achtung, in welcher er bei diesem großen Feldherrn stand, verschaffte ihm die Bekanntschaft vieler großen Männer jener Zeit. Seitdem wohnte er in Venedig, und beschloß, unabhängig von den Großen, seine Freiheit zu genießen, und sich von den Früchten seines Witzes und seiner Schriftstellerei zu nähren. Es würde eben so ekelhaft seyn, den unzüchtigen Schmutz Aretins zu durchwühlen, als es einschläfernd ist, die langweiligen und gedehnten Abhandlungen über religiöse Gegenstände zu durchlesen, in welchen dieser Schriftsteller wahrscheinlich die Schändlichkeit jener Subeleien beim Publikum in Vergessenheit bringen wollte. Man kann in der That behaupten, daß unter allen seinen Versuchen, in gebundener und ungebundener Rede, im Fache der Religion und Literatur, unter allen seinen epischen, dramatischen, panegyrischen und satyrischen Schriften, deren so viele und vielerlei sind, keine einzige ist, die den Beifall des Kunstrichters verdient; dennoch wurde Aretin von seinen Zeitgenossen aufs Höchste gepriesen, und wußte durch gränzenlose Unverschämtheit, und durch schlaue Mischung des Lobes und Tadels, fast allen Fürsten und großen Männern seiner Zeit Geschenke auszupressen. Franz I. schenkte ihm nicht allein eine goldene Kette, und gab ihm andere thätige Beweise seines Wohlwollens, sondern er bat auch den Papst um die Erlaubniß, ihn zu seinem Gesellschafter wählen zu dürfen. Heinrich VIII. sandte ihm einst 300 goldene Kronen. Auch hat man vermuthet, dieser Monarch habe ihn in seinem Testamente bedacht; denn eine sich hierauf beziehende sonderbare Zueignungsschrift von William Thomas, Cabinetssekretär Eduards VI., und eine Urkunde, worin die Ausfertigung über eine Pfründe an der St. Paulskirche für Peter Aretin, den echten Naturdichter, enthalten ist, findet man in Richard Claytons Uebersetzung von Tenhove's Merkwürdigkeiten des Hauses Medici. B. II. S. 200. Carl V. setzte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt aus, und als ihm, auf seinem Wege nach Peschiera, Aretin durch den Herzog von Urbino vorgestellt wurde, ließ er ihn zu seiner rechten Hand sitzen, sprach auch mit ihm während des Fahrens sehr vertraulich. Noch ungewöhnlicher waren die Auszeichnungen, welche er

vom Papste Julius III. für die Schmeicheleien erhielt, die er diesem in Sonetten und Episteln gesagt hatte. Er legte dem Geschenke von tausend goldenen Kronen noch eine Bulle bei, worin er ihn zum Ritter des heiligen Petrus ernannte; eine Würde, mit welcher ein jährliches Einkommen verbunden war. Diese Gunstbezeugungen und Auszeichnungen, worin die kleineren Fürsten und der Adel von Europa dem Beispiele jener hohen Häupter nachfolgten, verdrehten ihm den Kopf also, daß er sich einbildete, er würde unfehlbar Cardinal werden, und schon anfing, Zurüstungen auf seine Erhebungen zu machen; doch gab nachher der Prahler vor, er habe diese Würde abgelehnt. Er nannte sich selbst den Göttlichen und die Geißel der Fürsten. Es wurden Denkmünzen auf ihn geschlagen, auf welchen er mit einer goldenen Halskette abgebildet ist, indeß die Fürsten von Europa ihm auf der Kehrseite ihren Zoll darbringen. Selbst seine Mutter und Tochter wurden auf Denkmünzen mit passenden Inschriften verewigt. Sein Bildniß malten die berühmtesten Künstler jener Zeit mehrmals, besonders der unsterbliche Titian, sein vertrauter Freund; und man kann mit Recht behaupten, daß von Homer bis auf unsere Zeiten Niemand, der bloß durch seine Kenntnisse Anspruch auf die Gunst des Publikums machte, auch nur die Hälfte von Auszeichnungen und Geschenken erhielt, die an diesen unwissenden und zudringlichen Menschen verschwendet wurden. Von dem Hochmuth und der Eitelkeit Aretins zeugen mehrere Stellen in seinen Briefen. So groß indessen diese Auszeichnungen waren, so genoß sie Aretin nicht ungemischt, sondern er erlebte auch sehr häufig bittere Demüthigungen und Mißhandlungen. Unter der Regierung Leo's X. wurde sein Leben zwei Mal von Leuten bedroht, die er verläumdet hatte, und ein Mal verdankte er seine Rettung einzig und allein der Verwendung seines Freundes, Ferraguto di Lazzara. Auch fand er einen standhaften Gegner in dem ehrwürdigen Johann Matthäus Ghiberti, Bischof von Verona und apostolischen Datarius, der Alles anwandte, um dem schamlosen Betrüger die Larve abzureißen. Ein noch furchtbarer Widersacher trat unter der Regierung Clemens VII. gegen ihn auf; dies war Achilles della Volta, ein bolognischer Edelmann, der damals in Rom wohnte, und ihn für ein spottendes Sonett mit fünf Dolchstichen belohnte, wovon einer für tödlich gehalten wurde. Wegen einer schriftlichen Verläumdung, womit Aretin, als er in Venedig war, den tapfern Feldherrn Peter Strozzi, der im Jahr 1542 den Kaiserlichen die Festung Marano entriß, angegriffen hatte, ließ ihm dieser stolze und rauhe Soldat sagen: wenn er sich dergleichen noch ein Mal unterstehe, so werde er ihn in seinem eigenen Bette ermorden lassen; und deßhalb lebte Aretin in großer Angst, so lange sich Strozzi im Venetianischen aufhielt. Ein sonderbarer Auftritt soll zwischen Aretin und dem Maler Tintoretto vorgefallen seyn, von dem er ehrenrührig gesprochen hatte. Tintoretto lud ihn ein, unter dem Vorwande, sein Bildniß zu malen, setzte ihn auf einem Stuhle zurecht, und anstatt nun den Pinsel zu ergreifen, zog er eine Pistole hervor, und zielte nach Aretin. Der erschrockene Verläumder, der sich seiner Schuld bewußt war, bat um Gnade, und Tintoretto antwortete ganz ernsthaft: „Beruhigt euch, indeß ich euer Maaß nehme, worauf er ihn vom Kopfe bis zu den Füßen aufs Korn nahm, und endlich hinzusetzte: ich finde, ihr seyd gerade drittehalb Pistolen lang." Aretin merkte sich diese Weisung, und wurde von dieser Zeit an des Malers wärmster Freund. Ein andermal wurde er von dem englischen Gesandten zu Venedig dafür bestraft, daß er diesen unverschämter Weise beschuldigt hatte, er habe ein Geschenk an Geld unterschlagen, welches sein König ihm zugedacht hätte; deßhalb soll der Gesandte sechs oder sieben gemeine Kerle gemiethet haben, um ihn

durchzuprügeln. Diesen Angriff schildert er in mehreren seiner Briefe als einen beabsichtigten Meuchelmord. Man hat Ursache zu glauben, daß es dem Aretin oft so ergangen; daher ihn der launige Boccalini „den Magnet der Prügel und Dolche" nennt, und versichert, die Leute, die mit den Händen so fertig wären, als er mit der Zunge, hätten ihn im Gesichte, auf der Brust und den Armen so gezeichnet, daß er aussehe, wie eine Seekarte. Der Hochmuth und die Unverschämtheit Aretins wurde auch oft von seinen zahlreichen gelehrten Gegnern gerügt, die ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich und verächtlich zu machen suchten. Als Gegenstück zu den Denkmünzen, wodurch er sich selbst verewigen wollte, wurden andere geprägt, die auf der einen Seite sein Bildniß, und auf der andern ein sehr unzüchtiges Sinnbild, als Anspielung auf seinen Karakter und seine Schriften, enthielten. Bei der Nachricht, daß er von Achilles della Volta in Rom tödtlich verwundet worden sey, schrieb Hieronymus Casio, ein bolognischer Edelmann, ein jubelndes Sonett, und bei seiner Wiedergenesung ein anderes, eben so heftiges und bitter spottendes. In seiner Feindschaft gegen Aretin fand der ehrwürdige Bischof Ghiberti einen mächtigen Gehülfen an dem launigen Spötter Berni, den er in seinem Amte als Datarius des päpstlichen Stuhls brauchte, und der ein Sonett auf Aretin schrieb, welches in Hinsicht auf lebhaften Witz, auf leichtfertige Possenreißerei und Laune, vielleicht ein unerreichtes Meisterstück genannt werden kann. Allein der abgesagteste Feind Aretins war Nicolaus Franco, der ihm eine Zeitlang bei seiner Schriftstellerei geholfen hatte, nachher aber sein Nebenbuhler war, und ihm nicht allein an bitterm Spotte und Ausgelassenheit gleich kam, sondern auch an Witz und Gelehrsamkeit weit vorging. Als dieser von Aretin aus seinem Hause gejagt wurde, und bemerkte, daß dieser in einer neuen Auflage des zweiten Theils seiner Briefe einige Stellen ausgelassen hatte, worin sein Name mit vieler Achtung genannt war, wurde er so aufgebracht, daß er von nun an ihn in einer Reihe schmutziger, spottender und launiger Sonette angriff, die allmählig zu einem ganzen Bande heranwuchsen. Der Sittlichkeit und dem Anstand zum Trotze ist dieses Werk mehrmals aufgelegt worden, und es beschimpft unläugbar nicht weniger das Andenken seines Verfassers, als des Gegners desselben. Am Schlusse desselben steht ein Brief, worin er allen Fürsten seiner Zeit die ausgesuchtesten Grobheiten darüber sagt, daß sie ihre Geschenke an einen so elenden Menschen, als Aretin, verschwendeten; ein Vorwurf, den sie zwar wohl verdienten, der aber wegen der unanständigen Sprache, in der er gemacht wird, seine Wirkung verfehlte. Franco wurde indessen für seine Zügellosigkeit sehr streng bestraft; denn 1569 ließ ihn der Papst Pius V. zu Rom verhaften, und als einen Verbrecher aufhängen. Bei der Hinrichtung erregte sein ehrwürdiges Ansehen, und sein graues Haupt allgemeines Mitleid, und sein Ausruf: „*questo poi è troppo pur,*" der bei dieser Gelegenheit äußerst naiv, und die einzige Klage war, die er von sich hören ließ, wurde von Allen mit Beifall aufgenommen. Man glaubt, Franco habe sich durch das Spottgedicht auf Pius V., welches in dem Menagian. Tom. II. p. 358. steht, dies Schicksal zugezogen. Allein er hatte in seinen Sonetten viel beleidigendere Dinge gesagt, und besonders auf die schändliche Aufführung des Peter Ludwig Farnese angespielt, die Varchi am Schlusse seiner florentinischen Geschichte ausführlich beschreibt, und die ein Beispiel teuflischer Verworfenheit ist. Daß Franco ein gelehrter Mann war, beweisen manche seiner Schriften, besonders eine italienische gereimte Uebersetzung von Homers Iliade, von welcher man behauptet, daß sie in der albanischen Bibliothek zu Rom vorhanden sey. Andere achtungswürdige Männer haben auch oft sehr strenge die Schrif-

ten und den Lebenswandel Aretins getadelt, und wenn er von Einigen zu einem Gott der Erde erhoben wurde, so behandelten ihn Andere dagegen als den Auswurf der Gesellschaft, als die Schande des menschlichen Geschlechts. Aretins Tod soll seinem Leben geglichen haben. Als er von einem Beispiel empörender Unzucht Nachricht erhielt, welches seine Schwestern, die in Venedig das Gewerbe von Freudenmädchen trieben, gegeben hatten, brach er in ein so gewaltiges Gelächter aus, daß er mit dem Stuhle rücklings überschlug, und eine Wunde am Kopf erhielt, die seinen Tod herbeiführte. Dieser Anekdote, so sonderbar sie auch klingt, widerspricht der genaue Mazzuchelli nicht geradezu; ja er erzählt noch ferner, ob er gleich nicht dafür einstehen will, daß, als Aretin eben verscheiden wollte, und schon die letzte Oelung empfangen hatte, er ausgerufen haben solle: „Da ich so fett bin, so hütet mich vor den Ratzen." In der Abhandlung: Ueber die Freiheit der Schriftsteller, welche einen Theil der lateinischen Briefe des Averino, Kanzlers am Spital zu Venedig, ausmacht, finden sich einige Verse vor, die uns dahin zu deuten scheinen, als habe Aretino zu Venedig sein Leben mit dem Strange beschlossen; denn wie bekannt, verfuhr diese Republik gegen unmoralische Menschen dieser Art sehr strenge; sie war in diesem Punkte weniger nachsichtig und gefällig, als die Monarchen jener Zeit, die den Aretin nach seiner Laune schwatzen und schreiben ließen. Zwar stellet Apostolo Zeno diese Todesart in Abrede aus dem Grunde, weil Aretines Feinde sich dieses Umstandes nicht bedient haben, um sein Andenken zu lästern; aber man weiß auch sehr gut, daß in jener Epoche die Venetianer nicht alle vollzogenen Todesurtheile dieser Art mittelst der Trompete in die Welt hinein ausposaunten. Aretins Feinde ließen auch nach seinem Tode ihn nicht in Ruhe. Sie machten eine Grabschrift auf ihn, die den Karakter seiner eigenen Werke an sich trägt, und mit verschiedenen Abänderungen ins Italienische, Französische und Lateinische übersetzt worden, auch, wiewohl fälschlich, für die wahre Inschrift gehalten worden ist, die auf seinem Grabe in der Kirche des h. Lucas zu Venedig befindlich seyn soll: „Hier liegt Aretin, der toskanische Dichter. Er sprach übel von Jedermann, außer von Gott, und entschuldigte sich, indem er sagte: Ich kenne ihn nicht." — Die wirkliche Grabschrift befindet sich auf einem schlichten viereckigten Steine: Sepulcrum trium virorum illustrium. Diese waren Aretino, Dolce und der sogenannte Blinde von Adria. — Seine Schriften bestehen, wie schon angedeutet worden, in mehreren religiösen Erbauungsschriften, ferner in 5 Lustspielen und einem Trauerspiel, jene voll Witz und ächt komischen Karakteren, in einigen unvollendeten Heldengedichten u. m. a. Die Akademie della Crusca zählt Aretin unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient diese Ehre jedoch weniger der Reinheit, als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit des Styls wegen. Mehreres über Aretins Leben siehe: Mazzuchelli's vita di P. Aretino (Brescia 1763. 8vo.). So unwürdig der Gegenstand, ist doch diese Biographie ein Meisterstück in ihrer Art. Einen Auszug derselben hat Adelung in seiner Geschichte der menschl. Narrheit 3r Bd. geliefert. — Guido Aretino, ein berühmter Benediktiner, aus Arezzo gebürtig, blühte im 11ten Jahrhundert. Er hat große Verdienste um die Musik, und die Berichtigung und Erweiterung des Tonsystems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbesserung der Notenschrift und Erfindung der Solmisation wird ihm allgemein zugeschrieben. Seine hinterlassenen Schriften über die Musik findet man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra. — Leonardo Aretino, ein ausgezeichneter Gelehrter Italiens, der sich um die Verbrei-

tung des Studiums der hellenischen Sprache großes Verdienst erworben, geboren zu Arezzo 1369, erhielt von dem Emanuel Chrysoloras Unterricht in dem Hellenischen, und wurde vom Papst Innocenz VII. zum Sekretär der Breven ernannt, welches Amt er noch unter 4 folgenden Päpsten rühmlichst verwaltete. Von Rom ging er nach Florenz, wo er in die Dienste dieser Republik trat. Er starb 1443. Seine Werke sind fast alle historischen Inhalts, als: vom Punischen Kriege; Geschichte meiner Zeit in Italien; von der Florentinischen Republik; von Altgriechenland und von den Gothen. Auch hat er Einiges aus dem Plutarch, und die libros ethicorum Aristoteles aus dem Hellenischen ins Altrömische übersetzt. — Franzesco Aretino, auch Accolti genannt, der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, geboren 1518 zu Arezzo, war erst Lehrer zu Bologna, dann Sekretär des Herzogs Franz Sforza von Mailand, und endlich Professor in Siena und Pisa. Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, welche seine tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit beurkunden.

Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis d') wurde zu Aix in der Provence 1704 geboren. Sein Vater, der Generalprokurator war, bestimmte ihn zum Studium der Rechtswissenschaften; aber der junge d'Argens, das Soldatenleben mehr liebend, trat in seinem 15ten Jahre unters Heer. — Seine Liebschaft mit einer schönen Schauspielerin bestimmte ihn, den Dienst und sein Vaterland zu verlassen, um sich in Spanien mit derselben zu vermählen. Aber ehe er noch zu diesem Ziele gelangt war, wurde er auf Veranlassung eines Freundes seiner Familie festgehalten, und nach Aix zurückgebracht, und kurz darauf mit der französischen Gesandtschaft nach Constantinopel geschickt. Seinen Aufenthalt in der Türkei bezeichnete er durch mehrere lustige und tolle Abenteuer, die er leicht mit dem Leben hätte bezahlen können. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, trat er wieder in den Militärstand, und fochte am Rhein, wo er bei der Belagerung von Kehl leicht verwundet, und bald nachher bei jener von Philippsburg, durch einen Sturz vom Pferde zum ferneren Dienste unfähig ward. Ohne Subsistenz, von seinem Vater enterbt, ging er jezt nach Holland, und nährte sich von seiner Feder. Hier gab er seine Lettres Juives, Chinoises und die Lettres Cabalistiques, die man mit seiner Philosophie du bon Sens unter dem Titel: Oeuvres du Marquis d'Argens, 1768. 24 vol. in 12. zusammentrifft, heraus; und durch sie zog er die Aufmerksamkeit Friedrichs II., der damals noch Kronprinz war, auf sich, der ihn wünschte kennen zu lernen. Dieser lud ihn auch bald nach seiner Thronbesteigung zu sich, beehrte ihn mit dem Kammerherrnschlüssel, und machte ihn zum Direktor bei der Akademie der schönen Wissenschaften. Während seines 25jährigen Aufenthalts in Berlin war er der tägliche Genosse jenes großen Königs und Weisen, und heirathete auch hier eine Demoiselle Cauchois; alsdann sehnte er sich wieder nach seinem Vaterland, ging zurück nach Aix, und lebte als Philosoph den Wissenschaften bis an sein Ende, 1771. D'Argens war gefällig und angenehm in seinem Umgange wegen seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit und seiner ganz originellen Einfälle. Er war übrigens als Gatte, Freund und Hausvater gleich schätzenswerth. Er hatte seine eigenen Religions- und Philosophie-Systeme, die, wie er sich ausdrückte, von den Jahreszeiten abhingen; auch ließ er seiner Feder freien Lauf, der fast an Ausgelassenheit gränzte. Bayle war sein Muster, und zweifelsohn auch die Quelle seiner Angriffe auf die Religion und ihre Diener. Sein Wissen bereichte alle Wissenschaften. Er war ein großer Sprachenkenner, und ein geschickter Maler. In seinen Werken herrscht durchgängig ein mehr leichter als kräftiger Styl, und sind voll kritischer und gelehrter Untersuchungen und Bemerkungen; aber überall stößt man auf den Mann, der kein festes Grundgebäude in seinen Ansichten hat, und zwi-

schen den entgegenstreitendsten Meinungen unstät schwanket und schwebt. Eine Krankheit, die ihn am Abend seines Lebens auf einem Landgute bei seiner Schwester unweit Toulon überfiel, brachte ihn von seinem Sceptizismus zurück, und er näherte sich wieder der Religion, von der er sich durch eine leere Pralerei von Philosophie entfernt hatte. Ein Protokoll, welches in die Register der Capitular-Berathschlagungen der Cathedralkirche zu Toulon eingetragen ist, bezengt, daß d'Argens Reue bezeigt habe über alle seine irreligiösen Schriften, daß er auf sein Begehren die Heilsmittel seiner Kirche empfangen, und so mit ihr ausgesöhnt das Zeitliche gesegnet habe.

Argentum signatum (geprägtes Silber). Das erste Silber mit römischem Gepräge wurde 583 oder 584 v. R. geschlagen. Das Gepräge waren zwei- und vierspännige Wagen; daher auch die Münzen Bigati und Quadrigati hießen. Bis dahin hatten die Römer nur Kupfermünzen gehabt. Die ersten Silbermünzen bei den Römern waren nicht vom feinsten Silber; unter den Kaisern wurde aber ihr Gehalt noch schlechter, besonders von Septimius Severus an bis auf Constantin. Nach Gallieni's Zeiten nahm man dazu ein vermischtes Metall, bei welchem der Silberzusatz sehr gering war. Aus diesem Zeitalter findet man auch Kupfermünzen, die übersilbert sind. Zu Diocletians Zeiten bekamen die römischen Münzen wieder bessern Gehalt. Bei den Griechen prägte man auch sehr viel Silber zu Münzen aus, aber ebenfalls nicht immer von gleich gutem Gehalte.

Arglistig. Listig. Verschlagen. Verschmitzt. Schlau. Listig drückt die Geschicklichkeit aus, seine Zwecke, die für Andere ein Interesse haben, zu verhindern, durch Mittel sicher zu erreichen, die der Listige verbergen muß. So war es z. B. eine List des alten Löwen, daß er die Thiere in seine Höhle berief, da er nicht mehr auf den Raub ausgehen konnte. Zu der List gehört sowohl eine große Geschicklichkeit in Erfindung sinnreicher Entwürfe, als in der glücklichen Ausführung derselben. Wer die erstere besitzt, ist verschlagen. Die Verschmitztheit ist die feinere List, wozu kein Muth, keine Kühnheit und kein Unternehmungsgeist gehört, und welche vielmehr oft den Mangel dieser männlichen Eigenschaften ersetzet. Daher hat es eine stärkere Farbe von Verächtlichkeit, als das Wort Verschlagen, und wird nur von Feigen gebraucht, die den Mangel des Muths durch Verschmitztheit ersetzen. Man wird diese Eigenschaft am Meisten Personen vom schwächern Geschlecht beigelegt finden. Ein Lustspieldichter hält es für nöthig, einer verbuhlten und ränkevollen Frau in der Person ihres Kammermädchens eine verschmitzte Vertraute beizugesellen. Schlau enthält zuvörderst den Begriff der geschickten Ausführung der Anschläge. Dazu gehört aber vorzüglich die künstliche Verbergung der Mittel, wodurch man zu seinem Zwecke kömmt, entweder einen Vortheil zu gewinnen, oder einer Gefahr zu entgehen. Hiernächst führt es auf den Begriff der Geschicklichkeit, die Anschläge Anderer zu entdecken, und ihnen glücklich zu entgehen. So sagt man: der Fuchs war zu schlau, um sich von der List des Löwen fangen zu lassen. Er entdeckte seine Absicht durch die Bemerkung der Spuren von den Fußtritten der Thiere, die insgesammt zu der Höhle des Löwen hineinführten, und er entging dem Fallstricke, den ihm der Löwe gelegt hatte, glücklich. Arglistig kann nur da gebraucht werden, wo von einer List die Rede ist, welche das Verderben eines Andern zum Zwecke hat, und wozu schändliche Mittel angewendet werden, so daß Beides, die Absicht und die dazu gebrauchten Mittel, von einer tiefen Bosheit des Herzens zeugen.

Argo, das berühmte Schiff der Argonauten, worin diese unter Anführung des Jason, und auf Befehl des Pelias ihre Reise nach Kolchis antraten und vollführten, um daselbst das goldene Vließ, oder das Fell des Widders, auf dem Phrixus nach Kolchis entkam, abzuholen. Der Ursprung

des Namens Argo wird sehr verschieden angegeben. Einige glauben, daß das Schiff den Namen von seinem Baumeister Argus, dem Sohne des Polybus und der Argia, erhalten habe. Andere leiten ihn von der Stadt Argos oder daher ab, weil es nach dem Modell des Schiffes des Danaus erbaut war. Der Baumeister war der gedachte Argus, dem Minerva dazu besonders behülflich war. Ein Basrelief von gebrannter Erde, das sich in der Villa Albani zu Rom befindet, stellt diesen Schiffbau vor. S. Winkelm. Gesch. d. Kunst, S. 23. Der Ort, wo es erbauet wurde, war entweder der Berg Pelion, oder die Stadt Demetrias in Magnesia, oder die Stadt Pagasä. Seiner Gestalt nach war es eine Galeere mit 50 Rudern. Da man sich vorher lauter runder Schiffe bedient hatte, so war dieses das erste lange Schiff, mit dem man sich in die offene See wagte. Nach Plinius war es aus eonischem Holze erbaut, das im Wasser nicht faulte. Andere geben anderes Holz an. Minerva aber hatte darin von einer redenden dodonischen Eiche ein Bret angebracht, welches weissagte. Daher nennt Lykophrius das Schiff selbst die schwatzende Aelster. Val. Flaccus läßt das Schiff auswendig mit vieler geschnitzten Arbeit versehen seyn. Gleichwohl war es so leicht, daß es die Argonauten zwölf Tagereisen weit auf der Achsel tragen konnten. Nach glücklich vollendeter Fahrt widmete Jason dasselbe der Pallas, die es an den Himmel setzte. Zu Martialis Zeiten zeigte man indessen zu Rom noch eine Reliquie davon, die dieser Dichter mit einem Sinngedichte verewigte. Denn Jason hatte das Schiff dem Neptunus Isthmius geweiht.

Argolis, Argolia, Argos, der Name der westlichen Landschaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordost an den saronischen Meerbusen, gegen Westen an Arkadien, gegen Süden an Laconien, und gegen Südwest an den argolischen Meerbusen gränzte, so, daß sie zwischen dem saronischen und argolischen Meerbusen eine neue Halbinsel auf dem Peloponnes bildete. Das Land ist sehr schön, mit Hügeln und Bergen gleichsam besäet, zwischen welchen fruchtbare Thäler und Ebenen liegen. Es ist eines der ältesten von Griechenland, welches cultivirt wurde, und als der Schauplatz der alten mythischen Geschichte von Griechenland berühmt. Hier erschien Inachus mit seiner Colonie, hier lebte Phoroneus, der älteste Grieche, den man kennt; hieher kam Danaus, der älteste auswärtige Colonist, der sich in Griechenland niederließ. Die berühmtesten Helden, Perseus und Herkules, wurden hier geboren. Hier lebte Jo, Jupiters Geliebte, von der sich die Argiver, die angesehensten Völker des Erdbodens, herleiteten. Adrast, Eurystheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten. Argolis zerfiel von den ältesten Zeiten her in mehrere kleinere Reiche, deren Namen Argos, Mycenä, Tirynth, Trözen, Hermione und Epidaurus sind. Nach Vertreibung der Achäer durch die Herakliden bemächtigte sich Temenus des Landes; aber die einzelnen Städte schüttelten die Herrschaft der Dorier bald ab, und errichteten Freistaaten. Von diesen standen Argos und Mycenä in steter Feindschaft mit einander, und Ersteres zerstörte das Letztere gänzlich. Epidaurus, Trözen und Hermione trieben starke Handlung. Argos wurde zwar von den Spartanern hart gedrückt, erhielt sich aber doch immer noch, ob es gleich seine alte Größe verloren hatte, auf die es stolz war. Die Argiver behielten auch nachher noch den Ruhm guter Soldaten, und nahmen an allen Händeln Griechenlands Theil. Ihr Land hatte treffliche Pferdezucht. Die Stärke der kleineren Staaten in Argolis kann man aus folgendem Verzeichnisse ihrer Contingente zum persischen Kriege beurtheilen. Argos gab 4.000 Mann und 20 Schiffe; Trözen 1.000 Mann und 5 Schiffe; Epidaurus 800 Mann und 10 Schiffe; Hermione 300 Mann und 3 Schiffe; Mycenä und Tirynth zusammen 400 Mann.

Argonauten hießen diejenigen, welche die Fahrt nach Kolchis unternahmen, um das goldene Vließ von da wieder abzuholen. In Thessalien nämlich hatte Pelias seinen Bruder Aeson von mütterlicher Seite des Throns beraubt, und sich desselben bemächtigt, und ob er gleich den Aeson mit seiner Gemahlin Alcimede in Ruhe leben ließ, so trachtete er doch ihrem Sohne, dem nachher so berühmten Jason, nach dem Leben. Die Aeltern merkten die Absicht des Tyrannen; sie streuten daher das Gerücht aus, daß ihr geliebter Sohn an einer Krankheit gestorben wäre, und brachten ihn heimlich auf den Berg Pelion zum Weisen Chiron, der seine Pflege und Erziehung besorgen sollte. Bald erwachte unter dessen Leitung der männliche Muth in Jason's Brust. Sein Durst nach Thaten führte ihn an des Pelia's Hof. Auf dem Wege nach Jolcus mußte er den Fluß Anaurus passiren. Hier erschien ihm Juno in Gestalt einer alten Frau, und bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that es, und da er dabei den einen Schuh im Schlamme verlor, so war er genöthiget, mit dem einen Fuß entblößt, in Jolcus vor Pelia's Pallast zu erscheinen. Unglücklicherweise war dem Pelias geweissaget worden, er solle sich vor dem in Acht nehmen, der mit einem Schuh und den andern Fuß entblößt zu ihm kommen würde. Jason's Anblick war also dem Pelias um so auffallender. Indessen faßte er sich doch, und fragte, wer er sey? Hierauf foderte Jason vor allem Volke den Thron zurück, welchen er seinem Vater Aeson geraubt habe. Pelias, welcher des Jünglings ruhmbegierige Seele deutlich in dieser Foderung erkannte, besann sich nicht lange: „Mit Freuden," antwortete er dem jungen Helden, „trete ich dir Thessaliens Thron ab, jedoch unter einer Bedingung, an deren Erfüllung dir noch mehr gelegen seyn muß, als mir. Du wirst wissen, daß wir noch die Manen des unglücklichen Phrixus zu versöhnen haben, der, um Juno's Zorn zu entgehen, auf dem von den Göttern ihm gesandten Widder mit goldenem Felle, nebst seiner Schwester Helle, nach Kolchis floh, wo er bald seiner unglücklichen Gefährtin im Tode folgte, und das goldene Fell, im geweihten Haine aufgehangen, Fremden zurück ließ. Auf! Jason, wähle dir Gefährten, und bringe das goldene Vließ in dein Vaterland zurück, dem es gehört! Dann wird unsterblicher Ruhm dich krönen, und der Thron Thessaliens wird Keinen kennen, der ihn würdiger besteigen könnte, als Aesons Sohn." Jasons Ruhmbegierde wurde dadurch so angefeuert, daß er die Absicht seines Oheims und die Gefahren, die ihn erwarteten, nicht ahnete, und sich feierlich verpflichtete, das Abenteuer zu bestehen. Er foderte darauf die berühmtesten Helden Griechenlands zu diesem kühnen Unternehmen auf, erbauete die schnellsegelnde, mit Wahrsagerkraft begabte Argo (s. diesen Artikel), und trat die verwegene Reise an. Mit günstigem Winde segelte die Argo aus dem Hafen von Jolcus. Orpheus Harfentöne und begeisternder Gesang belebten den Muth, wann Gefahren droheten. Der schifffahrtskundige Tiphys lenkte das Steuerruder, und der weitsehende Lynceus spähete mit scharfem Blicke die Gegend aus, wo sie fuhren. Alles war voll Freude und Muth, als plötzlich ein Sturm sich erhob. In dieser großen Gefahr gelobten einige der Helden, sich in die samothracischen Geheimnisse einweihen zu lassen, wenn die Götter sie erretteten. Endlich erblickten sie die Gestade der Insel Lemnos von ferne, und bald erreichten sie auch glücklich den Hafen. Auf Lemnos hatte sich kurz vorher eine schreckliche Begebenheit ereignet. Die Lemnierinnen hatten die Venus durch unterlassene Opfer beleidigt, und die zürnende Göttin flößte den Männern der Insel, um die Verbrecherinnen zu strafen, einen so großen Abscheu gegen ihre Weiber ein, daß sie alle, da sie gerade in Thracien Krieg führten, sich thracische Mädchen zu Beischläferinnen wählten, und daß sogar die zurückgebliebenen Männer nach Thracien schifften, um von dorther sich Weiber zu holen. Die ersten waren mit ihren

thracischen Geliebten indessen zurückgekehrt, und die Weiber von Lemnos, um sich wegen dieser Untreue zu rächen, faßten den verzweifelten Entschluß, alle Männer umzubringen. Diese grausame That wurde wirklich in einer Nacht ausgeführt, und keiner, außer dem Könige Thoas, den seine Tochter Hypsipyle am Leben erhielt, entging der furchtbaren Rache. Als nun die Argonauten landeten, glaubten die Lemnierinnen anfangs, es wären die aus Thracien zurückkehrenden Männer, welche den Tod der Ermordeten rächen wollten. Bald aber wurden sie ihren Irrthum gewahr, und empfingen nun die Fremden mit offenen Armen. Zwei ganzer Jahre wurden die Helden von der Schönheit und den Liebkosungen der Weiber in Lemnos gefesselt, und hinterließen daselbst mehrere Nachkommen. Endlich segelten sie von Lemnos ab nach Samothracien, wo sie ihr Gelübde erfüllten, und sich in die dortigen Geheimnisse einweihen ließen, um ihren Muth zu stärken. Als sie darauf bei Troas landeten, verirrte sich Hylas, der junge Freund des Herkules, von seinen Gefährten, und da dieser bei der Nachsuchung nach demselben sich zu lange verweilte, fuhren die Argonauten ohne Beide ab; auch Temalon trennte sich hier von ihnen. Sie segelten gleich von Lemnos nach der Küste der Dalioner, eines pelasgischen Volks, wo König Zyzikus herrschte. Dieser, durch ein Orakel von ihrer Ankunft benachrichtigt, nahm sie sehr freundschaftlich auf, und entließ sie mit Geschenken. In der Nacht aber trieb ein Sturm sie wieder in den Hafen zurück. König Zyzikus hielt die Landenden für Feinde, widersetzte sich ihnen, und wurde im Gefechte von Jason erschlagen. Der Anbruch des Morgens klärte den Irrthum, jedoch zu spät, auf. Ungeachtet Jason den unglücklichen König wider seinen Willen getödtet hatte, so war doch Rhea, die Schutzgöttin des Landes, so erzürnt, daß Tiphys das Schiff, durch Rhea's geheime Zauberkraft gefesselt, nicht von der Stelle bewegen konnte. In der Nacht darauf erschien Minerva dem Tiphys im Traum, und rieth ihm, die Göttin auf dem Berge Dyndymus zu versöhnen. Dies geschah, und nun konnte die Argo weiter fortsegeln. Sie richteten ihren Lauf nach Osten, und landeten in Bebrycien, wo Pollux den König Amycus im Gefechte mit dem Streitkolben überwand. Von da wurden sie durch einen Sturm an Thraciens Küste verschlagen, und landeten zu Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte. Dieser hatte seine eignen Söhne, auf Anstiften der zweiten Gemahlin Idea, der Augen beraubt. Dafür hatten ihn die Götter selbst mit Blindheit gestraft, und ihm die furchtbaren Harpyen zugeschickt, welche ihm alle Speisen, die er genießen wollte, entrissen oder besudelten. Phineus ertheilte den Argonauten weise Rathschläge zur Fortsetzung ihrer Reise, und gab ihnen einen Wegweiser mit, der sie durch die Cyaneischen Felsen oder Symplogaden bringen sollte. Aus Dankbarkeit verjagten darauf die Argonauten, Kalais und Zetes, beide Söhne des Boreas, welche beflügelt waren, die schrecklichen Harpyen von des Phineus Tische, und verfolgten sie bis zu den Strophadischen Inseln. Hier ließen sie auf Befehl der Götter von der Verfolgung der Harpyen ab, und kehrten wieder zu den Ihrigen zurück. Nach glücklich überstandener Durchfahrt durch die Cyaneen landeten sie im Gebiete des Lykus, eines Griechen, der seine Landesleute mit offenen Armen aufnahm. In dieser Gegend starb der Steuermann Tiphys, und Ancäus trat an seine Stelle. Noch ist von der Hinreise zu merken, daß sie auf der Insel Aretia oder Dia, wie Andere sie nennen, von den furchtbaren Stymphaliden, einer Art schrecklicher Raubvögel, angefallen wurden. Um sich zu schützen, setzten sie ihre Helme, mit Federbüschen versehen, auf, und verscheuchten die Ungeheuer durch das Winken der Büsche, und durch das Getöse, das sie mit ihren Spießen auf den Schildern machten. Daselbst fanden sie auch die Söhne des Phrixus und der Chalciope, die von Kolchis nach Griechenland reisen

wollten, um das Erbtheil ihres Vaters zu holen, aber hier Schiffbruch gelitten hatten. Sie nahmen sie in ihre Schiffe auf, um sie nach Kolchis zu bringen, wo ihre Mutter, Medeens Schwester, lebte. — Endlich sahen sie das gewünschte Ufer, und landeten des Nachts an der Mündung des Phasis, eines Flusses in Kolchis. Nach gehaltener Berathschlagung beschlossen sie, erst in Güte die Zurückgabe des goldenen Vließes vom Könige Aeetes zu verlangen, und Jason begab sich in der Absicht mit einigen Begleitern nach Aca, der Residenz des Aeetes. Schon hatte diesen ein Traum von der Ankunft der Argonauten benachrichtigt, und da nach einem Orakelspruch sein Leben an dem Besitz des goldenen Vließes hing, so war er nicht wenig darüber erschrocken. Dennoch nahm er den Jason und seine Begleiter freundlich auf, verweigerte auch die Auslieferung des Vließes nicht schlechterdings, weil er die Macht der Fremdlinge fürchtete; aber er hoffte durch die gefährlichen Abenteuer, welche zu bestehen, er dem Jason zur Bedingung machte, sich die ihm so furchtbaren Helden vom Halse zu schaffen, und in der That waren diese Bedingungen so beschaffen, daß selbst der kühnste Held bei der Erfüllung nothwendig unterliegen mußte. Erstens nämlich sollte Jason zwei flammenspeiende, dem Vulkan geweihete, Stiere an einen diamantenen Pflugscharr spannen, und vier Morgen noch nie gepflügten, dem Mars geweiheten Landes damit umpflügen. Dann sollte er die noch übrigen Drachenzähne des Kadmus, die Aeetes besaß, in die gepflügten Furchen säen, und die geharnischten Männer, welche aus der Saat erwachsen würden, tödten. Endlich sollte er den Drachen, welcher das goldene Vließ bewachte, bekämpfen und erlegen. Alle diese Arbeiten sollte er in Einem Tage verrichten. Aber Juno und Minerva schützten den Helden. Sie flößten der in Zauberkünsten erfahrnen Medea, des Aeetes Tochter, glühende Liebe gegen Jason ein, sobald sie den schönen kühnen Jüngling zum ersten Mal erblickt hatte. Als sich darauf bei dem Tempel der mächtigen Hekate beide einander begegneten, um die furchtbare Göttin um ihren Schutz anzuflehen: da konnte Medea die lodernde Flamme nicht länger im jungfräulichen Busen verschließen; sie gestand dem Jason ihre Liebe, und versprach, ihn durch magische Künste vor den drohenden Gefahren zu schützen, wenn er ihre Liebe erwiedern, ihr ewige unwandelbare Treue schwören, und sie mit in sein Vaterland als seine rechtmäßige Gemahlin führen wolle. Jason war nicht gleichgültig gegen Medeens Reize; er legte den verlangten Eid ab, und Medea bot nun die Kräfte ihrer Zauberkunst auf, um den Geliebten zu schützen, und unüberwindlich zu machen. Sie überreichte ihm eine Salbe, womit er sich bestreichen, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte. Der folgende Tag war zu dem furchtbaren Unternehmen bestimmt. Aeetes erschien mit dem Volke auf dem Felde des Mars; die flammenathmenden Stiere wurden losgelassen, und Alles stand in staunender Erwartung. Muthig ging Jason den schnaubenden Ungeheuern entgegen, die Flammen zuckten um seinen Körper; aber bald fühlten jene die Wirkung von Medeens Zauber. Willig beugten sie den stolzen Nacken unter das Joch, und zogen den diamantenen Pflugscharr, womit er das Feld des Mars durchfurchte, in welches er sodann die Drachenzähne säete. Aus dieser Saat erwuchsen bald geharnischte Männer, die ihre blizzenden Schwerter gegen den Verwegenen kehrten. Allein der junge Held warf den magischen Stein unter sie, und auf einmal kehrten sie mit wilder Wuth das Schwert gegen sich selbst; einer würgte den andern, und ihre Körper deckten den Boden, woraus sie kaum entsprossen waren. Staunen und Entsetzen erfüllten Aeetes und das Volk, und Ersterer sah alle seine Hoffnung vereitelt. Zwar hatte Jason noch den Drachen zu bekämpfen, welcher

den kostbaren Schatz bewachte; allein nach dem, was geschehen war, konnte dies als leichte Arbeit angesehen werden. Aeetes verschob also diesen letzten Kampf, und die Auslieferung des Schatzes unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß er der Ruhe nach so schweren Kämpfen bedürfe, und dachte auf einen Plan, Jason mit seinen Gefährten mittlerweile zu ermorden, und die geweihete Argo verbrennen zu lassen. Allein Medea entdeckte ihres Vaters Vorhaben, eilte noch in der Nacht zu ihrem geliebten Jason, und eröffnete ihm die drohende Gefahr. Sogleich ging er mit ihr und seinen Gefährten in den dem Mars geheiligten Hain, schläferte den Drachen durch die magischen Tränke ein, tödtete ihn, nahm das goldene Vließ von der Eiche herab, und begab sich mit Medeen eilends zu Schiffe. Nach einer andern Mythe wurde das goldene Vließ an einem Orte aufbewahrt, der mit siebenfacher Mauer umgeben, mit ehernen Thoren verschlossen, und von innen von einer starken Wache bewacht war. Medea habe sich bei finsterer Nacht mit Jason und den übrigen Helden hinbegeben, und in Taurischer Sprache den Wächtern zugerufen, ihr die Thore zu öffnen, worauf sie mit den Argonauten hineingedrungen, die Wache niedergehauen, und den Schatz geraubt habe. Als am frühen Morgen Aeetes den Verlust seines Schatzes und die Flucht der geliebten Tochter erfuhr, bestieg er sogleich ein Schiff, die Flüchtigen zu verfolgen. Medea hatte ihren kleinen Bruder Absyrtus als Geißel mitgenommen. Da sie nun beim Ausfluß der Donau die nahen Segel ihres Vaters erblickte, griff sie zu einem grausamen und verzweifelten Mittel, um sich und ihren Geliebten aus der Gefahr zu retten. Sie tödtete den jungen Absyrtus, zerstückte seinen Körper, stellte Haupt und Hände auf einen hohen Felsen, und streuete die übrigen Glieder am Ufer umher. Als der unglückliche Vater dies schreckliche Schauspiel sah, fesselte ihn der jammervolle Anblick; er ließ von der Verfolgung der Fliehenden ab, und sammelte die blutigen Glieder seines Sohnes. Phineus hatte den Argonauten gerathen, durch einen andern Weg, als den sie gekommen wären, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie schifften also jetzt die Donau hinauf, so weit sie kommen konnten, und dann nahmen sie das leichtgebaute Schiff, und trugen es über Berg und Thal viele Meilen weit, bis zum Ufer des Adriatischen Meeres auf ihren Schultern. Hier schifften sie sich wieder ein, und aus dem Dodonischen Maste ertönte jetzt auf der Argo folgender Orakelspruch: „Nicht eher werdet ihr das theure Vaterland wieder sehen, und die mütterliche Erde küssen, bis Jason und Medea von Absyrtus Morde losgesprochen, und die Rachgöttinnen versöhnt sind." Sie lenkten also ihren Lauf nach dem Hafen von Aeea, wo Circe, die Tochter der Sonne und des Aeetes Schwester, wohnte. Aber sie weigerte sich, Medeens und Jasons Verbrechen auszusöhnen, und verkündigte ihnen, daß ihre Schuld nicht eher würde getilgt werden, als bis sie das Vorgebirge Malea erreicht hätten. Nach Apollodor reinigte Circe wirklich die beiden Verbrecher von dem begangenen Morde. Unter Juno's Schutz segelten sie nun weiter, und kamen glücklich die furchtbare Scylla und Charybdis vorüber, geleitet von der Thetis, die ihren Gemahl Peleus gern wieder haben wollte. Jetzt drohete ihnen eine andere Gefahr, nämlich die zauberische Stimme der Sirenen; aber des Orpheus entzückender Gesang schützte sie gegen die Lockungen der Verführerinnen, und glücklich gelangten sie an die Insel der Phäacier, wo sie die Flotte der Kolchier antrafen, die auf einem andern Wege ihnen hier gerade entgegen kam. Die Kolchier verlangten Medeens Auslieferung, wenn sie noch nicht mit Jason vermählt wäre; aber durch Aretens List, der Gemahlin des Königs Alcinous, getäuscht, mußten sie leer wieder abziehen. Darauf gingen die Argonauten aufs Neue unter Segel, um das Vorgebirge Malea aufzusuchen. Allein ein heftiger Sturm warf sie an die Libyschen Sand-

bänke. Hier waren sie neuen Gefahren ausgesetzt, als ihnen ein Triton erschien, der, gegen das Geschenk eines köstlichen Dreifußes, ihnen einen Weg zu zeigen versprach, wo sie der Gefahr entgehen könnten. Jason gab ihm das verlangte Geschenk, und Triton überreichte dafür einem der Argonauten, dem Euphemus, eine Erdscholle, als ein Zeichen, daß seine Nachkommen einst über Libyen herrschen sollten. Als diese Erdscholle nachher ins Meer fiel, weissagte Medea dem Euphemus, daß seine Nachkommen nun nicht sobald in Libyen herrschen würden. Bald darnach landeten sie bei der Insel Kreta. Hier war ein furchtbarer Riese, Talos, den Vulkan aus Erz verfertigt, und dem Minos zum Geschenk gemacht hatte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zu den Fersen, wo sie mit einem ehernen Nagel zugesteckt war. Er schützte mit immer reger Wachsamkeit die Insel vor jedem Ueberfall, und lief täglich dreimal um dieselbe herum. Da also die Argonauten aussteigen wollten, widersetzte er sich ihnen; aber Medea fand Mittel, ihn durch einen Trank zu betäuben, worauf sie den Nagel aus der Ader zog, daß er sich verbluten mußte. Endlich gelangten sie bei Maleas Vorgebirge an, das ihre heißen Wünsche schon lange erfleht hatten. Jason's und Medea's Verbrechen wurde hier versöhnt, und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkus ein. Sie wurde vom Jason auf dem korinthischen Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am südlichen Himmel als ein leuchtendes Gestirn. Ehe noch die verbundenen Helden aus einander gingen, schwuren sie einander einen Eid, sich wechselseitig im Kriege beizustehen, und zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfspiele zu feiern, die nachher der Anfang zu den olympischen Spielen wurden. Dieser Argonautenzug, den wir hier nach seiner dichterischen und mythischen Entkleidung vorgetragen haben, war eigentlich der erste Versuch, den die Griechen machten, Seereisen in weite und unbekannte Länder zu wagen. Der Gegenstand war die Wiedereroberung des goldenen Vließes, d. h. der Schätze, die Phrixus, des Athamas Sohn und Aeolus Enkel, auf seiner Flucht zum Könige Aeetes nach Kolchis gebracht hatte. Vorher waren die Griechen nur längs den Küsten von Stadt zu Stadt, und höchstens auf benachbarten Inseln gefahren. Nach und nach lernten sie sich nach den Gestirnen richten, Stürme vorhersehen, und Klippen und gefährliche Oerter auf der See wahrnehmen. Statt der Ruder bediente man sich der schnellen Segel, einer Erfindung des Dädalus. Alles dieses setzte sie nun in den Stand, weitere Reisen zu unternehmen, und das hohe Meer zu befahren. Als die erste Reise dieser Art hielten sie Jason's Unternehmen für so kühn und bewundernswürdig, daß es Stoff zu den ältesten Gesängen der Dichter ward, welche die wirklich ausgestandenen vielen Beschwerlichkeiten nach ihrer Art eingekleidet erzählten. Daher ist auch der Argonautenzug immer als Epoche in der griechischen Geschichte betrachtet worden.

Argos, eine der ältesten Städte Griechenlands, und die Hauptstadt von Argolis, am Fuße eines Hügels gelegen. Zur Zeit des trojanischen Krieges war der Boden um Argos morastig, und konnte wenig bebauet werden. Nachher trocknete die Sonnenhitze die überflüssige Feuchtigkeit nach und nach aus, und der Boden ward sehr fruchtbar. Dem Pausanias zufolge läßt sich etwa folgende Beschreibung davon liefern. Von Mycenä aus traf man zuerst auf den berühmten Junotempel, Heräon genannt, und näher nach der Stadt war das Heroon des Perseus, der Tempel der Ceres Mysia, und am Strome Inachus der Altar der Sonne. Von Norden her führte das Ilithyische Thor (von dem Tempel der Ilithyia so genannt) in die Stadt, wo man gleich einen der Haupttempel, den des Apollo Lycius vor sich hatte, der mit vielen Kunstwerken umgeben war. Bei ihm

stand auch der Altar des Jupiter Pulvius, wo die sieben Helden sich gegen Theben verschworen. Weiter nach Südost stand der Tempel der Horen, bei dem ein berühmter Platz war, welcher die Bildsäulen der sieben Helden vor Theben und der Epigonen in sich schloß. Nahe dabei war das Theater und ein Tempel der Venus. Von da aus lag südwestlich der Marktplatz, wo Diana, Aesculap und die Minerva Salpinx berühmte Tempel hatten. Mitten auf dem Markte befand sich das über den König Pyrrhus errichtete Siegeszeichen, der zu Argos erschlagen wurde. Südöstlich vom Markt lag ein Platz, Delta genannt, der wahrscheinlich zu den Volksversammlungen diente. Vom Markte weiter nach Südwesten kam man zum Thore Diampares, das nach Nauplia führte. Von dieser Seite stieß auch das Schloß Aspis an den Markt, welches dem Pyrrhus den tapfersten Widerstand that. Im südlichen Theile der Stadt waren die Tempel der Latone mit einer Bildsäule von Praxiteles verfertigt, der schöne Tempel der Juno Anthea und der Tempel der Ceres, wo Pyrrhus erschlagen, und seine Rüstung aufbewahrt wurde. Nahe dabei sah man auch den Platz, wo der trojanische Krieg beschlossen worden war. Im westlichen Theile der Stadt prangte der Bachustempel, das Gymnasium, welches vom Cyllarabus, des Sthenelus Sohn, den Namen führte; Adrast's Haus und Amphiaraus Tempel. Im nordwestlichen Theile der Stadt stand das Schloß Larissa genannt, wo Jupiter Larissäus den Haupttempel hatte. Hier befand sich in einem Minerventempel eine Bildsäule Jupiters, die ehemals in Priamus Pallast gestanden haben soll. Sie hatte drei Augen, das mittelste auf der Stirn, um die dreifache Herrschaft Jupiters im Himmel, auf dem Meere und in der Unterwelt anzudeuten. Die Stadt lag ganz in der Ebene, nur das Schloß stand auf einer mäßigen Anhöhe. An alten Merkwürdigkeiten zeigte man daselbst das Grab einer Tochter des Königs Perseus, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit dem Könige Oebalus von Sparta vermählt wurde, welches deswegen merkwürdig war, weil bis dahin noch kein Frauenzimmer von Argos sich zum zweitenmale vermählt hatte. Auch sahe man hier eine Gruppe, die den Perilaus von Argos in dem Augenblicke darstellte, wo er den Spartaner Othryadas tödten will. In einem seiner Tempel in Argos gab Apollo auch Orakelsprüche. Die Priesterin desselben nämlich, welche zu beständiger Keuschheit verpflichtet war, mußte alle Monate des Nachts ein Lamm opfern, und sobald sie vom Blute desselben kostete, ergriff sie der prophetische Geist. Argos war schon von seinem ersten Ursprung an so berühmt und mächtig, daß es seinen Namen der ganzen Provinz gab. Zuweilen nannte man den ganzen Peloponnes, ja ganz Griechenland nach dieser Stadt. Sie war von Inachus, dem ältesten bekannten Stammfürsten der Pelasger, um das Jahr 2127 erbauet, der daselbst ein eigenes Königreich stiftete.

Argus, mit dem Beinamen Panoptes. Er wird bald Arestors oder Agenors, bald des Inachus, bald des Argus und der Ismene Sohn genannt. Die Mythe erzählt von ihm, daß er über den ganzen Leib mit Augen bedeckt gewesen sey, wovon jederzeit nur die Hälfte geschlafen habe. Juno vertrauete ihm daher die berühmte Jo, als sie solche in eine Kuh verwandelt hatte, zur Verwahrung an. Da pflegte denn Argus im mycenischen Haine diese an einen Oelbaum zu binden, und setzte sich selbst auf eine Anhöhe, um desto weiter umher sehen zu können. Da aber Merkur auf Jupiters Befehl die Jo entführen sollte, wußte er, als Hirte verkleidet, dem Argus so angenehm auf seiner Flöte zu spielen, daß er ihn einschlummerte, und ihm so den Kopf abhieb. Die Augen des Argus setzte Juno ihrem Lieblingsvogel, dem Pfau, in seinen Schweif.

Argwohn. Verdacht. Mißtrauen. Ein nachtheiliges Urtheil ist Verdacht, wenn die unzureichenden Gründe, worauf es beruhet, in dem Gegen-

stand selbst liegen, oder wenn es objektive Gründe hat. So sagt man: der Umstand, daß sich Jemand zu der Zeit, da ein gewisses Verbrechen ruchtbar wurde, auf die Flucht begab, erregte den Verdacht gegen ihn, daß er vielleicht Schuld daran sey. Argwohn ist ein Urtheil, das nur subjektive Gründe in der Gemüthsart und der Stimmung des Urtheilenden hat. Verdächtig ist derjenige, der dem Urtheilenden Gründe zu seinem nachtheiligen Urtheile gegen sich giebt; argwöhnisch der Urtheilende, der diese Gründe bloß in sich selber hat. Ein mißmüthiger, hypochondrischer Mann ist gewöhnlich argwöhnisch: das Alter ist argwöhnisch, ein eifersüchtiger Ehemann wirft leicht einen Argwohn auf seine tugendhafte Ehefrau, der Grund seines beleidigenden Urtheils ist in ihm selbst, in seiner Eifersucht. Allein eine unvorsichtige Ehefrau kann durch ein leichtsinniges und unanständiges Betragen in den Verdacht der Untreue kommen; hier sind die Gründe in dem Gegenstande des Urtheils. Argwohn und Verdacht ist von dem Mißtrauen so verschieden, daß Argwohn und Verdacht auf die vergangenen und gegenwärtigen Handlungen, Mißtrauen hingegen auf die zukünftigen sich bezieht, doch so, daß es sich auf das Urtheil von den bisherigen Eigenschaften eines Menschen gründet. Ich habe Jemanden in Verdacht, ich habe den Argwohn, daß er mich betrogen habe, und ich urtheile also natürlicher Weise, daß er mich wohl wieder betrügen könne, ich setze also ein Mißtrauen in ihn. Hiernächst wird Argwohn auch nur von Gesinnungen, Mißtrauen hingegen vom Verstande, von Kenntnissen, von Fähigkeiten, Kräften gesagt. Wir setzen ein Mißtrauen in die Geschicklichkeit eines Mannes, und wählen ihn daher nicht zum Lehrer unserer Kinder. Eben deswegen können wir auch einen Verdacht und Argwohn nur gegen Andere hegen, aber ein Mißtrauen in uns selbst setzen. Denn von unsern Gesinnungen und Handlungen können wir immer gewiß seyn, nicht aber von der Zulänglichkeit unserer Kräfte und Einsichten zu gewissen Geschäften.

Aria, Arie, heißt dasjenige Tonstück, worin eine einzelne Person diese oder jene Empfindung singend ausdrückt. Einheit aber dieser, durch den Gesang auszudrückenden Empfindungen ist die schönste Eigenschaft einer Arie. Sie zerfällt gewöhnlich in zwei Theile oder Sätze, deren erster die allgemeine Aeußerung der Empfindung, und der andere eine besondere Anwendung derselben enthält; oder der erste drückt das Besondere der Empfindung aus, und der andere das Allgemeine derselben. Oft bildet auch der erste Theil mit dem zweiten einen Gegensatz. In Opern nennt man jeden von einer einzelnen Stimme im Zeitmaß und mit Instrumentalbegleitung ausgeführten Gesang eine Arie. Das Vorspiel der Instrumente dazu heißt das Ritornell. Eine große Arie fängt gewöhnlich mit einem Adagio an, und endigt mit einem Allegro. Wenn die Sänger durch das Ueberwinden bedeutender Schwierigkeiten dabei glänzen können, so nennt man es eine Bravourarie. Ein ähnlicher kürzerer Gesang ohne Ritornell heißt Ariette, oft auch Cavatina; diese unterscheidet sich von der Arie dadurch, daß sie keinen zweiten Munttheil hat, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung voraussetzt. In den Opern steht die Arie dem Recitativ und den mehrstimmigen Gesangstücken entgegen.

Aria di baule. Fast alle, besonders die minder guten italienischen Sänger und Sängerinnen haben ihre Arie di baule, Kofferarien, die sie auf der Reise mit sich führen. Es sind solche Arien, welche sie am Besten singen können, worin sie vorzüglich glänzen, und die sie nach Belieben in eine Oper einlegen; sie sind meistens für ihre Stimme componirt.

Ariadne, des Minos und der Pasiphae Tochter, nach Andern die Tochter der Krete. Sie verliebte sich in den Theseus, da dieser unter den Jünglingen, die dem Minotaurus sollten aufgeopfert werden, nach Kreta kam. Bei einer geheimen Unterredung mit ihm ertheilte sie ihm denn

die Mittel, wie er den Minotaurus erlegen, und sich aus dem Labyrinthe wiederum finden könnte. Zur Belohnung foderte sie, daß Theseus sie mit sich nehmen möchte. Sie gab ihm also einen Knaul Zwirn, den Theseus am Eingange ins Labyrinth anbinden, beim Hineingehen ab- und beim Herausgehen wieder aufwinden sollte, um sich durch die verschiedenen Gänge des Labyrinths zu rechte zu finden. Die Ueberreichung dieses Knauls schildert ein geschnittener Stein. Theseus ist darauf an der dem Periphetes abgenommenen Keule zu erkennen. Diesen Knaul soll Dädalus selbst der Ariadne übergeben haben. Als Theseus nun mit ihrer Hülfe den Minotaurus besiegt hatte, ging er heimlich mit ihr aus Kreta. Da sie aber auf die Insel Dia, oder Naxos nachher genannt, kamen, hielt sie, wie Homer Od. XI. 322 sagt, Diana zurück. Dies kann nach der alten Ursprache so viel heißen, als: sie starb. Es giebt aber außerdem noch zwei andere Erzählungen. Nach der ersten drang Bachus die Ariadne dem Theseus ab; erschien ihm im Traume, und drohete ihm alles mögliche Böse, wofern er sich unterstehen werde, Ariadnen weiter zu führen. Ja, er entführte sie noch dieselbe Nacht, da Theseus abging, auf den Berg Arius, und verschwand mit ihr. Theseus war über diesen Verlust untröstlich, und vergaß darüber die schwarzen Segel von seinem Schiffe abnehmen zu lassen. Dagegen nach der zweiten Erzählung, welche auch die lateinischen Dichter annehmen, verließ sie Theseus, da er sich schämte, eine fremde Gattin mit nach Athen zu bringen, oder die Heldenthat einem Weibe zu verdanken zu haben. So schilderte auch die Scene ein Gemälde des alten Herkulans, Pitture d'Ercol. T. II. t. 14, und ein anderes t. 15.: Ariadne fährt mit verschnittenen Haaren, nackend, aber geschmückt, aus ihrem Lager auf, und sieht ängstlich nach dem Hintertheile eines mit vollen Segeln davon eilenden Schiffes; an dem Tauwerke desselben beschäftigt sich ein Mensch, den man für den Theseus hält. Auf dem andern, wo sich Ariadne in derselben Lage befindet, steht ein Amor mit einem Bogen ohne Sehne, der sich die Augen wischt, neben Ariadnen. Hinter ihr aber eine geflügelte weibliche Figur mit einem Helme auf dem Kopfe, welche sich auf Ariadnens Achsel stützt, und mit dem andern ausgestreckten Arme hin auf das Schiff weiset, das schwarze Segel führt. Man sieht in dieser die Nemesis, die der Verlassenen Rache verspricht. — Aus Verzweiflung über diese Verlassung erhing sich Ariadne, wie Plutarch erzählt. Nach Andern fand Bachus die Verlassene schlafend, verliebte sich in sie, und erhob dieselbe zu seiner Gemahlin. Ein anderes Gemälde, Pitture d' Ercol. T. II. t. 16., schilderte diese Erzählung auf folgende Art: Ariadne liegt unter einem ausgespannten Tuche schlafend. Sie trägt ein Diadem, goldene Armbänder und ein dergleichen Halsband. Ein Satyr hebt mit Erstaunen über ihre Schönheit die Decke auf und entblößt ihren Oberleib. Indeß tritt Bachus, von Silen unterstützt, hervor, und ein Amor zeigt ihm den holden Gegenstand. In der Ferne erblickt man des Bachus Gefolge. Auch geschnittene Gemmen in Liperti Dactyl. T. I. n. 383. 384 drücken diese Entdeckung aus. Auf beiden sitzt Ariadne auf einem Stuhle und rauft sich die Haare aus. Bachus, betrunken, kommt von Silen unterstützt hinzu. Er hält in der einen Hand eine Schlange, in der andern eine mit Weinreben umwundene Fackel empor. Auf dem einen Steine erblickt man in der Ferne das Schiff, auf dem andern zu Ariadnens Füßen nur einen Helm. Auf einer andern Gemme, bei Mafei Gemme ant. T. III. n. 33., ist dasselbe ausgedrückt, nur fehlt der Helm und das Schiff; statt der Schlange hält Bachus einen Thyrsus, und die Fackel ist nicht umwunden. Auch die Vermählungsfeier des Bachus mit Ariadnen war ein den Künstlern sehr berühmter Gegenstand. So erscheinen auf einem Steine, bei Lipp. Dact. T. I. n. 386., Bachus und Ariadne auf einem Wagen, den die Horen

ziehen. Cupido treibt sie, statt der Peitsche, mit einer Fackel an, und ein anderer Amor schiebt an den Rädern. Noch weitläuftiger ist die Vorstellung dieses Sujets auf einer erhabenen Arbeit, die Bellori liefert. Des Bachus und der Ariadne Wagen wird von Centauren gezogen, und um beide her erscheint ein glänzendes Gefolge von Nymphen, Bachantinnen, Silenen, Faunen und Satyren. Auch ein Elephant, die Züge des Bachus nach Indien zu bezeichnen, geht vor dem Wagen her. Dieses Stück befindet sich jetzt, unter dem Namen des Triumphs des Bachus und der Ariadne, in der Villa Negroni zu Rom. Ariadnens Mythe wurde häufig von den alten Künstlern bearbeitet. Zwei Hauptwerke sind uns davon noch übrig. Das erste ist die sogenannte Borghesische Vase in der Villa Borghese zu Rom; eines der schönsten Basreliefs. Ariadne spielt auf der Lyra, Bachus lehnt sich horchend auf sie. Rund herum sind tanzende Nymphen mit Klappertrommeln und Leiern, und tanzende, schäkernde Faunen abgebildet. Das zweite ist ein ausnehmend schöner Kopf von Ariadnen mit herabhängenden, geringelten Locken, der unzählige Male copirt worden ist. Bachus liebte auch Ariadnen so sehr, daß er ihr nach ihrem Tode göttliche Ehre verschaffte, und ihre Krone unter die Sterne versetzte. Diese Krone gab abermals zu vielerlei Erdichtungen die Veranlassung. Nach Einigen schenkte sie Vulkan der Venus, diese Ariadnen; oder eben dieser Künstler gab sie dem Bachus; oder Venus und die Horen bekrönten damit Ariadnen am Tage ihres Beilagers mit dem Bachus. Nach einer vierten Erzählung erhielt sie Theseus von der Amphitrite, die am Tage ihrer Vermählung von der Venus damit war beschenkt worden. Man sagt nämlich: bei einem Wortwechsel zwischen dem Minos und Theseus beriefen sich beide auf ihre Abkunft vom Jupiter und Neptun. Minos zog also einen Ring vom Finger und warf ihn ins Meer, foderte aber den Theseus auf, er möchte ihm doch denselben wieder schaffen, wenn er Neptuns Sohn sey. Zugleich bat er den Jupiter, durch ein Zeichen zu beweisen, daß er sein Vater sey, und es blitzte. Theseus besann sich hierauf nicht lange, sprang ins Meer, ward von Delphinen aufgefangen, die ihn zu den Nereiden, diese aber zur Thetis oder Amphitrite brachten. Hier erhielt Theseus den Ring zurück und diese Krone, die er denn glücklich zu Minos und Ariadnen brachte. Die Krone der Ariadne war von Gold und mit neun Edelsteinen besetzt, die auch im Dunkel ein Licht gaben. Eben so viel Sterne faßte sie, den Alten nach, in sich. Diese Krone steht als ein kleines Gestirn im Norden des Himmels. Creuzer bezieht Symbol IV. p. 128. die Erzählung, daß Theseus (der Held auf der Sonnenbahn) durch den Lichtglanz dieser Krone aus des Labyrinthes Nacht, wieder ans Licht gekommen sey, theils auf die Vorbildung des hellen Leuchtens (Aridela, wie Ariadne auch heißt, ist die Strahlende, Hellleuchtende) in der Finsterniß des Lebensweges, Seelenweges (pag. 130. heißt es: die Gebildetern unter den Griechen wußten ohne Zweifel aus den Mysterien, daß der Kranz, der das Haupt der Eingeweiheten umgab, im Grunde jene Krone der Ariadne selbst war, d. h. ein Kranz des Aufgangs und Untergangs, des Herabsteigens der Seele durch die Sonnenbahn und der Rückkehr durch sie zum Orte der Götter, also ein Unterpfand der Unsterblichkeit, und ein Zeichen der Seelenwanderung. Dahin gehört auch das schwarze und weiße Segel des Theseus, ein Ueberbleibsel der ganzen Sinnbildnerei von Auf- und Untergang, Tod und Leben. Vergl. pag. 132. Auch die traurig entschlafene und fröhlich wieder erweckte und zur himmlischen Herrlichkeit wieder erhobene Ariadne war ein Bild der Unsterblichkeit auf den Sarkophagen der Griechen. Aber nicht nur ein Trostbild im Tode ist sie: das Knäuel in ihrer Hand, mit dessen Fäden Theseus aus den Irrgängen des Labyrinths sich windet, dieses Knäuel, das sie aus treuer Liebe gesponnen, machte sie zur Parce des Lebens),

theils bezieht er sie auf die Jahreszeiten Frühling und Herbst, und auf die damit verbundenen Jahresfeste, Saat- und Erntefeste, welche Theseus angeordnet hatte. Denn im Herbste ging die nördliche Krone nach der Meinung der Alten unmittelbar vor der Sonne her, und bestimmte durch ihren Heliakalaufgang das Hinabsinken der Sonne zu den unteren (südlichen) Zeichen, und mithin den Anfang des Reichs der Nacht und des winterlichen Dunkels. Im März, 14 Tage vor Eintritt der Sonne in den Widder, bestimmt dieselbe Krone durch ihren Abendaufgang die Rückkehr der Sonne in die nördlichen (in unsere) Zeichen. Darum wird sie vom Nachfolger auf der herakleischen Sonnenbahn, Theseus, aus dem Meergrunde heraufgebracht, worauf alle Sterne auftauchen. Darum legt sie Bachus auf den Schlund zu Hermione nieder, als Zeichen des Herabsteigens in die dunkle Welt des Hades, so wie er sie an den Himmel setzt, als ein Bild seiner Rückkehr mit der vom Tode erlösten Mutter. Im Kampfe mit dem Stiermann wird aber diese Krone gebraucht, weil auch am Himmel, im Oktober, wenn die Krone untergeht, der Stier aufsteigt.

Arianer, die Bekenner der Lehre des **Arius**, eines Presbyters von Alexandrien im 4ten Jahrh. Arius leugnete die Consubstantialität des Sohnes in der Dreieinigkeit, d. h. die Gleichheit seines Wesens mit dem des Vaters, und sah in ihm ein bloßes im Laufe der Zeit hervorgebrachtes Geschöpf. Nach ihm war der Sohn nicht von Ewigkeit her, obwohl eher, als alle andere Geschöpfe; nichts war an ihm menschlich, als sein Leib, in dem das Wort (der Logos) sichtbar ward, und sich thätig erwies, wie die Seele in unserm Körper sich thätig erweiset. Dem zufolge unterscheidet sich der **Arianer** von dem **Socinianer** darin hauptsächlich, daß Letzterer in Jesus nichts als einen natürlichen, unter der unmittelbaren Leitung der Gottheit stehenden Menschen sieht, während der Erstere in ihm einen menschlichen, von einem höhern, göttlichen Geiste erfüllten Körper erblickt. Die Meinung des Arius ward auf der Kirchenversammlung zu Nicäa 325 verdammt; hierauf gründen sich die Bestimmungen des Nicäischen und des darauf gebauten ausführlichen Athanasischen Symbolums in der Polemik gegen **Arius**. Die Kämpfe des Arianismus und Catholicismus dauerten bis ins 7te Jahrhundert. Am Längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihm erst 662 entsagten.

Arias Montanus (Benedikt), 1527 zu Frexeral, einem spanischen Dörfchen unweit Sevilla, aus einer edeln, obgleich unbemittelten Familie entsprossen Er hatte schon von früher Jugend an das Studium der lateinischen, griechischen und überhaupt der orientalischen Sprachen liebgewonnen, und in selbigen außerordentliche Fortschritte gemacht, als er auf einer Reise durch beinahe ganz Europa seine Kenntnisse durch Erlernung der lebenden Sprachen bereicherte. Der Bischof von Segovia führte ihn mit sich auf die Kirchenversammlung von Trient, wo er durch seine angefertigten Gutachten allen Anwesenden eine hohe Meinung von seinen Talenten einzuflößen wußte. Nach seiner Rückkehr zog er sich in die Einsamkeit eines Klosters, in Andalusiens Gebirgen gelegen, zurück, um sich ungestört und ganz seinen Studien zu weihen. Allein **Philipp II.** rief ihn aus dem Dunkel hervor, und beauftragte ihn mit der Anfertigung einer neuen Ausgabe der Polyglotten-Bibel, und diese erschien zu Antwerpen bei den berühmten **Plantinern**, ein wirkliches Prachtwerk vom Jahr 1569—1572 in 8 Bänden, in Fol.; sie ist theurer, als die Englische, erreicht aber diese nicht an Vollendung. Arias Montanus vermehrte dieses Werk durch chaldäische Umschreibungen und Erläuterungen. Auch entschlüpften ihm mehrere Fehler in seine Uebersetzung des an sich schon nicht fehlerfreien **Sanctes-Pagnino**. Philipp bot ihm ein Bisthum zur Belohnung für seine Arbeit an; aber der bescheidene Ge-

lehrte begnügte sich mit der Pfründe einer Commende vom h. Jocob, und eines königl. Kapellan. Er starb 1591. Seine 9 Bücher jüdischer Alterthümer sind die geschätztesten, Leyden, 1596 in 4to. Diese finden sich auch in der Antwerpener Polyglotte. Richard Simon, wenn gleich mehrere seiner kritischen Bemerkungen hinlänglich begründet sind, verdient doch weniger Glauben in seiner Kritik über die Werke unseres Arias.

Aries, der Mauerbrecher, eine Belagerungsmaschine der Alten, um die Mauern feindlicher Städte durchzubrechen und niederzuwerfen. Sie erhielt jenen Namen, weil sie mit einem eisernen Kopfstück versehen war, welches die Gestalt eines Widderkopfs hatte. Es waren deren drei Arten: 1) ein bloßer langer Baum mit einem eisernen Kopfstück, den die Soldaten in ihren Armen trugen, und mit Gewalt gegen die Mauern stießen (aries simplex, rudis). Der 2te war zwar dem vorigen ähnlich, in der Mitte mit Säulen oder Ketten an einem Baum, der quer über zwei hohen Pfählen lag, im Gleichgewicht aufgehängt. Auf diese Weise konnte er von hundert oder mehr Personen, die immer abgelöst wurden, leichter und mit der größten Gewalt gegen die Mauer gestoßen werden, bis sie erschüttert wurde und einstürzte (aries pensilis). Der 3te war zur Bedeckung der Soldaten mit einem Sturmdache versehen. Der Baum dieses Mauerbrechers ruhete auf Rollen, auf denen er hin- und hergezogen werden konnte (aries testudo, versatilis), er war von verschiedener Länge, bisweilen an 120 Fuß lang und mit Eisenblech beschlagen, daß er von den Belagerten nicht in Brand gesetzt werden konnte. Das Kopfstück war sehr dick und mit Hörnern gleichsam bewaffnet. Vespasianus Mauerbrecher hatte, wie Josephus erzählt, nur eine Länge von 50 Ellenbogen, aber ein Kopfstück, so dick als zehn Mann, und woran sich 25 Hörner befanden, deren jedes so stark als ein Mann am Leibe war, und einen Ellenbogen weit vorstand. Am Hintertheile hing gewöhnlich ein Gewicht, 1500 Talente schwer. Diese Maschine fortzubringen, wurden 300 Ochsen oder 300 Pferde und Maulesel erfodert, und 1500 Menschen mußten alle ihre Kräfte anstrengen, um sie gegen die Mauer zu stoßen. Diese Zahl scheint indessen zu groß zu seyn, weil man nicht sieht, wie so viel Personen auf einmal an dem Mauerbrecher arbeiten konnten. Entweder arbeiteten so viel Mann nicht auf einmal, sondern sie löseten sich einander ab; oder die Bewegung des Bocks wurde durch Seile bewerkstelligt, an welchen die hinterwärts der testudo stehenden Soldaten zogen. Da konnten denn leicht nicht nur 1500 Mann, sondern wohl noch mehr, ihre Kräfte zugleich anstrengen.

Ariki, eine Art geistigen Getränkes, oder ein Branntwein, den die Tartaren aus Pferdemilch bereiten. Die Milch ist der Gährung nur fähig, in so fern sie Milchzucker enthält; soll sie aber in die weinigte und nicht gleich in die saure Gährung gehen, welches am gewöhnlichsten geschieht, so muß sie durch anhaltendes Rütteln und Schlagen in Bewegung gesetzt werden, um eine Trennung ihrer Bestandtheile zu verhindern, und es muß dabei eine gelinde Wärme angewendet werden.

Arion, ein Sohn des Neptuns und der Nymphe Oncäa, von Methymna gebürtig, blühte um 700 v. Chr. Er war der größte Cithoröde seiner Zeit, ein vortrefflicher Dichter, und der Erfinder der Dithyramben, wenigstens vervollkommnete er sie, und begleitete sie mit Rundtänzen. Lange hat er sich bei dem Tyrannen von Korinth, Periander, aufgehalten, endlich aber machte er von da eine Reise nach Sicilien, wo er in einem musikalischen Wettstreit den Preis davon trug. Auf der Rückkehr bestieg er in Tarent ein korinthisches Schiff. Da er viele Schätze und Kostbarkeiten mitgebracht hatte, so faßten die Schiffleute den Entschluß, ihn zu tödten. Apollo offenbarte ihm dieses die Nacht vorher. Nun bat er sich an dem Tage, wo die Frevelthat ausgeführt werden sollte, die Erlaubniß, im festlichen Kleide auf dem Verdecke noch eine Stunde dem Gesange und der Leier widmen zu dürfen. Man er-

laubte es, und er spielte so rührend, sang so unnachahmlich schön, daß er zwar nicht die barbarischen Matrosen, aber doch eine Menge Delphine dadurch rührte, welche in großer Menge sich um das Schiff versammelten. Immer näher kam indeß die Stunde seines Todes, und da er bei Menschen kein Mitleid zu finden glaubte, beschloß er, es bei den Thieren zu suchen. Er sprang also vom Verdeck ins Meer, kam auf den Rücken eines Delphins zu sitzen, und wurde von diesem ans Land getragen. Bei dem dasigen berühmten Tempel des Neptun errichtete Arion aus Dank für seine Rettung ein Denkmal in Gestalt eines Delphins aus Bronze, welches noch lange hernach Herodot und Pausanias sahen. Bei Aelian hist. animal. XII. 45. ist die Aufschrift dieses Denkmals zu lesen. Es ist natürlich, daß das Ereigniß mit dem Delphin Dichtung ist, und weiter Nichts sagt, als ein glückliches Ungefähr rettete mich. Arions Dankgebet zum Neptun, siehe Brunk Anal. T. 3. p. 327. Der Delphin und Arions Cither oder Leier wurden an den Himmel versetzt.

Ariosti (Lippa), dieses mit allen Reizen weiblicher Schönheit von Seiten des Körpers sowohl, als des Geistes, begabte Mädchen von Ferrara, zwar bürgerlicher Abkunft, aber allerdings eines höhern Standes würdig, ward auf das zärtlichste geliebt von Obizzon, Markgrafen von Este, dem sie 5 Kinder gebar. Er machte sie auch gegen das Ende seiner Tage, 1352, zu seiner Gattin, und legitimirte auf diesem Wege seine Kinder. Diese nun sind der Stamm des hohen und berühmten Hauses Este in Italien gewesen, welche so lange Zeit im Besitze der Herzogthümer Ferrara, Reggio und Modena waren.

Ariosto (Lodovico), geb. im Schlosse zu Reggio 1474, wovon sein Vater, Nicolo di Rinaldo Ariosto, durch Ludwig Gonzaga, Markgrafen von Mantua, 1471 in den Grafenstand erhoben, Gouverneur war. Schon als Jüngling zeigte er die entschiedenste Neigung zum Studium der Literatur, und namentlich der Poesie, die ihn bis ans Ende seines Lebens begleitet hat. Schon damals gab er der Mythe von Pyramus und Thisbe eine dramatische Form, in welcher er, unterstützt von seinen Geschwistern, das Stück in seines Vaters Hause aufführte. Er war bestimmt, Rechtsgelehrter zu werden. Nachdem er sich auf fünf Jahre lang mit Widerwillen und ohne Erfolg auf diese Wissenschaft gelegt hatte, ging er davon ab, und studirte die lateinische Sprache unter der Leitung des Gregorius von Spoleto. Seine Vorliebe für Bearbeitung des Schauspiels, welche er durch die beiden, sehr frühe schon in Prosa von ihm verfertigten Stücke la Cassaria und l' Suppositi, noch deutlicher an den Tag legte, empfahl ihn wahrscheinlich bei dem Herzog Herkules I., der ihn 1491 mit nach Mailand nahm, um ihm dort das Vergnügen zu verschaffen, die Schauspiele zu sehen, durch deren Vollkommenheit sich diese Stadt damals auszeichnete. Von dieser Zeit an, einer Epoche, wo so viele der berühmtesten Gelehrten Italiens, angelockt durch Leos X. Freigebigkeit, sich in Rom niederließen, blieb Ariosto, der erste Günstling der Musen und die Zierde seines Zeitalters, in Ferrara, am Hofe des Cardinals Hippolytus von Este, in dessen Diensten er schon seit 1503 gewesen war. Während dieser Zeit hatte er dem Herzog Alfons von Ferrara in Staatsgeschäften und im Felde wichtige Dienste geleistet, und große Gefahren bestanden, vorzüglich als er 1512 nach Rom geschickt war, den Zorn des aufbrausenden Papstes Julius II. zu besänftigen. Die vieljährige vertraute Freundschaft, die zwischen Ariosto und dem Papste Leo X. bestanden hatte, bewog den Dichter, bald nach der Thronbesteigung desselben, ihn in Rom aufzusuchen, weil er sich von seiner allbekannten Güte gegen verdiente Männer die beste Aufnahme versprach. Leo erkannte auch den alten Freund gleich wieder, hob ihn von der Erde auf, küßte ihn auf die Wange, versicherte ihn seiner fortdauernden Gewogenheit, gab ihm aber davon keinen andern Beweis, als einen Brief über das ausschließende Verlagsrecht seines berühmten

Gedichts. Ob nun gleich dadurch ein großer Theil der Hoffnungen des Dichters fehlschlug, so wollte er doch die Schuld davon nicht ganz dem Papste beimessen, und wenn er jene Täuschung mit lebendigen Farben schildert, so blickt doch selbst aus seinen bittersten Ausfällen die Absicht hervor, den Papst zu entschuldigen. Allerdings entsprach die Freigebigkeit des Papstes dem liebevollen Empfange nicht, dessen er den Dichter würdigte. Jener Brief über das Verlagsrecht, für welchen er, wie er spöttisch erwähnte, sogar die Ausfertigungsgebühren bezahlen mußte, war kein fürstliches Geschenk. Indessen beweisen Ariost's Schriften, daß er allerdings auch einen hohen Grad von jener Ungeduld und Reitzbarkeit besaß, die der gewöhnliche Antheil des Genies ist. Als ihn die Erwartung, sehr reichlich vom Papste bedacht zu werden, betrogen hatte, reisete er nach wenigen Tagen von Rom ab, mit dem Entschlusse, nie wieder zu kommen. Indessen scheint es doch, daß Ariosto mehrmals von dem Papste Geschenke erhalten, und daß er ihm besonders zum Abdruck seines Gedichts mehrere hundert Kronen gegeben habe. Auch ist es gewiß, daß in seinem edlen Herzen kein bleibender Unwille gegen den Papst zurückblieb, den er vielmehr oft in seinen spätern Schriften mit tiefer Verehrung nennt. Seine Ergebenheit gegen die Mediceische Familie und gegen Leo X. beweiset insbesondere ein schöner Gesang auf den Tod Julians von Medici. Von Rom ging Ariosto erst nach Florenz, der Feste wegen, die Leos Thronbesteigung hier veranlaßte. Hier blieb er wenigstens 6 Monate und wahrscheinlich länger, weil ihm die reine Luft und herrliche Lage der Stadt, die schönen Weiber und die Sitten der Einwohner gefielen, und bei seiner Abreise rühmte er in einem herrlichen Gedicht den Genuß, den er hier gefunden, und welcher, wie es scheint, alle Sorgen, die Sorgen der Liebe ausgenommen, aus seinem Herzen verbannt hatte. Bei seiner Rückkunft nach Ferrara trat er abermals in die Dienste des Cardinals Hippolytus, ließ sich aber dadurch nicht hindern, seinen rasenden Roland, jenes unsterbliche Werk, an welchem er schon so lange gearbeitet hatte, auf dem von Bojardo gelegten Grunde fortzubauen und zu vollenden, und dieses kam 1515 auch wirklich zu Ferrara heraus. Empfand Ariosto das Benehmen des Papstes übel, so hatte er vielmehr Ursache, sich über die Gefühllosigkeit seines Gönners, des Cardinals, zu beklagen, dem dieses Gedicht mit großen Lobeserhebungen seiner Verdienste zugeeignet war, der aber, anstatt ihm irgend zu danken, die Frage an ihn that: wie er es doch angefangen habe, so viel tolles Zeug auszusinnen? Dieser Tadel, den keine Wohlthat des Cardinals aufwiegen konnte, kränkte den Dichter tief, und er gab es bei der zweiten Auflage seines Werkes durch ein Titelbild zu verstehen, das eine Schlange darstellt, gegen welche eine Hand gerichtet ist, um ihr mit einer Scheere den Kopf abzuschneiden; dabei steht die Umschrift: Pro bono malum; wahrscheinlich eine Anspielung auf die vermeinte Heilkraft der Schlange. Dies Sinnbild vertauschte er bei der nächsten Auflage gegen ein anderes, wovon er vermuthlich glaubte, daß er seine verlorne Mühe noch verständiger bezeichne; es ist ein Bienenstock, unter welchen man Feuer angezündet hat, um den Bienen ihren Honig zu rauben. Diese Sinnbilder sind auf zwei Denkmünzen mit dem Bildniß des Verfassers erhalten worden. S. Museum Mazzuch. Vol. I. p. 209. tab. 37. 1518 reisete der Cardinal Hippolytus von Este nach Ungarn, und rechnete auf die Begleitung der berühmtesten Männer an seinem Hofe, besonders des Ariosto. Dieser aber war nicht geneigt, das Opfer seiner Zeit, deren Werth er besser kannte, und seiner Gesundheit, die damals schwankend war, einem Manne zu bringen, der seiner Freundschaft nicht werth war. Als er sich mitzugehen weigerte, fiel er nicht allein in Ungnade, sondern verlor auch den kleinen Gehalt von 25 Kronen, die ihm der Kardinal alle vier Monate reichen zu lassen versprochen, aber nicht immer ausgezahlt hatte. Dieses kleinliche Benehmen gab dem Dichter Stoff

zur ersten Satyre; er behandelt denselben mit dem beißendsten Spotte, mit unvergleichlichem Witz. Mit dem standhaften Entschlusse, die Unabhängigkeit seiner Person und seines Geistes zu behaupten, und von dem ränkesichtigen Hofe in das ruhigere Privatleben sich zurück zu ziehen, verließ er Ferrara, und ging in das Gebiet von Reggio, nach seinem Geburtsort, zurück, wo er seine Zeit ganz auf Studiren und Erholung verwandte, und so lange wohnen blieb, als der Cardinal lebte. Denn mit dessen Tode schien ihm ein neuer Glücksstern aufgegangen zu seyn; er wurde nach Ferrara berufen, wo der Herzog Alfons, vielleicht um seines Bruders Unrecht wieder gut zu machen, ihm eine angesehene Stelle an seinem Hofe ertheilte, ohne jedoch Dienste von ihm zu verlangen, die ihm am Studiren hätten hinderlich seyn können. Die Freigebigkeit des Herzogs setzte ihn bald in den Stand, sich ein eigenes Haus in der Stadt anzuschaffen, über dessen Thüre er eine Inschrift setzte, die der bescheidenen Wohnung eines Dichters und der Mäßigkeit seiner Wünsche sowohl, als der Selbstständigkeit seines Charakters entsprach. Hier widmete er sich mit neuem Eifer der Dichtkunst, verfertigte die Gesänge, die die Zugabe zu seinem Roland ausmachen, und verarbeitete zwei Schauspiele, die er in seiner Jugend in Prosa gefertigt hatte, Cassaria und Suppositi, in Versen. Zwar wurde diese seine Muße einst dadurch unterbrochen, daß ihn der Herzog in den Landstrich Garfagnana, der zum Gebiete von Ferrara gehört, schickte, um durch sein Ansehen einen Aufruhr der Einwohner zu stillen, womit es ihm auch vollkommen glückte. Ariosto wohnte die meiste Zeit zu Ferrara, wo er auch 1533 starb. Mustert man die Dichter jener Zeit, so wird man gleich gewahr, daß Ariosto obenan steht, und daß, wäre er nicht gewesen, jenes Zeitalter seine Hauptzierde entbehren würde. Seine fruchtbare Erfindungskraft, der Reichthum seiner Bilder, sein fließender und gewählter Ausdruck giebt seinen Gedichten einen so bezaubernden Reitz, und fesselt nicht nur allein die Aufmerksamkeit, sondern belebt auch das Gefühl des Lesers in so hohem Grade, wie kein anderes Werk eines damaligen Dichters. Indeß Andere nur strenge Nachahmer Petrachs waren, und um den Preis des schönen Ausdrucks wetteiferten, brach er eine neue Bahn, und kleidete die Werke seiner schöpferischen Einbildungskraft in die ihm eigenthümliche, anziehende und kraftvolle Sprache. Daher erscheint auch sein Genie nicht in der Modetracht seiner Zeit, sondern in eigener ihm passender Kleidung, die überall und in allen Jahrhunderten gleichen Beifall findet. Hätten die Italiener sich nur nach Bembo gebildet, so würden ihre Schriften zwar in reinem Style geschrieben, aber auch nur von ihren Landsleuten gelesen worden seyn. Das zarte und leise Gefühl, welches diesen Schriften nur ein schwaches Licht einhauchte, geht verloren, wenn man es in eine andere Sprache übertragen will. Aber Ariosts kühne und lebendige Darstellung verliert nichts, wenn sie auch unter fremden Himmelsstrich verpflanzt wird, und er hat mehr, als sonst irgend jemand dazu beigetragen, in ganz Europa den echten Dichtergeist zu verbreiten. — Von Ariosts rasendem Roland (erschien zuerst in Ferrara 1515 4.) zählt Mazzuchelli bis 1753 67 Auflagen, unter denen diejenige sich auszeichnet, zu welcher G. Porro die Zeichnungen geliefert (1584 4to.). Jagemann preist Baskervilles Ausgabe, mit Kupfern der geschicktesten Meister geschmückt, als die Vorzüglichste. Gries und Streckfuß haben den rasenden Roland verdeutscht. — Ariosts Satyren, welche zu Rom ins Verzeichniß verbotener Bücher gesetzt wurden, erschienen erst nach seinem Tode in mehreren Auflagen. Seine latein. Gedichte in zwei Büchern gab J. B. Pigna zugleich mit den seinen und denen des Calcagnini (s. d. Art.) zu Venedig 1553 heraus.

Ariovistus, ein König mehrerer deutscher Völkerschaften am Rheine, der in Gallien viele Eroberungen gemacht hatte. Er war ein Freund und Bundesgenosse der Römer. Als er aber seine Eroberungen immer weiter ausdehnen

wollte, und Cäsar nach Gallien kam, so riefen diesen mehrere von Ariovist bedrängte Völkerschaften an den Ufern der Saone und Loire gegen ihn zu Hülfe. Cäsar schickte Gesandte an ihn, mit dem Verlangen, daß er die Geißel der Aeduer ausliefern, und keine neue Völker über den Rhein nach Gallien führen sollte. Ariovist berief sich auf seine Rechte als unabhängiger Fürst, und bemerkte, daß Niemand ihm vorschreiben könne, wo und mit wem er kriegen oder nicht kriegen solle. Cäsar rückte ihm daher nach Vesontium (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, entgegen. Hier wären die Römer bald durch die Beschreibung, die man ihnen von der fürchterlichen Gestalt der Deutschen machte, muthlos geworden; aber Cäsar verwies ihnen ihre weibische Furcht, und führte sie vor den Feind. Nun verlangte Ariovist noch eine mündliche Unterredung mit Cäsar, welche dieser auch gestattete. Sie wurde auf einer Anhöhe im Angesichte beider Heere gehalten; der Stolz beider Feldherren machte sie aber fruchtlos, und da gar die Begleitung Ariovists Cäsars Leute feindlich behandelte, so brach dieser alle Unterhandlungen ab. Dennoch schickte er noch einmal auf Ariovists Bitten Abgeordnete in dessen Lager; diese wurden aber gefangen genommen. Ariovist bezog nun (58 v. Chr.) ein festes Lager, und achtete nicht auf Cäsars mehrmalige Ausfoderung zu einer Schlacht, weil die weissagenden Weiber ihm verkündigt hatten, daß er nicht eher, als nach dem Neumonde mit glücklichem Erfolge eine Schlacht liefern werde. Dies wurde dem Cäsar hinterbracht, welcher den Aberglauben der Deutschen benutzte, sie in ihren Verschanzungen angriff, und ihnen eine gänzliche Niederlage beibrachte, so daß sich Ariovist selbst kaum über den Rhein retten konnte. Zwei seiner Frauen starben auf der Flucht; und von seinen zwei Töchtern ward eine getödtet, und die andere gefangen genommen. Ariovist besaß ein großes Kriegertalent und außerordentlichen Muth; aber sein zu stolzer und herrischer Karakter führten ihn seinem Verderben entgegen.

Aristänetus, ein Sophist des Alterthums, wurde zu Nicäa in Bithynien geboren Er war ein vertrauter Freund des Rhetors Libanius, und lebte unter den Imperatoren Constantinus und Constantius, und soll in dem, im Jahr Chr. 385 Nicäa erschütternden Erdbeben umgekommen seyn. Die unter seinem Namen vorhandenen erotischen Briefe in 2 Büchern bilden verliebte und witzige Tändeleien, die sich zum Theil den Alciphron'schen nähern, die sie aber doch an Interesse übertreffen, um deren Herausgabe sich Bast, und um deren Uebersetzung sich J. Fr. Herel (Altenburg 1770) verdient gemacht haben.

Aristäus, ein Sohn des Apollo und der Cyrene, ward von Merkur den Horen und Grazien zur Erziehung übergeben. Er war Jäger und Hirt, der Erfinder der Bienenzucht, zugleich eine unter den Pelasgern einheimische Gottheit, und einer derjenigen, welche das gesittete Leben unter ihnen einführten. Mit Antinoe, der Tochter des Cadmus, vermählt, zeugte er den Aktäon, den Charmus und Calåkarpus. Nach dem kläglichen Schicksale seines Sohnes (s. d. Art. Aktäon) holten ihn die Einwohner der Insel Ceos, damit er sie von der Pest befreien möchte. Von hier begab er sich nach Libyen, und dann nach Thracien in die Schule des Bachus und Orpheus, und verschwand, nachdem er sich eine Zeitlang am Hämus-Gebirge aufgehalten hatte. Wir lernen in diesem Aristäus einen wohlthätigen Heros des Alterthums kennen, der von Thessalien aus, den Feldbau in Böotien, Cea, Sardinien, Sicilien, Thracien und Arkadien verbreitete, die Regeln der Viehzucht und der Jagd, die Benutzung der Oliven zu Oel lehrte, die wilden Bienen in Stöcke schloß, und sich um die Veredlung der Bienenzucht nicht geringe Verdienste erwarb.

Aristarch aus Samos, ein ausgezeichneter Astronom des Alterthums, blühte um 260 v. Chr. Er erweiterte die bisherige Begriffe von der Größe des Weltgebäudes außerordentlich durch seine neue Methode, die Entfernung der Sonne von der Erde vermittelst der Dichotomie des Mondes zu bestimmen. Auch fand er, daß der Mond ungefähr um $^2/_3$ kleiner sey, als die Erde. Insbesondere aber ist er dadurch merkwürdig, daß er die alte Lehre des Pythagoras von der Bewegung der Erde um die Sonne wieder in Umlauf brachte. Er schrieb: De magnitudine et distantia solis et lunae, gr. et. lat. c. n. Commandini et Wallisii. Oxon. 1688. 8. — Aristarch, von der Insel Samothracien gebürtig, des Aristophanes Schüler, und Lehrer der Söhne von Ptolemäus, König von Aegypten, lebte um 148 v. Chr. Er machte sich durch seine scharfe und sorgfältige Kritik über Homer, Pindar, Aratos u. a. Dichter berühmt, wozu er Verbesserungen in 9 Büchern geliefert hat; leider ist davon Nichts zu uns herübergekommen. Horaz fällt in seiner Epistel an die Pisonen ein sehr günstiges Urtheil über Aristarchs Kritik, und nennt ihn einen rechtschaffenen, klugen, einsichtsvollen nur der Wahrheit huldigenden Mann, so daß man zu seiner Zeit jeden strengen, aber gerechten Kunstrichter einen Aristarchen nannte. Er starb auf der Insel Cypern im 72sten Jahre seines Alters durch freiwillige Enthaltung aller Nahrung, weil er die Schmerzen, welche ihm die Wassersucht verursachte, nicht länger aushalten wollte.

Aristides, der Sohn des Lysimachus, ein Athenienser, Zeitgenosse und lebhafter Gegner des Themistokles. In den berühmten Schlachten bei Marathon, Salamis und Platää erwarb er sich den ausgezeichnetsten Ruhm durch seine Tapferkeit, so wie die Hochachtung und Liebe aller seiner Mitbürger, durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe. In der Schlacht bei Marathon kommandirte er, nebst Themistokles, das Mitteltreffen, dem der Kern der persischen Truppen gegenüber stand. Er wurde darauf erster Archon, nachher aber durch die Ränke des Themistokles verwiesen; aber bald darauf wieder zurückberufen, als Xerxes in Griechenland eindrang. Nun erhielt er das Kommando über die Landtruppen der Athenienser, die bei Platää unter dem Pausanias fochten. Als die Schlacht bei Salamis geliefert werden sollte, und Themistokles durch verstellte Botschaft die Perser dahin gebracht hatte, daß sie in der Nacht die griechische Flotte umzingelten, und alle Ausgänge zur Flucht besetzten: so fuhr Aristides, der nicht wußte, daß jene Bewegung der Perser eigentlich Plan des Themistokles war, von der Insel Aegina nach Salamis über, ging an den Versammlungsort der Befehlshaber, ließ den Themistokles herausrufen, und bat ihn, allen Zwist, der zwischen ihnen wäre, zu vergessen, und mit ihm gemeinschaftlich für das Vaterland zu arbeiten, da der Feind die Griechen umzingelt, und alle Ausgänge besetzt habe. Themistokles wurde dadurch gerührt, entdeckte ihm seine List, nahm ihn mit in den Kriegsrath, und brachte die Griechen dahin, daß sie sogleich mit dem Gefechte den Anfang machten, daß so siegreich für sie ausfiel. In der Schlacht bei Platää befehligte er, wie schon gesagt, die Athenienser. Als während der Anweisung der Posten sich zwischen den Athenern und Tegeern ein Streit erhob, wer den linken Flügel befehligen sollte, so endigte er denselben, indem er sagte: „wir sind nicht hier, um mit unsern Bundesgenossen zu zanken, sondern wider unsre Feinde zu streiten. Wir erklären, daß der Posten weder Tapferkeit giebt, noch nimmt, und berufen uns auf euch, ihr Lacedämonier. Weiset uns einen Rang an, welchen ihr wollt; wir werden ihn so zu heben wissen, daß er vielleicht der ehrenvollste von allen werden soll.“ Darauf erklärten sich die Lacedämonier zu Gunsten der Athe-

ner. Eine noch größere Gefahr für die Griechen wandte Aristides ebenfalls durch seine Klugheit ab. Er erfuhr, daß einige atheniensische Offiziere von den ersten Familien Verräther der Griechen an die Perser werden wollten. Ohne vorhergehende Untersuchung, die nur Furcht unter das Heer verbreitet, und die Gefahr vergrößert haben würde, ließ er acht Verschworne gefänglich einziehen (zwei der strafbarsten nahmen die Flucht), und zu den andern sagte er: „sehet dort die Feinde, ihr Blut allein kann euren Fehler wieder gut machen.“ Einige Tage darauf erhielt Aristides vom Könige Alexander von Macedonien die Nachricht, daß Mardonius beschlossen habe, sie den folgenden Morgen anzugreifen. Dieses machte er sogleich im Standquartiere der Lacedämonier bekannt, und hinderte so einen, vielleicht unglücklichen, Ueberfall. Nachdem endlich die Perser geschlagen waren, und sich hinter ihren Verschanzungen am Flusse Asopus zurückgezogen hatten, welche die Lacedämonier zu erobern suchten: so eilte Aristides ihnen zu Hülfe, und half die Verschanzungen mit seinen Athenern erstürmen, welche in der Belagerungskunst geschickter waren, als die Lacedämonier. Nachher kommandirte er auch mit auf der Flotte, welche die Griechen ausrüsteten, um ihren asiatischen Brüdern, die sich gegen die Perser empört hatten, zu Hülfe zu kommen. Aristides starb endlich in der größten Armuth zu Athen, weil er sich nicht auf Kosten seiner Mitbürger hatte bereichern wollen. Seine Töchter wurden aus dem öffentlichen Schatze ausgestattet. — Aristides war unstreitig ein Muster der Weisheit und Tugend. Er diente seinem Vaterlande aus reinem Patriotismus, nicht um Reichthum oder Ehre zu erwerben. Da Themistokles ihm in allen Stücken entgegen handelte, so ließ er oft Entwürfe und Vorschläge, welche dem Vaterlande nützlich waren, durch Andere vortragen, damit Themistokles sich ihnen nicht entgegensetzen möchte. Seine Vaterlandsliebe blieb in allen Zeiten und Lagen seines Lebens gleich rein und unvermindert; weder Undankbarkeit seiner Mitbürger, noch Begierde, sich an seinen Feinden zu rächen, konnte sie schwächen. Nie sagte er eine Unwahrheit; Schmeichelei und List waren ihm verhaßt. Wegen dieser Eigenschaften legte man ihm allgemein den Namen des Gerechten bei, und dieser Name selbst war hernach mit Ursache, daß er von seinen undankbaren Mitbürgern auf eine Zeitlang verbannt wurde. Themistokles fand nämlich immer an ihm den eifrigsten Gegner, wenn er einen ungerechten Vorschlag ausführen wollte. Dies beleidigte den Stolz dieses Mannes, und er wünschte sich einen so verhaßten Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. Dazu fand sich bald folgende Gelegenheit. Aristides ließ sich in den Streitigkeiten der Privatpersonen als Schiedsrichter gebrauchen, und der Ruf seiner Gerechtigkeitsliebe machte, daß die Gerichtshöfe fast ganz leer standen. Dies benutzte Themistokles dazu, daß er durch seinen Anhang ihn beschuldigen ließ, er suche sich eine Partei zu machen, um die königliche Gewalt zu erlangen. Dieser Anklage zufolge wurde er durch den Ostracismus auf zehn Jahre aus Athen verwiesen. Bei der Stimmensammlung saß Aristides neben einem geringen Bürger. Dieser konnte nicht schreiben, und bat ihn also, weil er ihn nicht kannte, doch den Namen Aristides auf seine Scherbe zu schreiben. Hat dich denn etwa Aristides beleidigt, daß du ihn verbannt wissen willst? fragte er diesen Mann. Nein, sprach jener, aber ich kann es nur nicht länger leiden, daß man ihn allenthalben den Gerechten nennt. Aristides schrieb also seinen Namen selbst auf, wurde verbannt, und verließ sein Vaterland unter Segenswünschen, wohin ihn die zur Vernunft zurückgekehrten Athenienser bald zurückriefen. Von der Hochachtung, die Aristides sich durch seine Tugenden allgemein erworben hatte, führen wir noch folgende Beispiele an. Einst wohnte er einem Stücke des Aeschylos bei. Als der Schauspieler sagte: Amphiaraus strebe we-

niger darnach, ein rechtschaffener Mann zu seyn, als zu scheinen, richteten sich Aller Augen auf den Aristides. Nach der Schlacht bei Platää sagte Themistokles dem Volke, er habe einen wichtigen Plan entworfen, dessen glückliche Ausführung aber davon abhinge, daß er das undurchdringlichste Geheimniß bliebe. Das Volk antwortete: er mag Aristides anvertrauet werden, wir verlassen uns auf ihn. Und da nun Themistokles diesen bei Seite führte, ihm den Entwurf entdeckte, die Flotte der Verbündeten zu verbrennen, und so Athen die Herrschaft über ganz Griechenland zu verschaffen, und Aristides dann zum Volke sagte, daß zwar nichts nützlicher, aber auch nichts ungerechter sey, als Themistokles Vorschlag, so rief die ganze Versammlung einstimmig aus: wir verwerfen ihn. Noch ein Zug von diesem merkwürdigen Manne. So sehr ihn Themistokles gekränkt und in seinen Unternehmungen gehindert hatte: so suchte er sich doch so wenig an ihm zu rächen, daß, als der Sieger von Salamis (Themistokles) verbannt wurde, er nicht das Geringste wider ihn that, sondern vielmehr sagte, daß er sich über sein Unglück eben so wenig freue, als er vorher sein Glück beneidet habe.

Aristides, ein berühmter Maler aus Theben, aus der Schule des Eurinidas, blühte zu den Zeiten des Apelles um 300 v. Chr. Er war es, der zuerst den kühnen Versuch machte, die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften des Menschen, die in seinem Innern wie ein wogendes Meer toben, mit keckem Pinsel auf der Leinwand anschaulich darzustellen. Das berühmteste seiner Gemälde war die Plünderung einer Stadt; im Vorgrunde desselben erblickte man eine Mutter an der Erde ausgestreckt, mit dem Tode ringend, einen Dolch im Busen, ihr Kind von sich stoßend, welches an ihrer Brust liegt, aber statt Milch, der Mutter Blut sauget: ein Gemälde, welches den Zuschauer mit kaltem Schauer erfüllte. Unter Anderm hatte er eine Schlacht zwischen den Griechen und Persern gemalt. Man zählte 100 Figuren in diesem Gemälde, die Mnason, Tyrann von Elathea, stückweise mit 10 Minen (720 Livres) bezahlte, dieses macht für's ganze Gemälde 72.000 Livres. Plinius d. Ael. erzählt, daß Attilus bis zu 600.000 Sesterzien (114.000 Livres) diesem Künstler auf ein Stück bot, welches den Bachus darstellte. Mummius, der römische Consul, der nicht wußte, welchen Werth ein Mann von Geschmack in ein Kunstwerk dieser Art setzen konnte, bildete sich ein, dieses Gemälde sey ein Talisman, dem eine geheime Kraft beiwohne, weil man es so theuer bezahlt hatte.

Aristipp, der Stifter der cyrenischen Schule, die von Cyrene in Afrika, seinem Geburtsorte, den Namen hat. Da sein Vater ein reicher und angesehener Mann war, so kannte er alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens, und gewöhnte sich an dieselben: ein Umstand, der nachher seiner Philosophie das eigene Gepräge aufdrückte. Sein Vater sandte ihn nach Griechenland, um sich dort auszubilden. Hier lernte er den Sokrates kennen, und ward sein fleißigster Schüler; aber ungeachtet der Ermahnungen seines Lehrers, konnte er seinen Hang zu sinnlichen Vergnügungen doch nicht unterdrücken. Um daher den beständigen Vorwürfen seines Lehrers auszuweichen, und auch um seinen Lieblingsneigungen desto besser fröhnen zu können, ging er nach der Insel Aegina, wo die Lebensart wohlfeiler war, und die Umarmungen einer Laïs ihn fesselten. Nur von Zeit zu Zeit kam er jetzt noch in das nahe Athen, um Sokrates zu hören. Bald nachher begab er sich nach Syrakus, lebte am Hofe des Dionysius, und überließ sich allen Arten von Wollüsten. Alsdann ging er wieder nach Athen, und lehrte daselbst Philosophie. Von seinen fernern Schicksalen

ist nichts bekannt; außer daß er auf der äolischen Insel Lipara gestorben seyn soll, als er, auf Bitten seiner gelehrten Tochter Arete, nach Cyrene zurück reisen wollte. Unter seinem Namen stehen vier Briefe in Leonis allatii epist. Socrat. Paris 1637, 4.; wahrscheinlich ist aber Alles von ihm verloren gegangen. Um den Karakter seiner Philosophie recht treffend darzustellen, wählen wir einen Auszug aus der Darstellung, die uns Barthelemy in seinen Reisen des jüngern Anacharsis, nach den Zeugnissen der Alten, davon gegeben hat. Die Moral des Sokrates war dem Aristipp zu strenge; er glaubte daher, ohne die Grundsätze derselben zu verlezzen, einen bequemern Weg zur Erreichung seines Ziels finden zu können. Ich sehe, dachte er, die Dinge um mich her, ohne ihr eigenthümliches Wesen erforschen zu können; der Schein meiner Sinne trügt; woher finde ich also einen Maaßstab, der mich beurtheilen lehrt, was gut oder böse ist? Um hierüber zu einer beruhigenden Gewißheit zu gelangen, muß ich in mich selbst zurückkehren. Hier finde ich zwei, von der Natur selbst mir eingedrückte, Empfindungen, den Reiz für das Vergnügen und die Abneigung gegen Schmerz. Wie? sollten diese Triebe, die mir so tief eingeprägt sind, nicht die Führer bei der Wahl meiner Handlungen seyn können? Hat sie nicht die Natur selbst in mich gepflanzt? Sollten sie strafbar seyn? Unmöglich! Da wäre ja die Natur selbst im Widerspruch mit sich. Nein, ich will ihnen folgen! Was kümmert es mich da, was die Dinge an sich sind, was ihr wahres Wesen, ihre wahren Eigenschaften, unabhängig von der Vorstellung meiner Sinne, seyn mögen. Alle Gegenstände, die mir vorkommen, betrachte ich also künftig nach den Eindrücken des Angenehmen oder Unangenehmen, die sie auf mich machen. Das ist gut und nützlich, was die Empfindung des Erstern, — das schädlich, was die des Letztern in mir erregt. Nur das Uebermaaß angenehmer Empfindungen, zu große Heftigkeit derselben, ist schädlich; dieses will ich also vermeiden, und mein Glück in eine ununterbrochene Folge sanfter Regungen setzen, welche die Seele bewegen, ohne sie anzugreifen. Diesen Zustand nenne ich Wollust. Jener beschriebene innere Sinn sey also mein Leitfaden. So hange ich mit den äußern Dingen, mit dem ganzen Weltall, nur durch mein persönliches Interesse zusammen; Alles beziehe ich auf mich, ich bin der Mittelpunkt, der Maaßstab aller Dinge. Um mich aber auf dieser erhabenen Stelle erhalten zu können, unterwerfe ich mich den Umständen des Orts, der Zeit und der Menschen. Der gegenwärtige Augenblick sey nur das, worin ich lebe, nicht die Zukunft, nicht die Vergangenheit. Jeder Ort, wo ich Freuden genießen kann, ist mein Aufenthalt. Habe ich sie an dem einen erschöpft, so eile ich zum andern, um neue zu genießen. Ich ehre die Gesetze jeder Nation, und werde die eingeführte Ordnung nie durch die Kühnheit meiner Meinungen, oder die Unregelmäßigkeit meines Betragens stören. Indem ich Alles auf meine innere Empfindungen beziehe, erkenne ich die Pflichten des Menschen im gesellschaftlichen Leben für nichts als eine Art von Handel. Soll ich Andern nützen, so müssen sie mir dafür wieder Vortheile bringen. Das sogenannte edle und großmüthige Betragen ist eine Chimäre; sich selbst für Andere aufzuopfern, ist Schwärmerei. Kommen Schüler zu mir, so mögen sie mich bezahlen; soll ich an den Hof eines Fürsten gehen, so mag er mir Gnadenbezeugungen ertheilen, wenn ich ihn meine Kenntnisse lehren soll. Ich beneide Niemanden; ich räche mich an Keinem, der mich beleidigt: das Alles sind Leidenschaften, welche dem mehr schaden, der sie nährt, als dem, der ihr Gegenstand ist. Eben so ruhig verhalte ich mich auch in Rücksicht der Freundschaft. Was ist Freundschaft? Das schönste, aber, leider! auch das gefährlichste Geschenk des Himmels! Was ist bitterer, als die Treulosigkeit des Freundes! Soll der Weise sich diesem oft

lebenslänglich nagenden Gefühle aussetzen? Nein, ein eigentliches Freundschaftsbündniß werde ich nie schließen. Kann ich z. B. meinem Freunde, ohne meinen Nachtheil, helfen, so sey es; wo nicht, so entferne ich mich lieber von ihm, um nicht den Schmerz zu haben, ihn leiden zu sehen. Verliere ich Jemandes Freundschaft, sey es durch meine, oder nicht durch meine Schuld, so will ich suchen, sie wieder zu gewinnen, auch wenn ich mich zu Bitten erniedrigen muß. Warum? — Um den Verdruß los zu werden, den der Kaltsinn meines Freundes, und die Reden Anderer darüber mir verursachen. Ich will mir die Bequemlichkeiten und die Vergnügungen des Lebens zu verschaffen suchen, wenn ich sie haben kann; wo nicht, je nun, so will ich in einen groben Mantel gehüllt wohl auch so vergnügt seyn, als im Purpurgewande. Stößt mir ein Unglück zu? Nun, grämen will ich mich nicht darüber, dadurch verbessere ich doch nichts wieder; lieber also das genießen, was vom Glücke mir noch übrig bleibt. Will das Glück sich zu mir setzen? Wohl! so reiche ich ihm die Hand; kehrt es mir den Rücken zu, auch gut! Mag es doch seine Geschenke wieder mitnehmen, und zu Andern laufen. Seine Launen sollen mich nicht trüben, wenn sie auch mich zuweilen ergötzen. — Man sieht hieraus, daß Aristipp seine Philosophie allein auf Moral einschränkte, und alle übrigen Wissenschaften für unnütz erklärte, auch alle spitzfindigen Untersuchungen über die Natur und den Ursprung der Dinge verachtete. Der erste Grundsatz seiner Moral und der höchste Entzweck seiner Philosophie war das Vergnügen; ein Grundsatz, der nach seiner Meinung das Mittel zwischen der Strenge des Sokrates und der Zügellosigkeit der Sophisten hielt. Alles beruhte auf den Empfindungen und auf der Vorstellung von dem Angenehmen oder Unangenehmen des Eindrucks, den ein Ding auf uns macht. Darnach beurtheilte er die Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines Dinges, die Gutheit oder Schlechtheit einer Handlung. Alle andere Rücksichten waren dieser untergeordnet. Dabei setzte er auch noch das körperliche Vergnügen über das geistige, weil jenes stärker bewegt, dieses sehr schwach ist. Nur aus dem gegenwärtigen Genuß kann man wahres Vergnügen schöpfen, aber nicht aus der Erinnerung an die Vergangenheit, nicht aus der Hoffnung auf die Zukunft. Der Weise beherrscht seine Leidenschaften, weil sie oft unangenehme Folgen haben; Alles, was er thut, geschieht nur um sein selbst, nie um Andrer Willen; Recht und Unrecht giebt's nicht von Natur, sondern nur im bürgerlichen Leben; Tugend muß nur dann geübt werden, wenn sie uns Vergnügen gewährt, oder Schmerz abwendet. — Diese Skizze wird hinlänglich seyn, den Karakter der Aristippischen Philosophie zu bezeichnen. Wir fügen daher nur noch einige Anekdoten bei, die manche jener Züge in ein noch helleres Licht setzen können. Aristipp war Aeschines Freund, überwarf sich aber nachher mit ihm, und brach den Umgang ab. Ein Anderer erinnerte ihn einst tadelnd an diesen Freundschaftsbruch. Gut, sagte er, ich will die Freundschaft wieder erneuern. Darauf ging er zu Aeschines, bat ihn um Verzeihung, ungeachtet dieser eigentlich Unrecht hatte, und beide versöhnten sich. Dies that er, um den Verdruß loszuwerden, den ihm Aeschines Kaltsinn verursacht hatte. In Athen machte man ihm allgemeine Vorwürfe darüber, daß er dem Dionysius von Syrakus so geschmeichelt habe. Indessen hatte er sich auch dort seinem Systeme gemäß betragen. Er machte zwar den Hofmann; aber doch, ohne den rechtschaffnen Mann zu verleugnen. Wo er wußte, daß ihm Tadel nichts helfen, vielmehr schaden würde, da schwieg er, und lobte nur die guten Eigenschaften des Fürsten. Oft sagte er ihm auch manche gute Wahrheit, besonders um seine übertriebne Hitze zu mäßigen. Ein gebildeter Mensch, sprach er oft in seiner Gegenwart, gleicht einem abgerichteten Rosse, der ungebildete einem wilden unbändigen Gaule.

Oft erlaubte er sich auch gegen oder über ihn etwas freiere Ausdrücke. Einst machte ihm Jemand Vorwürfe, daß er, um etwas für seinen Freund zu erbitten, vor dem König auf die Knie gefallen sey. Er antwortete, „ist es meine Schuld, daß dieser Mensch seine Ohren an den Füßen hat?“ Da Plato einen Gehalt ausschlug, welchen Dionysius ihm anbot, und Aristipp schon lange vergebens um einen angehalten hatte, so sagte dieser ganz laut: „der König ist nicht in Gefahr, ein armer Mann zu werden; er will nur denen geben, die es ausschlagen, und giebt denen nichts, die ihn um etwas bitten.“ Dionysius pflegte oft dem Aristipp Aufgaben vorzulegen, und wenn dieser seine Beweise führte, ihn zu unterbrechen, und die Frage selbst zu entwickeln. Dies verdroß den Aristipp, und er sagte bei solcher Gelegenheit einmal zu ihm: „sehr wohl, ich schweige, damit du das Vergnügen haben kannst, fortzufahren, um mich zu lehren, was du wissen willst.“ Darüber ward Dionys empfindlich, und ließ ihn beim Abendessen zu unterst sitzen. Den andern Tag fragte er, wie ihm der Platz gefallen habe? „Recht gut,“ antwortete er, „du wolltest ohne Zweifel, das er auf eine kurze Zeit der ehrenvollste von Allen seyn sollte.“ Aus Geld oder andern Gütern machte sich Aristipp nichts. Besaß er es; gut! wo nicht: so war er um nichts weniger vergnügt. Einst machte ihm Jemand Vorwürfe, daß er für ein Rebhuhn 50 Drachmen bezahlt habe. „Hättest du,“ sagte er, „nicht einen Obolus dafür gegeben?“ Allerdings! „Nun sieh,“ antwortete er darauf, „ich mache mir aus 50 Drachmen auch nichts mehr.“ Ein andermal folgte ihm auf einer Reise nach Libyen ein Sklave mit Gold, welches ihm aber zu schwer ward. Wirf einen Theil weg, sagte er, damit du mir besser folgen kannst. Beim Dionysius gab er auch einmal einen Beweis von Selbstüberwindung, ohne daß dieses doch seinen Grundsätzen widersprochen hätte. Der König erlaubte ihm nämlich, aus drei schönen Buhlerinnen sich eine zu wählen. Er nahm aber alle drei, unter dem Vorwande, daß er das Schicksal des Paris fürchtete, wenn er einer den Vorzug gäbe. Unterweges dachte er jedoch, daß das Vergnügen der Selbstüberwindung doch wohl einmal noch besser wäre, als der Genuß ihrer Reize, und ließ sie ruhig in ihre Häuser zurückkehren. Aus dem Allen erhellet, daß Aristipps Philosophie, wenn sie auch in einiger Rücksicht etwas nachgiebig war, doch nicht erlaubte, daß man sich ohne Rücksicht allen sinnlichen Vergnügen überließ. Sie verlangte nothwendig Besiegung der Leidenschaften, weil sie sonst Unruhe und Unordnung erregen. Andere Philosophen suchten dadurch, daß sie auch das Vergnügen verbannten, die Bekämpfung der Leidenschaften zu vermeiden; er hielt es eines weisen Mannes würdiger, sie zu besiegen, und zu seinen Sklaven zu machen, die ihm dienen, und die Last des Lebens ertragen helfen möchten. Er setzte die Glückseligkeit in solche Empfindungen, welche die Seele sanft bewegen, und diese innere Behaglichkeit nannte er Wollust: eine Benennung, die den strengsten Philosophen zum Anstoß war, weil sie sich ganz etwas anders darunter dachten.

Aristogiton, ein athenienfischer Jüngling voll Heldenmuth und glühender Liebe für sein Vaterland, erdolchte, mit Beihülfe seines Freundes Harmodius, Hipparchus, den Unterdrücker seines Vaterlandes. Hippias, der Bruder dieses Letztern, ließ vergebens mehrere Personen auf die Folter legen, um hinter das Complott zu kommen; unter diesen befand sich auch ein Freudenmädchen, das sich selbst die Zunge abbiß, um Nichts entdecken zu können. Aristogiton ward auch auf die Folter gespannt; aber weit entfernt, seine Mitschuldigen zu entdecken, beschuldigte er Hippias treueste Anhänger, die dieser auch auf der Stelle am Leben strafen ließ. „Hast du auch noch andre Frevler als Theilnehmer anzugeben?“ schrie ihm

der Tyrann in seiner Wuth entgegen; „Nein,“ versetzte Aristogiton, „nur Du allein bist noch übrig; ich sterbe, und nehme das Vergnügen mit mir in meinen Tod, dir deine besten Freunde geraubt zu haben.“ Athens Bürger ließen zum Danke für ihre Befreiung vom Joche der Tyrannen dem Aristogiton auf dem großen Markte Statuen errichten, eine Ehre, die vor ihm zu Athen noch Keinem widerfahren war; und Aristogitons Enkelin ward auf Kosten der Republik verehlicht und reichlich ausgesteuert.

Aristokratie, Adelsgewalt, diejenige Form der Beherrschung eines Staats, wo mehrere unter sich verbundene Menschen, die einander gleich sind, das Staatsoberhaupt ausmachen, und also zusammen die Herrschergewalt (Souveränität) besitzen, ohne daß Andere daran Theil nehmen können, die nicht zu dieser Gesellschaft (dem Staatsoberhaupt) gehören. Gemeiniglich sind diese Menschen aus gewissen Familien im Staate, die nur allein das Recht haben, demselben seine Regierungsmitglieder zu geben. Der venetianische Staat gab einst das bekannteste Beispiel von Aristokratie. — Einige haben behauptet, in der Aristokratie sey es schwerer, zu einer rechtlichen Verfassung zu gelangen, als in einer Demokratie. Die Demokratie ist aber dazu gar nicht fähig. Sie haben bloß darin recht, daß es in einer Aristokratie schwer ist. Die größere Anzahl der Regierungsmitglieder schwächt die Kraft der Regierung; denn der Herrscher-Wille ist alsdann sehr getheilt, und sehr verschieden von dem Privatwillen eines jeden Einzelnen, und der allgemeine Wille wirkt daher schwerer auf den Willen des Staatsoberhaupts. Wo die Zahl der Herrschenden groß ist, da giebts eine Menge von Factionen, weil sich der Herrscher-Wille Aller gar zu leicht in den übereinstimmenden Privatwillen mehrerer Einzelnen auflöset, und so durch die vereinigte Macht Mehrerer der Privatwille wider den allgemeinen Willen durchgesetzt wird, welches dem rechtlichen Zustande entgegen ist. So ist es also in der Aristokratie schwerer, als in der Monarchie, zur einzigen vollkommenen rechtlichen Verfassung zu gelangen. Beide aber können nur allein der rechtlichen Regierungsart angemessen seyn. — Hobbes schrieb 1646 zu Paris sein Buch Elementa philosophica de cive. Das 7te Kapitel des Buchs Imperium handelt von den drei Beherrschungsarten des Staats. Die Aristokratie, sagt er, ist diejenige Beherrschungsart, wo die Oberherrschaft (summum imperium) in den Händen eines Senats (concilium) ist. Mit dieser Beherrschungsart ist also das Karakteristische verbunden, daß nicht alle Staatsglieder auch Mitglieder dieses Senats sind, sondern nur ein gewisser Theil derselben, welcher der Adel (Optimates) heißt. Dieser Adel kann nun entweder Geburtsadel seyn, d. i. derjenige, der da macht, das man Mitglied des Senats werden kann, oder Amtsadel, d. i. derjenige, der dadurch entsteht, daß man Mitglied des Senats ist. Von dem erstern gaben die römischen Senatoren, von dem andern die Mitglieder des Raths der Fünfhundert und des Raths der Alten zur Zeit der Revolution in Frankreich das Beispiel. — Die moralischen und politischen Versuche des D. Hume enthalten unter andern einen Versuch, in welchem bewiesen wird, daß die Staatskunst die Form einer Wissenschaft annehmen kann. In demselben stellt er den Satz als Axiom auf, daß die beste Aristokratie einen Adel ohne Vasallen erfodert. In den von Garve herausgegebenen Grundsätzen der Moral und Politik findet sich etwas über die verschiedenen Regierungsformen, unter welchem Worte aber hier die drei Beherrschungsarten verstanden werden, wovon die zweite die aristokratische ist. Die aristokratische Form, heißt es, ist diejenige, wo die gesetzgebende Gewalt einer aus dem ganzen Corpore der Nation ausgewählten Versammlung zukömmt, welche ihre abgehenden Glieder entweder durch eigene Wahl wieder ersetzt, oder

neue in ihre Stelle nach bestimmten Successionsgesetzen bekömmt, wobei entweder auf die Abstammung aus gewissen Familien, auf den Besitz eines gewissen Vermögens oder bestimmter Ländereien, oder endlich auf persönliche Rechte oder Eigenschaften gesehen wird. Dieses Buch beurtheilt aber den Werth der Aristokratie nicht nach dem Rechte, sondern nach den aus ihr entspringenden Folgen. Man findet daher die Vorzüge und Uebel der Aristokratie in demselben aufgezeichnet. Unter den neuesten Politikern hat Rousseau durch seinen gesellschaftlichen Vertrag das meiste Aufsehen erregt. Beschreibungen der Beherrschungsarten findet man im dritten bis achten Kapitel des dritten Buchs. Aber die Eintheilung der Beherrschungsarten untersucht er im dritten Kapitel, wo es heißt, die Regierung kann sich in die Hände einer kleinen Anzahl zusammenziehen, so daß es mehr bloße Staatsbürger als Regierungsmitglieder giebt; diese Form führt den Namen der Aristokratie. Rousseau hat ein ganzes Kapitel (das fünfte des dritten Buchs des gesellschaftlichen Vertrags) von der Aristokratie. Er behauptet, die ersten Gesellschaften hätten sich aristokratisch beherrscht, und die Aristokratie sey dreierlei Art, die natürliche, Wahl- und erbliche Aristokratie. Die zweite sey die beste im eigentlichen Sinne des Worts, weil man durch die Wahl wirklich die Besten (optimates) zu Regierungsmitgliedern ausheben könne. Jakobs Eintheilung der Regierungsformen in seiner philosophischen Rechtslehre oder dem Naturrecht: 1) nach den verschiedenen Personen, welchen die Majestät übertragen wird; und 2) nach der verschiedenen Art und Weise, wie sie diese Personen, dem Vertrage nach, ausüben, ist ganz richtig; das erste ist die Form der Beherrschung, welche entweder Autokratie, Aristokratie oder Demokratie ist; das zweite, die Form der Regierung, welche entweder republikanisch oder despotisch ist. Er sagt; „wenn die höchste Gewalt einer Versammlung gewisser vornehmer Reichsbürger zukömmt, so heißt die Verfassung Aristokratie. Die Gesellschaft der Bürger, welcher die Majestät zukömmt, heißt der souveräne oder höchste Reichs- oder Staatsrath, welcher aber entweder unumschränkt oder beschränkt ist, und in der Ausübung der Majestätsrechte an gewisse positive Bedingungen gebunden seyn kann. Die aristokratische Staatsform ist aus zwei Verhältnissen zusammengesetzt, nämlich: a. dem der Vornehmen (optimatum), als Gesetzgeber zu einander, um zusammen den Souverän zu machen, und b. dem dieses Souveräns zum Volke.

Aristomenes, der Sohn des Nicomedes und der Andamia, von königlichem Geblüte, und der vornehmste Beförderer der Empörung der Messenier gegen Sparta, welche den zweiten messenischen Krieg nach sich zog. Er war ein kühner, unternehmender, unerschrockner Mann, der zugleich strenge Redlichkeit und den größten Patriotismus zeigte. Er zog die Archiver und Arcadier auf seine Seite, und brachte nun seine Landesleute dahin, einmüthig die Waffen zu ergreifen Ungefähr ein Jahr nach der Empörung geschah ein kleines Treffen zwischen den Messeniern und Spartanern, in welchem erstere siegten, und Aristomenes beinahe übermenschliche Tapferkeit bewies. Man wollte ihm daher die Würde eines Königes übertragen; er lehnte sie aber ab, und nahm nur die Stelle eines obersten Feldherrn und die Gewalt an, Alles thun zu dürfen, was zum Besten des Vaterlandes nützlich wäre. Um den Spartanern Schrecken einzujagen, benutzte er den Aberglauben seiner Zeit, ging verkleidet nach Sparta, und hing an den Mauern des Tempels der Minerva ein Schild auf, mit der Inschrift: Aristomenes widmet dieses der Göttin von dem Raube der Spartaner. Nun brachte er eine starke Armee zusammen, indem die Elier, Archiver, Sicyonier und Arcadier ihm Hülfstruppen

geschickt hatten. Die spartanischen Könige zogen ihm entgegen, und boten ihm eine Schlacht an, in welcher die Messenier eine solche Niederlage unter den Lacedämoniern anrichteten, daß diese in die größte Muthlosigkeit versanken, und ohne den ihnen von Athen geschickten Feldherrn, den Dichter Tyrtäus, der ihnen durch seine Vorstellungen ihren Muth wieder erfrischte, würde das Schicksal Messeniens bald eine günstige Wendung genommen haben. Aristomenes lehrte nun seine Messenier, auch angreifend zu verfahren; er fiel in das spartanische Gebiet, nahm Pherä ein, plünderte es, und machte Alles nieder, was sich widersetzte. Er schlug die Spartaner nochmals zurück, als sie ihn angreifen wollten, wurde aber dabei am Schenkel gefährlich verwundet. Als er wieder geheilt war, beschloß er, den Krieg bis vor Sparta's Thore zu treiben, und brachte zu dem Ende ein starkes Heer zusammen. Vermuthlich aber fand er nachher sein Unternehmen unausführbar; denn er gab vor, Castor und Pollux hätten ihm davon abgerathen. Bei einem Streifzuge würde er indessen gefangen, indem seine Soldaten sich von laconischen Weibern in die Flucht schlagen ließen, aber bald gelang es ihm wieder zu entkommen. Im driten Jahre des Krieges führte der arcadische König Aristokrates den Messeniern Hülfstruppen zu. Die Spartaner rückten ihnen wieder entgegen, und boten dem Aristomenes eine Schlacht an. Allein Aristokrates hatte sich von den Spartanern bestechen lassen; als daher die Schlacht angehen sollte, machte derselbe durch falsche Vorspiegelungen böser Vorbedeutungszeichen seine Krieger muthlos, und gab ihnen dann den Befehl, sich von der messenischen Armee zu trennen, und mitten durch diese durchzubringen. Dadurch entstand Unordnung, und da in demselben Augenblick die Spartaner angriffen, so mußten die Messenier, trotz ihrer Tapferkeit, weichen, nachdem der größte Theil ihrer Armee niedergehauen war. Aristomenes zog sich mit dem kleinen Reste seiner Truppen zurück auf den Berg Era oder Ira, den er befestigen, und zu einer langen Gegenwehr vorbereiten ließ. Das Uebrige von Messenien, außer Pylus und Methone, überließ er den Spartanern. Diese hielten den Krieg für geendigt, betrachteten Messenien als ihr Eigenthum, und theilten es unter sich, während sie den Aristomenes belagerten. Aber dieser zeigte bald, daß er noch nicht überwunden sey. Besonders schadete er den Spartanern dadurch, daß er mit 300 Mann Messenien und selbst Laconien verheerte, und unermeßliche Beute machte. Einst aber wurde er unterwegs überfallen, und ungeachtet er sich mit seiner kleinen Armee tapfer gegen das feindliche Heer wehrte, mit vielen Wunden bedeckt, gefangen genommen. Das Jauchzen der Spartaner war unbeschreiblich. Man warf ihn nebst einem Haufen Todter in ein tiefes Loch, wo er drei Tage lang vom Hunger und dem vergifteten Gestanke der faulenden Leichname gequält wurde. Endlich gab ein Fuchs Gelegenheit, daß er eine Oeffnung entdeckte, durch welche Lichtstrahlen fielen. Er arbeitete sich durch, kam glücklich zu seinen Landsleuten, und fing auf's Neue an, den Spartanern soviel Schaden zu thun, daß diese nicht länger an der Wahrheit seines neuen Daseyns zweifeln konnten. Darauf wurde er noch einmal von neun cretensischen Bogenschützen gefangen. Zwei brachten die Nachricht nach Sparta, und sieben blieben als Wache bei ihm, und brachten ihn in eine Hütte, wo eine Wittwe mit ihrer Tochter wohnte. Diese hatte die Nacht vorher einen Traum gehabt, der sie bewog, die Wächter durch Wein in Schlaf zu bringen, und ihn loszubinden. Er tödtete diese darauf, und entkam abermals. Das junge Mädchen nahm er mit, und gab sie seinem Sohne zur Frau. Im elften Jahre der Belagerung wurde endlich Era durch Zufall und List der Spartaner erobert. Die Messenier vertheidigten sich jedoch so herzhaft, daß der Kampf drei Tage und drei Nächte dauerte. Endlich beschloß Aristomenes, sich durchzuschlagen,

und dies geschah mit so viel Klugheit und Muth, daß er gleichsam im Triumph durch die Reihen der Spartaner nach Arkadien hinabzog. Die Arkadier nahmen ihn mit Freuden auf, und er faßte nun den kühnen Entschluß, mit 500 Mann Sparta wegzunehmen. Der König Aristokrates hatte ihn auch jetzt wieder verrathen; aber die mit der Antwort zurückkommenden Boten wurden aufgefangen, und der Verräther darauf gesteinigt. Hierbei zeigte sich Aristomenes edel und großmüthig. Seine Messenier durften nicht allein nicht den Arkadiern helfen, sondern er vergoß selbst Thränen über den schmählichen Tod seines Feindes, so sehr dieser ihn auch verdient hatte. Das Unternehmen gegen Sparta war nun vereitelt. Die Messenier begaben sich sodann nach Sicilien, und erbaueten dort Messene (Messina). Aristomenes blieb in Griechenland, geehrt und geschätzt von Allen; selbst ein Orakel erklärte ihn für den würdigsten Mann in ganz Griechenland. Er genoß dreimal in seinem Leben die große Ehre: dem Jupiter-Ithomates Hekatomphonien darzubringen; dies war ein bei den Messeniern von den ältesten Zeiten her übliches Dankopfer, und durfte nur dann Statt finden, wenn ein Feldherr 100 Feinde mit eigener Hand erlegt hatte: ein Fall, der unserm Helden dreimal begegnet war. Auch ward dieses Fest auf das feierlichste begangen, und es war das schönste Nationalfest der Messenier. Auch wurden seine Töchter von den Messeniern, in dankbarer Anerkennung seines Verdienstes um sein Vaterland, den vornehmsten und tapfersten Jünglingen Messeniens nebst einer reichen Aussteuer zu Bräuten gegeben.

Aristophanes, ein Zeitgenosse des Euripides und berühmter Lustspieldichter. Sein Geburtsort ist ungewiß; seinem Wohnorte nach aber war er ein Athenienser. Unter den Griechen ist er der einzige Lustspieldichter, dessen Stücke ganz auf uns gekommen sind. Er hatte unerschöpflichen, aber nur zu oft gemißbrauchten Witz, eine bösartige Satyre, und schmutzige Ausdrücke und Gedanken, weil seine Sitten selbst nicht besser waren. Seine Einbildungskraft war außerordentlich lebhaft, von einem gewissen lustigen Karakter, und voll närrischer Bilder. Athens Bürger waren damals schon gänzlich verdorben, eitel, leichtsinnig, unbeständig, ohne gute Sitten und Ehrfurcht gegen die Götter; mehr geneigt, über elende Possen zu lachen, als sich durch nützliche Lehren bessern zu lassen. Man brachte daher wirkliche Personen mit ihren Namen auf die Bühne, und kopirte sie, um sie lächerlich zu machen. So z. B. stellte Aristophanes den Sokrates in seinen Wolken vor. Der ihn vorstellende Akteur nannte sich Sokrates, hatte eine, nach dessen Gesichte gemalte Larve, und einen Mantel, dem Mantel des Philosophen vollkommen gleich. Auch kopirte er ihn in seiner Art zu disputiren. Um seinen vorgeblichen Genius lächerlich zu machen, stellte er ihn über der Erde auf den Wolken schwebend vor, wie er seine Gedanken der höhern, feinern und leichtern Luft anpaßt, und die Schutzgöttinnen der Sophisten, die Wolken, anruft; auch ihre Stimme mitten unter den ihn umgebenden Nebeln und Finsternissen zu hören vermeint. Aristophanes reichte das Stück beim Wettstreit zweimal ein; es erhielt Beifall, aber nicht den Preis. Er überfeilte es zum drittenmale; aber Umstände waren Schuld, daß es nicht aufgeführt werden konnte. Gegen Euripides hatte er auch immer seinen Haß gezeigt. Sobald jener todt war, gab er ein Stück heraus, das mit Beifall aufgenommen wurde. Es stellte vor, wie Bachus aus Verdruß über die elenden, an seinem Feste aufgeführten, Trauerspiele in die Unterwelt hinab stieg, um den Euripides wieder heraufzuführen. Hier fand er Pluto's Hof voller Zwist, indem Euripides und Aeschylos mit einander stritten, wer auf dem Throne des Trauerspiels sitzen sollte. Für den Erstern erklärten sich eine Menge plumper und geschmackloser Menschen; für den Aeschylos, Sophokles. Beide Nebenbuhler stritten mit

der Geißel der Satyre gegen einander; jeder erhebt seine Arbeiten, und setzt die des Andern herab. Endlich soll Bachus entscheiden, und dieser erklärte sich für den Aeschylos. — Als die Frechheit des Aristophanes und der übrigen Lustspieldichter zu sehr ausartete, wurde ein Gesetz gemacht, daß Keiner wirkliche Personen aufs Theater bringen sollte. Das war aber dem Volke gar nicht gelegen, und die Dichter suchten daher das Volk und das Gesetz so zu befriedigen, daß sie zwar erdichtete Namen wählten, aber übrigens so nach der Natur malten, daß der, welchen sie meinten, gar nicht zu verkennen war. Dies war die sogenannte mittlere Komödie. Auch Aristophanes unterwarf sich jenem Gesetze auf die angezeigte Art. — Von 54 Lustspielen dieses Dichters sind nur elf auf uns gekommen. Die besten Ausgaben sind: von L. Küster (Amsterdam 1710, Fol.), Bergler (Amsterdam 1760, 4.), Brunk (Straßburg 1783, 8.) und Beck (Leipzig 1794, 8. noch unvollendet). Einzelne Stücke, wie z. B. die Wolken, haben verdeutscht: Schütz, Welker und Wolf.

Aristoteles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der peripathetischen Schule, ward zu Stagira, einer Stadt in Macedonien, um 384 v. Chr. geboren. Sein Vater, Nikomachus, war ein Arzt, der seiner Geschicklichkeit wegen bei dem macedonischen Könige Amyntas in großem Ansehen stand. Schon in früher Jugend verlor er seine Aeltern, und wurde von einem gewissen Proxenus erzogen, der ihn besonders zu den schönen Wissenschaften anhielt. Aristoteles war immer sehr dankbar gegen diesen Mann, und nahm in der Folge dessen Sohn Nilanor an Kindesstatt an, setzte ihn auch zu seinem Erben ein. In seinem 17ten Jahre kam er zum Plato. Er war ein magrer und trockner Jüngling, mit einer schnarrenden Stimme, und kleinen feurigen Augen. Bald zeichnete er sich durch Scharfsinn und Lebhaftigkeit vor allen Andern aus, und Plato schätzte ihn so sehr, daß er ihn nur den Verstand seiner Schule zu nennen pflegte. Zu seinen Fähigkeiten gesellte sich der höchste Grad von Wißbegierde, daher er alle zu seiner Zeit bekannte Schriften sich anschaffte und studirte. Zwanzig Jahre lang genoß er Plato's Unterricht, und als dieser große Mann starb, ehrte er dankbar sein Andenken durch einen Altar, den er ihm auf seine Kosten errichten ließ. Nach Plato bestieg dessen Lehrstuhl Speusippus, und Aristoteles wurde übergangen. Dies kränkte ihn so sehr, daß er Athen verließ, und sich zu einem gewissen Hermias, einem Verschnittenen, der durch die Ermordung seines Herrn, Eubolus, sich selbst zum Tyrannen von Atarnae in Mysien gemacht hatte, begab. Dieser Hermias war sein Mitschüler gewesen, und nahm ihn freundlich auf. Er lebte drei Jahre bei ihm auf einem sehr glänzenden Fuß, und in diese Zeit fällt sein schönes Skolion auf die Tugend, das sich mit dem Lobe des Hermias endigt. Als aber dieser sein Freund das Unglück hatte, gefangen nach Persien geführt, und dort enthauptet zu werden, mußte er seinen Aufenthalt von Neuem ändern. Der Tod des Hermias schmerzte ihn außerordentlich, und um seine Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter auch noch nach dessen Tode zu zeigen, heirathete er dessen Erbin, eine von Hermias adoptirte Verwandte, mit Namen Pythias (nach Andern Pythais). Er ging darauf 345 v. Chr. nach Mitylene, und wurde dann gegen das Ende des zweiten Jahres von Philipp, König von Macedonien, zum Lehrer seines Sohnes, Alexanders, der damals 15 Jahr alt war, berufen. „Ich habe," schrieb ihm Philipp, „einen Sohn, und ich danke den Göttern weniger, daß sie mir ihn gaben, als daß sie ihn zu deiner Zeit geboren werden ließen. Ich hoffe, daß deine Sorgfalt und deine Einsichten ihn meiner und dieses Reichs würdig machen werden." Aristoteles erfüllte dieses Vertrauen vollkommen, und bildete die herrlichen Fähig-

keiten des künftigen Besitzers von Asien so aus, daß Alexander ein Muster gut gebildeter Jünglinge ward. Vorzüglich brachte Aristoteles seinem Zögling Geschmack an den schönen Wissenschaften bei. Er besorgte für ihn die berühmte Recension des Homers, die dieser hernach in einem goldnen Kästchen auf seinen Feldzügen mit sich führte. Nach Asien schickte er ihm die Werke des Philistus, die Tragödien des Aeschylos, Sophokles, und Euripides, und die Dithyramben des Telestes und Philoxenus. Auch schrieb er für ihn mehrere in die Politik einschlagende Bücher, z. B. über die monarchische Regierungsform, über die Anlegung von Colonien rc. Von Alexander erhielt er dagegen beträchtliche Unterstützungen für seine historischen Untersuchungen, sowohl an Geld, als durch andre Veranstaltungen. Auch Philipp würdigte den Erzieher seines Sohnes seiner ganzen Hochachtung, und bewies ihm seine Dankbarkeit, wo er nur konnte. So bauete er, aus Gefälligkeit gegen ihn, das zerstörte Stagira wieder auf, und schenkte den Einwohnern die Freiheit, und ihm selbst ließ er dort ein eignes Gymnasium, Nymphäum genannt, bauen, wo er lehren sollte. Als Alexander selbst den Thron bestiegen, und seinen Zug gegen Persien angetreten hatte, verließ Aristoteles den Hof, und begab sich nach Athen. Mit seinem erhabenen Zögling blieb er aber immerfort in schriftlicher Verbindung. Seine Briefe an Alexander hatten vornehmlich den Wunsch zum Gegenstande, die Naturgeschichte derjenigen Länder kennen zu lernen, durch welche Alexanders Zug ging, daher er ihn bat, sie in dieser Hinsicht untersuchen zu lassen. Durch die Unbesonnenheit des Callisthenes verlor er aber doch endlich die Gnade des Königs. Dieser Callisthenes, ein Schüler des Aristoteles, der, auf des Letztern Empfehlung, Alexander begleitete, wagte es einst zur Unzeit, und vielleicht in zu harten Ausdrücken, den König wegen seiner Ausschweifungen zu tadeln. Auch beschuldigte man ihn der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Alexanders Leben, welches vielleicht nicht ganz ohne Grund war. Alexander ließ ihn auf eine grausame Art hinrichten, und drohte, diejenigen seine Rache fühlen zu lassen, die ihm diesen Mann empfohlen hätten, wozu denn auch Aristoteles gehörte. Dies veranlaßte zwischen beiden ein Mißverständniß, das nicht wieder gehoben wurde. Besonders wurde Aristoteles durch die grausame Hinrichtung seines Freundes empört, und es ist nicht ganz unglaublich, daß er dem Antipater ein geheimes Gift zugesandt habe, um Alexandern aus dem Weg zu räumen. Ob aber die Vergiftung wirklich Statt gefunden hat, ist historisch zweifelhaft. Als Aristoteles i. J. 325 nach Athen ging, um dort die Philosophie zu lehren, war der Lehrstuhl der Akademie schon durch Xenocrates besetzt; er wählte also das Lyceum zur Ertheilung seines Unterrichts. Es war dieses ein Gymnasium vor der Stadt mit angenehmen Schattengängen umgeben. Von diesen Gängen (Peripatois), worin Aristoteles lehrte, erhielt seine Schule den Namen Peripatetischen. Die Gründlichkeit seines Vortrags, und die Neuheit seiner Philosophie, erwarben ihm in Kurzem den ausgesuchtesten Beifall, und zogen ihm den Neid der übrigen Schulen zu, der, sobald Alexander ihm seine Gnade entzogen hatte, in Haß und Verfolgung von allen Seiten her gegen ihn losbrach. Insbesondre klagten ihn die Priester an, daß seine Philosophie gottlos sey, und den Umsturz der herrschenden Religion drohe, weil er lehre, daß Gebet und Opfer ohne Nutzen wären, indem die Veränderungen in der Welt nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen, ohne besondre Theilnehmung der Gottheit, vor sich gingen. Athens Gesetze waren in einem solchen Punkte unerbittlich, wie mehrere Beispiele in der Geschichte lehren; kein Wunder also, daß auch ihn der Areopagus für einen schändlichen Menschen erklärte, dessen Lehre die heiligsten Bande der Gesellschaft zerrisse. Diesem Ausspruche würde un-

streitig der Giftbecher gefolgt seyn, wenn Aristoteles nicht durch eine schleunige Flucht diesem zuvorgekommen wäre. Er ging also in der Stille nach Chalcis, wo er bald darauf im J. 322 an einer Magenkrankheit starb. Die Schriftsteller sind indessen über seine Todesart nicht einig. Nach Einigen nahm er Gift, um den Händen des Areopags zu entgehen. Nach Spätern soll er sich aus Verdruß, daß er die Ursachen der Ebbe und Fluth nicht finden konnte, in den Euripus gestürzt habe. Er erreichte ein Alter von 63 Jahren, und war zweimal verheirathet, einmal mit der schon erwähnten Pythias, die ihm eine Tochter gleichen Namens gebar, und das zweitemal mit seiner Landsmännin, Herpyllis, die ihn mit einem Sohne, Nikomachus, beschenkte, dem er sein moralisches Werk zueignete. Einige, unter Andern Cicero, behaupten, daß Nikomachus der Verfasser desselben gewesen, der, wie Theophrast berichtet, in der Philosophie selbst große Fortschritte machte, und nach dem Suidas einige physische und moralische Schriften hinterließ. Aristoteles äußere Bildung hatte nichts Einnehmendes. Er hatte kleine Augen, schwache Beine, eine schwache, und in seiner Jugend stammelnde Stimme, und eine Habichtsnase. Mit der Pracht und Eleganz des macedonischen Hofes von Jugend auf bekannt, suchte er sorgfältig die Unvollkommenheiten seines Körpers durch die Kunst zu ersetzen; er kleidete und putzte sich daher wie ein Stutzer, ungeachtet er sich dadurch das Mißfallen seines Lehrers zuzog. Sein eifriges Studiren schwächte früh seine Gesundheit; besonders litt er an Magenbeschwerden, und nur seine gute Diät und die Kunst, immer seine Gemüthsruhe zu erhalten, konnten es bewirken, daß er ein immer noch ansehnliches Alter erreichte. Er hatte eifrige Freunde, aber eben so auch boshafte Feinde, die auf alle nur mögliche Art ihn herunterzusetzen suchten; daher wird sein Karakter sehr verschiedentlich geschildert. Indessen läßt uns eine genauere Prüfung seiner Handlungsart und seiner Lehren den rechtschaffnen, redlichen und gerechten Mann nie in ihm verkennen, und wir unterschreiben daher mit größerem Rechte das Urtheil derjenigen, die ihn loben, als derer, die ihn verkleinern. Er war ein aufrichtiger Forscher nach Wahrheit, und nahm sie da, wo er sie zu finden glaubte, ohne Unterschied der Person und Sekte. Irrte er, so lag die Schuld an der allgemeinen Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntniß, an dem mangelhaften Zustande der damaligen Naturkunde, an dem Mangel so vieler Hülfsmittel, deren wir uns jetzt zu erfreuen haben, besonders aber daran, daß die Natur der Gegenstände, mit welchen sich damals die Philosophie vornehmlich beschäftigte, so beschaffen ist, daß vielleicht der Mensch niemals darüber etwas ausfindig machen wird, was, auch unabhängig von unsern Vorstellungen davon, den Karakter der reinen Wahrheit an sich trägt. Mit Grunde kann man ihm kein Laster Schuld geben. Auch Alexanders nachherige Ausschweifungen können ihm keinesweges zur Last gelegt werden. Bei Karakteren, wie der seines Zöglings, verlieren auch die besten Lehren ihre Wirkung, wenn der blendende Glanz des Ruhms, und die Macht sinnlicher Reize sie vergessen lassen, daß sie zu den Sterblichen gehören. Mit großem Rechte wirft man ihm vielleicht seinen Ehrgeiz und Stolz vor, mit dem er alle übrige Lehrgebäude seiner Zeit zu Boden trat, um auf ihren Trümmern das Seinige zu errichten. Aber doch ist es auch unbewiesen, daß des Aristoteles Ehrgeiz seine Schranken überschritten habe, und gemäßigte Begierde nach Ruhm und Ansehen ist wohl mehr Verdienst als Fehler; denn sie ist der Sporn zu edeln und großen Thaten, die wirksamste Triebfeder zur Erlangung höherer, nicht gemeiner, Kenntnisse. War es ein Verbrechen, die damals herrschenden, oft so seltsamen, Systeme zu bestreiten, und dies für einen Mann, der von heißer Wahrheitsliebe sich durchdrungen fühlte, und dessen geläuterte Vernunft bei dem Anblick so vieler thörichten Hirngespinnste sich gewaltsam empörte? Von der Beurtheilung seines Karakters gehen wir nun zur Aufstellung seiner Schriften, und Auseinander-

setzung seines philosophischen Systems über. Aristoteles hat vielleicht unter allen Philosophen vor und nach ihm das Meiste geschrieben, welches bei seinem unermüdeten Fleiße, seiner außerordentlichen Belesenheit, und seiner ausgebreiteten Kenntniß über alle Fächer der Wissenschaften nicht zu verwundern ist. Das Meisteist verloren gegangen, und von dem, was noch übrig ist, ist Manches für seine Arbeit ausgegeben worden, was nicht mit Gewißheit ihm beigelegt werden kann. Die Ursachen davon liegen theils in dem unglücklichen Schicksale, welches seine Schriften bald nach seinem Tode, noch ehe sie öffentlich bekannt wurden, erlitten; theils darin, daß ihm schon in den ältesten Zeiten Werke untergeschoben wurden, die von seinen Commentatoren unter denselben Titeln, wie die des Aristoteles Schriften, herausgegeben wurden; theils endlich darin, daß die arabischen Uebersetzer, theils aus Unwissenheit, theils durch andern Betrug, die Werke von Fremden für aristotelische hielten, und daß selbst arabische Gelehrte ihre eigenen Werke für solche des großen Stagiriten ausgaben, um sie mehr in Aufnahme zu bringen, oder auch, um Unannehmlichkeiten wegen heterodoxer Sätze zu vermeiden. Aehnliche Betrügereien geschahen auch im 12ten und 13ten Jahrh. Die hohe Stufe der neuern Kritik hat uns zwar in Stand gesetzt, die meisten unächten Werke des Aristoteles als solche zu erkennen; von einigen aber ist es doch immer noch zweifelhaft. Zu den entschieden ächten gehören: 1) das Organ, 2) die Bücher physikalischen Inhalts, das Buch de mundo ausgenommen. Zweifelhaft ist das Werk, welches den Titel Metaphysik führt; doch sind davon das vierte, sechste, siebente, achte, neunte, dreizehnte und vierzehnte Buch entschieden ächt. Die Ordnung der Bücher nach den ältern Ausgaben, nicht nach der Du Vallschen, gerechnet. 3) Die Ethica ad Nicomachum, die Politica und Oeconomica; zweifelhaft sind die Magna Moralia und die Ethica ad Eudemum. 4) Seine Rhetorik in 3 Büchern, und sehr zweifelhaft eine kleinere ad Alexandrum. Das Verzeichniß aller aristotelischen Schriften ist folgendes: 1) Zur Logik gehörige unter dem gemeinschaftlichen Titel des Organon, nämlich ein Buch de interpretatione, zwei Bücher Analyticorum, acht Bücher Topicorum, und zwei Bücher sophistischer Schlüsse. 2) Die zur theoretischen Philosophie gehörigen, als: die Meteorologica, die Bücher de coelo, de generatione et corruptione, die parva naturalia, besonders die Bücher de animo, die auscultatione physicae, und die ächten Bücher der Metaphysik. 3) Zwei mathematische Schriften. 5) Die praktisch-philosophischen Werke, als: die Ethica ad Nicomachum, Politicae et Oeconomicae. 4) Seine Rhetorik und Poetik. 6) Die zur Naturgeschichte gehörigen, als: Historia de animalibus, Lib. X. de partibus animalium, IV. de generatione animalium, Lib. V. de plantis Lib. II. das letztere ist wahrscheinlich unächt. 7) Kleinere Schriften vermischten Inhalts, als: de coloribus, de his, quae audiri possunt de admirandis narrationibus, Adversus quaedam dogmata physica et metaphysica Xenophontis, Zenonis Eleatae et Gorgiae, Lib. III., und ein Fragment: Ventorum loca et appellationes, ferner ein Buch von der Physiognomie, und Aufgaben in 38 Abschnitten. Bei der Lehrart des Aristoteles ist der von ihm beobachtete Unterschied zwischen dem esoterischen oder akroamatischen und exoterischen Vortrage zu merken. In dem akroamatischen Unterrichte trug er Lehren vor, die er, um nicht gegen die Volksreligion anzustoßen, nicht öffentlich vorzutragen wagte; ferner solche philosophische Disciplinen, die nur für Köpfe von höherem, für die Speculation geschaffnem Geiste Reize haben, und für das größere Publikum uninteressant sind; und endlich solche Lehren, die zwar auch für den großen Haufen Interesse haben, diesem aber nur populär und faßlich vorgetragen werden können, und die er daher dem engern Ausschusse seiner Schüler noch einmal in der ihnen zukommenden wissenschaftlichen und systematischen Sprache vortragen mußte. Kurz,

der Gegenstand des exoterischen Unterrichts war populäre Philosophie für das gemeine Leben überhaupt, der Gegenstand des akroamatischen, Philosophie als Wissenschaft und systematisch behandelt. In den Stunden des ersteren, die des Nachmittags gehalten wurden, lehrte er Dialektik, Rhetorik, empirische Moral, Klugheitsregeln und vielleicht empirische Psychologie; der letztere Unterricht, welcher des Vormittags fiel, begriff die höhere Physik, Metaphysik und Moral, nebst dialektischen Uebungen. Aristoteles Darstellung seines Systems brachte zuerst die Philosophie in ein wissenschaftliches System, dessen Anordnung noch deutlicher in die Augen fallen würde, wenn er selbst seine akroamatischen Werke in der gehörigen Ordnung herausgegeben hätte. Zuerst theilte er seine Philosophie in die theoretische und praktische. Erstere hat es mit der Erkenntniß der Gegenstände, letztere mit den Handlungen zu thun. Erstere theilt sich in Physik, Mathematik und Wissenschaftslehre, mit Inbegriff der Ontologie und Theologie. Die Physik betrifft überhaupt die Qualität der natürlichen Körper. Beschäftigt sie sich mit den der Qualität zum Grunde liegenden Principien, so macht sie unsre heutige metaphysische Körperlehre, Naturwissenschaft und Kosmologie aus; diese sind der Gegenstand seiner auscultationes physicae. Betrifft sie aber die Qualität einzelner Naturerscheinungen, so theilt sie sich in so viel Klassen, als es Naturerscheinungen giebt. Dies ist der Gegenstand verschiedner einzelner physikalischer Disciplinen, als der Meteorologie, Theorie des Himmels, Psychologie, Naturgeschichte. Die Mathematik ist die Wissenschaft der Principien der Quantität der natürlichen Körper. Aus den Principien der Qualität und Quantität läßt sich auf ein letztes Princip aller Principien, Urding, Ding an sich, schließen. Die Wissenschaft davon ist seine Metaphysik, Wissenschaftslehre, Ontologie und Theologie. Die praktische Philosophie begreift die Technik, Kunstlehre und Lehre von der mechanischen Hervorbringung materieller Werke nach Ideen von Zwecken; und die Sittenlehre, Moralphilosophie, die Lehre von den Handlungen des Menschen nach dem Freiheitsbegriffe überhaupt. Die Technik theilt sich in so viel Theorien, als es Handwerke und Künste giebt; die Moralphilosophie in die Ethik (Tugendlehre), Politik und Oeconomik. Alle diese Erkenntnisse setzen das Denken voraus, dessen Gesetze das Organon lehrt. Dieses lehrt entweder die formellen Gesetze des Denkens, Analytik, oder es will Mittel der Ueberredung aus den Gesetzen des Denkens herleiten, Topik, Eristik, oder will durch Kunstgriffe blenden und täuschen lehren, die Sophistik. Die Topik und Sophistik führen zusammen den Namen der Dialektik. Die Kritik des Erkenntnißvermögens hat er zwar nicht eigentlich als Propädeutik seiner Philosophie vorangeschickt; aber der Materie nach, hat er sie doch in seinen Büchern de anima sehr sorgfältig vorgetragen, ob er gleich die ganze Theorie als einen Zweig der Philosophie selbst betrachtet. Er unterscheidet darin das ganze Gemüthsvermögen in das Erkenntniß- und Begehrungsvermögen, und jenes wieder in die Sinnlichkeit (Empfindungsvermögen), und den Verstand. Darauf trägt er zuerst die Theorie der Sinnlichkeit vor. Das sinnliche Vorstellungsvermögen hält er ganz für leidend, behauptet also bloße Receptivität ohne Spontaneität. Die Form des Objects wirkt auf die Sinne, und diese wird, vermöge des geschehenen Eindrucks, vom Gemüthe aufgenommen (sinnlich vorgestellt), sowohl wie es die eigenthümliche Natur des Gemüths a priori, als der geschehene Eindruck des Objects mit sich bringt. Wenn wir also einen Gegenstand sinnlich wahrnehmen, so wird nicht dessen Materie, sondern nur seine Form, der subjectiven Bedingung des Gemüths gemäß, in die Vorstellung aufgenommen. Denn die Materie hat schon an sich eine Form, und diese wird in den Sinnen gleichsam abgedruckt; wir erkennen sie

aber nicht als objektive, sondern nur als subjektive Form. Raum und Zeit hielt Aristoteles für etwas Objektives. Alle Empfindungen der einzelnen Sinne ließ er von dem innern Grundsinn (Bewußtseyn) in eine Einheit zusammenfassen. Dies geschieht aber von demselben nur als Vermögen (potentia) und in sofern ist es reines Selbstbewußtseyn. Wird aber auch das Mannigfaltige darin unterschieden, so geschieht dies, in sofern es sich wirklich äußert (actu), und dann ist es empirisches Bewußtseyn. Darauf kommt er auf die Theorie der Einbildungskraft. Diese ist von der Sinnlichkeit, dem Verstande, der Vernunft und der Meinung, verschieden. Denn, ob sie gleich sich erst äußert, nachdem die Sinnlichkeit schon entwickelt worden ist (Eindrücke von äußern Objekten empfangen hat); so kann sie doch nachher unabhängig von der Sinnlichkeit wirken, und in Thätigkeit seyn, wenn diese ruhet, z. B. im Traume. Ihre Einbildungen können wahr und falsch seyn; Verstand und Vernunft aber können nur Wahrheit der Erkenntnisse bezwecken. Die Meinung kann zwar auch wahr und falsch seyn; allein sie ist immer mit Glauben verbunden, nicht so die Einbildung. Die Einbildungskraft dient, das apprehendirte Mannigfaltige der Sinnlichkeit in ein Bild (sinnliche Anschauung) zusammenzufassen. Vom Empfinden und Einbilden ist das Denken (das Verbinden und Trennen des mannigfaltigen Stoffes, der dem Gemüthe gegeben wird) verschieden; dieses gehört dem Verstande und der Vernunft an. Thiere haben Empfindungen, können aber nicht denken, weil ihnen Verstand und Vernunft fehlt. Die Denkkraft wird auch nicht so vom Denkbaren afficirt, wie die Sinnlichkeit vom Empfindbaren. Doch haben beide das Aehnliche, daß die Denkkraft sich nicht eher selbst denkt (sich ihrer als Denkkraft bewußt ist), als nachdem sie schon durch die Aufnahme denkbarer Gegenstände entwickelt ist; als Vermögen geht sie aber der Handlung des Denkens vorher. Der Verstand ist die Form des Denkbaren überhaupt ohne alle Materie, und in diesem Sinne heißt er leidender Verstand. Er hat aber auch die Fähigkeit, wirksam zu seyn (thätiger Verstand, Vernunft), indem er aus dem Stoffe, den Sinnlichkeit, Phantasie und der leidende Verstand darbietet, wirkliche Erkenntniß bildet. Als solcher ist er das edelste Princip des Menschen, unvergänglich und ewig, statt daß der leidende Verstand, weil er ohne Einbildungskraft und Sinne nicht denken kann, mit dem Körper aufhört. So, wie eine einzelne Empfindung nothwendig wahr ist, auf das Objekt aber angewandt, auch falsch seyn kann: so denkt auch die Vernunft nothwendig wahr, so fern sie einzelne Gedanken denkt; werden diese aber verknüpft, so kann sie auch falsch denken, wenn die Gegenstände nicht auch dazu berechtigen. Mit dem Empfindungsvermögen hängt das Begehrungsvermögen zusammen, und ist nicht als Vermögen, sondern nur der Art der Aeußerung nach von jenem verschieden. Es theilt sich in das begehrende und verabscheuende, die aber auch nur der Art der Aeußerung nach von einander verschieden sind. Der Wille ist die Begehrungskraft der denkenden Seele; er wird nicht nur durch das sinnliche Begehrungsvermögen, sondern auch durch die Vernunft bestimmt. Ersteres bestimmt den Willen mechanisch und unmittelbar, letztere überlegt erst, um das Bessere zu wählen. Diese Wahl des Bessern hängt von einer Idee der Vernunft ab, welche das constitutive Princip des vernünftigen Willens (der praktischen Vernunft) ausmacht. Das Denken muß nach gewissen, im Gemüthe vorhandenen Gesetzen geschehen. Die Wissenschaft davon ist die Logik, die also gleichsam die Propädeutik aller Erkenntnisse ausmacht. Bezweckt sie Ueberzeugung (Wissen), so heißt sie Analytik; geht sie auf Ueberredung (Meinen), Dialektik, deren Unterabtheilungen die Topik und Sophistik sind. Alles Denkbare hat gewisse Merkmale gemeinschaftlich, die als Grundbegriffe bei jedem Verknüpfen oder Trennen der Gedanken sich offen-

baren. Diese heißen Categorien (s. d. Art.) oder Prädicamente, und es giebt zehn derselben. Alles, was gedacht wird, wird entweder gedacht: I. als Ding an sich, oder II. als dem Dinge an sich anhaftend. Das Ding an sich denkt man 1) nach seinem Selbstbestande (als Substanz 1ste Kat.) oder 2) nach seinen Merkmalen. Diese sind entweder der Materie nach theilbar (2te Kat. der Quantität) oder untheilbar, der Form nach (3te Kat. der Qualität), oder sie beziehen sich auf ein andres Etwas (4te Kat. die Relation, Verhältniß). Das Ding als Inhärenz gedacht, beruht auf der Verknüpfung der Substanz entweder mit der Quantität, und zwar entweder dem Raume (5te Kat. des Orts, ubi), oder der Zeit nach (6te Kat. der Zeit, quando) oder mit der Qualität (7te und 8te Kat. des Wirkens und Leidens), oder mit der Relation, und zwar, daß man entweder auf das Verhältniß der Theile unter einander und zum Ganzen (9te Kat. des innern Verhältnisses), oder auf das Verhältniß des Dinges zu Dingen außer ihm sieht (10te Kat. des äußern Verhältnisses habere). Diese Kategorien beziehen sich unmittelbar auf die Erkenntniß der Gegenstände durch den Verstand. Das Geschäft der Vernunft aber, das Mannigfaltige bejahend oder verneinend zur Einheit zu verbinden, erzeugt noch fünf andre Grundbegriffe (die sogenannten quinque voces), welche bloß subjektiv und logisch sind (sich bloß auf das Denken, nicht auf die Gegenstände beziehen), und die Kategorien voraussetzen, daher sie auch Kategoreme (Prädicabilien) heißen. Sie sind: Gattung, Art, Verschiedenheit, wesentliches Merkmal, zufälliges Merkmal der Dinge. Die Kategorien an sich geben noch keine Erkenntniß, sondern nur ihre Verknüpfung, oder die ihnen gemäß gedachten Begriffe. Dieses geschieht durch das Urtheilen, Schließen, oder das Denken überhaupt. Die obersten Grundsätze des Denkens sind der Satz des Widerspruchs, der Einstimmung, der Ausschließung und der Satz vom Grunde. — Da das Denken durch die Sprache geschieht, so bestimmte Aristoteles in dem Buche: de interpretatione, zuerst die verschiednen Regeln der Sprache, und abstrahirte davon die Regeln des innern Denkens in der Analytik und Dialektik. Im ersten Haupttheile der Analytik handelt er die Theorie der Urtheile und Schlüsse ab. Das Grundgesetz der Schlüsse ist das bekannte dictum de omni et nullo. Als Schlußarten nimmt er nur die drei ersten Figuren an. Im andern Haupttheile der Analytik handelt er von den Bestandtheilen und Erfodernissen einer Wissenschaft, als Principien, Definitionen und Demonstrationen. In der Topik lehrt er 1) Mittel zur Beförderung und Erleichterung des innern Denkens, und 2) Methoden, andre zu überreden, wenn es bloß wahrscheinlichen Meinungen gilt. Der Name Topik heißt so viel, als eine Sammlung, Methodenlehre von Gedankenörtern (Gemeinplätzen, Gemeinbegriffen, loci), womit die alten Dialektiker sich sehr abgaben, um sich das Denken zu erleichtern. Endlich führt er in der Topik auch Regeln an, über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Meinung zu urtheilen oder zu entscheiden (Dialektik in der engsten Bedeutung). Dergleichen Untersuchungen geschahen damals gesprächsweise, daher der Name, indem Aristoteles auch zugleich die Regeln des Dispüts aufstellt. In der Sophistik endlich wird die Kunst, Trugschlüsse zu machen, aufzulösen und zu widerlegen, gelehrt. — Die Physik beginnt Aristoteles mit einer Censur der ältern Philosopheme über die Naturprincipien, die wir aber hier übergehen. Er schloß daraus, daß alle Philosophen mit einander hierin übereinstimmten, daß die Principien der Dinge einander entgegengesetzt seyn müssen. Diese Einstimmigkeit schien ihm gleichsam die Wahrheit des Satzes zu bestätigen, und da ihm auch alle Erfahrung damit übereinzukommen schien,

so trug er kein Bedenken, selbst als Principien Opposita anzunehmen. Nun beweiset er, daß es drei Grundprincipien geben müsse. Zwei von ihnen sind einander entgegengesetzt, wirken aber nicht auf einander selbst, sondern auf das dritte, das von ihnen zu allen möglichen Körpern modificiret wird. Dieses leidende Grundprincip ist die Materie, und die beiden andern thätigen sind die Form, forma, und die Beraubung, privatio. Die Materie an sich ist ganz ohne Qualität, und besteht nur in der objektiven Möglichkeit der Formen, also potentia, nicht actu ein positives Etwas. An und für sich kann sie nur gedacht, nicht empfunden werden: in Verbindung mit der Form aber wird sie empfindbar, und actu ein positives Etwas. Die Form ist der Causalgrund der Erscheinungen, so wie die Materie der Realgrund. Sie ist als thätiges Princip, edler als das leidende, die Materie. Soll durch Verbindung von Form u. Materie eine Erscheinung entstehen, so muß die Materie vorher die überkommene Bestimmung (Form) nicht gehabt haben, und soll eine Erscheinung vergehen, so muß die Bestimmung des materiellen Subjekts aufhören können. Es giebt folglich noch einen Grund der Möglichkeit, daß die Materie gewisser Bestimmungen beraubt seyn kann, und dieses ist das dritte negative Grundprincip der Beraubung. Dieses hebt nur die Form, nicht die Materie auf, welche weder erzeugt noch zerstört wird. — Die drei Grundprincipien, Materie, Form und Beraubung in ihren gegenseitigen Real- und Causalverhältnissen zusammengedacht, machen das aus, was man die Natur überhaupt nennt. Form gehört eben sowohl zur Natur, als Materie, und bei Erscheinungen ist jene nicht wirklich, sondern nur im Begriffe von der Materie trennbar, so daß also Natur dasjenige Princip ist, wodurch die Materie zur Annahme der Form bestimmt wird. Man kann die Natur in einem weitern und engern Sinne nehmen. Im erstern ist sie das Princip des Seyns und Werdens überhaupt, und umfaßt auch die Kunst. Im zweiten ist die Kunst ausgeschlossen, und jedes Ding gehört dazu, dem ein unmittelbares Princip der Wirksamkeit zukommt, z. B. ein Baum. Bei Dingen, die zur Natur im weitern Sinne gehören, giebt es vier Arten von Gründen und Ursachen: 1) die Materie, 2) die Form, 3) die wirkende Ursache, das Princip des Entstehens und Aufhörens einer Erscheinung als solcher, 4) die Endursache (das objective Princip der Naturzweckmässigkeit), eine Ursache, welche Zwecke bei ihren Hervorbringungen beabsichtigt. Diese letztere schloß Aristoteles aus der Analogie der Natur- und Kunstprodukte, welche ihm durch die Erfahrung im ganzen Universum bestätigt zu werden schien, indem man überall Zwecke bei der Wirksamkeit der Natur entdeckt. Eigentlich irrte er also nur darin: daß er das, was nur ein regulatives Princip unserer reflektirenden Urtheilskraft ist, für objektiv gültig annahm. — Die Natur besteht in der gegenseitigen Wirksamkeit der Materie, Form und Beraubung, sie ist also das Princip aller Veränderung, folglich auch der Bewegung, die alle Veränderung als Gattung in sich begreift. Daher verdient die Lehre von der Bewegung die genaueste Untersuchung. In der That ist auch Aristoteles darin so vollständig gewesen, daß sie, als Gegenstand der Physik und Metaphysik, bis auf das Kantische System keine Erweiterungen erhalten hat. Er erklärt Bewegung durch den Uebergang des Dinges aus der Möglichkeit zum Wirklichen. Es giebt so viel Arten davon, als es Kategorien des Dinges, als solches, giebt: nämlich Substanz, Quantität, Qualität, Ort. Ein Ding, so fern es das Princip der Bewegung in sich hat, heißt eine Entelechie. Die Bewegung ist entweder endlich oder unendlich. Der Begriff des Unendlichen muß nun zuerst untersucht werden. In dieser Untersuchung zeigt er, daß es kein wirkliches Unendliches, sondern

nur der Möglichkeit nach geben könne, z. B. die arithmetischen und geometrischen Größen, so fern sie immer eine Addition zulassen. Alle Bewegung geschieht im Raume und in der Zeit. Der Raum ist objektiv wirklich, welches die örtliche Bewegung der Körper beweiset. Uebrigens ist ihm der Begriff Raum und Ort gleichgültig, und er erklärt beides für die äußerste unveränderliche Gränze des umschließenden Körpers. Daher ist alles in einem Orte, was von einem andern Körper umschlossen wird. Außer dem Universum giebt es keinen Körper weiter, daher ist dieses auch nicht in einem Orte. Jeder Körper strebt, den seiner Natur gemäßen Ort zu erreichen, und hat er diesen, so ruht er (die Theorie der Schwere war damals noch nicht erörtert). Vom Raume ist das Leere (vacuum) verschieden. Das Leere an sich sey ein Raum ohne allen positiven Inhalt. Die Existenz eines solchen leeren Raumes leugnet Aristoteles. Die Zeit ist das Maaß der Bewegung und Veränderung in Ansehung ihrer Succession. Uebrigens kam er bei dem Begriffe der Zeit der Wahrheit sehr nahe, daß sie nämlich nichts objektives, sondern nur etwas subjektives sey. So fern sie etwas Meßbares ist, erklärt er sie ausdrücklich für subjektiv; nur als Continuum, in welchem die Sinnenwelt überhaupt bewegt und verändert wird, war sie ihm objektiv. — Zur jeder Bewegung wird entweder eine äußere oder innere Ursache erfodert. Alles, was bewegt, muß auch wieder durch ein andres Ding bewegt werden, doch geht das Fortschreiten der Bewegursachen nicht ins Unendliche, und es muß demnach eine erste bewegende Ursache existiren, die selbst unbeweglich ist. Die eigentliche (örtliche) Bewegung ist entweder einfach oder zusammengesetzt; die einfache entweder gerade oder kreisförmig. Sie ist den einfachen Körpern, d. h. denjenigen, die das Princip der Bewegung in sich haben, eigen. Zusammengesetzte Bewegung findet Statt, wenn Körper durch andere bewegt werden. Ein Beispiel der kreisförmigen Bewegung ist die Bewegung des Himmels, welche um die Erde geschieht, die das feste und ruhende ist, um welche jede kreisförmige Bewegung geschehen muß. Alles Irdische bewegt sich gerade nach dem Mittelpunkt (der Erde) hin, und ist absolut schwer. Das dem Irdischen entgegengesetzte Element, das Feuer, bewegt sich vom Centrum weg gerade nach oben hin, und ist absolut leicht. Wasser und Luft sind weder absolut schwer, noch absolut leicht, sondern das erstere ist schwerer als Feuer und Luft, aber leichter als Erde, und die letztere ist schwerer als Feuer, und leichter als Erde und Wasser. Die Materie des Himmels (Aether), weil sie sich kreisförmig bewegt, ist weder leicht noch schwer, und ihrer Natur nach vortrefflicher und göttlicher, als die vier Elemente. Der Himmel (im weitern Sinne) hat mehrere Sphären; die, in welcher sich die Sonne und die Planeten bewegen, ist der Erde am nächsten. Die Richtung ihrer Bewegung ist von Abend gegen Morgen, die Dauer ein Jahr. Der übrige Sternhimmel bewegt sich vom Morgen gegen Abend in 24 Stunden um die Erde, und theilt diese Bewegung auch der Sphäre der Sonne und der Planeten mit. Himmel (als solcher streng genommen) ist die äußerste aller Sphären, die die vollkommenste, und der Anfang aller Bewegung ist. Der Himmel ist daher nicht unendlich, und jenseit des Himmels ist nichts. Die Schwere und Leichtigkeit der Elemente hat ihre Gränze; das Schwere kann nur bis zum Mittelpunkte sinken, das Leichte nur bis auf eine gewisse Höhe steigen. Der Himmel umschließt alle Materie, ist unvergänglich und ewig. Die Bewegung ist ewig, kann nie angefangen haben und nie aufhören; eben so auch die Zeit, als das Maaß der Bewegung. Da die Bewegung ewig ist, und alles, was ist, dadurch sein Daseyn erhält, so muß auch die erste Ursache derselben, welche unbeweglich ist, ewig und unzerstörbar, von Ewigkeit her thätig, und die ewige

Ursache der ewigen Welt seyn. Sie ist unkörperlich, untheilbar und ohne alle Größe, und im Besitze unendlicher Macht. Aristoteles dachte sich also die Gottheit weder als Weltschöpfer (der Materie nach), noch als Weltbaumeister (der Form nach), sondern als Weltbeweger. Des Namens Gott bedient er sich in seiner Physik nicht. — Nach gegebener Bestimmung der Naturprincipien und der ersten Ursache ihrer Wirksamkeit, blieb unserm Philosophen nun noch die Untersuchung übrig: was das Ding an sich sey, daß allem zum Grunde liegt, und wie es mit der obersten Ursache zusammenhängt; was das Wesen dieser letztern und der andern vorhandenen Intelligenzen sey, und wie man sich die Verbindung der letztern mit der obersten Ursache denken müsse? Die Wissenschaft, worin er diese Gegenstände abzuhandeln unternimmt, nennt er die höchste, erste Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften. Ein Ding überhaupt ist Alles, was als vorhanden vorgestellt wird, und vorgestellt werden kann. Es muß nicht bloß möglich, sondern auch wirklich seyn, daher begreift es Materie und Form zugleich in sich. Das Princip der Verknüpfung beider heißt überhaupt Vermögen, welches entweder Vermögen zu leiden, oder zu wirken ist. Beide kommen allen Wesen zu. Lebendige aber haben noch eine Entelechie in sich, bei leblosen dagegen muß das Vermögen durch eine äußere Entelechie zur Wirksamkeit gebracht werden. Bei lebendigen vernunftlosen Wesen ist die Entelechie nur auf eine bestimmte Art der Wirksamkeit gerichtet: bei lebendigen vernünftigen ist sie freie Wirksamkeit. — Dann kommt er auf das Gut- und Bösesеyn der Dinge. Den Grund alles Uebels findet er darin, daß es überhaupt Vermögen giebt, weil bei ihnen immer ein Gegentheil Statt findet. Bei Wesen, wo kein solcher Gegensatz Statt findet, die bloß reine Wirklichkeit und Wirksamkeit haben, kann nichts Böses angetroffen werden, z. B. bei den ewigen nothwendigen Wesen. Die ersten und edelsten Substanzen sind die reinen Entelechien (Intelligenzen). Ihr Wesen besteht allein in Wirksamkeit, sie werden nicht afficirt, und leiden nichts, sondern wirken nur; daher sind sie unvergänglich und ewig. Auch sie müssen in der obersten Grundkraft, der ersten Ursache aller Bewegung, aller Wirksamkeit, ihren Grund haben. Das Wesen dieser ist mit dem ihrigen einerlei, und dies ist daher die vollkommenste Intelligenz, die das Beste denkt und wirkt, das seligste Wesen im eigentlichsten Sinne existirend, die Substanz aller Substanzen. Dieses Wesen ist Gott. Es ist auch die oberste Endursache, das erste Princip aller Zweckmäßigkeit in der Natur. — Nach dieser allgemeinen Erörterung über die Entelechieen kommt er insbesondere auf die dem Menschen inwohnende Entelechie, die Seele. Diese unterscheidet er in einer allgemeinen, engern und engsten Bedeutung. In der allgemeinen ist sie das Vermögen der Ernährung; und in sofern haben auch die Pflanzen Seele, und sie kann nicht vom Körper getrennt werden. In der engern ist sie das Empfindungsvermögen, und kommt in sofern auch den Thieren zu, und kann nicht vom Körper getrennt werden. In der engsten Bedeutung endlich ist sie die Denkkraft, sie kommt dem Menschen allein zu auf der Erde, und kann vom Körper getrennt werden. — Nun folgt eine nähere Erörterung dieser drei Vermögen der Seele, die im Menschen alle beisammen sind, indem er zeigt, wie die Ernährung und Erzeugung, das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen geschieht. Dabei kommen Erklärungen über die Natur des Lichts, der Farbe, des Durchsichtigen, der Töne u. s. w. vor. Dann folgt die Lehre vom Vorstellungs- und Erkenntnißvermögen, wovon schon oben ein Abriß gegeben worden ist. Zum Empfindungsvermögen rechnet er auch das Gedächtniß. Das Organ des Grundsinnes ist das Herz. In diesem haben die Zustände des Schlafens und Wachens ihren Ursprung. Die Denkkraft gehört nicht dem Körper ursprünglich eigen; sondern kommt von

außen in ihn hinein durch das Einathmen. Sie ist ein unmittelbares Product der Gottheit, und ist, wie diese, ewig und unvergänglich. In diesem Sinne behauptete also Aristoteles die Unsterblichkeit der Seele. Sie existirt nach dem Tode nur als reine Entelechie fort, ohne Bewußtseyn ihres vorigen Zustandes, indem mit dem Tode alles Gedächtniß, alle Erfahrungskenntniß aufhört. Nimmt man also Unsterblichkeit für Fortdauer des Subjekts mit Bewußtseyn der Person, so leugnet er dieselbe. — Die ganze praktische Philosophie theilt Aristoteles in zwei Haupttheile. Wenn sie die mechanische Hervorbringung materieller Werke nach Ideen von Zwecken betrifft, so heißt sie Technik (Kunst), welche sich als solche in so viel besondere Theorien theilt, als es Handwerke und Künste giebt. Betrifft sie Handlungen des Menschen nach dem Freiheitsbegriffe überhaupt, so heißt sie Sittenlehre, Moralphilosophie. Diese nun handelt entweder von den Principien der freien Handlungen des Bürgers als Menschen (Ethik, Tugendlehre), oder von den Principien der freien Handlungen des Menschen als Bürgers (Politik), oder von den Principien der freien Handlungen des Bürgers als Hausvaters und Haushälters (Oekonomik). — Die vornehmsten Grundsätze seiner Ethik sind folgende. Der Zweck des Menschen ist Glückseligkeit, die aber weder sinnliches Vergnügen, noch Reichthum und Ehre, noch selbst die Betrachtung geistiger Gegenstände, sondern allein die Tugend gewähren kann. Es giebt zwei Arten von Tugenden: theoretische und praktische. Alle werden durch thätige, nicht durch bloß beschauliche Uebung erhalten. Vernunft und das Gutachten erfahrner Männer bestimmen das, was Tugend ist. Ueberhaupt ist die Tugend der Mittelweg zwischen zwei einander entgegengesetzten Lastern, von denen das eine übertreibt, das andere zu wenig thut, z. B. die Tugend der Tapferkeit ist das Mittel zwischen Tollkühnheit und Feigheit. Die einzelnen praktischen Tugenden sind: Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, Pracht, Großmuth, Bescheidenheit, Sanftmuth, Gefälligkeit, Rechtschaffenheit, Höflichkeit, Schamhaftigkeit und Gerechtigkeit. Die theoretischen Tugenden sind: Wissenschaft, Kunst, Klugheit, Verstand und Weisheit. Kunst ist eine mit Einsicht verbundene Fertigkeit, etwas Mögliches hervorzubringen. Klugheit ist eine mit Einsicht verbundene Fertigkeit, das Nützliche und Schädliche einer Handlung zu beurtheilen. Das Schädliche und Nützliche beruhet auf Erfahrung und Meinung, und ist vom nothwendig Guten und Bösen verschieden. Wissenschaft ist Erkenntniß der Gegenstände nach ihren wesentlichen Merkmalen. Ihr Ziel ist Wahrheit. Verstand oder Vernunft ist das Vermögen der Principien, wodurch die Wahrheit demonstrirt wird. Weisheit besteht theils in der Erkenntniß der Wissenschaft und ihrer Principien, theils in der erworbenen Fähigkeit, das gesammte Vermögen des Geistes auf eine jener Erkenntniß angemeßne Weise zu gebrauchen. Sie ist das höchste Ziel der Philosophie. Mit der Tugend ist auch die Freundschaft verbunden, deren Anfang im Wohlwollen besteht, und deren Endzweck die angenehme Eintracht des gesellschaftlichen Lebens ist. — Das noch unter dem Titel: Politica oder de republica, vorhandene Werk des Aristoteles in 8 Büchern, ist eine der trefflichsten und lehrreichsten seiner Schriften, auch noch für unsre Zeiten. Die Hauptsätze derselben sind folgende: Es giebt zwei Arten von Regierungsformen: eine, wo das gemeine Beste alles gilt, und die andere, worin es nichts gilt. Zur ersten Klasse gehören die gemäßigte Monarchie, die aristokratische und die eigentliche republikanische Regierung. Zur zweiten Klasse die Despotie, die Oligarchie und die Demokratie, welches nur Ausartungen der obigen drei Unterarten sind. Der beschränkte Monarch bezieht alles auf sein Volk, der Despot alles auf sich. In der Aristokratie hat eine bestimmte Anzahl tugendhafter Männer die höch-

ste Gewalt; in der Oligarchie hat sie eine kleine Anzahl durch Reichthum und Ehrgeiz über andere sich erhebender Männer. In der Republik wohnt die höchste Gewalt beim Volke, in der Demokratie auch, aber die ärmste Klasse, oder vielmehr der gemeine Haufen des Volks hat zu viel Einfluß bei den Berathschlagungen. Er geht darauf erstlich die verschiedenen Arten der königlichen Gewalt durch, wie sie in verschiedenen Ländern und Zeitaltern beschaffen war, entwickelte dann die Grundsätze der eigentlich gemäßigten Monarchie, und beschreibt endlich die despotische Verfassung. Zwischen der wahren Aristokratie und der Oligarchie giebt es mehrere Abstufungen. Die wahre Aristokratie könnte am besten gesichert werden, wenn man die Verfassung so mischte, daß die vornehmsten Bürger dabei die Vortheile der Oligarchie, und das Volk die der Demokratie fänden. In der Oligarchie macht Reichthum allein zu obrigkeitlichen Würden geschickt, und sie erfodert daher eine gewisse Schätzung des Vermögens. Man muß, um eine gute Oligarchie zu gründen, darauf sehen, daß die Klasse der ersten, obrigkeitlicher Aemter fähigen Bürger recht zahlreich sey, und daher ihre Schätzung nicht zu hoch ansetzen. In der Demokratie muß jeder Bürger fähig seyn, obrigkeitliche Aemter zu bekleiden. Die Armen dürfen nicht zu viel Einfluß auf die öffentlichen Berathschlagungen, und die Volksredner nicht zu viel Einfluß auf das Volk haben. Oft wird auch in einem Staate die Königsgewalt mit der Aristokratie und Demokratie vereinigt. In eben dieser Schrift trägt er auch seine Grundsätze vor, wie man einem neuerrichteten Staate die beste Regierungsform geben könne. — Seine Oekonomik ist das unwichtigste und unvollendetste von allen seinen Werken, ohne systematische Vollständigkeit, und bloß rhapsodistisch, oder eine Sammlung staatswirthschaftlicher Maximen, die aus Beispielen abstrahirt sind. Ausgabe aller Werke des Aristoteles besitzen wir von Friedr. Sylburg (Frankf. 1587—1596. 4.), Isaak Casaubon (Lugd. 1590 Fol.), Duvall (Paris 1639 Fol.) und von Buhle (Zweibr. und Straßb. 1791—1800. 8. nicht vollendet). Seine Metaphysik, übersetzt von E. W. Hengstenberg, mit Anmerk. und erläuterten Abhandlungen von L. A. Brandis, 1ster Theil gr. 8vo erschien zu Bonn bei Weber 1824.

Aristoxenus, nächst Theophrast der größte Schüler des Aristoteles, und der berühmteste Schriftsteller über Musik bei den Alten, geboren zu Tarent, blühte um 320 vor Chr. Er hat vieles geschrieben, von dem sein Werk: De elementis harmonicis, die älteste Schrift über Musik, das Schätzbarste ist. Von Meuersius erschien es zu Leyden 1616 in 4to; Meiboom begleitete es mit Noten. Amsterd. 1659. Aristoxenus greift darin des Pythagoras System über die Musik an, der dieselbe außer aller Beziehung mit den Sinnen und bloß unter das Urtheil der Vernunft gestellt wissen wollte; und zeigt, daß, weil die Musik doch einmal fürs Ohr von der Natur geschaffen sey, es auch also dem Ohre zukomme, die Erzeugnisse der Musik zu beurtheilen. Aristoxenus Meinung theilte Griechenland in zwei musikalische Sekten, in die der Pythagoräer und der Aristoxenier. Man sehe hier die schöne Bemerkung über Aristoxenus in Wyttenbachs kritischer Bibliothek 8. Th. p. 111. Aristoxeni rhythmicorum elementorum fragmenta etc., ex bibliotheca v. marci venet. primus edidit Abbas Morelli 1785 in 8. Auch giebt es von diesem Schriftsteller noch Lebensbeschreibungen, unter denen die Geschichte des Pythagoras und der Pythagoräer wegen ihrer vorzüglichen Richtigkeit und Zuverlässigkeit merkwürdig ist.

Arithmetik ist die Wissenschaft, die uns aus einigen gegebenen Größen oder Zahlen eine andere unbekannte finden lehrt, welche zu jenen ein bestimmtes Verhältniß hat, d. i. sie lehrt uns rechnen. Man drückt dabei die Größen entweder mit Buchstaben oder mit Zahlen aus. Das erstere

geschieht in der Buchstabenrechenkunst oder Algebra, das letztere in der gemeinen Rechenkunst, für welche in Elementarschulen die Pestalozzi-Schmidtische Methode wohl eine der zweckmäßigsten ist. Jede Größe für sich ist eine Einheit; eine Menge Einheiten gleicher Art bilden eine Zahl. Die Griechen und Römer nahmen statt der Zahlen die Buchstaben ihrer Alphabete. Die Römer vereinfachten jedoch diese Bezeichnung schon dadurch, daß sie die vier ersten Zahlen durch Zusammenstellung des I; die Fünf durch V; die Zehn durch X; die Fünfzig durch L; die Hundert durch C; die Fünfhundert durch D; und Tausend durch M bezeichneten.

Arles, eine alte, wohlgebaute und große Stadt, der Hauptort eines Bezirks im französischen Departement Rhonemündungen, an der Rhone, in die sich die Fosse Craponne mündet. Sie hat ein sehr mildes Klima, 2.000 Häuser, 18.470 Einw., einen Hafen, ein Erzbisthum, Handelsgericht, eine Akademie der Wissenschaften, eine Schifffahrtsschule, Seiden-, Tabaks-, Sersche-, Gold- und Silberfabriken; Wein- und Oelbau. Sehenswürdig sind das Schloß la Trouillé, das Rathhaus, der erzbischöfliche Pallast, die Kirche des Märtyrers Trophin rc. Zur Zeit der Römer war sie der Sitz des Praefectus Praetorio in Gallien, und daher kommen noch die zahlreichen römischen Alterthümer, z. B. das schöne Amphitheater und der Obelisk auf dem großen Marktplatz von ägyptischem Granit, mit dem Piedestal 61 Fuß hoch.

Armada. Mit diesem spanischen Worte wurde die unüberwindliche Flotte benannt, womit die Spanier unter Philipp II. 1688 die Engländer unter der Regierung der Königin Elisabeth bedroheten. Bekanntlich zerstreute und vernichtete diese in fünf Gefechten von den Britten geschlagene Flotte größtentheils der Sturm, daher Elisabeth eine Münze prägen ließ, mit der Aufschrift: „Gott blies unter sie her, und sie wurden zerstreut.“

Armadill, das Panzerthier, Gürtelthier. Sein Panzer besteht aus einem knochenharten Schilde, womit der Kopf und der ganze Oberleib bedeckt ist. Dieser Schild scheint zwar auf der Oberfläche in Schuppen getheilt, diese sind aber unter sich verwachsen. Das Thier würde sich nie krümmen können, wenn nicht der ganze Rückenschild ungefähr in der Mitte sich theilte. Hier sind die auf der Haut festsitzenden Schuppen wirklich getrennt, und in 3, 4, 6, 7, 8, 9, 12 und 18 parallel neben einander liegende Reihen geordnet, welche den Oberleib wie Gürtel umgeben. Nach der Zahl der Gürtel unterscheidet man die Gattungen dieses Geschlechts. Der Unterleib ist behaart; der Schwanz aber mit harten Ringen umgeben. Wenn sich diese Thiere zusammenrollen, gleichen sie einer abgeplatteten Kugel, und sind durch ihren Panzer ziemlich gegen die Angriffe ihrer Feinde gesichert; doch können sie zwischen den Gürteln noch verwundet werde. Sie haben Klauen zum Graben, scharren sich schnell in lockere Erde ein, und halten sich mit den kurzen Pfoten so fest in dem Loche an, daß man sie mit vieler Gewalt nicht beim hervorragenden Schwanze herauszuziehen im Stande ist. Mit Wasser und Schwefeldampf lassen sie sich indeß leicht aus ihren Löchern vertreiben. Alle Gürtelthiere leben in Südamerika bis an die Magellanische Straße in Gruben unter der Erde; sie werden sehr kirre, nähren sich von Insekten, Würmern und Früchten, sie vermehren sich stark, indem das Weibchen fast alle Monate 4 Junge bringt, und sind gutartige Geschöpfe. Ihr Fleisch ist gut und zart.

Armagnac (Bernhard, Graf von), ein Mann von seltenem Verdienste, hatte sich seit 20 Jahren im Kriegsdienste für sein Vaterland mit vorzüglicher Auszeichnung benommen. Jetzt zog Isabelle von Baiern, die Gattin Carls VI., Königs von Frankreich, ihn an den Hof,

um die Orleanische Partei durch ihn zu verstärken (von dieser Epoche an erhielt diese Familie den Namen von Armagnac, einer fruchtbaren und volkreichen Grafschaft in der französischen Provinz Gascogne); aber der Graf ließ sich sehr theuer ankaufen, denn außer dem Degen des Connetable, den er gleich bei seiner Ankunft erhielt, ließ er sich zugleich das Commando über die Armeen, so wie die Oberaufsicht und Verwaltung der Finanzen, und Beides zwar ohne alle Beschränkung übergeben. Indessen dauerte das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und der Königin nicht lange; von Armagnac, ein strenger und höchst moralischer Mann, der weder sich selbst, noch einem Andern das Geringste zu verzeihen pflegte, rügte zu offenbar und ohne Rückhalt das sittliche Betragen der Königin, die nun, um sich den lästigen Sittenrichter vom Halse zu schaffen, sich an seine Feinde anschloß. Sie sah, daß der Connetable ihren Untergang geschworen hatte, und daß ihr königlicher Gemahl, gegen sie eingenommen, sie ins Elend schicken würde; sie flüchtete sich daher unter den Schutz des mächtigen Herzogs von Burgund, der für sie die Waffen ergriff. Unglücklicherweise war der Connetable nicht auf seiner Hut; Paris ward 1418 überrumpelt, und er und sein Kanzler versteckten sich in der Eil bei einem Maurer-Meister, der sie aber ihren Feinden verrieth. Die Burgunder fügten Beiden sonst kein Leid zu, als daß sie selbige in Verwahr brachten, in der Hoffnung, der Connetable würde ihnen den Ort seiner Schätze entdecken. Allein einige Tage später verbreitete sich das Gerücht, der Kanzler habe sich mit dem Connetable, vermittelst einer gewissen Summe, für die Beobachtung der Verschwiegenheit abgefunden. Der Pöbel, hierüber in Wuth gebracht, riß sie aus der Conciergerie hervor, und massacrirte sie mitten auf dem Hofe des Pallastes.

Armenien, eine 5030 Quadratmeilen große Landschaft in Asien, die in Groß- und Klein-Armenien getheilt wird. Jenes, jetzt gewöhnlich Turkomanien genannt, gränzt im Norden an Georgien, im Süden an Diarbek, im Westen an Natolien, und im Osten an Erivan und Adirbeizan; Klein-Armenien aber, jetzt gewöhnlich Aladuli oder Pegian genannt, liegt zwischen Cappadocien, dem Euphrat und Cilicien. Es ist eines der höchsten Länder Asiens; denn hier sind die Gebirge Caucasus, Ararat oder Macis, und mehrere Aeste des Taurus, die fast immer mit Schnee bedeckt sind. Hier entspringen die Flüsse Batum, Kur, Arasi, Euphrat und Tigris. Unter den Landseen ist der Wan der merkwürdigste. Die Luft ist wegen der Gebirge sehr kalt; noch im Juni sieht man oft Schnee und Eis. Die Hauptprodukte sind: Eisen, Kupfer, Silber, Blei, Salz, warme Bäder, Naphthaquellen, Getreide, Wein, Baumwolle, Obst, Feigen, Granaten, Mandeln, Wildpret, Fische, Honig, Seide 2c. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, Viehzucht und vorzüglich mit Handlung, daher sie sich nicht allein in ganz Asien, China ausgenommen, sondern auch in Europa bis nach England und den Niederlanden ausgebreitet haben. So befinden sich im österreichischen Staate an 11.000 Armenier, namentlich in Gallizien und Ungarn; in Siebenbürgen haben sie dieselben Freiheiten mit der ungarischen Nation, und sind dieser incorporirt worden. In Iran leben 70.000 Armenier. Sie nennen sich selbst Hai, und zeichnen sich durch olivenfarbige Haut, schwarzes Haar, lebhafte Augen, Adlernasen, regelmäßige, blasse Gesichtszüge, schlanken und bei den Frauenzimmern sehr zierlichen Körperwuchs aus. Sie reden zwei Dialekte einer alten Sprache, einen für das gemeine Volk, den andern für die Priester als heilige Sprache. Sie nahmen schon im 4ten Jahrhundert die christliche Religion an, trennten sich aber bei den monophysitischen Streitigkeiten als Gegner der chalcedonischen Kirchenversammlung, auf Veranlassung des

Armeniers Ethan, von der griechischen Kirche. Die katholische und griechische Kirche haben oftmals, aber immer vergeblich, eine bleibende und allgemeine Vereinigung mit ihnen versucht. Nur in Italien, Polen, Gallizien und Persien (unter dem Erzbischof zu Nachtschiwan) und in Marseille trifft man unirte Armenier an, die den Primat des Papstes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Katholiken übereinstimmen, aber ihre eigene Nationalliturgie beibehalten. Eben so verhält es sich mit den unirten armenischen Conventen auf dem Berg Libanon in Syrien. Bei dem persischen Einfall der Türken in Armenien im Anfange des 17ten Jahrhunderts sahen sich viele genöthigt, Muhamedaner zu werden; aber der größte Theil ist noch der alten Verfassung und Religionsübung treu. Sie nehmen in Christus nur eine Natur an, und lassen den Geist bloß vom Vater ausgehen. Sie haben 7 Sakramente, Geheimnisse genannt; 3 Mal bei dem Abendmahle gebrauchen sie unvermischten Wein mit gesäuertem Brode, und reichen dieses in den Wein getaucht herum, und die letzte Oelung lassen sie nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen. Sie verehren Heilige in ihren Bildern, glauben aber an kein Fegfeuer. Sie halten jährlich 3 strenge Fasten, und feiern weniger Feste, aber andächtiger, als die Griechen. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in der altarmenischen, die Predigt aber in der neuarmenischen Sprache. Das Haupt ihrer Kirche, der Katholikos oder Patriarch, residirt zu Etschmiazien, einem Kloster bei Eriwan in Iran; unter ihm stehen 12 Erzbischöfe. Nach ihm kommt der Patriarch zu Sisis, unter dem 12 Erzbischöfe stehen. Der dritte Patriarch ist auf der Insel Aghtamar, den nur 8 oder 9 Bischöfe erkennen; er wird von den übrigen für einen Feind ihrer Kirche gehalten. Die armenischen Bischöfe zu Constantinopel, Jerusalem und Karninietz führen den Namen Patriarchen, weil sie von dem Katholikos die Vollmacht haben, das heilige Salböl oder Chrisma, das im Orient nur die Patriarchen bereiten dürfen, zu verfertigen, und an ihre Gemeinen auszutheilen. Der Patriarch oder Erzbischof zu Lemberg ist das geistliche Haupt der armenischen Christen in Polen, die sich zur römischen Kirche bekennen. Nur die Vertabets, welche wie Mönche leben, die Wissenschaften pflegen, Grade, die sich mit unsern akademischen vergleichen lassen, erlangen, und Vicarien der Bischöfe sind, machen eine der armenischen Kirche eigenthümlichen Klasse von Geistlichen aus. Die Weltpriester dürfen nur einmal heirathen; die Bischöfe und Mönche leben ehelos. Vor den Griechen zeichnen sich die Armenier durch bessere Sitten aus, übertreffen alle ihnen verwandten monophysitischen Parteien an Bildung, lassen das Volk die Bibel lesen, treiben die theologischen, historischen und mathematischen Wissenschaften, besitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etschmiazien eine Druckerei, die prächtige Bibelabdrücke besorgt. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei (wo sie am zahlreichsten sind, und wo ihr Patriarch, z. B. zu Constantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte steht, wie der griechische) in Iran zu Ispahan, Schiras und Nerinkale; zu St. Petersburg und Moskau, Astrachan und in den caucasischen Gouvernements Gemeinden; zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen. Armenien stand in älterer Zeit abwechselnd unter den Assyriern, Medern, Persern und Macedoniern. Nach Alexanders des Großen Tode wurde es ein Theil des syrischen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage einzelnen Statthaltern zu Theil, und in Groß- und Klein-Armenien getheilt wurde. Lange kämpften Römer und Parther um das Recht, in Groß-Armenien zu herrschen, bis endlich Trajan es zur römischen Provinz machte. Doch machte sich das Land bald wieder frei, und behauptete auch gegen den Partherkönig Sa-

vor seine Selbstständigkeit bis 650, wo die Araber es eroberten. Auch dann wechselten immer neue Beherrscher, unter denen auch Dschingischan und Tamerlan waren; bis zum Jahre 1552 hatte es persische Beherrscher, denen es größtentheils der türkische Kaiser Selim II. entriß. Unter den Beherrschern Klein-Armeniens ist zuerst Mithridat bekannt, dem Pompejus das Land nahm, und dem Dejotarus gab. Beim Verfall des oströmischen Reichs wurde Klein-Armenien von den Persern erobert, die es 950 den Arabern abtraten, von welcher Zeit es gleiches Schicksal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von Selim I. zur türkischen Provinz gemacht wurde. — Der östliche Theil des Landes gehört zu Iran, und heißt Irvan oder Erivan; der türkische Antheil ist in die Paschaliks Kars, Erzerum, Scherezur und Wan getheilt, und enthält 1593 □Meil. mit 950.000 Einwohnern.

Armenische Sprache und Literatur. Das älteste Document der armenischen Sprache, das wir besitzen, ist die Bibelübersetzung, welche Miesrob mit seinen beiden Schülern, Johann Ekelensis und Joseph Planensis, im Anfang des fünften Jahrhunderts verfertiget hat. Die gegenwärtige Umgangssprache der Armenier weicht von dieser Bibelübersetzung in vielen Stücken ab; besonders haben die persische und türkische Sprache viele Wörter, Redensarten und Wendungen in sie abgesetzt, wie bei der politischen Lage des Landes nicht anders zu erwarten war, da Klein-Armenien (im Westen des Euphrats, das ehemalige Cappadocien und Cilicien) unter türkischer, und Groß-Armenien (im Osten des Euphrats) größtentheils unter persischer Herrschaft steht, und Perser und Türken dieses unglückliche Land immer zum Schauplatz der Kriege, die sie mit einander führten, gemacht haben. Aber ohnerachtet aller Abweichungen der heutigen Vulgarsprache von der Schriftsprache des fünften Jahrhunderts, ist doch unverkennbar, daß letztere bei der erstern zum Grunde liege, nur aber gemischter und unreiner, als ehedem, sey. Man unterscheidet daher billig die alte armenische Sprache von der neuern, die gelehrte von der Vulgar- oder Umgangssprache. Es leidet keinen Zweifel, daß die gelehrte Sprache der Armenier zum medisch-indischen oder iranischen Sprachenstamm gehöre. Denn was die Alten für persische und medische Wörter ausgeben, das findet man noch im Armenischen, wie schon La Croze angezeigt hat, und nun noch deutlicher in die Augen fällt, nachdem Zend und Pehlvi näher bekannt worden sind. Und fand nicht Miesrob das Zendalphabet so passend für das Armenische, daß er, als er für letzteres eine eigene Schrift einführen wollte, wo nicht alle, doch wenigstens einen großen Theil seiner Buchstaben dem Zend abborgte? Denn noch jetzt haben wenigstens 11, wo nicht 15, armenische Buchstaben die Figur der Zendbuchstaben, wenn man sie nur umgekehrt stellt, weil das Armenische von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Ueberdies hat die armenische Sprache im grammatischen Bau die größte Verwandtschaft mit der griechischen; ihre Syntax ist dieselbe, und da sie außerdem gleichen Gebrauch der Participien hat, so soll die armenische Sprache zum Uebersetzen aus dem Griechischen die bequemste seyn. Durch die griechische Sprache hängt sie nun auch mit der germanischen zusammen, die auch zum persisch-indischen oder iranischen Sprachenstamm gehört. Ueberhaupt hat die armenische Sprache in ihrer grammatischen Einrichtung und in ihren Stammwörtern so viel Europäisches, daß sie Gatterer einst geradezu eine noch lebende Schwester der baskischen, gallischen, finnischen und krimischen Sprache nannte, die ehedem allesammt nur Dialekte einer einzigen Sprache gewesen wären, ob sie gleich nun durch die Veränderungen, welche die Länge der Zeit in sie gebracht habe, eben so viele eigene Sprachen heißen müßten. In alten Zeiten herrschte die arme-

nische Sprache in Cappadocien (das ohnehin jetzt zu Armenien gerechnet wird) und Phrygien; sie war eine Hauptsprache in einem großen Theile von Klein-Asien, und gehörte unter die weit verbreiteten Umgangssprachen, wenn sie gleich (wovon man wenigstens keine Spuren hat, vor dem 5ten Jahrh. keinen Schriftstellern gedient haben sollte. Jetzt wird sie noch in den armenischen Klöstern (als den Sitzen geistlicher Studien) am reinsten gesprochen. — Das Alphabet der Armenier, nach seinen vier verschiedenen Schriftarten: de Petity Bibliotheque des Artistes et des Amateurs (oder Encycl. élém.) T. II. P. 2; pag. 347 im Kupfer. Es besteht aus 38 Buchstaben, und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Man findet es in vier verschiedenen Formen, bei denen aber dieselben Grundzüge sichtbar bleiben. 1) Ergatachir, die Eisenschrift, eine Art Fraktur, vielleicht so viel als Lapidarschrift, die mit eisernen Meißeln eingehauen wird. Hat man sie ehedem zu ganzen Büchern gebraucht, so ward sie wohl mit eisernen Griffeln auf Palmblätter oder einen ähnlichen Schreibestoff eingegraben. Jetzt wird sie nur zu Titeln und Aufschriften der Bücher gebraucht. Beim Schreiben verziert man sie mit allerlei Figuren, von denen sie verschiedene Namen bekommt: a) wenn sie mit Blumen geschmückt ist, heißt sie Zakghachir, die Blumenschrift; b) mit Thieren verziert, Chassanachir, die Thierschrift; c) als Capitalschrift, Chelhhachir. Die zweite in schönen Handschriften und im Druck gebräuchliche, einfache und regelmäßige Schrift, ist Poloverchir, die runde Schrift. Die dritte, Noderchir, ist die Schrift der Notarien, eine Cursivschrift, zu bürgerlichen Geschäften gewöhnlich; 4) deren Majuskeln die 4te Schriftform oder Schriftart ausmachen, die man bei der armenischen Schrift unterscheidet. — Von der neuen, unreinen armenischen Sprache unterscheidet man 4 Hauptdialekte, den Kleinarmenischen, den Siunensischen, den Gogthanischen und Sjulfanischen. Aber in wie vielen Ländern wird sie nicht noch außerhalb ihres Vaterlandes unter den in alle Welt zerstreuten armenischen Kaufleuten gesprochen! Wo sie sich niedergelassen haben, in Turkomanien, in Persien, im türkischen Reiche u. s. f. ist sie, wenn auch die Armenier die Umgangssprache des Landes ihrer Niederlassung reden, wenigstens die Sprache des Gottesdienstes. — In dem neuern Europa wurde sie zuerst durch Ambrosius Theseus (1539), und Franz Rivolit (1630) bekannt; beide schrieben aber noch sehr unvollkommen über sie; jener in einer Grammatik; dieser in einem Wörterbuch und einer Sprachlehre, und eben so fehlerhaft mußten die Erläuterungen ausfallen, mit welchen Acoluth (1620) seinen armenischen Obadias begleitete, weil er den genannten Gelehrten, als seinen Führern, folgte. — Zu einer gründlichen armenischen Sprachkenntniß ging endlich der Abdruck der armenischen Bibelübersetzung (1666) und ein besseres Wörterbuch (1699) als Vorbereitung voraus: jene besorgte Uskan, Bischof von Erivan, und dieses Deodatus Nierses. Durch diese Vorarbeiten war erst 1711 Schröders armenische Grammatik, von der gelehrten und gemeinen Sprache, ein Meisterstück in ihrer Art, möglich geworden. Kurz darauf (1714) ist auch ein Wörterbuch von dem Jesuiten Villote erschienen, das für ein würdiges Seitenstück zu der Schröderschen Grammatik gelten kann. — Die kirchliche Literatur beschäftigt seit der 2ten Hälfte des 17ten Jahrh. die Pressen zu Marseille und Paris, zu Venedig und Rom, zu Amsterdam und Leipzig, zu Constantinopel und Sjulfa bei Ispahan: und die von ihnen gelieferten Werke sind der Kirchengeschichte als Quelle zur Darstellung des Lehrbegriffs und des Rituals der armenischen Kirche nützlich, und der Sprachforschung zur Bereicherung der armenischen Sprachkunde unentbehrlich: nur die armenische Kirche war nicht mit Allen ganz zufrieden, weil sie in einigen, wie namentlich in der zu Marseille ge-

druckten Liturgie, entdeckte, daß der Originaltext hier und da nach dem katholischen Lehrbegriff abgeändert worden. Aber eben so wenig war die biblische Kritik mit dem Verfahren des Bischofs Uskan bei der armenischen Uesetzung des A. u. N. Testaments zufrieden. Da nun die armenische Bibelübersetzung vielen innern Werth hat, so bedürfte sie wirklich einer neuen kritischen Ausgabe; sie ist auch von den armenischen Geistlichen zu Triest versprochen worden, so viel aber bekannt ist, noch nicht erschienen. Die Brauchbarkeit der armenischen Uebersetzung für die biblische Kritik bezeugen die Auszüge der verschiedenen Lesarten, welche Bredenkamp aus ihr zum N. T. gesammelt hat. — Die ganze armenische Literatur fängt mit Miesrop zu Anfang des 5ten Jahrh. an. Bis dahin behalfen sich die Armenier immer mit einer fremden Schrift, bald mit der persischen, bald mit der griechischen, bald mit der syrischen. Miesrop erfand das armenische Alphabet, und übersetzte in Gesellschaft seiner beiden Schüler, Johann Ekelensis und Joseph Planensis das ganze A. und N. T. Im J. 410 war jeder mit den von ihm übernommenen Büchern, und die ganze Uebersetzung fertig. Weit unbedeutender sind die philosophischen Werke, die in armenischer Sprache gedruckt worden: sie können nur als Denkmal einer wenigen bekannten Sprache, und der Ungeübtheit der Armenier im Philosophiren einen Werth haben. Dagegen schätzt die ganze historische Welt die Ausgaben des Moses von Chorene, um das J. 462. Er hatte zu Alexandrien die griechische Sprache erlernt, und sich darauf durch Reisen, auf denen er Italien, Griechenland und Palästina besuchte, gebildet. Mit Hülfe der ihm bekannt gewordenen ausländischen, besonders griechischen Literatur und der archivalischen Nachrichten, die er vorfand, schrieb er in seinem Greisenalter noch eine Geschichte seines Vaterlandes in 3 Büchern, die der armenische Bischof, Thomas Vanand (1695), und nach ihm die Brüder Whiston (1736) besorgt haben. — Außerdem verfertigte Moses zur geographischen Uebersicht der damals bekannten Länder einen Auszug aus der Chorographie des Alexandriners Pappus, der dem Literator schätzbar ist, weil das Orginal verloren gegangen. — Im Anfang des 14ten Jahrh. verfertigte der armenische Prinz Hayto eine kurze Geschichte des Orients, welcher seiner Gleichzeitigkeit einigen Werth giebt. Ueber die armenischen Münzen haben Sestini in seiner Dissertazione sopra alcune monete Armene. Livorno 1790, und Adler in seinem Museum Cuficum etc. Rom. 1782, einige Aufklärungen gegeben. Noch ist zu bemerken, daß Saint-Martin in seinen Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie, Paris 1818. 2. vol. den armenischen Text der Geschichte der orpelianischen Herrscherfamilie, von einem Prinzen dieses Geschlechts, dem Erzbischof Stephan Orpelan, so wie den Text des armenischen Geographen Moses Chorene und Vartan, nebst andern Beiträgen, und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben hat. Das Ganze ist aus der Sammlung der Druck- und Handschriften historisch-armenischer Schriftsteller gezogen, die sich in der königl. franz. Bibliothek zu Paris befindet. Noch sind hier des Bibliothekars der armenischen Congregation des h. Lazarus zu Venedig, J. B. Auchers armenische Uebersetzungen aller Schriftsteller aus dem 5ten Jahrh., z. B. des griechischen Juden Philo nicht zu vergessen.

Armenpflege ist die humane Vorsorge des Staats für seine erwerbsunfähigen und hülfsbedürftigen Glieder. Die Versorgung derer, welche durch Alter, Krankheit, Gebrechlichkeit u. s. w. außer Stand gesetzt sind, sich ihren Unterhalt zu erwerben, gehört zu den öffentlichen Lasten, woran daher jedem Staatsbürger die Theilnahme obliegt. Es giebt drei Mittel, die Armen zu versorgen: 1) die Erlaubniß zum Betteln; 2) Armenhäuser und Spitäler, 3) Unterstützung der einzelnen Armen und Armenkassen. Das

Betteln hat so nachtheilige Folgen für den Staat sowohl, als für die Sittlichkeit der Armen selbst, daß es im Allgemeinen gar nicht, und auch selbst nicht in kleinen Dörfern (wo es Macfarlan als Versorgungsmittel der einheimischen Armen gelten lassen will) gestattet werden kann. Armenhäuser gehören nur in große Städte. Die Gründe gegen die Zweckmäßigkeit derselben sind nicht unerheblich; und es ist eine sorgfältige Aufsicht nöthig, wenn man die Ausartung solcher Anstalten verhüten will. Gewöhnlich sind mit den Armenhäusern Arbeitsanstalten, Werkhäuser verbunden, wo der Arme Gelegenheit erhält, sich zu beschäftigen und etwas zu erwerben. — Die Armenkassen werden entweder durch gewisse dazu angewiesene Einkünfte, oder durch eine den Staatsbürgern aufgelegte Abgabe, oder durch freiwillige monatliche Beiträge der Bürger gebildet. Armenabgaben bestehen in mehreren deutschen Staaten, in England aber, wo man unter 100 Einw. 12, ja nach Einigen sogar 20 Arme rechnet, ist die Armentaxe die Hauptquelle der Einkünfte zur Versorgung der Dürftigen. Von Ostern 1802 bis dahin 1803 wurden in England in Arbeitshäusern unterhalten, 83.468 Arme, mit einem Aufwande von 1.016.445 Pf. St. Außer Arbeitshäusern aber wurden unterstützt 1.039.716 Arme, mit einem Aufwande von 3.061.446 Pf. Sterl. 16 Schill. Viele von diesen letztern waren Landstreicher, auf welche gegen 19.405 Pf. Sterl. 4 Schill. kamen. Im Jahre 1802 betrug die Armentaxe gegen 5 ½ Mill. Pf. Sterl. oder 32 ½ Mill. Thlr. Sie ist nach sehr ungleichen, durch örtliche Verhältnisse und Zufälligkeiten mancherlei Art bestimmten, zuweilen ziemlich willkührlichen Grundsätzen angeordnet. In manchen Gegenden beträgt sie 1 ½ (etwa 12 gl.), in andern 2, 4 bis 10 Schill. vom Pf. Sterl., und im Durchschnitte kann man sie nicht unter 4 Schill. oder 20 Procent annehmen. Die Unterstützung, welche jeder Arme aus der Armenkasse erhält, wird nach seiner Bedürftigkeit bestimmt, und gewöhnlich die höchste Summe festgesetzt, über welche die jeden einzelnen jährlich zu bewilligende Gabe nicht steigen darf, so wie auch auf der andern Seite der Ertrag des Verdienstes, den derjenige, welcher auf Unterstützung Anspruch machen will, zu erwerben unfähig seyn muß, bestimmt wird. Zu einer guten Armenpflege gehört wesentlich auch die Sorge für die Erziehung und den Unterricht armer Kinder, als ein Hauptmittel, Armuth und Hülflosigkeit zu verhüten, so wie Anstalten zu Heilung und Wartung erkrankter Armen. Die Armenpflege ist daher eine der schwierigsten Aufgaben der Staatsverwaltung. Zwar giebt es in mehreren Ländern gute Armenversorgungen in einzelnen Orten, aber mit Recht kann man behaupten, daß nur eine Gesammthülfe des ganzen Staats, die von einer eigenen höchsten Behörde geleidet würde, kräftig wirken könne. S. Macfarlans Inquiries concerning the poor-Edinb. 1782; deutsch, mit trefflichen Zusätzen von Garve, Leipzig 1785. Ferner: Ueber die Sorge des Staats für seine Armen und Hülfsbedürftigen, von J. D. Lawätz, Altona, 1815. Das wichtigste Geschäft der Armenpflege ist Entgegenwirken der künftigen Armuth durch Schulen, besonders Industrieschulen, durch Sorge für Moralität, durch Colonien, durch eine Gesindeordnung und Gesindeverbesserung; durch Verminderung der Lotterien, durch Sparkassen u. dgl.

Armfeld (Gustav M., Graf von), ein geistvoller und unternehmender Staatsmann. Obgleich selbst von Adel, war er doch Patriot genug, um die Revolution in Schweden zur Machtbeschränkung der ersten Stände mit zu veranstalten. Dieser Umstand gewann ihm das Zutrauen seines Monarchen der ihm deswegen 1790 in dem Feldzuge gegen die Russen das Oberkommando ertheilte, einen Posten, auf dem er sich nicht ohne Ruhm behauptete. Dieser Krieg aber endigte sich bald, und Gustav III. beauftragte ihn, mit

dem Charakter eines Bevollmächtigten den 3. August 1790 mit Rußland einen Frieden abzuschließen, womit er auch 1791 einen Allianz-Traktat schloß. 1792 ward er, als schwedischer Minister an den italienischen Höfen, nach Neapel geschickt. Hier sollte er, wegen Verdacht, einer Verschwörung gegen den Herzog Administrator und eines verrätherischen Briefwechsels mit der Gräfin Rüdenskiöff verhaftet werden. Armfeld aber fand Mittel zur Flucht nach Polen, und rechtfertigte sich in öffentlichen Blättern. Indessen ward Baron von Armfeld durch das Hofgericht von Stockholm den 10. Juli 1794 zum Tode verurtheilt, seine Güter wurden sequestirt, und er auf schwedischem Boden für vogelfrei erklärt. Unter Gustav IV. aber kam er wieder in Gunst, so, daß seine Gemahlin als Erzieherin der königlichen Kinder angenommen, und er selbst 1802 als Minister an den Wiener Hof gesandt wurde. Hier blieb er aber nur eine kurze Zeit; denn sein König weigerte sich, Franz I. als Kaiser von Oesterreich anzuerkennen. Jetzt ward er Gouverneur von Finnland, und 1806 Militär-Gouverneur von Stralsund. Nach dem mit Rußland abgeschlossenen Frieden zu Friedrichshamm 1809 ward er russischer Unterthan, leistete Alexander I. den Eid der Treue, ward von diesem 1812 in den Grafenstand erhoben, und starb 1814.

Armillar-Sphäre, Ringkugel, eine kunstreiche Kugel aus Ringen und Kreisen von Metall zusammengesetzt, welche sämmtlich dienen, die Bewegung, den Stand und die Verhältnisse der Himmelskörper zu einander, der Einbildungskraft zu versinnlichen. Eine solche Kugel schwingt sich daher um ihre Axe, hat einen Horizont in Grade abgetheilt, sie hat einen Aequinoctialkreis, Thierkreis, Meridian, ihre Wendezirkel, Polarkreise, u. s. w.

Arminianer. Wenn die Unitarier zuerst an der kirchlichen Trinitätslehre anstießen, und von der Bestreitung derselben nach und nach zur Ausbildung eines neuen Lehrbegriffs geleitet wurden: so gingen die Arminianer oder Remonstranten von der Bestreitung der Lehre von einer unbedingten Prädestination aus, uud erweiterten von da aus ihren Lehrbegriff immer mehr. Wenn die Socinianer gewisse positive und geheimnißvolle Lehren nachdrücklich bestritten: so ließen die Arminianer sie mehr als Probleme dahin gestellt seyn, über welche man so oder anders denken könne, und welche eben keine hohe Wichtigkeit haben. Wenn die Socinianer einen großen Werth darauf setzten, statt der angefochtenen und widerlegten Dogmen neue aufzustellen, und von dem Wunderbaren des Christenthums Alles noch beizubehalten, was nach ihrer Ueberzeugung die Schrift lehrte: so legten die Armianer den allgemeinen, nicht streitigen, moralischen und religiösen Lehren des Christenthums den höchsten Werth bei, und maßen den Werth der Dogmen nach ihrem moralischen Interesse ab. Wenn die Socinianer mehrere sehr bestimmte öffentliche Glaubensformeln herausgaben: so hatten die Arminianer eine gewisse Abneigung davor, und erklärten ihre Glaubensbekenntnisse nur insofern für bindend, als sie mit der h. Schrift übereinstimmen, und als jemand diese Uebereinstimmung mit Ueberzeugung einsehe. Wenn die Socinianer dahin strebten, andere christliche Religionsparteien zu sich als den wahren Wiederherstellern des reinen Christenthums herüberzuziehen, und sie zum Aufheben ihrer alten Irrthümer zu bewegen: so suchten die Arminianer mehr die Parteien durch die allgemeinen Lehren des Christenthums auszusöhnen und zu vereinigen, ohne ihnen gerade zuzumuthen, ihre unterscheidenden Lehren aufzugeben. Dies ist der Geist des Arminianismus in seiner Ausbildung. — Jakob Arminius, aus Oudewater in Südholland, wurde frühe mit der Philosophie des Ramus bekannt, und wider die Aristotelische eingenommen; er studirte zu Genf, und wurde nach seiner Zurückkunft in's Vaterland zum

Prediger zu Amsterdam, und darauf zum Professor zu Leyden ernannt. Indem er mit Widerlegung der Einwürfe wider eine unbedingte Prädestination beschäftiget war, wurde er selbst von der Falschheit derselben überzeugt, und wich in seinen öffentlichen Erklärungen immer mehr von derselben ab. Er war nicht der erste, schon vorher waren die Reformirten in den Niederlanden in der Prädestinationslehre getheilt. Die Calvinistische Partei aber wurde immer stärker und mächtiger, und wollte die andere gar nicht mehr neben sich dulden. Durch die Erklärungen der Arminius kam der Streit aufs Neue zu einem öffentlichen Ausbruche. Gomarus, sein College, stellte sich an die Spitze seiner Gegner. Diese hielten fest an der Belgischen Confession und dem Heidelberger Katechismus, Arminius wollte eine Revision dieser Glaubensformeln, und erklärte es für besser, entweder gar keine oder nur sehr kurze Glaubensformeln zu haben. Diese Abneigung gegen ausführliche und bestimmte Glaubensformeln hat sich nachher immer unter den Arminianern fortgepflanzt. Sonst zeichnete sich Arminius nur noch durch den Grundsatz von der Gegenpartei aus, daß er der Obrigkeit ein Recht, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, zusprach, welches ihr die andere Partei absprach, und zwar namentlich das Recht, Toleranz und Mäßigung in theologischen Streitigkeiten zu gebieten und zu handhaben. Mitten unter diesen Streitigkeiten starb Arminius 1609. Seine Anhänger gingen in den Veränderungen, die sie in dem Calvinischen Lehrbegriffe vornahmen, wenigstens in ausdrücklichen Erklärungen noch viel weiter, als er. Ob und wie weit er selbst schon diese Veränderungen im Sinne, oder vorbereitet gehabt habe, dies läßt sich nicht gewiß bestimmen. Da die Streitigkeiten zwischen beiden Parteien immer heftiger wurden, und die Arminianer in Gefahr standen, gänzlich unterdrückt zu werden, so übergaben sie den Staaten von Holland im Jahr 1610 ihre Remonstranz, worin sie sich nicht nur gegen die ihnen gemachten Vorwürfe vertheidigten, sondern auch wider die Glaubensartikel, die man ihnen unter dem Vorwande symbolischer Autorität aufdrängen wollte, Gegenvorstellungen machten, und ihren eigenen Lehrbegriff, sofern er sich von dem ihrer Gegner unterschied, kurz, einfach, bescheiden und ohne alle Verunglimpfung Andersdenkender darlegten. Sie erklärten also, daß Gott von Ewigkeit her beschlossen habe, die Gläubigen und Tugendhaften zur Seligkeit zu erwählen, die Unglaubigen und Unbußfertigen zu verwerfen und zu verdammen, daß Jesus für Alle gestorben sey, daß aber die Früchte seines Verdienstes nur den Glaubigen zu gut kommen, daß der Mensch die höhere Gnade zum Glauben und zur Besserung bedürfe, daß aber die Gnadenwirkungen nicht unwiderstehlich seyen; und daß der Mensch durch eigene Schuld den Glauben und die Kraft zum Guten wieder verlieren könne. Auch diese Erklärung wollten sie nicht als bindend für sich oder Andere, sondern nur als Ausdruck ihrer gegenwärtigen Ueberzeugung angesehen wissen. Wie sie nun immer tiefer sanken, der Statthalter Moriz sie verließ, und ihre Oberhäupter aus politischen Absichten verfolgte, die Synode zu Dortrecht 1618 sie als Ketzer verdammte; wie sie nachher als Verbrecher behandelt, eingesperrt, exilirt wurden, und alle Religionsübung verloren, dies braucht hier nicht weiter erzählt zu werden. Aber ein Glaubensbekenntniß: Confessio etc., Haderw. 1622, welches Episcopius, nach dem Arminius ihr vornehmster Lehrer und Schriftsteller, als Professor der Theologie zu Leyden, 1621 im Namen der Remonstranten abgefaßt, und welches von allen ihren Predigern gebilligt wurde, verdient hier Aufmerksamkeit. Er prüft darin zuerst die verschiedenen Meinungen über den Werth und Zweck solcher öffentlichen Glaubensbekenntnisse überhaupt, und urtheilt zuletzt, daß sie nicht absolut nothwendig sind, aber doch unter gewissen Umständen nicht wohl entbehrt werden können, zugleich aber setzt er fest, daß

wenn sie nicht schädlich werden sollen, man ihnen keine Autorität zugestehen dürfe, wodurch die Freiheit im eigenen Denken über die Religion und das Gewissen gebunden werde. Er sagte geradezu, daß er in dieser Confession die auf der Dortrechter Synode festgesetzte strenge calvinische, in moralischer Hinsicht äußerst verderbliche Lehre, widerlegt habe, und daß er selbst in der Theologie nichts für wahr halte, was praktisch-schädlich oder unfruchtbar sey. Diesen Grundsätzen gemäß ist auch der hier dargestellte Lehrbegriff eingerichtet, welcher übrigens gleichfalls nicht vollständig ist. Auch die Sittenlehre ist in demselben enthalten. Calvin wird mit Namen bestritten. Die Lebensstrafen der Ketzer und jeder Glaubenszwang werden mit Nachdruck verworfen. Nur ein einiges Kennzeichen einer wahren christlichen Kirche wird für gültig anerkannt, nämlich Bekenntniß, Glauben und Befolgen der reinen Lehre Jesu. Das Abendmahl wird für ein Mahl ausgegeben, wodurch die Gläubigen den Tod Jesu verkündigen, dafür danken, und ihre geistige Gemeinschaft mit Jesus, und ihre Liebe unter einander vor der Gemeine bezeugen. — Unter den Arminianern trifft man gar keine Systeme der theologischen Moral an, nicht als wenn sie die Moral gering geschätzt hätten, sondern weil ihre ganze Theologie moralisch war. Sie verbanden Theologie und Moral nicht sowohl deßwegen, weil sie die erste als das Fundament der zweiten betrachteten, als vielmehr, weil sie nur die moralische Theologie für die wahre hielten. Uebrigens pflegten die Arminianer in ihren dogmatischen Systemen auch die moralischen Lehren des Christenthums besonders abzuhandeln. Dies thut namentlich Limborch unter dem Titel: Gebote des neuen Bundes. Es kommen hier ohngefähr alle Hauptlehren vor, welche in eine christliche Moral gehören. Mit besonderem Nachdrucke wird auf Friedfertigkeit und Duldung gedrungen. Die Lüge wird nicht in allen Fällen für unerlaubt erklärt. Moralische Adiaphora werden zugegeben. Die Nothwendigkeit der Beobachtung der Gebote Jesu zur Seligkeit wird nachdrücklich vertheidigt, und eben so auch die Möglichkeit, daß gläubige und wiedergeborene Menschen wiederum abfallen. Die Moral der Arminianer war im Ganzen nicht so strenge, als die der Socinianer. Die Remonstranz ist oft gedruckt, unter andern in Regenboogs kurzer Geschichte der Remonstranten. A. d. Holländ. Lemgo 1781. I. S. 60 ff.

Armpolype, Vielarm. Diese so allgemein berühmten Thiere sind gallertartig, halb durchsichtig, und daher von ungeübten Augen nicht immer gleich zu erkennen. In der Ruhe haben sie den Körper und die Arme ausgestreckt; bei einer gewaltsamen Berührung aber, oder außer dem Wasser, ziehen sie sich in ein unförmliches Klümpchen zusammen. Sie sind von den ersten warmen Frühlingstagen an bis in den Herbst in sanft fließenden Wassern und Teichen zu finden, und sitzen mit dem hintern Ende an Wasserpflanzen, Schnecken rc. fest. Ihr ganzer Körper ist eigentlich bloß ein mit Fangarmen versehener Magen. Den Sommer hindurch vermehren sie sich, indem sie die lebendigen Jungen wie Sprossen aus ihrem Körper treiben, die sich oft erst, wenn ihnen selbst schon wieder Junge ausgewachsen sind, von der Mutter losreißen. Bei Annäherung des Winters aber mögen sie wohl Eyer legen, aus denen im Frühjahr die junge Brut hervorbricht. Man kann sie in 6 und mehr Stücke zerschneiden, und jedes Stück wird binnen einigen Tagen wieder zu ganzen Polypen erwachsen. Man kann ihnen den Kopf, oder den Hintertheil der Länge nach spalten, und sich vielköpfige oder vielgeschwänzte Polypen schaffen. Man kann mehrere in einander stecken, und so oder auf andere Weise zu wunderlichen monströsen Gruppen zusammen heilen. Man kann sie durch einen, freilich Uebung und Geduld erfodernden Handgriff wie einen Handschuh umkehren. Man kann sie der Länge nach aufschlitzen, und wie ein Stückchen Band ausbreiten, und doch können auch dann, wie Rösel zuerst bemerkt hat, mehrere auf eine schwer zu begreifende Weise einander verzehren, oder eigentlich in einander

schmelzen. Man kann sie, nach den merkwürdigen Versuchen des Hofraths Lichtenberg, mit Schlingen von Haaren durchschnüren, und während die Schlinge allmählig durchschneidet, werden die mittlerweile getrennten Theile doch schon wieder aneinander wachsen.

Armuth ist der Zustand, in welchem der Mensch nur so viel, oder nicht einmal so viel hat, als zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse erfodert wird. Sie gehört zu den 3 Klostergelübden, und verpflichtet den Ordensgeistlichen, sich alles eigenen Vermögens zu begeben; dagegen empfängt er seinen Unterhalt aus dem Vermögen seines Klosters. Die katholische Kirche unterscheidet die hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster etwas von liegenden Gründen besitzen darf, jedoch nicht mehr, als zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, wie die Carmeliter und Augustiner; die höhere Armuth, daß ein Kloster zwar nicht liegende Gründe, aber doch bewegliche Sachen, als Bücher, Kleider, Vorrath von Speise und Trank, Renten rc. besitzen kann, wie die Dominikaner; die höchste Armuth endlich, daß ein Kloster weder Bewegliches, noch Unbewegliches besitzt, wie die Franziskaner, und vorzüglich die Capuziner, die von ihrem Beweglichen folglich nur den einfachen Gebrauch (usus simplex) haben dürfen.

Arnaud (F. Th. M. Baculard d'), ein sehr fruchtbarer, aber nur mittelmäßiger französischer Dichter, wurde zu Paris 1718 geboren, empfing seine wissenschaftliche Bildung in dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt, und zeigte schon sehr frühe eine lebhafte Neigung zur Poesie. Durch seine Geistesprodukte ward er Voltaire'n bekannt, der ihn dem Könige von Preußen, Friederich dem Zweiten, empfahl. Dieser wechselte auch wirklich Briefe mit ihm, und nahm ihn, da er die franz. Gelehrten vorzüglich schätzte, auch gastfreundlich und sehr gnädig an seinem Hofe auf. Hier verweilte Arnaud aber nicht lange, sondern trat als Legationsrath in churf. sächs. Dienste, die er auch nach 2 Jahren wieder verließ. Er zog sich alsdann wieder in sein Vaterland zurück, und widmete sich den Studien. Während der franz. Revolutionszeit hat er viele Drangsale zu bestehen gehabt, und in seinem hohen Alter drückten ihn die Nahrungssorgen danieder, weil seine Feder für seinen Unterhalt nur sparsam zureichte. Er starb 1805 zwar dürftig, aber hochgeschätzt von Allen, die ihn kannten, in einem Alter von 89 Jahren. Unter seinen prosaischen Werken zeichnen sich seine Epreuves du sentiment. 1772, seine Délassements de l'homme sensible, 1783, u. seine Loisirs utiles, 1793, einigermaßen aus. Den Ehrentitel, den ihm Friedrich der Zweite in der Benennung „seines Ovid" ertheilte, rechtfertigte er durch seine Schriften auf eine eben nicht sehr glänzende Art. In allen seinen Erzählungen suchte er eine scherzende Manier mit einer strengen Sittsamkeit zu vereinigen.

Arnauld, eine alte auvergnische Familie, von welcher sich vorzüglich folgende Glieder in der Geschichte und der Literatur ausgezeichnet haben. 1) Anton Arnauld, einer der berühmtesten und größten Advokaten seiner Zeit. Von der Natur mit den seltensten Geistesgaben geschmückt, studierte er mit dem herrlichsten Erfolge die Rechtswissenschaft, ward 1580 zu Paris Parlamentsadvokat, und erwarb sich als ein Vertheidiger der Sache Heinrichs des Vierten einen großen Ruhm. In der Folge ward er in dem bekannten Processe, den die Pariser Universität aus Neid gegen die sich damals emporschwingenden Jesuiten einleitete, von ersterer, nebst Pasquier, Dollee und Loisel, zu ihrem Sachwalter ernannt. Seine bei diesem Processe gehaltene Vertheidigungsrede der Universität, welche nachher im Drucke mehreremale erschien, und von den Feinden der Jesuiten noch bis auf den heutigen Tag als kraftvoll und gründlich angepriesen wird, ist im Grunde weiter nichts, als eine wahre, mit einigen leeren Phrasen ausstaffirte, Schmähschrift, voll der größten Albernheiten, offenbarsten Lügen, und in die Augen fallenden

Widersprüche. Z. B. daß Carl V. seine ganze Größe den Jesuiten zu verdanken habe; daß sie Spanien die Universalherrschaft über Europa in die Hände spielen wollten ꝛc. Auch Anachronismen von mehr als einem halben Jahrh. sind bei ihm Kleinigkeiten, und so scheuete er sich nicht, alle von den Spaniern gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Amerika verübten Grausamkeiten auf Rechnung der politischen Umtriebe eines Ordens zu setzen, dessen Stifter und Gründer erst mehrere Dezennien nachher das Licht erblickte. Wie bei auffallenden Widersprüchen und Ungereimtheiten dennoch Arnaulds Schrift so erhoben wurde, ist nicht zu verwundern, da man, wie Bayle in seinem Lexicon sagt, zu jener Zeit gegen die Jesuiten alles Mögliche kühn schreiben konnte, und dabei zum voraus versichert seyn durfte, bei dem großen Haufen stets Glauben und Beifall zu finden. — Arnauld starb 1618, und hinterließ 20 Kinder, unter denen sich fast alle als Gelehrte und eifrige Anhänger des Jansenismus auszeichneten, und den Haß ihres Vaters gegen die Jesuiten erbten. 2) Robert Arn., Herr von Andilly, der älteste Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1588, trat noch sehr jung in die Dienste des Hofes, und ward unter Ludwig XIII. zu verschiedenen Aemtern erhoben. Nachdem er 1637 seine Gattin durch den Tod verloren, bekam er Lust zum einsamen Leben, und ging in dieser Absicht in die Abtei Portroyal, wo er 1674 starb. Er war einer der eifrigsten Vertheidiger der jansenistischen Grundsätze, und Schüler des bekannten Abtes St. Cyran. Uebrigens hat er sich durch seine religiösen Gedichte, Erbauungsbücher und Uebersetzungen von Flavius Josephus jüdischer Geschichte, und von Davila's Werken, als einer der correktesten franz. Schriftsteller, den ungetheiltesten Beifall erworben. 3) Anton Arn., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1612. Er widmete sich dem Studium der Theologie auf der Sorbonne unter dem Professor Lescot, und suchte in der Folge als Mitglied der Sorbonne aufgenommen zu werden, wurde es aber erst nach dem Tode des Cardinals Richelieu. Im Jahr 1641 gab er ein Werk über die öftere Communion heraus, in welchem er die Ansichten der Jansenisten vom Abendmahl geschickt anzubringen wußte. Er dringt in demselben auf die strengste Sittenlehre, und fodert eine Buße, welcher er sich doch selbst niemals unterworfen. Bald nachher gab er noch mehrere Werke an's Licht, in welchen er mit vieler Dreistigkeit die Lehrsätze des Jansenius und des Abtes St. Cyran vertheidigte. Er zog sich hierdurch von Seiten der Jesuiten, und selbst der Sorbonne, viele Verfolgungen zu; letztere belegte sogar 2 aus seinen Werken gezogene Sätze mit einer scharfen Censur, erklärte sie als gottlos und ketzerisch, und obgleich auch die Doktoren Launoi und Nicol, seine innigsten Freunde, diesem Verfahren sich widersetzten, so wurde doch Arnauld wegen seiner Unbiegsamkeit von der Liste der Sorbonne ausgestrichen. Um den fernern Angriffen und Verfolgungen zu entgehen, zog sich Arnauld in die Einsamkeit; hier schrieb er einige geschätzte Schulbücher, und eine Logik nach Descartischen Grundsätzen. Nach Abschluß des sogenannten Friedens zwischen Pabst Clemens IX. und den Jansenisten gab er, mit Hülfe Nicol's, gegen die Reformirten mehrere Streitschriften heraus, unter denen sich: La Perpétuite de la Foi de l'église Cath. touchant l'Eucharistie, Paris 1669—76, 3 vol. in so weit auszeichnete, daß sie den Verfasser mit den Jesuiten, der Sorbonne, und selbst mit dem römischen Hofe wieder aussöhnte. Allein da er seine Anhänglichkeit an den Jansenismus nicht verbergen konnte, so ward er bald wieder mit den heftigsten Gegnern desselben, den Jesuiten, in neue Streitigkeiten verwickelt, die ihm allenthalben Verfolgungen zuzogen, denen zu entgehen, er sich endlich nach den Niederlanden begab, wo er zu Brüssel 1694 in den Armen seines Freundes, des berühmten Jansenisten Quesnel, starb. Arnauld war ein mit großen und vielseitigen Kenntnissen begabter Geist, kräftig und streng consequent; in seinen Schriften kühn und heftig, oft bis zur Bitterkeit;

unerschütterlich in Gefahren, und von einem rein-moralischen Lebenswandel. Wäre er nicht so sehr von den Schwärmereien der Jansenisten hingerissen gewesen, er würde sich unfehlbar zu den höchsten Kirchenämtern emporgeschwungen haben; so aber sind selbst seine auch noch so trefflichen Werke für die Nachwelt größtentheils von keinem Nutzen.

Arnd (Johann), ein bekannter lutherischer Theologe, der bei allen seinen Vorträgen stets das praktische Leben vor Augen behielt, war 1555 zu Ballenstädt, im Fürstenthum Anhalt geboren, vollendete seine Studien auf mehreren berühmten Hochschulen Deutschlands und wurde 1583 Seelsorger zu Badeborn. Durch die Anhänger Calvins nach Quedlinburg vertrieben, wurde er daselbst (1590) Prediger, dann Pastor (1599) in Braunschweig, zu Eisleben (von 1608 bis 1614) und starb endlich zu Celle 1628 als Superintendent. Seine ascetischen Schriften verrathen Herz und Geist. Durch sein wahres Christenthum, worüber ihn der scharf polemisirende Dogmatismus in den Ruf eines Irrlehrers brachte, lieferte er Arnold und Spener treffliche Vorarbeiten und hatte einen großen Einfluß an der geistigen Wiedergeburt des Lutherthums, welche an die Stelle der überladenen Form das Wesen, d. h. das lebendige Christenthum setzte. Neuerdings haben Federsen (1777) und Sintenis d. J. (1816) verbessernde Hand an seine Erbauungsschrift gelegt.

Arnauten, s. Albanien.

Arni, der Riesenbüffel, ist in den gebirgigen Gegenden von Nord-Hindostan zu Hause, und von ungeheurer Größe, so daß ein einjähriger junger Arni wohl 15 Ctnr. wiegt. Dieses Thier ist sehr selten. Man trifft hin und wieder in Naturaliencabinetten große, mit erstaunlichem Hornwerk versehene, Kopf-Skelette dieser Thiere an.

Arnobius, aus Sicca in Afrika, ein geborner Heide und Lehrer der Redekunst, trat im J. Chr. 295 zum Christenthum über. Um den Bischof, bei dem er sich zur Taufe meldete, von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, schrieb er im J. Chr. 297 seine Disputationes adversus Gentes in 7 Büchern, worin er die Einwürfe der Heiden gegen das Christenthum mit vielem Geiste widerlegt. Das Werk ist in einem schwulstigen, declamatorischen und antithesenreichen Style, mit wenig gesunder Philosophie, aber mit ausgesuchter Belesenheit in classischen Schriften abgefaßt, wodurch es der alten Literatur brauchbar geworden.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards, war Mönch, wie sein Lehrer, aber sein Zweck dabei war weniger edel. Der Klosterrock sollte ihm dienen, um seine religiösen Ansichten und Meinungen den Unmündigen seines Zeitalters einzuimpfen. Er verwarf das Meßopfer, das Beten für die Verstorbenen, die Kindertaufe u. s. w. Er behauptete: die Bischöfe und Mönche müßten zu Grunde gehen, weil sie Güter besäßen; denn diese, so wie jene der Kirche, gehörten nur dem Landesherrn. Diese Lehre, gepredigt in einem so verwilderten Zeitalter, wie jenes des 12. Jahrh., wo das Sittenverderbniß in allen Ständen und Klassen der Menschen so tief eingerissen, und das Eigenthum ohnehin so wenig gesichert war, fand natürlich viele Anhänger, deßwegen die Kirche zuerst sich ihr widersetzte. Arnold also, von der Lateranischen Kirchenversammlung 1139 mit dem Banne belegt, flüchtete mit einem Theile seines Anhanges in die Schweiz, und unterließ nicht, seinen unruhigen Sektirergeist unter dem andern ziemlich zahlreichen Theile seiner Schüler in Italien zu unterhalten. Er kam endlich selbst nach Rom 1141, empörte das Volk wider den Papst, jagte diesen aus Rom, und ließ die Palläste der Kardinäle ausplündern. Den treuen Anhängern des Papstes Eugen III. gelang es endlich, nach mehreren blutigen Gefechten mit diesem fanatischen Haufen, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, und Arnold ward ergriffen, und 1155 zum Tode verurtheilt. An einen Pfahl geheftet, ward er erdrosselt, und sein Körper verbrannt.

Arnold (Christoph), ein ausgezeichneter Astronom seines Jahrh., geboren 1646 zu Sommerfeld bei Leipzig von Aeltern, die vom Ackerbau lebten. Eine außerordentliche Liebe zur Sternkunde zeigte sich sehr frühe in ihm, und er brachte es durch Selbstunterricht darin in der Folge so weit, daß die ersten Astronomen seiner Zeit einen Briefwechsel mit diesem gelehrten Bauer unterhielten. Durch seine ununterbrochenen Beobachtungen entdeckte er die beiden Cometen der Jahre 1683 und 1686 früher als Andere; und eben so gelang es ihm, den Durchgang des Merkurs durch die Sonne 1690 zuerst wahrzunehmen. Noch bis in's J. 1794 erhielt sich das von ihm selbst auf seinem Hause erbaute Observatorium, auf dem er seine gelehrten Beobachtungen gemacht hatte; einen großen Theil davon hat er aufgeschrieben (vom J. 1688 bis 1697); jene der 6 ersten Jahre verehrte er dem berühmten Astronomen Gottf. Kircher, die Uebrigen aber der Bibliothek zu Leipzig, wo sie noch nebst seinem Bildnisse vorfindlich sind. Arnolds Namen hat der berühmte Schröter unsterblich gemacht, indem er selbigen 3 Thälern im Monde beilegte.

Arnold (Johann), von Cambray gebürtig, ein Franziskanermönch, bekannt unter dem Namen Lucas, stand zu seiner Zeit in hohem Rufe als Geschichtmaler zu Ulm und Nürnberg; von hier ging er 1675 nach Paris, wo er Thomas den Ungläubigen, ein dort sich noch vorfindendes Meisterstück, für die Kirche Notredame verfertigte. Dieses Gemälde, einzig in seiner Art, stellte seinen Namen auf der Höhe des Ruhms für immer fest. Er starb zu Lyon 1685, nachdem er noch verschiedene schätzenswerthe Kupfer, worunter sich ein sehr seltenes von Ludwig XIV. befindet, von seiner Meisterhand gestochen, für die Kunst hinterlassen hat.

Arnolde de Rocas, von vornehmen und wohlhabenden Aeltern geboren zu Nicosia auf der Insel Cypern. Hier wurde sie, nach der Eroberung ihrer Vaterstadt durch die Türken, als ein zartes und schönes Mädchen, 13 Jahre alt, ihren Aeltern entrissen, und für das Serail des Großherrn bestimmt. Das heldenmüthige Mädchen aber nahm rasch seinen Entschluß, vorziehend den Tod einer schimpflichen Sklaverei. Bereits hatte man sie auf ein Schiff gebracht, welches des andern Tages nach Constantinopel absegeln sollte. In der Nacht aber verläßt Arnolde ihr Schlafgemach, legt Feuer an den Pulverbehälter, und sprengt sich so mit dem Schiffe und dessen ganzer Besatzung in die Luft.

Arnould (Sophie), geb. zu Paris 1744. Schon sehr frühe bestimmte man sie für die Schaubühne, gleichwohl gab man ihr eine sehr sorgfältige Erziehung. Bei einer schönen Gestalt, voll Grazie und hohem Adel, hatte sie die Natur mit einem Paar großer seelenvoller Augen mit Junonischen Wimperbogen, einer Alles bezaubernden Stimme, einem empfänglichen Geiste, einem weichen Herzen und einer Empfindsamkeit begabt, die sie allen Anwesenden mitzutheilen verstand. Im J. 1757 ließ sie sich in der Oper zuerst hören, und war 21 Jahre hindurch die Wonne des Theaters. Wenigen Frauenzimmern war es eigen, so passende Gegenantworten aus dem Stegreife zu geben, als ihr. Ihre feinen, sinnreichen, lustigen und witzigen Einfälle sind zahlreich, und trotz dem, daß diese oft sehr beißend waren, wußte sich viele gelehrte und vornehme Freunde zu erwerben und zu erhalten, die 1812 ihrer Asche eine zärtliche Thräne weiheten.

Arnstein, Stadt, Amt und Schloß im bairischen Untermainkreise, am Fluß Wern, mit 250 Häusern ohne die der beiden Vorstädte, und 1224 Einw., der Sitz eines Landgerichts (von 9161 Einw.), eines Rentamtes und einer Posterpedition. Hier ward Deutschlands Geschichtschreiber M. J. Schmidt geboren († 1794).

Arona, eine offene Stadt im Mailändischen am südwestlichen Ufer des langen Sees, unweit des Ausflusses des Tessino, auf der Straße über den Simplon nach Mailand, mit einem festen Schlosse, welches diese Straße beherrscht. Sie hat Schiffbauplätze, und 4000 Einw.

Arpajon (Ludwig, Marquis von Severac, Herzog von). Früh trat er in die Armee seines Vaterlands, und schwang sich durch Geschicklichkeit und Tapferkeit zu den bedeutendsten Offizierstellen. Er machte die Feldzüge der Franzosen gegen die Spanier in Italien mit, trug das Meiste zum Entsatz von Casal bei, schlug die Spanier in der denkwürdigen Schlacht bei dieser Hauptstadt 1640, reinigte das Herzogthum Montferrat, so wie das Piemontesische, von den Feinden, befand sich bei der Einnahme von 32 festen Plätzen in der Franche-Comté, und brachte die ganze Provinz Guienne 1642 wieder zu ihrer Pflicht zurück. Als nach 3 Jahren die Türken Miene machten, Malta anzugreifen, bot er seine Dienste dem Großmeister Joh. Paul Lascaris an, der ihn an die Spitze seines Staatsraths setzte, und zum Generalissimus der Regierungsarmee ernannte. Auf diesem Posten benahm er sich mit so viel Muth, Tapferkeit, Einsicht und Klugheit, daß der Großmeister und die übrigen Ordensritter, sein Verdienst dankbar anerkennend, ihm und den Aeltesten seiner Abkömmlinge die Erlaubniß ertheilten, das Ritterkreuz in ihrem Wappen mitzuführen, so wie Eins aus ihren Kindern, nach dem Belieben des Vaters, bei dessen Geburt zu wählen, der beim Eintritte in sein 16tes Jahr Großkreuz der Malteser seyn sollte. Ludwig von Arpajon kehrte endlich nach Frankreich zurück, und ward als außerordentlicher Gesandter an den Hof des Königs von Polen, Ladislaus IV., gesandt, und Ludwig XIV., sein König, glaubte sein Verdienst nicht besser belohnen zu können, als daß er ihn 1651 zum Herzog erhob. Er starb mit Ruhm u. Ehren beladen 1679.

Arpeggio, ein zergliederter, gebrochener Akkord, dessen Töne nicht gleichzeitig, sondern in melodischer Folge, einer nach dem andern, wie bei dem Harfenspiel, angeschlagen werden sollen. Gewöhnlich wird bei einer Folge solcher Akkorde, da es verschiedene Arten der Zergliederung giebt, der erste derselben ausgeschrieben, d. h. die Ordnung angezeigt, in welcher jede einzelne Note desselben, eine nach der andern, folgen soll.

Arpegirte Bässe sind in der Instrumentalmusik solche Grundstimmen, in welchen nicht allein die Grundtöne der Akkorde, aus welchen die Harmonie zusammengesetzt ist, sondern auch einige, oder alle Töne derselben, auf eine gewisse Art nach einander folgend, angeschlagen werden. Domenico Alberti soll sich dieser Art Bässe zuerst bedient haben.

Arpino, eine Stadt in der neapolit. Provinz Terra di Lavoro, auf einem Hügel am Fibreno, mit 9.657 Einw. und wichtigen Tuchfabriken; Marius und Cicero's Geburtsort, deren Brustbilder auf dem Rathhause sich befinden. Auch der Maler Joh. Cäsar von Arpino ist hier geboren.

Arqua, Arquato, ein Flecken in der venetianischen Delegation Padua. Petrarca hatte hier eine Villa, in der er am 18. Juli 1334 starb. Man zeigt noch sein Wohnhaus, seine einbalsamirte Katze, die Petrarca's beständige Gefährtin war, und sein auf 4 Säulen stehendes Grabmahl von rothem Marmor auf dem Kirchhofe, mit dem 1667 von Paul Valdezuchi, damaligem Eigenthümer des Hauses, aufgestellten metallenen Brustbilde des unsterblichen Dichters.

Arques, eine Stadt in dem französischen Departement Unterseine, Bezirk Dieppe, am Flusse gleiches Namens, mit 700 Einw. und einem festen Schlosse. Sie hat schöne Spitzenklöppelei und gute Viehzucht. Sie ist durch die Schlacht berühmt, die König Heinrich IV. hier 1589 gegen die Liguisten gewann.

Arras, Atrecht, regelmäßig befestigte Hauptstadt im franz. Departement Pas de Calais, an der Scarpe und dem Crinchon. Sie hat eine, von Vauban angelegte, sehr feste Citadelle, 19.958 Einw., eine Cathedralkirche, eine Akademie der Künste, Fabriken von Leinwand, Spitzen (mit 5000 Arbeiterinnen, und jährlichem Gewinn von 267.365 Gulden) Honigkuchen, Batist und Tapeten (die im Italienischen Arazzi heißen), und treibt Handel mit Saamenöl und Getreide.

Arredondo (Isidor), ein berühmter Maler aus der spanischen Schule, aus Colmenar de Oreja gebürtig, ein Schüler von Jos. Garcia und Fr. Ricci. Dieser Letztere vermachte sterbend ihm die ganze Sammlung seiner Gemälde, seiner Zeichnungen, und sein Cabinet. Arredondo starb zu Madrid 1702. Von seinen Werken, die sich zu Madrid befinden, sind merkwürdig die Menschwerdung Christi, ein Gemälde 21 Fuß hoch; der h. Ludwig, Bischof, so wie die h. Clara, in die Flucht jagend die Barbaren, als sie des Klosters sich bemächtigen wollten. Diese 3 Stücke sieht man in der Klosterkirche U. L. F. von Constantinopel. Auch hat Arredondo eines der 4 Cabinete der Königin gemalt, so wie sich in der Gallerie del Cierzo zu Madrid 2 treffliche historische Stücke dieses Meisters noch vorfinden.

Arreenische Bergketten (la montagne d'Arrée). Der Hauptzug dieser Bergreihen geht westwärts durch Bretagne, und theilt sich an der Quelle der Aulne bei Callac in 2 Züge, welche sich auf beiden Seiten dieses Flusses gegen die Meerbusen von Brest und Douarnenez ziehen, und hier sehr felsige und zackige Küsten bilden. Der längste Seitenzug geht von Uzel südostwärts hart am rechten Ufer des Oust bis Josselin. Einzelne Theile haben besondere Namen, z. B. la montagne du Fenbusque südwestlich von Quintin, la montagne du Menez südlich von St. Brieuc und Lamballe, les montagnes noires längs der Aulne. Die höchsten Punkte dieser Bergketten sind nicht über 1000 Fuß hoch, aber das ganze Gebirge ist überaus rauh und felsig, voller Schluchten und Bergengen, häufig mit Stauden, Sträuchern und krüpplichten Bäumen bewachsen. Diese Gebirgsgegend bietet demnach große militärische Hindernisse dar. Die Wege gehen ohne Unterlaß durch steile felsige Verengungen, durch Sand- und Moorstriche; die Bergketten bieten überall Hinterhalte dar, begünstigen die Vertheidigung und den kleinen Krieg, und haben für den Angriffskrieg eben so große Schwierigkeiten, als die höhern Gebirgsgegenden. Gegen die südliche und nördliche Küste der Bretagne verflachen sich die Berge zu unfruchtbaren Sandflächen. An der Nordküste ist häufig Flugsand, und bei St. Pol de Leon werden ganze Sandberge durch Stürme von einem Ort zum andern versetzt.

Arrente (Arrende) heißt eine Besorgung oder Verwaltung, dann auch eine Pachtung, wo Jemanden die Nutzungen einer Sache gegen eine bestimmte Geldsumme oder Quantität an Früchten überlassen werden. In Rußland versteht man unter Arrenten Krongüter, welche gewöhnlich solchen Personen, die sich um den Staat Verdienste erworben haben, gegen ein sehr mäßiges Pachtgeld verliehen werden.

Arrest, Arrestanlegung, Verhaft, Beschlag, Verkümmerung, ist die Anhaltung einer Person oder ihrer Güter, oder auch Beides, um dieselbe zu nöthigen, eine gewisse Verbindlichkeit zu erfüllen. Wird der Arrest auf Personen erkannt, so heißt er Personalarrest; wird er über Sachen verfügt: Realarrest; und umfaßt er beide Gegenstände: ein gemischter Arrest. Der Richter oder die Obrigkeit verfügt einen Arrest, wenn z. B. der Beklagte keinen festen Wohnort hat; wenn er ausgetreten war, und ergriffen wird; wenn man aus erheblichen Ursachen fürchtet, er möchte entweichen, und den Kläger um seine Foderung bringen, oder die Sache, auf welche derselbe Ansprüche macht, durchbringen, verderben, oder aus dem Gerichtsbezirke des Richters fortschaffen u. s. w. Da der Arrest eine gerichtliche Verfügung ist, so darf Niemand eine Person, oder deren Sachen, eigenmächtig, und ohne Anrufung richterlicher Hülfe anhalten, weil jede Art von Selbsthülfe der öffentl. Sicherheit wegen straffällig ist. Nur in 2 Fällen kann der eigenmächtige Arrest Statt finden: 1) Wenn man fürchtet, der Schuldner möchte die Flucht ergreifen, oder die Sache, worauf man Ansprüche macht, wegbringen, ehe man die richterliche Hülfe erlangen kann. 2) Wenn der Schuldner durch einen Vertrag seinem Gläu-

biger die Befugniß ertheilt hätte, eigenmächtig aus seinem Vermögen sich bezahlt zu machen. Sobald sich aber der Schuldner dieser Selbsthülfe widersetzt, so ist doch der Gläubiger verbunden, die richterliche Hülfe anzurufen. Durch das Arrestgesuch wird ein summarischer Prozeß veranlaßt, welcher der Arrestprozeß heißt. Hier wird ein Termin zur Ausführung des Rechtsmittels, welches den Arrest veranlaßte, angesetzt, und nach demselben der Prozeß entweder aufgehoben, oder die Verhandlung summarisch fortgesetzt.

Arrha, Angeld, Handgeld, Handgift, Reugeld, Reukauf, Mahlschatz, Toppgeld, Weinkauf, Gottespfennig. Unter diesen verschiedenen Ausdrücken versteht man Alles, was ein Contrahent dem Andern zur Sicherheit eines noch abzuschließenden oder schon abgeschlossenen Vertrags auf die Hand giebt. Sie ist entweder zur Bestärkung des Vertrags, oder Reugeld, welches Letztere im Zweifel anzunehmen ist, und auch im franz. Codex vorkommt, wo der Geber mit Verlust, und der Empfänger, vermöge der doppelten Rückerstattung desselben, zurücktreten darf; so wie auch die Geschenke der Verlobten nach diesem Grundsatze, ohne Präjudiz der Entschädigungsklage, verloren gehen, oder doppelt erstattet werden müssen. Schon vor Einführung des röm. Rechts war eine solche Bestärkung des Vertrags in Deutschland üblich, wobei derjenige, der mit gegessen oder getrunken hatte, keinen Einspruch gegen das Rechtsgeschäft machen konnte. Häufig hatte es die Natur des Reugeldes, und an einigen Orten immer. Gottespfennig war dasjenige, was von jedem geschlossenen Vertrag der Kirchenfabrika, oder den Armen des Orts gegeben werden mußte. Zuweilen wird nebst dem Kaufpreis der Frau oder der Dienerschaft des Verkäufers ein gewisses Geschenk gemacht, Trink-, Halftel-, Strick- und Schlüssel-Geld genannt. Durch das Zusammenwerfen aller dieser Arten unter den gemeinschaftlichen Namen arrha verliert die römische Bedeutung, welche offenbar dazu diente, einen einfachen Vertrag auch klagbar zu machen.

Arria, eine vornehme Römerin, berühmt im Alterthume durch ihren Heldenmuth. Cäcina Paetus, ihr Gemahl, der im Einverständnisse mit Scribonianus, die Provinz Illyrien zur Empörung gegen den Kaiser Claudius erregt hatte, ward zum Tode verurtheilt. Da sie die Unmöglichkeit einsah, ihrem Gatten das Leben zu retten, so wollte sie wenigstens seinen Muth stählen, sich selber es zu nehmen. Sie ergriff daher einen Dolch, stieß ihn sich in die Brust, und reichte ihm denselben mit den Worten: „Nimm hin, mein Paetus, es thut nicht weh."

Arriaga (Paul Joseph d'), ein berühmter spanischer Jesuit, reiste 1592 nach Peru, und war der Erste, der hier die Redekunst den jungen Peruanern vortrug. Ein großes Verdienst hat er sich um die Missionen erworben, die er an verschiedenen Orten des spanischen Indien errichtete. Er war Rektor des Collegiums zu Lima, und als er 1622 sich nach Europa zurück einschiffen wollte, litt er bei Havannah Schiffbruch, und fand sein Grab in den Meeresfluthen. Unter andern hat er auch ein sehr brauchbares Werk über die Art, die Bekehrung der Ungläubigen zu bewirken, hinterlassen.

Arrianus (Flavius), ein griechischer Geschichtschreiber und stoischer Philosoph, Schüler des Epiktet, geb. zu Nikomedia in Bithynien gegen das Ende des 1sten Jahrh. n. Chr., wurde von Domitian aus Rom verbannt, hielt sich dann zu Nikopolis in Epirus auf, erhielt vom Kaiser Hadrian den breiten Purpur, und dadurch das Recht auf die höchsten Ehrenstellen im Staate. Im J. 136 schlug er als Präfekt in Cappadocien die Allanen und Massageten; unter Antoninus Pius erhielt er die Würde eines Consuls, und starb in seiner Vaterstadt als Priester der Ceres und Proserpina unter dem Kaiser Mark Aurel. Er schrieb in griech. Sprache eine Geschichte Alexanders des Großen in 7 Büchern,

4 Bücher Dissertationes Epicteti u. a. m.; die beste Ausgabe ist von Schweighäuser. Leipzig 1798.

Arriergarden, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heeres, ist im Rücken der Armee, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. — Sie unterscheidet sich von den vorgeschobenen Posten dadurch, daß sie nicht absehen kann, wann ihr Dienst aufhört, diese aber wissen, daß und wo die Armee steht. Das Verhalten der Artillerie dabei wird sich dadurch nur in sofern ändern, daß sie bereit seyn muß, einen längern, oder richtiger gesagt, einen verlängerten Widerstand zu leisten, und hiernach muß sie ihr Verhalten berechnen. Es versteht sich von selbst, daß die reitende Artillerie zum Dienste der Arriergarden geeigneter ist, als die zu Fuß, ihre Fechtart bestimmt das Terrain; am Besten ist es, wenn sie zügenweise agirt. Gewöhnlich zieht sich die Arriergarde auf einer gebahnten Straße zurück, von der Artillerie bleibt nur ein Zug auf derselben, und agirt, wenn sie sonst eben genug ist, mit dem Langtau. Die andern Züge manövriren rechts und links neben der Straße, je nachdem es das Terrain verlangt. Die Hälfte der Geschütze muß dabei mit Kugeln schießen, die andere Hälfte aber immer mit Kartätschen geladen haben, damit, wenn der Feind heranprellt, er zurückgewiesen werden kann. Der Zug, welcher auf der Straße geht, muß immer zuerst abziehen, während die andern die Straße mit kreuzendem Feuer bestreichen, um den Feind zu verhindern, schnell nachzudringen. Jener Zug nimmt dann wieder eine vortheilhafte Stellung, und nur dann erst ziehen die andern ab. Ist die Rückzugslinie eine Chaussee, so kann auch Fußartillerie bei der Arriergarde dienen, indem man es auf alle mögliche Art vermeiden muß, reitende Artillerie mit dem Langtau agiren zu lassen. Hat man ein Defilée im Rücken, so geschieht der Abzug zwar auch zügenweise, aber mit aller möglichen Schnelligkeit. Der letzte Zug wird dann zum eigentlichen Damm, und muß sich bis auf den letzten Augenblick halten, wobei die Artilleristen den Denkspruch auf ihren Kanonen: ultima ratio regis, vor Augen haben und beherzigen müssen. Dann wird der letzte Schuß mit Kartätschen gethan, und die Infanterie muß rechts und links vor die Kanonen springen, und eine dichte Masse bilden, auf deren Bajonnette der Feind auflaufen muß. Die Kanonen gehen so schnell als möglich durch das Defilée, und gleich hinter den andern, bereits wieder in Position stehenden, in der Reserve, weil vorauszusetzen ist, daß sie gelitten haben werden. Es ist nunmehr Sache der Infanterie, sich, so wie sie das Defilée passirt hat, rechts und links zu werfen, damit die Geschütze aus der neuen Position feuern können, um dem Feinde das Debouchiren zu erschweren. Oft kann ein verzweifelter Angriff allein ein Arriergarden-Gefecht wieder herstellen, wenn es angefangen hat, eine ungünstige Wendung zu nehmen. Dabei muß aber ein Theil der Arriergarde bereits eine haltbare Stellung erreicht haben, in welcher sie die andern Truppen aufnehmen kann, wenn auch dieser Angriff nicht gelingt, sonst ist Alles auf einmal verloren. Die Kavallerie eignet sich dazu am besten; allein man hat auch Beispiele, daß ein Bajonnettangriff entschlossener Infanterie auf Kavallerie dem Feind imponirt, und ihn in seine Schranken zurückgewiesen hat. Merkt der Feind erst, daß man entschlossen ist, seine Haut theuer zu verkaufen, so wird er bald mit mehr Vorsicht verfahren, und sich nicht blind darauf stürzen. Kommt die Arriergarde so ins Gedränge, daß sie, vielleicht schon umzingelt, auf völlige absolute Vertheidigung eingeschränkt ist, so bleibt ihr nichts, als eine Aufstellung in Quarrées. Diese werden schachbrettförmig gestellt, und die Artillerie vertheilt sich in die eingehenden Winkel. Die Kavallerie fährt dabei am besten, denn sie macht sich irgendwo ein Loch, und entkommt; ist sie aber brav, so sammelt sie sich wieder im Rücken des Feindes, und macht ihren bedrängten Brüdern auf einem andern Flecke Luft. Eine Arriergarde muß auf alle Art zu vermeiden suchen, in eine Lage, wie die

eben beschriebene, zu gerathen, und immer bedenken, daß mit ihr auch die Schutzwehr der zurückgehenden Armee verloren geht. Fleißiges Patrouilliren nach allen Seiten ist das sicherste Mittel, nicht umgangen zu werden. Kommen einzelne Geschütze, welche einige Infanterie bei sich haben, in's Gedränge, so muß die Letztere, und wenn sie auch nur 2 Kompagnien stark ist, sogleich 2 knaulartige Massen formiren, und ihre Artillerie in die Mitte nehmen; bleibt sie in einer Masse seitwärts stehen, so umgeht sie der Feind, die Infanterie kann, der Kanonen wegen, nicht schießen, und gewöhnlich sind beide verloren. Müssen endlich dem Feinde Geschütz überlassen werden, so darf dies nach der alten Regel nur in unbrauchbarem Zustande geschehen, d. h. sie werden vernagelt, die Schildzapfenpfanndeckel losgerissen und mitgenommen, die Speichen zerhackt u. s. w. Sehr selten ist aber zu allen diesen Dingen Zeit; am Besten ist es, wenn man ein Paar Steine in der Mündung mit dem Wischer zu Boden stößt, und diesen dann zerbricht.

Arsaces I., König der Parther, von niedriger Abkunft, gelangte zum Throne 252 v. Chr., und wurde bei den Parthern eben so berühmt, wie Cyrus (s. d. Art.) bei den Persern. Er jagte die Macedonier aus seinen Provinzen, die unter seinem Vorgänger seit Jahren nach Willkühr darin gehauset hatten, schlug die Armeen des Seleucus, tödtete dessen Generale, und machte ihn selbst zum Gefangenen. Endlich richtete er der Parther Reich im Orient wieder empor, und befestigte es in allen seinen Theilen, da es seit den Fortschritten der römischen Macht ganz auf die Neige gekommen war, und machte es zu einem ehernen Bollwerk, an dem sich die Kraft der Eroberer der Welt aufrieb. Die Nachfolger dieses trefflichen Monarchen hießen Arsaciden.

Arsames, ein persischer Staatsminister unter Artaxerxes Mnemon, der sich durch seine weisen Einrichtungen im Staate, seine Tugend, seine Lebensphilosophie, seinen angenehmen Umgang, seine Bescheidenheit und Liebe zum Volke, berühmt und liebenswürdig machte. Insbesondere erhob er den Handel von Aegypten und Phönicien, setzte die persische Flotte in bessern Zustand, brachte die Insel Cypern unter persische Botmäßigkeit, sorgte für die Belohnung des Verdienstes, und brachte die Kriegsmacht seines Fürsten auf einen glänzenden Fuß. Das Ende seines Lebens verlebte er in Ruhe auf seinen Gütern, 40 Parasangen (ungefähr 23 deutsche Meilen) von Susa.

Arschine, ein Längenmaaß in Rußland, die gewöhnliche Elle, welche 315 französ. Linien, oder $^4/_{15}$ rheinische Fuß lang ist. 100 derselben machen $106^7/_{10}$ Berliner, oder 126 Leipziger Ellen.

Arselyn (Johann), ein ausgezeichneter Maler der niederl. Schule, geboren 1610, starb zu Amsterdam 1660. Auf seinen langen Reisen durch Frankreich und Italien bildete sich sein Genie auf das Vortheilhafteste aus. Bambocchio schätzte sein Talent, indem er ihm seine Freundschaft schenkte, und Arselyn wußte sich ganz in die Manier seines Freundes einzustudiren. Er war es, der den Geschmack eines frischern, helleren und kräftigern Colorits, als jenes seiner Landsleute, das mehr in's Matte und Dunkle fiel, in sein Vaterland mitbrachte. Perelle hat nach ihm Ruinen und 24 Landschaften gestochen. Arselyn hat diese letztern mit historischen Skizzen und ländlichen Scenen ausstaffirt, die ihren Effekt und ihr Interesse ungemein erhoben haben. Wenn man versucht wird, die Leichtigkeit, Fertigkeit und Natürlichkeit seines Pinsels zu bewundern, so erstaunt man, wenn man weiß, daß die Hand, welche ihn führte, fast ganz gelähmt war.

Arsenes, Diakon der römischen Kirche, ein Mann von hoher Geburt und seltenem Verdienste. Pabst Damasus hatte ihn auf Begehren des Kaisers Theodosius zum Mentor des Kronprinzen Arcadius ausersehen. Der Kaiser bat, seinen Schüler doch ja wie sein eigenes Kind zu betrachten, und sich das Ansehen eines Vaters über ihn zu nehmen, besonders, da er verzogen,

und von Natur hochfahrend und eigensinnig sey. Eines Tags trat der Kaiser in's Studirzimmer, um dem Unterrichte seines Sohnes beizuwohnen; er fand den Prinzen sitzend, den Mentor aber stehend; jetzt befahl er diesem, sich zu setzen; jenem aber, stehend den Unterricht zu empfangen, zugleich ließ er ihm alle kaiserliche Unterscheidungszeichen an seiner Kleidung wegnehmen, mit dem Bemerken, er würde ihn der Thronfolge für unwürdig halten, wofern er nicht frühe schon lerne, jedem zu geben, was ihm zukomme. Indessen vermochte diese väterliche Zurechtweisung wenig über den unbiegsamen herrischen Prinzen; Arsenes sah voraus, daß weder sanfte noch harte Ermahnungen ihn in dem Geleise der Zucht und Anständigkeit halten würden; er entsagte daher seinem glänzenden Posten, und zog sich zurück in die Einsamkeit, um sich ganz einem beschaulichen Leben zu weihen. Arcadius, als er den Thron bestiegen, wollte die Beleidigungen, die er sich wider seinen tugendvollen und gelehrten Mentor erlaubt hatte, einigermaßen dadurch vergüten, daß er ihm Reichthum und Ehrenstellen antragen ließ. Arsenes aber ließ mit Bescheidenheit dem Kaiser erwiedern: er möge bedenken, daß er in seiner Klause der Welt gleichfalls abgestorben sey; seine jetzige Bestimmung schreibe ihm Armuth, Enthaltsamkeit jeder Art, und strenge Selbstverläugnung vor. Und in der That war Arsenes eben so uneigennützig, als demüthig. Ein vielseitig gebildeter, beredtsamer, höchstmoralischer, durch seinen hohen Wuchs, seine weißen Haare, und seinen bis auf den Gürtel herabfließenden Bart, Achtung und Ehrfurcht gebietender Mann, besaß er in einem Alter von 76 Jahren die ganze Zurückhaltung und Bescheidenheit des jüngsten Klauseners.

Arsenik, ein sprödes, im Feuer flüchtiges Metall, von bleigrauer Farbe, das durch die Verbindung mit Feuerstoff die Eigenschaften der Säuren annimmt. Sein spezifisches Gewicht ist nach Brisson 57.633, nach Bergmann aber 8.310, und nach Guyton 8.763. Er ist nicht schmelzbar, sondern sublimiret sich ganz, und entzündet sich auf glühenden Kohlen mit einer dunklen, in's Blaue spielenden Flamme, die einen dicken weißen Rauch mit einem Knoblauchsgeruch von sich giebt. Der Arsenik sublimirt sich dabei als ein weißer metallischer Kalk (Oxyde d'Arsenic), der einen scharfen Geschmack hat, und sich bei 10° Temperatur in 80 Theilen Wasser auflöset; wozu von siedendem Wasser nur 15 Theile nöthig sind. Er theilt zugleich dem Wasser einen stinkenden Geruch und giftige Eigenschaften mit. — Mit dem Schwefel läßt sich der Arsenik durch Schmelzen und Sublimiren verbinden; es entsteht daraus der Schwefelarsenik von rother Farbe, der auch Rauschgelb genennet wird, und der Arsenikschwefel, von gelber Farbe. Mit Phosphor giebt der Arsenik ebenfalls ein schwarzes glänzendes Sublimat, das bald in der Luft verwittert. Fast mit allen Metallen verbindet sich der Arsenik leicht, und macht die geschmeidigen spröde, die strengflüssigen schmelzbarer und die leichtflüssigen strengflüssig. Mit einer größern Härte, theilt er den Metallen auch die Eigenschaft mit, eine bessere Politur anzunehmen, und vermehrt ihr eigenthümliches Gewicht, indem er zugleich die rothen und gelben weiß, die weißen aber grau färbet, jedoch mit Ausnahme des Zinnes. Durch ein heftiges Feuer kann er wieder von den Metallen geschieden werden, obgleich es bei einigen außerordentliche Mühe kostet. Das Laugensalz (Kali) läßt sich leicht mit der Arseniksäure sättigen, und giebt dadurch das arseniksaure Kali (Arseniate de Potasse), so wie aus der Verbindung der Arseniksäure mit Mineralalkali das arseniksaure Natrum (Arseniate de Soude) entsteht.

Arsenikerze heißen die natürlichen arsenikreichen Fossilien. Wir kennen: a) gediegenen Arsenik; b) Arseniksilber, es ist silberhaltiges Arsenikeisen mit etwas Antimon; c) Arsenikkies aus Arsenikeisen gemischt; einige Abänderungen desselben enthalten Schwefel; d) Rauschgelb, und zwar rothes und gelbes, beide sind Schwefelarsenik; e) Arsenik-

blüthe, ist arsenigte Säure; f) Pharmakolith, ist arseniksaurer Kalk; g) Bleyneier, größtentheils arseniksaures Bley; h) Wurfelerz besteht aus arseniksaurem Eisen; eine sibirische Varietät, enthält Kupfer; i) Olivenerz, ist arseniksaures Kupfer; Linsenerz desgleichen. Eben so ist k) der Kupferglimmer gemischt. Das Strahlenerz l) ist Kupfer und eisenhaltige Arseniksäure. m) Kobaltblüthe besteht aus Arseniksäure und Kobalt. Von allen Arsenikerzen wird nur der gediegene Arsenik und der Arsenikkies auf den Hütten benutzt. Man röstet das Erz in Flammenöfen, fängt dabei in langen gemauerten Kanälen Giftmehl auf, und bereitet daraus weißen und gelben Arsenik durch Sublimation. Aus reinem Arsenikkies treibt man grauen Arsenik aus; und aus einem Gemenge von Schwefel- und Arsenikkies verfertigt man rothen Arsenik. Außerdem führen die Kobalt-, Zinn- und Kupfererze zuweilen Arsenik, aus welchen man bei dem Rösten nebenher auch Giftmehl mit gewinnt.

Arsilli (Franz), bekannt durch ein Gedicht, in welchem die Namen der meisten lateinischen Dichter, die unter Leo dem Zehnten in Rom lebten, genannt, und ihre Werke nach ihrem Charakter bezeichnet werden. Arsilli war aus Sinigaglia gebürtig, aus einer angesehenen Familie; denn sein Bruder Paul war einst von der Stadt abgeordnet worden, dem Herzoge von Urbino, Lorenz von Medici, zur Besitznahme dieses Staates Glück zu wünschen. Nachdem Franz seine Studien zu Padua beendigt, und sich der ausübenden Arzneikunde gewidmet hatte, ließ er sich in Rom wohnhaft nieder. Indeß scheint er weder dem Pabste günstig gewesen zu seyn, noch seine Freundschaft erlangt zu haben, weil er, wie man glaubt, die Unabhängigkeit zu sehr liebte. Er war daher eines von den seltenen Beispielen unbelohnter Verdienste, und läßt hierüber seinen Verdruß bitter genug, gleich zu Anfang seines an Jovius gerichteten Gedichts, besonders in einer Vergleichung, aus, die er zwischen der Ermunterung anstellt, welche die alten, und die damaligen Dichter, gefunden hätten. Klagen dieser Art werden indeß durch die zahlreichen Beispiele der Freigebigkeit Leo's gegen Gelehrte aller Art, wie durch die ausdrücklichen Zeugnissen seiner Zeitgenossen, hinreichend widerlegt. Selbst Jovius, dem Arsilli sein Gedicht zugeeignet hat, schreibt den schnellen Wachsthum der Gelehrsamkeit auf Rechnung von Leo's Freigebigkeit. Jenes Gedicht enthält ein schönes Gemälde der erstaunlichen Fortschritte, die in einem Zeitraume von wenigen Jahren die Wissenschaften in Rom gemacht haben. Zwar sucht der Dichter diese Fortschritte als eine Wirkung der dem Genie eigenthümlichen Kraft, und des innern Werthes der Männer, die er schildert, darzustellen; allein dies ist gerade, als ob er uns bereden wollte, die schönsten Frühlingsblumen hätten damals mitten im Winter geblühet. Die Wahrheit, die er zu verbergen sucht, blickt aus jeder Zeile seines Gedichts hervor, welches uns sagt, daß fast jeder schätzbare Gelehrte, den er uns hier nennt, dem Pabste Leo sein Aufkommen, oder seinen Ruf zu verdanken hatte. Dies gilt besonders von Sanboleti und Bembo, deren Verdienste der Dichter mit sichtbarer Vorliebe schildert. Besagtes Gedicht macht den Beschluß der berühmten Coryciana (s. d. Art. Corycius) aus. Freunden der latein. Dichtkunst würde eine Darstellung des Karakters der in diesem Gedichte genannten Männer willkommen seyn (s. Roscoe's Leben und Regierung des Pabstes Leo X. 3ter Theil).

Arsis heißt unter andern Bewegungen, welche ein Musikdirektor, während der Ausführung eines Tonstücks, mit der Hand, oder sonst einem dazu bestimmten Instrumente macht, diejenige, nach oben, welche die Italiener alzamento di mano, und wir Deutschen den Aufschlag oder Auftakt nennen. Weil nun diese Bewegung (nach oben) die schwachen Zeiten eines Takts, oder die schlechten Takttheile bezeichnet, so hat man den Namen derselben auch auf das, was sie bezeichnet, übertragen. Man sagt daher: diese oder jene Note

stehet im Aufschlage Auftakte (in der schwachen Zeit), oder: dieses Tonstück fängt per Arsis (im Auftakte) an, u. s. w.

Arta oder Narda, eine offene Stadt in Albanien mit festen Außenwerken, unweit der Nordküste des von ihr benannten Meerbusens, am Fuße eines Berges, und fast ganz von den Krümmungen der Narda umflossen, die von hier an schiffbar ist, und weiter südlich in eine Bucht fällt, die den Hafen der Stadt bildet. Ein großes festes Schloß liegt auf dem genannten Berge an der Ostseite der Stadt, und ist durch ein tiefes enges Thal von 2 beherrschenden Höhen getrennt. Sie hat ansehnlichen Handel, 1.000 Häuser, 6.000 Einw. Nördlich an der Straße nach Janina liegen die sogenannten Fünfbrunnen, eine felsige, von dem berüchtigten Ali Pascha befestigte Höhe. Die Griechen nahmen sie im Oktober 1821, und schnitten durch den Besitz dieses festen Platzes die Türken bei Janina von Arta ab.

Artaban, ein Bruder von Vologesus dem Dritten. Caracalla betrug sich gegen diesen Partherkönig höchst verrätherisch. Gastfreundlich, nebst einem Theile seines Heeres, von ihm in seine Hauptstadt aufgenommen, gab er seinen Römern ein abgesprochenes Zeichen; nun fielen diese über das Volk her, und richteten ein schreckliches Gemetzel an. Artaban entkam nur unter tausend Gefahren. Aber er sammelte eine Armee, und an ihrer Spitze griff er die Römer an. Zwei Tage dauerte die Schlacht, und der Sieg blieb unentschieden; als der römische Feldherr dem Artaban über des Caracalla Tod Kunde schickte. Jetzt ward ein für beide Theile ehrenvoller Friede geschlossen im J. Chr. 217. 9 Jahre nachher wiegelte Artaxerxes die Parther wider ihren König auf, und Artaban blieb in einer Schlacht, die dem Reiche der Parther ein Ende machte.

Artabazes, ein Sohn von Pharnabazes und Apamea, einer Tochter des Artaxerxes Mnemon. Mit einer mächtigen Partei Mißvergnügter empörte er sich gegen Ochus, seinen König, 356 v. Chr. Er stellte sich an ihre Spitze, nahm eine feste Stellung in Libyen, und rief die Athenienser zu Hülfe. Chares, Admiral der Republik Athen, setzte sich mit Artabazes in Verbindung, und trug über des Ochus Armee einen ausgezeichneten Sieg davon; während nun der Senat von Athen seine Armee zurückbeorderte, schlugen die Thebaner sich auf die Seite des Artabazes, der dem Ochus jetzt die vollkommenste Niederlage beibrachte. Indeß ward er in der Folge begnadigt, ging nach Persien zurück, und commandirte unter Darius Codomanes das Heer der Perser mit beispielloser Tapferkeit, Muth und Klugheit gegen Alexander d. Gr.; kein Wunder, wenn dieser von des Artabazes Feldherrntalent eine so hohe Meinung faßte, daß er nach des Darius Tode ihm mit vieler Hochachtung begegnete. Artabazes war 95 Jahre alt, und stellte einst Alexander bei einer freundschaftlichen Zusammenkunft 9 aus seinen Kindern vor; Alexander nahm diese eben so ehrenvoll wie ihren Vater auf, überhäufte sie mit Geschenken, u. obschon Alexander sehr häufig zu Fuße ging, so befahl er doch, 2 Pferde herbeizubringen, eines für ihn, und das andere für Artabazes, weil er fürchtete, der gute Greis möchte sich vor ihm schämen, allein zu Pferde zu sitzen.

Artario (J. B.), ein trefflicher Baumeister und Stuckatur-Arbeiter, geb. zu Arogna 1665. Seine Statuen tragen das Gepräge einer durchaus edeln Zeichnung an sich, und sind ganz im antiken Style ausgefertigt. Meisterstücke von seiner Hand finden sich bei den Lustschlössern unweit Fulda und Rasstadt. Was den Werth seiner Kunstwerke so sehr erhöhte, war, daß er seinen Statuen eine fast marmorartige Dauer zu geben verstand. Artario starb in der Blüthe seines Alters. Sein Sohn Joseph, geb. 1705 zu Arcegno, im Canton Lugano, übertraf ihn in seiner Kunst; er bildete sich zu Rom aus, und machte die Antike zu seinem Hauptstudium. Von hier aus bereisete er Deutschland, Holland und England, und ließ überall Meisterwerke zurück. Der treffliche Chur-

fürst von Cöln, Clemens August (s. d. Art.), dieser große Verehrer, Freund und Beschützer der Kunst, ließ ihn an seinen Hof kommen, und beschäftigte ihn vorzüglich zur Zeit, als er das Prachtschloß zu Brühl, 2 Stunden von Cöln, erbaute. Hier sowohl, als im bönnischen Schlosse, fanden sich eine Menge seiner Werke vor. Seine Zeichnungen sind antik, seine Statuen sind voll Leben und Bewegung, und die Gewänder im natürlichen Faltenwurfe mit der leichtesten Hand dargestellt.

Artavastes, ein Sohn des Tigranes, Königs von Großarmenien, folgte seinem Vater auf den Thron; er war ein weiser Fürst, und schätzte und belohnte die Gelehrten und Künstler. Dem röm. Feldherrn Crassus schickte er Hülfstruppen im Kriege wider die Parther, und so lange er mit den Römern auf einem freundschaftlichen Fuße stand, war er ein mächtiger Fürst. Allein in eben jenem Kriege ward er zum Verräther an dem römischen Feldherrn Antonius. Dieser wußte ihn gleichwohl durch eine List in sein Lager zu locken. Hier kaum angekommen, ward er in silberne Ketten eingeschmiedet, und so führte Antonius ihn zu Alexandrien im Triumphe auf, und übergab ihn dem Tode.

Artaxerxes, 1) der 3te Sohn Xerxes I., wurde von Artaban auf den persischen Thron erhoben. Man schildert ihn als einen der schönsten Männer seiner Zeit, und als einen milden und edelgesinnten Fürsten. Bei den Griechen führte er den Beinamen Macrocheir, wegen der ungewöhnlichen Länge seiner Hände. Nachdem er den nach dem Throne strebenden Artaban hatte hinrichten lassen, mußte er dessen zahlreiche Anhänger und auch seinen ältern Bruder, Hystaspes, für den sich ganz Bactrien erklärt hatten, erst besiegen, ehe er ruhig regieren konnte. Das Erstere geschah ohne viele Mühe, das Zweite machte mehr Schwierigkeit; doch ward er auch endlich Sieger, und gelangte nun zum ruhigen Besitze des Reichs. Er schaffte viele Mißbräuche in der Regierung ab, machte verschiedene nützliche Einrichtungen, und gewann die Liebe seines Volks. Im 5ten Jahre seiner Regierung empörte sich Aegypten. Er schickte seinen Bruder Achämenides mit 300.000 Mann dahin; allein dieser war unglücklich, weil die Athenienser den Aegyptern beistanden. Er mußte eine neue, eben so starke Armee hinsenden, und dieser glückte es endlich, Aegypten von Neuem zu unterjochen. Die Athenienser setzten aber den Krieg fort. Ihr Feldherr Cimon schlug die persische Flotte, und in Cilicien eine Landarmee von 300.000 Persern. Durch diese Unglücksfälle genöthigt, schloß er Frieden mit den Atheniensern, der für Letztere sehr vortheilhaft war, die Freiheit der Jonier bewirkte, und die persische Schifffahrt sehr einschränkte. Bald darauf empörte sich Megabyzus, Statthalter von Syrien, gegen ihn; zweimal schickte Artaxerxes ungeheure Armeen gegen ihn, die aber auch jedesmal geschlagen wurden; endlich kehrte Megabyzus, durch die Güte des Königs bewogen, von selbst wieder zu seiner Pflicht zurück. Während des peloponnesischen Krieges in Griechenland nahm Artaxerxes keine Partei, obgleich sowohl Athen, als Sparta Gesandte an ihn schickten, und um seine Freundschaft baten. Endlich schien es zwar, als ob er sich auf die Seite des einen oder des andern Staats lenken wollte, aber der Tod übereilte ihn. Er regierte 41 Jahre. — 2) Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon, wegen seines außerordentlichen Gedächtnisses, war der älteste Sohn des Darius Nothus. Als er in Pasargade sich einweihen lassen wollte, erhielt er die Nachricht, daß sein jüngerer Bruder Cyrus sich gegen ihn empört habe. Er ließ ihn gefangen nehmen, und wollte ihn hinrichten lassen; aber seine Mutter erbat ihm Leben und Freiheit, und Cyrus bekam sogar seine Statthalterschaft Kleinasien wieder. Dennoch konnte Cyrus die Begegnung seines Bruders nicht verschmerzen, und sobald er in Kleinasien angelangt war, trachtete er auf's Neue, ihn vom Throne zu stoßen. Zu dem Ende verband er sich mit den Lacedämoniern, die ihm mit allem Nachdrucke beizustehen versprachen. Er brachte ein Heer von

100.000 Asiaten und 17,000 Griechen, über welche der Lacedämonier Clearchus den Oberbefehl führte, und eine Flotte von 35 Schiffen zusammen. Unter den Griechen befand sich auch Xenophon. Cyrus verheimlichte die wahre Absicht seines Zuges, so gut er konnte; indessen erhielt doch Artaxerxes Nachricht davon, und machte Gegenanstalten. Als die bei des Cyrus Heere befindlichen Griechen sahen, daß die ihnen vorgespiegelten Absichten nicht die rechten wären, und er vielmehr gegen den König selbst zöge, so weigerten sie sich, in diesem Falle weiter zu marschiren. Aber die Güte und Freigebigkeit des Cyrus, und die Vorstellungen ihres Feldherrn Clearchus brachten sie bald zum willigen Gehorsam zurück. Cyrus fand in den Ebenen von Cumaxa, in der Provinz Babylon, das Heer Artaxerxes vor sich, welches 900.000 Mann stark war. Es kam zur Schlacht; die Griechen schlugen die feindlichen Flügel beim ersten Anfall in die Flucht; auch Cyrus selbst war nicht weniger glücklich, drang selbst auf den Artaxerxes ein, und hatte ihm schon 2 Wunden beigebracht, als die Wache des Königs herbeikam, und den Cyrus mit Pfeilen durchbohrte, während er auch zugleich von dem Wurfspieße seines Bruders getroffen wurde. Die Armee des Cyrus wurde nun zerstreut, und das Lager geplündert. Die Griechen ihres Theils waren immer noch Meister vom Schlachtfelde, und schlugen sogar einen nochmaligen Angriff der Perser muthig zurück, indem sie nichts von der Niederlage und dem Tode des Cyrus wußten. Als sie diesen endlich erfuhren, traten sie ihren Rückzug unter der Anführung des Clearchus an. Dieser verlor aber bald darauf durch die Verrätherei des Artaphernes sein Leben, und nun wurde Xenophon nebst andern zu Anführern gewählt. (Ueber diesen merkwürdigen Rückzug s. d. Art. Xenophon.) Die Mutter des Artaxerxes betrübte sich über den Tod des Cyrus so sehr, daß sie ihren Schmerz durch die größten Grausamkeiten ausließ, womit sie diejenigen hinzurichten befahl, welche sich rühmten, an dessen Tode Antheil zu haben. Selbst die Gemahlin des Artaxerxes, Statira, wurde mit Gift hingerichtet, weil dieselbe ihr einmal vorgeworfen hatte, daß sie Schuld an des Cyrus Empörung sey. Diesen Mord bestrafte Artaxerxes damit, daß er seine Mutter auf lange Zeit nach Babylon verbannte. Bald darauf entspann sich ein Krieg zwischen Lacedämon und Persien, weil der neue Statthalter von Kleinasien, Tissaphernes, die griechischen Städte in Asien sehr beunruhigte. Der lacedämonische Feldherr war Dercyllidas, der bald mit vielem Glücke in Kleinasien vordrang. Artaxerxes machte Gegenanstalten, und ließ insbesondere eine Flotte ausrüsten, zu deren Admiral er den vertriebenen Conon ernannte. Nun schickte Lacedämon den König Agesilaus mit einer neuen Armee nach Asien. Diese machte sich bald so furchtbar, daß es schien, als ob schon jetzt dem Artaxerxes das Schicksal des Darius bevorstehe. Er schlug die Armee des Tissaphernes in Lydien, und diese Niederlage, nebst mehreren gegen ihn angebrachten Klagen, kostete dem persischen Feldherrn bald darauf seine Statthalterschaft und sein Leben. An seine Stelle kam Tithraustes. Da dieser den Agesilaus weder zum Frieden und Rückzug bewegen, noch im Felde besiegen konnte, bediente er sich der Bestechung, um den Lacedämoniern in Griechenland selbst Feinde zu erwecken. Dieses gelang. Eben machte sich Agesilaus fertig, in das Herz von Persien selbst einzudringen, als er von den Ephoren nach Sparta zurück berufen wurde. Glücklicher, als die Landarmee, war die persische Flotte unter Conon. Die lacedämonische Flotte unter Pisander wurde von ihm bei der Stadt Knidos in Kleinasien gänzlich geschlagen, und Pisander selbst getödtet. Dieser Sieg war die Losung, daß alle griechische Staaten aufstanden, und sich gegen Lacedämon erklärten, das von nun an sein bisheriges Glück verlor. Conon und der Satrap Pharnabazus von Phrygien eroberten hierauf, vermittelst ihrer Flotte und Landarmee, alles Verlorne in Kleinasien wieder. Selbst in Laconien fiel Conon ein, und machte außeror-

deutliche Beute. Von Athen ließ er die Mauern wieder bauen, und setzte den zu Grunde gerichteten Staat in den Stand, auf's Neue als bedeutend gegen Sparta auftreten zu können. Sparta wurde jetzt so bedrängt, daß es keinen andern Ausweg vor sich sahe, als Frieden zu schließen. Dem zufolge sandte man Antalcidas zum Tiribazus, Statthalter von Sardis, worauf denn der berühmte antalcidische Friede abgeschlossen wurde. Aus Haß gegen Athen verläumdeten nun die Lacedämonier den tapfern Conon bei dem Tiribazus. Er wurde gefangen genommen, nach Susa geschickt, und, wie Einige melden, daselbst hingerichtet. Nun wandte Artaxerxes seine Macht gegen den König Evagoras von der Insel Cypern. Dieser Fürst wehrte sich sehr hartnäckig, wurde freilich endlich besiegt, behielt aber doch die Stadt Salamin und den Titel König. Diesem Kriege folgte ein anderer wider die Cadusier, ein Gebirgsvolk zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, dessen Fürsten, weil sie unter einander uneins waren, durch List des Tiribazus zur Unterwerfung gebracht wurden. Dafür wurde Tiribazus, welcher durch Verläumdung vorher in Ungnade gefallen war, wieder mit dem Könige ausgesöhnt, und in seine vorigen Ehrenstellen eingesetzt. Hierauf wandte Artaxerxes seine Waffen gegen Aegypten, das schon lange vorher sich in Unabhängigkeit gesetzt hatte, und von dem Könige Achoris regiert wurde. Er erbat sich zu diesem Kriege von den Atheniensern ihren berühmten Feldherrn Iphikrates zum Anführer der griechischen Miethstruppen, und nach einer sehr langsamen Zurüstung ging es endlich zu Felde. Nectanebis war indessen in Aegypten auf den Thron gekommen, und hatte alle Anstalten getroffen, sich tapfer zu vertheidigen. Der Krieg endigte sich auch für Persien unglücklich durch die Schuld des Oberfeldherrn Pharnabazus, obgleich dieser dem Iphikrates die Schuld beimessen wollte. Letzterer, des Schicksals eingedenk, welches Conon betroffen hatte, ging nicht wieder nach Persien, sondern nach Athen zurück. Zwölf Jahre nachher rüstete sich Artaxerxes aufs Neue zum Kriege gegen Aegypten, wo jetzt Tachos regierte. Dieser fand Hülfe bei den Lacedämoniern, verachtete aber die weisen Rathschläge des Agesilaus, wurde von seinen eigenen Unterthanen abgesetzt, und floh an den persischen Hof. Die Unterjochung Aegyptens gelang übrigens dem Artaxerxes auch jetzt noch nicht. Gegen das Ende seines Lebens ließ er seinen ältesten, zum Nachfolger bestimmten Sohn Darius hinrichten, weil dieser selbst eine Verschwörung gegen ihn angestiftet hatte. Sein dritter Sohn Ochus, um das Recht der Nachfolge zu erhalten, räumte seine Brüder, Ariaspes und Arsames, aus dem Wege. Dieses schmerzte den 94jährigen Artaxerxes so, daß er darüber starb, nachdem er 46 Jahre regiert hatte.

Arteaga (Steffano), geboren 1750 zu Madrid, studirte bei den Jesuiten, und trat in ihre Gesellschaft. Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrtheit, wie er denn auch mit einer Menge von Männern in Briefwechsel stand, welche in Kunst, Literatur und Wissenschaft einen ausgezeichneten Rang behaupteten. Er schrieb in seiner Muttersprache über das Ideal des Schönen eine treffliche Abhandlung. In italienischer Sprache ließ er zu Venedig 1785 ein verdienstvolles Werk erscheinen über die Revolutionen, welche das italienische musikalische Theater erlebt hat von seinem Anfange bis auf die neueste Zeit. Noch schrieb er gelehrte Abhandlungen über die griechische und lateinische Poesie. Seine italienische Handschrift über den klingenden und den stummen Rhythmus, und über die Antike wäre ein überaus nutzbares Werk geworden; er hat darüber die berühmtesten Schriftsteller des Alterthums zu Rath gezogen, und nach der Meinung mehrerer Gelehrten sind seine Entdeckungen durchaus neu und höchst wesentlich für die Künste. Er hat darin die durch die Comentatoren fehlerhaft veränderten Texte wieder hergestellt, Stellen erklärt, deren Sinn sie nicht zu fassen wußten, und eine rich-

tige und neue Idee über das, was die Alten Rhythmus nannten, angegeben. Unmittelbar vor der Revolution in Italien, welche die Franzosen zuletzt dort bewirkten, hat das Werk zu Parma in der berühmten Druckerei von Bodoni der Presse übergeben werden sollen; aber die eingetretenen politischen Ereignisse haben die Vollziehung davon gehindert. Seit dieser Epoche begleitete Arteaga den Ritter Azara, Ex-Gesandten von Spanien, nach Paris, und vertraute die Uebersetzung dieser vortrefflichen Handschrift dem Herrn Granville an; aber sein Tod unterbrach diese Unternehmung, als sie bereits um zwei Drittheile in Vollzug gebracht war. Arteaga starb zu Paris i. J. 1799.

Artedi (Peter), ein Schwede aus der Provinz Angermannland, ein berühmter Arzt, Naturforscher und Naturkundiger, geb. 1705. Er war ein Busenfreund des großen Linné, der uns Artedi's Leben an der Spitze dessen Ichthyologia, geliefert hat, eines trefflichen Werkes, dessen Herausgabe Linné selbst nach dem Tode seines Freundes besorgte. Diese beiden Freunde unterstützten sich einander mit ihren Kenntnissen. Linné arbeitete in der Botanik; Artedi untersuchte die Natur der vierfüßigen Thiere, der Fische, Amphibien und Steine. Er beschloß sein Leben zu Amsterdam auf eine traurige Weise am 25. Sept. 1735. So starb, sagt Linné, der Größte der Ichthyologisten. Artedi's Werke erschienen 1738 zu Leiden in 8vo.

Artemidorus, gewöhnlich der Daldier genannt, weil er zu Daldis, einer Stadt in Lydien, gebürtig war. Er lebte unter Antoninus Pius, und schrieb ein Buch (Oneirokritika) über Traumdeuterei, und die Kunst, aus der Hand zu weissagen, welches, neben recht vielen unbedeutenden, kleinlichen und vernunftwidrigen Behauptungen, doch hin und wieder Züge und Bemerkungen von tiefer Gelehrsamkeit enthält, und daher für den Philologen nicht ohne Interesse ist. Die neueste Ausgabe ist von Reiff. Leipz. 1805. Auch giebt es eine Aldinische Ausgabe davon. Griechisch. Venet. 1518 in 8vo. Artieda, ein spanischer Gelehrter und Dichter, hat auch in spanischer Sprache ein sehr schätzbares Werk, betitelt: Reden, Briefe und Epigramme von Ardemidorus, zu Saragossa 1605 herausgegeben.

Artemisia, 1) Königin von Halikarnaß und einigen benachbarten Inseln. Sie war dem Xerxes bei seinem Einfalle in Griechenland mit fünf wohlausgerüsteten Schiffen gefolgt, und zeigte sich als eine Fürstin, die alle Feldherren der Perser an Muth und Klugheit übertraf. Als auf der persischen Flotte Kriegsrath gehalten wurde, ob man die Seeschlacht bei Salamis liefern sollte, kam sie auch mit in die Versammlung, und da alle Feldherren der Neigung des Xerxes gemäß, für die Schlacht stimmten, war sie die Einzige, die das Gegentheil that, indem sie mit Gründen bewies, wie unklug, unnöthig und gefährlich unter den vorhandenen Umständen eine Schlacht wäre. Xerxes gab wirklich dem Rathe der Königin zum Theil seinen Beifall, ließ die Flotte zwar nach Salamis vorrücken, schickte aber die Landtruppen nach der Landenge von Korinth, um den Peloponnes zu bedrohen. Die von der Artemisia vorhergesagte Wirkung dieser Bewegung blieb auch nicht aus; die meisten Griechen auf der Flotte drangen nun darauf, dem Peloponnes zu Hülfe zu eilen, aber die List des Themistokles führte doch die bekannte, für die Perser so unglückliche, Schlacht herbei. Während derselben wurde Artemisia von Feinden umringt, und war auf dem Punkt, gefangen zu werden. In diesem Augenblick rettete sie sich durch ihre Entschlossenheit. Sie bohrte eins von den persischen Kriegsschiffen in den Grund, daher die Athenienser glaubten, sie gehöre zu ihrer Partei, und sie entkommen ließen. Von dem Tode dieser Fürstin erzählt man, daß sie sich aus Verzweiflung, weil sie einem Jüngling, der ihre Liebe verachtete, im Schlafe die Augen ausgestochen

hatte, vom Vorgebirge der Halbinsel Leucadien ins Meer gestürzt habe. — Artemisia. 2) Schwester u. Gemahlin des Königs Mausolus von Carien. Mausolus hatte auf der Insel Rhodos die Aristokratie eingeführt. Da aber die Rhodier damit unzufrieden waren, so schafften sie dieselbe nach Mausolus Tode wieder ab. Artemisia war ihrem Gemahl in der Regierung gefolgt, und wurde nun von den Rhodiern, welche ihr nicht trauten, bekriegt, um sie vom Throne zu stoßen. Allein sie half sich durch folgende List aus ihrer bedrängten Lage. Als die Rhodier sich ihrer Hauptstadt näherten, besetzte sie die Mauern mit Bürgern, und befahl ihnen, bei der Ankunft der Rhodier sich fröhlich zu bezeigen, und sie in die Stadt einzulassen. Unterdessen segelte sie mit einer kleinen Flotte, die sie in einer Bucht versteckt gehalten hatte, in den Hafen, nahm die ledigen rhodischen Schiffe weg, segelte selbst nach Rhodos, u. eroberte die Insel. Die in Cariens Hauptstadt eingelassenen Rhodier wurden sämmtlich niedergehauen. Auf Rhodos ließ sie die Häupter der Revolution tödten, und weihete den Göttern ein Siegesdenkmal, das die Stadt Rhodos und sie selbst vorstellte, wie sie diese Stadt mit einem glühenden Eisen brandmarkte. Obgleich Rhodos nach Artemisias Tode frei ward, wagte man doch nicht, jenes schimpfliche Denkmal zu vernichten, weil es den Göttern geweihet war; man überbauete es also nachher. Noch ist von dieser Artemisia zu bemerken, daß sie ihrem Bruder und Gemahl Mausolus ein prächtiges Grabmal errichtete. Sie hatte diesen so zärtlich geliebt, daß sie seine Asche mit ihrem Getränke vermischte, und aus Betrübniß schon zwei Jahre nach dessen Tode starb. Sie ließ Gedichte und Trauerspiele zu seiner Ehre schreiben, und griechische Redner zu Lobschriften auf ihn einladen. Isokrates und Theopompus ließen sich in Wettstreit dabei miteinander ein, und letzterer trug über seinen Lehrer den Sieg davon. Vor allen aber sollte das Grabmal sein Andenken verewigen, daß sie von ihm Mausoleum nannte. Mehrere alte Schriftsteller zählten es unter die sieben Wunderwerke der Welt. Plinius giebt uns davon folgende Beschreibung: Auf der Süd- und Nordseite hatte es 63 Fuß, die Fronten waren kürzer, und der ganze Umfang betrug 411 Fuß. Die Höhe war 25 Ellen, ohne aber die eben so hohe Pyramide zu rechnen, welche das Gebäude oben endigte, und zu deren kegelförmiger Spitze 24 Stufen emporführten. Mit dem auf derselben befindlichen vierspännigen Wagen betrug die ganze Höhe 140 Fuß. Bei den hier angegebenen Zahlen des Plinius muß unstreitig ein Fehler seyn; denn, wenn die längsten Seiten des Gebäudes nur 63 Fuß lang waren, wie käme da ein Umfang von 411 Fuß heraus. Einige lesen statt 63, 163, aber da verlieren die beiden kurzen Seiten gegen die langen gar zu sehr ihr Verhältniß. Andere nehmen die Nord- und Südseite von 13 Fuß für die kürzesten an, und machen die Ost- und Westseite gegen das klare Zeugniß des Plinius zu den längsten, indem sie jeder 142 Fuß Länge geben. Bis jetzt ist noch nicht entschieden, worin der Fehler beim Plinius liegt; vielleicht ist die Zahl des Umfanges am ersten einer Verbesserung bedürftig. Der Haupttheil des Gebäudes war mit 36 Säulen umgeben. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Scopas, Leochares und Thimotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; Pythes arbeitete das Viergespann aus Marmor aus. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Die Stelle, worauf es stand, hatte ein theatermäßiges Ansehen, indem der Boden sich allmählig nach dem Meere herabsenkte. Dadurch wurde die Aussicht nach dem Gebäude sehr emporgehoben. Der Bau desselben wurde Olymp. 106, 2. (358 v. Chr.) von der Artemisia angefangen, war aber noch nicht vollendet, als sie im 3ten Jahre nachher starb. Da ihr Nachfolger, Idricus, nicht mit demselben Eifer, wie sie, für das Werk eingenommen war, so erklärten die Künstler, daß sie es sich zur Ehre rechneten, den Bau zu vollenden, ohne den geringsten Lohn dafür zu

fodern. Nach dem Namen dieses Grabmals wurden in der Folge dergleichen prächtige Denkmäler überhaupt Mausoleen genannt.

Arten der Schüsse. 1) In Beziehung auf die Ladung. -- Ein jeder Schuß, der mit der gewöhnlichen Feldladung geschieht (welche wenig mehr als $1/3$ der Schwere der Kugel beträgt), heißt ein voller Kugelschuß, die Kugel selbst eine Paßkugel. Man verstärkt die Ladung, entweder um größere Schußweiten zu bekommen, (ein sehr seltner Fall), oder um Breschen zu legen. — Der volle Kugelschuß ist der bei der Feldartillerie fast unter allen Umständen angewendete, folglich für den Artilleristen der wichtigste. Je näher das Geschütz an den Feind steht, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit des Treffens; allein auch dies hat seine Gränzen, da man unter gewissen Umständen auf nahe Entfernungen mehr mit Kartätschen, unter andern Verhältnissen wiederum weniger mit ihnen ausrichtet. — Die schicklichen Entfernungen für den wirksamen vollen Kugelschuß dürfen beim 6pfünder die Zahl von 15 — 1.800, beim 12pfünder die von 2.000 Schritt nicht überschreiten, weil man einestheils die Entfernungen, je größer sie sind, desto unvollkommner schätzen, auch die Wirkung der Schüsse dann nicht mehr gehörig beobachten kann. — Um Breschen zu legen, erreichen die schweren Kaliber am ersten den Zweck, und zwar, je näher sie an das Objekt herangebracht werden können. Es wird dabei mit einer gewissen Ordnung verfahren, damit die Mauer oder Brustwehr nach und nach regelmäßig zerstört (in der Kunstsprache abgekämmt) wird. Man bedient sich dabei meistens $1/2$ kugelschwerer Ladung. Alle Schüsse, weche mit geringerer als der gewöhnlichen Feldladung geschehen, heißen Schüsse mit Rikoschettladungen; ihre Ladung ist gewöhnlich um die Hälfte, auch wohl nur um $1/3$ heruntergesetzt. Bei Belagerungen werden die Rikoschettkartuschen von Hause aus angefertigt; im Felde aber, wo man sich nur sehr selten der schwächeren Ladung bedient, werden sie nicht mitgeführt, sondern man vermindert die Ladung im Augenblick des Gebrauchs, indem die Kartusche entzweigeschnitten und das überflüssige Pulver abgeschüttelt wird. Die Rikoschettschüsse geschehen unter einer bedeutenden Elevation, von 4 — 10 Graden, bei Belagerungen auch wohl von 12 — 15 Graden. 5) In Beziehung auf den Richtungswinkel. Man unterscheidet hierbei den Kernschuß von dem Bogenschuß. Bei dem erstern ist die Axe des Geschützes horizontal, mit dem Erdboden gleichlaufend, gerichtet. Wenn ein Geschütz im Kernschuß gerichtet ist, so schneidet der erste Aufschlag der Kugel die Schußweite ab. Der Kernschuß geschicht immer mit voller, zuweilen sogar mit verstärkter Ladung, und findet beim Breschescheißen, auch gegen andringende feindliche Kolonnen, seine Anwendung. Die Kernschußweite des 3pfünders ist 300, die des 6pfünders 400 und die des 12pfünders 500 Schritt. Mit Haubitzen pflegt man sehr selten im Kern zu schießen, nur um sich der Granaten zum Breschelegen zu bedienen. Bei den Mortieren verbietet ihre Konstruktion den Kernschluß ganz. — So wie der hintere Theil des Geschützes gesenkt und dabei der vordere erhöht wird, entsteht der Bogenschuß; seine Größe bestimmt sich durch die Größe des Richtungswinkels, u. derjenige Richtungswinkel, der dem 45sten Grade nahe kommt, bringt die größte Schußweite hervor, was jeoch nur für den Mortier gilt, da die Kanonen nur höchstens 10 — 15, unddie Haubitzen 20 — 25 Grad elevirt werden können. Strenge genommen, sind alle Schüsse Bogenschüsse, der kleinste unter ihnen ist aber der Visirschuß, bei welchem die Richtung über das Metall, über Visir und Korn, genommen wird, wobei die Axe der Seele sich um $3/4$—1 Grad erhöht. Der erste Aufschlag der Kugel schneidet auch hier die Visirschußweite ab; sie beträgt beim 3pfünder 700, beim 6pfünder 800, beim 12pfünder 900 und bei der 7pfündigen Haubitze 600 Schritt; mit der 10pfündigen Haubitze findet kein Visirschuß Statt. Der erste Aufschlag schneidet bei allen Bogenschüssen die

Bogenschußweite ab; sie müssen daher den Sinus der doppelten Elevationswinkel verbunden werden, und die Resultate legen den Grund zu der Anfertigung der Schuß- und Wurftabelle, aus denen die Schußweiten der verschiedenen Bogenschüsse zu entnehmen. Die Anwendung der Bogenschüsse findet sich meisten theils nur bei Haubitze und Mortieren Statt bei den Kanonen bedient man sich derselben nur im unebenen Terrain, niemals aber im ebenen oder gar horizontalen, wo der Visir-oder Rollschuß jederzeit vorzuziehen ist. — 3) In Beziehung auf das Terrain. Diese Beziehung sondert mehrere verschiedene Arten von Schüssen ab; ist nämlich das vorliegende Terrain höher als das Geschütz, so wird der Schuß ein Elevationsschuß, ist es aber bedeutend tiefer, ein Inklinationsschuß genannt. Ist der Inklinationswinkel größer als 1 — 2 Grad, so heißt der Schuß ein Senk-, Plongir- oder Depressionsschuß. Wenn der Winkel, unter dem die Kugel in den Feind schlägt, klein (5—10°) ist, so heißt der Schuß flach, rasirend; ist er größer, so wird er bohrend genannt; die hohen Elevations- und die tiefen Inklinationswinkel, bringen beide bohrende Schüsse hervor; sie taugen nichts und vermindern die Wahrscheinlichkeit des Treffens. In Beziehung auf die Gestalt der Kugelbahn. Wenn der Feind mit dem ersten Aufschlage der Kugel oder Granate getroffen werden soll, so kann man dies den reinen Bogenschuß nennen. Soll der Feind erst nach mehreren Aufschlägen erreicht werden, so heißt der Schuß ein Rollschuß, oder auch ein Rikoschettschuß mit voller Ladung. Schießt man dagegen eine Kugel schräge gegen eine feste Wand oder Mauer, so daß sie seitwärts abprellen muß, so nennt man den Schuß einen Brikolschuß; den letztern wendet man bei Belagerungen an, indem die Kugeln schräge gegen die Kurtine eines Polygons so abgeschossen werden, daß sie von derselben abprellen und die Flanken treffen sollen. Die Billardspieler werden sich den Brikolschuß am besten versinnlichen können, nur schade, daß die Kanonenkugeln nicht mit der Sicherheit zu bewegen sind, als die Billardbälle. — Der Rollschuß wird auf einem ebenen Terrain, mit geringer Elevation, sehr glücklich angewendet und in offener Schlacht am häufigsten gebraucht. Der Feind ist auf dem ganzen Terrain nirgends sicher, da die Kugeln in halber Mannshöhe und mit kurzen Aufschlägen über den Erdboden hinstreichen u. nur dann liegen bleiben, wenn die ihnen durch das Pulver mitgetheilte Kraft aufhört. Merkwürdig ist es, daß Kugeln zuweilen diese Kraft schon ganz verloren zu haben, und nur noch auf dem Terrain, vermöge der Abschüssigkeit desselben, hinzurollen scheinen, und doch, beim Anstoßen an einen Gegenstand, einen Theil dieser Kraft wieder bekommen und noch einige hundert Schritte weiter gehen. Man hat Beispiele, daß Soldaten solchen langsam rollenden Kugeln den Fuß vorsetzten, um sie aufzuhalten, und sie hatte noch die Kraft, ihnen denselben zu zerschmettern. 4) In Beziehung auf den Feind. Man unterscheidet dabei folgende Arten von Schüssen: den senkrechten Schuß; er trifft den Feind senkrecht, nimmt im glücklichen Fall eine Rotte weg, schlägt im ungünstigen Falle zu früh auf, oder geht über den Feind, von Hause aus, hinweg, und ist aus allen diesen Gründen ein schlechter Schuß, den der Artillerist, so viel als möglich, zu vermeiden suchen muß. Der schräge Schuß trifft den Feind unter einem Winkel, und vermehrt daher schon die Wahrscheinlichkeit des Treffens. Zwei Batterien, welche beide mit schrägen Schüssen auf den nämlichen Zielpunkt wirken, bringen das sogenannte Kreutzfeuer hervor, was in der Entfernung mindestens wirksam, auf mittleren Distanzen entscheidend, auf nahen aber mörderisch genannt werden kann. Welch ein weites Feld bietet sich dadurch dem Feldartilleristen dar, durch eine zweckmäßige Placirung der Geschütze dahin zu wirken, daß dieses so wichtige

Feuer hervorgebracht werde. Wenn sich der Winkel der schrägen Schüsse vermindert, so daß die Schuß-Linie zuletzt senkrecht auf die Flanke des Feindes trifft, so entsteht der Flankir- oder Efilirschuß. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Schuß, mit voller Ladung, und auf einer schicklichen Distanz angewendet, zerstörende Wirkungen in den feindlichen Reihen hervorbringen kann, wenn gleich die Relation der Schlacht von Zorndorf, welche uns glauben machen will, ein einziger Enfilirschuß habe 40 Mann hinweggerafft, ein wenig übertrieben scheint. Allein die Schwierigkeit bei den Enfilirschüssen liegt in dem eigentlichen Treffen; marschirt der Feind in Massen, so fallen senkrechte, schräge und Enfilirschüsse zusammen; wie aber, wenn seine Flanke uns nur eine Rottentiefe darbietet? und noch dazu, wenn dies in der Bewegung geschieht, wo den Artilleristen nur das sogenannte Vorhalten übrig bleibt? — Die Enfilirschüsse stehen daher den schrägen Schüssen nach, und finden nur bei Bestreichung eines engen Weges, oder einer Brücke (der Länge nach) Anwendung, wo der Feind nur auf dieser und auf keiner andern Linie anrücken kann. Die Kartätschschüsse geschehen immer mit voller Ladung und unter einer bedeutenden Elevationswinkel, wenn sie einigermaßen wirksam seyn sollen. Sie vereinigen alle Arten von Schüssen in sich, und dies mit bewundernswürdigen Variationen, so daß hierbei eigentlich alle Theorie schweigen muß, und beinahe jeder neue Versuch die Resultate der Vorigen widerlegt. Alle Granat- oder Bombenwürfe sind Bogenschüsse, und zwar meistentheils reine; dennoch bedient man sich auch der Granaten zum Rikoschettiren mit vielem Vortheil, besonders beim Angriff der Festungen, und in diesem Falle wird die Ladung ebenfalls verringert. Gewöhnlich wird der eigentliche Effekt der Granaten von ihrem Springen (der Explosion) erwartet, und dabei kommt es darauf an, daß sie auf dem Fleck liegen bleiben, wohin sie geworfen wurden. Um dieses zu erreichen, wirft man sie in einem hohen Bogen, der einen großen Einfallswinkel, und folglich kein Rikoschett giebt, oder man vermindert oder verstärkt die Ladung; das letztere ist aber beim Feldgeschütz nicht gut in Ausübung zu bringen. Bunsmard soll der Erste gewesen seyn, der auf die Idee geführt hat, die Granaten zum Breschenschießen zu benutzen, wobei das Krepiren derselben eine, den Minen ähnliche, Wirkung hervorbringen würde. Mit Haubitzen würde man diesen Zweck nicht so sicher erreichen, als mit Kanonen, und, um Granaten aus Kanonen zu schießen, würden die hervorstehenden Zünderköpfe nothwendig in das Eisen versenkt werden müssen. Um aus Haubitzen mit Kartätschen zu schießen, muß bei der 7pfündigen eine Elevation von wenigstens 1°, und bei der 10pfündigen eine von 3 — 4° genommen werden; dennoch bleiben viele Kugeln auf kurzer Entfernung von der Mündung stecken, da der Streuungskegel bei ihnen noch größer, als bei den Kanonen ist.

Artevelt (Jacob von), ein vornehmer Bürger und Bierbrauer zu Gent. Ihm ward von seinen Mitbürgern das Gouvernement von Flandern übertragen, und in diesem Posten behauptete er sich mit vielem Glücke 7 Jahre hindurch. Aber er war ein beredsamer, unruhiger und politischer Kopf, und machte dem Grafen von Flandern viele Besorgnisse; in allen Städten Flanderns hatte er Correspondenten, und sein Anhang war ungeheuer. Er ging auch wirklich mit Nichts weniger als dem Plane schwanger, den ältesten Sohn Eduards, Königs von England, zum Grafen von Flandern ausrufen zu lassen; aber van Artevelt traf das Loos, welches fast alle berühmte Aufrührer trift, die unter den Fauststößen eben des Volkes ihren Tod finden, das sie durch ihre Schmeicheleien verführt hatten. Die mißvergnügten Genter bestürmten sein Haus, und tödteten ihn im Juli 1344. Sein Sohn, Philipp von Artevelt, theilte gleiche Grundsätze mit seinem Vater, und hatte auch fast das nämliche Loos. An der Spitze von 60.000 aufrührerischen Flammändern blieb er in der Schlacht bei Rosbeck, 1382.

Arthenion, ein ausgezeichneter Maler aus dem griechischen Zeitalter, und ein Schüler von Nicias. Plinius sagt uns viel Rühmliches von seinen Gemälden, von denen er uns die merkwürdigsten aufzählt, nämlich eine Danea und eine Dejanira. Die Geschichte von Laomedon mit Neptun und Herkules. Die Königin Stradonice (Gemahlin des Seleucus, 300 Jahre vor Chr.), wie die Fischer ihre Schönheit bewundern. Ein Stallknecht mit einem Rosse. Ein Phylarch im Tempel zu Eleusis. Ein Ulysses, der den Achill in eine Frauenkleidung eingehüllt, entdeckt. Zuletzt noch ein Polygignaicon, d. i. eine Gesellschaft athenienſischer Damen.

Arthur (Arth. — uir) 1) ein berühmter Name in der Ritterpoesie und den Romanen des Mittelalters, nach welchen er ein Fürst der Seluren, Nationalheld der Altbritten in Wales oder Cambrien war, im 6ten Jahrhundert lebte, und ein Zögling des klugen Merlin und das Haupt der vierzig Ritter von der Tafelrunde war. Liegt in denselben wahre Geschichte zum Grunde, so wird es wahrscheinlich, daß er, nach dem Vorgeben des Sagenschreibers Gottfried von Moumuth, der Sohn Uther's Pendagron, eines Oberfeldherrn der Britten, mit Ingerna, Fürstin von Cornwales, im Ehebruch erzeugt, gewesen sey. Nach diesem focht er, als Jüngling, unter seinem Oheim Ambrosius Aurelianus, gegen die Sachsen, ward Heerführer der Britten 516 nach Chr., schlug die Sachsen in vielen Gefechten, behauptete sich gegen Cerdiks Nachfolger an der Saverne; zog gegen die Pikten und Skoten; stellte in York das Christenthum wieder her; führte zuletzt, nach einer zwölfjährigen friedlichen Regierung mit seinem rebellischen Neffen Modred einen hartnäckigen Kampf, indem er an den, in der dritten Schlacht erhaltenen, Wunden im Jahr 542 auf der Insel Avalon starb, wo in Glassenburg unter Heinrich II. Regierung sein vermeintliches Grab, Riesengebeine enthaltend, entdeckt worden seyn soll. Sim. de sismondi. Liat. du Midi de l'Europe. Pag. 1818. 2) Arthur, erster Herzog von Bretagne, geb. zu Nantes 1187, Sohn der Constantia, Erbin von Bretagne, die ihn als Herzog, unter der Vormundschaft seines Großvaters Heinrich II. belehnen ließ. Im Jahr 1196 ward er in der Versammlung der Stände zu Rennes feierlich ausgerufen, und im Jahr 1201 trat er die Regierung wirklich an, worauf er sich 1202 mit Maria, Tochter des Königs Philipp August von Frankreich, vermählte; er starb in demselben Jahre von der Hand seines Oheims, Johann ohne Land, Königs von England, ermordet zu Rouen, kaum 15 Jahre alt, und ward in die Seine geworfen. 3) Arthur, Herzog von Bretagne, Sohn Johanns II. und der Beatrix, folgte seinem Vater im Jahr 1305, er starb 1312. 4) Arthur, zweiter Sohn Johanns IV. geboren 1393; er starb 1458, focht mit in der Schlacht bei Azincourt 1415; ward gefangen nach England gebracht, hielt fest an der Partei des Königs Carl VII. von Frankreich; gewann 1420 die Schlacht bei Patai en Beausse; söhnte den Herzog von Bretagne mit dem König von Frankreich aus; unterwarf Paris wieder dem Gehorsam des Königs; schlug 1450 die Engländer bei Formigni, und zeigte sich überhaupt, mit der Würde eines Connetable bekleidet, als einer der ersten Helden Frankreichs in jenen Zeiten. 5) Arthur, Kronprinz von England, ein Sohn Heinrichs VII., ward im Jahr 1486 geboren. Die Natur hatte ihn mit herrlichen Anlagen geschmückt, und der junge Prinz machte in dem Gebiete der Wissenschaften reißende Fortschritte. In seinem 18ten Jahre wurde er mit Catharina von Aragonien vermählt, und starb fünf Monate darauf im Jahre 1502. 6) Arthur Plantagenet, Vicomte von Lisle, ein natürlicher Sohn Eduards IV., Königs von England. Er stand beim König Hein-

rich VII. in großem Ansehen, der ihm den Hosenbandorden verlieh, und zum Gouverneur von Calais ernannte. Als solcher wurde er des Hochverraths angeklagt, in den Tower eingesperrt, und starb vor Freude, als er für unschuldig erklärt und begnadigt wurde. 7) Arthur, König von Schweden im Anfange des 17ten Jahrhunderts, lebte in beständigem Kampfe mit den Liefländern, und liegt zu Upsala begraben.

Artillerie in Europa, deren Geschütze, ihre Geschichte. Die Geschichte einer je en Waffe muß für den denkenden und gebildeten Soldaten ein vorzügliches Interesse haben, und die Kunde von dem allmähligen Fortschreiten und Aufklimmen der Vorgänger auf dem, nur durch Wissenschaft, Beobachtung und Erfahrung nach und nach geebneten Wege, kann ihm nicht gleichgültig seyn. Von allen Waffen aber gewährt die Artillerie ein eigenthümliches Interesse. — Seit der Erfindung der Geschütze, kurz nach den Kreuzzügen, wo die größte Hälfte Europa's erwachte, und sich aus der Finsterniß empor zu arbeiten begann, steht die Geschichte der Artillerie, wie überhaupt die neuere Kriegskunst, im genauen Zusammenhange mit der Entwickelung und dem Fortschreiten des menschlichen Geistes. Bis zu Anfange der christlichen Zeitrechnung bediente man sich im Kriege zu den Fernwaffen ungeheurer Maschinen, welche durch rege gemachte Spannkraft große Balken und Felsstücke auf eine weite Ferne hinschleuderten. Sie hießen Ballisten u. Katapulten (s. d. Art.), und entsprachen in gewisser Beziehung unsern heutigen Geschützen, so wie die Bogen u. Schleuder, und späterhin die Armbrüste, welche von den venetianischen und genuesischen, und nächst diesen von den deutschen Schützen mit großer Sicherheit und Genauigkeit geführt wurden, unserm heutigen kleinen Gewehrfeuer. — Die Erfindung des kräftigen und wirksamen Schießpulvers setzte zu Ende des 14ten Jahrhunderts jene Waffen größtentheils außer Kraft, und veränderte überhaupt die Form der Kriege in ihrem innersten Wesen. Man kann daher mit ausschließlichem Rechte sagen, daß die Erfindung des Schießpulvers die größte und folgenreichste aller Umwälzungen in der Kriegskunst herbeigeführt, und den Krieg zu Wasser und zu Lande verändert hat. Bei der Vertheidigung sowohl, als beim Angriff der Plätze, führte die Artillerie ein durchaus neues System herbei. In den Schlachten und Gefechten kamen, vor dem Gebrauche des Schießpulvers, nur zweierlei Kräfte in Anwendung, nämlich: die des Fußvolkes und der Reiterei. Der Schleuderwaffen bediente man sich selten, und der Druck der Massen entschied Alles. Die Artillerie warf diese ganze Taktik über den Haufen. Die Massen niederschmetternd, schränkte sie die Formation derselben auf den Augenblick um, wo sie handeln sollten, und verringerte sie auf ein Bataillon oder ein Regiment. Sie verwandelte den Krieg in eine Reihenfolge von schnellen Manövern und weitläuftigen Kombinationen. In Deutschland waren die freigesinnten, reichen und mächtigen Reichs- und Handelsstädte lange Zeit die Wiege der Artillerie, wie überhaupt der Feuerwaffen. Bei ihnen, besonders zu Nürnberg und Augsburg, wo sich auch die ersten Schützengilden bildeten, finden wir die ersten Pulvermühlen und Stückgießereien (Elias Flicker aus Augsburg, brachte die ersten wesentlichen Verbesserungen darin an), so wie das Ausbohren der Geschützröhre, anfänglich durch Tritträder und kurz darauf durch Bohrwerke; ebenso die Erfinduag des Kaliberstabes und des Grundbrettes, das anfänglich statt des Quadranten gebraucht wurde. Der erstere ward freilich erst beinahe 200 Jahre später, nämlich 1540, durch Georg Hartmann, einen Mechanikus zu Nürnberg, erfunden. Er enthielt die Durchmesser der steinernen, eisernen und bleiernen Kugeln nach Nürnberger Maaß und Gewicht. Hier bildeten sich ebenfalls die ersten Büchsenmachergilden, die, lange vorher, ehe Tartaglia in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch Anwendung mathematischer Grund-

sätze, die Geschützkunst auf eine höhere Stufe erhob, und ehe noch von Carl V., und später von den Franzosen, Artillerieschulen errichtet wurden, durch ihre praktischen Fertigkeiten den Ruhm der großen Geschicklichkeit im Treffen behaupteten, und deßhalb von allen Mächten Europa's gesucht und theuer bezahlt wurden. — Von 1372 an erschienen auch in Italien bei Belagerungen und im Seekriege Bombarden. In dem Kriege der Venetianer und Genueser, von 1378 an, wurden die Geschütze zuerst in größerer Zahl gebraucht, und dies hat einige Schriftsteller auf die irrige Idee gebracht, als hätte man sich in diesem Kriege der Artillerie überhaupt zuerst bedient. Die Venetianer schienen nach mehrern Niederlagen zur See verloren zu seyn, als sie aus Deutschland, und wahrscheinlich von den süddeutschen Handelsstädten, mit denen sie im Bunde waren, viele Donnerbüchsen und Büchsenmeister erhielten. Mit ihnen schlossen sie die Genueser in Chiozza, am adriatischen Meere, ein, und nahmen sie gefangen. — Man fing nun an, das Geschütz für Belagerungen einzurichten, und es gab besonders den Belagerten ein großes Uebergewicht über die Belagerer. Die kleine Stadt Straßburg in der Ukermark schlug schon 1419 die Belagerung der Herzoge Johann und Albrecht von Meklenburg, und ihrer Bundesgenossen, der Herzoge Erich von Sachsen-Lauenburg und Otto von Stetin, glücklich ab, als sie in der Fehde mit Friedrich I., Burggraf zu Nürnberg und nachherigen Churfürsten von Brandenburg, mit mehr als 1000 Mann in die Ukermark einfielen, und Straßburg belagerten. Wenn man indessen den Deutschen die eigentliche Erfindung des Schießpulvers und der Geschütze mit Recht zuschreiben muß, so darf man auf der andern Seite den Franzosen nicht absprechen, daß sie wiederum die ersten waren, welche entscheidende Schritte zur Verbesserung des Geschützwesens gethan haben. Sie sind uns bis auf den heutigen Tag darin vorausgegangen; denn wäre dem nicht so, wie würde z. B. die preuß. Artillerie, die beständig unter den deutschen Artillerieen eine ächte Originalität behauptet hat, in der neuesten Zeit fast alle mechanische Einrichtungen der Franzosen angenommen haben? Nur von den Engländern sind die Franzosen in der neuern Zeit übertroffen, von den Russen fast erreicht worden. — Der französische Revolutionskrieg hat die bis dahin gewohnte Kriegführung in ihren Grundfesten erschüttert, die alte Taktik über den Haufen geworfen, und eine neue Ordnung der Dinge im ganzen Gebiete der Kriegskunst herbeigeführt. Zwei mächtige Ursachen sind dabei vorherrschend: das zerstreute Gefecht, und das Requisitionssystem. Den leichten, fessellosen, ungebundenen Neufranken, die den Krieg fast spielend führten, ihr Brot im Quersack, ihre Patronen in der Rocktasche trugen, diesen konnte die Artillerie nicht leicht genug eingerichtet seyn, wenn sie ihnen bei ihren zwanglosen Manövern folgen sollte. Sie konnte ferner in nicht zu großer Masse bei dieser neuen Armee vorhanden seyn, da sie auf der einen Seite dasjenige ersetzen mußte, was eben dieser Armee auf der andern an Kriegsübung, Ausbildung, Disziplin und Erfahrung abging. Das Getöse der Kanonen sollte den Neufranken Muth einflößen, oder vielmehr sie betäuben; in der ungeheuern Anzahl der Geschütze sollten sie das Vertrauen finden, daß sie zu ihrer geringen taktischen Fertigkeit und mangelhaften Disziplin nicht haben konnten. Daher sah man einestheils die Zahl der Geschütze sich bei dem neufränkischen Heere täglich mehren, und anderntheils haschten sie begierig nach jeder Erfindung, welche die Erleichterung und Beweglichkeit der Geschütze begünstigte. Von allen Erfindungen dieser Art mußte ihnen daher die der reitenden Artillerie, von ihnen Artillerie volante genannt, ganz vorzüglich zusagen; denn sie paßte so ganz für ihr System, und für den bei ihnen herrschenden Geist. Sie faßten sie mit dem Feuereifer auf, den der

Freiheitsschwindel in ihnen entzündet hatte. — Nach dem Baseler Frieden trat bei der preußischen Artillerie eine Pause in ihrer Vervollkommnung ein, gleichsam wie eine Abspannung nach ungewöhnlicher Anstrengung. Wie verderblich dies, und die darauf folgende lange Waffenruhe gewirkt hat, werden wir aus dem Folgenden sehen. Es war eine Periode, ähnlich der, wie sie die französische Artillerie vor dem Erscheinen Gribouvals erlebt hat. — Bei den Franzosen wurde die Regiments-Artillerie für lästig erklärt und abgeschafft. Napoleon hat sie 1805 wieder eingeführt, aber mehr, um durch eine überaus zahlreiche Artillerie zu imponiren, und durch die Anwesenheit einiger Kanonen seinen jungen Truppen Muth einzuflößen, als weil er von ihrem Nutzen durchdrungen seyn mochte. Er hat übrigens alle Regiments-Artillerie an einem Tage eingebüßt; was sich rettete, war Divisions-Artillerie. Bei den Preußen erhielt sich diese Einrichtung, für die der General v. Tempelhof sehr eingenommen war; immer noch bis zum J. 1807, wo ihre Auflösung von selbst erfolgte. Die Regimentskanonen wurden durch Leute von der Infanterie, die das Jahr über nur 21 Tage im Dienst waren, bedient, durch abgegebene Artillerie-Unteroffiziere geführt, und von kommandirten Infanterie-Offizieren befehligt. Im Felde waren sie den Unteroffizieren überlassen. Man sieht, daß diese Einrichtung, schon aus Mangel an Einheit, nicht Bestand haben konnte. — Im Jahr 1799 erhielt die preuß. Artillerie einen neuen Mobilmachungsplan, der auf die, unter der vorigen Regierung angenommene, Eintheilung, daß nämlich eine Compagnie zwei Batterien u. s. w. besetzte, gestützt war. Die Einheit war dadurch auf das Höchste verletzt, was nicht anders, als nachtheilig bei einem spätern Kriege werden mußte. Den Beweis hat der Feldzug v. 1806 geführt, nach dessen Beendigung der Prinz August von Preußen die ganze ältere Einrichtung umwarf. Man kann wohl sagen, daß die preußische Artillerie in den unglücklichen Feldzügen 1806 und 1807 die Feuerprobe der schmerzlichsten Erfahrung aushalten mußte; alle ihre Mängel, durch einen langen Frieden unterhalten, traten an das Licht, und rächten sich auf das Bitterste. Es gehörte die ausgezeichnetste Thätigkeit der Offiziere dazu, um die organisatorischen Gebrechen einigermaßen gut zu machen. In den ausübenden Theilen der Wissenschaft nur durch schriftliche, oft pedantisch abgefaßte, und für den Geist des neuern Kriegssystems nicht mehr passende, Ueberlieferungen unterrichtet, waren die Artilleristen und Unteroffiziere meistens Laien in Allem, was zum praktischen Dienste im Felde gehört. — Die Stückknechte und Pferde erhielt die Artillerie (beide in völlig rohem Zustande) erst wenige Tage vor dem Ausmarsche. Die Bekleidung der erstern war bejammernswürdig, ihr Loos das Traurigste; denn halb invalide Cavalleristen waren, unter dem Namen der Schirrmeister, ihre Befehlshaber. Auf das Geschirrzeug wurde wenig verwendet, und es befand sich nach dem ersten Marsche gewöhnlich unter den Händen des Sattlers. Nicht minder mangelhaft war das übrige Materiale. Auf der einen Seite mußten die Batterien eine Menge unnützer Dinge mit ins Feld nehmen und umher schleppen, und auf der andern litten sie Mangel an dem Nöthigsten. Schwerfällig ausgerüstet, mittelmäßig bespannt, mit unpraktischen Leuten besetzt, und auf einen sparsamen Feldetat beschränkt, rückten die Batterien ins Feld, und wurden den andern Truppen überwiesen. Einer Batterie von 8 bis 10 Geschützen waren nur zwei Offiziere zugetheilt; bei Entsendungen führten junge Lieutenants oder Unteroffiziere Abtheilungen von einer Stärke, die dem Befehle eines Staabsoffiziers nicht unangemessen gewesen wären. Dadurch entstanden unzählige Kollisionen, bei denen die Artillerie jedes Mal den Kürzern zog. Im Gefecht ward die Sicherheit der Artillerie oft preis gegeben, denn die Grundsätze Carls V., Ludwigs XIV. und Friedrichs II

über diesen Punkt waren größtentheils in Vergessenheit gekommen, und die andern Truppen machten die Beschützung der Artillerie nicht immer, wie heut zu Tage, zur Ehrensache. Ueber die Gefechtslehre der Artillerie waren die Artilleristen damals selbst nicht einig, um wie viel weniger konnten es die andern Truppen seyn. Die Artillerie auf die höchsten Höhen schleppen, das war der hochgefeierte Grundsatz, den Einer dem Andern nachleierte, ohne sich viel um das Wie und Warum zu kümmern. — So war der Zustand der preuß. Artillerie in jener unglücklichen Periode; und dennoch erfüllte sie ihre schweren, gefahrvollen und harten Pflichten mit Strenge und Eifer; dennoch trotzte sie dem Feinde Furcht, dem eigenen Heere Achtung ab, wo sie nur ihre Feuerschlünde donnern ließ. Welch ein reicher Stoff muß daher in ihr enthalten gewesen seyn, da selbst die verkehrtesten Maaßregeln ihn nicht ganz zu zerstören vermochten! Napoleon soll in Tilsit gesagt haben: „Wäre Alles in der preußischen Armee, wie es die Artillerie ist, ich wäre nicht so bald nach Tilsit gekommen.“ Dies ist vielleicht die größte Genugthuung, die ihr jemals werden konnte. — Endlich brach die Morgenröthe der preußischen Artillerie an. Es war einem Prinzen aus dem erlauchten Königshause, mit seltenen Eigenschaften ausgerüstet, vorbehalten, ihre Wiedergeburt zu begründen, sie emporzuheben, und aus dem Dunkel an das Licht treten zu lassen; mit den übrigen Waffen des Heeres innig zu verschmelzen, und auf die Stufe der Vollkommenheit zu führen, auf der wir sie heute sehen. — Im J. 1808 wurde der Prinz August von Preußen zum Oberbefehlshaber der Artillerie ernannt. In dem kurzen Zeitraume weniger Jahre, im steten Einklang mit dem zu früh verblichenen weisen Scharenhorst, ist es ihm gelungen, unterstützt von den thätigsten und einsichtsvollsten Männern des Artilleriekorps, deren Namen die Geschichte mit Hochachtung nennen wird, ihr die verwitterte Schale abzustreifen, und aus dem reichhaltigen Kerne einen kühnen Baum zu erschaffen, der eine Lust und Freude ist für den König und das Heer, und unter dessen Zweigen das Vaterland mit Sicherheit und Zuversicht ruhen kann. — — — Die Erfindung der Geschütze fällt in den Zeitraum des 14ten Jahrh., darüber sind die meisten Geschichtschreiber einig; weniger sind sie es über die eigentliche Periode dieses Zeitraums. Die Angaben in Schwarz's Taschenbuch der merkwürdigen Erfindungen, daß man in China schon 83 Jahre v. Chr. Geschütze verfertigt habe; daß die Araber schon 1247 Gebrauch vom Schießpulver gemacht, und daß Hagiagäus im J. 690 Mekka belagert, und durch Geschütze die Caaba zerschmettert hat, beruhen wohl mehr auf irrthümlicher Sprachüberlieferung, als daß man ihnen unbedingten Glauben beimessen könnte. Indessen ist es außer Zweifel, daß man bald nach Erfindung des Schießpulvers daran dachte, Maschinen zu ersinnen, mit deren Hülfe die Eigenschaften und außerordentlichen Kräfte dieser Vermischung benutzt werden konnte. Der General v. Tempelhof führt darüber folgendes Raisonnement: Es steht zu vermuthen, daß der früher erwähnte Mörser des Schwarz die ersten Artilleristen bald auf die Spur brachte, eine solche Maschine einzurichten. In der That hatten auch die ersten Kanonen viel Aehnlichkeit mit einem Mörser. Allein da mit den alten Ballisten einige 100 Pfund schwere Steine auf drei und mehrere hundert Schritte geworfen wurden, und man nunmehr sah, daß mit dem Schießpulver das Nämliche bewerkstelligt werden konnte, so trachtete man dahin, auch eben so schwere Körper durch Hülfe des Pulvers fortzuschleudern. Daher bekamen die ersten Kanonen, welche Mortiere, Bombarden und Busten genannt wurden, eine große Mündung, und wurden so ungeheure Maschinen, die sich nur mit der größten Schwierigkeit bewegen ließen. Mehrere Schriftsteller behaupten, die Venetianer hätten den ersten Gebrauch

von dem neu erfundenen Geschütz gemacht, als sie 1380 mit den Genuesern im Kriege begriffen waren; sie setzen noch hinzu, daß sie diese Geschütze aus Deutschland bekommen hätten. Auch soll Muhamed II. im J. 1453 zwei solche schwere Maschinen bei der Belagerung von Constantinopel mitgeführt haben, von denen jede 200 Pf. Stein schoß, aber in einem Tage nur 4 Mal abgefeuert werden konnte. Die Sage setzt hinzu, daß die Belagerten in der Zwischenzeit von zwei Schüssen jedesmal den Schaden wieder auszubessern im Stande waren. Der franz. Geschichtschreiber Daniel (s. d. Art.) legt die Erfindung der Geschütze noch weiter hinaus, und zwar bis vors J. 1346. Er sagt im 5ten Theile seiner Geschichte von Frankreich, in der Periode des Krieges Philipps VI. v. Valois mit Eduard III. v. England, als Eduard über die Somme zurückgegangen war, sich (1346) bei dem Dorfe Crecy lagerte, und Philipp sich ihm gegenüber stellte, S. 266: „Der König von England hatte Kanonen bei sich. Es scheint aber nicht, daß die Franzosen bei dieser Gelegenheit dergleichen mit sich geführt haben. Gewiß aber ist es, das sie in Frankreich auch schon im Gebrauch waren. Man sieht Solches aus einem Register der Rechnungskammer von Paris, worin schon im J. 1338 der Kriegszahlmeister Bartholomäus von Drach in seiner Rechnung das Geld verzeichnet, so er an Heinrich von Famechon für Pulver und andere Bedürfnisse zu den Kanonen, die vor Pui Guillaume waren, ausgezahlt hatte." Diese Angabe wird jedoch von Andern und namentlich von Tempelhof bezweifelt, die es geradezu für unrichtig erklären, wenn Einige nach Villassan und dem Abte St. Denis behaupten, daß die Mauren bereits in der Belagerung von Alikante (1331) und Algeziras (1342) gegen die Spanier, und die Engländer in der Schlacht von Crecy (1346) Geschütze gebraucht hätten. — In der Geschichte der Deutschen findet man, daß in dem J. 1338 die Ritter in Preußen Feuergewehre gehabt. 1356 verkaufte man in der Stadt Löwen in den Niederlanden 12 Stück Donnerbüchsen. 1562 hatte man in Erfurt Büchsen, aus denen mit Pulver geschossen wurde. Als der Markgraf Friedrich von Thüringen 1365 den Herzog Albrecht von Braunschweig in dem Schlosse zu Eimbek belagerte, so konnte er, wie im sächsischen Heldensaal und in Menzers Chronik der Welfen (Halle 1817) steht, den Ort nicht erobern, weil die Belagerten mit einem Geschütze herausgeblitzt, und ihm vielen Schaden zugefügt hätten. Dies war eine Bleibüchse, und machte den Belagerern solchen Schrecken, daß sie, obgleich 18.000 Mann stark, abzogen. — Als Beitrag zu dem Frühergesagten gehört noch, daß die Genter im J. 1381 eine 50 Fuß lange Steinbüchse besessen haben sollen, deren Knall beim Abfeuern 10 Stunden weit gehört worden. Auch wird jene Angabe von der Anwendung des schweren Geschützes vor Constantinopel (1453) dahin berichtigt, daß dasselbe nicht 200, sondern 1.200 Pfund Stein geschossen habe. Der Bar. von Tott erzählt, er habe in den Schlössern der Dardanellen noch eine solche Steinbüchse, welche 1.100 Pf. geschossen, und unter Amurath I. gegossen war, vorgefunden. Er will (nach Tempelhof) sie abgefeuert, und zur Ladung 350 Pf. Pulver gebraucht haben. Man sieht, je tiefer in die Geschichte der Geschütze zurückgeblickt wird, desto mehr auch ihre Spuren sich in das Abenteuerliche und Fabelhafte verlieren. So wird unter andern in der Leipz. Litt. Zeit. (1808, Nr. 50) gesagt, daß Belgrad schon 1073 mit Kanonen beschossen wurde. — Mit Gewißheit wird der Geschütze und des Schießpulvers zuerst in alten Chroniken und Ausgaberechnungen von Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Ulm und Speier seit dem J. 1356 gedacht. Oldenburger rühmt das Nürnberger Zeughaus im 4. Theil seines: Thesauri rerum publicarum S. 1336, und gibt die Zahl der dort vorhandenen Geschütze auf mehr als 300 an. Was noch von Alters her in diesem Zeughause aufbewahrt war, nahmen (nach Roths:

Neuestes Nürnberg) die Oesterreicher 1796 mit sich fort. Zu Erfurt sollen schon 1377 zwei Kanonen gegossen worden seyn, eine von Eisen, die andere von Metall. Zu Prag in Böhmen befand sich 1373 ein Büchsenmacher oder Stückgießer; 1374 that der Bischof von Schwarzburg der Stadt Würzburg großen Schaden durch Geschütz. In Brandenburg wurde die faule Grete 1391 vor Mylov an der Havel gebraucht. Der Erzbischof von Mainz führte 1393 in seinen Feldzügen ebenfalls Kanonen mit. In demselben Jahre sandte die Stadt Görlitz der Stadt Pribus Pulver und Blei zu Hülfe, und 1409 zogen die Baseler mit 7 Stück großem Geschütz aus. König Jagello von Polen belagerte 1410 Marienburg in Preußen mit grobem Geschütz, und bei der Rüstung des deutschen Reichs gegen Herzog Friedrich von Oesterreich im J. 1418 wird der Büchsen und des Pulvers gedacht. In Schlesien findet sich 1377 die erste Spur von Geschützen; denn in diesem Jahre fodert die Herzogin Agnes die Städte Jauer, Bunzlau und Löwenberg auf, ihr mit Sturmgeräth und Büchsen zu Hülfe zu kommen. Noch andere Spuren finden sich 1399 in Sagan, und 1394, als Herzog Heinrich zu Grünberg mit den Görlitzern eine Heerfahrt machte, wird des Schießpulvers ebenfalls gedacht. Im J. 1400 hatte Breslau Geschütz, und 1414 starb Herzog Wenzel von Crossen, weil er unvorsichtig mit einer Donnerbüchse umgegangen war. — Der ersten Donnerbüchsen oder Bombarden bediente man sich, wie sonst der Wurfmaschinen, um ungeheure Steinkugeln aus ihnen gegen Mauern und Häuser zu schießen, aber ihre Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit ward bald hinderlich und lästig. Die ersten Geschütze sahen seltsam aus. Man trennte die Pulverkammer von dem Rohre, und so entstanden Kanonen und Mörser, die wie Winkelhaken aussahen. Ja, man hing anfangs sogar die Pulverkammer an die Seite des Geschützes, daher auch die Konstabler sich beim Losbrennen zwischen den Boden und die Seite des Geschützes in einer Entfernung von 10 Schritten zu stellen pflegten, um nicht beschädigt zu werden. — Um die Geschütze leichter zu bekommen, machte man sie anfänglich aus eisernen Stäben, welche der Länge nach zusammengeschmiedet, und zu mehrer Festigkeit, mit darüber gelegten eisernen Ringen verbunden wurden. Hieraus entstanden in der Folge die Verstäbungen, unsere jetzigen Friesen, unsern Mörsern nicht unähnlich; aus einer kleinen Kammer und einem ungleich größeren Fluge bestehend, waren sie auf unbehülflichen Gerüsten befestigt, die durch untergeschobene starke eiserne Bolzen erhöht oder erniedrigt werden konnten; aber da diese Art Geschütze der Gefahr zu zerspringen leicht ausgesetzt waren, so fing man in der Folge an, Kammern und Röhre, jedes besonders, aus Eisen, oder, was man für besser hielt, aus Kupfer mit Zinn versetzt, über einen Kern zu gießen, die Unebenheiten der Seele durch Nachbohren zu ebnen, und dann beide Stücke zusammenzusetzen. Um die Geschütze beweglicher zu machen, brachte man vorne unter den Schießgerüsten Räder an, und befestigte hinten zwei Handhaben, oft auch eine Winde, um das Gerüst damit bewegen und richten zu können. — Die Erscheinung Carls VIII. von Frankreich in Italien mit sehr erleichterten und beweglichen Geschützen, welche auf Laffetten ruhten, die den heutigen ähnlich waren, veranlaßte auch bei den Spaniern und Deutschen eine gänzliche Umformung ihrer Geschütze; indessen blieben sie immer noch sehr schwer, und die kleinsten derselben waren Funfzigpfünder. — Man kann sich leicht vorstellen, daß nicht gesäumt ward, die Artillerie auch auf den Schiffen zu gebrauchen. Eben dieser Carl VIII. von Frankreich hatte eine Galeasse, die mit schwerem Geschütz besetzt war. Als der Herzog von Orleans, nachheriger König von Frankreich, unter dem Namen Ludwig XII. die Armee des Königs Alphonsus von Neapel bei Rapello schlug, legte sich diese Galeasse nahe an das Ufer, und beschoß den Feind mit solcher Wirkung, daß sie Vieles

zur Niederlage desselben beitrug. — Mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts beginnt jedoch die wichtigste Epoche der Artillerie seit ihrer Erfindung. — Zunächst wurden die ungeheuren Donnerbüchsen umgeschmolzen, oder in die Zeughäuser verwiesen, wo sie, zum Theil als Seltenheiten, noch lange aufbewahrt und gezeigt wurden; und obgleich auch noch in diesem Zeitraume sich Geschütze von außerordentlicher Größe vorfinden; so war doch nunmehr der wichtigste Schritt zur Verbesserung gethan, und der Uebergangspunkt aus der alten in die neuere Periode gebildet. — Von nun an unterschied man im Allgemeinen die Geschütze nach der Schwere der Kugel, die sie schossen, in folgende drei Hauptarten:

1) Belagerungsgeschütz (Mauerbrecher oder Karthaunen, und zwar ganze, halbe und viertel-, franz. Canons). Sie schossen von 100 bis 16 Pfund Eisen.
2) Feldgeschütz (franz. Coloubrines od. Colouvrines). Die kleinern hießen Falkhannen und Falkonets; sie schossen von 16 bis 2 Pf. Eisen.
3) Wurfgeschütze.
   a. Meerthiere oder Mörser, die bloß steinerne Kugeln von 25 bis 200 Pf. und drüber schossen.
   b. Steinbüchsen und Hauffniets, die ebenfalls steinerne Kugeln von 25 bis 200 Pfund schossen; oft wurden auch Kartätschen aus Stein, gehacktem Eisen, Kettengliedern u. s. f. bestehend, aus ihnen geschossen, und dann hießen sie Steinbüchsen.

Außer dem Geschlechtsnamen führte jedes Geschütz noch einen besondern, oft abenteuerlichen oder abergläubischen; ein Gebrauch, der sich bei vielen Artillerieen bis auf unsere Zeit erhalten hat, und namentlich bei einigen französischen Festungsgeschützen. So hatten schon die Nürnberger bei der Belagerung von Altdorf (1504) drei große Streubüchsen: die Eule, welche 220, der Falke und die Fischerin, welche 100 Pfund Stein schossen. Die meisten dieser Namen waren allegorisch; es gab z. B. Drachen, Basilisken, Greife, Schlangen, Mauerstürzer, Pfeifer, Sänger oder Sängerinnen, Aufwecker, Strohschneider und allerhand bildliche, oder aus dem Thierreiche entlehnte Namen. Wem fällt nicht dabei die bereits erwähnte, und in der brandenburgischen Geschichte berühmt gewordene faule Grete ein, ein Geschütz, das seiner Unbehülflichkeit wegen diesen Namen erhielt, weil es in einem Tage nur einige Mal abgefeuert werden konnte? — Carl V., als er 1535 nach Tunis gegen Haradin Barbarossa zog, ließ 12 Kanonen zu Malaga gießen, die dem Geiste der damaligen Zeit gemäß, die zwölf Apostel genannt wurden. Eine jede schoß 45 Pfund Eisen, war 18 Kaliber lang, und wog 70 Centner. Sie dienten lange als Muster, nach welchen alle Kanonen in Spanien, den Niederlanden, in den übrigen österreichischen Staaten, und überhaupt in allen europäischen Ländern gegossen wurden. Tartaglia hat uns folgende Eintheilung der Geschütze hinterlassen, wie sie zu Anfange des 16ten Jahrhunderts Statt gefunden hat. Die Doppelkanone schoß eine eiserne Kugel von 100 bis 120 Pfund, war 9 — 10 Fuß venetianisches Maaß lang, und wog 8.800 bis 12.459 leichte italienische Pfunde. Die Koloubrine schoß 120 Pfund, war 15 Fuß lang, und wog 13.000 Pfund. Die Kanone schoß 50 Pfund, war 8 Fuß lang, und wog 4.000 Pfund. Eine Koloubrine, welche 50 Pfund schoß, war 12 Fuß lang, und wog 6.600 Pf. Eine Kanone, die 30 bis 36 Pfund schoß, hieß Batarde. Die halbe Kanone von 20 Pf. Kugelgewicht, war 10 Fuß lang, und wog 4.300 Pf. Eine andere Koloubrine von 16 Pf. war 8 Fuß lang, und hatte 2.750 Pf. an Gewicht. Eine dritte Koloubrine von 14 Pf. war über 8 Fuß lang, und wog 2.233 Pfund. Die Passevolante schoß 16 Pfund, hatte eine Länge von 12 Fuß, und wog 1.740 Pfund. Der Sacer, von 12 Pfunden,

war 9 Fuß lang, und wog 2.150 Pfund. Ein anderer Sacer, von 12 Pfund, war 8 Fuß lang, und hatte 1.400 Pfund an Gewicht. Ein Sacer, von 10 Pfunden, war 8 Fuß lang, und wog 1.400 Pfund. Die Aspide schoß 12 Pfund, war 5 Fuß lang, und hatte mit dem Sacer einerlei Gewicht. Die Falkone schoß eine Kugel von 6 Pfund, war 7 Fuß lang, und wog 890 Pfund. Das Falkonet schoß eine bleierne Kugel von 3 Pfund, war 5 Fuß lang, und wog 400 Pfund. Die deutschen Büchsenmeister unterschieden ihr Geschütz ebenfalls nach dem Gewicht der daraus geschossenen Kugeln. Zu den Mauerbrechern oder dem Belagerungsgeschütz gehörten: die Scharfmetze, welche 100 Pfund Eisen schoß; der Basilisk, der 70 Pfund Eisen schoß; die Nachtigall, sie schoß 50 Pfund Eisen; die Singerin, die 20 Pfund Eisen schoß; die große Quartanschlange, welche 16 Pfund Eisen schoß. Das Feldgeschütz bestand aus: der Nothschlange, die eine eiserne Kugel von 16 Pfund schoß; der halben Nothschlange, welche 7 Pf. Eisen schoß; sie ward auch die ordin. Schlange genannt; der Falkhanne oder halben Schlange, sie schoß 5 Pfund Eisen; dem Falkonet, das 2 Pfund Eisen oder Blei schoß; dem scharfen Tindlein, einem ganz kleinen Geschütz, das nur ½ Pfund Blei schoß. Alle diese Geschützarten wurden auch unter dem allgemeinen Namen der Karthaunen begriffen. Die deutschen Stückgießer, in dieser sowohl als in der folgenden Zeit, waren wegen ihrer Geschicklichkeit und Genauigkeit bekannt und berühmt, und führten in den meisten Ländern die Aufsicht über die Gießereien. Das deutsche Geschütz wurde daher für das beste und schönste gehalten, und diente den übrigen als Muster und Regel. Als bekannt wegen ihrer Schönheit und ihrer richtigen Verhältnisse, obgleich aus einer spätern Periode, sind die beiden Lübecker Karthaunen, von denen die eine gegenwärtig hinter dem Zeughause von Berlin steht, die andere sich in Wien befindet. Napoleon nahm sie vorzugsweise deßhalb den Lübeckern, weil sie als Kunstwerke bekannt waren, und stellte sie als große Seltenheiten vor dem Invalidenhause zu Paris auf. Nunmehr tritt eine für die Geschützkunst nicht minder wichtige Periode ein, nämlich die der spanisch-niederländischen Kriege von 1568 bis 1609. Es ist bereits angeführt worden, daß unter Carl V. der erste wichtige Schritt zur Verbesserung der Artillerie gethan worden war. Carl V. hatte selbst die Propotionen der gewöhnlichen Geschütze, der Schlangen, Karthaunen und Kammergeschütze bestimmt, und darnach in seinen Gießereien in Spanien, Italien und Deutschland viel neues Geschütz gießen lassen, das lange Zeit für das Beste gehalten, und von andern Völkern nachgeahmt wurde. Trotz der ansehnlichen Fortschritte, deren sich die Artillerie in diesem Zeitraume zu erfreuen hatte, stoßen wir doch noch auf manches Bizarre in ihren Einrichtungen, worunter besonders die mancherlei abenteuerlichen Geschütze zu zählen sind, die dazumal ersonnen und angefertigt wurden. Dahin gehören die sogenanten Orgelgeschütze, die zu Uffano's Zeiten in Gebrauch waren. Sie haben sich lange erhalten, wenn gleich gewöhnlich nur in sehr verkleinertem Maaßstabe. Selbst noch im Jahre 1794 fand sich im Warschauer Zeughause ein solches Geschütz vor, das aus 11 halbpfündigen Röhren bestand, die nebeneinander auf einem Gerüst lagen, und von denen 6 durch einen Mechanismus in die Höhe gerichtet werden konnten, während die übrigen 5 sich gegen die Erde senkten. Ferner gehört dahin die Triquetraque, ein zu Rom am Eingange der Engelsburg aufgestelltes wundersames Geschütz, das 31 Kaliber lang war, und fünf 3pfündige Seelen hatte, die 1 Kaliber von einander entfernt waren. Auch in der Periode des dreißigjährigen Krieges (1618—1648) fand die frühere Eintheilung der Geschütze in Schlangen, Karthaunen und Wurfgeschütze Statt. — Gleich nach dem Antritte seiner Regierung ließ Gustav

Adolph die schon aus früherer Zeit bekannt gewesenen Versuche wiederholen, und von geschickten Artilleristen neue anstellen. Auf den Grund der daraus hervorgegangenen Resultate ließ er ein neues Geschütz gießen, sowohl Kanonen als Mörser, die in Hinsicht ihrer Länge, Metallstärke und Kalibergröße von den bisher gekannten bedeutend auf eine vortheilhafte Weise abwichen. Graf Philipp von Mansfeld, der aus Gustav Adolphs Diensten in die spanischen übertrat, brachte diese Erfindung mit nach den Niederlanden, und ließ im Jahre 1625 zu Brüssel, auf Befehl des spanischen Feldherrn Spinola, viele Kanonen und Mörser nach jenen Verhältnissen gießen. — In den Kriegen Gustav Adolphs gegen die Polen hatte der aus kaiserlichen in schwedische Dienste übergetretene Oberst von Wurmbrand gegen das Jahr 1626 die sogenannten ledernen Kanonen erfunden, die bloß mit Kartätschen geladen, und besonders gegen die hitzigen und regellosen Angriffe der polnischen Reiterei gebraucht wurden. Ueber ihre Einrichtung läßt sich der General von Tempelhof folgendermaßen aus: „Nicht, daß diese Kanonen wirklich von Leder gewesen wären, sondern sie bestanden aus einer kupfernen Röhre, die so lang war, als die Kanone seyn sollte, und ein Viertel des Durchmessers der Kugel zur Dicke hatte. Um diese Röhre wurden in mäßigen Zwischenräumen eiserne Ringe befestigt. Nachdem die Kanone auf diese Art zubereitet war, wurde Alles mit einem Tau umwickelt, und mit dieser Umwickelung fuhr man so lange fort, bis die Kanone am Bodenstück so dick war, als der Durchmesser der Kugel, und an der Mündung drei Viertel dieses Durchmessers. Zuletzt wurde dies Alles mit einem starken gesottenen Leder überzogen, und daher bekamen sie den Namen der ledernen Kanonen. Natürlicherweise erhitzten sich diese Kanonen sehr bald, und man war nach 10 bis 12 Schüssen genöthiget, sie wieder abkühlen zu lassen, daher bedienten die Schweden sich ihrer nur in den Feldzügen von 1628 bis 1631 und schafften sie alsdann ab. An ihre Stelle setzten sie leichte Kanonen von Metall, die nachher in Frankreich unter dem Namen der schwedischen Stücke (pièces à la Suèdoise) bekannt, und noch im siebenjährigen Kriege bei der französischen Armee in Deutschland gebraucht wurden. — Da die ersten Geschütze ursprünglich Kammergeschütze waren, so entwickelte sich auch die Einrichtung der Haubitzen begreiflich aus diesen; indessen verging eine lange Zeit, ehe man auf dasjenige Geschütz kam, das wir heut zu Tage mit diesem Namen belegen. Wenn z. B. der Engländer Malthus unter Ludwig XIII. die Franzosen gegen das Jahr 1630 mit den Granaten bekannt machte, so blieben ihnen die Haubitzen doch noch über 60 Jahre fremd, nämlich bis zur Schlacht von Nerwinden (1693), wo sich unter dem Geschütz 8 Haubitzen befanden. Erst 1749 (nach Thiebault 1744) wurden die ersten französischen Haubitzen zu Douay gegossen. — In Frankreich beharrte man eigensinnig darauf, nur große Kaliber mit ins Feld zu führen, und nur erst später (1741) ging man davon ab, nachdem die Versuche des Marschalls von Sachsen das Unzweckmäßige davon dargethan hatten, und das Beispiel Friedrichs II. vorangegangen war. — Im Jahre 1732 war folgendes Geschütz bei den Franzosen im Gebrauch:

24 Pfünder,	10 Fuß lang,	5.400 Pfund schwer.
16 —	$9\frac{1}{2}$ = —	4.200 — —
12 —	8 = —	2.100 — —
4 —	$6\frac{3}{4}$ = —	1.150 — —

Späterhin (1739) führte der Generallieutenant Brocard außerdem noch kürzere Regimentsstücke unter dem Namen der Schwedischen bei ihnen ein. Die deutschen Artilleristen konnten sich jedoch lange Zeit nicht entschließen, das Beispiel der Franzosen in Verschwächung der Metallstärken nachzuahmen.

Am weitesten sind wiederum auf der andern Seite die Holländer gegangen, die ihre Geschütze so sehr verschwächten, daß zuletzt die Wirksamkeit und Dauerhaftigkeit darunter litt. Die englischen Geschütze stimmten dagegen größtentheils mit den deutschen überein. — Ein Florentiner, Namens Pelri, erfand zu Ende des 17ten Jahrh. die kegelförmigen (konischen) Kammern, und die sogenannten Rebhühnermörser, welche einen Hauptflug, und dreizehn kleinere rund um den Umkreis des ersteren hatten, aus denen kleine (Hand-) Granaten geworfen wurden. Die Erfindung einer andern Art Mörser, die mit den vorigen entfernte Aehnlichkeit hatten, wird dem holländischen Ingenieur Coehorn zugeschrieben. Die Oesterreicher führen noch heutzutage 6pfundige Mörser (Eisengewicht) unter dem Namen der Coehornen. — Die Einrichtung der Laffetten hielt mit der Verbesserung der Geschütze ziemlich gleichen Schritt, doch gingen die Franzosen bald in dem Bestreben, die Schwerfälligkeit derselben zu vermindern, voraus. Sie sind als die Erfinder der heutigen Mortierklötze anzusehen; denn sie hatten schon sehr lange stehende Mortiere, als die Deutschen sich immer noch der hängenden bedienten. Die Haubitzen blieben den Franzosen in diesem Zeitraume noch unbekannt; bei den deutschen Heeren ward aber ihr Gebrauch im Felde schon nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts allgemein, und man schoß aus ihnen theils Granaten und Brandkugeln, theils Kartätschen. So befanden sich unter den Geschützen, die der Churfürst Friedrich III. von Brandenburg 1689 gegen die Franzosen führte, 4 Haubitzen, deren Munition aus 200 Granaten, 80 Brandkugeln und 40 Kartätschen bestand. Schon vor der Zeit Friedrichs des Zweiten war die Eintheilung der Kanonen in Schlangen und Karthaunen abgeschafft worden; Batterie- und Feldstücke nahmen ihre Stelle ein, wenn gleich die Franzosen noch 1744 bei der Belagerung von Freiburg 33pfünder auf ihren Batterien hatten. — So hatten die Preußen bei Hohenfriedberg zwar noch 24pfünder mit cylindrischen Kammern bei sich, aber sie waren nur 12 Kaliber lang, wogen nur 15 Centner, und leisteten vortreffliche Dienste. Sie wurden in den Jahren 1758 und 1759 abgeschafft, und folgendes Geschütz beibehalten:

12	Pfünder,	18	Kaliber	lang,	wogen	2.092	Pfund,
12	—	14	—	—	—	1.731	—
6	—	16	—	—	—	668	—
3	—	15	—	—	—	472	—

Nach dem Frieden von Hubertsburg ließ jedoch der König schwerere 12pfünder, die 22 und 18 Kaliber lang waren, und 3.100 und 1.980 Pf. wogen, gießen. — Die schweren 12pfünder waren seit der Schlacht von Leuthen Brummer genannt worden. Eigentlich waren die Brummer kein Feldgeschütz, sondern auf Retzow's Anrathen für den Bedarf des Augenblicks aus der Festung Glogau entnommen worden. Die leichten 12pfünder wurden 1778 abgeschafft, und nur die schweren und mittleren beibehalten. Bei den Sachsen waren im ersten schlesischen Kriege 21 Kaliber lange 3pfündige Regimentskanonen, mit einer vom General Obenaus erfundenen Geschwindschußmaschine im Gebrauch. Ihre Artillerie fiel später bei Pirna den Preußen fast gänzlich in die Hände, und seitdem nahmen sie (1766) schwere und leichte 12 und 8pfünder und 4pfündige Regimentskanonen von 670 Pfund Gewicht an. In dieser Periode wurden die Haubitzen ungleich häufiger gebraucht, als vormals, und vorzugsweise von den Russen gegen die regellose türkische Reiterei. Dagegen hatten die Franzosen 1748 in den Niederlanden bei 150 Kanonen nur 4 Haubitzen, und die Verbündeten bei Hastenbeck 1757 zwei Stück 30 und vier Stück 16pfündige Haubitzen. Die Preußen, Oesterreicher und Dänen hatten 30, 25, 18, 10 und 7pf., von denen die 7 und 10pf. zu Feldgeschütz bestimmt waren Die Engländer (die, wie die Franzosen, die Haubitzen nach Zol-

len der Mündung benennen) hatten 8, 5 ½ und 4 ½ zöllige. Die Mörser erlitten in dieser Zeit, der seltenen Belagerungen wegen, nur unbedeutende Verbesserungen, zu denen Marsons Schrift über die beste Form der Mörserkammern 1766, Vieles beitrug. Marson war für die cylindrischen, Belidor aber für die kegelförmigen Kammern eingenommen. Die Preußen führten 75, 50, 25 und 10pfünd. Mortiere mit cylindrischen Kammern; die Oesterreicher 60, 30 und 10pfünd.; die Engländer 10, 8, 5½ und 4½ zöllige; und die Franzosen bloß 10zöll. mit cylindrischen Kammern und 7 Pf. Ladung. Nur wenige 12zöll. wurden bei ihnen beibehalten. Bisher war das Geschütz über den Kern gegossen worden. Der Stückgießer Ketter zu Cassel machte zu Anfange des 18. Jahrh. den ersten Versuch, die Kanonen massiv zu gießen, und dann senkrecht auszubohren. Der Schmied Maritz aus Genf erfand 1739 die horizontale Bohrmaschine, die in Lyon zuerst gebaut wurde. Die Franzosen gossen erst 1752 ihre Kanonen aus dem Vollen, sie machten auch den Versuch, die Mörser massiv zu gießen, gaben es aber späterhin wieder auf. Seitdem Valiere die langen und schweren Kanonen wieder in Frankreich eingeführt hatte, hielt man nur diese allein für wirksam, und die leichten Geschütze kamen fast gänzlich aus dem Gebrauch. Erst 1741 fing man wieder an, darauf Rücksicht zu nehmen, und sie wieder zu vermehren. Das franz. Positionsgeschütz war aber zu Anfange des 7jähr. Krieges immer noch sehr schwer, bis Broglio den ersten Schritt zur Erleichterung desselben that. — Die Erscheinung Gribauvals, den Ludwig XV. nach dem 7jährig. Kriege aus österr. Diensten zurückrief, hatte auf die franz. Artillerie ungemeinen Einfluß. Er setzte die Länge der Kanonen auf 18 Kaliber, und stellte 1764 zu Straßburg große Versuche an, nach welchen die Schußweite des Feldgeschützes bestimmt auf 1250 Schritte festgesetzt wurde. Gribauval fand viele Widersacher, unter Andern auch St. Auban und du Puget, und 1772 war das alte System beinah wieder in vollem Gange. Aber der Kriegsminister Mouy führte es 1774 auf das Neue zurück, das noch jetzt in Frankreich zur Norm dient. — General Thiebault sagt darüber: „Gribauval machte das Positionsgeschütz eben so beweglich, als das Liniengeschütz, indem er das Gewicht und die Länge der Feldstücke (12, 8 und 4 Pfünder), und die Länge und Form der Laffetten verminderte, den Spielraum nach Maaßgabe der Geschütze auf 1, 1½ und 2 Linien herabsetzte, die Schußweiten der Kugeln und Kartätschen feststellte, über die Wirkungen der letztern Proben anstellte, die Chargirungen bestimmte, die Anzahl der Bataillonskanonen mit der der Oesterreicher und Preußen in Verhältniß brachte, das Langtau einführte, die Munitionskarren gegen vierrädrige Wagen vertauschte, den 12, 8 u. 4 Pfündern, so wie den Haubitzen, Kastenprotzen gab, die Richtschraube und den Auffatz zum Richten einführte, die Menge der Bedienungsmannschaft verminderte, in der ganzen franz. Artillerie einerlei Construktion der Geschütze und Fuhrwerke einrichtete, und endlich den Empfang derselben, der Vorrathssachen und der Geschosse u. s. w. auf einen regelmäßigen Fuß brachte." — Das dänische Geschütz war zur Zeit der schlesischen Kriege das längste und schwerste. Berent Anker, ein Norwege (geboren im Jahr 1746, gestorben 1805), lieferte die ersten probehaltenden brauchbaren eisernen Kanonen für den Seedienst in Dänemark. — Bei den Russen waren mittlerweile die Einhörner und Schuwasoivs, bei den Sachsen die Granatstücke, und bei den Engländern die Karonaden erfunden worden, die jedoch nur als Seegeschütz dienten. Die Engländer fingen an, leichte eiserne Kanonen zu gießen, und der Franzose Grignon erfand eine Methode, sie aus Stabeisen zu schmieden, der man aber nicht weiter gefolgt ist. In der Einrichtung der Laffetten macht die Erfindung der Deichseln statt der Gabeln, und die der eisernen Achseln und der metal-

lenen, welche 1765 bei den Franzosen eingeführt, 1772 wieder abgeschafft, und 1774 wieder angenommen wurden, Epoche. Die Türken hatten sich ihrer zwar schon zu Anfange des 17. Jahrh. bedient, indessen waren sie viel zu schwer und unbehülflich. Ueberhaupt läßt sich annehmen, daß die Türken selbst gegen die schlechteste europäische Artillerie beständig um ein halbes Jahrh. zurückgestanden. Gribauval führte bei den franz. Laffetten das sogenannte Marschlager ein, dessen Erfindung aber dem kaiserl. Oberzeugmeister Franz von Pappendorf zugeschrieben wird. In der preußischen Artillerie fand jedoch diese Einrichtung keinen Beifall. Desto wichtiger ist Gribauvals Erfindung der Rahmlaffetten, 1749, die 1765 bei den Franzosen eingeführt wurden. Ihnen ähnlich waren die von Montalembert und dem Holländer Corn. Redlichkeit 1775 angegebenen, so wie die sogenannten Depressionslaffetten des engl. Artillerie-Lieutenants Köhler, welche 1782 in Gibraltar gute Dienste leisteten. An der Verbesserung der Richtmaschine wurde in allen Artillerien mit Eifer gearbeitet. Nur die Franzosen richteten ihre Kanonen noch mit Untersteckkeilen, bis Gribauval die noch jetzt gebräuchliche Richtschraube einführte. Sie ist in der neuesten Zeit auch in der preuß. Artillerie nachgeahmt worden, und hat den Richtkeil mit horizontaler Schraube verdrängt. Es scheint, als könne man ihr nichts entgegen stellen, wie die mehr als 50jährige Erfahrung: daß die preuß. Artillerie in allen Gefechten besser geschossen hat, als die franz. Die Preußen brachten jedoch einige Verbesserungen daran an, unter andern die Sperrkette. — In dem franz. Revolutionskriege suchte man in Frankreich die Geschütze zu bequemerer Kriegsführung zu erleichtern. Die schweren Batteriestücke wurden 1794 bedeutend erleichtert, oder in Haubitzen umgeschaffen, die sich bei den Franzosen auf eine außerordentliche Weise vermehrten. In der preuß. Artillerie wurden die 10pf. Feldmortiere und die kleinen 7pf. sogenannten Parkmortiere durch den General v. Tempelhof eingeführt, und erstere zu Longwy zuerst angewendet. Auch im freien Felde, und namentlich bei Saarbrück, den 29. Sept. 1793 thaten sie gute Dienste, wurden aber späterhin wieder abgeschafft. Die Stückgießereien vermehrten sich in Frankreich mit dem wachsenden Bedarfe. Aus Mangel an Zeit goß man die Geschütze in Formen von Sand über ein Modell von Messing. Der Stückgießer Chaillot erfand eine Bohrmaschine, auf welcher 4 Geschütze auf einmal gebohrt werden konnten. Eben so der Stückgießer Perrin. Weniger bedeutend waren die Veränderungen in den Laffetten. Bemerkenswerth sind jedoch die durch den Herzog von Weimar 1798 eingeführten, auf Schießgerüsten liegenden Amüseten, welche für den Dienst bei den Jägern bestimmt waren. Ferner die Laffetten mit exzentrischen Naben, die durch Gassendi 1787 eine Verbesserung erhielten; die Affûts à aiguilles, auf denen man, ohne abzuprotzen, feuern konnte; die Affûts à la banquette, auf denen die Artilleristen während des Marsches saßen; die Schleiffenlaffette (affus à traineau) für die Gebirgsartillerie, deren Munition auf Maulthiere gepackt wurde; endlich die Feldschmieden. Die leeren Pulverkarren der Franzosen wogen sonst 18 Ctnr., ließen sich schwer bewegen, erhielten die Munition nur schlecht, und verlangten eine ansehnliche Zahl von Pferden. Die Wagen haben keine einzige dieser Unbequemlichkeiten, und wiegen nur 16½ Ctnr. Das Gewicht der Beladung beträgt ungefähr eben so viel, und sie können mit 4 Pferden recht gut den Bewegungen des 12 und 8 Pfünders folgen. Zur vollständigen Chargirung für diese gehören 2, für jede Haubitze 3, und für jeden 6oder 4 Pfünder ein solcher Wagen. Der 12pfündner Wagen hält 68 Schuß, wovon 20 Kartätschen sind, der des 8 Pfündners 80, nämlich 50 Kugel- u. 30 Kartätschenschuß; der des 6 Pfündners 140, nämlich 100 Kugel- und 40 Kartätschenschuß; die des 4 Pfündners 150 mit 50 Kartätschen. Die der Haubitzen halten 49 Granaten und 3 Kart. Wurf. Ein

4pfündner Wagen kann 15.935 Patronen (18 Kugeln auf 1 Pf. Blei gerechnet), ein 8 oder 12pf. aber 16.335 Patronen, und außerdem die benöthigten Flintensteine fassen. Seit 1816, wo die preußische Artillerie nach einem festen und bleibenden Fuß organisirt ward, hat sich an den Geschützen wenig geändert. Nur bei den Haubitzen wurden 1819 und 1820 kleinere Kammern eingeführt, auch der Flug und Kessel der neu zu gießenden Mortiere auf eine von dem Major Heuser angegebenen Methode anders geründet. Alles, was zum technischen Theil gehört, und die ganze mechanische Einrichtung, wurde mit großer, gewissenhafter Genauigkeit bildlich dargestellt, und durch den Steindruck vervielfältigt, so daß bis auf das Letzte und Kleinste herunter nichts der Willkühr überlassen bleiben konnte. — Nach Einführung des Pulvers und der Geschütze bediente man sich in Frankreich und Deutschland bloß der Steine, um sie als Geschosse zu gebrauchen, wenn gleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß hin und wieder auch eiserne Kugeln schon im Gebrauch waren, die nicht, wie Guicciardini behauptet, von den Franzosen erfunden und zuerst gebraucht worden sind. Man kannte sie schon im 8ten Jahrh., und schleuderte sie, oft sogar glühend gemacht, mit der Wurfmaschine. Indessen sollen die Einwohner von le Quesnois auf die sie belagernden Franzosen noch mit Steinen geschossen haben. Eben damit vertheidigten sich die Augsburger, als Herzog Johann von Baiern 1372 sie belagerte. Bei der Belagerung des Schlosses Marienburg durch die Polen 1410, schossen diese eine große steinerne Kugel in den Ordenssaal, um den Hauptpfeiler zu zerschmettern, und die Ritter darunter zu begraben; allein das Unternehmen gelang nicht. Heinrich V. von England ließ 1418 in den Steinbrüchen von Maidstene in der Grafschaft Kent 7000 Steine von verschiedener Größe zu seinen Kanonen aushauen, und als 1473 die Polen Breslau belagerten, schoß man aus Steinbüchsen steinerne Kugeln, deren jede einen Centner wog. Wie so manches Andere, könnte man auch die Einführung der eisernen oder gar metallnen Kugeln den Deutschen zusprechen, weil der Augsburgische Stückgießer Hans v. Arau schon 1378 eherne und eiserne Kugeln machte, um sie statt der steinernen anzuwenden. Späterhin bedienten sich die Franzosen der eisernen Kugeln, als sie 1495 gegen Ferdinand v. Neapel im Kriege begriffen waren. Einige Jahre nachher überließen sie schon den Schweizern eiserne Kugeln. 1517 und 1528 führte die Hansa eiserne Stückkugeln nach Spanien; doch erst 1550 wird ihrer zuerst in England gedacht. Selbst 1640, bei einem Zuge gegen die Schotten, waren die steinernen Kugeln noch neben den eisernen im Gebrauch, welches auch in Deutschland mitunter Statt fand. In Schlesien kommen die steinernen Kugeln zuletzt in der Belagerung von Brieg durch die Schweden 1642 vor. — Als die früheren Steinkarthaunen und Steinbüchsen sich verloren hatten, traten an die Stelle der großen steinernen Kugeln, die bis dahin zwar längst bekannten, aber wenig im Gebrauch gewesenen Bomben, Granaten, Brand- und Leuchtkugeln und mehrere Arten von Kunstfeuer. Die eigentliche Zeit der Einführung der Bomben und Granaten läßt sich schwer angeben; denn die ältern Nachrichten reden zwar von Mörsern und Bomben, ohne jedoch eine genaue Bestimmung darüber anzugeben. 1378 machte der erwähnte Augsburger Hans v. Arau Bomben und Kugeln, welche 127, 70 und 50 Pf. wogen, und lehrte das Laden und Abschießen derselben. Stephan II., Herzog von Baiern, bediente sich 1388 bei der Belagerung von Regensburg der Bomben. Im Jahre 1434 sollen die Bomben von Sigismund Pandulph Malatesta von Rimini in Italien erfunden worden seyn, welches aber falsch ist, wie aus dem Folgenden erhellet. In einem langen Zeitraume erfährt man nichts von den eigentlichen Bomben, und nur erst 1520 kommt etwas davon vor. Markgraf Albrecht belagerte nämlich in diesem Jahre die Stadt Heilsberg in Preußen. Man schoß Kugeln in die

Stadt, von welchen die Geschichte sagt: „daß sie hohl, und inwendig mit Pulver gefüllt gewesen wären. Ferner, es wären daran zehn kleine Kugeln befestigt gewesen, die, wenn die Kugel zersprungen sey, sich weit umher zerstreut hätten.“ Schon die Hansa trieb 1517 einen Handel mit Bomben, die sie zollfrei nach Spanien und Portugal brachte. Der vielfache und glückliche Gebrauch der Bomben und Granaten, welche Graf Pet. Ernst v. Mansfeld, General Königs Philipps II. von Spanien, gegen die Stadt Wachtendonk (im preuß. Kreise Geldern) 1588 von ihnen machte, und die vielfachen Versuche, welche die Spanier kurz vorher in Venlo mit ihnen anstellten, mögen den Geschichtschreiber Strada irre geleitet haben, die Erfindung der Bomben einem Bürger von Venlo zuzuschreiben. Vielleicht verdanken wir diesem Bürger eine wesentliche Verbesserung derselben. Tempelhof erzählt die Sache umständlich, und zwar, daß bei dem ersten Versuche gleich zwei Drittel von Venlo durch eine einzige Bombe in Asche gelegt worden seyen. Die hohlen kupfernen Kugeln, welche die Türken in der Belagerung vor Rhodos (1562) auf die Stadt warfen, und die mit Pech, Schwefel, Mordschlägen u. s. w. gefüllt waren, und beim Niederfallen zersprangen, waren allerdings nichts anders, als Bomben. Die Deutschen, Spanier und Niederländer hatten sich der Bomben und der kleinern Granaten schon lange bei Belagerungen bedient, als der englische Ingenieur Malthus gegen 1630 auch die Franzosen unter Ludwig XIII. damit bekannt machte, welche sie 1634 zuerst anwendeten. So wie unsere Vorfahren die ungeheuren großen Kanonen und Kugeln liebten, so hatten sie auch Mörser und Bomben ähnlicher Art, wovon nur ein Beispiel hier angeführt werden soll. Als die Schweden 1642 Brieg belagerten, warfen sie eine große Bombe hinein, welche glücklicher Weise nicht zersprang. Sie enthielt 36 Pf. Pulver, und wog an Eisen 408 Pf. schlesisch. Die kleinsten Granaten, unter dem Namen der Handgranaten, sind dagegen 1524 eingeführt worden. — Gegen das Ende des 16ten Jahrh. fiel man darauf, Granaten aus Kanonen zu schießen. Da aber die ersten Versuche nicht mit gehöriger Vorsicht, und überhaupt mit zu starker Pulverladung angestellt wurden, so mißlangen sie, und man behielt die sichere Art, sie aus Haubitzen zu werfen, bei. Spätere Versuche haben indessen das Gegentheil dargethan. Die Kartätschen, in den ältesten Zeiten unter dem Namen Hagel bekannt, oder auch Hagelgeschosse oder Hagelbüchsen, bestanden aus Kieselsteinen, Stücken alten Eisens rc. und waren sonst aus den Steinböllern, Mörsern und Haubitzen geschossen worden. Die glühenden Kugeln sind eine sehr alte Erfindung; denn schon die Araber haben sich ihrer bedient. In Sagan warfen schon am 7. Mai 1472 die Belagerer, unter Anführung des Herzogs Hans v. Sagan, glühende Kugeln und brennendes Geschoß in die Stadt. Spanier und Niederländer machten in ihren Kriegen in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. häufig Gebrauch von glühenden Paßkugeln, um Gebäude damit anzuzünden. Gustav Adolph ließ am 6ten Juli 1628 die polnischen Schiffe vor Weichselmünde mit glühenden Kugeln aus ledernen Kanonen beschießen, wodurch ein Schiff in die Luft gesprengt wurde. Später (1781) wurde das Andenken der glühenden Kugeln zum Nachtheil der Spanier durch den General Elliot bei der Belagerung von Gibraltar lebhaft erneuert. Den 30. Dec. 1806 wurden sie den Breslauern, als die Franzosen die Festung belagerten, sehr fühlbar. Vor Erfurt leisteten sie 1813 den Preußen vortreffliche Dienste. Zu den besonderen Geschossen sind die Granaten aus Töpferthon zu rechnen, die aus der Hand geworfen, und erst späterhin durch die eisernen Handgranaten ersetzt wurden. Das Laden mit der Ladeschaufel war bei dem kleineren Geschütze gegen Ende des 16ten Jahrh. abgeschafft, und dagegen die Kartuschen (jedoch zur See weit früher, als zu Lande) eingeführt worden. Banajuto Lorino machte zuerst den Vorschlag, die Kar-

tuschen mit der Kugel zu verbinden. Im 30jähr. Kriege führte Gustav Adolph bei den Regimentsstücken die Patronen oder Kartuschen ein, um den raschen Angriffen der polnischen Reiterei schneller begegnen zu können; und da er den großen Vorzug derselben vor dem Laden mit der Ladeschaufel bald erkannte, befahl er, daß sie auch bei den Batteriestücken gebraucht werden sollten. In der Verfertigung der Kunstfeuer, oder sogenannten Ernstfeuerwerkerei vervollkommnete man sich in der Periode des 30jähr. Krieges ungemein, besonders was diejenigen Feuer anbetrifft, welche zur Vertheidigung der Breschen gebraucht wurden. Man folgte indessen immer noch der frühern Methode, die Brandkugeln mit dem Zünder gegen die Pulverladung einzusetzen, wodurch die meisten, und unter andern in der Belagerung von Regensburg 1634 viele davon blind gingen. Ueber die Ernstfeuerwerkerei haben Simienowicz, Buchner, Mieth, Dillich, Stövesand (dieser auch über die Lustfeuerwerkerei) u. A. mit vieler Liebe geschrieben. Der Zunftgeist, welcher damals in den Artillerien herrschte, machte, daß die Feuerwerker es einander in allerhand lächerlichen Kunststückchen zuvorzuthun suchten, die kaum mehr zum Gebiete der Ernstfeuerwerkerei gezählt werden konnten. Hiervon hat die sogenannte Lustfeuerwerkerei ihren Ursprung genommen, in der sich besonders die sächsischen Feuerwerker hervorthaten. Aus ähnlichen Gründen haben die mancherlei abenteuerlichen Geschosse, von denen heute nur noch die Spiegelgranaten, von den Oesterreichern Wachteln genannt, im Gebrauch sind, in Deutschland viel mehr Beifall gefunden, als in Frankreich. 1760 führten die Engländer die Brandbomben ein, deren Werth vielleicht nicht genug anerkannt worden ist. In Preußen kamen sie erst 1819 von Neuem zur Sprache, und gegenwärtig scheint es, als würden die bisher gebräuchlichen, ihren Zweck so mangelhaft erfüllenden Brandkugeln jenen in der Folge weichen müssen. Ueber die Brandraketen, s. d. Art. Brandgeräthe.

Artillerie, gebräuchliche Holzarten dabei. Das Holz, welches die Artillerie zur Anfertigung der Fuhrwerke und Werkzeuge bedarf, nennt man Nutzholz, und ist ein sehr wichtiger und kostspieliger Artikel, ja fast eben so wichtig, als das Material zu den Geschützröhren selbst; der Vorrath an Nutzholz, der 1814 bei der Wegnahme von la Fere, einem der wichtigsten Artilleriedepots in Frankreich, in preußische Hände fiel, war daher sehr angenehm für die Artillerie, da altes, trocknes Nutzholz oft nicht mit Geld aufgewogen werden kann. Das Holz muß im Winter gefällt und beschlagen werden (d. h. von der Rinde befreit), wenn es gutes Nutzholz abgeben soll; es wird Jahre lang in freier Luft, aber im Schatten, aufbewahrt, ehe es zu den Artilleriearbeiten verwendet werden kann. Das Holz hat, wie jeder andere Körper, eine eigenthümliche Schwere. Das Eichenholz ist das schwerste, das Lindenholz das leichteste. Je leichter das Holz ist, desto besser ist es für Kriegsfuhrwerke; allein es muß dabei auch die nöthige Stärke besitzen, sonst ist unbedingt das schwerere vorzuziehen. Ueber die relative Festigkeit und den Widerstand, den das Holz leistet, gelten folgende Regeln. 1) Bei gleicher Länge und gleicher Dicke verhält sich die Festigkeit wie die Breite, d. h. wenn ein 2 Zoll dicker und 4 Zoll breiter Balken 100 Pf. trägt, so wird ein 2 Zoll dicker und 8 Zoll breiter Balken 200 Pf. tragen. 2) Bei gleicher Länge und gleicher Breite verhält sich der Widerstand wie die Quadrate der Dicke, d. h. wenn ein 4 Zoll breiter und 2 Zoll dicker Balken 100 Pf. trägt, so wird ein 4 Zoll breiter und 4 Zoll dicker Balken 400 Pfund tragen. Hieraus folgt: daß das Holz auf der hohen Kante doppelt so viel trägt, als auf der flachen Seite. 3) Bei gleicher Breite und Dicke verhalten sich (bis zu einem gewissen Grade) die Hölzer umgekehrt wie die Längen, d. h. wenn ein gewisser Balken von 10 Fuß Länge 100 Pf. trägt, so trägt ein eben so breiter und dicker Bal-

ken von 20 Fuß Länge nur 50, von 5 Fuß Länge aber 200 Pf. Zu den Affutenwänden ist das Ulmen- oder Rüsternholz das beste; im Nothfall kann auch das Eichenholz dazu dienen. Die Riegel werden von der nämlichen Holzart gemacht, im Nothfall aber kann man mit einer geringeren ausreichen. Die Achsen werden aus Büchenholz, wenn sie aber vor dem Gebrauche lange stehen müssen, von Eichenholz gemacht. Zu den Naben dient am Besten das Ulmen- oder Büchenholz, im Nothfall auch Eichenholz. Die Felgen werden aus eben diesen Holzarten gemacht; sie müssen aber sehr trocken, die Naben aber nicht ganz trocken seyn. Zu den Speichen werden am Besten junge Eichbäume genommen. Die Langwagen und Deichseln müssen aus einem einzelnen jungen Eschenbaum gehauen, nicht aber zerschnitten, und dann behobelt werden. Die Tragebäume können allenfalls aus Tannenholz gemacht werden; eichenes würde zu schwer seyn. Die Bracken und Ortscheiden müssen von Eschenholz seyn. Die Mortierklötze werden gewöhnlich von Eichenholz gemacht; denn hier ist die Schwere mehr vortheilhaft als nachtheilig. Die Bettungen werden aus Tannenholz, allenfalls die Rippen aus Eichenholz gemacht. Zu den Wallaffuiten schickt sich ebenfalls das Eichenholz am Besten; seine Schwere kommt hier wenig in Betracht, seine große Härte aber macht, daß es sich lange Zeit hält, und manchen Beschlag erspart. Alle Hebebäume, Handspeichen und Stiele zum Schanzzeug, sollen eigentlich von Eschen-, können aber allenfalls auch von Büchenholz gemacht werden. Zu den Wagenwinden bedient man sich des Ulmen- oder Eschenholzes. Die Futterladen werden von Tannen- oder Kienenholz gemacht. Die Kartusch-Spiegel werden aus Ellern-, Erlen- oder Elsenholz verfertigt, zu den Zündern wird aber Lindenholz genommen.

Artillerie-Maaßstäbe. Zu den verschiedenen Artilleriezeichnungen bedient man sich eigener Maaßstäbe, nämlich des Kaliber- und des Zollmaaßstabes. Der Kaliberstab ist für jegliches Geschütz verschieden; denn er ist immer dem Durchmesser der Kugel, Granate oder Bombe gleich; man hat aber dabei den Kaliber der Kugel vom Kaliber des Stücks (Geschützrohrs) zu unterscheiden. Der Unterschied beider Kaliber bildet den Spielraum. Der Kaliber der Kugel wird bei Kanonen in 24, bei den Wurfgeschützen aber in 48 Theile getheilt, nach welchen die verschiedenen Dimensionen der Geschützröhre bestimmt waren. Da man nun bei den Geschützen nach Eisen- und Steingewicht, beim kleinen Gewehr aber nach Bleigewicht rechnet, so ist es nöthig, das Verhältniß derselben in Hinsicht auf den Kaliber zu kennen, nämlich:

der Kaliber einer 1pfündigen eisernen Kugel ist 2.1165751″ (Zoll.)
— — — 1 — steinernen — — 3.2243320″
— — — 1 — bleiernen — — 1.8407443″

Hierzu kann noch gerechnet werden:

der Kaliber einer 1pfd. Kugel von Kanonenmetall ist 2.019566″ (Zoll.)
— — — 1 — — — Pulver — 4.184213″
Die Seite eines Kubi von 1 Pfd. Kanonenmetall ist 1.6277613″
— — — — — 1 — Pulver — 3.3724569″

Da sich nun die Durchmesser der Kugeln, wie die Kubikwurzeln, aus ihren Gewichten verhalten, so wird es demjenigen, der sich die Mühe geben will, die Rechnung zu machen, leicht werden, den Durchmesser jeder beliebigen Kugel aufzufinden. Der Zollmaaßstab ist für die preuß. Artillerie der rhein. zwölftheilige, d. h. die Ruthe wird in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll getheilt; den Zoll theilt aber die Artillerie nicht in Linien, sondern in Hunderttheile ein, welche, der Bequemlichkeit wegen, dezimalartig geschrieben werden; der Ausdruck 1′ 4, 35″ heißt daher 1 Fuß, 4 ganze und 35 Hundertheile von Zollen. Wenn der Pariser Fuß (pied de roi) in 14.400 Theile

getheilt wird, so gehen 13.913 solcher Theile auf einen rheinl., oder 1 Pariser Fuß enthält 1′ 0, 42″ rheinl. Nach diesem hunderttheiligen Maaßstab werden alle Zeichnungen angefertigt; bei den Artilleriegebäuden aber wird der rheinl. 12theilige Zoll in 12 Linien getheilt. Eine andere Art Maaßstab bildet die Breite der Bohle. Es ist dieses die Breite einer Bohle, aus welcher eine Affuitenwand geschnitten wird, und nur bei Proportionirung der Affuiten bedient man sich dieses Maaßes. Die Breite der Bohle wird in 15 Theile getheilt, um Drittheile und Fünftheile zu bekommen. Es ist nicht gleichgültig, um wieviel der Maaßstab, in welchem die Artilleriezeichnungen angefertigt werden, kleiner gewählt wird, als die Natur (verjüngt), sondern es muß dabei fester Satz gelten, am Besten $1/_{10}$ von der wirklichen Größe. Dadurch können auch die kleinsten Theile deutlich dargestellt werden, und das Ganze wird dennoch nicht unförmlich.

Artillerie (reitende), ihre Verhältnisse zur Fußartillerie. Dadurch, daß man außer der Fußartillerie auch noch die reitende eingeführt hat, ist ein gewisses Verhältniß der Einen zu der Andern, in Hinsicht auf ihren Gebrauch im Felde, so wie auf das, was mit einer oder der andern geleistet oder nicht geleistet werden kann, entstanden. Dieses Verhältniß muß jeder Offizier, der gemischte Truppen befehligt, besonders aber der Artillerist kennen; denn auf dasselbe gründen sich die Eigenthümlichkeiten des Gebrauchs der verschiedenen Arten von Artillerien. — Die reitende Artillerie bewegt sich in manchen Fällen dreimal, in jedem Falle aber doppelt so schnell, als die zu Fuß; denn sie kann, wenn sonst nicht ungünstige Umstände obwalten, in einer Minute 300, in drei Minuten 1.100, in 9½ Minuten 3.500 und in 22 Minuten 6.000 Schritt, oder eine halbe Meile zurücklegen; die Artillerie zu Fuß kann beim gewöhnlichen Geschwindschritt 108, beim Dublirschritt aber 120 Schritt in einer Minute marschiren; sie wird daher in 22 M., unter übrigens gleichen Umständen, 2.450 — 3.000 Schritt, folglich kaum halb so viel, als die reitende Artillerie, zurücklegen. Kommt es daher darauf an, einen Theil der Schlachtordnung zu unterstützen, sey es, wenn derselbe durch überlegene feindliche Angriffe gedrängt wird, oder um beim Angriffe selbst nachzudrücken, so ist die Aufgabe immer diese, die Unterstützung in der möglichst kürzesten Zeit auf den ihrer bedürftigen Punkt hinzuschaffen. Die reitende Artillerie braucht aber, wie gesagt, nur den dritten Theil, oder die Hälfte der Zeit, um einen gewissen Weg zurückzulegen, den die Artillerie zu Fuß dazu bedürfen würde. Deßhalb 1) eignet sich jene in Stellungen zur Reserve. 2) Die Artillerie zu Fuß eignet sich besser zu Positionen, als die reitende. 3) Nur mit der reitenden können dem Feinde Positionen abgewonnen werden. 4) Bei jedem Theile der Schlachtordnung muß reitende Artillerie vorhanden seyn. 5) Kavallerie-Bewegungen können nur durch reitende Artillerie begleitet und unterstützt werden. 6) Taktische Bewegungen, welche ausbauernde Schnelligkeit verlangen, erfodern die Anwendung der reitenden Artillerie. 7) Batterien, welche vor dem angetretenen Rückzuge rückwärts etablirt werden, müssen aus Fußartillerie bestehen; dagegen 8) eignet sich die reitende Artillerie besser zu Arriergarde. 9) Der Dienst der Avantgarden verlangt gemischte Artillerie. 10) Der Dienst der Vorposten verlangt reitende Artillerie. 11) Die Demonstrationen und Ueberflügelungen werden durch reitende Artillerie ausgeführt. 12) Die Fußartillerie kommt schneller ins Feuer, als die reitende, und hat daher bei Ueberfällen den Vorzug. 13) Zu maskirten Batterien eignet sich, weil das dabei befindliche Terrain gewöhnlich beschränkt ist, die Fußartillerie besser als die reitende. 14) Wenn das Geschütz zu feuern anfängt, sind die reitenden Artilleristen nicht so abgemattet und außer Athem, als die zu Fuß. 15) Die reitende Artillerie wird bei großem Verluste, oder

bei heruntergekommenen Pferden, nie ganz unbeweglich; denn ihr bleibt immer noch übrig, die Reitpferde einzuspannen. Hieraus scheint hervorzugehen, daß bei den meisten kriegerischen Ereignissen die reitende Artillerie überhaupt einen Vorzug vor der zu Fuß hat, und in der That würde dies der Fall seyn: 1) wenn es möglich wäre, ihr ein Geschütz von größerem Kaliber als 6pfdr. zu geben. 2) Wenn ihre Organisation und Erhaltung nicht ungleich kostspieliger wäre, als die der Artillerie zu Fuß. 3) Wenn ihr Unterhalt nicht fast doppelt so viel Fourage verlangte, als der der Fuß-Artillerie, welche im Felde nicht immer herbeizuschaffen ist. 4) Wenn nicht durch die größere Anzahl von Pferden die Wahrscheinlichkeit des Getroffenwerdens vermehrt würde. Dieser Mängel ungeachtet, bleibt die Erfindung der reitenden Artillerie immer höchst wichtig für das neuere Kriegssystem; denn durch sie ist das Problem gelöst worden, das Geschütz so einzurichten, daß es allen Gattungen von Truppen überall folgen kann.

Artillerie zu Fuß (reine oder Elementartaktik der). Unter allen Waffen hat die Artillerie die zusammengesetzteste Elementartaktik; dies macht die Maschine künstlich, welches eine Auffoderung mehr für den Artilleristen ist, diesen Zweig der militär. Wissenschaften gründlich zu studiren. Zur Kenntniß des Artilleristen zu Fuß gehört also A. Ausbildung des einzelnen Mannes. 1) Die Stellung des Mannes zu Fuß. 2) Die Wendungen auf der Stelle. 3) Der Marsch im Allgemeinen. 4) Das Schließen. — Für die Zeit des Friedens, wo die Artillerie mit Infanteriegewehren bewaffnet ist, gehören ferner: 5) Die Stellung des Mannes unter dem Gewehr. 6) Die Griffe mit demselben. 7) Die Chargirung. — Im Felde, oder wo der Artillerist kein Gewehr hat, muß er: 8) Die Stellung und die Griffe mit dem Seitengewehr kennen. — Zur Ausbildung der fahrenden Artilleristen gehören: 9) Das Reiten im Einzelnen. 10) Die Führung der Zugpferde 11) Das Abfahren, Pariren und Wenden. 12) Der eigentliche Fahrunterricht. — B. Die Ausbildung eines Trupps. 1) Die Aufstellung und Richtung in einem oder in zwei Gliedern. 2) Der Marsch, und zwar der Front-, Schräge- und Reihen-Marsch. 3) Das Schwenken der Rotten. 4) Die Aufmärsche, entweder aus den Reihen, oder durch das Auflaufen der Rotten. 5) Die Schwenkungen von der Stelle und während des Marsches. — C. Die Ausbildung einer Compagnie oder eines Bataillons. 1) Die Aufstellung und Richtung einer Compagnie. 2) Die Aufstellung und Richtung mehrerer derselben. 3) Der Parademarsch. — D. Die Ausbildung zur Bedienung des Geschützes. 1) Die Formirung der Mannschaft vor und nach dem Exerzieren. 2) Die Bedienung des 6Pfünders, sowohl wenn mit Kugeln als Kartätschen geladen wird. 3) Das Umwechseln der Nummern. 4) Das nämliche für die übrigen Feldgeschütze, als die 12pf. Kanone, die 7 und 10pf. Haubitze. 5) Die Bedienung der Belagerungsgeschütze, und zwar: a. der leichten Kanonen und Haubitzen; b. der schweren Kanonen und Haubitzen; c. der schweren Kanonen auf Rahmaffuiten; d. der Mortiere, und zwar der leichten und schweren. — E. Die Ausbildung zur Bewegung der einzelnen Geschütze. 1) Das Ausrücken zum, und das Einrücken nach dem Exerzieren. 2) Der Abmarsch. 3) Das Ab- und Aufprotzen im Vor- und Zurückgehen. 4) Der Gebrauch des Taues. — F. Die Aufstellung einer Batterie und die Bewegungen mit derselben. 1) Die Aufstellung und Richtung. 2) Der Parademarsch. 3) Die Bewegungen in der Linie, als der Front-, Schräg- und Flankenmarsch. 4) Das Abbrechen und Wiederaufmarschiren. 5) Die Formation in Kolonnen. 6) Die Bewegungen der Kolonnen. 7) Die Entwickelung aus der Kolonne. Bei diesen Aufstellungen und Bewegungen muß auf das Verhalten der Munitionswagen die nöthige

Rücksicht genommen werden. — G. Die Aufstellung und Bewegung mehrerer Batterien. 1) Die Aufstellung und Richtung. 2) Der Parademarsch. 3) Die Bewegungen in der Linie. 4) Der Gebrauch der Kolonnen. — Endlich kann noch dazu der Gebrauch der Signale, sowohl beim Manövriren, als in den Quartieren, gerechnet werden.

Artillerie (Elementartaktik der reitenden). Hierher gehört die Kenntniß folgender Gegenstände: A. die Ausbildung des einzelnen Mannes zu Fuß muß der Ausbildung desselben zu Pferde vorangehen, und ist daher ganz dieselbe, wie bei der Artillerie zu Fuß. Hierunter gehören: 1) die Punkte A — D des vorig. Art. 2) die Griffe mit dem Säbel. — B. Die Ausbildung des einzelnen Mannes zu Pferde ohne Gewehr, und zwar, nachdem das Pferd mit der Kandare oder Trense gezäumt ist. 1) Die Stellung vor dem Aufsitzen. 2) Das Auf- und Absitzen. 3) Der Sitz des Reiters. 4) Die Führung und der Gebrauch des Sporns und der Wade. 5) Das Abreiten, Pariren, und Zurücktreten. 6) Die Kadençen, Schritt, Trab, Galopp und Karriere. 7) Die Wendung, das Schulterpassiren und Traversiren. 8) Das Springen, breit und hoch, und das Schwimmen. C. Die Ausbildung des fahrenden Artilleristen ist zwar die nämliche, wie bei der Fußartillerie, jedoch sind die schnelleren Kadençen zu berücksichtigen. D. Die Ausbildung des reitenden Artilleristen zu Pferde mit den Waffen. 1) Die Griffe mit dem Säbel. 2) Der allgemeine Gebrauch desselben gegen den Feind. 3) Der Gebrauch der Pistolen. E. Die Ausbildung eines Trupps und einer Compagnie oder Bataillons zu Fuß, wird bei der reitenden Artillerie nur ein allgemeiner Uebungsgegenstand werden; dagegen ist es nöthig, mehr Aufmerksamkeit auf: F. die Aufstellung und Richtung der reitenden Artillerie zu Pferde zu verwenden, und zwar: 1) Aufstellung und Richtung in einem oder zwei Gliedern. 2) Die Wendungen zu Pferde. 3) Der Marsch zu Pferde. 4) Das Abbrechen und Wiederaufmarschiren. 5) Die Schwenkungen. 6) Die Bewegungen in der Linie in allen Kadençen. G. Die Ausbildung der Leute zur Bedienung der Geschütze, und zwar: 1) der Kanonen, 2) der Haubitzen. — H. Die Bewegungen der einzelnen Geschütze. 1) Das Ausrücken zum, und Einrücken nach dem Exerziren. 2) Der Abmarsch. 3) Das Ab- und Aufprotzen im Vor- und Zurückgehen. 4) Der Gebrauch des Taues. Die Bewegungen mit ganzen, so wie mit mehreren Batterien, und der Gebrauch der Signale sind fast dieselben, wie bei der Fußartillerie, nur daß sie durch die schnellern Kadençen einige Modificationen erleiden; überhaupt dadurch, daß die reitende Artillerie mehr Manövrirfähigkeit hat, und ihre Evolutionen zusammengesetzter seyn können, als bei der Artillerie zu Fuß, deren Mannschaft bald ermüdet seyn würde. Das bisher Gesagte bezieht sich auf die Artillerie, so lange sie für sich allein, und nicht mit den andern Waffen vereinigt, agirt. Sobald aber der letzte Fall eintritt (und vor dem Feinde tritt er immer ein) müssen alle Bewegungen der Artillerie denen der andern Waffen angepaßt und untergeordnet werden. Dieser Grundsatz giebt der Taktik der Artillerie einen eigenen Charakter, und das ist es, was die eigentliche angewandte Taktik der Artillerie ausmacht.

Artillerie (Bewegungen der). Unter Bewegungen werden die Evolutionen verstanden, welche die Artillerie im Laufe eines Gefechts zu machen hat. Diese haben keinen andern Zweck, als eine gewisse Anzahl Geschütze in so kurzer Zeit, als möglich, mit Ordnung in eine solche Stellung zu bringen, aus welcher sie mit Nutzen gegen den Feind wirken können. Alle Bewegungen dabei müssen so einfach, als möglich seyn. Sie zerfallen: 1) in Auf- und Abmärsche. 2) In Bewegungen auf durchschnittenem Terrain. 3) In besondere Bewegungen oder das eigentliche Manövriren. Ehe man zur Beschreibung der Bewegungen selbst schreiten kann, ist es nöthig, die in-

nere (taktische) Eintheilung einer Batterie zu kennen. Daß eine Batterie in den meisten Artillerien aus 8 Piecen besteht, ist bekannt, und zwar aus 6 Kanonen und 2 Haubitzen. Bei Formirung der Batterie stehen die letztern in der Mitte. Wäre eine Batterie nicht in mehrere Unterabtheilungen getheilt, so würde sie sehr unbeholfen seyn; man theilt sie deshalb in Züge zu 2 Piecen und in halbe Batterien zu 4 Piecen. Die Geschütze sind von Mitte zu Mitte, 15 — 20 Schritte von einander entfernt, welches die Intervalle heißt; zum Unterschiede von der Distanze, d. h. dem Raume, den die nachfolgende Abtheilung von der vormarschirenden abbleiben muß. — Abmärsche. Alle Bewegungen, welche in Zügen geschehen, haben Vorzüge; denn ein Zug bildet bei der gewöhnlichen Distanze beinahe ein Quadrat. Eine Batterie, welche sich tummeln will, muß daher immer in Zügen abmarschirt seyn. Der Marsch zu halben Batterien verlangt viel Ausdehnung des Terrains. Kurz vor Eröffnung des Gefechts in der Ebene formirt sich die Batterie in dieser Art, vorausgesetzt, daß sie hinlänglich durch die Infanterie oder Kavallerie maskirt ist. Vor allen Abmärschen ist der Kolonnenmarsch (zu einzelnen Geschützen) der schlechteste; denn er verlängert die Marschkolonne, und verzögert den Aufmarsch. Nur in engen Wegen bedient man sich desselben. — Aufmärsche. A. Der einfachste von allen Aufmärschen ist, wenn sich die einzelnen Geschütze, Züge, oder Divisionen rechts oder links herausziehen; die Tete bleibt dabei halten, oder tritt kurz. Man wendet diesen Aufmarsch an, wenn die Tete hart neben der Infanterie oder Kavallerie vorbeigeht. B. Das Evantailliren, wobei ein Theil der Batterie sich rechts, und der andere sich links herauszieht. — Die Anwendung geschieht, wenn man entweder aus der Mitte abmarschirt ist, oder die Tete so weit von den Truppen absteht, daß die Intervalle zu groß werden würde. C. Der Flankenaufmarsch: wenn entweder die einzelnen Geschütze links oder rechts Front machen, oder die Züge oder Divisionen einschwenken. D. Das Deployren. Diese Art des Aufmarsches, rechts, links, oder aus der Mitte, findet sehr selten bei der Artillerie Anwendung. Nur wenn die Umstände es nöthig machen, die Marschkolonne zu verkürzen, und die Züge dicht auf einander zu drängen, bedient man sich dieser Art der Entwickelung. Bei allen Aufmärschen halten zwar die Geschütze 15 — 20 Schritt Intervalle unter sich; nach Maaßgabe des Terrains kann aber diese auf das Doppelte vermehrt werden, um das feindliche Feuer divergent zu machen. Zu große Intervallen haben den Nachtheil, daß der Batterieführer dadurch die Batterie gleichsam aus den Händen giebt. — Bewegungen auf durchschnittenem Terrain. Wenn die Artillerie sich im durchschnittenen Terrain bewegen muß, so kann dies nicht anders, als in Zügen geschehen, und der Aufmarsch geschieht auf dem ersten Chargirungspunkte selbst. Avancirt sie von hier aus gegen den Feind, so geschieht dies, wie bei jedem Avanciren, in ganzer Fronte und mit großen Intervallen, um die Wahrscheinlichkeit des feindlichen Treffens zu vermindern. Im durchschnittenen Terrain aber kann es nicht fehlen, daß hin und wieder ein Geschütz oder ein Zug auf Hindernisse stoßen wird, welche umgangen werden müssen, und dieses Umgehen nennt man das Abbrechen oder Ausweichen. Hierbei gilt die Regel, daß die abbrechenden Geschütze im Vorgehen hinter den übrigen der Batterie zurückbleiben, bis das Hinderniß umgangen ist, und dann von selbst wieder in ihre Stelle einrücken. Im Zurückgehen aber gehen die abbrechenden Geschütze, ehe sie noch an das Hinderniß kommen, im Galopp voraus, und setzen sich vor die übrigen der Batterie. Bei großen Geschützintervallen, und wenn die Terrainhindernisse keine zu große Ausdehnung in der Breite haben, brauchen die Geschütze öfters nicht einmal zurückzubleiben, sondern umgehen das Hinderniß, indem

sie die Intervallen rechts und links verengen. — Besondere Bewegungen. Hierunter versteht man diejenigen, welche eine Batterie, der Lokalität des Terrains oder anderer Umstände wegen, zuweilen ausführen muß; ferner gehört die eigentliche Manövrirkunst dazu, welche den Feind beständig in Ungewißheit läßt, und ihm über unsre Stellung nur mit der ersten Kanonenkugel Gewißheit giebt. Die ersteren können mit jeder Art von Artillerie ausgeführt werden; die letzteren schränken sich jedoch gewöhnlich bloß auf die reitende Artillerie ein. Zu den besondern Bewegungen gehören: A. Der Geschützführeraufmarsch, als Seitenstück zum Adjutantenaufmarsch der Infanterie, und zwar sollte dies im Felde der eigentliche, am Häufigsten anzuwendende, und deshalb Artillerieaufmarsch zu nennende seyn. Er geschieht auf folgende Art: Sobald eine Batterie Befehl erhält, sich gegen den Feind zu formiren, reitet der Batteriechef, von einem Offizier und allen Geschützführern begleitet, schnell voran (vornehmlich in hüglichem Terrain), und mittelt die Stellung der Batterie im Allgemeinen aus. Ist er darüber einig, so placiren sich die Unteroffiziere, dem Terrain gemäß, da, wo sie ihre Geschütze am Zweckmäßigsten zu stellen glauben, und erst wenn das geschehen ist, wird das Signal oder das Kommando zum Aufmarsch gegeben; ein jedes Geschütz wird alsdann durch den Gefreiten auf dem nächsten Wege gerade auf den Unteroffizier dirigirt. Während dieser (wenn gleich nur kurzen) Zeit haben die Unteroffiziere das Terrain flüchtig übersehen, und die Entfernung vom Feinde abschätzen können; werden sie aber mit ihren Geschützen unvorbereitet auf ein ihnen ganz fremdes Terrain geführt, so wird die Batterie nicht selten schlecht placirt zu stehen kommen, weil der Batteriechef, bei allem Talente, doch nicht im Stande ist, den Züge- und Geschützführern die einzelnen Plätze so schnell anzugeben, als diese in der Aufmarschlinie ankommen. Die Batterie wird in diesem Falle in keiner geraden, sondern in einer gebrochenen Linie zu stehen kommen, und dies ist eine von den Eigenthümlichkeiten der Fechtart der Artillerie. B. Das Formiren von Haken. Wenn eine Batterie entweder in der Fronte und Flanke zugleich beschossen (ein sehr unglücklicher Fall), oder ein Terrain in zwei divergenten Richtungen bestreichen soll, so formirt sie einen Haken, d. h. 2, 3 oder 4 Geschütze bilden mit den übrigen eine Flanke, im rechten oder in einem stumpfen Winkel. Hierbei müssen die Intervallen überhaupt groß, an der Ecke des Hackens aber am Größten seyn, damit die Protzen, und bei der reitenden Artillerie die Reitpferde, an dieser Stelle nicht zu dicht auf einander zu stehen kommen. Daß eine Batterie zwei Haken zugleich formiren müßte, ist ein kaum denkbarer Fall, eben so wenig, daß sie ein geschlossenes Quarrée bildet; denn wo bleiben dann die übrigen Truppen? Die Aufstellung im Haken taugt überhaupt nichts. Wird man in der Fronte und Flanke zugleich angegriffen, so protzt ein Theil der Batterie auf, und geht dem Feinde seitwärts entgegen, dadurch wird derselbe gezwungen, seine Aufmerksamkeit zu theilen, und sein Feuer zu divergiren. In die dadurch entstehende Lücke wird übrigens der Feind nicht wagen sich hineinzuwerfen, er würde dadurch seine eigenen Flanken bloß geben. — C. Der Angriff en echelons. Dieser findet bei der Artillerie gewöhnlich in Folgendem Statt: Wenn eine Batterie in einer Stellung steht, aus welcher, nach einer kurzen Kanonade, einige Truppen zum Angriffe vorgehen, so müssen die Angriffskolonnen von etwas Artillerie begleitet werden. Der den Truppen zunächst stehende Zug, oder auch eine halbe Batterie, geht alsdann als erstes Echelon aus der Linie heraus, während der übrige Theil der Batterie auf den wahren Angriffspunkt das lebhafteste Feuer macht. Daß hierbei die Intervallen so groß angenommen werden müssen, daß die Schlußlinien nicht zu nahe an den Angriffskolonnen vorbeistreichen, versteht sich von selbst. Sobald der nächste Zug von dem vorge-

gangenen Echelon am Feuer gehindert wird, geht er ebenfalls als Echelon vor, und allignirt sich entweder mit dem ersten, oder setzt sich so, daß er wenigstens das Feuer desselben sekundiren kann. Man wählt diese Angriffsweise, wenn der Erfolg nicht klar abzusehen ist, um jederzeit ein Repli zu behalten, und die ursprüngliche Stellung nicht gleich aufzugeben, auch um die Flanken der vorgehenden Angriffskolonnen besser sichern zu können. — D. Der Rückzug en echéquier. Wenn bei einem Rückzuge der Feind stark drängt, so dürfen keine Pausen im Artilleriefeuer entstehen, und dieser Zweck wird dadurch erreicht, daß man anfänglich nur einige Züge zurückschickt, welche eine Stellung rückwärts nehmen, während die andern den Feind aufhalten. Auch hierbei müssen sehr große Intervallen genommen werden, welches ohnehin der Fall seyn wird, wenn der Rückzug, wie es die Regel erheischt, in divergenten Richtungen, und nicht auf einen Punkt konzentrit ausgeführt wird. Die reitende Artillerie kann dabei in die Lage gesetzt werden, sich die feindlichen Blänker vom Leibe halten zu müssen, und dies würde auf folgende Art auszuführen seyn. Auf dem Rückzuge begriffen, und von den feindlichen Blänkern stark gedrängt, wird für die Artilleristen der geraden Züge das Signal zum Schwärmen gegeben. Sie machen Front, und breiten sich vor der ganzen Batterie zum Flankiren aus. Während dessen nehmen die ungeraden Züge eine Stellung rückwärts, und protzen ab, die geraden gehen aber (ohne Artilleristen) noch etwas weiter zurück, wobei die Intervallen doublirt werden müssen. Sobald Appell geblasen wird, werfen sich die Blänker rechts und links auseinander, um die stehenden Züge zu demaskiren, begeben sich zu ihren Geschützen im 2ten Treffen, und protzen diese ab. Hierauf treten die geraden Züge den Rückzug an, und ihre Artilleristen fallen aus, welches auf diese Art wechselsweise fortgesetzt wird, bis die Kavallerie der bedrängten Batterie zu Hülfe gekommen ist. — E. Der Echelonmarsch beim Kavalleriemanöver. Wenn mehrere Kavallerieregimenter in der Ebene vorgehen, und sich im eigentlichen Sinne mit dem Feinde tummeln, so geht die reitende Artillerie mit vor, und würde einen großen Theil ihrer Manövrirfähigkeit aus den Händen geben, wenn sie entweder in ganzer Fronte, oder in Zügen hinter einander marschiren wollte. Wenn sie aber echelonartig, d. i. zügenweise vom rechten oder linken Flügel so marschirt, daß die Echelons eine Zugbreite von einander entfernt folgen, so wird sie dadurch in die vortheilhafte Lage gesetzt, entweder theilweise, oder im Ganzen, nach jeder Seite augenblicklich Front machen, und jeder plötzlichen Bewegung der Kavallerie unmittelbar folgen zu können. Kein anderer Abmarsch als dieser erzeugt diesen Vortheil, und wenn man sich die Mühe giebt, die dazu gehörige Figur zu konstruiren, so wird das Einfache und Gediegene dieses Manövers einleuchten, ja wenn es seyn müßte, daß eine Batterie unmittelbar eine solche Stellung nehmen sollte, in welcher sie nach allen Seiten zugleich feuern kann, so würde die ebenfalls nur Statt finden können, wenn sie echelonartig abmarschirt ist. Nämlich das 1ste Echelon protzt im Vorgehen, das 4te im Zurückgehen ab; das 2te macht eine Schwenkung rechts, und das 3te eine links, und beide protzen im Vorgehen ab. Auf diese Art bewegt sich die Batterie nicht von der Stelle, macht nach allen Seiten Front, und die Protzen und Reitpferde hindern einander nicht. — F. Das Maskiren der reitenden Batterien. Wenn keine Kavallerie bei der Hand ist, so kann eine Batterie durch ihre eigenen Artilleristen sich maskiren, und zwar: a) Auf der Stelle. Die Geschütze werden abgeprotzt, und an das Langtau gehängt. Der abfeuernde Mann bleibt zu Fuß, sein Pferd am Zügel haltend. Die andern Artilleristen sitzen auf, und stellen sich in einem Gliede vor die Batterie. Die Geschütze sind mit Kartätschen geladen, und im Visirschuß auf 400 Schritt gerichtet; die Intervallen werden dabei bis auf 12 Schritte verengt. Ist der Feind bis auf diese Entfernung

herangekommen, so machen die Artilleristen zu Vieren Kehrt, und sprengen durch die Intervallen, worauf sogleich Feuer gegeben wird. Stutzen wird der Feind auf jeden Fall, und man benutzt dies, entweder um von Neuem zu laden, oder den Rückzug fortzusetzen. b) Im Vorgehen. Die Artilleristen reiten rechts und links neben den Vorderpferden, und die Attacke geschieht wie bei der Kavallerie. Sobald das Signal zum Chargiren gegeben wird, schwenken die Artilleristen rechts und links dergestalt, daß sie von 2 und 2 Geschützen zu Vieren dicht mit den Pferdeköpfen an einander zu stehen kommen; sie sitzen ab, während die Geschütze durch die Intervallen durchrücken. Hierbei kommt es darauf an, die erste Lage so schnell als möglich wegzugeben; man avancirt deßhalb mit geladenen Kanonen, und zwar mit Kartätschen, und hält sich nicht lange mit Richten auf, weil hier die Ueberraschung eben so heftig wirken muß, als die Kugeln. — Sobald eine reitende Batterie einem Kavallerieregimente attachirt ist, müssen ihre Bewegungen denen des Regiments untergeordnet seyn. Die Batterie darf niemals ganz an der Tete, oder ganz an der Queue marschiren, sondern muß stets vor oder hinter sich einige Züge als Bedeckung haben, welches man die Partikularbedeckung der Batterie nennen kann. Diese folgt der Batterie bei allen Bewegungen, und ist von ihr unzertrennlich. Gewöhnlich ist bei den Bewegungen eines einzelnen Regiments die Batterie in zwei Divisionen getheilt; die Frontbreite, mit der diese marschiren, richtet sich nach dem Abmarsche der Kavallerie. Beim Aufmarsch (er geschehe evantaillenartig, durch Deployren, oder auf andere Art) setzt sich die Batterie auf die beiden Flügel des Regiments, und die Partikularbedeckung deckt ihr die Flanken. Alle Bewegungen, welche die Kavallerie macht, werden von der Batterie begleitet, weßhalb der Batteriechef mit dem Chef der Kavallerie in beständigem Einverständnisse über die Art derselben bleiben muß. Von einigen besondern dieser Bewegungen soll hier nur die Rede seyn. A. Das Ueberflügeln. Bei einer beabsichtigten Ueberflügelung, wenn dieselbe nicht plötzlich, sondern auf eine dem Feinde nicht sehr auffallende Art geschehen soll, läßt man einen Zug der Batterie, z. B. den 4ten, aufprotzen, hinter der Fronte des Regiments wegtraben, und auf dem andern Flügel mit einer angemessenen Intervalle wieder aufmarschiren. Wenn derselbe im Feuer steht, protzt der 3te Zug auf, geht hinter dem Regimente weg, und setzt sich in einiger Intervalle vom 4ten. Ihm folgen einige Züge Kavallerie. Auf diese Weise setzt man die Ueberflügelung fort, der Feind wird immer mehr und mehr enfilirt, und ist bereits tournirt, ehe er es noch ahnen kann. — B. Der Rückzug im Bogen. Will die Kavallerie eine langsame Retraite, so muß dies nicht gerade, sondern, wenn es das Terrain erlaubt, im Bogen geschehen. Dieses wird auf folgende Art bewerkstelligt. Der 1ste Zug protzt auf, geht hinter der Fronte des Regiments im Trabe weg, und placirt sich etwas rückwärts von demjenigen Flügel, der vom Feinde bedroht ist. Sobald er wieder im Feuer steht, geht der 2te Zug ab, und placirt sich seitwärts, aber zugleich etwas rückwärts vom 1sten Zuge; ihm folgt eine Eskadron. Auf diese Art wird der Rückzug in einem großen Bogen fortgesetzt, der Feind wird irre geleitet, und kann unsere Absicht um so weniger errathen, wenn rückwärts ein Soutien aufgestellt ist, das ihn abhält, einen schnellen Chocq zu machen. — C. Brückenmanöver. Soll ein Defilée oder eine Brücke forcirt werden, so muß sich die Artillerie in keine weitläufige Kanonade einlassen, sondern im Galopp gleich bis auf den Kartätschenschuß heranprellen, und zwar den Vortheil einer größeren Angriffsfronte benutzen, der sich dem Angreifenden fast bei allen Defiléen darbietet. Je rascher die Artillerie dabei vorgeht, desto weniger wird sie vom feindlichen Artilleriefeuer leiden. Sobald der Feind weicht, geht ein Zug Kavallerie durch das Defilée, um zu versuchen, ob der Feind nicht vielleicht ein Versteck gelegt hat. Ihm folgen

alsdann 2 Züge Artillerie so schnell als möglich, breiten sich jenseits aus, und nehmen von den vortheilhaftesten Terrainpunkten Besitz. Die andern beiden Züge bleiben noch diesseits, um für unvorgesehene Fälle bereit zu stehen; nur dann erst, wenn es entschieden ist, daß sich der Feind auf den Rückzug begeben hat, folgen sie den Uebrigen nach. Hat man aber beim Rückzuge ein Defilée oder eine Brücke zu passiren, und ist nicht entschlossen, solche bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, so schickt man alles unnütze Fuhrwerk, wozu in diesem Falle die Munitionswagen ebenfalls zu rechnen sind, zuerst durch, und alsdann einen Zug Artillerie. Dieser passirt das Defilée so schnell als möglich, und nimmt 2—300 Schritt jenseits eine vortheilhafte Stellung. In dem Maaße, wie der Feind andrängt, bricht ein Zug nach dem andern das Gefecht ab, und placirt sich ebenfalls jenseits. Wenn sich der Feind dies 2 oder 3 Mal gefallen läßt, so ist es alles Mögliche; auf die letzten Truppen wirft er sich aber gewöhnlich mit der ganzen Macht; und langt beinahe jedesmal mit ihnen zugleich jenseits des Hindernisses an. Wollten sich nun unsere Truppen auf die schon in Position Stehenden stürzen, so würde die Verwirrung allgemein werden. Sie müssen also darauf bedacht seyn, sich hart hinter dem Defilée rechts und links schnell auszubreiten, damit das Debouchée frei wird, und von den aufgestellten Geschützen bestrichen werden kann. Ein Defilée ohne Infanterie zu vertheidigen, ist eine der schwierigsten taktischen Aufgaben.

Artillerie (Fechtart der). Die Erfahrung hat hierüber einige allgemeine Grundsätze gelehrt, welche eben nicht ganz außer Acht gelassen werden dürfen, und im Wesentlichen folgende sind: 1) Ein einzelnes Geschütz ist keiner andern, als einer absoluten Vertheidigung fähig, und auch diese ist höchst eingeschränkt, indem, wenn der Feind den Schuß durch List zu entlocken gewußt hat, und sich nach demselben auf das Geschütz stürzt, es verloren seyn muß. Hieraus folgt, daß: 2) Zwei und zwei Geschütze jederzeit zusammen verbunden seyn müssen, gerade, wie es die Fechtart des Tirailleurs verlangt, wovon das Eine nicht eher feuert, als bis das Andere geladen hat. Je schwächer eine Batterie ist, je mehr tritt diese Regel in Kraft. 3) Das Feuer der Positionsbatterien muß das Gepräge der Regelmäßigkeit, der Ruhe tragen; die Pausen zwischen den Schüssen müssen gleichförmig seyn, nicht aber drei oder mehrere Schüsse auf einmal, und dann wieder minutenlang gar keine fallen. Es verräth sonst Unsicherheit und schlechte Disziplin; es entstehen daraus Stockungen im Feuer, welche nicht Statt finden sollen. 4) Anders ist es mit der reitenden Artillerie. Sie muß darauf geübt seyn, schnell zu richten und zu feuern. Jeder Zug feuert, wenn er mit Laden fertig ist; das Feuer muß überraschen, verwirren; denn es ist selten anhaltend, und kann daher um so heftiger gemacht werden. 5) Mit mehreren Geschützen feuert man nur dann zugleich, wenn man dem Feinde an Artillerie überlegen ist; dann schickt man ihm drei oder mehrere Kugeln auf einmal zu, um ihn aus der Fassung zu bringen, und desto früher aus seiner Stellung zu vertreiben. Wenn künstliche Hindernisse, als Palisaden, Mauren u. s. w. zu zerstören sind, so werden sie ebenfalls mit mehreren, und zwar schweren Geschützen zugleich beschossen. 6) Kein Geschütz darf ohne Befehl des Offiziers die Richtuug oder den Auffsatz ändern, noch weniger eigenmächtig das Feuer eröffnen. 7) Auf Entfernungen von mehr als 15—1800 Schritte dürfen die 6pfdr. gar nicht, und die 12pfdr. nur sehr langsam feuern. 8) Auf 11—1200 Schritte sind die Schüsse des 6pfdrs. noch ungewiß, und erst auf 7—800 werden sie sicher und gut. Deshalb müssen die Geschütze auf den erstern Entfernungen nur langsam feuern, d. h. das nachfolgende Geschütz in einer Batterie feuert ab, wenn das vorhergehende wieder geladen hat. 9) Auf 7—800 Schritte feuern die Geschütze geschwinde, d. h. das 2te feuert ab, wenn das 1ste ausgewischt ist; sie sind dabei im Visirschuß gerichtet. 10) Alle Kanonaden, welche

nicht unmittelbar dahin wirken, das Vorhaben des Feindes zu vereiteln, oder das unsrige zu begünstigen, müssen von Seiten der Artillerie abgelehnt werden. 11) Wenn die Artillerie etwas Entscheidendes leisten soll, so müssen wenigstens zwei Batterien einen gemeinschaftlichen Zielpunkt bekommen. 12) Batterien von ungleichem Kaliber dürfen schlechterdings nicht in der nämlichen Position fechten. Sobald eine Batterie sich gegen den Feind formirt, es sey in einer Stellung oder beim Angriff, so muß der Artilleriegeneral dem Batteriechef, und dieser den geschützführenden Unteroffizieren die Punkte angeben, auf welche sie ihr Feuer zu richten haben. Es muß dabei nach folgenden Regeln verfahren werden: 13) Bei Eröffnung des Gefechts muß das Artilleriefeuer nicht gleich auf einen Punkt, am Wenigsten aber auf den wahren Angriffspunkt gerichtet werden; sondern man beschießt mehrere Punkte der feindlichen Stellung, theils um die wahre Absicht zu verbergen, theils um die ganze Fronte zu beschäftigen und zu beunruhigen. 14) Diese Regel dehnt sich indessen mehr auf den kommandirenden Artillerieoffizier aus; ein Batteriechef darf jedoch selten mehr als zwei verschiedene Zielpunkte übernehmen, so daß mindestens 4 Geschütze auf einen Punkt hinwirken; im Gegenfalle muß die Kanonade nach Nr. 10. unterbleiben. 15) Alles Geradeausschießen muß vermieden, und der Feind, so viel als möglich, schräge beschossen werden. Er kommt dadurch auf den Gedanken, in die Flanke genommen zu seyn, welches immer ein widerwärtiges Gefühl hervorbringt. 16) Nicht anders, als wo der Feind am Gedrängtesten steht, muß die Artillerie ihr Feuer hinrichten. 17) Da, wo der Feind Miene macht, Angriffskolonnen zu formiren, oder schon zum Angriffe in Kolonnen vorrückt, muß er mit der ganzen Gewalt der Geschütze angefallen werden, aber, wohlgemerkt, mit Kugeln u. Granaten, selbst wenn dieses im durchschnittenen Terrain auf 500 Schr. seyn sollte. Kartätschen taugen dabei nicht. 18) Wenn ein Gefecht einen anhaltenden Karakter annimmt, so müssen die Zielpunkte der Artillerie auf die schwachen, und nicht auf die starken Stellen der feindlichen Stellung gerichtet werden. Dabei ist es ein Grundsatz, daß das Feuer in einem verhältnißmäßigen Grade mehr oder minder lebhaft unterhalten werde, und niemals ein Munitions-Mangel entstehe. Auch dieses kann mit in die Fechtart der Artillerie eingeschlossen werden, und folgende Regeln werden dahin abzwecken: 19) Die Artillerie geht dem Feinde so nahe auf den Leib, als es, ohne aus dem Schutz der Truppen zu kommen, möglich ist. Alsdann verfehlen wenige Schüsse ihre Wirkung, besonders wenn sie beständig den Grundsatz vor Augen hat, den Feind nicht in gerader, sondern in schräger Richtung zu beschießen. 20) Man halte fest an dem Grundsatze, daß die Vollkugeln mehr Schaden thun, als die Kartätschen. Nur gegen Truppen, die in 3 Gliedern in Fronte anmarschiren, taugen die Kartätschen auf nahe Entfernungen. 21) Erwiesene Munitions-Verschwendung ist ein Raub an dem Vaterlande, und an sich selbst; denn wir sind mit verloren, wenn sie im entscheidenden Augenblicke mangelt. Aber Verschwendung der Granaten ist doppelt strafbar. Man verfeuere sie nur dann, wenn Kanonen nicht mehr ausreichen, d. h. gegen Dörfer, verschanzte Städte, Defiléen, und überhaupt im Gebirge. 22) Um alles zwecklose Schießen zu vermeiden, ist es nöthig, daß auf weitere Entfernungen jeder Schuß beobachtet werde. Dennoch darf die Richtung nicht gleich nach den ersten Schüssen geändert werden, weil der Fehlschuß oft durch eine Zufälligkeit entstanden seyn kann. Schießt aber eine Kanone 4—5 Schüsse hinter einander zu kurz oder zu weit, so muß der Aufsatz darnach geändert werden. Manche beobachten die Aufschläge der Kugeln, indem sie sich hinter dem Geschütz, Andere, wenn sie sich zur Seite desselben stellen; auf jeden Fall muß man auf der Seite stehen, von wo der Wind herkömmt, von dem entgegengesetzten Flügel der Batterie aber zu feuern anfangen.

Artillerie, ihr Gebrauch am Tage der Schlacht. Die Artillerie eröffnet die Schlacht. Der Feind zieht gewöhnlich auf allen Punkten Batterien vor, um unsre ganze Fronte zu beunruhigen, und wir dürfen uns dadurch weder irre machen lassen, noch jeden Angriff gleich für einen wirklichen halten. Oefters hält uns der Feind stundenlang mit Scheinangriffen hin; ehe er die Maske fallen läßt, und dann bricht er mit aller Macht auf *einen* Punkt los. Ob es dem Feinde mit seinen Angriffen Ernst ist oder nicht, läßt sich in vielen Fällen bald bestimmen. Ist aber dies ausgemittelt, so entscheiden die guten Anordnungen und die Bravour der Truppen das Gefecht. Ist der Feind mit unsrer Infanterie bereits lebhaft engagirt, und hat er bis dahin vorrücken können, ohne mürbe gemacht zu seyn, so ist die *Artillerie* entweder schlecht plaçirt gewesen, oder hat ihre Schuldigkeit nicht gethan. Wenn man den Angriff auf der Stelle erwartet, so ist es ganz die Sache der Artillerie, dafür zu sorgen, daß der Feind jeden Schritt vorwärts mit Blut erkaufe. Darum ist es eine Hauptregel der Artillerie, daß sie in der Schlacht *beständig* auf die feindlichen Truppen, aber niemals auf seine Artillerie feuere. Er zieht Batterien vor, um unsere Artillerie zum Schweigen zu bringen; man muß ihm nicht darauf antworten, die Zerstörung in seine Angriffskolonnen zu schleudern: das ist die wahre *relative* Vertheidigung. Wenn nur erst die Infanterie zum Weichen gebracht worden ist, dann müssen die Batterien von selbst folgen. — Fast in jeder Schlacht werden die Dörfer ein Gegenstand eines hartnäckigen und sehr blutigen Kampfes. Liegt nun ein Dorf auf irgend einer Höhe, welche als Höhe einen Plaçirungpunkt ohnehin abgeben müßte, so bildet die Artillerie die Bastione an den vorspringenden Ecken, wirft einen kleinen Erdwall vor sich auf, oder es werden Schießarten in die Umgebungswänden geschlagen u. s. w. Befindet sich ein Schloß im Dorfe, von welchem man das Dorf übersehen kann, so wird solches mit etwas Artillerie besetzt. In allen Fällen aber, wo Artillerie zur unmittelbaren Vertheidigung eines Dorfes gezogen wird, muß sich auch die Vertheidigung bis auf die allerhartnäckigste ausdehnen. Wenn ein Dorf eine nur einigermaßen günstige Lage hat, ist es ungleich besser, die Artillerie seitwärts desselben zu stellen; sie schießt alsdann unaufhörlich auf die andringenden Infanteriekolonnen, und dringen diese doch bis an das Dorf vor, so werden sie wenigstens mürbe, und in Verwirrung heran kommen; es bleibt dann den Bajonetten unsrer Infanterie überlassen, das Uebrige zu vollenden. Müssen unsre Truppen ein Dorf verlassen, und es ist keine Aussicht da, es zu behaupten, so darf es dem Feinde nur *brennend* überlassen werden. — Wenn ein Dorf angegriffen werden soll, liegen der Artillerie zwei Dinge zu thun ob: 1) Sie muß das Dorf in Brand zu stecken suchen, zu welchem Ende die Haubitzbatterien gebraucht werden, oder es werden die Haubitzen mehrerer Batterien zusammengezogen. Dieser Fall tritt jedoch nur dann ein, wenn der Feind um jeden Preis aus dem Dorfe vertrieben werden soll. Liegt aber ein Dorf in unsrer Angriffslinie, so daß es hernach von unsern Truppen passirt werden muß, wird es bloß mit Kanonen des schweren Kalibers beschossen. 2) Sie muß die feindlichen Batterien, welche auf die Zerstörung unsrer Angriffskolonnen wirken, zu demontiren trachten, und dies ist einer von den Fällen, wo die Artillerie auf die *gegenseitigen Batterien* feuern muß. — Da man selten ein Dorf in der Fronte allein angreifen, sondern immer bemühet seyn wird, dasselbe zu umgehen, so wird für den letztern Fall es Sache der reitenden Artillerie seyn, dabei thätig mitzuwirken. — Bei allen Bewegungen im Laufe einer Schlacht ist es ein Grundsatz, daß die Artillerie so agiren muß, daß sie nicht in Flanke und Rücken beschossen werden kann. Man wird dies nicht sicherer erreichen können, als wenn man immer dahin strebt, den Feind zu *umfassen*, folglich sein Feuer divergirend zu machen. Dergleichen Manövers erreichen gewöhnlich ihren Zweck, und verwirren den

Feind. — Die Verfolgung des Feindes nach der Schlacht geht gewöhnlich bis zum nächsten Terrainabschnitt; hier nimmt er in der Regel eine Stellung, aus welcher ihn die Verfolgenden nicht sogleich hinauswerfen können. Ist jener Terrainabschnitt nur wenige Stunden hinter dem Schlachtfelde gelegen, so muß die Verfolgung durch die reitende Artillerie geschehen. Dauert die Verfolgung aber länger, so muß sie durch 12 Pfünder bewirkt werden: denn von der ganzen Artillerie werden während der Schlacht die Zugpferde der reitenden Artillerie am Meisten fatiguirt werden, weil sie ohnehin einen sehr schweren Dienst haben; dagegen werden die Zugpferde der 12 Pfünder noch am Frischesten seyn, da diese Batterien sich ungleich weniger bewegen, als die reitenden; überdies fahren die 12 Pfünder mit 8 Pferden ungleich leichter, als die 6 Pfünder mit sechsen. Von allen Artilleristen sind aber wiederum die reitenden die wenigstfatiguirten. Sendet man nun die 12pfündigen Kanonen mit reitenden Artilleristen zur Verfolgung ab, so wird und muß auf diese Art der Zweck erreicht werden. Welchen unglaublichen Nutzen aber 12 Pfünder beim Verfolgen leisten, springt in die Augen. Alle Hindernisse, welche der Feind seinem Verfolger in den Weg wirft, z. B. flüchtige Barrikaden, werden in der Hälfte der Zeit durch 12 Pf. zerstört. Wo der Feind es nur wagt, sich zu sammeln, wird er von Neuem in Verwirrung gebracht werden, und wo er schon sicher zu seyn glaubt, werden ihn die 12pf. Kugeln und 10pf. Granaten vom Gegentheile überzeugen, da ihn diese auf 2.500 — 3.000 Schritt schon wieder erreichen.

Artillerie, ihr Verhalten auf Märschen. Die Artillerie hat folgende Arten von Märschen zu unterscheiden. 1) Märsche mit der Infanterie oder Kavallerie, welche nicht unmittelbar gegen den Feind gehen, wozu auch die Friedensmärsche gerechnet werden können 2) Märsche, welche unmittelbar gegen den Feind oder zum Gefecht gehen; a. bei Tage, b. des Nachts. 3) Artillerie-Kolonnenmärsche. Auf Märschen der erstern Art wird das Verhalten der Artillerie sehr einfach seyn, und sich auf die gewöhnlichen und allgemeinen Regeln der Bewegung von Fuhrwerken einschränken, worunter vorzüglich die Aufmerksamkeit und Sorge für die Erhaltung der Pferde, das Dichtaufbleiben auf den Truppentheil, hinter welchem die Artillerie zu marschiren angewiesen ist, und die Ordnung der Mannschaft gehören. Auf allen Märschen der Artillerie, sie seyen von welcher Art sie wollen, ist es ihre besondere Pflicht, die Marschkolonnen nicht zu unterbrechen, und keinen Aufenthalt zu verursachen; dieses wird aber nur erreicht, 1) wenn die Offiziere und Unteroffiziere scharfe Aufsicht über die Mannschaft führen, 2) wenn alle Gegenstände, welche auf die Protzen und Wagen gebunden werden, z. B. das Futter, die Vorrathssachen u. s. w. so fest als möglich aufgepackt, und vor dem Abmarsch revidirt werden, damit während des Marsches keiner dieser Gegenstände losgehe, 3) wenn ein Fahrzeug, welches durch das Zerbrechen einer Axe, Deichsel, oder eines Rades nicht weiter marschiren kann, ohne Verzug auf die Seite geschafft wird, um den Marsch der hinten nachfolgenden Fahrzeuge oder Truppen nicht zu hindern. — Auf Märschen der zweiten Art hat die Artillerie einige besondere Dinge zu beobachten. 1) Auf die Befolgung der so eben gegebenen drei Regeln ist die Aufmerksamkeit zu verdoppeln, weil durch Vernachlässigung unmittelbar Gefahr entstehen kann. 2) Die Artillerie darf nicht in der Mitte des Weges marschiren (es sey denn eine breite Chaussee), sondern muß jederzeit die eine Seite halten, damit sie, erfoderlichen Falls, auf der Stelle umkehren kann. 3) Bei jedem Geschütz muß wenigstens eine Lunte brennen. 4) Die Munitionswagen dürfen nicht zwischen den Geschützen fahren, sondern bleiben an der Queue der Batterie. 5) Die Artillerie darf nicht an der Tete oder an der Queue einer Kolonne marschiren, sondern muß wenigstens 1 Bataillon oder 1—2 Eskadrone vor

und hinter sich haben. — Bei Nachtmärschen treten noch andere Rücksichten ein. Soll nämlich der Marsch ganz still vor sich gehen, so muß, 1) auch bei der Mannschaft die größte Stille beobachtet, und den fahrenden Artilleristen nicht gestattet werden, einander zuzurufen, oder gar die Pferde laut anzutreiben. 2) Es darf Niemand Tabak rauchen, weil man das Feuerschlagen sehr weit sehen kann. 3) Die Lunten müssen in den Luntenverbergern stecken, und dürfen nicht abgeklopft werden. 4) Sobald die Batterie anhält, muß der schließende Offizier augenblicklich vorreiten und nachsehen, ob die Stockung durch ein Fahrzeug der Batterie verursacht worden ist; ist dem so, so muß das Fahrzeug auf der Stelle auf die Seite geschafft werden. Setzt sich die Batterie wieder in Marsch, so muß eben dieser Offizier den hinter der Batterie marschirenden Truppentheil benachrichtigen, daß der Marsch fortgesetzt wird, weil jener in der Finsterniß dies nicht immer wissen kann. 5) Sobald die Artillerie auf ein Hinderniß stößt, das sie nur mit Zeitaufwand überwinden kann, so muß solches sogleich an den vor ihr märschirenden Truppentheil, und von da weiter bis an den Befehlshaber der ganzen Kolonne gemeldet werden. 6) Ist die Nacht sehr dunkel, und ist nicht besonders befohlen, daß der Marsch ganz still vor sich gehen soll, so muß jedes Geschütz seine Blendlaterne anzünden. — Bei Artillerie-Kolonnenmärschen, wo mehrere Batterien oder Trains in einer Kolonne marschiren, ist es um so nöthiger, auf strenge Ordnung zu halten, weil so viele Fahrzeuge den Zufälligkeiten mehr ausgesetzt sind, als nur wenige. Von den Regeln, welche die gute Ordnung auf den Märschen theils erzeugen, theils erhalten, treten folgende besonders hervor: 1) Die Anzahl der Fahrzeuge in jeder Kolonne muß, so viel als möglich, vermindert werden, oder mit andern Worten, man muß große Artillerie-Trains in so vielen Kolonnen marschiren lassen, als die Wege, das Terrain, und die Umstände es nur erlauben. 2) Ohne Noth muß nicht zu früh aufgebrochen werden, und wenn es irgend vermieden werden kann, muß dafür Sorge getragen werden, daß die Artillerie nicht zu spät in den Kantonirungen oder Bivaks ankomme. 3) Die Last muß beständig auf alle Pferde gleich vertheilt bleiben; man muß daher darauf halten, daß kein fahrender Artillerist oder Trainsoldat sein Paar Pferde auf Kosten der Uebrigen schone. 4) Die Fahrzeuge müssen beständig in gleichem Zuge erhalten, niemals darf aber gestattet werden, daß Fahrzeuge von einander abbleiben, und sodann wieder nachjagen. 5) Alle Aufmerksamkeit ist darauf zu richten, daß gut, ordentlich und fest gepackt werde. 6) Bei anhaltenden Märschen muß keine Gelegenheit versäumt werden, den Pferden ein kleines Futter zu verabreichen. Diese Gelegenheiten finden sich beständig, und die Futterbeutel vor- und wieder abzuhängen, wird keinen großen Aufenthalt verursachen. Ohne besondern Befehl darf sich jedoch keine einzelne Abtheilung dieses unterstehen. 7) Wenn ein Artillerie-Train ein bedeutendes Terrain-Hinderniß, z. B. ein Defilée, einen engen und dabei stillen Gebirgspaß u. s. w. zu passiren hat, so muß die Tete rascher schreiten, die andern Fahrzeuge aber müssen davon benachrichtiget werden, und in ihrem gewöhnlichen Zuge bleiben. Kann man absehen, daß die Ueberwindung des Hindernisses einen Aufenthalt von mehreren Stunden verursachen wird, so ist es nöthig, die ganze Kolonne, die beiläufig aus 100 Fahrzeugen bestehen mag, in 3—4 Hauptabtheilungen zu theilen, jede zu 25—30 Wagen. Die 1ste Abtheilung passirt das Defilée so rasch als möglich, fährt dicht jenseits desselben auf und futtert. Die 2te Abtheilung biegt mit der Tete zugleich aus dem Wege heraus, fährt diesseits des Difilées auf und futtert. Die 3te und 4te Abtheilung bleiben im Marsch. Wenn nun die Tete der 3ten Abtheilung an das Difilée kommt, wird die Queue der 1sten es bereits passirt haben; sie defilirt daher, und fährt jenseits einige 100 Schritte hinter der 1sten Abthei-

lung auf und futtert. Gleichzeitig ist die 4te Abtheilung diesseits der 2ten aufgefahren, und hat ebenfalls zu füttern angefangen. Sobald die 3te Abtheilung defilirt hat, bricht die erste wieder auf, schließt sich dicht an die 3te an, und setzt den Marsch fort. Während dieser Zeit ist auch die 2te Abtheilung aufgebrochen; sie defilirt und folgt der ersten nach. So wie die Queue der 2ten Abtheilung ins Defilée hineingegangen ist, bricht die 4te auf, und folgt in gemessener Entfernung. Während der Zeit, daß die 2te Abtheilung defilirt, und die 1ste sich in Marsch gesetzt hat, hat die 3te abgefüttert; sie fällt nunmehr in die Marschkolonne wieder ein, und wenn ihre Queue eingebogen hat, wird auch die Tete der 4ten Abtheilung heran seyn. Auf diese Art findet ein unaufhörliches Defiliren Statt, und wenn das Hinderniß einen Aufenthalt von z. B. einer Stunde verursacht hat, wird jede Abtheilung ¾ Stunden ruhig gefüttert haben, wenn ¼ Stunde auf das Auffahren und wieder Abfahren gerechnet wird. — Marschirt die Artillerie in einer Kolonne, so fährt sie am Ende des Marsches im Park mit Ordnung auf. Bei der Auswahl des Platzes zum Park ist dahin zu sehen, daß die Geschütze und Wagen trocken stehen, daß die Abfahrt aus dem Park ohne Hindernisse von Statten gehen kann, und wenn die Leute nicht kantoniren, daß die Lagerbedürfnisse bei der Hand sind. Große Artillerietrains sollten beständig von einem Offizier des Generalstabs geführt werden, da das Aussuchen der Lagerplätze, und die Anweisung der Lagerbedürfnisse, unmittelbare Gegenstände seines Dienstes ausmachen. Die Brigadebatterien bivakiren beständig mitten unter ihren Brigaden; der Platz wird ihnen durch den Generalstabsoffizier der Brigade, so wie auch die Lagerbedürfnisse, angewiesen. Gleich nach dem Einrücken muß eine Abfahrt aus dem Bivak vorbereitet werden.

Artillerie, ihr Gebrauch in und vor Verschanzungen. Die Artillerie thut beim Angriff der Verschanzungen viel; ihre Verhaltungsregeln dabei sind ungefähr folgende: 1) Kanonen dürfen nicht auf die verlängerten Kapitallinien, sondern müssen auf die verlängerten Façen gestellt werden, um solche zu rikoschettiren, das Geschütz und die aufgestellten Truppen zu enfiliren, und auf die Pallisadirung zu wirken. 2) Hat der Feind bloß Geschütz in den ausspringenden Winkeln der Werke, so werden die todten Winkel aufgesucht, und das Feuer auf die feindlichen Geschütze konzentrirt. 3) Die Haubitzen werden dagegen auf die verlängerten Kapitallinien gestellt, um mehr auf das Innere der Verschanzungen zu wirken. Werden sie, wie die Kanonen, gegen die Façen gestellt, so fallen viele Granaten in die Gräben, und sind ohne Wirkung. 4) Richtiges Schießen ist bei diesen Unternehmungen Hauptregel; die Brustwehren müssen, fortifikatorisch gesprochen, abgekämmt werden. Daß beim Angriffe der Verschanzungen alles disponible schwere Geschütz aufgeboten wird, leuchtet ein; das leichte Geschütz wird nun a) entweder zum Scheinangriff verwendet, oder b) in Reserve bereit gehalten, um die etwanigen Ausfälle zurückzuweisen. — Der Feind kennt die Entfernungen vor der Verschanzung gewiß sehr genau, oder vielmehr er sollte sie kennen, folglich wird er mit vieler Präzision schießen können. Dies ist nun eine Auffoderung für die angreifende Artillerie: a) Sich in großen Intervallen aufzustellen, b) von der Lokalität den größten Vortheil zu ziehen. Hinsichts der Entfernung muß sich die Artillerie aus dem Kartätschenschuß des Feindes halten; aber doch wiederum so nahe heranrücken, daß keine Kugel verloren geht, d. h. nicht näher als 600, nicht entfernter als 800 Schritt. Wenn das feindliche Geschützfeuer schwach wird, so gehen die Batterien bis auf 500 Schritt heran, und vertreiben die noch übrigen Artilleristen mit Kartätschen; die Infanterie nimmt hierauf das Gewehr zur Attacke, und der Sturm geht vor sich. — In den Verschanzungen wird die Artillerie nachstehende Regeln

zu befolgen haben: 1) Die ausgehenden Winkel und die Flanken sind mit Geschütz zu besetzen, und zwar: die erstern mit schwerem, die letztern mit leichtem Geschütz. Dies gilt besonders, wenn die Verschanzung das Terrain überhöht. Liegt sie aber mit jenem in gleicher Höhe, so muß 2) nur wenig Geschütz in die ausgehenden, desto mehr aber in die eingehenden Winkel placirt werden, weil man hier vor enfilirenden Rikoschettschüssen mehr gesichert ist; indem der Feind in der Seitenansicht niemals beurtheilen kann, wie lang die vorliegende Face sey, folglich einen unbestimmten Richtungspunkt hat. In Absicht auf die Lokalität muß das Geschütz: 3) über Bank, und nicht durch Schießscharten feuern; auch müssen mehrere Barbetten angelegt seyn, wenn auch anfänglich kein Geschütz dahin bestimmt ist, damit augenblicklich einiges hingeschafft werden kann, sobald die Umstände es erheischen. 4) Erlaubt es die Zeit, so müssen Traversen erbaut werden, um das Geschütz zu decken, besonders in den eingehenden Winkeln. — In jeder ausgedehnten Verschanzung bleibt ein Theil der Artillerie, und zwar reitende, mit den übrigen Truppen, welche nicht an die Brustwehr gestellt werden, zur Reserve, welche entweder die stark bedrohten Stellen unterstützt, oder sich dem Feinde entgegenwirft, wenn er irgendwo durchbricht. — Wird eine Verschanzung ernstlich angegriffen, so hat die Artillerie einen sehr schweren Stand, weil der Feind konzentrisch auf sie wirken wird, um sie zum Schweigen zu bringen. Die in den ausspringenden Winkeln stehenden Geschütze leiden dabei am Meisten, ja es ist rathsam, sie von den Barbetten zurückzuziehen, ehe sie ganz demontirt sind. Der Feind läßt dann wahrscheinlich seine Angriffskolonnen vorrücken, und wenn diese bis auf den wirksamen Kartätschenschuß heran sind, werden die Geschütze wieder hinauf geschoben, und das Feuer der sämmtlichen Artillerie wird kreuzend auf die Kolonnen gerichtet. Dringt der Feind demungeachtet vor, und kommt unter den Schuß, so werden die Geschütze heruntergezogen, um der Infanterie Raum zu geben, den Feind vom Ersteigen des Walls mit dem Bajonett abzuhalten. Das Geschütz in den eingehenden Winkeln darf aber seinen Platz nicht verlassen; denn wenn der Feind bis an den Graben gekommen ist, wird die Wirkung desselben erst mörderisch. Liegen die Verschanzungen in mehreren Reihen hinter einander, so zieht sich die Artillerie im übelsten Falle aus der vorderen in die hintere, und wenn der Feind sich in der verlassenen etabliren will, so soll ihn das Feuer der Artillerie daran verhindern. Steht ein nächtlicher Angriff zu erwarten, so müssen alle Geschütze in der Verschanzung vor Einbruch der Nacht mit Kartätschen geladen, und gerichtet werden. So wie man das Anrücken des Feindes wahrnimmt, werden Leuchtkugeln geworfen.

Artillerie, ihr Verhalten im Gebirgskriege. Der Gebirgskrieg trägt einen eigenen Charakter, und unterscheidet sich deßhalb wesentlich von dem Kriege in der Ebene. Die Märsche sind beschwerlicher, die Wege sparsamer und enger, die Zufuhren werden schwieriger, die Hinterhalte fallen häufiger vor; Hauptschlachten sind im Gebirgskriege seltener, dagegen sind meist alle Gefechte Postengefechte. Das Gebirge eignet sich vorzüglich zur Vertheidigung; die Uebermacht bricht sich an den Hindernissen der Natur, und auch der Schwache hat die Aussicht, dem übermächtigen Feinde Trotz zu bieten. Wenn aber der Gebirgskrieg einen eigenen Charakter trägt, so ist es Pflicht des gebildeten Soldaten, diesen zu studiren, und um diesen Zweck zu erreichen, muß er sich in die Lagen zu versetzen wissen, in welche er im Gebirgskriege theils durch die Natur des Terrains, theils durch die, hier nothwendig veränderte Fechtart, kommen kann. Die Geschichte stellt uns keine Beispiele auf, daß die Gebirgskanonen ausgezeichnete Vortheile gewährt hätten. Es scheint also, daß die Feldartille-

rie, so wie sie bis jetzt organisirt ist (einige wenige Abänderungen ausgenommen), auch zum Kriege im Gebirge tauglich seyn wird. Ein andres, höchst wichtiges Requisit einer guten Gebirgsartillerie ist aber die Dauerhaftigkeit. Die Batterien, welche zu diesem Zwecke organisirt werden, sollten daher mit sehr viel Sorgfalt ausgerüstet werden, wobei man beständig den Gesichtspunkt vor Augen haben muß, daß ein einziges zerbrochenes Rad, das vielleicht nur deßhalb bricht, weil es wohlfeil also schlecht war, oftmals den Untergang einer ganzen Truppenabtheilung im Gebirge nach sich ziehen kann; ein Umstand, der in der Ebene höchst selten eintreten wird. Beim Gebirgskriege muß man folgende Fälle unterscheiden: 1) Wenn eine Armee durchs Gebirge marschirt, um den Feind jenseits aufzusuchen. 2) Wenn man sich fechtend über das Gebirge zurückzieht. 3) Wenn man sich den Durchmarsch mit Gewalt eröffnen will. 4) Wenn der Krieg eigentlich im Gebirge geführt werden soll. Erster Fall. Es wird hierbei zwar angenommen, daß sich der Feind noch nicht im Gebirge festgesetzt hat; allein es steht wohl zu vermuthen, daß er Detaschements vorpoussirt haben wird, welche sich der Hauptpässe versichern, oder den marschirenden Truppen eine Schlappe anzuhängen suchen. Im Gebirgskriege können mit wenigen Leuten oft große Dinge ausgeübt werden, weil der Gegner nicht wissen kann, wie Viele noch nachfolgen. Deßhalb muß unsrer Seits auf gleiche Art verfahren, d. h. Detaschements müssen vorausgeschickt werden, welche dahin wirken müssen, dem Feinde zuvor zu kommen. Beim Durchmarsche selbst ist große Vorsicht zu beobachten, man muß gefaßt seyn, den Feind zu empfangen, komme er von welcher Seite er wolle. Bei die Avantgarde gehören daher einige leichte Kanonen, um diejenigen vor sich her zu werfen, welche den Marsch hindern wollen. Einige leichte Kanonen bleiben bei der Arriergarde, um kräftigen Widerstand zu leisten, falls der Feind ganz von hinten kommt. Das Gros der Artillerie marschirt in kleinen Parks zu 40—50 Fahrzeugen, weil diese von der Infanterie leichter zu vertheidigen sind, als größere Abtheilungen, und weil sie auch beim Passiren der Defiléen den Marsch des Ganzen nicht so aufhalten. Bei den Truppen, welche zwischen den Parks marschiren, müssen ebenfalls einige leichte Kanonen befindlich seyn, um die Eingänge derjenigen Pässe zu besetzen, welche man in der Marschlinie zur Seite liegen läßt, oder um die eingehenden Thäler zu bestreichen, durch welche der Feind einen Seitenangriff wagen könnte. — Zweiter Fall. Der Rückzug durch's Gebirge ist unendlich schwieriger, als der Vormarsch; überdies hat eine geschlagene Armee mit sehr ungünstigen Dingen zu kämpfen, die eine siegreiche kaum dem Namen nach kennt. Die Kräfte sind gewöhnlich durch die Anstrengungen des Gefechts erschöpft, der Muth durch den Verlust desselben gebeugt; und dennoch hat eine Armee beide in hohem Grade nöthig, wenn sie ihren Rückzug durch's Gebirge bewerkstelligen muß. Wird in diesem Falle Zeit verloren, so ist Alles verloren; glückt es dem Feinde, uns auf Seitenwegen zuvor zu kommen, und uns auf der entgegengesetzten Seite, also von vorne, anzugreifen, so gehören ausgezeichnet brave und gut disziplinirte Truppen dazu, um nicht den Kopf zu verlieren; und doch kann hier nur Kühnheit die Lage der Dinge herstellen. Beim Rückzuge durch's Gebirge bleibt also eine starke Arriergarde mit einigen leichten Kanonen zurück, welche sich Fuß vor Fuß schlagen, und nicht weichen müssen; sie sollen bedenken, daß wenn sie sich auf die Armee werfen lassen, sie mit ihr doch verloren sind, folglich es eine höhere Pflicht ist, sich selbst zu opfern, als den Verlust von Tausenden herbeizuführen, ohne einmal die schlechte Genugthuung zu haben, sich selbst zu retten. Zu beiden Seiten des Korps sollen im Gebirge starke Detaschements leichter Truppen marschiren, welche den Feind abhalten, uns zu umgehen; sie erhalten natürlich keine Artillerie. An der

Spitze der Marschlinie aber marschirt eine starke Avantgarde, bei der leichte Artillerie, und wenn die Straße es erlaubt, selbst einige 12 Pfünder sich befinden, welche Alles mit Gewalt über den Haufen werfen, was sich ihnen in den Weg stellt. Sie müssen fechtend marschiren, und sich ihre Bahn brechen; sie sollen bedenken, daß, wenn sie zögern, sich auf den Feind zu stürzen, der Rückzug des Ganzen in Stockung geräth, und die Arriergarde vielleicht aufgerieben wird. Alle ausgehende Seitenwege und Thäler werden mit Artillerie besetzt, die sich nach und nach ablöset, bis die Arriergarde heran ist, an die sich die Letzten anschließen. Die Masse der Artillerie marschirt ebenfalls in einigen nicht zu starken Abtheilungen, um den Marsch zu erleichtern. Bricht bei einem Fahrzeuge etwas, und ist es nicht in wenigen Minuten wieder herzustellen, so muß das Fahrzeug ohne weiteres Besinnen in die Tiefen gestürzt werden, weil aus zu langem Aufenthalte nur Unglück entspringen kann. — Dritter Fall. Um den Durchmarsch durch's Gebirge mit Gewalt zu erzwingen, muß die Artillerie die Pässe öffnen, und zwar die schwere, weil jene gewöhnlich verschanzt, oder doch zum wenigsten verhauen sind. Die Artillerie muß dabei: 1) so nahe als möglich heran gehen. 2) Die beherrschenden Anhöhen zu gewinnen suchen. 3) Die den Paß vertheidigenden Truppen in der Flanke fassen. Während dessen wird die Infanterie sich der Seitenwege versichern, auf welchen man vom Feinde umgangen werden könnte, und solche aufsuchen, auf denen sie den Feind umgehen kann, der, wenn er sich im Rücken angegriffen sieht, auf seinen Abzug bedacht seyn, und uns den Paß überlassen wird. — Vierter Fall. Wenn man sich im Gebirge vertheidigen, oder den Krieg eigentlich darin führen will, so ist die erste Bedingung so leicht, als möglich, zu seyn; Alles, was nicht unmittelbar auf das Gefecht abzielt, wird zurückgeschickt, um unsere Bewegungen leicht und geschickt zu machen. Die Anzahl der Geschütze ist nach der Absicht der Operation; die Art nach der Zugänglichkeit des Gebirges, nach dem Widerstande einzurichten, den der Feind uns entgegenstellen kann. Ueberraschung wirkt im Gebirgskriege am Besten, sie ist aber nur durch Schnelligkeit zu erlangen, und diese ist wiederum in der Leichtigkeit begründet. Bei der Vertheidigung im Gebirge hat man es vorzüglich mit Besetzung der Thäler, Schluchten und Pässe zu thun, um den Feind zu zwingen, auf dem Weg vorzugehen, den man haben will. Hier werden nun alle Mittel der Vertheidigung aufgeboten, wobei die Kunst der Natur die Hand reichen muß. Wenn die Artillerie zur Besetzung eines der genannten Terraingegenstände befehligt wird, so muß sie folgende Regeln im Auge haben: 1) Die Geschütze sind so zu stellen, daß sie den vorliegenden Weg in der möglichsten Länge bestreichen können, und dürfen deßhalb nicht an den kurzen Biegungen aufgestellt werden. 2) Die Artillerie muß sich hüten, solche Höhen zu besetzen, welche, wenn sie gleich die beherrschenden sind, die Bestreichung des Fußes nicht erlauben, damit sich der Feind nicht mit leichten Truppen heranschleichen, und unter die Kanonen kommen kann. 3) Diejenigen Defiléen, welche der Feind beim Anrücken passiren muß, und die wir nicht besetzen können, ohne der Stellung eine zu große Ausdehnung zu geben, müssen mit Granaten beworfen werden, wonach die Aufstellung der Haubitzen anzuordnen ist. 4) Die Artillerie darf sich niemals vor ein Thal stellen; denn sie kann alsdann in den Flanken beschlossen werden, und wird beim Rückzuge enfilirt; sie muß sich also 5) bei Vertheidigung eines Thales hinter dasselbe stellen, und zwar näher oder entfernter vom Ausgange, wie es die Lokalität gebietet. 6) Der Durchschneidungspunkt zweier Thäler gewährt der Aufstellung der Artillerie Vortheile, vorausgesetzt, daß die Passage auf den Höhen entweder inpraktikabel, oder von unsrer Infanterie besetzt ist. 7) Erlaubt das Terrain es der Artillerie nicht, sich auf diesen Punkt zu stellen, so müssen die Seitenthäler verrammelt, und durch Infanterie be-

setzt werden, damit der Feind sie nicht zu einer Umgehung benutzen könne. 8) Alle Schluchten, welche in die Position hinein= oder aus selbiger herausgehen, müssen entweder der Länge nach, oder schräge mit Kanonen bestrichen werden, im übelsten Falle werden einige Haubitzen disponirt, sie mit Granaten zu bewerfen, um den Feind zu verhindern, sich in ihnen gedeckt nähern zu können. Im Gebirgskriege wird der feindliche Angriff am Sichersten durch Aussendung leichter Parteien gebrochen, die mit allen Schlupfwinkeln genau bekannt sind, in welche sie sich werfen, sobald sie auf Uebermacht stoßen. Der Feind muß daher sehr vorsichtig marschiren, und kann nur langsam anrücken; öfters können solche Detaschements die kühnsten Streiche ausführen, dem Feinde auf die Kommunikation fallen, seine Zufuhren verderben, Feuer in seine Parks werfen u. s. w.

Artillerie (Feuertaktik der Belagerungs=). Die Wahrscheinlichkeit des Treffens wird bei der angreifenden Belagerungsartillerie aus folgenden Gründen vermehrt: 1) Sie feuert regelmäßig; ihr ist die nöthige Zeit zum Laden und Richten gestattet; sie kann selten in die Lage kommen, übereilt zu werden. 2) Sie feuert meistentheils auf wagerechten Bettungen. 3) Sie feuert auf nahe Entfernungen, und kennt diese genau. 4) Sie feuert gewöhnlich mit frisch angefertigter Munition, die nicht durch langen Transport schon schadhaft geworden ist. 5) Sie hat Muße, jeden Schuß zu beobachten, kann Fehlschüssen um so leichter vorbeugen, und sich in der Richtung verbessern. Die meisten dieser Vortheile stehen der Feldartillerie nicht zu Gebote; um so aufmerksamer muß daher der Belagerungsartillerist seyn, nicht durch Nachlässigkeit sich dieser Vorzüge theilweise selbst zu begeben. Diejenigen Regeln, welche, als ausschließlich für die Belagerungsartillerie geltend, ein eigenthümliches Gepräge tragen, lassen sich in vier Klassen theilen: 1) In allgemeine Regeln, die für alle Arten von Batterien gelten. 2) In besondere Regeln für Schüsse mit voller Ladung. 3) In Regeln für Schüsse mit geringer Ladung. 4) In Regeln für das Wurfgeschütz. Von den Batterien der ersten Parallele werden einige früher, einige später fertig; es würde aber thöricht seyn, wenn man aus den ersteren das Feuer sogleich eröffnen wollte, ohne die Beendigung der letzteren abzuwarten. Man würde keinen andern Zweck erreichen, als daß der Feind diese voreiligen Lärmschläger mit aller Macht seiner Geschütze anfallen, und sie bald zum Schweigen bringen würde. Eröffnen aber alle Batterien der ersten Parallele ihr Feuer, auf ein gegebenes Signal, zu gleicher Zeit, so wird die Aufmerksamkeit des Feindes getheilt, da ihm von allen Seiten her Kugeln zufliegen, die er zu erwiedern bemüht seyn wird. — Nicht so mit den folgenden Parallelen. Bei ihrer Eröffnung schweigen nur diejenigen Batterien, welche unsere eigenen Leute beschädigen würden; die andern aber verstärken ihr Feuer, um die Widerstandsfähigkeit des Feindes gegen das Vorschreiten unsrer Arbeit zu schwächen. Die Artillerie des Belagerers soll unter allen Umständen ein Uebergewicht über die in der Festung behaupten. Wie kann sie das aber, wenn sie ihr Feuer durch zu häufige Veränderung ihrer Zielpunkte unterbricht. Hieraus folgt, daß jede Batterie nicht nur ihr ganzes Feuer gegen das Werk richten muß, gegen das sie erbaut wurde, sondern daß sie, ohne ausdrücklichen Befehl, ihre Zielpunkte nicht verändern darf. Deßhalb sollen sich auch die Batterien nicht irre machen lassen, wenn in dem feindlichen Feuer ein scheinbarer Stillstand entsteht, am Wenigsten die Demontirbatterien. Der Zweck ist, außer dem Ruin des feindlichen Geschützes, auch die Zerstörung seiner Werke herbeizuführen, und ihn an der Ausbesserung des gemachten Schadens zu verhindern. Auf diesen Zweck muß hingearbeitet werden. — Die Zielpunkte werden den Batterien in der Regel angewiesen; oft wird ihnen auch die Anzahl von Schüssen vorgeschrieben, welche sie im Laufe ei=

nes Tages thun sollen. Den Wurfbatterien wird ferner entweder befohlen oder untersagt, ihr Feuer auf die Stadt, oder auf öffentliche Gebäude in derselben zu richten. An alle diese Vorschriften müssen sich die Batterien strenge binden, und dürfen ihr Feuer nicht eher einstellen, bis der Befehl dazu anlangt; es sey denn, daß, beim Vorschreiten der Sappenarbeiten, diese zufällig in ihre Richtung kämen, wovon sie sogleich Anzeige machen müssen. Uebrigens werden, beim projektirten Angriff des gedeckten Weges, oder beim Uebergange über den Graben, diejenigen Batterien zu benennen, höhern Orts nicht unterlassen werden, welche ihr Feuer dabei einstellen sollen. — Was der Feind an unsern Batterien zu schanden schießt, muß sogleich wieder ausgebessert werden. Diese Arbeit wird der neuen Ablösung, während der Nacht, zu Theil, damit das Feuer der Batterie deßhalb nicht eingestellt zu werden braucht, sondern mit Anbruch des folgenden Tages von Neuem eröffnet werden kann. Wartet man aber, bis der Schade eingerissen ist, so wird das Feuer, vielleicht der Ausbesserung wegen, eine Zeit lang ganz aufhören müssen. Für die Erhaltung der Geschütze ist alle mögliche Sorgfalt zu tragen. Man wird dahin wirken, wenn man die Geschütze nicht durch unmäßig schnelles Feuer zu sehr erhitzt, sondern mäßig schießt, und die Röhre zuweilen auskühlen läßt. Werden einzelne Theile der Affuitage, oder des Räderwerks, schadhaft, so muß die Reparatur ohne Zeitverlust vorgenommen werden, damit nicht durch Versäumniß Affuiten ganz in unbrauchbaren Stand gerathen. Nicht mindere Sorgfalt muß auf die Erhaltung der Munition, der Zündungen und des Zubehörs verwendet werden, besonders bei ungünstiger Witterung. Die gute Anlage der Pulverkammern wird vorzüglich dahin wirken. In Hinsicht auf das Schießen selbst ist es durchaus nöthig, die Schüsse zu beobachten, was von dem Banket der Batterie leicht geschehen kann, aber freilich mit einiger Gefahr verbunden ist. Die richtige Stellung des Rohrs in den Schildzapfenpfannen, die Festigkeit der Richtkeile, und die wagerechte Lage der Bettungen, werden sehr günstig auf die Wahrscheinlichkeit des Treffens wirken. Auf die Gleichmäßigkeit in den Ladungen ist viel Sorgfalt zu richten, besonders bei schwachen Ladungen und großen Elevationen; einige Loth Pulver mehr oder weniger können hier schon einen Fehlschuß veranlassen. Deßhalb ist das Laden mit losem Pulver durchaus verwerflich; denn es hängt sich, trotz aller bei Handhabung der Ladeschaufel beobachteten Vorsicht; zuviel an den Schlamm der Seele an, und auch nicht eine Ladung wird der andern an Gewicht gleich kommen. So lange es möglich ist, müssen ferner die Kartuschen von wollenem Zeuge, im Nothfalle aber von Papier angefertigt werden, welches immer noch besser ist, als das Laden mit der Ladeschaufel. Uebrigens ist es nicht weise, die Ladung gleich zu verändern, wenn die ersten Schüsse nicht von Anfang an zusagen wollen; der Grund dazu liegt oft in ganz etwas Anderem. Dies findet besonders beim Wurfgeschütze Anwendung. — Wollte man auf den Demontirbatterien Geschütz gegen Geschütz stellen, so würde man schlecht dabei wegkommen, und, anstatt das feindliche Geschütz zu ruiniren, das eigene bald ruinirt sehen. Selbst 3 Geschütze gegen 2, oder 2 gegen 1, werden noch kein entscheidendes Uebergewicht geben. Das Feuer der ganzen Batterie muß sich daher auf ein einziges feindliches Geschütz konzentriren, und wenn dieses abgefunden ist, wird das zweite vorgenommen. Um aber eine Brustwehr zu zerstören (abzukämmen), muß man sie nicht bald da, bald dort beschießen, sondern Fuß vor Fuß, wobei alles Geschütz auf einen Punkt gerichtet wird. Deßhalb müssen auch die Demontirbatterien in der Regel näher liegen, als die Rikoschettbatterien, und die Ladungen müssen mit der Wirkung in Verhältniß stehen, die man von ihnen verlangt; wobei zu bemerken ist, daß schwächere Ladungen gegen Erdwälle und Mauern oft besser wirken, als zu

starke, die selten mehr als ein Loch machen, und oben drein Veranlassung zu Fehlschüssen geben. Auch gegen Wälle thut das Kreuzfeuer große Wirkung; allein es muß nach andern Prinzipien geleitet werden, als im freien Felde. Um nämlich ein Werk durch Kreuzfeuer desto schneller einzustürzen, müssen die Schüsse zweier Batterien sich entweder in, oder kurz hinter dem Werke kreuzen; dann erhöht der eine Schuß die Wirkung des andern. Bei den Demontirbatterien kommt sehr viel auf Genauigkeit der Richtung an; es würde also nur Munitionsverschwendung seyn, wenn man sie auch des Nachts feuern lassen wollte. Die Wurf- und Breschbatterien machen hiervon eine Ausnahme; die Letzteren liegen gewöhnlich so nahe, daß keine Fehlschüsse mehr Statt finden können. Die Enfilirbatterien, welche mit voller Ladung schießen, thun den Belagerten einen empfindlichen Abbruch. Bei ihnen kommt aber Alles darauf an, genaue Linie zu halten, und die Schüsse so einzurichten, daß die Kugel auf die Krone der queervorstehenden Face des feindlichen Werks den ersten Aufschlag macht. Sie schlägt alsdann entweder zwischen zweien Traversen ein, und ruinirt ein feindliches Geschütz; oder sie trifft noch mit voller Kraft in eine Traverse, und wirkt auf die Zerstörung derselben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Rikoschettbatterien. Zum genauen Schießen ist durchaus nöthig, daß die Kugel fest auf die Ladung schließt; feuert man daher nicht mit aufgebundenen Kugeln (bei Belagerungen fast niemals), so müssen Vorschläge angewendet werden. Was das Brescheschießen anlangt, so darf man nicht eher damit anfangen, als bis die Batterien der zweiten oder dritten Parallele gesucht haben, alle noch übrigen Kanonen der Festung, so wie die, welche sich, während unsre Batterien des Zentrums ihr Feuer einstellten, vielleicht von Neuem etablirt haben sollten, zum Schweigen zu bringen. Die Breite der Bresche beträgt gewöhnlich den dritten Theil der beschossenen Face, und dies ist unter allen Umständen hinreichend. Sie wird in der Mitte der Face gelegt, damit auf beiden Seiten ein Stück Wall stehen bleibe, das uns beim Uebergang über den Graben, Sicherheit für Flankenschüsse, und beim Logement in der Bresche, einen Anlehnungspunkt gewährt. Daß man übrigens in jedem angegriffenen Werke nur einer Bresche bedarf, ist einleuchtend. — Rikoschettschüsse, mit geringer Ladung, haben nach den neuesten Erfahrungen ihren Werth bei Belagerungen verloren. Zwar können diese bei langen und nicht zu schmalen Linien nützen, besonders wenn man Haubitzen dazu gebraucht; und obschon die Wahrscheinlichkeit des Treffens noch geringer ist, so schaden sie doch durch das Zerspringen der Granaten. Versuche, die mit Rollschüssen (mit Haubitzen) angestellt worden, scheinen zu beweisen, daß das Abstoßen der Zünderköpfe bei dem Rikoschettiren nicht sehr bedeutend ist, und bei einer zweckmäßigen Einrichtung ganz vermieden werden könnte. In den neueren Belagerungen sind daher die Rikoschettbatterien auch weit weniger gebraucht worden, als in den älteren. — Rückt man jedoch auf nahe Entfernungen an die feindlichen Werke heran, so würde man sich der schwachen Ladungen doch mit Vortheil bedienen können; allein die Artillerie muß dabei auf die Gleichförmigkeit der Ladung ihr besonderes Augenmerk richten. Die einmal für gut befundene Ladung und Elevation aber, muß dann mit Pünktlichkeit beibehalten werden, sonst läßt sich keine gute Wirkung erwarten. Es ist ferner nöthig, unter den Vollkugeln eine Auswahl zu treffen, und nur die vollkommensten zu den Rikoschettschüssen auszusuchen, die überdies ohne Vorschlag geladen werden müssen. In Hinsicht auf das Feuer der Rikoschettbatterien kann noch Folgendes gelten: sie feuern niemals lagenweise, sondern Schuß auf Schuß; aber ununterbrochen. Die auf dem Glacis liegenden Batterien feuern mehr mit groben Kartätschen, als mit Kugeln; am Lebhaftesten aber

muß ihr Feuer kurz vor dem Sturm seyn. — Um mit dem Wurfgeschütz eine gute Wirkung hervorzubringen, und diese auch absehen zu können, muß es mit vieler Sorgfalt geladen werden. Dazu gehört nicht nur, daß das beste Pulver für sie ausgesucht, und vor dem Laden gehörig gemengt wird, sondern daß man auch das Gewicht der Ladung, die Elevation, Zünderlänge und Sprengladung der Bomben auf das Genaueste auszumitteln sucht. Versuche werden hier schneller zum Ziele führen, als alle Theorie; in Begriff der Sprengladung ist nur zu bemerken, daß sie um so geringer seyn muß, je näher die Batterien an die Festung heran rücken, damit die umhergeschleuderten Stücke sich nicht außerhalb des beworfenen Werkes ausbreiten, oder wohl gar auf unsre eignen Leute zurückwirken. Um Fehlschüsse zu vermeiden, müssen die Bettungen eine genaue wagerechte Lage haben, und die Mortierklötze überall genau aufliegen; sollen die Mortiere des Nachts feuern, so werden Richtleisten zu beiden Seiten des Klotzes auf die Bettung genagelt. — Die Anwendung des Wurfgeschützes geschieht meistentheils gegen solche Werke, gegen die mit Kanonen nichts ausgerichtet werden kann. Deßhalb müssen sie in diesem Falle mit hohen Elevationen werfen, damit die Schwere der Bomben durch Vergrößerung des Fallraums um so nachdrücklicher wirke. Wird bloß ein Bombardement beabsichtigt, so muß man durch starke Ladungen und mäßige Elevation große Wurfweiten zu erhalten suchen, damit der Schrecken des Brandes sich auch den entfernt gelegenen Theilen der Stadt mittheile. Sind aber die Mortiere bestimmt, Werke zu enfiliren, oder gegen Truppen zu wirken, so müssen sie mit geringer Elevation werfen, und die Bomben nur eine schwache Sprengladung haben. Diese Regel findet größtentheils auf das kleinere Kaliber Anwendung. Kurz vor dem Sturm endlich bewerfen alle Mortiere das zu stürmende Werk mit der größten Lebhaftigkeit, gewöhnlich mit Spiegelgranaten und Steinen. Die Bomben müssen lange Zünder und schwache Sprengladungen haben, damit sie nach dem Niederfallen noch einige Sekunden sich auf dem Boden herum wälzen, was einen großen Eindruck auf das Gemüth der Besatzung macht. Das Niederwerfen oder Verbergen derselben, um der zerstörenden Wirkung der springenden Bomben zu entgehen, wird der Besatzung wenig helfen, weil der Raum in den beworfenen Werken nur sehr beschränkt ist. Bei dieser Gelegenheit wird der Belagerungsartillerist auf das kleine, in London erfundene, und von L. Decker in seiner Abhandlung über das militärische Aufnehmen (Berlin, bei E. S. Mittler) beschriebene Instrument, der Reflektor genannt, aufmerksam gemacht, das ganz dazu geeignet ist, die Entfernungen der Batterien von den feindlichen Werken mit der höchsten Genauigkeit zu messen, ohne dabei einer besondern Vorbereitung zu bedürfen, noch die Aufmerksamkeit des Feindes rege zu machen.

Artillerie, ihr Verhalten bei den Ausfällen. Sobald der Feind einen Ausfall macht, wirft sich die Laufgrabenwacht ihm entgegen. Hat diese leichtes oder berittenes Feldgeschütz bei sich, so wird sich dasselbe wie bei jedem Postengefechte zu verhalten haben. Von den in den Parallelen liegenden Batterien, richten diejenigen Demontirbatterien ihr Feuer auf die ausgefallenen Truppen, welche in ihre Schußlinie kommen, und zu diesem Ende müssen stets Kartätschen auf den Batterien in Bereitschaft gehalten werden. Die Enfilir- und Rikoschettbatterien aber verdoppeln ihr Feuer auf die Festung, damit das Geschütz der Letztern den Ausfall nicht unterstützen kann. — Die Wurfbatterien endlich bewerfen die Kommunikationen, durch welche die ausgefallenen Truppen wieder zurückkehren müssen. Gewöhnlich endigen sich die Flügel der Parallelen in geschlossenen Redouten. Diese sind mit leichtem Geschütz zu besetzen, das über Bank

feuern muß, und eigentlich bestimmt ist, die Ausfälle zurückzuweisen. — Ist es dem Feinde gelungen, die Laufgrabenwacht zu werfen, und in unsere Linien einzudringen, so müssen freilich die Artilleristen die Batterien verlassen; sie nehmen dann wenigstens das Ladezeug mit. Dieser Zustand einer allgemeinen Verwirrung wird aber nicht lange dauern, wenn anders das Belagerungskorps aufmerksam und auf seiner Hut war. Die Laufgrabenwacht wird verstärkt werden, und den Feind bald wieder zurücktreiben. Es ist nun die Sache der Artilleristen, sich so schnell als möglich wieder in Besitz ihrer Geschütze zu setzen, und den Schaden herzustellen, den der Feind in den Batterien angerichtet haben wird. Ihr erstes Geschäft muß seyn, nachzusehen, ob der Feind vielleicht brennende Lunten in die Magazine gelegt, oder Granaten — mit langsamem Feuer versehen — an die Trauben der Geschütze gehängt hat. Ein entschlossener Mann greift dann rasch zu, und wehrt dadurch vielleicht einen unendlichen Schaden ab. — Nichts beugt den Muth des Feindes mehr, als wenn er sieht, daß der Ausfall ihm nichts geholfen hat, sondern daß unsre Batterien gleich darauf von Neuem in Thätigkeit sind. Sie müssen ihr Feuer verstärken, um ihn dann für seine Verwegenheit zu züchtigen; auch läßt man zur Strafe Bomben nach den öffentlichen Gebäuden werfen, die bis dahin vielleicht verschont geblieben waren.

Artillerie, ihr Verhalten beim gewaltsamen Angriff der Festungen. In den meisten Fällen wird die Artillerie beim gewaltsamen Angriff vorzüglich mitwirken, weil glühende Kugeln und Bomben treffliche Mittel sind, einem Feinde, der weder Vertrauen auf sich, noch auf die Vertheidigungsfähigkeit seines Platzes hat, zu imponiren, und ihn zur Uebergabe zu vermögen. Daß die Artillerie dabei weit weniger sorgsam und vorsichtig zu Werke zu gehen braucht, als bei dem regelmäßigen Angriff, leuchtet ein. Sie wird daher von Hause aus in die 2te Parallele rücken, sich durch eine flüchtig erbaute Brustwehr gegen die gefährlichsten Wirkungen des feindlichen Geschützfeuers zu decken suchen, und dahin streben, ihr Feuer auf solche Punkte zu richten, welche, wenn sie zerstört sind, den Feind um so schneller zur Uebergabe bewegen. Dahin gehören die öffentlichen Gebäude, die Magazine, in denen Pulver, Lebensmittel, Fourage, oder andere Kriegsvorräthe aufgehäuft sind, u. s. w. Ein bloßes Bombardement ist aber nicht immer hinreichend, ja es ist sehr rathsam, an den Wurfbatterien auch eine oder zwei Bresch- und Demontirbatterien anzuhängen, welche einen Theil des feindlichen Geschützes zu ruiniren, und eine Sturmlücke in den Wall zu legen suchen. Desto eher wird die Besatzung ausrufen: „die Stadt brennt, die Magazine sind ein Raub der Flammen, so und so viel Kanonen sind bereits demontirt, die Bresche ist der Beendigung nahe, — wir müssen uns ergeben!" Oft reicht wiederum ein bloßes Bombardement hin; wenn es mit Energie angefangen und durchgeführt wird. — Finden sich in der Nähe einer Festung tiefe Hohlwege, Wasserrisse, Anhöhen, u. s. w., so kann man durch sie eine oder zwei Parallelen ersparen, oder sie gewähren den Vortheil, aus ihnen den Hauptwall zum Sturm zu beschießen, die Besatzung in ihren Werken mit Erfolg zu beunruhigen, oder ohne viel Gefahr Logementer auf den Glacis zu errichten; in allen diesen Fällen wird der Angriff schneller geführt. Dasselbe findet auch Statt, wenn die Besatzung muthlos oder sehr schwach ist, oder aus neuen Leuten besteht. Bemerkt man endlich, nach Eröffnung der Laufgräben, einige wichtige Fehler an den Festungswerken, so wird der Angriff, er sey so weit vorgerückt, als er wolle, sogleich dem zufolge beschleunigt. — Städte und Schlösser, die bloß mit einer Ringmauer umschlossen sind, werden ebenfalls mit offenbarer Gewalt angegriffen. Man macht hier keine Parallelen, sondern bloß einige Laufgräben, an deren Ende man eine Batterie anlegt, um in die Mauer eine Sturmlücke zu schießen. Man sucht dabei eine Stelle aus,

die inwendig einen freien Platz hinter sich hat, damit die durch die Bresche eingedrungene Infanterie aufmarschiren, und die hinter Abschnitten, Pallisaden u. dgl. stehende Besatzung wirksam angreifen kann. — Mancher gewaltsame Angriff schlägt fehl, weil es der Artillerie an Munition mangelt, dem Bombardement die gehörige Ausdauer zu geben. Man hört wenigstens späterhin die Besatzung sagen: „Hättet Ihr Euer Feuer nur noch eine Viertelstunde fortgesetzt, wir hätten uns ergeben." — Auf dergleichen Gerede ist nun gar nicht zu bauen; allein etwas Wahres liegt doch in der Sache. Die Artillerie kann sich wenigstens die Regel daraus abnehmen, daß sie niemals ein Spiel anfangen muß, das sie durchzuführen, nicht absehen kann; und daß es besser ist, den gewaltsamen Angriff mit einem zu großen, als zu geringen Munitionsvorrath zu unternehmen. In einer regelmäßigen Belagerung rechnet man 50 Schuß auf jedes Geschütz auf 24 Stunden. Wenn man daher bei gewaltsamen Angriffen, welche mit ungleich mehr Heftigkeit geführt werden müssen, das Doppelte annimmt, und die Dauer des Angriffs auf vier Tage setzt, so erhält man schon eine Totalsumme von 400 Schuß auf jedes Geschütz. Das ist freilich ein wenig viel, und verlangt mehr Vorbereitungen, als in der Regel zu einem gewaltsamen Angriffe geschehen. Desto sicherer ist aber auch der Erfolg abzusehen. Hat aber eine Besatzung, und wenn sie noch so schlecht ist, einen kurzen Angriff ausgehalten, und sieht nun, daß wir unser Feuer einstellen, so bekommt sie natürlich Oberwasser, und wir haben vielleicht gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was wir bewirken wollten. — Im Durchschnitt kann daher angenommen werden, daß der Munitionsvorrath, mit dem die Artillerie einen gewaltsamen Angriff unternehmen soll, aus nicht weniger, als zwei Chargirungen bestehen darf.

Artischoke. Von diesem sehr wohlschmeckenden, nahrhaften und besonders für Kranke sich eignenden Küchengewächs werden hauptsächlich dreierlei Sorten in den Gärten gezogen: 1) die grüne, glatte oder französische; 2) die große, englische oder rothe; 3) die stachlichte Artischoke. Die grüne treibt bis anderthalb Schuh lange, breite, tief ausgeschnittene und weißlicht grüne, fast aschenfarbige, ausgebogene Blätter, aus deren Mitte ein starker, gestreifter, wolligter Stengel emporsteigt, der sich in mehrere Zweige theilt, an deren Ende ein Knopf in Gestalt der Distelknöpfe erscheint, nur daß er die Größe einer starken Mannsfaust erreicht, eine rothe, ins Lilla schimmernde, Blüthe, und dann einen länglichten, oben fast wie mit einem Federbusche gezierten Samen hat. Die rothe oder englische Artischoke bringt die größten Blumenköpfe mit braunen, etwas eingebogenen Schuppen, und sehr dickem, fleischigem Boden. Die Gärtner nennen sie Kugelartischoke, und sie verdient den Vorzug vor den Uebrigen. — Die Artischoke läßt sich am Besten durch Ableger von den Wurzelsprossen vermehren.

Artois, eine ehemalige Grafschaft der Niederlande, die zu den 17 spanischen Provinzen gerechnet ward, aber nach den pyrenäischen, nimwegischen, ryswickischen und utrechter Friedensschlüssen zu Frankreich gehört. Sie war eine von den Provinzen, wo die Landstände die königl. Einkünfte erhoben, die aus den Bischöfen von Arras und St. Omer, 18 Aebten, 18 Deputirten von den Kapiteln, und ungefähr 70 Personen aus dem Adel und aus den Repräsentanten des Bürgerstandes, nämlich den Rathsherrn der Hauptstadt **Arras**, und den Abgeordneten von 8 andern Städten bestanden. Die Provinz hatte weder Zölle, noch Gefälle. Von ihr führt der Bruder des Königs von Frankreich, Monsieur, den Titel eines Grafen von Artois. Jetzt gehört der größte Theil derselben zum Departement Nord; ein andrer Theil zum Departement Somme.

Artois (Johann van), ein ausgezeichneter niederländischer Landschaftmaler, geb. zu Brüssel 1613. Seine Bäume scheinen sich vom Winde hin-

und her zu bewegen, seine Fernen im Hintergrund sind klar und freundlich; seine Details reich und mannichfaltig. Teniers, sein Freund, hat in einigen von Artois Landschaften die Figuren und Thiere gemalt. Man findet seine Werke zu Mecheln, Brüssel, Gent und in der Münchner Gallerie. Bei einem vorzüglichen Malergenie besaß Artois einen gebildeten Geist und einen liebenswürdigen Karakter; daher ward er in die Gesellschaften und Gelage der Großen und Reichen so häufig gezogen. Er starb nach 1666.

Artoxares, ein Verschnittener am Hofe von Artaxerxes I. im J. 340 v. Chr. Er war 20 Jahr alt, und hatte bis dahin sich so zu benehmen gewußt, daß er das Zutrauen seines Fürsten in einem hohen Grade besaß. Jetzt schickte dieser ihn mit den Vornehmsten seines Reichs nach Syrien hin, um den Megabizus, der sich empört hatte, zur Unterwerfung zu bewegen; zur Belohnung dafür ward er Gouverneur von Armenien, und nun ward er undankbar gegen seinen Fürsten; er nöthigte den Darius Ochus, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Ochus, als er sich im friedlichen Besitze sah, beförderte aus Dankgefühl den Artoxares zur höchsten Stelle seiner Verschnittenen (noch jetzt einer der ersten Posten an den Höfen orientalischer Fürsten). Diese Ehre genügte seinen Absichten nicht. Er fand es unter dem friedliebenden Ochus unter seiner Würde, länger Unterthan zu bleiben, und wollte den königl. Purpur an sich reißen; allein seine Eigenschaft als Verschnittener hielt die mißvergnügten Großen des Reichs von ihm entfernt, und um diese zu hintergehen, ließ er sich einen falschen Bart ansetzen. Indessen diese plumpe List konnte Keinen betrügen. Sein Plan wurde verrathen, noch ehe er Maßregeln für seine Sicherheit nehmen konnte. Artoxares ward plötzlich eingezogen, und die Königin Parisatis, welche mit dem unumschränktesten Ansehen herrschte, ließ den undankbaren und verrätherischen Sklaven durch die grausamste und schimpflichste Todesart untergehen.

Artusi (Johann Maria), geboren zu Bologna 1551, Regularkanonich der Congregation St. Salvator, studirte die Mathematik, und vorzüglich jenen Theil davon, welcher die Harmonie betrifft. Er schrieb eine treffliche Abhandlung im Italienischen über den Contrapunkt; ein Buch, das unter die seltenern gehört, und aus dem der Musikliebhaber auch jetzt noch, trotz der Fortschritte, welche die angenehme Kunst der Musik seit jener Zeit gemacht hat, nicht ohne Befriedigung sich unterrichten kann. Es erschien zu Venedig 1598. Folio.

Arum pictum. Das Schöne dieser Prachtpflanze, auch unter dem Namen Caladium bicolor bekannt, welche in Brasilien einheimisch ist, besteht in ihren schildförmigen, großen, herzpfeilförmigen Blättern, welche, von der Mitte des Blattstiels aus in dem prächtigsten Purpur prangend, sich allmählich nach dem Rande zu, zart punktirt, in das lieblichste Grün verlieren. Laub-Erde, mit 1/3 Flußsand vermischt, ist ihr sehr willkommen. Im Winter, wenn sie blattlos da steht, hüte man sich, sie zu begießen; sie bedarf auch dann noch eine Wärme von 16 Graden.

Arundel, ein alter Burgflecken in der englischen Landschaft Sussex, nicht weit von der Mündung des Flusses Arun. Das dortige Schloß giebt seinem Besitzer den Titel des ersten Grafen und Pairs von England, ohne daß eine Ernennung des Königs dazu nöthig ist. Gegenwärtig sind die Herzoge von Norfolk Grafen von Arundel. — Thomas, Graf von Arundel, erwarb sich einen unsterblichen Ruhm, daß er die auf eine große Marmortafel zu Paros ausgegrabene Chronik, das einzige Originalwerk des Alterthums dieser Art, welches, unverstümmelt, von Cecrops 1582 vor Chr. anfing, und 264 vor Chr. endigte, 1627 durch Kauf an sich brachte. Dieses Arundelische Marmorstück ward von Heinrich Howard, dem würdigen Enkel des Grafen Thomas, 1667 der Universität Oxford zum

Geschenke gemacht, wo es auch noch zu sehen ist. Es ist aber sehr verstümmelt, reicht nur noch bis 354 Jahr vor Chr., und wurde von Joh. Selden (1628), H. Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, sehr elegant) und Wagner (übersetzt und erläutert, nebst Bemerkungen über ihre Aechtheit nach dem Englischen von Robertson und Hewlett), Göttingen 1790, herausgegeben.

Aruspices waren gewisse, zur Priesterklasse bei den Römern gehörige, Personen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derselben, nach ihrer Opferung besichtigen mußten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforschen. Auch aus der Flamme, dem Rauche und andern die Opfer begleitenden Umständen weissagten sie; wenn z. B. das Opferthier gutwillig zum Altar ging, ruhig da stand, auf Einen Streich niederfiel, stark blutete u. s. w., so waren dies günstige Anzeigen. Sie erklärten und deuteten auch die außerordentlichen Naturbegebenheiten, z. B. das Erdbeben. Diese Art von Wahrsagung stammte aus Etrurien, und ein gewisser Tages, ein Sohn Jupiters, soll der Erfinder davon gewesen seyn, und sie den 12 etruskischen Volksstämmen bekannt gemacht haben. Von Etrurien aus wurden öfters Haruspices nach Rom geschickt. Romulus führte sie ordentlich in Rom ein, indem er aus jedem Stamme einen Wahrsager wählte. Bisweilen kamen auch Haruspices aus dem Orient nach Rom. Auch Frauenzimmer (Haruspicae) übten diese Kunst aus, welche Haruspicina hieß. Ihr Amt war dem Amte der Auguren ähnlich; doch genossen sie kein so großes Ansehen, wie diese; daher erklärte es Cicero für eine Beschimpfung des Senats, daß Julius Cäsar den Haruspex Ruspina in denselben aufnahm. Ihre Anzahl in Rom wuchs zuletzt bis auf siebenzig. Das ganze Kollegium derselben wurde nach ihren Verrichtungen, welche oben angezeigt sind, in verschiedene Klassen getheilt. Daneben gaben sie auch Rathschläge, wie die erzürnten Götter am besten wieder versöhnt werden könnten. Auch sühnten sie die Oerter, welche vom Blitze getroffen waren, und von denen man glaubte, daß sie den Göttern verhaßt wären, wieder aus. Diese letztern hießen Haruspices Fulguratores. Sie deuteten auch die Mißgeburten, so wie die Träume. Auch unter den Kaisern dauerte ihr Ansehen noch, obgleich diese sonst auf die alten römischen Gebräuche und Gewohnheiten wenig achteten; der Kaiser Claudius aber trug im Senat auf die Wiederherstellung des alten Ansehens des Kollegiums der Haruspices an. Konstantin ließ zuerst im Jahr Chr. 319 sehr scharfe Befehle gegen die Haruspices ergehen; zwei Jahre nachher aber wurden diese wieder gemildert. Endlich wurde im Jahr 357 von Constantinus alle Wahrsagerei schlechterdings bei Todesstrafe verboten. Valentinian und Valens verstatteten sie jedoch wieder; nur sollte sie nicht zum Schaden ausgeübt werden. Wie aufgeklärte Römer in den spätern Zeiten der Republik von der Wahrsagekunst der Haruspices dachten, erhellet aus den Worten des Kato, daß er sich wundere, daß die Haruspices nicht lachten, wenn sie einander ansähen. Dennoch erzählen die Geschichtschreiber wunderbare Beispiele von der Erfüllung ihrer Wahrsagungen, ohne einen Zweifel dagegen zu äußern.

Arveris, eine ägyptische Gottheit, die so viel als die Grundursache, die erste Ursache aller Ursachen des Daseyns und Entstehens bezeichnet. Plutarch vergleicht sie mit dem Apollo, nennt sie auch den ältern Horus, und erzählt: Isis und Osiris gewannen sich schon, als sie noch im Leibe ihrer Mutter Rhea waren, lieb, und begatteten sich. Davon kam mit ihnen zugleich Arveris, aber als ein verstümmeltes Wesen, auf die Welt. Er soll nach eben demselben die erste unvollkommene Materie bezeichnen. Arveris war nach Zoëga (Numi. Aegypt. Imper.) der Genius des Lichts und höchster Gott, nämlich die Sonne, der Urborn des Lichtes. Spä-

tere Griechen verwechselten ihn mit dem Sohne des Osiris, und nannten ihn Horus, den Apollo der Griechen. (Siehe Heerens und Tychsens Bibliothek für alte Litteratur und Kunst.) Auf Obelisken und Münzen ist Arveris abgebildet mit einem Habichtskopf, Schleier und Hut, geharnischt, und in der Linken den Spieß, auf der Rechten einen, mit einem Hute geschmückten Habicht haltend. Auf einer trajanischen Münze erblickt man ihn nur mit einem Mantel, und er trägt auf der Rechten den Habicht, den beständigen Begleiter der Sonne, und das Symbol der Gottheit.

Arverner, eine mächtige Völkerschaft in Gallien, celtischen Ursprungs, und die herrschende Nation unter den Celten; daher sie lange vor Cäsar schon schwere Kriege mit den Römern führte. Alle Völker von Aquitanien bis an den Liger standen damals unter ihrem Schutz, und die Macht und der Reichthum ihrer Könige war außerordentlich. Die Kriege mit den Römern aber, als diese über die Ostseite der Rhone vordrangen, fielen nicht zu ihrem Vortheil aus. 631 v. R. wurden sie von Cn. Ahenobarbus, nebst den mit ihnen verbundenen Allobrogern (s. d. Art.), am Sulgosflusse bei Avignon, und noch einmal in demselben Jahre vom Q. F. M. Aemilianus, bei dem Einflusse der Isere in die Rhone, geschlagen. Als sich die Arduer, ihre Nachbarn, mit den Römern verbunden hatten, verloren die Arverner die Obergewalt, ob sie gleich immer noch ein mächtiges Volk blieben. Zu Cäsars Zeiten standen noch viele kleine Völker unter ihrem Schutze. August schlug sie in der gallischen Provinz Aremorika.

Arx, der besondere Name des Schlosses von Rom auf dem capitolinischen Berge. Man unterschied es noch vom Capitolium selbst. Es nahm den sogenannten trapejischen Felsen, oder die mittägliche Seite des Berges ein, wo jetzt der caffarellische Pallast zu sehen ist. Hier stand auch einst das Haus des unglücklichen Manlius.

Arzneikunde. Die Kunst, menschliche Krankheiten zu erkennen, und nach einem, durch diese Kenntniß bestimmten, Plane zu heben oder zu heilen. Sie faßt 1) alle krankhaften Erscheinungen am Menschen auf, und betrachtet sie in ihrem Zusammenhange und ihren Ursachen nach den Gesetzen, unter welchen sie erfolgen können, als Abweichungen von dem gesunden Zustande, nach dem Wesen und dem Grade dieser Abweichung. Sie setzt also die Kenntniß des gesunden Menschen voraus. Hiernach entwirft sie 2) einen Heilplan, wodurch sie sich von dem Zufalle, der oft das Zweckmäßige herbeiführt, unterscheidet. Da alle Krankheiten aus der Abänderung der gesunden Lebensverhältnisse entstehen, so läßt sich wohl, mittelst einer genauen Kenntniß, davon ein Plan entwerfen, um dem Gesundheitszustande seine ursprüngliche Beschaffenheit wieder zu geben. Denn, so wie die Heilkunst ihren Zweck deutlich darstellt, so erkennt sie auch mit Sicherheit die Art und die Mittel, ihn zu erreichen. Werden alle Kenntnisse von den Erscheinungen am Menschen im Zusammenhange mit den Gesetzen der menschlichen Natur, und in Verbindung mit der Kenntniß von der Wirkung der Heilmittel nach allgemeinen Grundsätzen geordnet, und wird auch aus diesen alles Einzelne abgeleitet, so ist eine Arzneiwissenschaft, Heilwissenschaft, gebildet, ein vernunftmäßig geordneter Inbegriff aller auf Heilung der Krankheiten sich beziehenden Erkenntnisse. Die krankhaften Erscheinungen (Symptome) am Menschen sind der besondere Gegenstand der Heilwissenschaft; in sofern nun der Mensch zur Sinnenwelt gehört, ist sie eine Naturwissenschaft. Jene Symptome deuten bei einigen Krankheiten keine wahrnehmbare Veränderung der Form an, sondern eine allgemeine Veränderung der Kräfte; diese Krankheiten heißen innere, und die dagegen wirksamen Mittel Arzneien: daher nennt man diesen Zweig der Heilkunst innere Heilkunst, Arzneikunst oder Me-

dicin. Alle wahrnehmbare Veränderungen der Form geben äußere Krankheiten; daher äußere Heilkunst oder Chirurgie. Endlich macht die Hülfe bei krankhaft-erschwerten Geburten noch einen dritten Zweig aus, die Entbindungskunst, welche, als auf einen besonderen Gegenstand bezogen, aus innerer und äußerer Heilkunst zusammen gesetzt ist. Uebrigens setzen beide gleiche Kenntnisse voraus, keine kann der andern entbehren, Medicin und Chirurgie machen ein unzertrennliches Ganzes aus. Die Quellen der Heilkunde aber liegen in der Natur, von welcher der Mensch selbst ein Theil ist, und werden durch Beobachtung und Erfahrung erworben. Eine Menge Kenntnisse werden also vorausgesetzt, ehe man den kranken Zustand des Menschen selbst erforschen, und die Wirkung der Mittel damit in Verbindung denken kann. Aus diesem Abrisse ergiebt sich das gegenseitige Verhältniß der vorzüglichsten medicinischen Wissenschaften, wie eine aus der andern schöpft, und keine ohne die andere möglich ist. Insbesondere unterscheidet man Hülfs- oder Grund- und Hauptwissenschaften, denen noch, wegen ihrer Richtung auf besondere Zwecke, Nebenwissenschaften (angewandte Heilkunst) beigezählt werden. Zu den Grundwissenschaften, welche zwar nicht selbst Anleitung zur Heilung der Krankheiten geben, aber selbige durch Kenntniß des zu bearbeitenden Stoffes vorbereiten, gehören: Naturkunde im Allgemeinen, vorzüglich ihre Abtheilungen: Zoologie, Zootomie, Botanik, Oryktologie, um sie zur Beurtheilung der Natur des Menschen zu benutzen; ferner Chemie, als die Kenntniß der körperlichen Mischung, und als Hülfswissenschaft zur Erklärung der Erscheinungen, welche die Mischung liefert: Physik, die Lehre von den Erscheinungen, welche der Materie überhaupt zu kommen, und nicht aus Form und Mischung, sondern aus Kräften erklärt werden, für deren Aeußerungen durch genaue Beobachtungen Gesetze sich auffinden lassen. Hier dient vorzüglich die Physik des organischen Reiches, Physiologie, der Heilkunst unmittelbar zur Beurtheilung der Kräfte unorganischer Körper, welche auf den menschlichen einwirken, und ihn verändern. Da die Heilkunst den Menschen aber zu ihrem nähern Gegenstande hat, und die übrige Natur nur in Bezug auf ihn untersucht, so hebt sie diejenigen Abtheilungen jener allgemeinen Hülfswissenschaften, als nähere, besonders aus, welche sich auf den Menschen selbst beziehen, und gestaltet sie, ihrem Zwecke gemäß, zu eigenen Disciplinen. So entstehen folgende für die Heilkunst besonders geordnete: 1) Kenntniß der Form des Menschen oder Anatomie. Die gesammte Heilkunst bedarf ihrer als Grundlage, vorzüglich stützen sich auf sie die Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneikunst. 2) Naturgeschichte des Menschen. 3) Kenntniß der Mischung des menschlichen Körpers oder anatomische Chemie. Diesem Zweige der speciellen Chemie fehlt es sehr an hinlänglicher Gewißheit, weil der geschickteste Chemiker die Körper nie im organischen Zusammenhange prüfen kann, sondern nur getrennt vom Organismus, der sie liefert, als todte, unorganische Theile; Hauptgegenstände dieser Disciplin sind die verschiedenen Flüssigkeiten des Organismus, die Schwerste aller Aufgaben, die keineswegs gelöst ist. Das cirkulirende Blut, was alle die verschiedenen Säfte hergiebt, wird in dem organischen Laboratorium, ohne Beimischung eines fremden chemischen Stoffes, in so vielfache Flüssigkeiten zerlegt, deren jede sich durch chemische Eigenschaften scharf unterscheidet. Diesen Unterschied hat uns zwar die Chemie gelehrt, aber nicht das chemische Mittel, was ihn hervorbringt, nicht die chemische Wirksamkeit der absondernden Organe, welche mit Wahrscheinlichkeit von dem Nervensystem abhängt. Nur so viel wissen wir, daß es zwei Classen von Flüssigkeiten giebt: die Absonderungen, die noch fernern Dienst im thierischen Körper leisten sollen, und die alle alkalischer Natur sind: und die Absonderungen, welche als unnütz ausgestoſ-

sen werden und sauer sind. Dieser Zweig der Chemie ist von dem wichtigsten Einflusse auf die Heilkunst; denn er kann bei größerer Vollständigkeit die sicherste Quelle physiologischer und pathologischer Theorie werden. 4) Die Naturlehre des Menschen, oder seine organische Physik, zerfällt in die des Körpers: Physiologie, welche die Darstellung seiner regelmäßigen Erscheinungen (während der Gesundheit), und die Untersuchung ihrer Ursachen begreift, und in die der Seele: Psychologie oder Seelenlehre, wovon die medicinische Anthropologie einen Theil ausmacht. Sie ist die Lehre von dem eigenthümlichen Karakter des Menschen, der aus der Vereinigung des Körperlichen mit dem Geistigen entsteht. Daher betrachtet sie nicht nur den Einfluß des Körpers auf die Seele, als Ursache der verschiedenen Temperamente, sondern auch den Einfluß der Seele auf den Körper, in wiefern die körperlichen Aeußerungen durch die geistige Natur bestimmt werden. Beide Zweige der Naturlehre bedürfen einer genauen Zeichenlehre oder Semiotik. 5) Pathologie. Der Heilkunst ist vor allen die Kenntniß der krankhaften Zustände unentbehrlich. Daher beschäftigt sich der allgemeine Theil der Pathologie mit der Aufstellung der Merkmale, welche allen, und jeder einzelnen Gattung von Krankheit zukommen. Sie ist das Resultat der speciellen Krankheitslehre, und stellt durch Abstraction das Allgemeine und den Zusammenhang der Krankheiten mit den bekannten Gesetzen der Menschennatur auf. Sie zerfällt in die Pathogenie, Symptomatologie und Aetiologie. Der besondere Theil derselben, oder die Lehre von den besonderen Krankheitserscheinungen, betrachtet diese nach der Form (pathologische Anatomie) und nach der Mischung (pathologische Chemie), und endlich jede als ein besonderes Ganzes in der Nosologie. 6) Die Lehre von den Heilmitteln, Heilmittellehre oder auch Materia medica genannt. Sie lehrt die bestimmten heilsamen Außendinge kennen, welche zur Beseitigung der kranken Zustände angewendet werden können. Die Hauptwissenschaften, welche zu Erreichung des eigentlichen Zweckes der Heilkunst Anleitung geben, zerfallen in die entfernten und nähern, nachdem ihre Belehrung sich mittelbar oder unmittelbar auf die Krankheitsfälle bezieht. 1) Die entfernten begreift die allgemeine Heilkunst, allgemeine Therapie. Sie lehrt die allgemeine Grundsätze, nach welchen die Heilung des kranken Zustandes und jedes besondern geschehen müsse, indem sie den Zusammenhang der Krankheitserscheinungen, und der den heilenden Mitteln inwohnenden Kräfte erläutert, auf welche Letztere sie ganz besonders zu sehen hat. Sie theilt ihre Regeln nach den besondern Zweigen der speciellen Heilkunst ein, in die allgemeine innere Heilkunst, in die allgemeine äußere oder Chirurgie, und allgemeine Entbindungskunst. 2) Die näheren Hauptwissenschaften sind in der besondern Therapie enthalten. Davon lehrt die besondere Arzneikunst (innere Heilkunst, Medicin, d. i. die, welche die Krankheiten vorzugsweise mit Arzneien behandelt) bei einzelnen Krankheiten nach einem bestimmten Plane handeln. Die spezielle Chirurgie oder Wundarzneikunst, und die Entbindungskunst behandeln ihren Gegenstand auf gleiche Weise. Alle diese Wissenschaften sind theoretisch, in sofern sie die Grundsätze des Heilverfahrens lehren; sie bauen dieselben auf Regeln, welche von dem Erfolge der Anwendung von Heilmitteln bei einzelnen Krankheiten abgeleitet sind. Sie werden praktisch durch die wirkliche Anwendung auf kranke Körper mittelst Befolgung jener Regeln, welche eine Sammlung von beobachteten Krankheiten und deren Heilung (Klinik) aufstellt. Der Arzt, der jene Wissenschaften inne hat, ist ein Heilkundiger; der sie auf den kranken Körper anwendet, ist ein Heilkünstler. Die Wissenschaft leitet seine Idee; die Kunst muß diese zur Wirklichkeit bringen, d. h. auf den gegebenen Fall anwenden. Das Talent des Arztes muß die Regel finden, welche auf den bestimmten Fall paßt, und die von der Wissenschaft nur im Allgemeinen angegeben werden

kann. Die Mannigfaltigkeit der Individualität, die Verschiedenheit eines jeden Menschen in seiner Gesundheit, in seinen physischgeistigen Verhältnissen, die vom Alter, Geschlecht, Temperament u. s. f. abgeändert und bestimmt werden, geben die Bedingungen zur Anwendung der Mittel. Diese Bedingungen sind aber so verschieden, als die Individuen selbst, so daß, da jedes als eine kleine Welt sich darstellt, die besonders behandelt seyn will, auch jede Krankheit, obschon die Wissenschaft sie unter dieselbe specielle Abtheilung ordnet, in ihm sich abweichend gestaltet. Alle diese Bedingungen, welche, ihrer Mannigfaltigkeit wegen, nie zu allgemeinen Regeln erhoben werden können, umfaßt die Klinik, oder die Heilkunst in ihrer Ausübung. Abgesehen von diesem unmittelbaren Zweck der Heilkunst, kann die Heilkunde noch auf das Gesundheitswohl der Menschen überhaupt angewendet werden, und obgleich der Arzt weder Gerichtsperson, noch Diätetiker, noch Politiker ist, so kann doch nur er allein competenter Richter über medicinische Gegenstände seyn, welche in jene Zweige der bürgerlichen Verfassung einschlagen. Die hierauf angewendeten medicinischen Grundsätze bilden daraus folgende Nebenwissenschaften: 1) Populäre Naturlehre (Physiologie) des Menschen, die eine allgemeine verständliche Uebersicht der Erscheinungen am Menschen und ihre Erklärungen liefert. 2) Populäre Gesundheitslehre oder Diätetik. 3) Staatsarzneikunde, und 4) Hebammenkunst.

Arzneikunde (Geschichte der). Die Geschichte der Arzneikunst entstand schon in den frühesten Zeiten, u. war abhängig von der allmähligen Ausbildung des gesellschaftlichen Zustandes. Anfangs konnte sie nur in einer Menge roher, empirischer Wahrnehmungen bestehen, ungefähr so, wie noch jetzt die Anwendungen der Hausmittel beschaffen sind; doch erhob sie sich zugleich mit den andern Wissenschaften aus ihrem rohen Zustande, wovon die älteste Geschichte Aegyptens Spuren zeigt. Die Geschichte der griechischen Medicin fängt mit Götter- und Heldennamen an. Unter letztern ist der des Aeskulap, eines kleinen Fürsten von Thessalien, der berühmteste geworden. Seine Heilmittel wurden eine geheime Familientradition, u. erhielten nicht nur seinen Namen, sondern machten ihn auch im Fortgang der Zeit immer heiliger; er bekam Tempel und Altäre bei denen seine Nachkommen, die Asklepiaden, die Priester wurden, und medicinische Vorschriften, nicht als ihren Rath, sondern als Rathschläge des Aeskulap ertheilten, und als seine Vertraute ihre chirurgische Kunst ausübten. — Mittlerweile fingen die Philosophen an, über den Ursprung des Körpers, seinen natürlichen und widernatürlichen Bau, seinen gesunden und kranken Zustand zu speculiren, und späterhin zum Behuf ihrer Theorien, Körper der Thiere zu zergliedern, welches Alkmäon, ein Schüler des Pythagoras, zuerst gethan haben soll. Pythagoras schrieb seiner Schule eine besondere Diätetik vor, um zwischen Geist und Körper das gehörige Gleichgewicht zu erhalten und brauchbare Geschäftsmänner zu bilden. Seine Schüler, unmittelbare und mittelbare, wie Alkmäon und Empedokles, machten allerlei physiologische Gegenstände, auf welche sie ihre Thieranatomie führte, zum Gegenstand ihrer Forschungen. Die speculativen Philosophen der verschiedenen Schulen bestürmten endlich die Asklepiaden mit Zweifeln; und wollten nun die practicirenden Priester auf die Fragen, Einwürfe und Speculationen der Philosophen antworten, so mußten sie wohl aus ihren Erfahrungen allgemeine Grundsätze ziehen. Ihre Kunst ward dadurch der bloßen Empirie entrissen, nach und nach zu einer Theorie geführt, und hörte endlich auf, ein bloßes Familiengeheimniß zu seyn. Schon vor Hippokrates findet man unter den Aerzten Layen, wie den Democetes aus Croton; schon vor ihm gab es medicinische Schulen, unter denen die zu Knidus, wegen ihrer Empirie, und die zu Kos, wegen ihrer auf Wahrnehmungen gegründeten Theorien, die berühmtesten waren. Aus der letztern ging Hippocrates 428 v. Chr. hervor, der die ererbten Erfahrungen und Wahrnehmungen zum Grunde legte, und daraus allgemeine

Sätze ableitete, die er in seinen Schriften in einer guten, einfachen, doch manchmal trockenen, und durch Gedrängtheit dunkeln dogmatischen Schreibart vortrug, und dadurch Stifter einer gesunden dogmatischen Schule wurde, die alle Theorie auf Erfahrungen baute. Er verbesserte die Chirurgie, gab die erste kunstmäßige Diätetik, ordnete die Therapeutik, erforschte, wie Meister, die Pathologie, und lieferte eine unübertreffliche Semiotik. Daß seine anatomischen Kenntnisse noch sehr beschränkt sind, war Schuld seines Zeitalters, das noch nicht wagte, über Thieranatomie hinauszugehen. Nach Hippocrates führte die entstandene speculative Philosophie auch die Aerzte von dem einfachen Weg der Erfahrung ab, und zu bloßen Speculationen hin. Dahin lenkten schon die Söhne des Hippocrates, Thessalus und Draco (in Macedonien), und sein Schwiegersohn Polybus ein, und stifteten die erste dogmatische Schule, der sie, aber mit Unrecht, den Namen der Hippocratischen gaben, da Hippocrates der Dialectik und den metaphysischen Speculationen in der Medicin so wenig gewogen war. Unter den Aerzten jener Zeit machte noch Diocles und Praxagoras Epoche: jener als fleißiger Anatom der Thiere und Reformator der Diätetik, der Semiotik und Materia medica, der in wesentlichen Punkten von den pathologischen und praktischen Grundsätzen des Hippocrates abging; dieser (Praxagoras aus Kos) als großer Anatom und Patholog und Vater der Humoralpathologie. Neues Leben brachte in den medicinischen Dogmatismus die stoische Schule, welche die Theorie der Arzneikunde in eine bloße Dialectik verwandelte, und zum Theil neue Principien in die Physiologie und Pathologie einführte. Neben den metaphysisch-speculirenden Aerzten blieben auch dem Empirismus immer seine zahlreiche Anhänger, und beide Schulen, jene ausgeartete dogmatische und diese empirische, dauerten fort bis auf die Entstehung der Naturgeschichte durch Aristoteles und Theophrast, und bis auf die Zergliederung menschlicher Leichen durch die alexandrinischen Aerzte. Der Eifer, mit dem Aristoteles Anatomie der Thiere trieb, und einzelne ihrer Theile in Zeichnungen darstellte, Pflanzen zergliederte, und zur Verbesserung der Physiologie schon Vergleichungen zwischen dem Bau der Thiere und Menschen anstellte, pflanzte sich auch auf seine Schule fort, die sich nach ihm große Verdienste um Anatomie, Botanik und Physiologie erwarb. Die alexandrinische Schule ward daher ein Muster für die alexandrinischen Aerzte, die nun von der Zergliederung der Thiere auf die Zergliederung menschlicher Leichen übergingen, und in Kurzem für Anatomie, Physiologie und Praxis zwei große Meister an Herophilus und Erasistratus aufstellten, die ihre Wißbegierde in der Anatomie so weit getrieben haben sollen, daß sie Verbrecher bei lebendigem Leibe öffneten. Der Verlust ihrer Schriften ist um so mehr zu bedauern, da sich auch von ihren Schülern nichts erhalten hat, die ohnehin ihren großen Lehrern in nichts gleich kamen. Als Ptolemäus Evergetes II. die Aerzte mit den Grammatikern und Philosophen aus Alexandrien vertrieb, schlugen die Schüler des Herophilus ihren Sitz zu Laodicea, und die des Erasistratus zu Smyrna in Kleinasien auf. Um diese Zeit (280—250 v. Chr.) ward endlich durch Philimus aus Kos, Schüler des Herophilus, die ältere empirische Schule gestiftet, die (noch sehr verschieden von den frühern platten Empirikern) in der Praxis auf bloße Erfahrung baute, aber die Beobachtungskunst eigenen Regeln unterwarf, und, mit den Waffen der Dialectik ausgerüstet, gegen die speculativen Dogmatiker kämpfte. Doch ward erst das empirische System durch Serapion aus Alexandrien vollständig ausgebildet, weshalb diese Schule auch auf ihn als Stifter häufig zurückgeführt wird. Sie stellte an Heraclides aus Tarent den ersten vollständigen Schriftsteller über die Materia medica auf, der nach der Zeit (die abgerechnet, deren Werke verloren gegangen sind), Xenocrates Aphrodisius, Scrib. Largus (30 n. Chr.) in einzel-

nen Theilen, und vorzüglich Dioscorides, der größte Pflanzenkenner der Alten, um 64 n. Chr. in ihrem ganzen Umfang noch größere Vollkommenheit gegegeben haben. Obgleich Dioscorides Schreibart große Mängel hat, so ist er doch 17 Jahrh. über fast der einzige Schriftsteller gewesen, der bei der Erlernung der Botanik und Materia medica zum Grunde gelegt worden. Unter der Voraussetzung, daß die Ursachen der Krankheiten in dem Mißverhältniß in den Gefäßen und den übrigen Theilen des menschlichen Körpers, entweder in Entschlaffung oder Einschnürung, oder einer Mischung von Beiden zu suchen wären, setzte hierauf Asklepiades aus Prusa in Bithynien (20 v. Chr.) eine eigene Methodik in der Behandlung der Kranken, und legte den Grund zur methodischen Schule, die aber erst sein Schüler Themison aus Laodicea gehörig ausbildete, Thessalus von Tralles 60 n. Chr. mit der Lehre von der Metakrise bereicherte, und Soranus aus Ephesus auf feste Grundsätze zurückführte. Die Grundsätze dieser Schule, und ihrer Behandlungsart der Kranken, kennt man fast bloß aus Auszügen ihrer Schriften, die sich in Aerzten finden, die sich der lateinischen Sprache bedient haben, wie Musa (14 v. Chr.) und Cälius Aurelianus (im 3ten Jahrh.) Die Anatomie ward von ihr bei weitem nicht so eifrig betrieben, als zu Alexandrien; doch kennt man aus ihr einen Rufus von Ephesus als anatomischen Schriftsteller, und Galen sah den von ihm fleißig benutzten Morrinus, dessen viele Schriften jetzt verloren sind, für einen so großen Zergliederer an, daß er ihm für einen Wiederhersteller der Anatomie galt. Dem Asklepiades, Stifter der methodischen Schule, zur Seite lehrte Athenäus aus Cilicien (20 v. Chr.) zu Rom, wo er practicirte, daß die Beschaffenheit des körperlichen Zustandes nicht von der sogenannten Synkrise der Grundkörperchen (wie die Methodiker lehrten), sondern von einem thätigen Princip geistiger Beschaffenheit abhänge, und stiftete die Schule der Pneumatiker. Doch war vielleicht der Stifter dieser Schule der einzige reine Pneumatiker: denn schon sein Schüler, Agathimus aus Sparta, suchte dessen Grundsätze mit denen der Empiriker und Methodiker zu vereinigen, wodurch die pneumatische Schule den Namen der eclectischen erhielt, in der sich (100 n. Chr.) Archigenes von Apamea, ein subtiler Dialectiker, durch die Erfindung einer neuen Kunstsprache, die selbst Galen, der Commentator seiner Schrift vom Puls, nicht immer verstand, einen großen Namen machte. Auch Aretäus aus Cappadocien ging von den Pneumatikern zu den Eclectikern über, und ward die größte Zierde dieser Schule, durch seinen großen Beobachtungsgeist, durch den er sich den nächsten Ehrenplatz neben Hippocrates unter den alten Aerzten erwarb. Während nun die ganze medicinische Welt im Zwiespalt lag, Schule gegen Schule kämpfte, und sich gegenseitig verketzerte; während man eifrigst bemühet war, neue Systeme zu gründen, und die Dialectik mit der Theorie zu vereinigen, trat Claudius Galenus (160 n. Chr.) auf. Ohne sich an eine Schule zu binden, machte er Hippocrates zu seinem Führer, und das lange Studium seiner Werke, verbunden mit seiner ausgebreiteten Sprachkunde und seiner Bekanntschaft mit den ächten Grundsätzen der Kritik, rüstete ihn mit allen Eigenschaften aus, die einem Commentator des Hippocrates nöthig waren; und seine Commentarien über ihn, in denen er die theoretischen Lehren des Hippocrates nach den Theorien der platonischen und aristotelischen Philosophie erklärte, haben noch jetzt mit Recht ein classisches Ansehen. Durch Hippocrates ward er zum Studium der Natur selbst geführt, das er mit philosophischem Geiste betrieb. Sein ganzes Leben über blieb die Zergliederung menschlicher Leichen seine Lieblingsbeschäftigung, die ihn zu wichtigen Entdeckungen in der Myologie führte, seine chirurgische Praxis glücklich leitete, und seine Bearbeitung der Physiologie lehrreich machte. Die allgemeine Therapie ver

dankte ihm die richtigsten Grundsätze, und alle Theile der medicinischen Theorie, mit welcher er sich mit Vorliebe beschäftigte, eine gänzliche Reform. Mittelst seiner vielumfassenden Erfahrungen und seiner ausgebreiteten Belesenheit, setzte er aus den Trümmern der frühern Lehrgebäude und seinen eigenen Beobachtungen ein neues symmetrisches Ganzes, zwar in einer etwas redseligen, aber doch angenehmen, Sprache zusammen, das so allgemeines Ansehen erhielt, daß er, der entschiedene Feind aller Sectirerei, nach seinem Tode ohne seine Schuld das Haupt einer ausgebreiteten und lange dauernden Secte ward. Nach Galen fuhren griechische Aerzte bis ins 6te Jahrh. fort, ihre Wissenschaft in Schriften zu erläutern; Alexandrien blieb der Hauptsitz der medicinischen Schulen und Secten, und einer reichen Praxis. Aber der Verfall des ächten philosophischen Geistes, oder des geraden und schlichten Menschenverstandes, hatte für keine Wissenschaft verderblichere Folgen, als für die Medicin. Durch den neuplatonischen Aberglauben kam Magie, Astrologie und Dämonologie zur Herrschaft, und durch sie unter Heiden und Christen Wundercuren durch Hülfe der Dämonen. Die Letztern ahmten gar die Heilungen der Apostel durch Auflegen der Hände und heiliges Salböl nach, und setzten den Exorzismus gegen Krankheiten von besonders furchtbaren und gefährlichen Simtomen in Bewegung. Außer Alex. Trallianus (bl. v. Chr. 365) und Paul. v. Aegina (bl. n. Chr. 668) haben die spätern Aerzte wenig Eigenthümliches; sie haben meist die frühern bloß epitomirt oder abgeschrieben, wie Oribasius (v. Chr. 400), Nemesius (400 n. Chr.), Aetius (500 n. Chr.), Palladius (600 n. Chr.), Theophilus Protospatarius (610 n. Chr.), Nonus (959 n. Chr.), Joh. Aktuarius im 12. Jahrh., u. A. Je später sie lebten, desto mehr fließt Aberglaube in ihre Compilationen ein. Die ganze Medizin ruhte während des Mittelalters in der Hand der Geistlichen; sie waren die Leibärzte der Könige und Großen, und selbst zu der Zeit, da es schon wieder eine medizinische Schule zu Salerno gab, an der auch Laien Antheil nehmen konnten, während der Ritterzeiten, pflegte man von Geistlichen alle Hülfe im kranken Zustand zu erwarten, weßhalb auch die Ritterbücher immer Mönche oder Geistliche zu kranken oder verwundeten Rittern führen. Es befanden sich daher schon am Hofe Carls d. Gr. Geistliche mit medizinischen Kenntnissen, ehe der Kaiser das Studium der Arzneikunde den Kathedralschulen empfahl; und obgleich die Materia medica außer den Gränzen der Kirchengesetzgebung zu liegen schien, so berühren doch die Kirchengesetze zuweilen die Heilkräfte einzelner natürlicher Körper. Indessen hatte eine bessere Heilkunde, als die abendländische Geistlichkeit besaß, ihren Sitz bei den Arabern in Spanien genommen, und sobald der Zugang zu ihnen geöffnet, und ihre medizinischen Schulen besucht wurden, so mußten vollkommenere Begriffe über einzelne Theile der Medizin verbreitet werden. Da Gerbert, der zuerst den Weg zu ihnen nach Spanien fand, sich in der Cur der Augenkrankheiten vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, so irrt man wohl nicht, wenn man auch seine vollkommenere Kenntnisse in diesem Fache von der Benutzung eines arabischen Unterrichts ableitet. Außer den Arabern wirkte noch Salerno in Italien mit zur Regeneration einer bessern Heilkunde. Die gesunde Lage der Stadt, gegen Osten das Meer, Landeinwärts eine Kette von Bergen, die mit den kräftigsten Arzneipflanzen und balsamischen Stauden bedeckt sind, ein Ueberfluß des vortrefflichsten Wassers, brachte die Stadt sehr früh in den Ruf eines zur Wiederherstellung der Gesundheit höchst glücklich gelegenen Ortes. Und man wählte sie zu diesem Zweck desto lieber, weil in der Nähe von Salerno ein Benediktinerkloster auf dem Berg Cassino lag, das von den frühern Zeiten her ein Sitz gelehrter Kenntnisse und einer vorzüglichen Kunde von vererbten Heilmitteln gewesen war, des-

sen Mönche den Kranken zu Salerno Beistand zu leisten pflegten. Schon am Ende des 10. Jahrh. reiste Adalberon, Bischof v. Verdün, nach Salerno, um dort seine Gesundheit wieder herzustellen. Endlich ließen sich gar, um den Patienten zum Beistand immer gegenwärtig zu seyn, cassinische Mönche zu Salerno nieder, und trafen unter ihrem Schutzpatron Matthäus besondere Verbindungen unter sich, worunter auch der Punkt war, Andere in der Medizin zu unterrichten. Indeß findet man erst im 11. Jahrh. sichere Spuren, daß die salernische Aerzte den C. Aurelian, den Galen und selbst den Hippokrates neben den arabischen Aerzten lasen, doch mit einer entschiedenen Vorliebe zu dem Galen vor den Arabern. Um das Jahr 1050 gab der Mönch Rudolph Unterricht in der Diätetik und Medizin; um 1090 erscheint Desiderius, Abt v. Cassino, (nachher Pabst Viktor III.) als Praktiker und Lehrer der Medizin daselbst, und im 12. Jahrh. wird Salerno als ein alter Hauptsitz dieser Kunst gerühmt. Aber erst durch Constantin v. Carthago, um 1086, wo nicht als Lehrer, doch als praktischen Arzt und Schriftsteller, ward Salerno in höhern Ruhm gebracht, und zur Mutter aller neuern medizinischen Fakultäten gemacht. So geehrt nun im Ganzen die praktische Medizin war, so verachtet war ein Theil derselben: die Wundarzneikunst. Man findet nicht bloß sehr rauhe Gesetze über die Operationen der Chirurgie, sondern man untersagte sogar den Mönchen die Ausübung derselben im 12. Jahrh., obgleich die Unentbehrlichkeit eines chirurgischen Beistandes und die gute Belohnung desselben machte, daß man sich über solche Verordnungen der Kirche häufig hinwegsetzte. Den nun gegründeten allgemeinen Ruhm der medizinischen Schule zu Salerno erhöheten die Werke, die von dieser Zeit an von salernischen Aerzten verfaßt wurden, so gering auch ihr innerer Werth ist. Sie verrathen wenige gesunde Grundsätze, und das Beste in ihnen besteht in unvollkommenen Wiederholungen früherer mediz. Werke. So sammelte Gariopontus sehr ungereimte Mittel gegen alle Zufälle des menschlichen Körpers, meist nach Th. Priszian, den er nicht einmal hinlänglich verstand, um ihn vollständig zu benutzen. Kophon trug eine Art allgemeiner Terapie aus Hippokrates, Galen und den Arabern zusammen, auch Nikolaus Antidotaria müssen eine fremde Quelle erkennen, da sie mit einem ähnlichen griechischen Werk eines Nikolaus offenbar zusammentreffen, welches ihn zur Folgerung berechtiget, daß Beide einen 3ten Schriftsteller vor Augen gehabt haben. Indeß entsprachen dem Ruhm der salern. Aerzte nicht immer die Schüler, welche sie zogen; und es schien den Königen v. Neapel schon frühe nothwendig zu seyn, zur Sicherung des menschl. Lebens das Medizinalwesen ihres Reichs in Oberaufsicht zu nehmen. Schon Roger II. († 1154) unterwarf die Aerzte dem Polizeigesetze (welches auch schon arabischen Regierungen gegeben hatten), daß sie vor der Ausübung ihrer Kunst im Reiche Neapel um die königl. Erlaubniß müßten nachgesucht haben, und daß sie im Unterlassungsfall mit Gefängniß und Confiskation ihrer Güter bestraft werden sollten. Noch weiter ging sein Enkel Friedrich II., der das ganze Medizinalwesen seines Reichs in Ordnung brachte. Seitdem er die Universität Neapel gestiftet hatte, ward von ihm durch ein eigenes Gesetz bestimmt, daß Salerno und Neapel die einzigen Lehranstalten für die Medizin in seinem Reiche seyn sollten; Salerno aber mit dem Vorrang, daß sein medizinisches Collegium alle Candidaten der Medizin, die im Königreich Neapel praktiziren wollten, zu prüfen habe. Durch diese Verordnung ward Salerno erst zur Universität erhoben, und nach und nach die dasige medizinische Fakultät zur medizinischen Gilde eingerichtet, und das Studienwesen für die Aerzte geordnet. Wer sich der Arzneikunst widmen wollte, mußte vor dem Anfang seiner medizinischen Studien 3 Jahre Logik, und darauf 5 Jahre Medizin studirt haben, ehe er

sich zum Examen melden konnte; doch konnte ein solcher Candidat schon nach dem dritten mediz. Studienjahr als öffentlicher Lehrer auftreten, und sowohl die theoretischen als praktischen Schriften des Galen erklären. Ehe er nach dem 5ten mediz. Studienjahr zum Examen angenommen wurde, mußte der Candidat beweisen, daß er aus einer rechtmäßigen Ehe erzeugt, und 21 Jahr alt sey, und sich die gesetzmäßigen Jahre mit der Erlernung seiner Kunst (der Medizin und Chirurgie) beschäftigt habe. Bei der Prüfung selbst mußte er öffentlich die Articella des Galen, das erste Buch des Ebn Sina, oder ein Stück aus den hippokratischen Aphorismen erklären; und war diese Prüfung zur Zufriedenheit der Examinanten ausgefallen, so wurde er zum Meister (Magister) seiner Kunst erklärt, und wenn er sein Examen auch über die Physik und die analytischen Bücher des Aristoteles hatte ausdehnen lassen, zugleich zum Magister artium et physices. Hatte er darauf noch ein Jahr lang unter der Anleitung eines ältern erfahrenen Lehrers seine Kunst ausgeübt, so hatte er nur noch sein Magisterdiplom einem königl. Beamten vorzuzeigen, um von ihm für Meister in seiner Kunst anerkannt zu werden, und dann konnte er seine eigene freie Praxis anfangen. In dem Eid, den er als Magister in Medicina schwur, mußte er angeloben, den eingeführten Medizinalverordnungen Folge zu leisten, den Armen umsonst zu helfen, und den königl. Beamten anzuzeigen, wenn ein Apotheker die Medizinalwaaren verfälsche. Eben darum wurde auch von Friedrich II. den Aerzten untersagt, selbst eine Apotheke zu haben, oder sich mit einem Apotheker zu assoziren. Die Wundärzte wurden von diesem König ähnlichen Gesetzen unterworfen. Ehe sie zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen wurden, mußten sie ein Jahr lang zu Salerno oder Neapel Vorlesungen gehört, und darauf nach ausgestandener Prüfung von ihren Lehrern ein Zeugniß erhalten haben, daß sie den Vorlesungen wirklich beigewohnt, und sich um Anatomie bekümmert hätten, weil ohne Kenntniß derselben keine chirurgische Operation, und keine rechte Behandlung der Wunden und Geschwüre Statt finden könne. Die Apotheker endlich (die Stationarii oder Droguisten) mußten ein Zeugniß ihrer Geschicklichkeit von der mediz. Fakultät haben, und schwören, ihre Arzneimittel nach dem vom Hofe bestätigten Antidotarium der salern. Aerzte zu verfertigen, dann konnten sie sich in einer von den Städten, welchen der Besitz einer Apotheke zugestanden war, niederlassen. In größern Städten standen sie unter der Aufsicht von zwei dazu bestellten Männern. Sogar eine Taxe war sowohl den Aerzten als den Apothekern von Friedrich II. gesetzt — Italien blieb nun bis zur Erwachung der alten Literatur der Hauptsitz der Medizin, und das Vaterland der meisten mediz. Schriftsteller; aber Salerno behielt nicht immer den überwiegenden Ruhm. Schon im 13. Jahrh. war er stark, noch mehr im 14ten gesunken. Petrarka schildert seine Aerzte wie bloße Charlatans — Neapel hatte sich dagegen sehr gehoben. Gleich bei der Stiftung der dasigen Universität hatte Friedrich II. ihren Aerzten das Studium des Hippokrates und Galen (nicht aber der arab. Aerzte) und fleißiges Leichenöffnen empfohlen; es ward zwar diesen herrlichen Verordnungen nicht nachgelebt; aber dennoch blühte hier die mediz. Schule herrlich auf, zum Neid ihrer Mutter Salerno, und ihrer Schwestern durch ganz Italien, zu Bologna, Padua, Pavia, Ferrara, Mailand, Piacenza u. a. O. Selbst der Zorn der Beherrscher Neapels konnte die dasige mediz. Schule nicht herabbringen. Um die Stadt wegen des Aufruhrs ihrer Einw. zu strafen, und ihr die Frequenz der daselbst studirenden Aerzte zu nehmen, lud Conrad IV. 1252 Gelehrte unter den annehmlichsten Bedingungen nach Salerno ein, wodurch seiner alten berühmten mediz. Schule wieder aufgeholfen, und sie zur großen Universität umgebildet werden sollte. Conrad starb schon 1254;

Neapel blieb, was es war, und Salerno ward nicht von Neuem gehoben. Auch ein 2ter ähnlicher Versuch gelang nicht. In der Hoffnung, eine neue größere Genanntheit von Salerno zu bewirken, wurden 1365 seine Medizinalgesetze aufs Neue bestätiget, aber der Ruhm seiner mediz. Schule ward dadurch nicht wieder hergestellt, wozu auch das gewählte Mittel viel zu schwach war. Das Reich Neapel mit seinen regelmäßigen mediz. Anstalten, seinen Medizinal- und Apothekertaxen, seinen festbestimmten obrigkeitlichen Aufsichten über das Medizinalwesen, diente dem übrigen Europa zum Muster; Salerno ward die Mutter aller mediz. Fakultäten; es gab ihnen entweder ihre ersten Lehrer selbst ab, oder bildete sie doch. Frankreich allein ahmte die italischen Medizinalanstalten nach; aber bei Weitem nicht in der Vollkommenheit der Muster, die Italien aufgestellt hatte. 1150 erhielt Montpellier eine mediz. Schule, die nach der Zeit zur schönsten Blüthe gelangte, und Paris 1260 eine mediz. Fakultät mit zum Theil sehr sonderbaren Statuten. Am Ende des 14ten Jahrh. stiftete Carl V. ein Collegium zu Paris, in welchem Astrologie und Medizin in Verbindung gelehrt werden sollte. Aber in keinem dieser Institute rückte Theorie und Praxis beträchtlich fort; man zog sogar in der Praxis Ausländer, besonders Italiener und Juden, häufig vor. Auch der franz. Schriftsteller in der Medizin waren wenige: etwa ein Aegidius, Joh. v. St. Amand, Joh. Vitalis de Furno, und Guido de Chauliac. England und Deutschland fallen in diesem Theil der Wissenschaften, wenn man den spekulativen Theil der Heilkunde ausnimmt, völlig aus: dort trat in ihm Roger Baco, hier Albert der Große auf; Beide als bloße Anhänger blinder Führer, des Averroes, Ebn Sina u. a. Araber. Die besten Praktiker waren daher immer Ausländer, und kaum hier und da ein Inländer, wie in Deutschland Peter von Aichspalt aus Trier, Canonicus von Basel, der für die Wiederherstellung Clemens V. aus einer gefährlichen Krankheit mit dem Erzbisthum Mainz belohnt wurde; in England Gilbert, als Praktiker nur Anglicus benannt, in welchem Beinamen vielleicht eine Spur von der Seltenheit praktischer Aerzte, die England aufstellte, liegt. — Mit nur geringer Kenntniß des Hippokrates und Galen fing die Wiedergeburt der Medizin nach dem medizinisch-unwissenden Mittelalter im westlichen Europa an: schon damals waren die arab. Aerzte die Hauptführer. Doch ist wohl der Werth, den Friedrich II. auf die griech. Aerzte legte, ein Beweis, daß sie nach der Zeit nach ihrer Wichtigkeit näher bekannt worden sind. Es finden sich auch von Zeit zu Zeit Aerzte, die der griechischen Sprache so kundig waren, daß sie griechische Originale lesen und ins Lateinische übersetzen konnten, wovon Peter v. Apono ein berühmtes Beispiel ist. Es verschwanden auch die Griechen in der Medizin nie so sehr, wie in andern Wissenschaften, und einzeln las man sie selbst noch im 14ten Jahrh. Doch war von Anfang an das, was man für Grundsätze des Hippokrates und Galen ausgab, halb arabisirt. Desto leichter konnte die arabische Medizin die Oberherrschaft über die griechische gewinnen, und obgleich dem berühmten Peter von Apono der Zugang zu dem griechischen Vater der Medizin offen stand, da er selbst in Constantinopel studirt, und sich dabei der griechischen Sprache bemächtiget hatte, so verhalf er doch der arab. Medizin zum Sieg über die griechische, und fand an Arn. v. Villanova einen eifrigen Gehülfen in der Ausbreitung der Lehren der Araber. Durch diese beiden Männer ward die Astrologie (nach dem Vorgang der Araber) ein Haupttheil der abendl. Medizin. Seit der letzten Hälfte des 13. Jahrh. dachten sich die Aerzte den menschlichen Körper im engsten Zusammenhang mit dem Universum, besonders mit den Planeten, und erklärten jede Veränderung im Körper unter andern auch aus dem Einfluß der Constellation. Astrologie ward daher seitdem auf den hohen Schulen

zum medicinischen Cursus gezogen, und die berühmtesten Aerzte nannten sich Doktoren der Arzneiwissenschaft und Astrologie. Traumdeuterei und Magie, Goldmachen, Entzaubern und Weissagen waren seit der Herrschaft der Araber in der abendländischen Medicin Lieblingsbeschäftigungen der theoretischen und praktischen Aerzte, wie bei ihren Lehrern, den Arabern. — Darneben herrschte noch immer der alte Aberglaube fort, der so viele körperliche Uebel von dem Einfluß böser Dämonen ableitete, und er erhielt durch den Aberglauben der Araber so gar neue Nahrung. Als im 14ten Jahrhundert der epidemische St. Veitstanz durch ganz Deutschland herrschte, und alle Alter, Geschlechter und Stände ergriff, so hielt man die Kranken für eine besondere Sekte, die vom Teufel besessen sey, und trieb die Dämonen durch Sprüche der Bibel aus. Und welche abergläubische Deutungen machte man von der über alle Beschreibung schrecklichen Pest, die aus dem Orient kam, und 1348 in Italien, Frankreich und Spanien, und im folgenden Jahr in Deutschland, England und Holland die fürchterlichsten Niederlagen unter allen Ständen, Geschlechtern und Altern anrichtete! — Zu gleicher Zeit mit der Astrologie drang die scholastische Philosophie durch Peter v. Apono in die Theorie der Medicin, was desto leichter war, da schon die Galenisten und Araber Subtilitäten in Menge in ihre Wissenschaften gebracht hatten. Man schien nur in weiterm Umfang fortzusetzen und zu vollenden, was die frühern Zeiten angefangen hatten, und behandelte die Medicin, als wäre sie ein Theil der Philosophie. Die Erfahrung hörte in ihr auf, Schiedsrichterin zu seyn; an ihre Stelle traten Aristoteles und Ebn Roschd, Galen und Ebn Sina; statt zu sagen, was man beobachtet hatte, ging man von allgemeinen Begriffen aus, und häufte Fragen auf Fragen, Zweifel auf Zweifel, setzte gegen sie die Dialektik in Bewegung, und ließ das Nützliche der Wissenschaft unnützen Grübeleien weichen. Man untersuchte nicht mehr, was eine Sache sey, sondern was sie seyn könne; und wie zu derselben Zeit in der Rechtsgelehrsamkeit und Theologie Disputationen und Quodlibete Sitte waren, so auch in der Medicin. — Der arabischen Scholastik in der Medicin arbeitete Gerhard von Cremona (vor 1187) vor, indem er während seines Aufenthalts zu Toledo mehrere Werke des Avicenna, Rhazes, Serapion, Ishak, Abulcasis, Dscheber und die ars parva Galeni aus dem Arabischen übersetzte. Arnold von Villanova brachte darauf (vor 1313) die ganze Fülle des arabischen Aberglaubens bei den abendländischen Aerzten in Umlauf; und wenn er gleich in der Methode und dialektischen Behandlung noch hinter den Scholastikern ist, so ist er ihnen doch ganz in der Sprache gleich, und in den vielen neuen, unverständlichen, fremden und barbarischen Wörtern ein echter Schüler von Duns Scotus. Peter von Apono hingegen, nicht mehr zufrieden, das Echo von Ebn Roschd zu seyn, und die Astrologie zur thätigsten Gehülfin in der Medicin eingesetzt zu haben, führte auch die Dialektik mit allen ihren Subtilitäten zu ihrer Schiedsrichterin ein. Sein Conciliator differentiarum ist ganz nach der Lehrart des Thomas von Aquino in lauter Fragen abgefaßt; jede Frage, die er aufwirft, läßt er zuerst Gegner bezweifeln und bestreiten, und schließt dann mit ihrer Beantwortung. — Nach der Weise der Scholastiker wurden nun auch Glossen und ausführliche Commentare über Hippokrates, Galen, Avicenna und andere Araber geschrieben; und neben diesen ausführlichen Werken, Compendien oder Summen in scholastischer Manier. Unter den Commentatoren erhielt gleich Thaddäus zu Bologna, einer der berühmtesten Aerzte in Italien (vor 1295), das größte Ansehen, weil in seinen Auslegungen des Hippokrates und Galen die ganze Fülle der Scholastik und arabischen Medicin zu finden war. Sein Schüler Torrigiano Rustichelli leistete denselben Dienst der Articella des Galen, und galt bis in das 15te Jahrh. allen Arabisten für einen so classischen Schriftsteller, daß man sein

Plus quam Commentum für eine vollständige medicinische Encyklopädie ansah, über welche man auf Universitäten alle drei Jahre Vorlesungen hielt. Gentilis da Foligno (vor 1348) hinterließ ausführliche Commentarien über Avicenna und Aegidius; so wie Matthäus Sylvaticus vor 1340, ein medicinisches Wörterbuch, in welchem Dioscorides, Ebn Sina, Masawaih, Serapion und andere arabische Aerzte unter einander zur gegenseitigen Erläuterung gebraucht sind. Noch commentirte Petrus von Tussignano (vor 1390) über die Araber, Jakob von Forli (vor 1413) und Hugo Bencio (vor 1439) über Hippokrates, Galen und Avicenna, und Dinus und Thomas de Garbo boten alle Spitzfindigkeiten der Scholastik, und alle Grillen der Astrologie auf, um recht neu und eigenthümlich über Ebn Sina's Abhandlung von der Erzeugung zu commentiren; doch hat der Vater den Sohn in der Fülle der Subtilitäten sowohl, als des dadurch erlangten Ruhms übertroffen, da er auf eine ähnliche Weise auch Hippokrates Buch über den Embryo erläutert hat. — Die Summen oder Compendien fiengen schon am Ende des 13ten Jahrhunderts an mit der Laurea anglicana des berühmten Praktikers, des scholastischen Gilbert. Im 14ten Jahrhundert schrieben in dieser Manier Bernhard von Gordon, 1305, und seine Zeitgenosse, der empirische Johann Gaddesden, und kurz darauf in Gaddesden's empirischem Geschmack Wilh. Varigana, am vollständigsten aber Franz von Piemont. — Am Ende dieses Zeitraums ließ sich auf die Wiederherstellung der Anatomie, auf manche Besserungen der Chemie, auf die Reisen zur Berichtigung der Pflanzenkunde und Materia medica, die Hoffnung gründen, das ewige Speculieren über medicinische Gegenstände nach allgemeinen Begriffen werde endlich der richtigern Erfahrungsmethode weichen müssen, und die allmählige Rückkehr zur alten Literatur mußte in dieser Hoffnung befestigen. — Auf alle diese Veränderungen im Studium der Medicin hatte die Klerisei den größten Einfluß. Zwar nahmen, vom Anfang seines neuen Auflebens an, Layen den größten Antheil an demselben, da die Ausübung der Heilkunde Ehren, Würden, Reichthümer, wie keine andere Wissenschaft, brachte. Aber eben dieser Vortheile wegen wollten sich auch die Geistlichen nicht davon verdrängen lassen. Umsonst waren alle Verbote der Concilien, die, nach dem Beispiele der frühern, Welt- und Ordensgeistlichen, die Erlernung und Ausübung der Arzneikunde untersagten; die Geschichte des 13ten und 14ten Jahrh. ist eben so reich an Beispielen, daß alle Classen der Klerisei sich mit der Theorie und Praxis der Medicin beschäftigten, als die frühern Jahrbücher derselben. — Endlich nach langem Widerstand gegen ihre Verdrängung mußte die Klerisei in Theorie und Praxis am Ende des 14ten Jahrh. nach und nach weichen. Der medicinischen Fakultät zu Paris gelang es noch im 14ten Jahrh., alle Geistliche vom medicinischen Lehramt auszuschließen; ein großer Verlust, da sie vordem alle medicinische Lehrstühle besetzt zu halten pflegten. — Wirft man einen Blick auf die Anatomie, so widerstand bis in den Anfang des 14ten Jahrh. der Aberglaube von der Unverletzlichkeit der Leichen und die Kirche dem Studium der Naturgeschichte des Menschen und des innern Baues seines Körpers. Umsonst hatte der über die Vorurtheile seiner Zeit erhabene Kaiser, Friedrich II., seinen Aerzten zu Neapel und Salerno zu ihrer Bildung fleißige Leichenöffnungen empfohlen. Die Kirche widersetzte sich jedem Versuche der Art durch strenge Verbote, und noch Bonifacius VIII. untersagte (gegen das Jahr 1300), unter Androhung harter Strafen, die Verfertigung der Skelette. Alle Aerzte und Chirurgen, die auf den neuen Universitäten gebildet wurden, hatten daher, der Regel nach, ihre Anatomie an Hunden und Schweinen studirt, und darneben höchstens noch den Galen, als den damaligen untrüglichen Lehrer der Ana-

tomie, um Rath gefragt, bis endlich Mondini de Luzzi zu Bononien, um die Strenge der Kirche unbekümmert, 1315 zwei weibliche Leichen öffnete. Nach den Selbstbeobachtungen, die er bei ihrer Zergliederung gemacht hatte, schrieb er sein Compendium der Anatomie, das erste, seit die Welt steht. 200 Jahre lang war es das Handbuch aller Aerzte, und wie weit ging es auch allen Lehrbüchern, die Anatomie berührten, vor, da es nach Galens Zeiten die erste anatomische Schrift war, die aus dem wirklichen Anblick der innern Theile des menschlichen Körpers entstanden ist, und überdies in bündiger Kürze eine vollständige Uebersicht desselben gab. Nachtheilig war es aber, daß man so lange gegen die Vorurtheile seines Urhebers und dessen Anhänglichkeit an hergebrachte galenische Meinungen und Theorien blind war, und sein Lehrbuch so allgemein für ein unübertreffliches Werk ansah, daß man eher Mißgestalten zu sehen glaubte, wenn eine Abweichung von seiner Beschreibung in einem Körper entdeckt wurde, als daß man seine Beschreibung in den Verdacht eines Fehlers gezogen hätte. — Nach Mundinus kühnem Vorgang wagten es die Universitäten, jährlich einigemal öffentliche Zergliederung menschlicher Leichen zum Unterricht der Studirenden vorzunehmen. — In Hinsicht auf Nosologie und Therapie waren alle Werke, selbst die Besten nicht ausgenommen, die für die Praktiker geschrieben wurden, dialektisch, der arabischen Grundsätze und des astrologischen Unsinns voll. Joh. Aegidius aus Paris (vor 1220) lateinische Gedichte über einzelne Gegenstände der praktischen Medicin sind für die Geschichte wenigstens bemerkenswerth, weil sich aus ihnen ergiebt, daß die salernitanischen Aerzte wirklich nach Indikationen verfahren haben. Dagegen zeichnete sich sein Zeitgenosse, Johann von St. Amand (nach 1200) in seinem Antidotarium durch eine, für jene Zeit vortreffliche, allgemeine Theorie aus, die mit Scharfsinn, Beurtheilungskraft und mehr Beobachtungsgeist geschrieben ist, als man von Scholastikern hätte erwarten mögen. Gilbert aus England (gegen 1250) ist als der erste abendländische Arzt, der eine richtige Beschreibung vom Aussatze giebt, vor andern Compendienschreibern, mit denen er gleiche scholastische Subtilitäten theilt, merkwürdig. — Doch lebten erst nach ihnen die wahren Verdränger der letzten Reste der hippokratischen Medicin, Arnold von Villanova und Peter von Apono, die den ganzen praktischen Unrath der arabischen Aerzte im christlichen Abendlande in vollen Umlauf brachten. An sie schloß sich der große Compilator aus Arabern und Arabisten, Johann Vitalis dü Four (gegen 1322), an, der in alphabetischer Ordnung über die mehrsten Gegenstände der Physik und Medicin schrieb. Gentilis de Foligno (vor 1348) zeichnet sich vor seinen Zeitgenossen durch vernünftige Grundsätze in praktischen Materien (wie z. B. über Diät), Nic. de Falconiis (vor 1412) durch Gelehrsamkeit, und Valescus de Taranta (vor 1418) durch eigene Beobachtungen aus. Und wie deutlich kündigten Anton Guainerius (vor 1440), Barth. Montagnana (vor 1460) und Michael Savonarola (vor 1462) ein besseres Zeitalter der Medicin an! Der erstere (Guainerius) ging von Erfahrungen aus, und riß sich von manchen Vorurtheilen seines Zeitalters los; Montagnana verband vorzügliche anatomische Kenntnisse, die ihm 14 selbst verrichtete Leichenöffnungen gegeben hatten, mit platonischer Philosophie, welches ihn allein schon als eine seltene Erscheinung merkwürdig machen würde, wenn er auch nicht den Praktikern einige gute Beschreibungen von Krankheiten (wie vom Aussatz) geliefert hätte. Mit Savonarola zeigt sich noch mehr freier Schwung des Geistes, fleißige Beobachtung und eigenes Nachdenken über gemachte Erfahrungen, das ihm Veranlassung wird, die Araber, die bisherigen Führer in der Medicin, zu verlassen, und eigenen Resultaten zu folgen. Zwar haben die Werke aller dieser Männer noch den scholastischen Zuschnitt, noch

größtentheils arabisch-dialektische Grundsätze, und eine barbarische Sprache; aber es zeigt sich doch in ihnen, wie nach und nach die Barbarei abnimmt, und sich das Zeitalter der eigenen Beobachtung nähert. — Was die Materia medica anbelangt, so gingen die neuern Aerzte, wenn sie auch noch so vorzüglich waren, lange nicht über ihren Dioscorides, wie sie ihn von den Arabern empfangen hatten, und über Serapion hinaus; und obgleich die Lehrer der Botanik (die herbarii) von den praktischen Aerzten häufig unterschieden werden, als ob sich die erstern ausschließlich oder doch hauptsächtlich der Kräuterkunde gewidmet hätten, so gewann doch lange dadurch die Wissenschaft nicht. Unbekümmert um eine genaue Kenntniß der Materia medica, hielten sich die meisten Praktiker bloß empirisch an Receptenbücher, deren man mehrere hatte; eines unter dem Namen Platearius, ob er gleich nicht Verfasser ist; ein anderes von Peter dem Spanier (Papst Johann XXI.) Endlich führten die häufigen Widersprüche, in denen Dioscorides und Serapion mit einander standen, und ihre Verschiedenheit in der Benennung der Pflanzen, die Aerzte auf genauere Forschungen; sie verglichen ihre Beschreibungen, um ihre Widersprüche und Verschiedenheiten zu vereinigen, und suchten besonders die persischen und arabischen Namen der Naturkörper, namentlich der Pflanzen, ins Griechische und in die offizinellen Benennungen zu übersetzen. Aber mit welchem Erfolg konnte dieses Unternehmen begleitet seyn, da man weder die Natur dabei befragte, noch sich ihm mit einer erträglichen Kenntniß der griechischen und arabischen Sprache unterzog! Endlich schien Simon de Cordo aus Genua (vor 1330) einen richtigeren Weg bei dieser Untersuchung einzuschlagen. Um die Verwirrungen zu heben, welche durch die sehr abweichenden Benennungen der Pflanzen entstanden waren, durchwanderte er Griechenland und den Orient, um die Pflanzen, welche die Griechen und Araber beschrieben hatten, an Ort und Stelle zu sehen. Das Resultat seiner Reise hätte der Naturkunde zu großem Vortheil gereichen können, wenn er sie mit den nöthigen Sprachkenntnissen und einem echten Beobachtungsgeist angetreten hätte. Nun aber hielt er bei der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse und Einsichten Beschreibungen der Pflanzen für überflüssig; und wenn er sie gab, so brachten sie nicht die wesentlichen, sondern bloß zufällige Umstände, besonders die äußere Aehnlichkeit, bei. Er wollte hauptsächlich ihre medicinischen Eigenschaften untersuchen; und statt diese aus Erfahrungen zu abstrahiren, leitete er sie aus den Elementarqualitäten, den sinnlichen Eigenschaften und angenommenen Complexionen der Pflanzen ab. Und an ihn reichen nicht einmal seine Nachfolger. Matthäus Sylvaticus sammelte (vor 1340) im Auszug und in alphabetischer Ordnung, was der arabisirte Dioscorides, Ebn Sina, Masawaih, Serapion und andere zum Theil verlorene Schriften über die Materia medica enthielten, in der Absicht, einen Schriftsteller aus dem andern zu erklären und zu berichtigen. Wie konnte aber dieses mit Erfolg geschehen, da ihm die dazu nöthige griechische und arabische Sprachkunde fehlte! Er blieb auch meist bei dem nur stehen, was er schon im Simon de Cordo fand. Noch sind Jakob und Johann de Dondis, Vater und Sohn, in der Materia medica berühmte Namen. Der Vater (Jakob de Dondis, jener berühmte Astronom und Mechaniker) sammelte die meisten einfachen Arzneimittel, die von Griechen und Arabern beschrieben worden, in einem Promtuarium; der Sohn, gleichfalls ein berühmter Mathematiker, Johann de Dondis, verleugnete seine Talente auch in seinem Kräuterbuch nicht, indem er nicht bloß seinen Vorgängern folgt, sondern mehr einheimische Pflanzen beschreibt, als die Arabisten gewöhnlich thun. Sante Arduino schrieb (1450) über die Gifte mit eingemischten eigenen Bemerkungen, und Saladin von Asculo um eben dieselbe Zeit ein Handbuch für Apotheker, das zur Kenntniß des Zustandes der

Medicin in der Mitte des 15ten Jahrh. sehr brauchbar ist, besonders durch das Verzeichniß der einfachen und zusammengesetzten Mittel. Um nun auf die Chirurgie im 13ten Jahrh. zu kommen, so unterschied man nicht bloß Aerzte von Wundärzten (den medicis plagarum sive vulnerum), sondern unter den Letztern sonderte man auch die medicos ocularios, die medicos crepatorum und medicos barberios von einander ab. Dessen ohnerachtet gewann die Wundarzneikunst durch die Scholastiker keinen neuen Zuwachs und keine Verbesserungen. Lange blieb man in Theorie und praktischem Verfahren bei dem, was die Araber lehrten; jene ward dialektisch vorgetragen, und diese gefiel sich in groben und gewaltsamen Operationen. Seit dem 13ten Jahrh. theilten sich die italienischen Wundärzte (überhaupt die berühmtesten in dieser Zeit) in zwei Hauptschulen, wovon die Eine alte Wunden und äußere Verletzungen mit Breiumschlägen und feuchten Mitteln behandelte; die Andere aber, nach einer entgegengesetzten Methode, lauter austrocknende Mittel brauchte. Der Stifter der erstern Schule, die sich der feuchten Mittel bediente, war Roger von Parma (gegen 1180), ein Freund aller Mittel, welche die Araber, besonders Abu'l Kasem, empfohlen hatten. Diese Grundsätze führte Roland von Parma, sein Schüler, weiter aus; seine Chirurgie (fast nur ein Commentar über Roger) bekam nach der Zeit allgemeine Autorität, da sie von den sogenannten vier Magistern zu Salerno als Lehrbuch erläutert wurde. Was diese Schule zur Verbesserung der Wundarzneikunst beitrug, das leisteten Wilhelm von Saliceto (gegen 1257) durch eigene Beobachtungen, und dessen Schüler, Lanfranchi (gegen 1295), durch die Kunst seiner vorsichtigen Operationen und seine zahlreichen Erfahrungen, so scholastisch übrigens die Lehrart Beider blieb. Die zweite Schule mit ihren austrocknenden Mitteln nahm mit Brunus, einem Calabrier, (gegen 1252) ihren Anfang. Sie ward durch eigenthümliche Wahrnehmungen für die Kunst wichtig. Schon Brunus hat seine Chirurgie mit wichtigen, neuen Bemerkungen ausgestattet; noch mehr aber Theodorich (vor 1298). Er bauete auf seine Beobachtungen und reiche Erfahrungen manche Veränderung in der Theorie und Praxis; er vereinfachte den Verband, und führte mehrere neue Mittel ein. Die Systemsucht dieser beiden Schulen gab endlich Guido de Chauliac (gegen 1360) gänzlich auf, und that den ersten Schritt zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Chirurgie. Durch seine vielen anatomischen Kenntnisse ging er in der Ausübung seiner Kunst sicherer; durch seinen vorurtheilsfreien Geist riß er sich von der Anhänglichkeit an die dialektische Theorie los, und durch seine vielen Erfahrungen berichtigte er die Theorie selbst. Petrus de la Cerlada (vor 1410) ging nun den Weg der Erfahrung an der sichern Hand gelehrter Kenntnisse weiter fort, und bereicherte seine Kunst mit manchen neuen Heilvorschlägen. Die um diese Zeit erfolgte Einführung des Feuergewehrs gab nun zwar den Wundärzten Veranlassung, ihre Theorie und Praxis mit der Lehre von den Schußwunden zu vermehren; aber sie rückte doch von nun an lange Zeit nicht weiter fort, da die ganze Chirurgie im 15ten Jahrh. in die Hände ungelehrter Bader fiel, und die Aerzte anfingen, chirurgische Operationen unter ihrer Würde zu halten. Frankreich hat nach Italien unter allen Reichen von Europa sich der Chirurgie zuerst mit Erfolg angenommen. Seine erste Anstalt war das Collegium chirurgicum, das Johann Pitard 1271 zu Paris anlegte; es stellte darauf den ersten Verbesserer der Chirurgie an Guido von Chauliac (um 1360) auf. Weniger ersprießlich war die Streitigkeit, welche die medicinische Fakultät zu Paris mit dem Collegium der gelehrten Chirurgen daselbst am Ende dieses Zeitraums anfing, und mehrere Jahrhunderte fortführte. Wenn gleich aus dem 15. bis ins 17. Jahrh. in der Naturlehre Deutschland noch zurück blieb, so machte es dafür in der Chemie Epoche.

Theophrastus Paracelsus zog sie (etwa seit 1526) aus der Dunkelheit und Vergessenheit hervor, brachte sie in eine ordentliche Form und regelmäßige Verbindung, und wandte sie glücklich auf die Medicin an. Er war Urheber der chemischen Arzneien, der Mercurialpräparate und Opiate. So weit gingen seine wirklichen Verdienste um die Wissenschaft. In seinen Großsprechereien rühmte er sich außerdem, eine Universalmedicin zu besitzen; konnte aber sich selbst nicht vom Podagra befreien; er sprach viel von seinem Geheimniß, unedles Metall in edles zu verwandeln, und war selbst so arm, wie ein Bettler, und machte viele, die an sein Goldmachen glaubten, zu Bettlern. Dennoch arbeiteten seine Anhänger mit großem Eifer auf die Entdeckung seiner Geheimnisse, auf die Umwandlung der Metalle und das Lebenselixir, hin, ohne sich einen Zweifel beigehen zu lassen, ob sie auch Paracelsus wirklich besessen habe. Mit seiner Mystik, die ein verworrener Styl noch mysteriöser machte, stand der Unterricht in einem schneidender Kontrast, durch den Georg Agricola (vor 1555) in der Metallurgie Epoche machte. Seine metallurgischen Schriften waren verständlich, belehrend, und voll eigener Erfahrungen. So reich das 16te Jahrh. an anatomischen Entdeckungen war, so gehören doch wenige auf die Rechnung deutscher Zergliederer. Von Salomon Alberti zu Wittenberg, dessen anatomisches Handbuch seinen Zeitgenossen sehr brauchbar war, werden zwar einige merkwürdige Beobachtungen, und von Johann Posthius die Zusätze zu Columbus anatomischem Handbuch geschätzt; aber was gleich Wichtiges könnte Deutschland in diesem Zeitraum den Entdeckungen eines Vesal, Fallopius und Eustachius entgegen stellen? Oder mit welchen Entdeckungen hätte (seit 1535) der marburgische Zergliederer, Johann Dryander, seine Heftigkeit gegen Vesal gerechtfertiget? Rühmliche Erwähnung verdienen indessen die Abbildungen einzelner Theile des menschlichen Körpers durch Holzschnitte, die Magnus Hund (1501) in seinem anthropologium, und Lorenz Phriesen (1519) in seinem Spiegel der Arznei, gegeben haben, ob sie gleich nicht die ersten in ihrer Art, sondern den in Holz geschnittenen anatomischen Figuren anderer Nationen nur ungefährt gleichzeitig sind. Bessere Fortschritte machte die praktische Medicin. Sie reinigte sich zuerst auch in Deutschland von den Cruditäten der Araber durch die Rückkehr zu den alten Aerzten. Will man Johann Guinter (Winter) von Andernach, den Herausgeber des Galen, Oribasius, Paul von Aegina und Alexander von Tralles, den berühmten Lehrer des Vesal und Servet, nicht zu den deutschen Aerzten rechnen, weil er zu Paris lehrte, so steht unter den Erneuerern der hippokratischen Medicin Johann Hagenbut (Haynpol oder Cornarus), der Uebersetzer der Werke des Hippokrates (1545), oben an. Unter beständigen Kämpfen mit ihm, half auch (seit etwa 1530) Leonhard Fuchs die Araber in ihrer Blöße darstellen, eine reinere Sprache einführen, und die Grundsätze der ältern griechischen Aerzte in Umlauf setzen. Johann Lange machte hierauf das Triumvirat voll, welches von den Arabern zu den Alten rief. Von ihnen lernte man nun die Kunst zu beobachten, zu der die Geistesfreiheit, welche doch auch den Griechen nicht aufgeopfert werden durfte, und so manche neue Krankheit, die in Deutschland bemerkt ward (wie 1482 der Scorbut, 1483 der englische Schweiß, bald darauf die Lustseuche), auffoderten. Geschätzt wurden (seit etwa 1530) von ihren Zeitgenossen als gute Beobachter: der kaiserliche Leibarzt, Johann Crato von Kraftheim, der Leibarzt des Herzogs von Cleve, Reiner Solenander, der Leibarzt Max's II., Diomedes Cornarus. Unter allen ragte aber Johann Schenck von Graffenberg, Arzt zu Freiburg im Breisgau, hervor, als Denker über seine eigenen und fremden Beobachtungen, der sich selbst durch das Ansehen der Griechen nicht fesseln ließ. Nach solchen Bearbeitern machte endlich der Leibarzt des Markgrafen

von Baden, Felix Plater, den ersten Versuch zu einer Klassifikation der Krankheiten. Dieser richtige Gang der praktischen Medicin hatte um so mehr Verdienst, da er sich durch die Verirrungen hindurch arbeiten mußte, welche die Cabbalisten, Theosophen und Alchemisten in die praktische Medicin brachten. Der Vater dieser Schwärmereien war Theophrastus Paracelsus (etwa seit 1526) als Stifter der theosophisch-hermetischen Schule, durch seine Bemühung, die Cabbala populär zu machen, und sie aufs Innigste mit der Medicin zu verbinden. Seine therapia astralis, tartarea, und wie der Unsinn seiner astrologischen, alchemischen, magischen und theosophischen Thorheiten weiter heißt, blieben zwar im Auslande, wie in Frankreich und England, nicht ohne Beifall; aber den größten Anhang fanden sie in Deutschland bei der Menge, welcher Fanatismus für Kultur des Geistes galt. Erst im Anfang des 17ten Jahrh. läuterten die bessern Aerzte das Chaos seiner Lehren; Einige sublimirten seine geheimen Arzneimittel durch galenische Weisheit; Andere setzten aus seinen brauchbaren Sätzen das chemische System zusammen, das lange Zeit bei einer weit ausgebreiteten Schule geherrscht hat. — Doch wird bei allem bösen Leumund, in welchem Paracelsus mit Recht steht, seine Name immer bei den venerischen Krankheiten, in denen er zu seiner Zeit ein klassischer Schriftsteller war, in der Manual-Chirurgie, die ihm manchen Handgriff verdankte, und in der Pharmacie und Arzneimittellehre, in die er durch seine chemischen Kenntnisse manche nützliche Neuerung einführte, mit Achtung genannt werden. — Die übrigen Theile der Medicin nahmen in diesem Zeitraum kaum einen schwachen wissenschaftlichen Anfang. Hieronymus Brunschwig, (sonst Saldern), schrieb 1497 die erste deutsche Chirurgie, die mit den chirurgischen Schriften der Italiener und Franzosen aus diesen frühen Zeiten gleiche Gebrechen theilt; Eucharius Rößlin schrieb (1513) das erste Hebammenbuch in deutscher Sprache, durch welches er Wiederhersteller der Entbindungskunst nicht bloß in Deutschland, sondern sogar in Europa ward, da es durch Uebersetzung und eine Reihe von Ausgaben in unzählige Hände kam; worauf sich Jakob Rueff, Stadtarzt zu Zürich (1540), und sein Zeitgenosse, der Arzt zu Straßburg, Walther Hermann Ryff (Reiff, Revius), durch allerlei Schriften, die freilich längst aufgehört haben, von Belang zu seyn, um die Entbindungswissenschaft verdient gemacht haben. Der Rath zu Lindau ließ, so viel bekannt ist, die erste Apothekertaxe (1538) drucken (eine wichtige Erscheinung für die Arzneimittellehre), und Carl V. gab durch seine peinliche Halsgerichtsordnung die erste Veranlassung zur gerichtlichen Arzneikunst, deren Ursprung und Ausbildung zu den Verdiensten der Deutschen gehört. Noch in diesem Zeitraum (1573) trat Joachim Strüppe aus Gelhausen durch vernünftige Vorschläge für die medicinische Polizei als erster Schriftsteller in derselben auf. — Durch den Weg der Beobachtung, den die Physiker und Chemiker aus dem 17ten bis ins 18te Jahrhundert eingeschlagen hatten, kamen auch die Aerzte endlich von den Irrwegen ab, auf denen sie bisher herumgeschweift waren, wozu die von Bausch (1652) gestiftete Gesellschaft der Naturforscher nicht wenig beitrug. Es thaten auch der Medicin vorurtheilsfreie Beobachter jetzt Noth. Denn in der Mitte des 17ten Jahrhunderts war es durch die chemische Schule des Le Boe Sylvius, die Alles, was im menschlichen Körper vorgeht, aus Gährungen von zusammenfließenden Säuren und Laugen erklärte, dahin gekommen, daß man das Leben des thierischen Körpers für nichts achtete, als für einen chemischen Prozeß; daß die Sucht, Alles zu erklären, keinen Unterschied mehr zwischen gemischten und organischen Körper anerkannte, und die Krankheiten diesem Wahne gemäß behandelte. Selbst Männer von Geist, wie Georg Wolfgang Wedel, ein beliebter Lehrer zu Jena, und sehr gelesener Schriftsteller, war

(seit 1679) ein sehr eifriger Vertheidiger dieser Grundsätze; ja sie waren überhaupt auf fast allen deutschen Universitäten die gangbarsten. Mit Nachdruck widersetzte sich ihnen endlich jener Universalgelehrte, Hermann Conring, der gelehrteste Arzt seiner Zeit: er verwarf nicht nur die alchemischen Mittel und die hermetische Medicin, sondern auch den Gebrauch der Chemie zur Berichtigung der Physiologie und Pathologie, und schränkte ihn bloß auf Verbesserung der Pharmacie ein. Gegen die schwärmerischen Chemiker traten nun mit vereinter Kraft Boerhave in den Niederlanden, und Johann Bohn (1686), und Friedrich Hofmann (1689) in Deutschland auf; seitdem war es um den Glauben an die Richtigkeit ihrer Lehren geschehen. Dagegen gewann in Deutschland die mathematische Schule, die in Italien entstanden war, an Friedrich Hofmann einen Anhänger von Ansehn; und die Begierde der Deutschen, jedes ausländische System zu ergreifen, würde es bald allgemein gemacht haben, hätten sich echt mathematische Köpfe der Medicin unterzogen, welche die höhere Analysis zu originellen Erläuterungen physiologischer Wahrheiten zu gebrauchen, im Stande gewesen wären. Je weniger also in Deutschland die mathematische Aerzte selbst die Kraft hatten, originell zu seyn, desto treuer und gläubiger wiederhohlten sie die Anwendungen, welche die Ausländer vom Calcul auf Temperamente, Verdauung und Crisen der Krankheiten, oder von den hydraulischen Gesetzen auf die Bestimmung und Abmessung der Funktionen des menschlichen Körpers gemacht hatten, ohne sich zu fragen, ob sich eine lebendige Maschine, wie eine leblose ansehen lasse, und ob bei ersterer nicht viel zu viel von zufälligen Umständen und Veränderungen abhänge, als daß ihre Veränderungen selbst nach allgemeinen, mechanischen und hydraulischen Gesetzen, gerade als ob sie sich immer gleich blieben, könnten bestimmt und berechnet werden? Die Anatomie nahm in diesen Zeiten einen schwachen Anfang durch Werner Rolfinck und Conrad Victor Schneider. Jener, der Stifter des anatomischen Theaters zu Jena, hat zwar wenig Neues entdeckt, aber sich dadurch sehr verdient gemacht, daß er die neuen Entdeckungen anderer Zergliederer dankbar angenommen, und in Deutschland verbreitet hat. Diesem dagegen verdankt die Kunst die erste Entwickelung der wahren Beschaffenheit des Geruchs. Bei der noch fortdauernden Seltenheit guter Anatomen, mußte es in Deutschland auch an geschickten Chirurgen fehlen. Matth. Purmann, Stadtarzt zu Breslau (vor 1711), war unstreitig der geschickteste Wundarzt seiner Zeit: schon als Theoretiker erwarb er sich einiges Verdienst; noch größeres aber als Praktiker. In der Manualchirurgie übertraf er alle seine Zeitgenossen; die schwersten Operationen verrichtete er mit Glück; doch traf ihn dabei der Vorwurf, daß er mehr auf unnütze und gewagte Versuche, als auf die innere Verbesserung der Kunst sein Augenmerk richtete. Nachdem die Lehre vom Umlauf des Bluts bekannt worden war, machte (1642) ein Jäger in der Lausitz den ersten Versuch, Hunden Arzneien in die Adern einzugießen. Aerzte trugen ihn nachher auf Menschen über, wie Purmann, der sich selbst zwei Mal Arzneien durch die Adern beibrachte, um ihre Wirkungen zu erforschen; selbst das Wagestück, Blut aus einem thierischen Körper in die Adern eines andern zu gießen, ließ er nicht unversucht, und er soll (1668) mit Balthasar Kaufmann (einem andern Wundarzt) einen Aussätzigen durch die Transfusion des Bluts aus einem Lamm geheilt haben. — Noch fallen in diesen Zeitraum Sebastian Albin's Vorschläge, Ertrunkenen wieder zum Leben zu verhelfen, ein schöner Anfang zur medicinischen Polizei. Mit den Verbesserungen der Chemie und Naturgeschichte hielt die Arzneimittellehre gleichen Schritt. Man befreite sie von einer Menge unnützer und ekelhafter Mittel, aber führte dagegen auch in sie eine Reihe neuer zweckmäßigerer ein; man erforschte einheimische Mittel, und machte dadurch ausländische entbehrlich. Chemiker, Naturforscher und praktische Aerzte arbeite-

ten zu diesem Zwecke zusammen. So führte Werlhof die Sache der Chinarinde gegen die Vorurtheile, die lange ihrem Gebrauche im Wege standen, und erkämpfte ihr durch seine Beharrlichkeit den Sieg. Seit 1774 galt Jak. Reinh. Spielmann für den vorzüglichsten Lehrer der Materia medica; doch schrieb erst Joh. And. Murray, ein treffliches Werk darüber, neben dem die einzelnen Lehrbücher von Scherf, Arnemann, Jahn nur als kurze Uebersichten einen Werth haben. Indessen ist die Materia medica noch weit von dem Ziele entfernt, zu dem sie gelangen könnte, wenn alle Naturkörper, aus der sie besteht, mit der Genauigkeit, Vollständigkeit und den tiefen Kenntnissen beschrieben würden, wie die Gifte von Joh. Friedr. Gmelin (1803 — 1806) in seinen klassischen Geschichten der Pflanzen-, Thier- und mineralischen Gifte. — Wenn man Casseb ohm's klassische Schrift über den Bau des Ohrs abrechnet, die schon 1734 erschien, und zugleich die einzige Schrift mit anatomischen Entdeckungen ist, durch welche sich die Hallische Schule in ihrer ersten Periode verewiget hat; so fängt das Zeitalter großer Verdienste der Deutschen um die Anatomie erst mit Hallers Ankunft in Göttingen (1736) an. Seitdem, bis er wieder in die Schweiz zurückkehrte (1736—1753), verging nicht leicht ein Jahr, das nicht er, oder einer seiner Schüler, für die Anatomie durch irgend eine neue Entdeckung merkwürdig gemacht hätte. Das Licht, das er über die Lehre von der Bewegung des Herzens und von dem Kreislauf des Bluts verbreitete, wuchs von Jahr zu Jahr, bis er endlich gar (1751) die Gesetze der Reizbarkeit fand, aus denen er die Bewegungen des Herzens und der Gefäße auf das Einleuchtendste erklären konnte. Und daneben stieg auch die genauere Kenntniß vieler anderer, vordem nicht so genau gekannter Theile des menschlichen Körpers. Wie viele wichtige Entdeckungen machte er allein in der Anatomie des Gehirns, und wie viele Irrthümer fielen durch sie weg, die bis dahin allgemein als Wahrheiten waren angenommen worden. Seine Entdeckungen stellte er sinnlich in seinen anatomischen Abbildungen (1740—1756), und erläuterte in kleinen Abhandlungen dar, die er nach der Zeit (1762—1768) gesammelt hat. Diesen beiden Werken räumte er selbst wegen der Neuheit ihres Inhalts den Vorzug unter seinen Schriften ein; sie werden auch seinen Namen zu allen Zeiten erhalten. Seine Schule ward der Mittelpunkt der feinsten Anatomie in Deutschland, und ihr hat man es zuzuschreiben, daß die Geschichte der Nerven unstreitig der schwerste Theil der Anatomie, der die feinsten Einsprützungen erfodert, das Verdienst von lauter Deutschen ist. Sein Schüler, Joh. Friedr. Mekel; erklärte seit 1748) zuerst einige Theile des Nervensystems, besonders die Vertheilung des fünften Paars, den Antlitznerven, und den Bau der Nervenknoten. Dieses Beispiel ermunterte Andere, solche feine Forschungen fortzusetzen. Eph. Krüger machte (1758) über den phrenischen Nerven, Joh. Friedr. Lobstein (1772) über das Daseyn der Nerven in der dicken Hirnhaut, Joh. E. Neubauer (1772) über die sogenannten sympathischen Nerven, S. Th. Sömmering (1778) über den Ursprung der Gehirnnerven meisterhafte Forschungen bekannt. Und wie viele andere Gegenstände, die vordem den Zergliederern ein Räthsel waren, haben seitdem durch deutsche Anatomen ihre Aufklärung erhalten. Joh. Gottfr. Zinn lieferte (1755) die gründlichste unter allen Beschreibungen des menschlichen Auges, voll neuer Entdeckungen; J. J Huber gab (1741) eine klassische Abhandlung vom Rückenmark; Ph. Fr. Mekel (der Sohn) zeigte (1777), daß das Labyrinth des innern Ohrs mit Wasser angefüllt sey; der Entdeckungen eines Loder, Walter, Prochaska, Hildebrandt u. A. nicht zu erwähnen, — Zu solchen subtilern Forschungen gehörten die feinsten Einsprützungen, in denen die deutschen Zergliederer bewunderungswürdige Fertigkeit gezeigt haben. Hallery war (1749) zuerst das

Einsprützen der Gefäße der Hoden und Nebenhoden gelungen. Vor Allen aber besaß Joh. Nath. Lieberkühn (vor 1756) eine wunderbare mechanische Geschicklichkeit zur Verfertigung der feinsten Präparate, denen bisher nichts gleich Vollkommenes hat an die Seite gestellt werden können. Zugleich bot auch die Kunst ihre Kräfte auf, die Theile des menschlichen Körpers aufs Treueste darzustellen. So brachte Chr. J. Trew (1767) mit Hülfe Nürnbergischer Künstler illuminirte osteologische Tafeln zu Stande, welche die Natur mit großer Treue nachahmten. Und will man auch einen Deutschen, der im Auslande dem deutschen Namen Ehre machte, hieher rechnen — welch eine Bereicherung der Anatomie waren die vortrefflichen Tafeln, die Bernh. Siegf. Albin, aus Frankfurt a. O., als Professor zu Leyden, durch den großen Künstler, Joh. Wandelaar, verfertigen ließ! — Auch in der vergleichenden Anatomie ist Deutschland nicht zurückgeblieben. Die in- und ausländischen Erforschungen hat Blumenbach in ein Lehrbuch zusammengestellt; und mit welchem Fleiße haben nicht mehrere deutsche Naturforscher, wie J. F. Mekel, Froriep, u. A. sie durch einzelne Beiträge aufgeklärt. — Mit der Anatomie hielt die Physiologie gleichen Schritt. Den ganzen Reichthum der bis auf ihn gemachten Entdeckungen in der Zootomie sammelte Haller, mit einem physiologischen Commentar begleitet (1747), in ein Lehrbuch von einem so reichen Inhalt, daß nur er selbst noch nach der Zeit im Stande war, die Physiologie noch reichhaltiger in einem größern Werk seit 1757 auszuführen Sie erschöpfte bei ihrer Erscheinung alles Wissenswürdige dieser Wissenschaft. Inzwischen häuften sich wieder nach und nach merkwürdige Entdeckungen zu ihrer Erweiterung; insbesondere wurden durch die Lehren der antiphlogistischen Chemie viele frühere Erklärungen der Physiologen antiquirt, daß daher das Meisterstück der Hallerschen Physiologie den Foderungen der neuesten Zeit nicht mehr Genüge thun konnte. Dem dadurch entstandenen Bedürfniß haben Blumenbach (1797) und Autenrieth durch ihre Physiologien abgeholfen. — In der Pathologie und Therapeutik wechselte durch das ganze Jahrh. eine Schule mit der andern ab. Das mechanische System der mathematischen Aerzte war noch am Ende des vorigen Jahrh. aus Italien nach Deutschland übergegangen, und behielt noch bis zur Mitte desselben Jahrh. sehr scharfsinnige Männer zu Verkündigern. Die Blüthe der Wolfischen Philosophie hatte ihr zu vermehrtem Beifall geholfen, zumal seitdem Wolf die mathemathische Methode, als das sicherste Mittel, angepriesen hatte, dem großen Gang der Natur nachspüren, und durch den Weg der Induktion ihre Gesetze zu entdecken. Und wer mag es leugnen, daß die demonstrative Lehrart die Köpfe der praktischen Aerzte zum Denken gewöhnt hat, und die natürlichen Geschäfte des Körpers, welche allgemeinen Naturgesetzen unterworfen sind, schöne Erläuterungen aus der Mathematik erhalten haben? Aber diese hätten sich ohne die ganze Pedanterei der mathematischen Methode erlangen lassen. Dies fühlte selbst jenes Zeitalter, und ließ daher Schreibers Elemente der Medicin, die Wolf selbst mit einer empfehlenden Vorrede in die medicinische Welt eingeführt hatte, ungelesen. Durch die neue Modifikation, welche Fr. Hofmann dem Mechanismus in der Medicin zu geben wußte, nahm die jatromathematische Schule nach und nach ab, und starb endlich mit Joh. G. Krüger, der die newtonische Lehre von der Attraktion mit Verstand und gewandtem Geist auf die Erscheinungen im menschlichen Körper anwendete, und zu den edelsten Köpfen gehörte, die sich für sie bekannt haben (1760), ab. — Durch die bis in den Anfang des 18ten Jahrh. gemachten Erfahrungen waren bessere Geister bereits überzeugt werden, die Ursache der körperlichen Wirkungen sey nicht in der Mischung der Theile und nicht im Mechanismus zu finden. Es suchten sie daher zu gleicher Zeit zwei vorzügliche Denker, G. E. Stahl, und Fr. Hofmann,

Beide Lehrer der Hallischen Universität, in einem geistigen Princip; Stahl in einem übersinnlichen, der Seele; Hofmann in einem halb materiellen, den Lebensgeistern; jener gründete eine ganz dynamische; dieser eine halbdynamische, eine mechanische-dynamische Schule. — Stahl lehrte eine ganz passive Beschaffenheit der Materie; ihr selbst sprach er alle eigene Kraft, sich zu bewegen, ab, und ließ sie von einer immateriellen Substanz in Bewegung sezzen. Zur Unterstützung der Wirkungen der Seele auf den Körper nahm er in seinen weichen Theilen eine eigene Lebenskraft, eine Neigung, sich unter bestimmten Umständen zusammenzuziehen, und dadurch die Bewegung der Säfte im Körper zu unterhalten, kurz einen motustonicus, aus dessen Ungleichheit Krankheiten entstünden, an. So kam in die Mannigfaltigkeit der organischen Wirkungen Einheit, und wem hätte diese nicht gefallen? Aber sein abstraktes Lehrgebäude, das er in einer dunkeln, halbmystischen Sprache vortrug, war vielen Mißverständnissen ausgesetzt; seine nächsten Schüler, wie Joh. Sam. Carl (vor 1757), waren zum Theil wahre Mystiker und Theosophen, und Joh. Junker, der die Stahlischen Grundsätze seit 1727 in Lehrbücher brachte, war in ihrer Darstellung zu kurz, und dabei zu mystisch; der Verdrehungen dieses Systems, von Seiten seiner Gegner, war daher kein Ende, bis es endlich Ch. Fr. Richter in seiner Erkenntniß des Menschen popularisirte, und E. Platner (1790), mit einzelnen neuen Modifikationen, in seiner Anthropologie Aerzten und Weltweisen annehmlicher zu machen suchte. — Fr. Hofmann war weniger abstrakt, und ging selten auf die ersten Gründe der körperlichen Bewegungen zurück; aber er war dafür desto allgemeiner faßbar. Ihm hatte schon der Körper selbst Kräfte, die nach Zahl, Maaß und Gewicht, folglich mechanisch wirkten, und deren Mechanismus aus mathematischen Gründen zu erklären sey. Nur liege der Grund der größern Thätigkeit gewisser Körper in dem Einfluß einer empfinden Seele, oder in einer materiellen Substanz von besonderer Feinheit, Flüchtigkeit und lebhafter Wirksamkeit; kurz in dem Aether, der in der ganzen Natur verbreitet sey. Darneben erwarb er sich große Verdienste um die Anwendung und Einführung einzelner Arzneimittel, und um die Kenntniß ihrer Bestandtheile, besonders um die Einführung und Kenntniß der Mineralwasser. Sein so leicht übersehbares System fand den allgemeinsten Beifall, zumal, da es mit dem Boerhaavischen in vielen Stücken übereinstimmte, und ungefähr die Mitte zwischen diesem und dem Stahlischen hielt. Er selbst schrieb verständlich und leicht; und leicht und verständlich kleideten auch seine Schüler die Lehren ihres Meisters ein, wie Joh. H. Schulze, der gelehrteste Arzt dieser Schule, und And. E. Büchner, der für sie (1746) die Lehrbücher abfaßte. — Nun trat Haller (von 1739 bis 1752) mit seiner Lehre von der Irritabilität auf, welche eine Grundkraft des Körpers in den Fasern suchte, die unabhängig von dem Einfluß der Lebensgeister ihre Zusammenziehung bewirkte. Die erste Idee davon hatte Glisson gegeben; wenn sie aber auch Haller von ihm aufgefaßt hat, so hat doch er erst die Gesetze dieser Kraft durch die Menge seiner Versuche gefunden, und die Modifikationen der organischen Kraft in thierischen Körpern auf das Bestimmteste angegeben und unterschieden. Da er aber Nervenkraft und Muskelnkraft als verschieden, und die Kontraktibilität des Zellgewebes für eine bloße todte Kraft annahm, obgleich in ihr der Unterschied zwischen dem organischen und unorganischen Reiche liegt, so erhob sich gegen Hallers Lehre von den Grundkräften des thierischen Körpers ein langer Streit, nicht nur unter den deutschen, sondern auch den ausländischen Aerzten. In Deutschland bekämpften ihn zuerst Heinr. Friedr. Delius (1752), und Carl Chr. Krause (1755); auch die Antworten auf die Preisaufgabe der Akademie zu Berlin, über die Aktion der Muskeln (1753), fielen zum Theil gegen ihn aus. Dagegen bewies Hallers Landsmann, Joh. G. Zim=

mermann (1751), daß die Arterien, die Venen und der gemeinschaftliche Stamm der Saugadern ebenfalls Reizbarkeit habe; und eben in ihm führten Zinn, Röderer, Tissot, Ch. L. Hoffmann u. A. die Vertheidigung der Hallerschen Lehre, wobei nach und nach ausgemittelt wurde, daß doch die Reizbarkeit der Muskeln eigentlich eine Folge vom Einfluß der Nervenkraft sey. — So ward mitten in dem Streit über die Hallersche Reizbarkeit die sogenannte Nerventheorie vorbereitet, die sich von Schottland und Irland aus verbreitete, und in Deutschland viele Anhänger fand, nach welcher alle Erscheinungen des Lebens, besonders die Bewegungen der festen Theile, und die Mischung der Säfte, Folgen des Einflusses des Nervensaftes seyn sollen. Die Nervenpathologen beginnen in Deutschland mit Alb. Thaer zu Celle (1774), und Ch. Fr. Elsner, Professor zu Königsberg, deren Sache Joh. Ul. G. Schäffer zu Regensburg, seit 1782 am Eifrigsten und Gründlichsten führte. Während die Pathologie und Therapeutik in Deutschland diese Veränderungen erfuhr, bildete sich in Holland aus der boerhaavischen Schule durch Gaubius, welcher die Lebenskraft zwar in den festen Theilen annahm, aber vermuthete, daß doch etwas davon schon in den Säften, woraus die festen Theile entspringen, befindlich seyn möge, eine neue Schule, die der Humoralpathologen, deren Lehren van Swieten (der Vater), als Leibarzt der Kaiserin-Königin Maria Theresia, nicht bloß in Deutschland, sondern im größten Theil von Europa durch seinen Commentar über Boerhaavens Aphorismen geläufig machte; ein Werk, das auch von andern Schulen wegen der trefflichen praktischen Rathschläge, die es zur Cur aller Krankheiten enthält, äußerst geschätzt wurde. Anhänger und Vertheidiger der Humoralpathologie waren Max. Stoll, Chr. L. Hofmann, Nicolai, Wedekind, u. A. An sie schloß sich die Schule der Gastristen an, die an Max. Stoll ihr berühmtestes Oberhaupt hatte. Durch seine Theorie, daß es zu allen Zeiten stehende Epidemien gebe, welche alle einzelne Krankheiten ihrem Charakter gemäß modificirten, war er auf die Annahme der Allgemeinheit gastrischer Fieber gekommen, der er als Professor der Klinik zu Wien (1776—1784) eine große Ausbreitung unter den Aerzten gab. Mit und nach ihm erkannte Ch. G. Selle (1789) fast keine andere nachlassende Fieber als gastrische und hektische, und noch 1795 stellte Chr. Fr. Richter den Grundsatz auf, so oft ein Fieber nachlasse, nehme es mehr oder weniger den gastrischen Karakter an. Erst in den neuesten Zeiten hat man diesem System seine bestimmte Gränzen gesetzt. Mittlerweile lehrte Joh. Brown seine Erregungstheorie, und die deutschen Aerzte ergriffen sie seit 1793 mit Enthusiasmus. Ihren Bewunderern kam es nun vor, als ob es allen bisherigen Versuchen, die Natur der organischen Körper zu erklären, an echtem Zusammenhang und an Uebereinstimmung mit der Norm des Erkenntnißvermögens gefehlt habe, welche erst diese Theorie gebe, und so schritten sie beherzt zu einer Umkehrung der ganzen medicinischen Dogmatik. Weikard, Röschlaub und die beiden Frank (Vater und Sohn, Joh. Peter und Joseph 1797) wurden die berühmtesten Vertheidiger des neuen Systems; Hufeland aber und Girtanner seine öffentlichen Gegner. Der Enthusiasmus ließ bald nach; und seitdem kehrt ein Anhänger der Erregungstheorie nach dem Andern wieder zu den reinen Erfahrungen zurück,, wie mit einer rühmlichen Selbstständigkeit der jüngere Frank öffentlich zu gestehen kein Bedenken getragen hat. Dennoch ist der deutsche Scharfsinn noch nicht müde geworden, den Schlußstein für ein haltbares System der Wirkungen der organischen Natur zu suchen. Wie einst Regius und seine Zeitgenossen nach Des Cartes Philosophie ein neues System der Arzneikunde auf theoretischen Grübeleien und sophistischen Spitzfindigkeiten gründeten, das so lange herrschte, bis man zur Ueberzeugung kam, daß eine vernünftige

Empirie doch immer das Bessere sey; so hat die kritische Philosophie zur Erschaffung einer neuen Naturphilosophie gedient, welche nun die Unterlage der ganzen Medicin zur Bewirkung einer größern Bestimmtheit und Gewißheit werden soll. Bis sie ihre große Verheißungen erfüllt hat, bleibe den Empirikern ihr Ruhm unverkümmert. Wie vortheilhaft hat J. G. Zimmermanns classisches Buch über die Erfahrung und die Kunst zu beobachten seit 1787 gewirkt! Wie verdienstlich waren die allgemeinen Regeln, welche Gruner (1775) für die Semiotik aufstellte! Wie nützlich die Diagnostik, welche Wichmann nach einer langen Vernachlässigung (1794 aufs Neue in Anregung gebracht, und wodurch er Viele zu ähnlichen Forschungen gereizt hat! Und wie viele sogenannte Empiriker haben durch die Bekanntmachung ihrer Versuche mit Arzneien und thierischen Säften, ihrer Beobachtung über einzelne alte und neue Krankheiten und Epidemien, neue Resultate in Umlauf gebracht! Die Wirksamkeit der Chinarinde ward von Werlhof, einem der größten praktischen Aerzte, der ihre Sache gegen die Stahlianer mit Glück seit 1732 führte, die des Schirlings, des Stechapfels und des Eisenhuthes von dem trefflichen Observator, A. v. Störk, die des Opiums von A. v. Haen u. m. A. erwiesen, und gegen eine Menge körperlicher Uebel nach gemachten Erfahrungen in Anwendung gebracht. Die Wirkungen der Belladonna hatte kaum der Superintendent, Joh. H. Münch, als ein lange erprobtes Hausmittel gegen den Scirrhus und Krebs im hannöv. Amte Lauenstein bekannt gemacht, als Aerzte diesen Erfahrungen nachgingen, und ihre übrige Brauchbarkeit lehrten. Quecksilber, Magnetismus, Electricität haben die glücklichste Anwendung gefunden. Die Vaccination hatte schon 1779 ein Ungenannter in den götting. gemeinnützigen Anzeigen als ein Schutzmittel gegen die Pocken empfohlen, aber ohne gehört zu werden; seitdem Jenner mit ihr Aufsehen in England gemacht hat, holten die deutschen Aerzte das Versäumte ein, und die Vaccination ist seit 1799 in Deutschland mit einem Eifer, der kaum in einem ähnlichen Fall seines Gleichen hatte, von den Empirikern untersucht, geprüft, bestritten, gepriesen und fast allgemein eingeführt worden. P. Büchner schrieb über die Rachitis, J. Kämpf über die Infractus, P. G. Hensler über den abendl. Aussatz, u. m. A. Nach dem Vorgange eines Sauvages, Linné und Cullen wagte auch Curt Sprengel den kühnen Versuch einer systematischen Anordnung der Krankheiten. — Die Wundarzneikunst lag im Anfang des 18. Jahrh. in Deutschland noch in einem kläglichen Zustand. Um die Fortschritte derselben zu bewundern, darf man nur auf Wredes chirurgischen Feldkasten (1722) zurückgehen, das erste Buch des Jahrh. in diesem Fache, dessen Inhalt die Unzufriedenheit des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., mit den gewöhnlichen Feldchirurgen rechtfertigte, welche die Stiftung eines medicinisch-chirurgischen Collegiums zu Berlin (1724) zur Folge hatte. — Kurz darauf brachen zwei große Aerzte und Anatomen, Burch. Dav. Mauchart und Lorenz Heister, auch für diese Wissenschaft Bahn; der erste als classischer Schriftsteller über die Augenkrankheiten in einzelnen Abhandlungen; der zweite (1739) als der erste deutsche Hauptschriftsteller über das ganze dieser Kunst, im In- und Auslande als der erste Mann seines Faches hochgeachtet. Ein großes mechanisches Talent erwies er in der Erfindung und Verbesserung chirurgischer Werkzeuge; ein großes praktisches Talent in der geschicktesten Anwendung derselben bei Operationen; und ein großes schriftstellerisches, nicht bloß insofern er der schriftenreichste Wundarzt seiner Zeit war, sondern auch, insofern er die Art zu treffen wußte, durch die seine bis dahin verachtete Wissenschaft nach dem Geschmack seines Zeitalters allein aus ihrer Niedrigkeit zu heben war. Er gab ihr einen gewissen Anstrich von Erudition, die, so wenig auch dem ausübenden Wundarzt damit gedient seyn mochte, ihr zu Ansehen und einer Art von Bewun-

derung verhalf, daß man nun allgemein einsah, die Wundarzneikunst müsse der Hand der Bader und Barbiere entrissen werden. — Bis 1740 herrschten in ihr fast ausschlußweise die Grundsätze der franz. Wundärzte, die Joh. Zach. Platner in einer schönen Form (1745) in Uebersicht brachte. Nun erst fing sich der Einfluß der chirurgischen Schule an der Charité zu Berlin zu zeigen an; die Kriege von 1740 bis 1762 gaben ihren Zöglingen reiche Gelegenheiten, Erfahrungen zu sammeln, und die Beobachtungen ihrer Vorgänger zu benutzen; die von der Berliner Schule auch in Friedenszeiten unter mehrerer Ruhe an großen Hospitälern fortgesetzten Beobachtungen, und die dabei angestellten genauern Prüfungen ihrer vordem gemachten Erfahrungen gaben vortreffliche Wundärzte, einen Schmucker und Theden, die in ihren reifern Jahren ihre vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen voll neuer und vortrefflicher Rathschläge zum schnellen Wachsthnm der deutschen Wundarzneikunst seit 1771 bekannt machten. — Nun trat in Göttingen G. A. Richter auf. Heisters vordem so nützliches System, das so ziemlich die ganze Summe der chirurgischen Kunst bis auf seine Zeit darstellte, war nun lange nicht mehr für die Bedürfnisse der Wundärzte hinreichend. Wie viel Neues hatten nach seiner Zeit die franz. Wundärzte geleistet! Mit wie vielem Vortrefflichen hatten die englischen ihre Kunst ausgestattet! Das Bedürfniß eines neuen chirurgischen Systems, geschrieben von einem gelehrten Kenner des ganzen Umfangs der Kunst nach allen den Entdeckungen, Beobachtungen und Erfahrungen des In- und Auslandes, von einem Meister in Theorie und Praxis, auf dessen Darstellung und Urtheil man Vertrauen haben konnte, ward von Jahr zu Jahr lebendiger gefühlt, und die Ausführung sehnlicher gewünscht. Richter gab sie. Seit 1778 ward von ihm der ganze Reichthum der Wundarzneikunst mit großem Verstand und vielseitiger Erfahrung in einer gedrungenen, vollständigen und deutlichen Kürze, ohne allen überflüssigen gelehrten Prunk, dargestellt. In diesem für jeden praktischen Wundarzt höchst lehrreichen Handbuch steht ein veränderter Geist der chirurgischen Kunst da; genauere Anwendung der verfeinerten Anatomie auf die verschiedenen Arten von Krankheiten, Vereinfachung der Werkzeuge, und Entfernung der überflüssigen; keine einseitige Empfehlung bloß einer Manier zu operiren, sondern Abänderungen derselben nach der Verschiedenheit der Fälle und der individuellen Beschaffenheit der Subjekte; zwar Anerkennung der Wichtigkeit einer leichten Hand zu Operationen, ohne aber das ganze Glück der Operation in sie allein zu setzen. Dem Wundarzt wird sichtlich gemacht, wie nothwendig ihm die allgemeine medicinische Beurtheilung sey, und durch Vorschriften über Diät und die Anwendung innerer Mittel das zu vollenden, was eine geschickte Operation nur erst angefangen habe. Die von Richter gestiftete göttingische Schule hat Deutschland eine schöne Anzahl vortrefflicher Wundärzte gegeben. — Mit Richter wetteiferte sein Zeitgenosse, C. C. Siebold, nicht sowohl in Schriften, als in glücklichen Operationen und Anziehung vorzüglicher Schüler. Zu Wien wurde in eben der blühenden Periode der Wundarzneikunst eine chirurgische Militärakademie angelegt, für deren Lehrer Brambilla (1784) die Instruktionen entwarf. In diesen neuern, wie in jenen frühern Schulen, lehrten und lehren gegenwärtig vortreffliche Wundärzte, zu Berlin Görke und Mursinna, zu Göttingen Himly und Langenbek, zu Wien Beer und Schmidt, zu Würzburg Brüninghausen und Siebold, zu Bonn von Walther, welche fortfahren, die Namen der deutschen Wundärzte dem Auslande zu den merkwürdigsten in dieser Kunst zu machen. — Bis 1760 war Deutschland in der Entbindungskunst zurückgeblieben. Bis dahin war sie aus Vorurtheil ganz dem weiblichen Geschlecht überlassen geblieben, für das daher auch eine Menge von Hebammenbüchern erschienen sind, durch die aber

die Kunst nicht fortrückte; erst seitdem Geburtshelfer zugelassen wurden, fanden Aerzte und Wundärzte es der Mühe werth, sich der Entbindungskunst mit größerem Fleiße zu widmen, und seitdem nahm mit der Zahl geschickter Geburtshelfer, die sich mit den Meistern der Entbindungskunst in England und Frankreich messen konnten, auch das eigenthümliche Verdienst der Deutschen in derselben zu. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. erschienen höchstens von den Lehrern der Wundarzneikunst auf Universitäten, und manchen gelehrten Aerzten Bearbeitungen einzelner Materien, die in die Entbindungskunst einschlugen, denen aber immer der praktische Takt fehlte; in der zweiten Hälfte hingegen hielten Theorie und Praxis einander Schritt. Das J. 1751 machte Epoche durch zwei öffentliche Entbindungsanstalten, zu Berlin und zu Göttingen; doch war die erstere in der Charité zu Berlin, die ohnedies bloß zu einer Hebammenschule eingerichtet war, der Wissenschaft weniger förderlich, weil Mekel, ihr erster Vorsteher, zwar ein großer Anatom, aber ein kleiner Geburtshelfer war; desto mehr gewann sie durch die zweite, die gleich bei ihrer Stiftung einen vortrefflichen Geburtshelfer an Joh. G. Röderer zum Vorsteher bekam. Er schrieb das erste System der Entbindungskunst, indem er sie nach mathematischen Grundsätzen behandelte, und zog an G. Wilh. Stein einen Schüler, der als Vorsteher des zu Cassel (1763) errichteten Entbindungsinstituts, in derselben Manier die Kunst zu bearbeiten fortfuhr, und seinen früh verstorbenen Lehrer trefflich ersetzte. Auf diesem Weg war es möglich, aus mathematischen Gründen voraus genau zu bestimmen, wann der Kaiserschnitt nöthig sey, den man vorher bloß nach Vermuthungen vorzunehmen pflegte, und eine Reihe sinnlicher Werkzeuge zur Berichtigung theoretischer Gegenstände, zum praktischen Gebrauch bei der wirklichen Geburtshülfe, und zur medicinisch-chirurgischen Behandlung verschiedener Frauenkrankheiten zu erfinden. Er minderte das Vorurtheil gegen den Gebrauch der Zange, und auf diesem Wege ging sein Schüler, Fried. Benj. Osiander, fort, der den Ruhm der göttingischen Schule in der Entbindungskunst, in Theorie, Praxis und durch Erfindungen für dieselbe, erneuerte, und eine Menge vorzüglicher Schüler erzogen hat. Sein Lehrbuch der Hebammenkunst (1796), und sein Grundriß der Entbindungskunst für Studirende (1802) gehören zu den lehrreichsten Schriften in diesem Fache. Fast gleichzeitig mit diesen beiden Lehranstalten (1652) verwandelte die Kaiserin-Königin, Maria Theresia, die unentgeldliche Entbindungsanstalt für Arme in ein Institut zum Unterricht der Hebammen und Wundärzte ihrer Reiche, dem H. J. N. v. Cranz, ein gelehrter und erfahrener Geburtshelfer, vorgesetzt wurde, und das sich, wenn gleich nicht durch neue Erfindungen, doch durch Bildung vieler praktischer Geburtshelfer ausgezeichnet hat. Gleicher Ruhm gebührt der im J. 1779 gestifteten Entbindungsanstalt zu Jena, deren beide Vorsteher, Loder und Starke, sich um Theorie und Praxis, auch durch manche Erfindungen für die Erleichterung ihrer Kunst, verdient gemacht haben. Fast jede deutsche Universität von einiger Bedeutung hat in den neuesten Zeiten eine besondere Anstalt zur Bildung geschickter Geburtshelfer erhalten. — Die medicinische Polizei ward durch Sanitätscollegien, die in den meisten Ländern von Deutschland im Laufe des 18ten Jahrh. angelegt wurden, sehr befördert. Joh. Peter Süßmilch, machte, durch seine göttliche Ordnung in der Verminderung des Menschengeschlechts, auf viele Gebrechen der medicinischen Polizei aufmerksam. Ch. Gottl. Büttner schrieb seit 1752 über mehrere Gegenstände derselben lehrreich; aber ein brauchbares Lehrbuch der medicinischen Polizei hat erst Ch. G. Ludwig (1765), und ein ausführliches allgemein geschätztes System derselben J. P. Frank seit 1779 abgefaßt. — Ueber die Geschichte der Medicin hat Albrecht von Haller

seit 1771 classische Bibliotheken geschrieben, wie man sie über keine andere Wissenschaft besitzt. Die botanische, chirurgische und anatomische hat er bis auf das letzte Viertel des 18ten Jahrh. herabgeführt; die praktische nur bis zum Jahr 1695; der hier nachfolgende Schluß soll uns erinnern, daß wir den Meister nicht mehr haben. Für Lehrbücher der medicinischen Literärgeschichte haben Mezger, Blumenbach und Ackermann gesorgt; ein vortreffliches Handbuch derselben hat Curt Sprengel (1792) geliefert. Die Geschichte der Entbindungskunst hat Osiander (1799) pragmatisch dargestellt, und Plouquet über alle Lehren der Chirurgie die einzelnen Schriftsteller in seinem Reparatorium in Uebersicht gebracht. Und wie viele periodische Schriften haben während der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. über den Wachsthum der Medicin und ihre Veränderungen Nachricht gegeben. Vogel, Baldinger und Murray schrieben Journale für die praktische Medicin; Richter, ein allgemein gelesenes Journal für die Chirurgie, Osiander mehrere Zeitschriften für die Entbindungskunst u. s. w. — Die Medicin der Alten hat in Deutschland erst in den letztern Zeiten ihre besondern Erläuterer gefunden. Johann Nathanael Pezold verglich (1771) die Prognostik der Alten mit der Zeichenlehre der Neuern; Christ. Gottfr. Grunner stellte (1772) Untersuchungen über die echten und unechten Schriften des Hippokrates an, und theilte nachher lehrreiche Stücke der alten Aerzte, theils in Uebersetzungen, in einer ihnen gewidmeten Bibliothek mit. Joh. Fr. Grimm gab (1781) eine gute Uebersetzung der Werke des Hippokrates mit sorgfältig gearbeiteten praktischen und antiquarischen Anmerkungen; Curt Sprengel machte sich (1784) um den Hippokrates durch die Erklärung mehrerer seiner Schriften verdient.

As, 1) war ursprünglich ein römisches Pfund Kupfer von 24 Loth. Es war ein ungeprägtes Stück Kupfer, nur mit dem Bilde eines Thiers gestempelt; sein Bild war etwa 11 Gr. 8 Pf. nach dem Berliner Münzfuße. Darnach läßt sich leicht Semis, das Halbe, Triens $1/3$, Quadrans $1/4$, Sextans $1/6$, das As dem Gewicht und dem Werth nach bestimmen. Im ersten punischen Kriege, wo Schulden den Staat drückten, ward der As auf 4 Loth reducirt, so daß man 6 aus einem alten prägte. Er führte den Januskopf und einen Schiffsschnabel, und war etwa $9\,2/3$ Loth werth. Im zweiten punischen Kriege wurde er unter ähnlichen Umständen auf 2 Loth reducirt; und endlich durch das papirische Gesetz auf 1 Loth. Doch ward in manchen Fällen, z. B. bei Geldstrafen, noch immer nach dem alten vollwichtigen As gerechnet. Zu Zeiten des Augustus wog er nur 3 Quentchen. — 2) As bezeichnet bei den Römern auch die ganze Erbschaft, die ebenfalls in 12 Theile, wie der As selbst, mit den nämlichen Benennungen getheilt ward. Der As (die Erbschaft) war also gleich $12/12$, und der Bruch, der einen Theil der Erbschaft bezeichnen sollte, hatte stets 12 zum Nenner. Wenn nun der Erblasser durch bestimmte Theil den As (die Erbschaft) erschöpft hatte, und noch andere Erben unbestimmt eingesetzt waren, so wurden durch immer wiederholte Zulage des ursprünglichen Nenners des Bruchs die Theile so lange verkleinert, bis ein Rest für die unbestimmt Eingesetzten herausgebracht wurde.

As (musik.) heißt 1) der durch ein vorgezeichnetes b erniedrigte Ton: 2) As-Dur ist derjenige Tonart der heutigen Musik, bei welcher der Ton: As als Grundton der harten Tonart angenommen wird, und in welcher vier b vorgezeichnet werden müssen. 3) As-moll heißt diejenige weiche Tonart der jetzigen Musik, welche den Ton As zur Grundlage hat, und in welcher alle natürlichen Töne mittelst eines b um einen halben Ton erniedrigt werden müssen. Der leichtern Uebersicht der Noten wegen, verwandelt man sie gewöhnlich in die Tonart Gis-moll, bei welcher dann nur fünf Kreuze vorgezeichnet werden.

Asa foetida, eine Pflanze der 5ten Klasse mit abwechselnd ausgeschweiften, stumpfen Blättern, die vorzüglich in Persien auf den Gebirgen in der Provinz Charasan und Laar wächst. Ihre Wurzel soll viel Aehnlichkeit mit der Pastinakwurzel haben, jedoch viel dicker seyn. Sie enthält einen milchigten Saft, der, ausgetrocknet, unter dem Namen stinkender Asant, Teufelsdreck, im Handel vorkömmt, und ein sehr geschätztes Arzneimittel ist Dieser Asant ist ein gummiges Harz, das wir in Stücken von verschiedener Größe erhalten, die gelb, braun oder röthlich, und mit weißen hellen Körnern vermengt sind. Das röthliche, viel weiße Körner enthaltende, ist die beste Sorte, schlechter ist das braune, und verwerflich schwärzliche, mit anderen Gummen und mit Sand vermengte. Kämpfer, der die Pflanze in ihrem Vaterlande sah, giebt uns die erste Nachricht über die Einsammlung des Asants. Man wählt dazu Wurzeln, die wenigstens 4 Jahre alt und dicker als ein Arm, sind; nachdem man die Erde von dem oberen Theile derselben abgescharrt hat, wird die Wurzel oben quer durchgeschnitten. Der Saft, der sehr reichlich ausquillt, trocknete durch die Sonnenhitze aus, und wird nun abgenommen, worauf die Operation so lange wiederholt wird, bis die Wurzel keinen Saft mehr giebt. — Der Geruch des getrockneten Asants soll bei weitem dem Geruch des frischen Safts nicht beikommen. Denn eine Drachme des letztern soll, nach Kämpfer stärker riechen, als 100 Pf. vom erstern. Wenn man den Asant frisch verschickt, so hängt man ihn in Säcken an die Mastbäume der Schiffe auf, damit er durch seinen starken Geruch nicht die andern, im Schiffe befindlichen, Waaren verderbe. — Gemäß angestellten Untersuchungen, bestanden 4 Unzen stinkender Asant aus $2\frac{1}{2}$ Urze gummigen Theilen, 7 Drachmen und 1 Skrupel Harz, 1 Skrupel holzigen Fasern, und 45 Gran eines ätherischen Oels, welches zum Theil im Wasser zu Boden sank, zum Theil auf dem Wasser schwamm. Von diesem Orte rührt der Geruch her; der bittere Geschmack ist vorzüglich in dem gummigen, der scharfe, knoblauchartige aber in den harzigen Theilen enthalten. Reibt man den Asant mit Wasser an, so giebt er eine schmutzige Milch, aus der sich aber das Harz bald absetzt. Zum arzneilichen Gebrauche läßt man ihn daher gewöhnlich mit Eidotter zusammenreiben, wenn er mit Wasser versetzt werden soll. — Man reinigt den Asant am Besten, wenn man ihn bei starker Kälte durchfrieren laßt, und in der Kälte pulvert.

Asalehre bedeutet so viel, als nordische Götterlehre, und heißt darum so, weil die Götter Asen genannt wurden. Sie enthält theils die Schöpfungsgeschichte und den Untergang der Asen und der Welt, so wie die Beschreibung der neuen Welt; theils die Thaten der Asen unter sich; theils ihre Kämpfe mit den Riesen; und theils ihren Einfluß auf die Geschichte der Menschen. Die Hauptquellen der Asalehre sind die Edda'n. Unter den Schriften darüber sind die besten: Müller über die Aechtheit der Asalehre, und Grundwig, Nordens Mythologie, aller Udsicht over Eddalären (Cop. 1808). Daß die Asalehre einst auch in Deutschland lebte, bezeugen die Menge altdeutscher Namen, die mit As und Ans anfangen. (S. Edda).

Ascalum, eine Stadt in Apulien, westlich von Cannä. Hier schlugen die Epirer und Unteritalier unter Pyrrhus, König von Epirus, die Römer unter Cajus Fabricius Lucinus, 279 vor Chr.

Ascanien, eine uralte gefürstete Grafschaft im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, hat den Namen von der verfallenen Ascanienburg, nicht weit von Aschersleben am Wolfsberge, dem Stammhause der Herzoge von Anhalt, denn sie auch sonst gehörte, bis sich das Stift Halberstadt 1319 derselben bemächtigte, und ungeachtet der von Kaiser und Reich vielmals ergangenen scharfen Mandate die Zurückgabe an das anhaltische Haus verweigerte. Als endlich das Stift Halberstadt im westphälischen Frieden secularisirt, und nebst der

Grafschaft Ascanien an Brandenburg überlassen wurde, befahl ein allgemeines Reichsconclusum 1682, daß das Haus Anhalt mit Kurbrandenburg in die Mitbelehnschaft dieser Grafschaft aufgenommen werden sollte.

Ascanius. Noch vor Aeneas Ankunft gegen 558 vor Chr. war der Kampf mit den kleinen Königen, unter welche Latium getheilt war, von Latinus begonnen; Aeneas half ihm mit seinen mitgebrachten Trojanern den König der Rutuler, Turnus, besiegen; Aeneas setzte, als König von Latium, diesen Krieg gegen die übrigen Könige von Latium muthig fort, und hinterließ seinem Sohne Ascanius, den er als einen kleinen Knaben aus dem brennenden Troja mit sich fortgeführt hatte, die Herrschaft über alle Lateiner, die er bereits zu einem Volke vereinigt hatte. Nur daß er sein Reich nicht gegen den Etruskerkönig, Mezentius, zu schützen vermochte, der nach der Ueberwindung der Lateiner sich allen Wein, der in Latium gebauet wurde, als Tribut ausbedungen hatte. Aber Ascanius befreite sein Reich von diesem Tribute, und legte darauf Alba Longa (s. d. Art.), als die Hauptstadt seines Reichs, an, die von lauter Colonisten aus dem Gebiete der Lateiner (oder Aboriginer) aus Laurentum, Lavinium u. s. w. besetzt wurde. Die Lateiner aber bildeten sich von Ascanius bis Numitor unter 14 Regierungen 382 Jahre lang ruhig fort.

Ascarum, ein Instrument der Libyer, das mit Federkielen versehen war, die beim Herumdrehen des Instruments die Saiten zum Klingen brachten.

Ascension, Himmelfahrtsinsel, eine portugisische Insel im äthiopischen Meere, zwischen Afrika und Südamerika, 90 deutsche Meilen von St. Helena entfernt, ist ein größtentheils ausgebrannter Vulkan von 6 Meilen im Umfang. Man findet auf ihr wilde Ziegen, Landkrabben, Schildkröten, Seefische; aber weder Rasenplätze nach Quellwasser; doch ist sie wegen ihres sichern Hafens für die Seefahrer und Wallfischfänger sehr wichtig. Im Jahre 1816 haben sich einige englische Familien aus St. Helena hier niedergelassen, wegen der Theurung auf dieser Insel, und weil der Verkehr derselben mit fremden Schiffen, wegen Buonapartes Anwesenheit, untersagt war; auch ist die Insel im April 1816 von 200 Engländern militärisch besetzt worden. Um sie mit allem Nöthigen zu versehen, wurden zwischen ihr und dem Vorgebirge der guten Hoffnung 60 Transportschiffe gebraucht, die unter andern auch Wasser mit großen Kosten von St. Helena brachten. Eine Schanze hat den Namen Cockburn erhalten, zu Ehren des Admirals, der Buonaparte nach St. Helena brachte. Auch haben die Kolonisten schon eine 5 Meilen lange Straße angelegt. Die Insel hatten ihren Namen davon, weil die Portugiesen sie am Himmelfahrtstage 1508 entdeckten; doch haben neuere Untersuchungen bewiesen, daß sie schon 7 Jahre früher von den Portugiesen entdeckt worden sind.

Asceten. Dieses Wort ist aus dem Griechischen hergeleitet, wo seine Bedeutung von der diätetischen Lebensart der griechischen Kämpfer hergenommen ist, die sich durch Enthaltsamkeit von verschiedenen Genüssen des Lebens zu den Kampfspielen vorbereiten mußten. Asceten heißen daher in der katholischen Kirche jene Christen, welcher in stiller Zurückgezogenheit durch strenge Selbstverläugnung ihrer Sinne, ganz für die Ausübung der Tugend leben, so wie auch die Erbauungsbücher, welche diese Tendenz haben, Ascetische genannt werden. In der Ethik (Tugendlehre) nennt man den angewandten Theil: Ascetik.

Asch (Georg, Baron von), studirte unter dem berühmten Haller, und hat zur Celebrität der Göttinger Universität ungemein viel beigetragen; die dortige Bibliothek nämlich besitzt von ihm über 100 orientalische Handschriften, eine große Menge russischer Bücher, geographischer Charten und Zeichnungen aus dem Alterthume; durch seinen Fleiß bietet das Medaillenkabinet jetzt die

vollständigste Sammlung russischer, sibirischer, indischer japanischer, türkischer und preußischer Münzen dar. Göttingens botanischer Garten verdankt ihm eine große Anzahl seltener Pflanzen aus Sibirien und der Krimm. Auch hat v. Asch das Naturalien-Cabinet mit mancher Seltenheit, und besonders mit Stücken, die auf die Volksgeschichte im Orient Bezug haben, bereichert. Dem Andenken dieses verehrten Weisen hat der gelehrte Heyne seine gehaltreiche Schrift: de obitu Georg. L. B. de Asch ad viros amantissimos J. F. Blumenbach et J. D. Reuss geweihet.

Aschaffenburg, eine Stadt im bairischen Untermainkreise, am rechten Ufer des Mains unweit der Mündung der Abschöff und am Fuße des Spessart mit 760 Einw. Unter die vorzüglichsten Gebäude gehören das schöne, im Viereck angelegte Schloß, (es war der Sommersitz des Fürsten Primas, nachherigen Großherzogs von Frankfurt), und das Jesuitercollegium, in welchem das Lyceum ist. Sie hat ein Forstlehrinstitut, eine Zeichen- und Modellirschule, Bibliothek und Gemäldesammlung u. s. w. Eine ½ Stunde lange doppelte Allee führt von der Stadt zu der großen und geschmackvollen englischen Anlage, Schönebusch genannt. Ein anderer nicht weniger schöner englischer Garten ist unter dem Namen Schönethal aus dem Graben und Wall mit Zuziehung des Hofgartens seit einigen Jahren entstanden. Die Stadt war noch kürzlich die Hauptstadt des Fürstenthums Aschaffenburg, das 21 □Meil. und 17.711 Einw. ohne Militär und Geistliche enthält. Es entstand aus dem ehemaligen Vicedom oder Oberamte Aschaffenburg des Churfürstenthums Mainz, das 5 Meil. lang, und 4 Meil. breit, außer der Stadt Aschaffenburg 82 Ortschaften in den 5 Vogteien Schweinheim, Kleinwallstadt, Obernburg, Kaltenberg und Rothenburg, und 1801, 57.510 Einw. enthielt, und 1802 in ein Fürstenthum mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage verwandelt wurde, indem man die angränzenden Mainzischen Aemter Auffenau, Lohr, Prodselten, Klingenberg, das nördlich liegende Amt Orb und das darangränzende, ehemals würzburgische Amt Aura im Sinngrunde hinzufügte. 1814 ward es zur Entschädigung an Baiern überlassen.

Aschak, Arsaces, seleucidischer Unterstatthalter der Parnen am Orus, und vorgeblicher Nachkomme von Darius Codomanus nahm, von dem Stifter des bactrischen Reichs, Theodot, gedrängt, seine Zuflucht zu dem Oberstatthalter von Persis. Statt Schutz zu geben, that dieser Aschak's Bruder, Theribat, Anträge der Entehrung; und die beiden Brüder mit 5 Mitverschwornen erschlugen ihn, und Aschak, frei von jeder Gegenmacht, stiftete das parthische Reich, das nach 20 Jahren nicht mehr zu überwältigen war. Denn der Statthalter von Persis war todt; Antiochus Deus war mit Aegypten in einen schweren Krieg verwickelt, der ihn an die Bezwingung des Rebellen nicht gleich anfangs denken ließ; man verachtete einen Aufstand in dem armen Parthien, und so gewann Aschak (Arsaces) Zeit, sich zu verstärken, und die Griechen seines Reichs an sich zu fesseln, denen zu Gefallen er sogar die griechische Sprache zu seiner Hofsprache annahm; und seine Hauptstadt, Hekatompylon, nannte. So fing das Reich an, das unter drei verschiedenen Regentenstämmen den römischen Eroberungen in Asien Gränzen setzte.

Ascham (Roger), ein gelehrter Schriftsteller, geb. 1515 in der Grafschaft York. Heinrich VIII., König von England, schätzte ihn hoch, wies ihm einen jährlichen Gehalt an, und übergab ihm zum Theil die Bildung der Prinzessin Elisabeth. Nach 2 Jahren ging er nach Cambridge, wo er eine Pension vom jungen Könige Eduard genoß. 1550 begleitete er den Sir Richard Moresyas, englischen Bothschafter bei Carl V., und blieb 5 Jahre in Deutschland; jetzt ward er Sekretär von Eduard, König von England, und, nach dessen Tod, Geheim-Sekretär der Königin Maria, wo er mit dem berühmten

Cardinal Pole im englischen Kabinet arbeitete. Als nun Elisabeth den Thron bestieg, blieb er in seinem Posten, und diese vervollkommnete sich unter seiner Anleitung in der griechischen und lateinischen Literatur. Ascham starb 1558. Eine Sammlung seiner nachgelassenen Werke erschien zu London, in 4to, 1764. Johnson hat eine sehr merkwürdige und lehrreiche Abhandlung über Ascham hinterlassen, die sich an der Spitze seiner Werke befindet.

Asche. Die Alten verstanden unter Asche fast jede pulverartige Substanz, die durch das Verbrennen im Feuer hervorgebracht wurde. Die Pflanzenasche enthält gewöhnlich kohlenstoffgesäuertes Kali, verschiedene salzigte Theile, auch wohl erdige und metallische Theile, und die Asche, die aus verschiedenen Pflanzen erhalten wird, zeigt auch bei der weitern chemischen Untersuchung ein sehr verschiedenartiges Verhalten. Wenn man die Asche harter Hölzer mit Wasser übergießt, damit einige Zeit stehen läßt, nachher die Flüssigkeit filtrirt, so besitzt das Wasser einen alkalischen Geschmack, und enthält Kali. Durch wiederholtes Aufgießen von Wasser kann man endlich alles Kali aus der Asche ziehen, und wenn man dann die Flüssigkeit zur Trockne abraucht, so erhält man eine bräunliche Masse, die durch das Kalziniren weiß wird, und sich dann wie Potasche verhält. Die meisten Pflanzen liefern dieses Kali, daher es auch Pflanzenalkali oder Gewächskali genannt wurde. In der Potasche sind aber noch manche andere Bestandtheile enthalten z. B. schwefelsaures und salzsaures Kali, Kieselerde, oft Thonerde, Kohlenstoffsäure, u. s. w. — Die Asche vieler Pflanzen, die am Ufer des Meeres, oder salzigter Seen wachsen, hinterlassen eine Asche, die anstatt des Kali, Natrum enthält. Wenn man aus der Asche durch kaltes und kochendes Wasser das Kali, das Natrum, und alle im Wasser auflöslichen Theile geschieden hat, so bleibt ein trocknes Pulver übrig, das man gewöhnlich Pflanzenerde nennt. Diese Pflanzenerde ist aber verschiedener Natur, man hat darin kohlenstoffsaures Kalk, Baryt, Kalkerde, Thonerde, Kieselerde, phosphorsauren Kalk, phosphorsaures Eisen, Eisenoxyd, Magnesiumoxyd angetroffen. Man betrachtet die Pflanzenasche gewöhnlich als Edukt, oder nimmt doch wenigstens an, daß Alles, was man in derselben antrifft, schon vorher in der Pflanze als Bestandtheile enthalten gewesen sey; allein es bedarf dieses erst noch genaue Untersuchungen, denn es ist möglich, daß einige der Bestandtheile erst während dem Prozeß des Einäscherns erzeugt werden. Auch waren die Erden und das Kali, welche wir in der Asche finden, in den Pflanzen vorher gewiß in diesem Zustande enthalten, sondern vermuthlich mit Pflanzensäure verbunden. Die Pflanzenasche wird zu mancherlei Behuf in den Künsten, und im gemeinen Leben angewendet; z. B. zur Seifensiederlauge, zur Bereitung der Bücklauge, welche beim Bleichen der Leinwand gebraucht wird, zur Bereitung der Potasche, beim Salpetersieden u. s. w. Die ausgelaugte Asche wird noch zum Düngen der Aecker benutzt, auch zur Verfertigung der Capellen zum Abtreiben, und zum Heerdschlagen in den Treiböfen. Die Asche thierischer Theile enthält gewöhnlich etwas Blausäure, die an Kalk gebunden ist, auch phosphorsaure, alkalische und erdige Salze. Die Knochenasche ist nichts anders, als phosphorsaurer Kalk, und etwas blausaurer Kalk, oft auch mit einer Menge phosphorsaurer Kalkerde verbunden.

Aschenkrug, ein Gefäß, worin die alten Griechen und Römer die Asche des verbrannten Leichnams im Grabe beisetzten. Man verfertigte die Aschenkrüge aus Holz, Erde, Marmor, Porphyr, Silber oder Gold, und schmückte sie während der Beisetzung mit Blumen und Kränzen. Ihre Seitenfläche waren mit Figuren, meistens mythologischen Inhalts, entweder bemalt oder mit geschnitzten oder mit geschlagenen Verzierungen besetzt. Die Zeichnung davon sind im Durchschnitte vortrefflich, und beurkunden die hohe Vollkommenheit der Kunst bei den Alten.

Aschenpflanze 1) (die blaue) wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre schönen, himmelblauen, mit gelben Scheiben versehenen Blumen erscheinen vom Frühjahr bis in den Herbst. Man giebt ihr eine nahrhafte, aber feste mit Lehm vermischte Erde. Sie verlangt im Winter 5 bis 10 Grad Wärme, und im Sommer viele Feuchtigkeit. 2) Die afrikanische, auch die blutige Aschenpflanze; sie ist auf den kanarischen Inseln zu Haus. Sie ist sehr schön, und blühet im April und Mai dunkelroth. Man winterte sie bei 5—10 Grad Wärme durch. Sie liebt ziemlich viel Feuchtigkeit, doch darf man ihr keine zu schwere Erde geben. 3) Die Bastard-Aschenpflanze. Die violetten, sternförmigen Blumen dieser immer grünen Pflanze erscheinen vom Frühjahr an das ganze Jahr hindurch in schönen Trugdolden. Ihre Blätter sind herzförmig, eckig, gezahnt, schwach, mit einem Filze überzogen. 4) Die Meerstrand-Aschenpflanze; sie ist im südlichen Europa einheimisch am Meerstrande. Obgleich ihre gelben Blumen, die den Sommer über blühen, nicht die schönsten sind, so empfiehlt sich doch diese Pflanze ihres eleganten Wuchses, ihrer schönen ausgeschweiften Blätter und der weißen Farbe wegen, welche von einem dichten feinen Filze, womit sie bedeckt ist, herrührt, ganz besonders. Sie liebt einen steinigen Boden und viel Feuchtigkeit. Man durchwintert sie bei 5 Grad Wärme.

Aschermittwoch ist der erste Tag des 40tägigen Fastens bei der katholischen Kirche, welche, die Christen mildreich mahnend, auf die strenge Buße der ersten Christen hindeutet, woher denn die Priester den Layen an diesem Tage ein Aschenkreuz auf die Stirne drücken, während sie sagen: „Mensch, gedenke, du bist nur Staub, und wirst wieder in Staub zurücktreten."

Aschod I., der Große genannt, erster König von Armenien, aus der Dynastie der Pageotiden, ein Sohn von Sempad Sparabid und Feldherr der Armeniern. Folgte seinem Vater 856 auf den Thron. Dieser ungemein kluge Fürst, der bei jedem Schritte eine große Unterwürfigkeit unter die Befehle der Kalife dem Scheine nach verrieth, wußte allmählig die Grundlage zu seiner künftigen Macht zu legen, und zuletzt die Monarchie von Armenien, die über 400 Jahre durch den Sturz der Arsaciden erloschen war, wieder ins Leben zu rufen. 859 machte der Kalif Montemokkel, weil er die Unmöglichkeit fühlte, ihn zu unterjochen, aber doch seinem großen Herrschertalente Achtung zollte, ihn zum souveränen Fürsten Armeniens. Jetzt wußte Aschod den Zuwuchs von Macht, den ihm dieser Titel verlieh, zur Ergreifung kluger Maaßregeln zu benutzen, wodurch die innere Verwaltung seines Staates in allen ihren Zweigen die bedeutendsten Verbesserungen erhielt; er machte seinen Bruder zum Gouverneur seiner Provinzen, legte überall feste Plätze an, brachte seine Armee auf einen Achtung gebietenden Fuß, und marschirte alsdann 880 wider die Emirn, welche im Norden von Armenien und in Georgien kommandirten, und sich wider den Kalifen Mothamed empört hatten; er schlug sie aufs Haupt, und zwang sie, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Mothamed wußte die großen Dienste zu würdigen, die ihm Aschod bei dieser Gelegenheit bewiesen; er bewilligte ihm den Titel eines Königs, und hielt sich dafür nur eine mäßige Abgabe aus. Bald darauf erwies ihm Basil I., griechischer Kaiser, die nämliche Ehre. Nachdem jetzt Aschod auf allen Seiten seinen Thron gesichert fühlte, schlug er seine Residenz zu Ani auf, und ließ sich hier feierlich zum Könige salben und krönen 885. Aschod regierte nur 5 Jahre als Selbstherrscher, wo er starb, und seinem Sohne Sempad ein mächtiges, wohlgeordnetes, und seinen Nachbarn Ehrfurcht gebietendes, Reich, seinen Unterthanen aber eine lange Sehnsucht nach einem so guten Regenten hinterließ.

Asclepiades, ein Arzt, geb. aus Bruza in Bithynien. Mithridates wünschte ihn bei sich an seinem Hofe zu haben, und ließ ihm deswegen Anträge machen, die er aber von der Hand wies. Er reiste nach Rom zu den

Zeiten des Pompejus, und lehrte die Rhetorik, fand aber bald, daß die Heilkunde ihm mehr einbrachte, als sein Lehrfach. In seiner Praxis wandte er durchaus keine Hippocratischen Grundsätze an, die zu jener Zeit so allgemein im Schwunge waren. Gewissen Kranken erlaubte er den Genuß des Weins und des kalten Wassers, er verbannte alle Arzneimittel, und ward nur desto mehr der gesuchte Arzt. Er schrieb nämlich weniger unangenehme Mittel vor; Plinius führte diese auf 5 zurück, als: Enthaltung von Wein bei gewissen Fällen, Enthaltung beim Fleischessen, Reibungen und Spaziergänge und sonstige Bewegungen, die in verschiedenen Arten sich fahren und tragen zu lassen, bestanden. Seine Maxime war es, daß ein Arzt seine Kranken sicher, schnell und angenehm heilen müsse. Was nun vorzüglich dazu beitrug, ihn zum Wundermann in seinen Curen zu machen, war das glückliche Ereigniß, welches er mit einem Menschen hatte, den man fast schon zu Grabe tragen wollte, indem Asclepiades aber noch einen Lebensfunken entdeckte; er behandelte ihn nach seiner gewöhnlichen Art, und stellte ihn bald wieder her. Asclepiades wollte den Römern einen Beweis, über die Richtigkeit seiner Theorie, an seiner eigenen Person liefern, und ging daher eine Wette ein: er wolle niemals krank werden. Diese Wette gewann er auch wirklich; denn er starb plötzlich, an einem Sturz von der Höhe seines Hauses, in einem ziemlich hohen Alter, 96 Jahre v. Chr. C. G. Gumpert hat uns eine recht gute Ausgabe von den hinterlassenen Fragmenten dieses Asclepiades besorgt. Weimar 1794 in 8vo.

Ascanius Pedianus, geb. zu Padua, ein berühmter Grammatiker und Freund Virgils, starb 83 Jahr alt, im Anfange der Regierung Neros. Seine Commentare über Ciceros Reden haben ihm einen Namen erworben. Es giebt davon aldinische Ausgaben 1522—1547—1563 in 8vo. Auch findet man sie im Cicero des Gronozus v. 1692.

Asdrubal 1), der Bruder Hannibals, den dieser, als er seinen berühmten Zug gegen Italien antrat, zum Befehlshaber in Spanien bestellte, und ihm eine hinlängliche Macht überließ. Er war im zweiten punischen Kriege gegen die Römer nicht glücklich, und Cn. Scipio eroberte Alles von den pyrenäischen Gebirgen an bis zum Flusse Iberus, brachte der Flotte Asdrubals eine gänzliche Niederlage bei, und schlug ihn mehrmals zu Lande. Asdrubal bekam zwar bald darauf Verstärkung von Karthago; allein ehe er sich noch in Bereitschaft gegen die Römer gesetzt hatte, beschäftigte ihn eine Empörung der Carpesier, und nachdem er diese zum Gehorsam gebracht hatte, kam der Befehl aus Karthago, sogleich Spanien zu verlassen, und seinem Bruder Hannibal Verstärkung nach Italien zuzuführen. Er machte zwar dem Senate in Karthago Gegenvorstellungen, weil Spanien dann so gut wie verloren wäre; aber er richtete nichts aus, und mußte den Marsch antreten. Nun trieb er von den unterworfenen Spaniern große Geldsummen zu seinem Zuge ein, und rückte an den Fluß Iberus. Ehe er aber weiter ziehen konnte, mußte er den Römern eine Schlacht liefern, die, ungeachtet er alle Talente eines erfahrnen Feldherrn entwickelte, dennoch durch die Feigheit und Treulosigkeit seiner Truppen so unglücklich für ihn ausschlug, daß fast seine ganze Armee zu Grunde gerichtet wurde, und beinahe ganz Spanien sich nun den Römern unterwarf. Dennoch erholten sich die Karthaginienser nochmals in Spanien, und Asdrubal verstärkte seine Armee aufs Neue. Nach verschiedenen, theils glücklichen, theils unglücklichen Treffen mit den Römern, wurde endlich der Zug nach Italien wirklich von ihm ausgeführt, wozu ihm die Silbergruben bei Bätula neues Geld verschafft hatten. Der Zug ging glücklich von Statten, und er kam eher vor Placentia an, als es die Römer und Hannibal erwarteten. Vielleicht wäre die Wagschale der Römer jetzt wieder gestiegen, wenn er sich nicht mit der Belagerung von Placentia aufge-

halten, und wenn er statt dessen gleich zum Hannibal gestoßen wäre; so aber ließ er den Römern Zeit, sich gegen ihn in Bereitschaft zu setzen. Er mußte die Belagerung von Placentia aufgeben, und als er darauf gegen Umbrien vorrückte, wurde er von dem Consul Claudius am Fluße Metaurus in einer blutigen Schlacht geschlagen, die Armee der Karthaginienser in Stücke gehauen, und Asdrubal starb auf dem Schlachtfelde, mit den Waffen in der Hand; der Sieger ließ Asdrubals Haupt dem Hannibal ins Lager schleudern; bei dem Anblicke davon sank diesem rohen Krieger sein Heldenmuth. „Nun ist mein Glück und Karthagos ganze Hoffnung dahin," rief er aus. Diese Schlacht, 207 Jahr v. Chr. geliefert, kostete den Geschlagenen 56.000, den Siegern aber und ihren Bundesgenossen bei 8000 Mann. 2) Asdrubal Sohn des Gisco, und nebst dem vorigen Asdrubal, Feldherr der Karthaginienser in Spanien. Er schlug die Römer unter dem Kommando des Publius Cornelius Scipio, der selbst dabei das Leben verlor, und bald nachher den Cn. Scipio, der auch dabei seinen Todt fand. Das Unglück der Römer wurde aber bald durch den C. Marcius, einen römischen Ritter, verbessert, welcher den Asdrubal überfiel, dessen Lager eroberte, und ein großes Blutbad unter den Karthaginiensern anrichtete. Bald nachher wurde seine Armee bei der Meerenge von Kadix eingeschlossen, und endlich sein Lager überfallen und verbrannt; doch entkam er noch, nebst einem Theile seiner Armee, und ging nach Karthago zurück, wo man ihm eine neue Armee zu kommandiren gab, welche ebenfalls von Scipio geschlagen wurde. 3) Asdrubal ein karthaginiensischer Feldherr nach dem zweiten punischen Kriege. In dem Kriege zwischen Karthago und dem numidischen Könige Masinissa führte er die karthaginiensische Armee an, wurde aber vom Masinissa gänzlich geschlagen, und seine Armee nachher eingeschlossen. Der wüthendste Hunger nöthigte sie endlich zur schimpflichen Unterwerfung, und dennoch begingen die Numidier noch die Abscheulichkeit, sie fast alle niederzumetzeln, so daß Asdrubal allein nur mit einigen wenigen vornehmen Offizieren sich rettete. Asdrubal wurde darauf von Karthago, um die Römer zufrieden zu stellen, als Urheber des Krieges, zum Tode verdammt; er entfloh aber, und sammelte eine Armee von 20.000 Mann, um damit selbst gegen sein Vaterland anzurücken. Als jedoch die Römer die Karthaginienser aufs Aeußerste brachten, so erhielt Asdrubal Vergebung, und man bat ihn, seine 20.000 Mann zum Dienste des Vaterlandes zu gebrauchen. Dieses geschah. Er kommandirte die Armee außerhalb der Stadt, und that den Römern viel Abbruch, indem er ihnen die zugeführten Lebensmittel wegnahm. Er hatte sich auf einem sehr hohen Berge postirt; die Römer wollten ihn von da vertreiben, wurden aber so zurückgeschlagen, daß die ganze Armee verloren gewesen seyn würde, wenn nicht die Tapferkeit und Klugheit des Scipio Aemilianus sie noch gerettet hätte. Nachher ward Asdrubal Kommandant der Stadt Karthago, als diese von den Römern belagert wurde; er vertheidigte zwar dieselbe mit der größten Tapferkeit, als aber das Elend in der Stadt immer größer ward, so that er im Namen Karthagos Friedensvorschläge, und versprach gänzliche Unterwerfung. Allein Scipio Aemilianus verwarf Alles, und bestand auf Zerstörung der Stadt. Diese wurde denn auch endlich eingenommen und zerstört, unterdessen Asdrubal sich mit den römischen Ueberläufern, mit seinem Weibe und seinen Kindern im Tempel des Aesculaps verschanzte. Dieser Tempel lag sehr günstig auf einer Anhöhe, und ließ den Belagerten noch einige Hoffnung. Allein auf die Dauer verlor dieser tapferer Feldherr den Muth; ganz allein ging er über zum römischen Feldherrn, fiel diesem zu Füßen und bat um Gnade. Scipio zeigte ihn von fern, in dieser demüthigen Stellung, den Ueberläufern; diese aber muthiger, oder wüthender, als Asdrubal, legten jetzt Feuer an den Tempel; Asdrubals Gattin legte Feier-

kleider an, stieß tausend Verwünschungen wider ihren Gemahl aus, erwürgte ihre beiden Kinder, und stürzte sich mit diesen, sammt den verzweifelten Ueberläufern, mitten in die Flammen.

Ase (Jakob), ein Maler, aus der flamändischen Schule, der sich zu Rom einen hohen Ruhm erwarb, indem er dem unsterblichen Michael Angelo in seinen Slachtgemälden den Unterricht ertheilte.

Asen (ein altdeutsches Wort, in der Einzahl Aß, in der Mehrzahl Aesir) heißen in der altnordischen Götterlehre die Götter. Sie scheinen theils vergötterte Helden, theils zu lebenden Wesen gestaltete Naturkräfte zu seyn. Da diese Entstehung aller Götterlehren im Dunkeln liegt, so ist es kein Wunder, daß man die Asen aus Asien als Bezwinger der alten Nordbewohner hat einwandern lassen. Die Asen sind folgende: 1) Odin, 2) Thor, 3) Baldur, 4) Niörd, 5) Freyr, 6) Tyr, 7) Bragi, 8) Heimdall, 9) Höder, 10) Widar, 11) Ali oder Wali, 12) Aller, 13) Forsata, 14) Loki. (S. Asalehre.)

Ashmole (Elias), aus einer edeln Familie, erhielt seine Bildung zu Oxford. Unter Carl II. erhielt er die Stelle eines Wappenherolds und Anquars, und starb 1692 in seinem 75. Jahre. Das Museum Ashmoleanum zu Oxford hat von diesem Gelehrten seinen Namen, welches er mit mehrern Seltenheiten bereichert hat: Vorzüglich hat das chemische Theater, welches den obern Theil dieses Museums einnimmt, und 1683 erbauet wurde, diesen Namen. — Ashmole hinterließ nebst andern Werken: Theatrum Chemicum Brittannicum, London 1682, 4to; eine Geschichte des Hosenbandordens, London, 1672, und einige Abhandlungen über den Stein der Weisen. Uebrigens kann man sich einen richtigen Begriff über den Zustand machen, worin der Kopf des guten Ashmole sich bisweilen befand, wenn man das Tageblatt seines Lebens, von ihm selbst geschrieben, und 1774 zu London gedruckt, lieset.

Asien, der große bekannte Erdtheil, der zwischen Europa und Afrika gleichsam in der Mitte liegt, das Stammhaus der Menschen. Dieser Welttheil hat unter allen Uebrigen die größte Erhöhung der Erdfläche, und konnte daher nach den Feuerrevolutionen am frühesten sich abkühlen, oder nach den Wasserrevolutionen am frühesten abtrocknen. Aus diesem Welttheile sind alle Völker der übrigen Welttheile, die wir ihrem Ursprunge nach näher kennen, ausgegangen; aus ihm sind alle uns näher bekannte Sprachen und Alphabete, unsre Künste und Wissenschaften; aus ihm ist alle Veredlung des Thier- und Pflanzenreichs, der Handel nebst den ersten Erfindungen zu ihrer Erleichterung, und überhaupt die ganze menschliche Kultur hervorgegangen. Aber die Gegend des höhern Asiens, in der die ersten Menschen wohnten, läßt sich nur muthmaßlich und im Allgemeinen bezeichnen, weil selbst in Moses das Paradies bloß nach einer dunkeln Sage bestimmt ist. Für den südlichen Theil, und zwar für Indien diesseits des Ganges (Hindostan), scheint das himmlische Klima, die reine Luft, der fruchtbare Boden, die Verbindung mit den höchsten Gebirgen, zur Sicherheit gegen Ueberschwemmungen vom Meere her, und manche Spur uralter Kultur in diesem Lande zu entscheiden. Doch ziehen viele Naturforscher den höchsten Rücken von Asien zwischen dem 40. und 55. Grad nördlicher Breite (einen Theil des südlichen Sibiriens und der unabhängigen Tartarei) zum Ursitz des Menschen vor, weil er am frühesten bewohnbar, und vor Wasserfluthen und Vulkanen sicher war, und der Sitz aller unserer Hausthiere ist; weil beinahe alle Flüsse, die sich in das Eismeer, in den östlichen Ocean, in das südliche Meer, und in die kaspische See ergießen, in diesem Lande entspringen, und die Gegend des Paradieses, nach Moses, so wasserreich war, und selbst noch eine alte Sage bei den alten Völkern (im Justin. II. 1. den ersten Wohnsitz des Menschengeschlechts in das Land der

Scythen und Tartaren verlegt. Nur die Kälte dieser Gegend macht dagegen Bedenken. Asien hat vermöge seiner Lage, die größte Abwechselung der Klimaten; vom ewigen Winter des Nordpols an, bis zu der brennenden Sonnenhitze des Aequators, enthält es die bewunderungswürdigste Mannigfaltigkeit in der animalischen und vegetabilischen Schöpfung. Der größte Theil davon liegt im gemäßigten Erdstriche, und ist durchgehends mit einer Fruchtbarkeit und einem Ueberflusse an Produkten gesegnet, die kein anderer Erdtheil kennt. Es hat nicht, wie Afrika, große Sandwüsten, wenn man die arabische Halbinsel ausnimmt. Zwar sieht man sehr große Steppenländer, aber von solchen Sandmeeren, wie man in Afrika findet, nur ein einziges, nämlich die Wüste Cobi (s. d. Art.) in der kleinen Bucharei. Asien hat eine Menge großer, weit sich erstreckender, Gebirgsketten, und ist allenthalben von ansehnlichen Strömen und Flüssen durchschnitten. Im südlichen Asien waren vorzüglich vier Hauptströme die berühmtesten. Sie entspringen von der Gebirgskette des Taurus, und nehmen ihren Lauf nach Süden. Der Euphrat und Tigris schicken ihre Gewässer nach dem persischen Meerbusen; der Indus und Ganges nach dem indischen Meere. Von dem Gebirge Imaus entspringen an der Westseite der Gihon oder Oxus, und der Sirr oder Jaxartes, die ihren Lauf nach dem kaspischen Meere zu nehmen. Noch kommt aus Europa einer der Hauptströme Asiens, nämlich die Wolga, oder der Rha, wie ihn Ptolemäus nennt, welcher Fluß sein Wasser ebenfalls ins kaspische Meer ergießt. Die drei Gebirgsketten Asiens theilen es in drei Theile, durch Klima und Boden wesentlich von einander verschieden. Der nördlichste, das heutige Sibirien, war den Alten ganz unbekannt, obgleich wahrscheinlich schon von den ältesten Zeiten her nicht nur bewohnt, sondern vielleicht noch stärker, als gegenwärtig. Der den Alten etwas bekanntere zweite Theil, das sogenannte mittlere Asien, liegt zwischen den Gebirgsketten des Altai und Taurus. Wir kennen ihn jetzt unter dem Namen der großen Tartarei. Die ganze Fläche besteht aus weiten Steppenländern, gehört zu den höchsten Ländern der Erde, und hat eben deswegen ein rauheres Klima, als Italien und Deutschland, mit dem sie sonst eine Breite hat. Die Einwohner sind hier Nomaden, und haben keine festen Wohnsitze, vorzüglich wohl wegen des gänzlichen Mangels an Waldungen. Sie treiben die Viehzucht, und wohnen unter Gezelten. Jedes Volk theilt sich in Stämme; diese, wenn sie zahlreich sind, wieder in mehrere Horden, und diese in einzelne Familien. Die Häupter der Familien und Stämme sind die Richter im Frieden, und die Anführer im Kriege, und ihre Gewalt ist meistens sehr despotisch. Oft wird das Haupt eines solchen Stammes zugleich Haupt des ganzen Volkes, wird Eroberer, und überschwemmt entfernte Länder mit seinen Schaaren, wie Cyrus, Attila und Timur. Aus diesen Steppen gingen die größten Revolutionen des Menschengeschlechts hervor, die Asiens Schicksal bestimmten, und Afrika und Europa erschütterten. Der dritte Theil von Asien, Südasien, liegt theils südlich von der Kette des Taurus, theils wird er von ihr durchschnitten. Hierzu gehört auch noch Kleinasien. Dies ist der den Alten bekannteste Theil, die östlichen Länder etwa ausgenommen. Von 40° N. B. geht er bis tief in die heiße Zone, ja selbst bis zum Aequator hinunter. Die Länder welche die Alten dazu rechneten, sind: Vorderasien oder Kleinasien, Iberien, Albanien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, die drei Arabien, Sabäa, Minäa, Babylonien, Chaldäien, Medien, Persien, Caramanien, Gedrosia, Baktrien, Aria, Sogdiana, Indien diesseits und jenseits des Ganges, Serica, China und Chersonesus. Dieser Theil Asiens ist bei Weitem der schönste und fruchtbarste. Er hat den mildesten Himmel, und wird von unzähligen größern und kleinern Strömen bewässert. In seinem Schooße trägt er die edelsten Früchte. Alle Obst- und Getreidearten sind hier einheimisch. Die thierische Schöpfung von jeder Klasse

zeigt hier ihre höchste Schönheit und Vollkommenheit. Die meisten und kostbarsten Gewürze und Rauchwerke, Gold, Perlen und Edelgesteine sind hier in vorzüglicher Menge. Aus der Menge der Produkte in diesem Erdstriche läßt sich auch leicht ein Schluß auf die Größe des Handels machen, der hier geführt wurde. Die Reisen der Kaufleute geschahen auch hier nicht einzeln, sondern in großen Gesellschaften oder Karavanen, weil man doch auch unterwegs oft öde Steppenländer und herumziehende räuberische Horden antraf. Zu diesen Reisen bediente man sich des Kameels, eines Thiers, daß die Natur gleichsam Asien eigenthümlich zu diesem Behuf geschenkt zu haben scheint. Der Handel war überhaupt vorzüglich Landhandel, denn obgleich Asien von so vielen großen und schiffbaren Strömen durchschnitten wird, so bedient man sich doch der Flußfahrten selten, weil die meisten Flüsse durch öde Steppenländer gehen, die kein Holz zum Schiffbau liefern, so wie es andern Gegenden wieder an Eisen fehlt. Der Landhandel fand in Asien mehrere Anstalten zur Beförderung an Bequemlichkeit desselben, z. B. große Heerstraßen, und Gebäude zur Aufnahme der Karavanen, die sogenannten Karavansereien. Die Anlegung Beider steigt ins hohe Alterthum hinauf. Der Heerstraßen findet man im persischen Zeitalter unter dem Namen der „königlichen Wege" gedacht; sie durchschnitten das ganze persische Reich, und waren mit dem größten Aufwande und der größten Anstrengung angelegt worden. Die Karavansereien waren große viereckige Gebäude, die einen weiten Hof einschlossen, um welchen herum eine Reihe leerer Kammern sich befand, wo die Ankommenden ihr Nachtquartier nahmen. Für Bequemlichkeit und Nahrung ließ man sie selbst sorgen. Der Gang des Handels blieb in Asien fast immer derselbe, ungeachtet der großen Revolutionen, welche dieser Erdtheil erlitt, weil die fremden Eroberer bald mit den Besiegten einerlei Bedürfnisse hatten, und die Quellen der Bereicherung, die der Karavanenhandel ihnen öffnete, für sie immer anlockend seyn mußten. Erst in ganz neuern Zeiten, seit der Entdeckung des Weges um Afrika nach Ostindien, hat der Verkehr eine ganz andere Richtung genommen. Vorzüglich waren die indischen Länder wegen ihres Reichthums an allen Arten von Produkten die Hauptländer des asiatischen Handels. Die Stapelplätze, wo die Kaufleute ihre Waarenniederlagen hatten, waren die Länder am Euphrat und Tigris, hauptsächlich Babylonien, die Länder am Oxus, Baktra und Marakanda, und die Küstenländer am schwarzen und mittelländischen Meere. Babylonien war das Waarenlager für das ganze westliche Asien, Europa und Vorderasien. Die rohen indischen Produkte wurden hier verarbeitet, und der fruchtbare Boden setzte neue hinzu. Baktra und Marakanda, die jetzige große Bucharei, waren die Waarenlager für das nördliche Asien, und gleichsam die ersten Ruheplätze für die aus Indien, China und Tibet kommenden Waaren. Die Küstenländer des Mittelmeers, Phönicien und Vorderasien waren die Stapelplätze der Waaren, die übers Meer nach Europa und Afrika gebracht werden sollten. Ihre Bewohner wurden seefahrende Völker, und erwarben unermeßliche Reichthümer. Die Hauptgegenstände des asiatischen Handels waren 1) Kostbarkeiten, als: Gold, Silber, Perlen, Edelsteine; 2) Waaren zur Bekleidung, als: Wolle, Baumwolle, Seide, Pelzwerk; 3) Spezereien, Gewürze und Räuchwerk. Allen Zeugnissen der Geschichte zu Folge war das Gold in Asien im größten Ueberflusse; man brauchte es besonders zu Geräthschaften, Zierrathen und Stickereien, weniges zu Münzen. Man weiß nicht recht gewiß, wo die reichen Goldgruben Asiens waren, die so erstaunliche Schätze lieferten. In Vorderasien wusch man Goldsand aus den Flüssen Paktolus und Mäander; aber in viel zu geringer Menge im Verhältniß gegen den vorhandenen Reichthum. Der Caukasus und das taurische Gebirge in Armenien, Medien und Hyrkanien, enthielten wenig oder gar kein Gold, und es scheint daher, daß die ersten reichen Goldgebirge an den Ostgränzen der heuti-

gen großen Bucharei, da, wo das taurische Gebirge sich in zwei Arme theilt, ihren Anfang genommen haben. Hier wurde das Gold nicht bloß aus Flüssen gewaschen, sondern auch gegraben. Vorzüglich kam auch im persischen Zeitalter Gold aus dem nördlichen Indien, das den Persern als Tribut bezahlt wurde. Indessen kann man doch durch eine leichte Berechnung finden, daß der Ertrag aller dieser Goldgruben mit der Menge des vorhandenen Goldes noch in keinem Verhältnisse stand. Zwar konnte man auch damals schon aus dem östlichen Indien, China und Indien Gold ziehen; aber es mußte auch noch andere, nicht so bekannte Quellen dieses Metalls geben, welche die erstaunlichen Vorräthe davon lieferten. Diese Goldquellen scheint man in den damals freilich noch wenig, aber doch gewiß etwas bekannten sibirischen Gebirgsketten gefunden zu haben, die bekanntlich an diesem Metalle außerordentlich reich sind. Zum Beweise dient, daß die nomadischen Völkerschaften des nördlichen Asiens, z. B. die Massageten, und bei Herodot die Arimaspen, als goldreiche Völker beschrieben werden. Eben so sagt Herodot, daß im Norden von Europa eine sehr große Menge Gold sey. Nun begreift aber bei diesem Schriftsteller das nördliche Europa auch das nördliche Asien, und von diesem spricht er gewiß, weil er in jener Stelle Nordeuropa auch zugleich dem westlichen Europa entgegensetzt. Haben doch auch die beiden Gelehrten, der Senator Soimonoff, und Fuchs, Prof. auf der Universität zu Kasan, die Goldgruben am Uralgebirge noch nicht seit lange näher untersucht, und gefunden, daß die, auf der östlichen Seite des Ural=Gebirgs gelegenen, Gruben ungleich ergiebiger sind, als die auf der entgegengesetzten Seite; daß dort die Minen fast mit der Oberfläche des Bodens unter dem Rasen beginnen, und die goldhaltige Erde sich in einer Tiefe von wenigen Arschinen befinde; daß sich dort Gold in kleinen Körnern, mitunter aber auch in Klumpen von 6 Mark, zeige; daß in der Regel 100 Pud Golderde 5 Solotnik reinen Goldes geben; daß die mineralogischen Reichthümer der sibirischen Bergwerke eben so verschiedenartig, als unermeßlich seyen; so wie, daß man Platina, den sogenannten Koridon oder adamantischen Spath, amerikanische und indische Edelsteine dort gefunden. Auch weiß man, daß im Jahr 1822 Rußland aus seinen sibirischen Bergwerken an Gold 74 Pud, 7 Pfund und 66 Solotniks, in baarer Münze eine Summe von 4 Millionen 35.552 goldner Rubel, an Silber 1225 Pud oder 4 Mill. 702.000 Silber=Rubel gewonnen hat. Noch auffallender, als der Ueberfluß von Gold in Asien, ist die Menge des Silbers daselbst, und doch hat man nicht viel Spuren, daß es damals in Asien reiche Silbergruben gegeben habe. Das Silber kam also wahrscheinlich aus Spanien nach Asien. Der Gebrauch kostbarer Steine, sowohl zum Schmuck, als insbesondere zu Siegelringen, war auch in Asien sehr gewöhnlich. Die Fundgruben derselben waren im Gebirge Imaus. Die Perlen wurden vorzüglich in persischen Meerbusen und an den Küsten der diesseitigen indischen Halbinsel gefischt. Die Baumwolle und ihr Gebrauch zu Zeugen zur Bekleidung des Körpers war schon sehr früh in Asien bekannt, wie Herodot bezeugt. Vom Gebrauch der Seide in so frühen Zeiten haben wir keine gewisse Spuren; doch gab es schon zu Aristoteles Zeit Seidenhandel in Asien. Wolle wurde auch schon sehr früh bearbeitet, und besonders die von den arabischen und milesischen Schaafen geschätzt. Der Handel mit Pelzwerk war auch nicht unbeträchtlich. Der vorzüglichste und einträglichste Handelszweig aber war unstreitig der mit Gewürzen und Räuchwerk, da man sich des Letztern insbesondere beim Opfern bediente. Das Räuchwerk hatte man aus Arabien; die Gewürze, unter denen Zimmet den ersten Platz einnahm, aus Indien. — So verschieden das Klima von Asien in seiner weitläuftigen Ausdehnung war, so verschieden mußten auch die Bewohner desselben in diesem oder jenem Striche seyn. Die unabsehlichen leeren Steppen des mittlern Asiens, entblößt von Waldungen und allen großen Holzarten, waren nur für nomadische Hirten=

völker tauglich, und erlaubten keinen Ackerbau und keine festen Wohnsitze; aber im südlichen Asien, wo ein immer heiterer Himmel lächelt, und die herrlichsten Früchte zum Genuß reizen, da sollte der Mensch kein Hirte bleiben, sondern zu einer edlern Lebensart fortgehen. Hier, wie die Geschichte zeigt, war der Anfang des Landbaues, des Weinbaues, der Ursprung der Städte und der bürgerlichen Verfassung. Und wenn man auch hin und wieder in diesen Gegenden nomadische Volksstämme findet, so sind sie entweder fremde oder Gebirgsvölker, deren Land zum Ackerbau nicht taugt. Die Geschichte der verschiedenen Reiche in Asien hat bei allen eine auffallende Aehnlichkeit, ungeachtet der vielen Revolutionen, die es erlitten hat. So oft auch Reiche untergegangen sind, so oft nahmen auch die neuentstandenen die Form der alten an. Der Hauptgrund davon ist, daß die asiatischen Reiche nicht nach und nach, sondern plötzlich und durch Eroberung, und zwar größtentheils von nomadischen Völkern, entstanden. Denn die wilden Nomaden, die keine Bequemlichkeit des Lebens kannten, nahmen gar bald die Sitten, den Luxus und die Weichlichkeit der besiegten Völker an, und so ging Alles immer wieder den alten Gang, nur mit einigen wenigen Modifikationen. Diese sich meistens immer ähnliche Entstehungsart der asiatischen Reiche ist auch zugleich mit eine der Ursachen des ganz willkührlichen Despotismus, der in diesen Reichen von jeher herrschte. Die verschiedene physische Beschaffenheit Asiens hatte auch einen sehr großen Einfluß auf seine Sprache. In Gebirgs- und Küstenländern sprach man in kleinen Bezirken oft verschiedene Sprachen. Im Innern Asiens hingegen fand man sehr große Strecken, wo nur Eine Sprache geredet wurde, und hier machten die großen Flüsse und Gebirgsketten auch die Gränzen der Sprache, so wie der Völker selbst, aus. In Vorderasien bis zum H a l y f l u ß herrschte die altphrygische Sprache, die überhaupt eine der ältesten war. Sie war aber doch eine Tochter der armenischen. In den Küstenländern sprach man griechisch und carisch. Jenseit des Flusses fing von Kappadocien an eine eigene Sprache zu herrschen, nämlich die sogenannte s e m i t i s c h e M u n d a r t, deren Zweige das Syrische, Chaldäische, Hebräische, Samaritanische, Phönicische, Arabische u. s. w. waren. Die Gränze dieser Sprachen war der Tigris, und jenseits desselben fingen die p e r s i s c h e n Sprachen an, die ganz von den vorigen verschieden waren. Die größte Verschiedenheit der Sprachen fand in den caucasischen Gebirgsländern Statt. Von den übrigen Hauptsprachen jenseit des Indus findet man nichts. Zu Asien rechneten die Alten noch verschiedene Inseln, nämlich im mittelländischen Meere Rhodos, und Cypern, im ägäischen Tenedos, Lesbos, Chios, Samos, Ikaria ꝛc., im indischen Meere Taprobana (Ceylon). Die griechischen und römischen Schriftsteller nahmen das Wort A s i e n in dreifacher Bedeutung: 1) für den ganzen Erdtheil; 2) für Vorderasien; 3) im Neuen Test. bedeutet es so viel, als die westlichen, an der See gelegenen Provinzen der Halbinsel Vorderasien. Da das Taurusgebirge von Westen nach Osten mitten durch Asien geht, so machte man auch in der Geographie dieses Gebirge zur Theilungslinie von Asien in den nördlichen und südlichen Theil. Was die große westliche Halbinsel Asiens, die vom schwarzen ägäischen und mittelländischen Meere gebildet wird, oder das sogenannte Kleinasien betrifft, so nannten es die Griechen, besonders die Constantinopolitaner, das Morgenland. Hieraus ist der Name Natolia bei den Lateinern, und das Anadoli der Türken entstanden. Kleinasien faßte folgende Landschaften: Mysien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus am schwarzen Meere, Troas, Jonien, Carien am ägäischen, Lycien, Pamphylien, Cilicien am mittelländischen Meere; in der Mitte aber Phrygien, Lydien, Galatien, Kappadocien, Lycaonien und Pisidien. Alle Länder dieser Halbinsel sind ungemein fruchtbar. Das Klima von Jonien war das sanfteste und mildeste, das die Alten kannten. Getreide, besonders Waizen, Heidekorn und Hirse, wuchs fast allenthalben

in ungeheurer Menge. Der Weinstock und Oelbaum war allenthalben verbreitet, und ersterer wuchs am schwarzen Meere sogar wild. Pontus war das Vaterland der Kirschen; Obst gerieth an allen Orten aufs Beste. Bergwerke gab es wenig; doch in den Flüssen Hermus und Paktolus Goldsand. Schaaf- und Rindviehzucht wurden sehr stark getrieben. Auch an Pferden und Wildpret hatte es keinen Mangel. Daher war dies Land auch schon sehr früh angebaut worden, und die meisten Künste erkannten es als ihre Mutter. Von den Joniern kamen die phönicischen Buchstaben nach Griechenland. Die Lydier schmolzen und hämmerten zuerst Erz, und machten auch Anspruch auf die Erfindung der ersten Wollfärberei. Die Phrygier waren die Erfinder anschließender Kleider, und der vierrädrigen Wagen. Tonkunst, Dichtkunst und Baukunst dankten Kleinasien ihr Daseyn. Es war das Vaterland des Homers, Thales, Aesop, Herodot u. Hippokrates u. a. großer Männer. Die Einwohner waren theils Griechen, theils andere Nationen. In den ältesten Zeiten blüheten hier eine Menge kleiner Königreiche, auf deren Trümmern sich das lydische Reich erhob, welches die Perser, nebst dem übrigen Vorderasien, bezwangen. Nach Alexanders Tode entstanden aus der macedonischen Monarchie hier eine Menge kleiner Reiche: Bithynien, Pontus, Pergamus, Kappadocien rc. Alle kamen endlich unter die Herrschaft der Römer, die Asien durch ihre ungeheuern Abgaben entnervten.

Asinelli, ein berühmter Baumeister zu Bologna, führte hier 1109 den, nachher von Dante verewigten, Thurm Degli Asinelli auf, dessen Festigkeit und schöne Verhältnisse in allen seinen Theilen von jedem Kenner bewundert werden. Dieser Thurm, der höchste von ganz Italien, hat, ohne seine ungemein schöne und hohe Kuppel, 371 Fuß Höhe.

Asinius Pollio, ein berühmter Redner und Freund des Cicero, geboren 678 v. R., erhielt von Antonius die Statthalterwürde über das cisalpinische Gallien (711), wurde dann 713 Consul, besiegte die Parthiner in Illyrien, und stiftete die erste öffentliche Bibliothek in Rom. Virgil und Horaz, seine Freunde, feierten ihn in ihren Gesängen. Er schrieb Tragödien, Reden, und eine Geschichte in 17 Büchern, wahrscheinlich über die bürgerlichen Kriege der Römer; doch haben sich nur drei Briefe an den Cicero erhalten. Asinius Pollio starb im 80sten Jahre seines Lebens auf seinem Gute zu Frescati.

Asklepiaden, auch Tempelärzte genannt, war ein Priesterorden, der sich von der Familie des Aesculap (Asklepios) herschrieb, sich ausschließend mit der Bearbeitung und Ausübung der Medicin beschäftigte, berühmte Schulen zu Rhodos, Kos und Knidos hatte, und aus dessen Mitte der große Hippokrates, der 20ste Nachkömmling vom Stammvater Asklepios, hervorgegangen ist, durch dessen Bemühungen die Heilkunde allmählig ein Gemeingut der Menschen wurde, wodurch der Orden der Asklepiaden natürlich an Ansehen verlor, und endlich sich ganz auflöste. Die Art, wie das Geschäft der Heilkunde von diesen Aerzten betrieben wurde, war eingerichtet, daß eine große Anzahl von Kranken in den Tempeln geheilt werden mußte, und ungünstige Erfolge nicht leicht das Ansehen derselben schmälern konnten. Die Tempel, und selbst der Boden, auf dem sie standen, in einem weiten Umkreise, waren heilig, und Niemand durfte sich nahen, der nicht durch Enthaltsamkeit, Baden und andere Ceremonien darzu eingeweihet war. Das Bild der Gottheit selbst konnte man nicht ohne große Vorbereitungen, und in einigen Tempeln gar nicht sehen; schon dadurch wurde die Erwartung der Hülfe suchenden Kranken gespannt, und ihre Phantasie erhitzt. Die Lage der Tempel war allemal angenehm und gesund, in heiligen Hainen, oder auf anmuthigen Bergen, und man sah immer darauf, daß ein Fluß, eine Quelle von gesunden Wassers, oder selbst eine warme und mineralische Quelle in der Nähe war. Bäder, Rei-

ben und Salben des Körpers, gehörten zu den allgemeinsten Mitteln zur Vorbereitung, und zur wirklichen Heilung. Die Reise nach dem geheiligten Orte, der Anblick neuer Gegenstände, die neue Gesellschaft, die Zerstreuungen von mancherlei Art, befördern sie auf eine bedeutende Weise. Die Priester selbst unterließen dabei nichts, was die Einbildungskraft ihrer Kranken erhitzen, und ihre Hoffnung auf Genesung recht lebhaft machen konnte; Alles war mystisch, und in ein heiliges Dunkel gehüllt; man pries die Hülfe, die Andere hier erlangt hatten, und zeigte die Denkmale davon mit vieler Umständlichkeit vor; sorgfältig wurde verhütet, daß Niemand in dem Gebiete eines Gesundheitstempels starb. Es ließ sich Musik und Gesang hören, man räucherte mit gewürzhaften, balsamischen Dingen, man ordnete Spiele und gymnastische Uebungen an, kurz man that Alles, was zu jenem Zwecke beitragen konnte. Die Kranken mußten ferner die strengste Enthaltsamkeit beobachten, äußerst mäßig leben, und durften gewisse Speisen, die die Wahrnehmung oder der Glaube als schädlich anerkannt hatte, gar nicht genießen. Wurden sie endlich zum Opfer selbst gelassen, so geschah das wieder mit mancherlei mystischen Gebräuchen, die alle Erwartung noch mehr spannen mußten. Nach dem Opfer und nach eifrigem Gebet zur Gottheit, legten sich nun die Kranken schlafen, entweder auf das Fell des geopferten Widders, oder sonst an einen geheimnißvollen Ort des Tempels, um durch einen Traum die Eingebung der Gottheit zu bekommen. Ihre Heilmittel waren gewöhnlich sehr einfach, meistentheils unschädlich, und bestanden oft nur in der Anordnung einer gewissen Diät. Die Geschichte der geheilten Kranken und die angewandten Mittel, wurden auf gewisse Tafeln (Weihtafeln, Tabulae votivae) geschrieben, und in den Tempeln zum Ruhm der Gottheit aufbewahrt.

Asmodi ist der Name eines bösen Geistes, dessen das 3te Kapitel des Buches Tobias erwähnt, der alle Männer der jungen Sara, vor dem der junge Tobias durch Befolgung des Rathes, den ihm der Engel Raphael gegeben hatte, sich verwahrte. Einige Rabbiner halten den Asmodi für den Obersten der Dämonen, wie dieses sich ergiebt aus der chaldäischen Erklärung über das Buch des Predigers, Kap. 1.; allein diese Meinung ist ungegründet. Elias, der Rabbiner, sagt in seinem Wörterbuche, Thisbi genannt, Asmodi sey der nämliche mit Samael, der seinen Namen aus dem hebräischen Samad, d. i. zerstörend, herleitet. In diesem Falle könnte er der nämliche mit jenem seyn, der in der Apokalypse, Kap. 9. der Vernichtende (Der Engel des Verderbens) heißt. Wie dem auch sey, so ist es nicht zwecklos, zu bemerken, daß sich über die Dämonen oder bösen Geister kein Zweifel erheben läßt. Man braucht nur die Werke eines Plato, Plutarch, Porphyrius, und einer Menge anderer heidnischer Schriftsteller zu durchlaufen, um sich zu überzeugen, daß alle Weisen des Alterthums das Bestehen der Dämonen anerkannt haben. Die ersten Philosophen der neuern Zeit, ein Locke, Clarke, Leibnitz und Newton sind sich ebenfalls darinn einig. Die Kirchenväter, die das Christenthum vertheidigt, oder wider die Abgötterei in den ersten Jahrhunderten geschrieben haben, beweisen das Nämliche; endlich die heiligen Bücher machen einen Glaubenspunkt daraus. Das Bestehen der Dämonen läßt sich folglich nicht in Abrede stellen, oder man müßte denn seine eigenen Ideen auf den Ruinen aller Autoritäten erheben wollen, oder man müßte sich die Erklärung einer unendlichen Menge unwidersprechlicher Ereignisse auf den Hals laden wollen, die ohne die Dazwischenkunft der Dämonen nicht Statt finden können. Man weiß ja, welche Blöße ein Paracelsus, St. André, so wie der Abbé St. Pierre, sich gegeben, da sie statt der Dämonen, wer weiß, was für eine Sympathie der Einbildungskraft aufgestellt haben, die, auf eine Entfernung von mehrern hundert Meilen, die bewunderungswürdigsten Dinge hervorbringen soll. Wenn man den Dämonen mitun-

ter Dinge zugeschrieben hat, woran sie keinen Antheil hatten, und wenn man ihrem Wirkungskreise bisweilen einen zu großen Raum gegeben hat, so ist es hiemit ergangen, wie es noch jetzt mit den gelehrtesten Männern ergeht. Sobald diese nämlich irgend eine, ihrer Meinung nach, wichtige Entdeckung gemacht haben, so machen sie hieraus ein allgemeines System zur Basis, und beziehen alle Naturereignisse darauf hin. S. d. Art. Dämonen.

Asnier (Remy), Präsident des Sanitäts-Collegiums zu Paris, zeichnete sich mit ungemeiner Geschicklichkeit in der Kunst aus, den Stein zu schneiden, und den Staar zu stechen. Er war der Erste in Frankreich, der durch unwiderlegliche Erfahrungen bewies, daß der Verlust des Gesichtes keineswegs seinen Grund in einem Häutchen habe, das sich zwischen der durchsichtigen hornartigen Haut und der Crystall-Feuchtigkeit des Auges gebildet, sondern, daß er von der Verdickung dieser letztern Feuchtigkeit selbst herrühre. Der berühmte Devaux sagt von ihm in seinem Index Funereus, Asnier habe zuerst behauptet, der Staar habe seinen Sitz in der Crystall-Linse des Auges. Durch seine unzähligen und immer glücklichen Operationen mit Ehre und Reichthum überladen, starb Asnier zu Paris im Jahr 1690.

Asops, ein Instrument der Hebräer, in der Form eines Oblongums; es war mit zehn Saiten bezogen, welche mit einer Feder gerissen wurden.

Asow, eine Stadt und unbedeutende Festung in dem russ. Gouv. Jekaterinoslaw, an der Mündung des Don in das asowsche Meer, mit 3800 Einw., starker Fischerei und etwas Handel. Im 14ten Jahrh. hieß sie Tana, und gehörte den Genuesern, die sich des Handels wegen in der Krim und auch an den Küsten des asowschen Meeres festgesetzt hatten. 1392 eroberte sie Timur Leng (Tamerlan), und 1471 entrissen sie die Türken den Tartaren. Lange Zeit kämpften die Russen um ihren Besitz gegen die Türken, die sie erst 1774 für immer an die Russen abtraten.

Aspasia, ein berühmtes Frauenzimmer zu Athen, von Milet in Jonien gebürtig, das sich sowohl durch seine Schönheit und Anmuth, als durch die außerordentlichen Fähigkeiten des Geistes, durch Wissenschaft und Beredsamkeit auszeichnete. Ihr Vater hieß Ariochus; von seinem Stande aber wissen wir nichts, und eben so wenig auch, wie Aspasia nach Athen gekommen ist. Sie war anfangs die Geliebte, und nachher die Gemahlin des Perikles. Dieser wurde zuerst durch ihren großen Ruf in der Beredsamkeit zu ihr hingezogen, ward ihr Schüler, und bald darauf ihr feurigster Liebhaber. Sie erlangte so viel Herrschaft über ihn, als er über die Athenienser hatte, so daß sie es eigentlich war, welche durch ihn die Athenienser beherrschte. Sie verfertigte ihm sogar mehrere Reden, die er an das Volk hielt. Perikles hatte schon eine Gemahlin, als er den Umgang mit Aspasien anfing. Diese schied sich daher von ihm, worauf er Aspasien förmlich heirathete. Aspasia war mit die Hauptursache, daß Athen sich in den Krieg der Samier mit den Milesiern mischte, und den Letztern aus allen Kräften beistand. Sie begleitete den Perikles auf seinem Zuge gegen die Samier, erbauete zum Andenken seines Sieges, einen Tempel, und verfertigte die berühmte Leichenrede, die Perikles zum Andenken der Erschlagenen hielt, und die mit so allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Auch war sie die Ursache, daß die Athenienser den Megarensern untersagten, ihr Gebiet zu betreten, weil diese der Aspasia zwei Sclavinnen geraubt hatten. Einst wurde Aspasia vor dem Areopag wegen Verachtung der Götter angeklagt. Perikles erschien selbst vor Gericht, führte ihre Sache, und brachte es durch seine Beredsamkeit und seine Thränen dahin, daß sie losgesprochen wurde. Aspasia war auch die Erste, die in ihrem Hause eine Gesellschaft junger, schöner und angesehener Frauenzimmer unterhielt, deren Reize die jungen Athener an sich locken, und an ihr Interesse knüpfen sollten. So versammelte sie die größten Köpfe und

die angesehensten Männer um sich, und sicherte dadurch ihr Ansehen. Selbst Sokrates hielt es nicht unter seiner Würde, dieses liebenswürdige Frauenzimmer zu besuchen, und sich durch ihren Umgang zu bilden. — Perikles soll einen Sohn von ihr gehabt, und demselben sein Vermögen und seinen Namen vermacht haben. Nach des Perikles Tod, 428 v. Chr., war es Lysikles, ein Mensch von dunkler Abkunft, den Aspasiens Liebe begünstigte, und der durch ihren Credit sich zu den höchsten Staatsämtern emporschwang. Der Name dieser Courtisane ward so berühmt, daß Cyrus, der Bruder des Artaxerxes Macemon, den Namen seiner Geliebten, Milto, in jenen der Aspasia verwandelte. Diese Letztere war zugleich Geliebte und Minister von Artaxerxes, der nach 37 jährigen Umgang mit ihr, sie seinem Sohne Darius abtrat, dem sie eine glühende Liebe für ihre Person einzuflößen gewußt hatte. Artaxerxes nahm sie nicht lange nachher seinem Sohne wieder ab, und machte sie zur Sonnenpriesterin; Xenophon nennt sie die Kluge, und Plutarch versichert, Cyrus habe ihr dieses Attribut beigelegt, weil er sich selbst in den schwierigsten Händeln, bei ihren Rathschlägen oft sehr gut befunden habe.

Aspecten bedeuten in der Sternkunde den jedesmaligen Stand der Planeten oder Sterne gegen einander. Man unterscheidet deren fünf: 1) gesechster Schein, wenn die Sterne 60° von einander abstehen, welches mit ✶ bezeichnet wird; 2) gevierter Schein, wenn sie 90° von einander stehen, was durch □ ausgedrückt wird; 3) gedritter Schein, bei einer Entfernung von 120° durch △ bezeichnet; 4) Gegenschein, wo die Entfernung 180° ist, der Ausdruck ist ☍; 5) Conjunction oder Zusammenkunft, mit ☌ bezeichnet. Kepler setzt noch acht neue Aspecten hinzu, und sagt: es sind die Winkel, welche die Strahlen zweier Sterne nach der Erde zu machen. Der Sternkundige bestimmt durch die Zusammenkünfte der Planeten den Lauf derselben; der Geograph aber und Seefahrer die Länge der Oerter auf der Erde. Nach ihnen bestimmte der alte Glaube den guten oder schlimmen Einfluß der Gestirne auf die Erde, und die Sterndeuter unterschieden 1) gute Aspecten; gewöhnlich war das gedritter nnd gesechster Schein. 2) schlimme Aspecten, gewöhnlich Gevierter und Gegenschein, und 3) gleichgültige Aspecten was die Conjunction war.

Aspendius, ein berühmter Leierspieler aus Aspendia in Pamphylien, seiner Vaterstadt, von wo er seinen Namen hergeliehen. Nur mit der Linken berührte er die Saiten seines Instruments; aber mit so viel Zartheit, daß fast nur er allein die hervorgelockten Töne vernehmen konnte. Daher entstand das Sprichwort, wodurch die Griechen mit ihm diejenigen verglichen, die nur für ihr eigenes Interesse zu sorgen pflegten, „das ist, sagte man, Aspendius der Leiermann; er spielte nur für sich.“ Auch die Diebe nannte man so, weil sie bei ihrer Praxis darauf anlegen, von Niemand gehört zu werden.

Asper (Hans), geboren zu Zürich 1499, ein berühmter Maler, Zeitgenosse Holbeins, dessen Manier er mit so viel Treue nachzuahmen verstand, daß seine Gemälde oft für die jenes großen Meisters galten. Mehrere seiner Werke befinden sich auf der Züricher Stadtbibliothek; unter andern das Portrait von Zwingli, im Profil bis auf den Unterleib gemalt. Ein Edelmann in seinem Mantel mit seiner Kopfbedekkung, in Gesellschaft seiner, in schwarzen Sammet und weißen Satin gekleideten Frau, befindet sich im Kabinet eines dortigen Kunstfreundes. Auch giebt man von seiner Hand noch das Portrait einer in weißen Satin gekleideten Frau mit einer Katze auf ihrem Schooße an, das durch Zeichnung, Colorit und vollendete Ausführung sich im höchsten Grade empfiehlt. Schade ist es, daß man über Aspers Gemälde, die er in dem Hauptsaal des 1696 zerstörten Züricher Stadt-

hauses angebracht hatte, gar keine Zeichnungen hat; denn Asper zeichnete vortrefflich, und seine Erfindungen sind reich und wohl gruppirt. Seine Mitbürger ließen ihm zu Ehren eine Medaille prägen, so wie sie ihn 1545 auch zum Mitglied des hohen Raths wählten. Trotz dem Allen starb Asper doch in Dürftigkeit den 21. März 1571. Zwei von seinen Söhnen, Johann Rudolph und Rudolph, verfolgten zwar die Kunstbahn ihres Vaters, vermochten aber, trotz des Unterrichts, den sie von ihm erhalten, seine Stelle doch nicht ehrenvoll auszufüllen. Manches von ihren Werken ist unter dem, vom Vater her geborgten Namen in die Welt hinein gegangen.

Asper, Aktsche (in der türkischen Sprache mit derselben Bedeutung), eine türkische Münze von der Größe eines Silberdreiers; 3 Asper machen 1 Para, 120 einen Piaster oder Löwenthaler aus. Sie ist also nicht volle 2 Pfennige Conv., aber die als Münze gangbaren sind 5 Pfennige werth. Es giebt auch viele falsche, welche die Juden und Paschas in den entlegenen Provinzen münzen. In der Berberei sind die Asper viereckig geschnittene Silberbleche mit arabischer Schrift.

Aspern (Schlacht bei) am 21. und 22. Mai 1809. Nachdem Napoleon am 14. Mai 1809 für die österreichische Landwehr einen General-Pardon (für erfüllte Bürgerpflicht!) hatte ergehen lassen mit dem Zusatz: Wer aus ihnen binnen 14 Tagen seine Fahne nicht verlassen, und in seine Heimath nicht zurückkehren würde, dessen Habe solle eingezogen, sein Haus eingeäschert werden, foderte er am 15. Mai aus Schönbrunn, der großen Theresia Lieblingssitze, die Ungarn auf, sich auf dem Felde Rakos einen andern König zu wählen, sich unabhängig zu erklären von Oesterreich, das nur ihr Unglück gemacht, ihr Interesse stets aufgeopfert habe! Am 17. erklärte er eben auch aus Schönbrunn die Einverleibung des Kirchenstaats. Sein Uebermuth schien auf dem Scheitelpunkte zu stehen. — Im Wahne, die Tage von Landshut und Regensburg hätten ihm das alte Reich des Hauses Habsburg eben so unbedingt zur Beute hingeworfen, wie die Tage von Jena und Halle das unglückliche Preußen, erkannte er nur noch Prinzen von Lothringen, keinen Kaiser von Oesterreich mehr, hielt alle Parlementärs als Gefangene zurück, und würdigte einen, von dem Erzherzog Generalissimus Carl, am 29. April aus Neumark gemachten, annähernden Antrag, wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen, gar keiner Antwort. Buonaparte's kriegerischer Scharfblick fand bald jenen natürlichen Waffenplatz der Insel Lobau, die, durch den Hauptstrom der Donau vom rechten Ufer getrennt, und stark bewachsen, durch ihre große Breite und Tiefe, die Entfaltung einer hinreichenden Anzahl Geschützes und Truppen verstattend, den Uebergang in die unübersehbaren Ebenen des Marchfeldes erleichtert und sichert. — Der 19. bis zum 21. verflossen in Zurüstungen zur bevorstehenden Schlacht. Am 21. Mai Mittags, setzten sich die Oesterreicher, 75.000 Mann stark, in Bewegung zum Angriff auf den, aus der Lobau herüberdringenden Feind, dem die beiden großen Dörfer Eßlingen und Aspern vortreffliche Stützpunkte gewährten.— Doppelt bewunderungswürdig nach dem unheilvollen Anbeginn eines, mit den freudigsten Hoffnungen begonnenen Streites, war das stolze Vorgefühl des Sieges das an diesem merkwürdigen Tage das österreichische Heer befeuerte — Aspern wurde mehr als zehnmal erstürmt, verloren und wieder gewonnen. Um die Kirche, um den Kirchhof, um den Thurm, um Böden und Keller, um einzelne Bäume, um verrammelnde Wägen und Pflüge, ein blutig erbittertes Ringen. Des Feindes gesammtes zweites Mitteltreffen, eine Masse von zwölf auserlesenen Kürassier-Regimentern, brach einmal mit solcher Gewalt hervor, daß das entgegenstehende Reiterhäuflein wich, das Geschütz mit Noth gerettet wurde, und ein Theil des Fußvolks der eigenen Vertheidigung überlassen blieb. Diese „Massen von Helden" (die österreichischen Regimenter Zach,

Froon, Stein, Zettwitz, Joseph Colloredo, die Legion E. H. Carl, unter dem F. M. L. Brady und den Generalen Koller, Buresch und Mayer) waren rings umzingelt, die zu ihrem Schutz herbeieilende Reiterei geworfen, sie aufgefodert: sich zu ergeben. Ein mörderisches Feuer auf 15 Schritte war die Antwort. Andere Massen Fußvolk erprobten dieselbe kaltblütige Verachtung von Tod und Gefahr, über 3.000 Kürasse wurden auf dem Schlachtfelde gesammelt. Es war der letzte Tag dieser furchtbaren schweren Reiterei Buonaparte's, bei deren Nahen der Erdboden erzitterte, und die Luft sich verfinsterte, deren ungewohnt wilder und herrlicher Anblick sonst wohl die Wirkung that, wie in den Schlachten der Alten ihre besichelten Streitwägen und bethürmten Elephanten. — Napoleon selbst wollte Zeuge des unwiderstehlichen Vordringens der Geharnischten seyn. Wenige Schritte von ihm wurden die Generale und Stallmeister, Fouler und Durosnel, gefangen. — Um Eßlingen und in seinen crenaillirten Speicher, diese Citadelle des, für des Feindes Rückzug entscheidend wichtigen Ortes, war ein neues Gewühl der Verzweiflung. Der Kampf des 22ten war es um so mehr, als der Erzherzog durch brennende Fahrzeuge, welche die hoch angeschwellene Donau herunter schwammen, des Feindes Brücke in die Lobau hatte durchbrechen lassen, dieser also auf die Insel, und auf den schon so gut als verlornen, schmalen Schlachtboden am linken Ufer eingeengt war! Ueber 400 Kanonen ras'ten von beiden Seiten gegen einander. Der Oesterreicher concentrisches Feuer auf einen äußerst beschränkten Wahlplan, wo alle Batterien sich kreuzten, sprühte Tod und Verderben in die Reihen des lange unerschütterlichen Feindes. Die schnell und heftig einander übereilenden Angriffe mit Säbel und Bajonett hatten nichts Ebenbürtiges in der neuern Kriegsgeschichte. — Buonaparte durchritt seine Reihen, mit dem Zuruf: „Er selbst habe der Brücke Zerstörung befohlen, um ihnen keine Wahl zu lassen, zwischen glorreichem Sieg, oder unvermeidlichem Untergang!" Dennoch wurden alle seine wüthenden Angriffe abgeschlagen. — Die österreichischen Generale drängten sich überall an die Spitze ihrer Truppen. Der Erzherzog Generalissimus ergriff selbst die Fahne wankender Bataillone, und war überall, wo der große Wurf des Tages in der größten Gefahr schien. — Mit einbrechender Nacht floh der Feind ganz vom linken Ufer. Er zählte gegen 11.000 Todte; über 5000 Verwundete fielen in die Hände der Oesterreicher. 29.000 lagen in und um Wien. — Nur 3 Kanonen, nur 2500 Gefangene nahmen die Sieger: eine seltene Probe der Hartnäckigkeit, mit welcher beide Theile gestritten. Der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, d'Espagne, der Führer jener eisernen Männer, Saint Hilaire und Albuquerque waren unter den Todten, die Marschälle Massena, Eßlings löwenkühner Vertheidiger, Bessieres, die Generale Boudet, Molitor, Lassalle, Claparede, Lagrange, Legrand verwundet. Doch auch die Oesterreicher zählten 4000 Todte, und unter — 15.600 Verwundeten 12 Generale und 700 Offiziere. — Die Lobau war mit einer Ueberzahl französischer Truppen, Pferden, Verwundeten, Geschütz, Gepäck, in der feindseligsten Unordnung besäet, durch gute Zeit ganz vom jenseitigen Ufer getrennt, an mehreren Orten unter Wasser. Es war Mangel an Nahrung und an Munition, und auf die fruchtlosen Anstrengungen der zwei beispiellosen Schlachttage, war die vollendetste Muthlosigkeit und wahre Sehnsucht nach einem Ende so vielen Jammers gefolgt. — Massena's unbeugsame Standhaftigkeit hat für den Ruhm der französischen Waffen in diesen Schreckentagen mehr geleistet und mehr gehindert, als selbst durch den Entscheidungssieg über Korsakow bei Zürich. — Kein Massena in Genua, und keine Schlacht von Marengo, — kein Massena in Eßling und auf der Lobau, und keine Schlacht von Aspern!

Aspertino (Amico), einer der besten Thiermaler Italiens, geboren 1474 zu Bologna, erhielt hier von Franz Raibolin, Franzia genannt, Unterricht in der Kunst. Man nannte ihn den Meister Amico mit zwei Pinseln, weil er das Licht mit der einen, und den Schatten mit der andern Hand zugleich aufzutragen pflegte. Mit ihm nahm die Malerkunst in Italien einen höhern Flug zur Vollkommenheit, und seinen Meister hat er bei Weitem übertroffen. Er starb im 78sten Jahre seines Alters. Seine Werke haben sich durch die Lebhaftigkeit ihres Colorits bis auf unsere Zeiten sehr gut erhalten.

Asphalt ist meist schwarz, und nur in Splittern braun durchscheinend; theils Fettglanz, theils Glasglanz; meist muscheliger Bruch, sehr spröde, brüchig, giebt leberbraunen Strich; hat einen eigenen, meist bitterlichen Geruch; brennt mit dickem Dampf. Gewicht = 1104. Er wird in Schweden, Dänemark, Sibirien und der Pfalz gegraben, findet sich aber auch auf dem todten Meere, das davon seinen griechischen Namen hat. Der Asphalt ward von den alten Aegyptiern zu ihren Compositionen zur Mumienbereitung genommen. Jetzt brauchen ihn die Türken, Araber rc. häufig in Oel aufgelöst, zum Bestreichen ihres Pferdegeschirrs, um die Stechfliegen rc. abgehalten. — Unter den Abarten des Asphalts verdient der berühmte, kostbare, wohlriechende, feste Bergbalsam, oder die mineralische Mumie, aus den Bergklüften zu Khorossan, am Fuß des Kaukasus, Erwähnung. Die Perser nennen sie Muminahi; dieser Name ist erst im 13ten Jahrhundert von den alten ägyptischen balsamirten Leichen gebraucht, und diese sind seitdem allgemein Mumien genannt worden.

Asphyxie, Scheintod. Die Aeußerungen des thierischen Lebens können in verschiedenen Graden ihrer Stärke vorkommen, ja für einige Zeit sogar ganz unterbrochen werden. Es kann der Blutumlauf und das Athmen einige Zeit stocken, ohne daß das Leben deshalb nothwendig aufhören muß. Allein die Wärme des Körpers nimmt dabei ab, so daß man schon viele Menschen in solchem Zustande des Scheintodes für wirklich todt angesehen und beerdigt hat. Bei mehreren Thieren kommt der Scheintod regelmäßig als Winterschlaf vor; der Dachs, das Murmelthier, und andere, fallen bei der eintretenden Winterkälte jedesmal in Erstarrung, aus welcher sie nur durch die Wiederkehr des Frühlings geweckt werden. Die Ursachen des Scheintodes sind sehr verschieden; oft bestehen sie in Einflüssen, welche das Athmen hemmen oder aufheben, wohin irrespirable Luftarten (Kohlendampf, Kohlensäure, Wasserstoffluft rc.) zu zählen sind. Eben so wirkt das Wasser beim Ersäufen, die Zuschnürung des Halses beim Erdrosseln. Blitz und Kälte erzeugen ihn ebenfalls, nur auf andere Art. Zur Wiederbelebung wende man folgendes Verfahren an. Das Herausziehen der Ertrunkenen aus dem Wasser, die Aufhebung der Erstickten und Erfrornen, das Abschneiden der Erdrosselten, ist mit der möglichsten Behutsamkeit zu veranstalten, damit der Scheintodte nicht auf's Neue sich beschädige, noch sein noch übriges schwaches Leben ganz verliere. Er muß sofort auf einer Tragbahre sorgfältig an den nächsten bedeckten Ort gebracht, und Brust und Kopf müssen möglichst erhaben gelegt werden. Alle Binden und Kleider werden entfernt, alles Nasse weggeschafft, vorhandene Wunden zugebunden, und sofort Wasser, Essig, Salz, Oel, Strohbetten oder Matratzen, Bürsten, Tücher zum Reiben, wo möglich Vorrichtungen zum Klistir und Baden, auch ein Arzt oder Wundarzt herbeigeschafft. Alles, was den Mund, und also das freie Athmen hindern könnte, Schleim, Blut, Schlam, wird mit einem in Oel getauchten Finger oder Feder aus dem Munde entfernt, für kühle und reine Luft, und für die gehörige Erwärmung des Körpers durch Reiben mit Tüchern, Flanell oder Bürsten (bei Erfrornen mit Schnee) gesorgt. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Wiederherstellung des Athmens. Dazu dient am Besten

ein doppelter Blasebalg; im Fall dieser fehlt, bläst ein gesunder Mann dem Todten Luft in den Mund. Allezeit muß während des Einblasens die Nase zugehalten, und der Adamsapfel oder Kehlkopf etwas nach hinten gedrückt werden, um der Luft den Eingang in den Schlund und Magen zu versperren. Abwechselnd mit dem Einblasen muß ein Gehülfe den Bauch und die Brust etwas zusammendrücken, um die Luft wieder herauszuschaffen. Endlich müssen alle diese Mittel wenigstens 12 Stunden fortgesetzt werden, ehe man sie fruchtlos ansehen darf. Insbesondere aber dürfen Ertrunkene keinesweges umgekehrt, noch gerollt werden, auch müssen diese ganz vorzüglich schnell gewärmt und abgetrocknet werden. Ein blaues aufgeriebenes Gesicht erfodert einen Aderlaß. Ueberdies schneidet man dem Ertrunkenen die Haare ab, kitzelt ihn im Halse mit Federn, bläst ihm Luft ein, giebt ihm Tabaks- oder andere Klistire, badet ihn, wenn es seyn kann, lau, und hält ihm Riechmittel unter die Nase. Erdrosselte müssen vom Würgbande befreit, und in freier Luft, wie die Ertrunkenen im Zimmer, behandelt, mit kaltem Wasser bespritzt, und im Halse gereitzt werden. Erstickte werden sogleich aus dem Gemache hervorgeholt, worin sie erstickt sind, mit der größten Sorgfalt für die Träger, die sich den Mund mit Tüchern verbinden, und diese vorher mit Essig, Kalkwasser oder Salmiakgeist zu befeuchten haben. Alle Rettungsversuche müssen ebenfalls in freier Luft gemacht werden. Vom Blitz Getroffene behandele man ebenfalls an der freien Luft, besprenge sie mit kaltem Wasser, flöße ihnen Hofmanns Liquor ein, oder elektrisire sie. Erfrorne grabe man in Schnee, oder setze sie in eiskaltes Wasser, bedecke und reibe sie mit gefrornen Erdbirnen, Sauerkraut rc., und meide alle Wärme, bis sich Spuren des wiederkehrenden Lebens zeigen, wo dann der Kranke in ein Bett gelegt, und trocken abgerieben wird.

Aspre (Freiherr von), ein geborner Belgier, that sich in österreichischen Kriegsdiensten bei dem Aufstande in Brabant 1789 und 90 durch seine Treue an das Kaiserhaus hervor, und erhielt deßhalb auch das Maria-Theresien-Kreuz. Im nachfolgenden Revolutionskriege diente er unter Clairfait (1795) und unter Latour in den Niederlanden und Italien, und zeichnete sich stets durch Tapferkeit und Muth aus. Im Jahre 1799 organisirte er in Toskana den Aufstand gegen die Franzosen, erhielt als österreichischer Generalmajor beim Frieden den Abschied, und starb zu Brüssel 1802.

Assai, sehr, wird einem andern, den Karakter, oder die demselben entsprechende Bewegung eines Tonkünstlers bezeichnenden, Worte beigesetzt, um die Bedeutung desselben zu verstärken. Daher z. B. Allegro assai, sehr geschwind.

Assas (Nicolas, Chevalier d'), geboren zu Vigan, war Hauptmann im französischen Regiment Auvergne, und befehligte in der Nacht vom 15. bis zum 16. Oktober 1760 die Vorposten bei Kloster-Camp in der Nähe Geldern's, als der Herzog von Braunschweig die Franzosen überfallen wollte. Von den Feinden ergriffen, und bedroht, daß der erste Laut ihm das Leben kosten würde, zögerte er nicht, dasselbe zu opfern, indem er ausrief: „hieher Auvergne, hier sind die Feinde! Eine seiner Familie bewilligte Pension von 1000 Liv. beurkundete die Dankbarkeit des Königs; sie wurde bis zur Revolution seiner Familie ausbezahlt, und ist nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. wieder bewilligt worden.

Assassinat (Assassinium) ist in seiner ursprünglichen Bedeutung die Tödtung eines Christen von Seiten eines Nichtchristen, vermöge Auftrags eines Andern. Dieses Wort leitet sich ab aus den Zeiten der Kreuzzüge, vom Volke der Assassinen in den Bergen von Phönicien, bei welchen jeder Unterthan bloß auf Befehl des Oberherrn, aus Christenhaß, Mord an einem Christen beging. — Assassinium verum im Gegensatze des Fictum (welcher an

jedem Menschen vermöge Auftrags begangen wird, u. Banditenmord, auch wohl Assassinium heißt) ist, wenn solcher Mord unter Lohn unternommen wurde.

Assecuranz, Assecuration, Versicherung, ist ein Vertrag, wodurch sich Jemand verbindlich macht, gegen eine bestimmte Summe die Gefahr gewisser Sachen unter der Bedingung zu übernehmen, daß er, wenn sie durch gewöhnliche äußere Unfälle verloren gehen, dem Eigenthümer den Werth derselben ersetzen wolle. Wer die Gefahr gegen einen gewissen zu hoffenden Gewinn übernimmt, heißt der Versicherer, Assecurant, Assecurateur, Assüradeur (assureur), und der Eigenthümer der versicherten Sachen der Versicherte oder Assecurant (assuré). Dieser Vertrag wird vorzüglich beim Seehandel entweder auf das Schiff mit allem Zubehör (Assecuranz auf's Casco), oder auf die Stückgüter abgeschlossen. Das Geld, welches der Assecurant bekommt, und nach Maßgabe der zu befürchtenden Gefahr und anderer Umstände größer oder geringer ist, nennt man Prämie (Versicherungsbelohnung), die gewöhnlich in gewissen Procenten von den versicherten Gegenständen besteht. In England ist die Prämie bei Seeassecuranzen 1 vom 100 der versicherten Summe, und wird gewöhnlich in Guineen verstanden. Alle Seeassecuranzen bezahlen eine Abgabe von 5 Schill. pCt. bei Reisen in's Ausland, und 2 Schill. 6 Pense pCt. bei Küstenfahrten nach und von einem Theile des Königreichs. Um die Prämie zu finden, welche man für die Versicherung des Eigenthums geben muß, darf man nur den Werth desselben mit der Rata multipliciren, und das Produkt mit 100 dividiren. Der Assecuranzvertrag muß schriftlich abgeschlossen werden. Man nennt die darüber abgefaßte Urkunde Polizza oder Police (Versicherungsbrief). In demselben müssen die Namen der Contrahenten, die assecurirten Sachen, die bedungene Versicherungssumme, der Name des Schiffes und des Schiffers, die Zeit und die Art der übernommenen Gefahr, die Oerter der Einladung und Löschung, d. h. Ausladung der Waaren, der Name des beeidigten Mäklers, durch welchen die Assecuranz abgeschlossen worden ist, die Unterschrift eines jeden Versicherers u. s. w. bestimmt angegeben werden. Ohne eine Polizza ist ein Assecuranzvertrag ohne alle Wirkung. Ein verständiger Versicherer pflegt auf viele Schiffe, aber nur kleine Summen zu assecuriren, weil er nach der Wahrscheinlichkeit berechnet, daß von einer gewissen Zahl von Schiffen ungefähr gleich viele verunglücken. In Frankreich haben die bei 18 friedlichen Jahren aus den Verzeichnissen der Marine gezogenen Berechnungen gelehrt, daß von 180 Schiffen jährlich eins verloren gegangen ist. Die Berechnung und Vertheilung des Seeschadens unter die Assecuranten nennt man Dispache, und der dieses Geschäft besorgt, heißt Dispacheur. Die falsche Angabe oder Taxation der versicherten Sachen, die Nichtladung derselben und andere Umstände, die nicht durch äußere Gefahren während der Versicherungszeit veranlaßt werden, begründen das Ristorno oder die Rückbezahlung der Prämie nebst der Aufhebung des ganzen Vertrags. Doch gestehen die meisten Assecuranz-Ordnungen dem Versicherer in diesem Falle ein gewisses Quantum von der Prämie, gewöhnlich ½ pCt. zu. Wenn man nach Ablauf eines bestimmten Zeitraums, welcher der Entfernung des Orts, wohin das Schiff segeln will, angemessen ist, keine Nachricht von demselben erhält, so wird es abandonirt, und der Assecurant muß die Versicherungssumme bezahlen. Der große Nutzen, welchen Seeassecuranzen zur Beförderung des Handels haben, hat zur Einführung besonderer Assecuranzgesellschaften, Assecuranzkammern und Assecuranzordnungen in großen, besonders Seestädten, Anlaß gegeben. Man hat auch Brandassecuranzen, Versicherungen gegen Wetterschaden, Viehseuchen u. s. w. eingeführt. Die Bestimmung der Erstern geht dahin, den Verlust an Gebäuden, welche die Eigenthümer gegen ein gewißes Geldquantum haben versichern lassen,

nach dem von ihnen angegebenen Werth derselben entweder ganz oder zum Theil aus besondern dazu errichteten Brandkassen zu ersetzen. Es giebt auch politische Assecuranzen, wenn man durch Verträge, Bündnisse u. s. w. einen gewissen Zweck desto sicherer zu erreichen sucht. Es werden darüber besondere Assecuranzacten ausgefertigt, z. B. die Parlamentsacten in England in den Jahren 1701 und 1705 in Betreff der dem churbraunschweigischen Hause versicherten Erbfolge auf den großbritt. Thron u. s. w. — Die Römer kannten schon die Assecuranzen, wie aus einigen Stellen des Livius erhellet, daß das Aerarium zu Rom die Gefahr der Schiffe übernahm, welche Getreide nach Spanien führten, und Sueton erzählt im Leben des Kaisers Claudius, daß dieser den Händlern mit Getreide, welche solches über's Meer nach Rom brachten, Schadenersatz versprochen hat.

Asselin, ein Bürger aus Caen, berühmt durch seinen entschlossenen Karakter im 11ten Jahrhundert, wovon uns die Geschichte einen merkwürdigen Zug aufgezeichnet hat. Als Wilhelm der Eroberer zu Rouen das Zeitliche gesegnet hatte (1087) wurden seine sterblichen Reste, seinem letzten Willen gemäß, nach Caen gebracht, um in der dortigen von ihm gestifteten Abtei St. Stephan beigesetzt zu werden. Im Augenblicke, wo man sie ins Grab senken wollte, stürzt Asselin mitten in die Versammlung, und spricht mit kraftvoller Stimme: „ich erkläre vor Gott, daß diese Erde, wo ihr diesen Leichnam einsenken wollet, mein rechtmäßiges Eigenthum ist (es war ein Ackerfeld seines Vaters, in dessen Besitz sich Wilhelm mit Gewalt gesetzt hatte, als er diese Abtei erbauen ließ, ohne ihm dafür die geringste Entschädigung zu gewähren); ich fodere daher diesen Boden zurück, und ich widersetze mich eurer Absicht, diesen Leichnam in meinem Erbe beizusetzen.“ Alle Umstehenden geriethen in Staunen und Stillschweigen; aber Heinrich, der jüngste unter Wilhelms Söhnen, der dem Leichenzug beiwohnte, unterrichtet über die Rechte des Gegners, ließ ihm auf der Stelle 100 Livres in Silber ausbezahlen, die den Werth des zurückgefoderten Bodens ausmachten.

Asselyn (Johann), ein geschickter Maler, geboren zu Amsterdam 1610, reisete 1630 nach Rom, wo er sich in Zeichnungen von Prospekten, Alterthümern und Thieren vervollkommnete. Auf seiner Rückreise aus Italien, blieb er zu Lyon, und heirathete die Tochter eines, Geschäfte wegen hier sich aufhaltenden, Kaufmanns aus Antwerpen, die er mit sich nach Amsterdam brachte. Hier war er Einer der Ersten, der seinen Landsleuten durch den Anblick seiner Werke, eine ungezwungene und deutliche Manier in der Landschaft-Malerei beibrachte. Seine Gemälde bestanden aus historischen Stücken, aus Landschaften, ausstaffirt mit herrlich getroffenen Alterthümern und Thierfiguren. Seine Farben sind frisch, seine Pinselstriche keck und bewunderungswürdig, und stellen die Natur in ihrer ganzen Pracht dar. Er starb 1660. Im Jahr 1810 sah man im Museum Napoleon ein See-Stück, und einen Prospekt des Coliseums zu Rom mit Thierfiguren; eine Aussicht auf den Tiber; noch eine Aussicht auf diesen Fluß, von dem Ponte Laurentano her, und dann eine Ruine, von Asselyn gemalt. Die beiden ersten Stücke waren aus Preußen hierbergeschleppt worden.

Assiento bedeutet im Spanischen Verpachtung und Vertrag. Unter Assiento (oder Assientovertrag) versteht man besonders die Einwilligung der spanischen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung andrer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersclaven aus Afrika in die spanischen Kolonien in Amerika, gegen eine gewisse an Spanien zu entrichtende Abgabe, einführen und damit handeln durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien schlossen mit den Engländern und Holländern einen solchen Handelsvertrag. In der Folge waren die Engländer bis

1701 in dem alleinigen Besitz des Assiento. Als aber Phil. von Anjou auf den spanischen Thron kam, gestand dieser 1702 der französischen Guineacompagnie, die seitdem auch Assientocompagnie hieß, den Handel auf 10 Jahre mit dem Rechte zu, 48.000 Neger beiderlei Geschlechts in die spanischen Besitzungen in Amerika einzuführen. 1713 aber wurde zu Utrecht von Spanien mit England der Assientotraktat auf 30 Jahre abgeschlossen. Die englische Südseecompagnie, der die Regierung diesen Handel überließ, zahlte der spanischen Regierung 33 Piaster für den Kopf; doch waren 800 frei, und durften ohne Abgabe eingeführt werden. Mit diesem Sklavenhandel war auch das Permissions- oder Assiento-Schiff verbunden, das traktatenmäßig anfänglich 500, von 1717 an 850 Tonnen groß seyn sollte, in der That aber 1000 Tonnen hielt. Es ging mit allerlei Waaren beladen in die spanischen Länder in Amerika, erhielt aber aus den englischen Kolonien in Amerika heimlich immer mehr Waaren, so daß das Schiff nie leer wurde, und der spanische Handel dadurch sehr litt. Darüber gab es nun so viele Beschwerden und Irrungen, daß es 1739 zum Krieg zwischen Spanien und England kam, worauf in dem Aachener Frieden 1748 zwar der englischen Compagnie ihre Gerechtsame noch 4 Jahre zugestanden, aber in der Madrider Convention vom J. 1750 der spanischen Regierung überhaupt, und für die noch rückständigen 4 Assientojahre 100.000 Pf. Sterl. gezahlt wurden. So nahm der Assientotraktat sein Ende.

Assignaten hieß das zur Zeit der franz. Revolution geprägte Papiergeld. Als nämlich der Nationalversammlung alle Hülfsquellen fehlten, das große, unter den vorigen Regierungen entstandene, Deficit der Einnahme gegen die Ausgabe zu decken, und sie dasselbe durch das Aufheben vieler das Volk drückenden Auflagen vergrößerte, so wurden nach der königl. Proklamation vom 19ten April 1790 zuerst für 400 Millionen Assignaten, von 1.000 Livres bis zu 5 Sous, ausgegeben, die beim allmähligen Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter zur Bezahlung angenommen werden sollten; daher ihr Name Assignaten oder Anweisungen auf den Fonds der geistlichen Güter. Da aber eine Kasse fehlte, in welcher man dieses Papiergeld wieder in Metall verwandeln konnte, so fingen sie an zu sinken, und hatten, obgleich alle übrigen Nationalgüter zum Fonds geschlagen und der festgesetzte Preis durch Gewalt häufig erzwungen wurde, bei ihrer übermäßigen Vermehrung unter Robespierre's Regierung am Ende keinen Werth mehr. Im J. 1791 erhielten sie sich über 90 pCt.; 1792 fielen sie auf 60; 1793 auf 50; 1794 unter 40; 1795 zu Anfang auf 18, am Ende auf 1 oder ½ pCt. Die von der Regierung Begünstigten gewannen viel durch den Ankauf von Nationalgütern, die sie meistens mit wohlfeil erhandelten Assignaten bezahlten. Aber der Staatsgläubiger verlor, weil man ihm mit Assignaten Capital und Zinsen bezahlte, und alle Stände verloren, weil bald das baare Geld verschwand, und der Preis der Dinge in demselben Verhältnisse stieg, in welchem der Werth der Assignaten fiel. Man berechnet die Summe aller in Umlauf gesetzten Assignationen auf 40 Milliarden (40.000 Millionen) Livres, wovon aber einige Milliarden zu verschiedenen Zeiten verbrannt wurden. Das Bedürfniß zwang die Regierung, nach einigen Finanzoperationen andrer Art abermals auf das Papiergeld zurückzukommen. Man verfertigte 1796 für 1.800 Millionen Mandate, stellte aufs Neue die größtentheils noch nicht verkauften Nationalgüter als Unterpfand auf, und gab ihnen den Vorzug vor den Assignaten. Aber das Zutrauen der Nation war verloren; sie fielen so schnell, daß am Ende desselben Jahres sie Niemand mehr für ½ pCt. kaufen wollte.

Assignation, Anweisung, ist ein Auftrag, welchen ein Schuldner (assignans) seinem Gläubiger (Assignatarius) in der Absicht ertheilt,

damit dieser von einem Dritten (Assignatus) eine Schuldsumme eincassire und sich davon bezahlt mache. Die Gesetze schreiben keine bestimmte Form für Assignationen vor; es liegt aber in der Natur des Geschäfts, daß sie in der Regel schriftlich, z. B. in Briefform, oder als Ordre, abgefaßt werden. Kaufleute pflegen nicht bloß in Schuldsachen, sondern auch bei andern Foderungen Assignationen auszustellen. In diesem Falle sind sie von Wechselbriefen darin unterschieden, daß diese das Wort „Wechsel" enthalten müssen, und daß auf die Erfüllung der Wechselverbindlichkeit mit der dabei gewöhnlichen Strenge gedrungen wird. Sie werden übrigens mit und ohne Aviso ausgestellt, haben gewöhnlich Respecttage, wie die Wechsel, und werden acceptirt oder protestirt. Durch die Ausstellung einer Assignation wird der Schuldner von seiner Verbindlichkeit nicht eher frei, als bis der Assignat die in derselben enthaltene Summe wirklich bezahlt hat; denn der Gläubiger macht sich durch die Annahme der Assignation bloß verbindlich, sie dem Assignaten zur Erhaltung seiner Foderung zu präsentiren, und er kann sich, wenn sie derselbe nicht annimmt, oder, wenn er sich durch eine mündliche Erklärung, oder durch die gewöhnliche Unterschrift des Wortes „acceptirt" unter der Anweisung, angenommen hat, doch nicht bezahlt, wieder an den Schuldner halten, ohne daß er den Assignaten anzuklagen braucht, ob er dies gleich könnte, wenn derselbe die Anweisung acceptirt hat. Uebergiebt der Assignatarius die Anweisung dem Assignaten nicht sobald als möglich, oder wendet er sich nicht unverzüglich, nachdem der Assignatus die Zahlung verweigert hat, an den Assignaten, und fodert seine Bezahlung, so verliert er seinen Regreß an Letztern.

Assimilation ist derjenige Prozeß der thierischen Oeconomie, wodurch der von außen aufgenommene, unorganische Nahrungsstoff in Blut und weiter durch dasselbe in feste Körpertheile umgeschaffen wird. Der Magen nimmt die Speise auf und verändert sie in Speisebrei, aus diesem wird in den Gedärmen der Milchsaft geschieden, von einsaugenden Gefäßen durch die Gekröskrüsen hindurch in das große Milchgefäß geführt, von da weiter durch die linke Schlüsselbeinblutader und die Herzkammer in die Lungen, allwo er mit dem Blut zugleich, mittelst eingeathmeten Sauerstoff's, geröthet wird, und als Blut durch die Aorta in dem ganzen Körper vertheilt wird. Aus dem Blute setzen sich dann die nöthigen festen Theile überall ab.

Assington (Essington), ein Dorf, südöstlich von Cambridge. Die Dänen unter ihrem König Kanut schlugen hier die Engländer unter ihrem Könige Edmund Ironside, 1016.

Assis ist eine alte Straßburger Silbermünze, welche 2 Batzen oder 8 Kreuzer galt. Sie hatte die Größe eines Zehnkreuzerstücks und war im Striche zehnlöthig. Auf ihrem Averse befand sich eine Lilie in einer Bogeneinfassung mit der Umschrift: Assis Argentinensis. Auf ihrem Reverse sah man einen Lilienkranz in bogenförmiger Einfassung mit der Umschrift: Gloria in excelsis Deo.

Assisengericht nennt man in England jenes Gericht, das zwei Mal im Jahre zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten in den Provinzen sich versammelt, um alle Klagen und Criminalprozesse durch Richter und Jury zu entscheiden. Aus dem englischen Recht ist es in die neuere französische Gerichtsverfassung übergegangen, wo die Assisengerichte die stehenden Criminalgerichte sind.

Assyrien. Der semitische Stamm Assur zog in sehr früher Zeit nach dem Tigris hin, und stiftete daselbst ein Reich, das nach ihm wahrscheinlich Assyrien genannt ward. Es begriff das jetzige Kurdistan und einen Theil von Al-Dschesira. Die Geschichte dieses älteren assyrischen Reichs ist sehr dunkel

und in Fabeln gehüllt. Anfangs herrschten hier wahrscheinlich mehrere kleine Stammfürsten, bis ein Eroberer sie vereinte. Die Griechen setzten aus dunkeln Nachrichten, die sie von diesem Reiche erhalten hatten, eine Geschichte zusammen, worin wohl Nichts wahr ist, als daß Ninive und Babel zwei Hauptstädte morgenländischer Fürsten waren, deren Eroberungen sich weit über Asien verbreiteten. Nach ihnen war Ninus der erste Alleinherrscher. Seine Gemahlin Semiramis war noch berühmter. Vielleicht hat man die Erzählungen, welche die Sage von verschiedenen Beherrschern Assyriens aufbewahrte, unter dem Namen der Thaten Ninus und der Semiramis vereinigt. Etwa 800 v. Chr. (nach Volney 717 v. Chr.) war dieses Reich unter aufrührerische Statthalter getheilt, und aus seinen Trümmern erhoben sich das medische und das neubabylonische Reich, welche endlich durch Cyrus in der Mitte des 6ten Jahrh. v. Chr. unter die Herrschaft des medisch-persischen Reiches fielen. Denn das Daseyn eines selbstständigen neuassyrischen Reichs, welches nach Sardanapals Falle neben dem neubabylonischen und medischen bestanden haben soll, kann nicht bewiesen werden. Das eigentliche Assyrien gehörte damals als königliche Provinz unter Statthaltern oder Vicekönigen, von jüdischen Schriftstellern Könige genannt, bald zum neubabylonischen, bald zum medischen Reiche, und theilte das Schicksal dieser Staaten. Das heutige Curdistan ist noch ein Theil des alten Assyrien, und von Persern und Türken bewohnt. Der assyrische Dialekt ist bis auf wenige Königsnamen untergegangen, die nach mehreren Vorgängern Simonis, so weit es möglich ist, in seinem Onomasticon erklärt hat. Nach dem Verfall des assyrischen Reichs haben sich Kurden vom persischen Völkerstamm (wahrscheinlich die Karduchi beim Xenophon) zwischen die Ureinwohner von Assyrien, die Aramäer, gesetzt, und sind der herrschende Theil der Einwohner geworden. Noch jetzt sind deutliche Spuren von dieser Einwanderung übrig, und beide Nationen von einander unterscheidbar. Unter den Kurden leben noch jetzt viele Feldbauer (Nabathäer) von allerlei christlichen Sekten, welche einen mit Syrischem vermischten chaldäischen Dialekt reden, und ihre Sprache Casdani (Chaldäisch) nennen. Sie heißt auch die karkuphische oder die Gebirgssprache, und in ihr sollen die nestorianischen Christen auf den assyrischen Gebirgen eine eigene Uebersetzung des A. T. haben, welche die Karkuphische genannt wird. Abulfaradsch nennt die Sprache der noch in Assyrien und in einzelnen Dörfern in Irak wohnenden Aramäer Chaldäisch-Nabathäisch, weil auch um den Ausfluß des Euphrats herum Nabathäer (syrische Landbauer) wohnten, die zu seiner Zeit eine ähnliche Umgangssprache hatten.

Ast ist derjenige Theil eines Baumes, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst von dem Schusse des Baumes ausgeht. Zacken nennt man dasjenige, was hernach wieder aus dem Aste gewachsen ist. Zweig bedeutet einen grünen und frischen Zacken, der Blätter hat, und Reis ist eigentlich, was der Baum in einem Jahre hervorbringt.

Astacus, Flußkrebs, Edelkrebs. Dieses Thier (wovon es auch von Natur rothe und andere, selbst beim Sieden schwarzbleibende Spielarten giebt) erreicht ein zwanzigjähriges Alter, und wirft bekanntlich seine ganze Schale alljährlich ab, wobei zugleich seine drei Zähne und selbst sein Magen erneuert werden. Die zwei kalkigen Steine, die sich im Sommer zu beiden Seiten seines Magens finden (die irrig sogenannten Krebsaugen), sind doch wohl der vorzüglichste Stoff, woraus die neue verjüngte Schale verhärtet. Auch der zufällige Verlust von Füßen, Scheren rc. dieser und anderer Gattungen von Krebsen, wird durch ihre starke Reproduktionskraft leicht wieder ersetzt. Sie schnellen sogar Füße und Scheren, wenn sie ihnen (nur nicht zu nahe am Leibe) gequetscht, oder mit einem glühenden Eisen

berührt werden, von selbst von sich. So wie es der Seekrebs zuweilen bei heftigen Donnerschlägen thun soll.

Astarte, eine syrische Göttin, deren Benennung und Deutung so mannichfach und verschiedenartig ist, daß die Schriftsteller in ihren Ansichten darüber durchaus nicht einig sind. Sie erscheint auf syrischen Münzen theils bekleidet, mit einem Scepter, oder einer Mauerkrone, nach der Art der Cybele, oft auch nackend und in Gesellschaft der Amorn. Nach dem Berichte Lucians hatte sie einen großen und uralten Tempel in Phönicien, und war, was die Semele bei den Griechen und die Astoroth bei den Hebräern galt.

Asthenie. Dies Wort kommt aus dem Griechischen (a privativum und σθενος, Kraft) her, und heißt so viel als Schwäche oder Mangel an Kraft, und ist ein Kunstausdruck der sogenannten Erregungstheorie, einer systematischen Ansicht der Heilkunde, die sich ursprünglich auf Brown's Theorie gründet, aber durch Bearbeitung deutscher Aerzte eine andere Gestalt erhalten hat. Brown, ein Schottländer (s. d. Art.), baute seine Lehre bloß auf die verschiedenen Verhältnisse der Erregbarkeit des Organismus, und auf den verschiedenen Einfluß der Reize auf selbige. Sie ist deßhalb dualistisch, aber eben darum auch die einseitigste von Allen, weil der Körper in weit mehrern Verhältnissen lebt. Er sagt: die Erregbarkeit, d. i. die Möglichkeit des Körpers, äußere Reize aufzunehmen, ist eine und dieselbe im ganzen Körper; jedem ist ein gewisses Maaß davon von seiner Erzeugung an zugetheilt. Dadurch, daß äußere Reize auf diese Erregbarkeit wirken, wird das Leben unterhalten. Diese Reize oder Potenzen wirken nur quantitativ verschieden, einer stärker, ein anderer schwächer. Das Produkt ihrer Einwirkung ist die Erregung, deren Grad von der Stärke beider Faktoren, des Reizes und der Erregbarkeit, abhängt. Mangel an Reiz läßt also die Erregbarkeit anhäufen, Erregung aber zehrt sie auf. Ein gehöriges Verhältniß beider Faktoren, gleichsam eine mittlere Proportion, giebt nach ihm Gesundheit. Gestörtes Verhältniß giebt Abweichungen und sonach Krankheit. Ehe diese entsteht, erzeugt sich Krankheitsanlage oder Opportunität. Da Brown bloß eine Verschiedenheit in der Quantität zugesteht, so kann diese Störung nur in zu starker oder in zu schwacher Erregung ihren Grund haben. Die Gesundheit steht zwischen Beiden in der Mitte; die zu starke Erregung ist nach ihm ein Uebermaaß von Kraft, Hypersthenie; die zu schwache ein Mangel an Kraft, Asthenie. Die im ganzen Körper gleichförmige Erregbarkeit macht auch die Krankheit im Ganzen gleichförmig, so daß bei sthenischer Krankheit oder Opportunität kein Theil des Körpers asthenisch seyn kann, so auch umgekehrt. Asthenische Opportunität läßt keine sthenische Krankheit zu, und diese Anlage schließt jene Art von Krankheit aus. Eben so gründete er alle Unterschiede der Krankheiten nur auf den verschiedenen Grad ihrer Stärke. Er sprach der Natur alle Heilkraft ab, und fand solche nur in der Abänderung der Reize. Der Arzt solle bloß das Uebermaaß herabstimmen, oder den Mangel zu ersetzen suchen, und damit so lange fortfahren, bis Reiz und Erregbarkeit wieder in ihr gehöriges Verhältniß gekommen sind. Daher stellte er auch alle Heilmittel nur in zwei Klassen, in reizende oder die Erregung vermehrende, sthenische oder sthenisirende, und asthenische oder die Erregung herabstimmende. Jedes Mittel der beiden Klassen ist von dem andern nur durch die Größe des Reizes verschieden. Brown läugnete jede besondere Wirkung auf einen einzelnen Theil des Körpers. Er unterschied ferner, ob die Asthenie durch zu starke Reize und gänzliche Aufzehrung aller Erregbarkeit oder auf die oben erwähnte Art entstanden sey; jenes gab die indirekte, dieses die direkte Asthenie. Jene solle mit einem Reize, der an Stärke dem, welcher sie durch Ueberreiz

erzeugte, gleich kommt, anfangs behandelt, und zu schwächern herabgestiegen werden. Diese verlangte anfangs schwache, und später stärkere Reize. Opium war ihm das stärkste Reizmittel ohne alle weitere eigenthümliche Wirkung; der Aderlaß das schwächendste von allen asthenisirenden. So richtig die Unterscheidung der Krankheiten in sthenische und asthenische ist, so unnatürlich ist die Annahme einer im ganzen Körper gleich starken Erregbarkeit, so unstatthaft die bloße Unterscheidung der Krankheiten nach dem Grade, und die der Heilmittel in jene 2 Klassen, da man die specifische Wirkung Keinem absprechen kann. Das Gute, was in der neuen Lehre lag, konnte so wenig als die groben Mißgriffe, die sie veranlassen konnte, der Erfahrung entgehn. Die gelehrtesten deutschen Aerzte versuchten Brown's schwankende Sätze zu berichtigen, und das Ganze der Natur mehr anzupassen. So entstand ein Gemisch von Altem und Neuem, und dies nannte man, weil noch immer Erregung die Hauptrolle darin spielte, die Erregungstheorie. In der Ueberzeugung, daß eine solche Einseitigkeit der Heilkunde nur Schaden bringen kann, haben bessere Aerzte diese Lehre als einen Zweig der Pathologie, oder der allgemeinen Ansicht des Organismus, seines Lebens, seiner gesunden und kranken Zustände untergeordnet, und sie als Hauptprincip gänzlich verworfen.

Astrachan ist die Hauptstadt des russischen Königreichs gleichen Namens, welches eine östliche Provinz in dem europäischen Rußland bildet. Die Provinz liegt unterm 46sten bis 52sten Breitegrad. Im Westen trennt sie die Wolga von den donischen Kosacken, im Osten wird sie von einer großen Gebirgskette begränzt, im Süden vom caspischen Meere, und im Norden von den weitläufigen Ländereien der Bulgaren und Baschkiren. Im Sommer brennt die Sonne unerträglich, und fast 9 Monate im Jahr dauert die Sommerzeit. Drei Monate lang herrscht strenge Kälte. Den ergiebigen Boden bauen die daselbst wohnenden Tartaren nicht einmal an. Unermeßliche Haiden dehnen sich zu beiden Seiten der Wolga hin, auf welchen feines Salz in Menge gewonnen wird. Auf der Wolgainsel Seitza, liegt nahe an der asiatischen Gränze die Stadt Astrachan, ohnweit des Ausflusses der Wolga in den caspischen See. Diese Lage hat die Stadt dem blühenden Handel zu danken, der sie bereicherte und belebte. Sie zählt mit den dort wohnenden Persern, Tataren, Hindus u. s. w. 70.000 Einwohner, hat mit den Vorstädten eine Meile im Umfang, und einen großen Stappelplatz, russischer, mittel- und südasiatischer Waaren. Ihr Hafen ist ansehnlich; die Stadt besitzt, nach neuern Nachrichten, 40 Schiffe von 100—200 Lasten. Große Fischereien, besonders an Stören, sind zu Astrachan; weite Weinberge verschönern die umliegenden Gegend, und der Wein ist der Gegenstand des Handels. Nach Persien und ins Innere von Rußland geht ihr Hauptverkehr. Sie führen Wollenzeug, Leder, Leinwand und unzählige andere Artikel dahin. Aus Persien tauschen sie rohe Seide, Baumwolle, Reiß, seidne Stoffe, und seidne mit Gold gewirkte Binden, die die Polen von ihnen wieder erhandeln.

Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit, war die Tochter des Zeus und der Themis, nach Andern des Asträus und der Aurora, auch Erigone genannt. Im goldenen Zeitalter lehrte sie die Menschen Recht und Billigkeit, und vermied allen Krieg und Streit. Da aber die kommenden Geschlechter sich verschlimmerten, entfloh sie der Erde zum Himmel, wo sie im Thierkreise als Jungfrau leuchtet.

Astrolabium, s. Analemma.

Astrologie. Unter diesem Namen versteht man die eitele und betrügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne den Menschen die Zukunft ihrer Schicksale zu erklären und vorherzusagen. Sie ist eine der ältesten

Arten des Aberglaubens, und hat sich von den Chaldäern auf andere Nationen verbreitet; daher sind bei den alten Schriftstellern auch die Namen Chaldäer und Sterndeuter gleichbedeutend. Aus der mosaischen Erzählung (B. 5. Kap. 18. V. 10.) geht schon das hohe Alter der Sterndeuterei hervor. In der Folge der Zeiten wurde die Astrologie häufig aus Gewinnsucht und aus betrügerischen Absichten betrieben; allein troß des Unfugs, der aus der Sterndeutung entstanden ist, hat sie doch die Aufmerksamkeit auf die Himmelsbegebenheiten rege gemacht, zu häufigern Beobachtungen der Gestirne Veranlassung gegeben, und auf diesem Wege der Astronomie oder der Sternkunde merklich gefrommt. Die Astrologen oder Sterndeuter nannten sich Mathematiker, und trieben zur Zeit der römischen Kaiser ihr Wesen so hoch, daß Tiberius sie aus dem Gebiete Roms verjagte. Doch unterschied man die Geometrie von der eigentlichen Astrologie gleich bedeutend. Aus der Wirkung, die Sonne und Mond auf die Witterung und die Fruchtbarkeit haben, entstand wahrscheinlich die Einbildung, als wären die Gestirne nur um der Erde und denen auf ihr wohnenden Menschen wegen da; und daß sie, da sie auf die Erde wirken könnten, auch nothwendig auf das Geschick ganzer Vöker, so wie einzelner Menschen Einfluß haben müßten. Aus dem Mittelalter sind noch verschiedene astrologische Schriften von den Arabern vorhanden, die große Kenntniß von dieser Kunst hatten. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zeigte Graf Pico von Mirandola die Irrthümer der Astrologie sehr bündig, wurde aber durch wenig Glauben belohnt. Selbst im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert fand diese Kunst sogar noch Anhänger an Cardano und Kepler. Nur das copernicanische System hat das Ansehen der Sterndeuterei völlig gestürzt.

Astronomie. Asien war, so wie überhaupt der meisten Wissenschaften, so auch insbesondere die Wiege der Astronomie, oder der Sternkunde. Hier, bei einem immer heitern Himmel, bei dem weiten Gesichtskreise der unermeßlichen Ebenen, und bei der nomadischen Lebensart der ersten Bewohner, mußten die Menschen sehr früh auf das prächtige Schauspiel aufmerksam werden, das in der Nacht der gestirnte Himmel darbot. Die Muße des Hirten erlaubte ihm, die gereizte Neugier durch anhaltende und aufmerksame Beobachtungen zu befriedigen, und so erlangte man hier schon früh eine Kenntniß von den himmlischen Körpern, insbesondere von ihrer Bewegung, die sogar dem spätern, aufgeklärten Griechen fehlt, und selbst uns in Erstaunen setzt. Ein mächtiger Reiz zur Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel war auch die, in den frühesten Zeiten allgemein in Asien herrschende Verehrung der Gestirne, und der Glaube an ihren Einfluß auf die Schicksale der Menschen, so wie nicht weniger die Nothwendigkeit, in den unabsehbaren Ebenen dieses Erdtheils, die Weltgegenden nach dem Stande der Gestirne zu erforschen, und sich bei den nomadischen Wanderungen darnach zu richten. Die vornehmsten Völker des Morgenlandes, von denen wir einige Resultate ihrer astronomischen Kenntnisse wissen, waren die Indier, Perser, Babylonier und Aegyptier. Bei den Indiern scheint die Astronomie insbesondere einen frühen und hohen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, und einige ihrer Entdeckungen verdienen in jeder Rücksicht unsre Bewunderung. So zählen sie z. B. schon fünfzehn Planeten; wir zählen deren nur einige mehr, und das ganze übrige Alterthum kennt nur sieben. Vermuthlich haben sie also schon eine Kenntniß von den Trabanten des Saturns und Jupiters gehabt; eine Kenntniß, welche nothwendig den Gebrauch der Fernröhre voraussetzt. Neuere Untersuchungen scheinen auch zu beweisen, daß sie schon eine Kenntniß von der wahren copernicanischen Weltordnung gehabt haben. Das richtige Sonnenjahr, welches sie auf

365 Tage, 5 Stunden, 31 Minuten und 15 Sekunden setzten, kannten sie über 3.000 Jahre vor Chr. Geburt, früher und richtiger, als irgend eine andere Nation Asiens und Europas. Sie berechneten auch die Sonnen- und Mondenfinsternisse mit ziemlicher Genauigkeit. Indessen war doch ihre Astronomie kein ordentliches wissenschaftliches System; alle wichtige Behauptungen in derselben standen vielmehr abgerissen und rhapsodistisch da, und wurden bloß mechanisch genutzt, ohne weiter darauf fortzubauen. Daher wagte Bailly in seiner Geschichte der Astronomie die Behauptung, daß diese Kenntnisse der Indier und anderer Völker Asiens nicht sowohl als Produkte ihres eigenen Nachdenkens, sondern nur als Trümmer der wissenschaftlichen Kenntniß eines großen, vor der bekannten Sündfluth in Asien lebenden, cultivirten Volke zu betrachten sind. Bei den Persern findet man schon in den frühesten Zeiten einige gute astronomische Kenntnisse, die meistens aber durch den Aberglauben der damaligen Zeit entstellt sind. Sie kannten sehr früh das richtige Sonnenjahr. Den Mond hielten sie weiter von der Erde entfernt, als die übrigen Sterne. Die Himmelskörper betrachten sie als belebte Wesen von reinerem Stoffe. Bei den Babyloniern fangen sich die Beobachtungen des Himmels um 2234 v. Chr. Geb. an. Sie kannten das Sonnenjahr ziemlich richtig; ferner die sieben Planeteten, u. die Zeit ihres Umlaufs; sie theilten den Thierkreis in 12 Sternbilder, und die übrigen Gestirne in 24. Das Mondlicht leitete sie von der Sonne her, und sagten die Mondsinsternisse voraus. Auch hatten sie einige Kenntniß von dem ungleichförmigen Laufe des Mondes, dessen Apogäa und Perigäa und der periodischen Bewegung der Knoten. Man findet bei ihnen die Periode von 600. und die große Mondsonnenperiode von 3.600 Jahren. Als astronomische Werkzeuge kennt man bei ihnen die Sphäre, die Wasseruhr und den Sonnenzeiger. Uebrigens machten sie von der Sternkunde einen sehr starken astrologischen Gebrauch. Nach Diodor von Sicilien stand beständig ein Astronom auf der babylonischen Sternwarte, um den Aufgang und Stand der Sterne bei der Geburt eines Kindes zu beobachten. Die Kometen sollen einige ihrer Astronomen zu den Planeten gerechnet, und schon ihren periodischen Umlauf vorher berechnet haben. Bei den Aegyptiern war das richtigeSonnenjahr auch schon früh bekannt. Sie kannten die Gestalt der Erde, wußten Sonnen- und Mondfinsternisse beiläufig zu berechnen, hielten den Mond für einen der Erde ähnlichen Körper, die Fixsterne aber für brennende Fackeln. Merkwürdig ist es, daß man bei ihnen die wahre Lage und Bewegung des Merkur und der Venus um die Sonne findet. Uebrigens bestand auch ihre Astronomie nur aus Bruchstücken. Die astronomischen Kenntnisse der Griechen stammten aus Asien, vornehmlich aber aus Aegypten. Die Astronomie fand in Griechenland keinen fruchtbaren Boden. Man begnügte sich meistens mit dem, was man vorgefunden hatte, vernachläßigte eigene Beobachtungen, und glaubte durch speculative Betrachtungen die Natur und Bewegung der Himmelskörper erforschen zu können. Die jonischen Philosophen, und unter diesen zuerst Thales, der seine Kenntniß aus Aegypten geholt hatte, lehrten die Griechen die ersten astronomischen Begriffe. So gelangten sie früh zur Erkenntniß der wahren Beschaffenheit der Sonnen- und Mondfinsternisse, der sieben Planeten, der Schiefe der Ekliptik u. s. w. Anaxagoras kannte die Axumdrehung der Erde. Pythagoras brachte neue astronomische Kenntnisse aus Babylon und Aegypten unter die Griechen; er ließ aber auch bei dieser Wissenschaft seiner Enbildungskraft zu sehr den Zügel, und hatte daher manche sonderbare Ideen. In seinem esoterischen Unterrichte lehrte er die Bewegung der Erde um die Sonne. Die Fixsterne, die Planeten, die Erde, die Sonne, ließ er, vermittelst gewisse Sphären, sich bewegen. Diese

Sphären brachten dem Verhältnisse ihres Abstandes von einander gemäße Töne bei ihrer Umwälzung hervor, und spielten so gleichsam ein himmlisches Concert, das aber nur den Göttern und Geistern hörbar war. Auch behauptete er die Kugelgestalt der Erde, und nach Einigen, daß die Kometen wahre Planeten wären, die nur während einer gewissen Zeit ihres Laufs sichtbar würden. Dem Xenophanes, dem Stifter der ältern eleatischen Schule, werden von Plutarch und Diogenes gar sonderbare astronomische Meinungen untergeschoben; z. B. daß Sonne, Mond und Sterne entzündete Dünste wären, die man während der Zeit ihrer Unsichtbarkeit als verloschen zu betrachten hätte, und die sich wieder entzündeten, wenn sie sichtbar werden sollten. Diese Angaben sind wahrscheinlich historische Irrthümer, und aus der Bildersprache dieses Philosophen entstanden; denn sie lassen sich gar nicht mit einer andern Behauptung von ihm reimen, nämlich mit der, daß der Mond bewohnt werde. Leukipp, der Stifter der jüngern eleatischen Schule, hält die Gestirne, Sonne und Mond für Atomenmassen, die durch Bewegung in Brand gerathen wären. Die Gestirne setzte er zwischen der Sonne und den Mond, welcher letztere der Erde am nächsten ist. Demokrit ließ Sonne und Mond durch Wirbel herumtreiben; die Kometen sahe er für mehrere nahe bei einander stehende Planeten an; die Erde hielt er für stillstehend, und die Milchstraße erklärte er aus dem vereinten Schimmer vieler sehr kleiner, dicht bei einander stehender Gestirne. Zu den Zeiten des Plato und Aristoteles, und auf die Autorität dieser Philosophen, ordnete man die sieben Planeten in Rücksicht ihrer Entfernung von der Erde folgendermaßen: Mond, Sonne, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Einige aber behielten auch das alte System der Aegyptier und des Pythagoras bei, und stellten Merkur und Venus zwischen Mond und Sonne. Die Dauer des Sonnenlaufs setzte Meton auf 365 $^{5}/_{19}$ Tage, die des Mondlaufs auf 29 St., 45 Min. Merkur und Venus, glaubte man, brauchten eben so viel Zeit, wie die Sonne; Mars aber 2, Jupiter 12, Saturn 30 Jahre. Mond- und Sonnenfinsternisse erklärte man ziemlich richtig. Die Frage, warum die Erde schwebe, ohne in den unendlichen Raum zu fallen, erklärt man nach Aristoteles aus dem allgemeinen Gesetze, daß alle schwere Körper nach dem Mittelpunkte zu streben, welcher Mittelpunkt eben die Erde ist. Also drücken die Theile der Erde immer nach dem Mittelpunkte zu, und keiner kann sich von ihm entfernen. Dadurch erklärte man auch die Möglichkeit der Gegenfüßler. Man sieht aus diesem Allen, daß die Griechen es lange nicht so weit in der Kenntniß der Sternkunde brachten, als man bei ihren übrigen Fortschritten in den Wissenschaften wohl hätte vermuthen sollen. Das Meiste von dem, was man darüber lehrte, war von den Aegyptiern und Chaldäern entlehnt, und was die griechischen Philosophen selbst hinzuthaten, waren bisweilen sehr sonderbare Träume. Die Ursachen hievon liegen unstreitig darin, daß man einen ganz falschen Weg in dieser Wissenschaft einschlug. Da, wo bloß lange und aufmerksame Beobachtungen uns Belehrung verschaffen können, wählte man freilich den kürzern, aber auch desto unsichern Weg der Spekulation, und blieb an Ideen kleben, welche die Einbildungskraft ohne allen Grund aufstellte. Vielleicht war auch eben diese, bei den Griechen so blühende, alles verschönernde Einbildungskraft eines der größten Hindernisse der richtigen Beobachtung. Auch war der Zeitraum, während dessen Aufklärung und Philosophie in Griechenland herrschten, in der That zu kurz, als daß man in demselben viele Fortschritte für die Astronomie hätte thun können, besonders da es an so manchen, die Beobachtung erleichternden und vervollkommnenden Werkzeugen fehlte, die wir in unsern Zeiten besitzen. Ueberhaupt ist es schwerer, die ersten Gründe einer Wissenschaft, besonders

wenn bloß die Erfahrung Lehrmeisterin seyn kann, zu entdecken, als auf einem schon gut gelegten Grunde weiter fortzubauen. Indessen bleibt es freilich wahr, daß man von Männern, wie sie Griechenland bewunderte, weit mehr hätte erwarten sollen, als sie wirklich geleistet haben. Was nun die Astronomie als Wissenschaft selbst betrifft, so lehrt die sphärische Astronomie die Beobachtungen der Bewegungen der Himmelskörper und ihre Berechnung, indem sie von den ins Auge fallenden Erscheinungen ausgeht. Sie beschreibt zuerst in der Uranographie die Gestirne, und lehrt die einzelnen Sternbilder und Sterne kennen (Astrognostie). Dann lehrt sie die tägliche Bewegung der Himmelskörper, den scheinbaren Lauf der Sonne, der Planeten und Kometen, den Thierkreis, die Mondesveränderungen, und die Berechnung der Finsternisse. — Die theoretische Astronomie sondert das Wirkliche in jenen Ortsveränderungen vom Schein, indem sie die Gestalt und Größe unseres Erdkörpers, die Parallaxe und Refraction, die Rotation der Erde und das copernikanische Weltsystem kennen lehrt. Sie bestimmt die wahren Planetenbahnen, den Abstand der Erde von der Sonne und den übrigen Planeten. Die physische Astronomie erforscht die bewegenden Kräfte, welche nach mechanischen Gesetzen jene Veränderungen hervorbringen. Newton gab dieser erhabenen Wissenschaft durch die von ihm angestellte Erklärung, daß die allen Körpern eigene Schwerkraft oder Anziehungskraft die Ursache jener Bewegung sey, ihr Daseyn, La Place in seiner Darstellung des Weltsystems und in seiner Mechanik des Himmels, und Gauß in seiner Theoria Motus corporum coelest. Hamb. 1809 haben sie ausgebildet. Nachdem die Beobachtungen und der Fleiß von 3.000 und mehr Jahren den Grund gelegt hatten, ward das Gebäude dieser Wissenschaft im Laufe des 18ten Jahrh. aufgeführt. Indier, Aegyptier, Babylonier und Griechen kannten die Perioden der Bewegungen. Hipparchus in Alexandrien lieferte das erste Verzeichniß der Fixsterne, und entwarf Sonnen- und Mondtafeln, um 160 v. Chr. Ptolemäus schrieb ebendaselbst, um 125 nach Chr., sein astronomisches System, das über 1400 Jahr Europa und Asien allgemein herrschend blieb. Copernikus wagte zuerst sich von den Fesseln desselben loszumachen. Auf Tycho de Brahe's Beobachtungen gründete Kepler seit 1609 seine Theorie von der elliptischen Gestalt der Planetenbahnen. Zu gleicher Zeit leitete die Entdeckung der Fernröhre den Blick in unbekannte Welten. Die Pariser Akademie (seit 1666) befördert vorzüglich das Studium der Astronomie. Die Werkzeuge wurden vollkommner. Der Zeitmessung gab die Erfindung der Pendeluhren von Huygens mehr Zuverlässigkeit. Die 1669 unternommene und im 18ten Jahrh. fortgesetzte Messung eines Meridianbogens bestätigte Newtons Theorie nach Keplers Gesetzen. Newtons Spiegelteleskop hat in unsern Zeiten Herschel vergrößert, der damit in die Welten der Milchstraße eingedrungen ist. Die Analysten, Euler, Meyer, de la Grange, la Place und Gauß bestimmten die Abweichungen der Planeten von der einfachen elliptischen Bahn. Zu den astronomischen Wissenschaften werden noch gerechnet die mathematische Chronologie und Geographie, die Nautik und die Gnomonik. Astronomische Instrumente, die zur Beobachtung der Himmelskörper gebraucht werden, sind z. B. das Astrolabium, der Spiegel-Sextant, die achromatischen Fernröhre. Die von den Engländern Ramsden, Troughton, Berge, Carry, verfertigten astron. Instrumente übertreffen die der Franzosen Le Noir u. A. Doch sind die bordaischen Vervielfältigungskreise einzig in ihrer Art, welche seit mehrern Jahren auch Baumann in Stuttgard und Reichenbach in München verfertigen. Die Fabrik des Letztern wetteifert mit den engl. Arbeiten. Die Vervollkommnung der farbenlosen Instrumente ist jetzt so weit vorgeschritten, daß, wenn

ehemals zu hundertmaliger Vergrößerung ein 25füßiges Fernrohr nöthig war, jetzt ein 10füßiges eine mehr als tausendmalige erzeugt. Beim 40füßigen Riesenteleskop Herschels mit 40zölligem Spiegel ist die Helligkeit 37.000 Mal so groß, als sie bei dem gewöhnlichen Sehen mit bloßen Augen ist. Schröter lies't mit seinem 7füßigen Teleskop auf 1.505 Fuß eine unbekannte Handschrift, deren Buchstaben eine Linie hoch sind. Unser Jahrhundert scheint uns zu großen Entdeckungen in der Astronomie zu berechtigen, da schon der Anfang uns diejenige der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Vesta 1807, wiederum von Olbers, schenkte. Wer sich in dem erhebenden Studium der Natur und Erhabenheit des Weltgebäudes zu belehren wünscht, der wird nicht ohne Befriedigung Kants allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels; Herschels Abhandlung über den Bau des Himmels; Bode's allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude rc., aus der Hand legen. Schubert, Delambre und LaLande, erklären sich in größern Werken über die eigentlich mathematischen Theile der Astronomie.

Astronomische Tafeln sind systematische Verzeichnisse aller der zu Ausrechnung des Planetenlaufs und der gewöhnlichen Bewegung der Sterne nöthigen Dinge. Bekannt sind die von de la Hire, Nürnberg, 1780, die des Cassini, des Halley, Chappe, de la Lande, de la Caille u. A.

Astrua (Johanna), eine berühmte Sängerin, geb. zu Turin, wo sie 1740 am Hoftheater sang. 1747 kam sie nach Berlin, und nachdem sie sich in einem Schäferspiele: Il ne pastore, wozu die Gesänge zum Theil von Friedrich II. komponirt waren, zum erstenmal hatte hören lassen, so ward sie als Hofsängerin mit 6.000 Thaler Gehalt angestellt. Die Bewunderung, welche sie durch ihre göttliche Stimme erregte, wuchs von Jahr zu Jahr. Astrua übte hier ihr Talent bis 1757 aus. Jetzt spürte sie, daß ihre Brust geschwächt war; sie bat um ihren Abschied, erhielt ihn mit 1.000 Thlr. lebenslänglichen Gehalt, und starb in ihrem Vaterlande 1753.

Asturien, ein Fürstenthum in Nordspanien, am biscaischen Meere, wird eingetheilt in Asturien von Oviedo, und Asturien von Santillana. Oviedo ist die Hauptstadt der Provinz. Der Kronprinz von Spanien hat seit 1388 von diesem Fürstenthum, das von einem tapfern und fleißigen Volke bewohnt wird, den Titel: Prinz von Asturien. Einen Theil von Asturien bewohnten auch die in der alten Geschichte vorkommenden Asturen, ein sehr wildes Volk, welches die westliche Hälfte von la Montana, den größten Theil des Königreichs Leon, ausgenommen dessen West- und Südostspitze, und die Nordhälfte vom heutigen Valencia bewohnte.

Asyl heißt eine Freistätte, wohin Verbrecher fliehen können, und vor allen Angriffen gesichert sind. Bei den Alten gewährten die dazu besonders geweihten Tempel, Götterbilder, Altäre rc. eine solche Zuflucht. Wegen der daraus entstandenen Mißbräuche schaffte Kaiser Tiberius sie fast gänzlich ab. Auch schon unter Constantin dem Großen wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte 431 dieses Privilegium auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiet der Kirche gehörten. Auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo erweiterte 681 die Freistätten bis 35 Schritt von jeder Kirche. So wohlthätig diese Einrichtung gegen den wilden Geist in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung war, so nachtheilig wurde sie der landesherrlichen Gerichtsbarkeit, die dadurch beschränkt ward. Daher schafften in neuern Zeiten die meisten Regenten dieses kirchliche Recht ab.

Asymptote, nicht anstoßende Linien, sind gerade Linien, welche sich einer krummen zwar nähern, aber doch nie mit ihr zusammentreffen, obwohl die Entfernung der einen von der andern unendlich klein werden kann. Oder es sind Tangenten an einem unendlich entfernten Punkte, z. B. zwei Parabeln eines Parameters über eine Axe beschrieben.

Atalanta war, den Mythologen gemäß, die Tochter des Schöneus, eines Königs von Böotien. Sie war ungemein schön, setzte aber auch in ihre Schönheit einen ungemeinen Werth. Da sie durch ein Orakel vor der Ehe gewarnt worden, zugleich aber eine schnelle Läuferin war; so wurde den Freiern die Bedingung gemacht, ein Wettlauf mit ihr solle Hochzeit oder Tod entscheiden. Der Bewerber solle unbewaffnet vorauslaufen; sie wolle mit einer Lanze ihm folgen, und würde sie ihn nicht einholen, die Seinige seyn; wo nicht, so würde sie ihn tödten, und seinen Kopf am Ziele aufstecken. Verschiedene Freier waren schon auf diese Art ums Leben gekommen, als sich Hippomenes bei ihr meldete. Diesem hatte die Venus, sie zu überwinden, einige goldene Aepfel geschenkt. Er brauchte also die List, während des Laufens einige Aepfel Atalanten in den Weg zu werfen. Indem sich nun Atalanta darnach bückte, und sie aufhob, kam ihr Hippomenes zuvor, und trug den Preis davon. Weil aber der Sieger vergaß, der Venus zu danken, so brachte ihm diese eine so heftige Begierde bei, daß er sich nicht scheuete, seine Braut in Cybele's Heiligthum zu umarmen; Venus verwandelte sie Beide zur Strafe in Löwen, und spannte sie vor ihren Wagen. Man sieht noch eine schöne antike Gruppe, auf welcher Atalanta und Hippomenes, Beide mit einem Apfel in der Hand, bei Montfaucon Ant. expl. Supplem. T. I. t. 95.

Ate war bei den Griechen die Göttin der Unbesonnenheit, welche Homer im Folgendem schildert:

> — — — — — — — Die Göttin wirkt ja zu Allem,
> Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die Alles bethöret,
> Schreckenvoll: leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
> Nahet sie, nein, doch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
> Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens Einen verstrickt sie.

Den Jupiter brachte sie einst durch seine leere Prahlerei über des Herkules Geburt mit der Juno ins Gedränge; dieser, darob erzürnt, ergriff sie bei ihren goldenen Locken, schleuderte sie auf die Erde, und schwur, daß sie nie auf den Olymp zurückkehren sollte. Nun durchläuft sie die Welt und richtet Verderben an. Ihr folgen ihre Schwestern, die Litä, welche diejenigen heilen, die von der schnellfüßigen Göttin verwundet worden. Diese Personifikation erscheint nämlich als Eigenschaft und Wirkung: deswegen ist sie Tochter des Jupiters, d. i. vom Jupiter kommt der thörichte Entschluß; auch selbstständig handelnd, indem sie dem Jupiter thörichte Handlungen eingiebt. Bei den Tragikern aber erscheint sie, mit verändertem Karakter, nicht mehr feindselig, sondern das Unrecht des Uebermuths und Frevels nach dem Willen der Götter richtend, schnell auf den Häuptern der Menschen einherschreitend. Hesiod nennt sie eine Tochter der Eris.

Ateuchus (Scarabaeus sacer), eine Käferart, häufig in Aegypten zu Haus. Sie wurde von den alten Aegyptiern als das Heiligste ihrer mythischen Symbole als Sinnbild der Ober- und Unterwelt verehrt, und auf ihren Obelisken, Mumiensarkophagen, und andern Kunstwerken vorgestellt. Besonders hat man sie auf die Rückseite der ägyptischen (und auch der etruskischen) geschnittenen Steine ausgeschnitzt, die deshalb Käferrücken oder Scarabeen genannt werden. S. d. Art. Amulet.

Athanasius der Heilige, geb. zu Alexandrien, aus einer ansehnlichen Familie; ihn weihete der h. Alexander, Bischof dieser Stadt, zum Dia-

kon. Diesen begleitete er auf die Kirchenversammlung nach Nicäa, wo er sich durch seinen Religionseifer und seine Beredsamkeit auszeichnete. Der h. Alexander bestimmte ihn im J. 326 zu seinem Nachfolger im Bisthum für das folgende Jahr. Seinen Eintritt in diesen wichtigen Posten beurkundete er dadurch, daß er Arius und seine Irrlehren aus seiner Gemeinschaft ausschloß. Arius Anhänger ersannen tausend Verläumdungen wider ihn, als sie keine Möglichkeit sahen, ihn für sich zu gewinnen. Der Kaiser Constantin ließ deswegen zu Cesarea eine Kirchenversammlung niedersetzen, um Athanasius zu verurtheilen, oder ihn, im Falle seiner Unschuld, freizusprechen; dieser aber weigerte sich, dort zu erscheinen, weil er wußte, daß hier seine Feinde auch seine Richter seyn würden. Es versammelte sich jetzt ein neues Concil zu Tyrus, 335; dieses bestand wieder fast aus lauter Arianern, die ihn dreier Uebelthaten beschuldigten: erstens, so hieß es, habe Athanasius eine Jungfrau entehrt; zweitens habe er dem Bischof Arsenius das Leben geraubt; und drittens, er habe dessen rechte Hand aufbewahrt, um Zaubereien damit zu bewirken. Der erste Klagepunkt ward durch die Jungfrau selbst vernichtet, indem sie bei ihrer Erscheinung in der Versammlung, in der Absicht, diesen würdigen Prälaten anzuklagen, sich an einen gewissen Timotheus, einen Priester, der sich an die Stelle des Athanasius ihr vorgestellt hatte, wandte, und dadurch bewies, daß sie den Angeklagten nicht einmal von Gesicht kannte. Die beiden andern Verläumdungen widerlegte Arsenius selbst, indem er sich bei lebendigem Leibe, und mit beiden Händen der Versammlung zeigte. Gleichwohl verurtheilte ihn dieselbe, und setzte ihn ab. Athanasius wendete sich an den Kaiser; dieser aber, durch die Arianer eingenommen: als verhinderte er die freie Ausfuhr des Getreides von Alexandrien aus nach Constantinopel, verbannte ihn nach Trier. Nach Constantins Tod ließ dessen Sohn, Constantin, 338 alle, durch die Arianer von ihren Sitzen vertriebene, katholische Bischöfe, so wie auch den Athanasius, wieder zurückkommen. Indessen, da seine Feinde neue Verläumdungen wider ihn ausgestreuet, so ging er nach Rom, wo Papst Julius I., an den er, als sein rechtmäßiges Oberhaupt, appellirt hatte, ein Concil von 50 Bischöfen niedersetzte, die ihn für unschuldig erklärten. Die sardicäische Kirchenversammlung, 347, bestätigte das Urtheil der römischen, setzte den eingedrungenen Bischof ab, und, auf Anstehen des Kaisers Constantius, ward Athanasius 349 seinem bischöflichen Stuhle wiedergegeben. Nach dem Tode dieses Fürsten aber ward er von Kaiser Constanz, einem schwachen, unbeständigen, leichtsinnigen und hinterlistigen Fürsten, einem hartnäckigen Schützer der arianischen Lehre, die er auch durch alle Arten von Grausamkeit aufrecht zu halten suchte, aufs Neue verbannt, nachdem dieser ihn zuvor durch Bischöfe seiner Sekte hatte verurtheilen lassen. Athanasius, von seinen Feinden verfolgt, von seinen Freunden verlassen, verbarg sich nun in die Wüste, besuchte hier die Einsiedler, und erbaute sie. Papst Liberius, den man auf die unmenschlichste Art in seiner Verbannung behandelte, weil er sich den Feinden des Athanasius mit Entschlossenheit widersetzt hatte, war endlich schwach genug, in die Verurtheilung des Athanasius einzuwilligen. Dieser Schlag war einer der empfindlichsten für den guten Bischof. Jetzt setzten die Arianer einen gewissen Georg auf den Patriarchenthron von Alexandrien, der auch bis auf den Tod des Kaisers Constanz in ruhigem Besitze davon blieb. Kaum aber ward Athanasius seinem Kirchensprengel wiedergegeben, so mußte er ihn auch wieder verlassen. Man hatte ihn nämlich beim Kaiser Julian, der auch die Gottheit J. Chr. läugnete, angeschwärzt; dieser gab daher Befehl, den Vertheidiger des Gottmenschen wegzujagen. Athanasius verbarg sich jetzt zum andernmale in die Einöde; aber sobald Jovian den kaiserlichen Thron bestieg, erschien er wieder in Alexandrien, wo seine Heerde ihn

als ihren Hirten empfing, der für sie gelitten hatte. Jetzt versammelte er die Bischöfe von Aegypten, Thebais und Libyen zu einem Concil, in dessen Namen er ein Schreiben an Jovian richtete, in welchem die Form des nicaenischen Glaubensbekenntnisses als Regel des rechten Christenglaubens aufgestellt war. Athanasius verfügte sich selbst zu diesem Prinzen nach Antiochien. Die Arianer, welche auch gekommen waren, um den Fürsten wider ihn einzunehmen, zogen sich aber beschämt zurück, als sie den würdigen Mann die ganze Achtung und Freundschaft des Fürsten genießen sahen, während sie der Gegenstand der Verachtung und des allgemeinen Abscheues waren. Als Valenz nach Jovian den Thron bestieg, mußte Athanasius zum vierten Mal die Flucht ergreifen; er ging aufs Land, und verkroch sich in die Grabstätte seines Vaters. Valenz ließ ihn endlich zurückkommen, und der h. Bischof beschäftigte sich von nun an einzig damit, seine Heerde vor dem Gifte der arianischen Irrlehre zu bewahren, und sich zum Tode vorzubereiten, welcher ihn auch am 2. Mai 373 dem Zeitlichen friedlich entrückte, nachdem er beinahe 50 Jahre in anhaltenden Stürmen der Zeit seinem Bisthum vorgestanden. Athanasius war ein Lehrer der Kirche, der einer fast 50jährigen Verfolgung Nichts, als Geduld, Klugheit, und die Kraft der Wahrheit entgegen hielt. Sein Karakter liegt in seinen nachgelassenen Werken entfaltet; er verunglimpft seine Gegner nicht; er sucht sie nicht ins Harnisch zu bringen; er bringt sie zum Schweigen durch das Ansehen der h. Bücher, und durch die Kraft seiner Vernunftschlüsse. Er hatte einen richtigen, aufgeweckten und durchdringenden Verstand, ein edles, uneigennütziges Herz, einen Muth und ein kaltes Blut, einzig in seiner Art, und immer sich gleich, ohne Heftigkeit, ohne Aufbrausen. Sein Glaube war lebendig, seine Christenliebe ohne Gränzen. Mit tiefer Demuth verband er ein karaktervolles, einfaches, edeles Christenthum, wie es das Evangelium haben will. Begabt mit einer natürlichen, aber gehaltvollen Beredsamkeit, die ohne Umschweife ihrem Zwecke geradezu entgegen geht, besitzt er eine Bestimmtheit in seiner Rede, die unter den Griechen seiner Zeit so selten anzutreffen ist. Die Strenge seiner Lebensart machte seine Tugend verehrungswürdig, so wie die Sanftmuth in seinem Umgange ihm unwillkührlich die Herzen gewann. Sein Aeußeres hatte etwas Eindruckerregendes und Majestätisches, so wie sein Angesicht das Gepräge der Ruhe und Heiterkeit seiner Seele trug. In den profanen Wissenschaften war er bewandert; aber er trug sie nicht zur Schau. Er kannte die h. Schriften genau, und hatte ihren Geist ganz und richtig aufgefaßt. Die Widerwärtigkeiten, die das Genie erweitern und erläutern, falls sie es nicht unterdrücken, hatten ihn mit einem bewundernswürdigen Scharfblick begabt, um auch da, wo Alles verloren scheint, neue Mittel zur Auskunft wahrzunehmen. Mit der Verbannung bedroht, als er sich in seinem bischöflichen Sitze befand, und mit dem Tode, als er sich verbannt sah, rang er beinahe 50 Jahre hindurch mit einer Rotte geschliffener und ränkevoller Menschen und verschmitzter Hofleute, die ihren Fürsten regierten, über seine Gunst und Ungnade willkührlich verfügten, unermüdliche Verläumder und barbarische Verfolger waren. Er brachte sie außer Fassung; er beschämte sie, und entschlüpfte ihren Händen immer, ohne ihnen den Trost zu lassen, ihm den Vorwurf auch nur eines einzigen Mißgriffes machen zu können. Einige Katholiken seiner Zeit glaubten, Gott sey es, der ihrem Bischofe die Absichten seiner Feinde kund machte; die Arianer beschuldigten ihn der Zauberkunst, und die Heiden seiner Zeit sahen ihn für einen Augur an, der aus der Stimme und dem Fluge der Vögel die Zukunft zu enträthseln weiß. So wahr ist es, daß seine Klugheit eine Art von Divination war! Niemand, als er, wußte den Moment, im Offenen zu erscheinen, oder sich verborgen zu halten, zu reden oder zu schweigen, zu handeln oder zu ruhen, richtiger zu ergreifen; er verstand es, dem wankel-

müthigen Volke von Alexandrien feste Entschlüsse beizubringen; an den Oertern seiner Verbannung ein neues Vaterland, und den nämlichen Credit, an den äußersten Gränzen Galliens, in der Stadt Trier, wie in Aegypten, und selbst im Herzen von Alexandrien, zu finden. Er wußte, wo er war, Briefwechsel zu unterhalten, sich Schutz zu verschaffen, die Rechtgläubigen überall in einen Bund zu vereinigen, die Furchtsamen zu ermuthigen, und die Schwächen Anderer mit einer Liebe und Herzensgüte zu entschuldigen, die für Beweis gelten können, daß es mehr Grundsatz und Karakter, als Interesse bei ihm war, wenn er jedes Mittel der Strenge, in Beziehung auf Religion, verwarf. Die beste Ausgabe von Athanasius sämmtlichen Werken ist die von D. de Montfaucon. Paris 1698 u. 1706. Ihr Inhalt ist historisch, moralisch und polemisch. Photius und Erasmus wetteifern in dem Lobe seiner Schriften, theils über die Klarheit, die er auch über den verwickelsten Gegenstand zu verbreiten wußte, theils über die demuthsvolle Einfachheit, und den unbegränzten Glauben, der in dem Grundton seiner Werke überall durchschimmert. In den historischen entfaltet er eine Kenntniß von Materialien, die außer ihm Niemand, weder aufgegriffen noch aufgezeichnet hat, welche aber der Kirchengeschichte von höchster Wichtigkeit sind. In den polemischen spricht er sich über die Mysterien der Dreieinigkeit, und die Göttlichkeit des h. Geistes mit der Salbung eines Apostels aus. Die moralischen enthalten Regeln, die er selbst in seinem rein christlichen Leben befolgte. Sein Meisterwerk ist, seine Apologie an den Kaiser Constantius.

Atheist, ein Gotteslâugner. Setzt er das Daseyn eines höchsten Urwesens aus Irrthum in Abrede, so nennt man ihn einen theoretischen, zweifelt er an der Existenz eines Gottes aus bösem Willen, so belegt man ihn mit dem Namen eines praktischen Atheisten. Hat es je Atheisten im strengsten Sinne des Wortes gegeben? Diese Frage ist oft aufgeworfen, aber fast immer mit: Nein, beantwortet worden. Und in der That ruft uns die ganze Natur und unser eignes Wesen so laut zu: Es ist ein Gott! daß ein sehr beschränkter Verstand, oder ein sehr befangener Sinn dazu gehört, um eine Wahrheit zu läugnen, die sich dem menschlichen Geiste mit fast unwiderstehlicher Gewalt von allen Seiten aufdrängt. Deßhalb finden wir auch unter den rohesten Wilden, Spuren des Glaubens an ein höheres Wesen, und die größten Denker, so verschieden auch sonst ihre Ansichten seyn mögen, treffen in der Idee eines vollkommensten Urwesen zusammen. Wenn die Geschichte der Philosophie dennoch Einzelne erwähnt, die an dem Daseyn eines Gottes zweifelten, so thaten sie es, entweder weil Zweifel zur Wahrheit führt, oder sie wurden mißverstanden, indem man ihre, der gewöhnlichen Ansicht zuwiderlaufenden, Meinungen von der Natur des göttlichen Wesens für Atheismus nahm. — Die namhaftesten Philosophen haben es sich zum Geschäft gemacht, das Daseyn eines göttlichen Wesens durch Beweise, die sie theils aus der Idee eines vollkommensten Wesens, theils aus dem Begriffe des zufälligen Daseyns der Dinge, theils aus der Zweckmäßigkeit der Natur, theils endlich aus dem moralischen Wesen des Menschen selbst ableiteten, außer allen Zweifel zu stellen. Der letztern Beweisart bediente sich Kant, indem er die Unzugänglichkeit der drei andern, nämlich: des ontologischen, kosmologischen und physikotheologischen Beweises darthat. Einen andern Weg schlägt F. H. Jacobi ein. Er sagt: „Um Gott und sein Wohlgefallen zu suchen, muß man ihn, und was ihm wohlgefallt, schon voraus im Herzen und im Geiste haben; denn was uns nicht auf irgend eine Weise schon bekannt ist, können wir nicht suchen, nicht erforschen. Wir wissen aber von Gott und seinem Willen, weil wir aus ihm geboren, nach seinem Bilde geschaffen, seine Art und sein Geschlecht sind. Gott lebt in uns, und unser Leben ist verborgen in Gott. Der Mensch findet Gott, weil er sich

selbst nur in Gott finden kann. Der Mensch verliert sich selbst, sobald er widerstrebt, sich in Gott, als seinen Urheber, auf eine seiner Vernunft unbegreifliche Weise zu finden."

Athem, ist Luft, die beständig bei der Exspiration aus den Lungen hervordringt. Der Athem, im Zustande der Gesundheit beobachtet, bietet bei den verschiedenen Menschen verschiedene bemerkenswerthe Modifikationen dar. Er ist anders bei verschiedenem Alter, Geschlechte, ja bei demselben Individuum unter veränderten Lebensverhältnissen. In der Kindheit ist der Athem mehr oder wenig säuerlich und fade; dieser eigenthümliche Geruch spricht sich deutlicher bei Blonden als bei Braunen, bei Mädchen als bei Knaben aus, und er verliert sich bei herannahender Pubertät immer mehr und mehr, bis endlich nach den ersten Zeichen der Mannbarkeit in beiden Geschlechtern auch diese physiologische Verrichtung, wie fast alle, nach jener merkwürdigen Revolution im Körper, einen neuen Karakter bekommt. Bei gesunden Mädchen nämlich hat nach der eingetretenen Mannbarkeit der Athem jene Milde, jene angenehme Süße und Frische, die von jeher den Dichtern die schönsten Beiwörter für den Athem eingeflößt hat, wie man denn namentlich von den gern starkauftragenden orientalischen Dichtern weiß, daß sie den Wohlgeruch gesunden Athems mit jenem des Ambra, der Rosen, und mit allen möglichen Wohlgerüchen verglichen haben. Wenn nun auch hier, wie so oft in andern Fällen, die Einbildungskraft wohl auch das Ihrige hinzuthun mag, so fehlt es doch nicht an glaubwürdigen Schriftstellern, welche behaupten, daß wirklich manche Frauenzimmer einen berauschend angenehmen Athem haben, der in der liebeerweckenden Atmosphäre, die solche Schönen um sich her verbreiten, keine unwichtige Rolle spielt. Nach dem Alter von 30 Jahren pflegt der Athem diese Annehmlichkeit zu verlieren. In Indien, wie im Orient überhaupt, wo man einen so großen Werth auf alles Sinnenvergnügen setzt, ist in dieser Beziehung ein Mittel, Namens Cachundé, im Gebrauch, das die Favoritinnen des Serails, und andre Schönen beständig im Munde führen, welches aus vielen wohlriechenden Substanzen zusammengesetzt ist, und dem Athem einen künstlichen Wohlgeruch giebt. Auf der andern Seite macht ein unangenehm riechender Athem die damit belasteten Unglücklichen oft höchst eckelhaft, und namentlich kann er allein ein unübersteigbares Hinderniß zu einer nähern, sexuellen Vermischung werden. Es ist daher ein, auf naturgemäßen Gründen gestützter, billiger Ausspruch des Landrechtes eines großen Landes, daß ein übler Athem zu den Dingen gerechnet worden ist, die für sich hinlängliche Ursache abgeben, eine Ehe zu trennen.

Athen, eine hochberühmte, in Attika gelegene Stadt, der blühendste Sitz der Wissenschaften in der ganzen alten Welt, und während einer langen Zeit das Haupt von Griechenland, verdankt seinen Ursprung dem Könige Cecrops (s. d. Art.) Sobald er sein neugestiftetes Reich etwas in Ordnung gebracht hatte, wählte er einen, fast mitten in Attika gelegenen, von Natur festen Felsen, und legte darauf eine Art von Stadt oder Kastell an, das von ihm den Namen Cecropia erhielt, und nachher Acropolis genannt wurde. In diesem Zustande blieb Athen bis auf die Zeiten des Theseus. Die Einwohner von Attika waren bisher in mehrere einzelne Städte zertheilt gewesen, die kein festes Band zusammen vereinigte, und wurden von dem Despotismus der Reichen gedrückt. Um diesem Uebel abzuhelfen, durchreiste Theseus die verschiedenen Distrikte von Attika, schaffte die Senate in den einzelnen Städten ab, und gab allen eine gemeinschaftliche Regierungsform, wobei das Volk große Vorrechte bekam. Um Cecropia herum legte er nun eine neue Stadt an, welche der Mittelpunkt des Reichs und der Regierung seyn sollte. Die neue Stadt mit der Burg

hatte 70 Stadien, oder 1 ½ deutsche Meilen im Umfange. Rechnet man aber die langen Mauern, welche den phalerischen und piräischen Hafen mit der Stadt verbanden, dazu, so kann man den Umfang der Stadt an 200 Stadien, oder ungefähr 4 deutsche Meilen rechnen. Denn die eine dieser Mauern war 35, die andere 40 Stadien lang, und da, wo sich beide endigten, waren sie durch eine dritte Mauer von 60 Stadien Länge verbunden. Innerhalb dieser Mauer lag der piräische, munychische und phalerische Hafen; auch befanden sich darin eine Menge Häuser, Tempel und Denkmäler jeder Art, welches Alles recht gut mit zur Stadt gerechnet werden konnte. Südwestlich nahe an Acropolis lag der Fels Museum, den ein kleines Thal vom Hügel des Acropolis absonderte. Auch hatte die Stadt noch mehr Anhöhen mit einigen Quellen, die nebst künstlichen Brunnen und Cisternen die Stadt mit Wasser versorgten. Um die Stadt her schlängelten sich der Ephisus gegen Mitternacht, und der Ilyssus gegen Mittag, an deren Ufern öffentliche Spaziergänge angelegt waren. Die ganze Ebene, worin Athen lag, war ringsum mit Hügeln umgeben, die sich an hohe Berge lehnen. Die Hügel waren mit Oliven, Lorbeerbäumen und Weinstöcken bepflanzt, und gewährten einen herrlichen Anblick. Die Stadt selbst war nicht regelmäßig gebauet. Die Straßen waren ungerade, die Häuser meistentheils klein und unbequem, und die prachtvolleren Gebäude durch einen Hof, oder einen langen Eingang versteckt. Seine Mauer erhielt Athen durch den Themistokles. Sie wurde aber so eilig errichtet, daß man selbst Grabsteine und andere Kunstwerke mit einmauerte. Auch war sie nicht so fest, wie die Mauer des Piräus. Athen hatte folgende Thore: 1) das piräische Thor, an der nördlichen langen Mauer, das nach dem Hafen Piräus führte; 2) das heilige Thor nach Eleusis zu; 3) das itonische und 4) das thriasische Thor (oder Dipylon) nach dem Ceramicus zu; 5) gegen Norden das Thor Hippades, nach Theben zu; 6) das melitische Thor, nach Marathon; 7) das Thor des Diocharos, nach dem Lyceum; 8) das ägeische Thor, nach dem Hymettus zu; 9) das acharnische Thor, nach Acharna zu; 10) das Thor Diomeia, nach dem Canton gleichen Namens gegen Osten; 11) das Todtenthor; 12) das adrianische Thor, nach der vom Kaiser Adrian um den Ilyssus neuerbauten Stadt. Wenn man zum piräischen Thore hineinkam, so gelangte man durch eine lange Straße nach dem Schlosse, indem man zwischen den Hügeln Museum und Pnyx hinging. Der Hügel Pnyx diente zu Volksversammlungen, und war mit schlechten Gebäuden besetzt. Nahe am Thore lag ein Gebäude, Pompejon, wo die Pompe und Prozessionen bei den Festen den Anfang nahmen, oder nach Andern, wo die Geräthschaften aufbewahrt und zum Theil verfertigt wurden, die man zu feierlichen Aufzügen brauchte. Am merkwürdigsten war dieses Gebäude durch die vielen Statuen berühmter Athener, die hier aufgestellt waren. So sah man hier eine eherne Statue des Socrates, von Leucippus gearbeitet. Nahe dabei war ein Tempel der Ceres, mit Bildsäulen von Praxiteles. Der Hügel Museum soll vom Dichter Musäus den Namen haben. In spätern Zeiten wurde er befestigt, und diente als Citadelle. Längs der Straße stand eine Reihe Hallen, theils frei, theils an Vorplätzen der Gebäude, wo die Philosophen herum spazirten, oder Waaren verkauft wurden, oder Statuen und Gemälde aufgestellt waren. An das Quartier des Pnyx stieß das Quartier des Ceramicus (so genannt, weil hier viele Töpfer wohnten). Dies Quartier lag theils außer-, theils innerhalb der Mauer. Im Aeußern war die Akademie, im Innern der öffentliche Marktplatz. Auf der Seite des Ceramicus, dem Hügel Pnyx gegenüber, lag der Areopag, und südwestlich von diesem die königliche Halle, wo der Areopag sich zu Zeiten versammelte und der zweite Archont Gericht hielt. Auf dem Gebälke der Halle waren ver-

schiedene Bildsäulen. Neben ihr stand die Halle Jupiters des Befreiers, ebenfalls mit mehreren Bildsäulen geziert. Von der königlichen Halle gingen zwei Straßen ab, nach dem Markte zu. Die nördliche war mit einer Menge Hermen geziert, von denen der größte Theil vom Hipparchus herrührte. Die südliche Straße endigte sich am Marktplatze, mit der Hermeshalle, und der schönen Halle Pöcile. Am Eingange der Letztern stand Solons Bildsäule, und im Innern waren viele eroberte Schilde und herrliche Gemälde, welche Polygnotus, Mykon und Pandänus, der Bruder des Phidias, aufgestellt hatten. Man sah hier die Bildnisse des Herkules, Theseus, der Minerva, des Sophokles, die Schlacht bei Marathon, die Zerstörung von Troja, das Treffen mit den Amazonen, u. s. w. In dieser Halle lehrte Zeno, und gab seiner Schule davon den Namen der stoischen. Auch befand sich am Ende dieser Straße der Pallast des Senats, und die berühmte Quelle Calirrhon oder Enneacrunos (von ihren neun Röhren). Beide waren auf einem Platze, welcher der Göttermutter heilig war. Hier stand auch eine Statue Jupiters des Rathgebers, um die Senatoren zur weisen Bedachtsamkeit bei ihren Berathschlagungen zu ermuntern. Der Marktplatz war mit Tempeln, öffentlichen Gebäuden, Asylen und Bildsäulen geschmückt. Hier stand z. B. ein Tempel der Göttermutter, der schon genannte Pallast, wo der Senat sich versammelte, eine mit Bäumen umgebene Rotunde, wo die Prytanen, welche im Amte waren, ihre Mittagsmahlzeit einnahmen. Man nannte diese Rotunda von ihrem Schatten, Scia, und von der Kuppel des Gebäudes Tholus. Vor ihnen standen die Säulen, an welchen Solons Gesetze eingegraben waren, und die zehn Statuen, von denen die Stämme in Athen behaupteten, daß sie die Bildnisse ihrer Stammhelden wären. Der erste Archont hielt hier Gericht. Auf der nordwestlichen Seite des Marktes war der Tempel des Mars, in welchem die Statue dieser Gottheit, von Alcamenes, die Bildsäule der Minerva, von Locrus aus Paros, gearbeitet, auch zwei Bildsäulen der Venus befindlich waren. Noch befanden sich auf dem Markte das Leocorium, ein zum Andenken der drei Töchter des Leos gebaueter Tempel, die Kapelle des Aeacus, und späterhin das Agrippeum, ein prächtiges, vom Agrippa erbauetes Theater. Außerdem befanden sich auf dem Marktplatze das Lager der Scythen, welche Athen in Sold genommen hatte, und welche die Stadtwache ausmachten, der Volksversammlungen, und der zum Verkauf der verschiedenen Waaren und Nahrungsmittel bestimmte Platz. Vorzüglich merkwürdig ist aber die Acropolis. Man kam vom Marktplatze durch eine Straße dahin, in welcher verschiedene Tempel standen, z. B. der Tempel der Venus Urania, von Aegeus erbauet, vom Perikles erneuert, und vom Phidias mit der Bildsäule der Göttin aus parischem Marmor geschmückt; ferner dem Tempel der Theseus, von Cimon, aus weißem Marmor nach dorischer Ordnung erbauet. Bei ihm lag das Gymnasium, von seinem Erbauer Ptolemäon genannt. Am Ende derselben befanden sich der Tempel des Castor und Pollux, und die Kapelle der Agraulus, und da endigte sie sich in eine Straße, die wegen der vielen daselbst aufgestellte Dreifüße, Tripodes hieß. Hier sah man das Prytaneum und eine Menge Kunstwerke, insbesondere eines der schönsten Meisterstücke des Praxiteles, einen Satyr, der Peribötos (der Gepriesene) genannt wurde, und die Ehrensäule, welche der Stamm Pandion dem Nicias errichtet, und dabei verordnet hatte, daß in Zukunft die Namen der Sieger aus diesem Stamme darauf eingegraben werden sollten. Dieses berühmte Denkmal ist noch vorhanden, und heißt jetzt die Laterne des Demosthenes. Die aufgestellteu Dreifüße waren eigentlich die Siegeszeichen, welche bei den musi-

kalischen Wettstreiten der siegende Stamm widmete, und sie bald in einem Tempel, bald in einem ihm gehörigen Hause, aufstellen ließ. Sie hatten Inschriften. Die Straße Tripodes führte zu Bachus Theater, wo die Stämme ihre Wettstreite anstellten, und sich auch zuweilen das Volk versammelte. Dem Theater gegenüber stand ein sehr alter Tempel des Bachus, im Quartier der Sümpfe, der jährlich nur einmal geöffnet wurde. Noch ehe man dahin kam, stieß man auf das prächtige, vom Perikles erbauete Odeum, das südlich unter der Burg lag, und hinter Bachus Tempel war der Tempel der Erde, dessen verschiedentlich in der Geschichte gedacht wird. Von der Kapelle des Agraulus stieg man an den Propyläen (einem prächtigen Gebäude, das Perikles für 2.800.000 Thlr. erbauete) zur Burg empor. Beim Hinaufsteigen erweiterte sich die Aussicht von allen Seiten. Links war eine dem Pan gewidmete Höhle, wo Apollo der Liebe der Creusa genoß. Die ganze Burg wurde von zwei Mauern eingeschlossen, von denen die erste gegen Norden zu die pelasgische hieß, und das Vorrecht hatte, daß weder auf ihr, noch in ihrer Nähe, etwas erbauet werden durfte. Die zweite südliche war vom Cimon aufgeführt worden. Die Burg enthielt eine Menge Bildsäulen der berühmtesten Männer Athens, mit Bildsäulen der Götter vermischt. Hier befanden sich zwei merkwürdige Altäre, der Scham und der Freundschaft gewidmet; eine kolossalische Statue von Bronze, von Phidias gearbeitet, und nach der Schlacht bei Marathon der Minerva gewidmet, und eine andere Statue dieser Göttin von Oelbaumholz, ganz rohe Kunst, und so alt, daß man sagte, sie sey vom Himmel gefallen. Sie stand in dem Tempel der Minerva Polias, der mit dem Tempel des Neptunus Enchtheus vereinigt war, so daß ersterer den Eingang zum letztern ausmachte. Dieses prächtige Gebäude ist zum Theil noch vorhanden. Das Dach wurde von römischen Säulen mit dorischen Kapitälern getragen. Im Tempel der Minerva fand sich der vom Streite mit Neptun her geheiligte Oelzweig. Die obengenannte Statue der Göttin wurde von zwei Drachen gehalten. Neptun und Minerva hatten hier auch einen gemeinschaftlichen Altar, und vor dem Bilde der Göttin hing eine goldne immer brennende Lampe von einem goldnen Palmbaum überschattet. Im Hintergebäude dieses Tempels, Opisthodomus genannt, wurde der öffentliche Schatz aufbewahrt. In der Acropolis befand sich auch eine Kapelle der Venus Hippolytea, die ihr Phädra widmete, als sie in ihren Stiefsohn verliebt war. Ferner war ein Zeughaus hier mit Waffen für 50.000 Mann. Das merkwürdigste Gebäude auf der Burg war aber das Parthenon, der berühmteste Tempel Minervens. Er bestand aus weißem Marmor, war vom Perikles erbauet, und ist in der Gestalt einer türkischen Moschee noch vorhanden. Hier stand die berühmte, aus Gold und Elfenbein von Phidias gearbeitete Bildsäule der Göttin, 26 griechische Ellen hoch, mit einer Tunika bekleidet, und dabei die Aegide in der Hand haltend. Das dazu nöthige Gold betrug 40 Talente, und war so angebracht, daß es sich abheben ließ. In diesem Tempel bewahrten auch Privatpersonen ihre Schätze auf. Die südliche Gegend unter der Burg wurde die Sümpfe genannt. Man findet hier noch heut zu Tage eine Menge Ruinen, von denen man aber nur einige ganz sicher kennt. Nach dem Museum zu stand der Tempel des Apollo Pythius. Der südliche Theil der Burg wurde besonders von Adrian angebauet. Hier stand das berühmte Pantheon desselben, das zum Theil noch übrig ist, und jetzt die Säulen Adrians genannt wird. Hier war auch die Wasserleitung, die Adrian anfing, und Antonin vollendete. Auch von dieser sieht man noch Ruinen. Ferner war hier das Didascalion Adrians, eine Schule, die er mit besoldeten Lehrern besetzte; der vom Pisistrat angelegte Tempel des Jupiter Olympius, der von demjenigen Tempel des

Jupiter Olympius unterschieden werden muß, welchen Adrian auf der Nordseite der Burg erbauete. Jener Tempel des Pisistrat blieb unvollendet, ob man gleich zu verschiedenen Malen an der Fortsetzung desselben arbeitete. Sulla schaffte in der Folge die Säulen nach Rom, und das Werk verfiel wahrscheinlich.; es würde das prächtigste Gebäude in Athen geworden seyn, da es mit dem davorliegenden Platze vier Stadien einfaßte. Endlich sah man hier auch das Haus und die Gärten des Cimon; den vom Theseus, zu Ehren seines Sieges über die Amazonen, erbaueten Tempel, Amazonion, und den Tempel des Herkules Menytes. Auf der Nordseite der Burg lag der von Adrian erbauete Tempel des Jupiter Olympius, auch Panhellenius genannt, welcher überaus prächtig von phrygischem Marmor aufgeführt war. Die Bildsäule Jupiters war von Gold und Elfenbein. Bei dem Tempel befand sich auch eine Bibliothek, und ein prächtiges Gymnasium von libyschem Marmor. Auch prangte hier der Thurm der Winde, von Andronicus Cyrrhastes in der Gestalt eines Achtecks angelegt. An jeder Seite stand die Figur eines Windes, und oben auf der Spitze ein Triton, der mit der Ruthe in der Hand den jedesmaligen Wind anzeigte. In der nördlichsten Gegend der Stadt, Melite genannt, befanden sich die Häuser des Themistokles und Phocion. In der östlichen Gegend außerhalb der Stadt, da, wo der Ilissus die Mauern bespülte, lagen noch verschiedene merkwürdige Gebäude. Ganz südlich, der Gegend Lymnä gegen Osten, war eine Flur, die der Jagd wegen fleißig besucht wurde, und deswegen Agrä hieß. Hier stand der Tempel der Ceres, wo die kleinen Mysterien gefeiert wurden; ferner der Tempel der Diana Agrotera, den ihr Alcathous, des Pelops Sohn, nach der Besiegung des cithäronischen Löwens, gewidmet haben soll. Nicht weit davon war ein den Musen gewidmeter Altar, den man zum Andenken der Entführung der Orithyia durch den Boreas errichtet hatte. Von hier aus fing nach Süden zu der Berg Hymettus an. Jenseit des Flusses nordwärts kam man zum Lyceum, einem von den drei großen atheniensischen Gymnasien. Pisistratus legte den Grund dazu, und Perikles und Lykurgus setzten den Bau fort. Es war dem Apollo Lycius geheiligt, von dem es den Namen führte. Hier lehrte Aristoteles. Philipp II. verbrannte es, und Sulla verbrauchte die umherstehenden Bäume zu seinen Belagerungsmaschinen. Zwischen dem Lyceum und dem Schlosse war ein Platz, der zur Laufbahn diente. Der Redner Lykurgus ließ ihn mit Dämmen einschließen, und nachher bauete Herodes Atticus sein Stadium hier, das aus einem Halbzirkel von Stufen bestand, die an einer Mauer von pentelischem Marmor aufgeführt waren. Ein Theil davon steht noch. Die Gestalt war elliptisch, indem die Länge von der offnen Seite bis am Umfange ein Stadium, die Breite 27 Schritte betrug. Jenseit des Tempels und der Gärten der Venus Pandemos kam man zum zweiten Gymnasium, dem Cynosarges, und hinter diesem erhob sich das Gebirge Anchismus. Von hier aus gegen Norden hieß die Gegend Coelle, und man findet daselbst noch Ruinen der adrianischen Wasserleitungen. Durch das thriasische Thor, welches auch Dipylon hieß, und wohin man bald vom Markte aus kam, gelangte man zu dem außerhalb der Stadt befindlichen Theil des Ceramicus, der ganz mit Grabmälern bedeckt war. Mitten durch sie führte der Weg nach der Akademie, das erste und vornehmste Gymnasium von Athen. Vor demselben standen die Bildsäulen des Harmodius und Aristogiton, und nahe dabei waren das Haus und die Gärten Plato's, der in der Akademie seine Philosophie lehrte. Weiter gegen Norden lag die Wohnung des Menschenfeindes Timon, ganz einsam. Man glaubt davon noch Trümmer anzutreffen. Höher hinauf an der thebanischen Straße hieß die Gegend Colonos. Hierher verlegte So=

phokles die Scene seines Oedipus. Die thebanische Straße ging nämlich hier an dem den Furien geheiligten Haine vorbei, wo Oedipus sein Grab fand. In der Nähe standen die Tempel des Neptuns Hippius, des Erfinders der Reitkunst, der Ceres und der Minerva Poliuchos. Man findet daselbst noch viele Ruinen schöner Gebäude. Die Lage der Stadt Athen gegen benachbarte Oerter, war folgende: Westlich von derselben lag Salamis; nordwestlich Eleusis; nördlich Phyle und Dacalia; nordöstlich Marathon und der Berg Pentelicus; südlich der Berg Hymettus; südwestlich die 3 Häfen der Stadt. Die Häfen Pyräus und Munychia bildeten ein Vorgebirge, und weiter davon gegen Osten lag der Hafen Phalerus. Der Befestigung wegen wurde um das Vorgebirge eine Mauer angelegt, und die Häfen Munychia und Phalerus wurden durch ein gegen Osten gelegenes Kastell gedeckt; auch war der Pyräus noch besonders befestiget. Zwei lange Mauern vereinigten die drei Häfen mit der Stadt, und schlossen zwischen sich einen breiten Raum ein. Eine dritte Mauer vereinigte am Ende die beiden langen Mauern, und trennte die Halbinsel Munychia vom festen Lande. Oberhalb des phalerischen Hafens lagen die phalerischen Sümpfe, welche durch die Vereinigung des Ilissus und Cephissus, der quer durch die langen Mauern hindurch lief, entstanden waren. Den Namen Athen vertauschte die Stadt, der Minerva zu Ehren, mit dem alten Namen Cecropia. Durch die Auswanderung der Jonier aus dem Peloponnes gewann Athen sehr an reichen und geschickten Einwohnern. Die Volksmenge ward bald so groß, daß Athen Kolonien ausschicken mußte. Dadurch wurde es veranlaßt, sich auf den Handel zu legen, welcher der Stadt große Reichthümer brachte. Die Verfassung des Staats war anfangs monarchisch. Nach des Codrus Tode wählte man Archonten, erst lebenslängliche, dann zehnjährige, dann einjährige. Athen ward nun eine demokratische Republik, und Solon gab ihr Gesetze. Bald darauf schwang sich die Familie des Pisistratus empor, und suchte sich der Oberherrschaft auf immer zu bemächtigen; sie erreichte aber diesen Zweck nicht. Sie wurde vertrieben, handelte nun feindlich gegen ihr Vaterland, und verwickelte es in den bekannten Krieg mit Persien, der jedoch durch die Tapferkeit und Klugheit des Miltiades und Themistokles ganz zu Athens Ruhm und Größe ausfiel, und es zum ersten Staate in Griechenland machte. Themistokles bauete das zerstörte Athen prächtiger, als je, wieder auf, umgab es mit Mauern, bauete den Hafen Pyräus, und befestigte ihn. Perikles erhob es zum höchsten Gipfel der Größe, verwickelte es aber auch in den für dasselbe so unglücklichen peloponnesischen Krieg, welcher es ganz unter Sparta demüthigte. Doch noch einmal erhob es sich durch den Conon. In der Schlacht bei Chäronea (s. d. Art.) verlor es seine Freiheit, aber nicht seine Größe und seine Ansehen, indem es auch nachher noch immer die erste und schönste Stadt Griechenlands, eine der vorzüglichsten Handelsstädte, und der Sitz aller Künste und Wissenschaften blieb. Demetrius Phalereus und Demetrius Polyorcetes (s. Demetrius) verschönerten es. Auch die Römer liebten diese Stadt. Aber als sie sich mit dem Könige Mithridates gegen Rom verband, wurde sie vom Sulla erobert, und so hart behandelt, daß sie sich nachher nie wieder ganz erholte. Unter den Kaisern sorgte Adrian aufs Neue für ihre Verschönerung. Endlich wurde sie von dem gothischen Könige Alarich unter den Kaisern Arcadius und Honorius ganz zerstört, und in einen Schutthaufen verwandelt. Was von dieser Zerstörung noch übrig blieb, hat sich meistens bis auf unsre Zeit erhalten. So wird z. B. jetzt noch der ehemalige Hafen Pyräus, von den Griechen Porto Draco, von den Italiänern Porto Leone genannt, seiner Sicherheit wegen, immer stark besucht. Die noch vorhandenen präch-

rigen Trümmer des alten Athens, jetzt Athiniah, Setine genannt (eine unbedeutende Stadt von 12.000 Einw., gelegen eine Meile von dem Busen Engia am Fuße des Berges Hymettus, und der steilen, felsigen, 200 Fuß über der Stadt erhabenen Akropolis, der Citadelle von Athen, die den 3. Febr. 1822 an die Griechen überging), zeugen von dessen ehemaligem Glanze; unter ihnen zeichnet sich im dortigen Kapuzinerkloster, das von Missionarien der Propaganda zu Rom bewohnt wird, des Demosthenes Laterne aus, wahrscheinlich ein choregisches Denkmal des Lysistrates. Wenn man von dem Mittelpunkte des neuen Athens aus sich nach der Abendseite hinwendet, so fangen die Häuser an, sich zerstreuter zu zeigen. Man kommt auf große leere Plätze, welche theils innerhalb, theils außerhalb der Ringmauer sich befinden. Auf diesen öden Plätzen findet man den Tempel des Theseus, den Pnyx (Platz, auf welchem zum Volke gesprochen wurde), und den Areopag. Der Tempel des Theseus ist das am Besten erhaltene Monument von Athen. Lange wurde christlicher Gottesdienst in seinen Hallen gehalten, und er war dem heil. Georg geweiht; jetzt dient er zum Magazin. Von dem Pnyx gelangt man auf den Hügel des Musäus, auf welchem sich das Monument des Philopappus befindet, das aber ein Denkmal von schlechtem Geschmack ist. Noch bemerkt man die Stellen, wo einst die Mauern der alten Stadt sich herzogen, so wie am Fuße der Citadelle die Ruinen des Theaters des Bachus und das eingetrocknete Bette des Ilissus. Die Citadelle, die von einem Kommandanten bewohnt wird, ist mit halb antiken, halb modernen Mauerwerken umgeben. In dem Raume, den diese Mauern einschließen, kommt man zuerst in die Propyläen (Vorhöfe), und zu den Ueberresten eines Tempels des Siegs. Hinter den Propyläen erblickt man das Pandroseum, den doppelten Tempel des Neptuns Erechtheus, und den der Minerva Polias. Auf dem höchsten Punkte der Burg erhebt sich das Parthenium, oder der Tempel der Minerva. Der Raum um diese herrlichen Trümmern ist mit Schutthaufen alter und neuerer Gebäude angefüllt, und mit Zelten, Waffen und Soldatenhütten bedeckt. Was vor Allem an den Monumenten Athens auffällt, ist ihre schöne Farbe. In unsern Klimaten nimmt auch der weißeste Stein bald eine schwärzliche oder grauliche Farbe an; der heitere Himmel und die glänzende Sonne Griechenlands verbreiten dagegen über den parischen oder pentholischen Marmor einen goldartigen Farbenglanz, der Farbe weißer Aehren, oder herbstlich welkender Blätter ähnlich. Dann zieht die Harmonie und Einfachheit der Verhältnisse unsere Bewunderung auf sich. Man sieht hier nicht eine Bauart auf die andere gepflanzt, sondern Alles bleibt in Einem Style. Die isolirten großen Tempelsäulen des olympischen Jupiters flößen Ehrfurcht ein. Das ehemalige Lyceum, die Rennbahn, und ein Tempel der Diana oder Ceres ꝛc. ꝛc., von denen der Forscher noch herrliche Spuren findet, versetzen uns unwillkührlich, wenn man sie überblickt, in die alte Götterzeit, und wehmuthsvoll rufen wir mit Schiller: „Schöne Welt, wo bist du?! —

Athenäus, ein berühmter griechischer Grammatiker und Rhetor des dritten Jahrh. nach Chr., war aus Naucratis in Aegypten gebürtig, und lebte unter Kaiser Antonin dem Philosophen. Wir haben von ihm ein Werk: Deipnosophistae, oder gelehrte Tischgespräche, in 15 Büchern, welches einen Schatz von philosophischen, historischen, poetischen und antiquarischen Kenntnissen enthält. Vom ersten und zweiten, und vom Anfange des dritten Buchs sind nur noch Fragmente vorhanden; die übrigen besitzen wir vollständig, welche von Aldus (1514. Fol.) und Schweighäuser (1801—1807. 8.) herausgegeben worden. — 2) Athenäus, ein Mathematiker, dessen Vaterland unbekannt ist, blühte um 210 J. v. Chr.,

und hinterließ eine Abhandlung über Kriegsmaschinen, die in der Sammlung Mathematici veteres, Paris 1693, abgedruckt wurde.

Athenagoras, ein christlicher Philosoph aus Athen. Er schrieb eine Schutzrede für die Christen seiner Zeit, und weihete dieselbe dem Kais. Mark-Aurel und dessen Reichsgenossen, seinem Sohne Commodus. Hier reinigt er die Christen freimüthig von den ihnen von Seiten der Heiden grundlos angeschuldigten Lastern der Gotteslängnung, des Verzehrens eines geschlachteten Kindes bei ihren freundschaftlichen Zusammenkünften, und vom Laster der Blutschande. Gesner und Petri haben diese Schutzrede aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen. Die Oxforder Ausg. v. 1706 ist die Beste. Auch schrieb er eine Abhandlung über die Auferstehung der Todten.

Athenaïs, eine durch herrliche Geistesvorzüge und seltenes Glück merkwürdige Athenerin, war die Tochter des Leontius, Lehrers der schönen Wissenschaften zu Athen, und wurde im ersten Dezennium des 5ten Jahrh. geboren. Leontius hatte den empfänglichen Geist seiner Tochter mit allen Kenntnissen, die ihm eigen waren, ausgeschmückt, indessen ihre Brüder gegen die Schwester in Erlernung derselben sehr zurück blieben. Bei ihres Vaters Sterben erhielt sie nur 100 Goldstücke, während das ganze übrige Vermögen ihren Brüdern zu Theil wurde; denn, so erklärte sich Leontius, Athenaïs wird durch eigene Vorzüge Alles finden, dessen sie bedarf. — Umsonst suchte Athenaïs, nach dem Tode des Vaters, die Herzen der Brüder zu erweichen. Mit unnatürlicher Härte weigerten sich diese, ihr doch wenigstens das nach den Gesetzen zukommende Pflichttheil auszuzahlen, und trieben sie endlich aus dem Hause. Sie floh zu einer Muhme, welche mit ihr nach Constantinopel reiste, um zu erhalten, daß der väterliche Letztwillen für ungültig erkläret würde. Sie wandten sich an die Augusta Pulcheria, Schwester des Kaisers Theodosius II., der eigentlichen Beherrscherin des morgenländischen Reiches. Das unverdiente Schicksal der jungen Athenerin, ihre Schönheit, die Anmuth, der Geist, mit denen sie ihre Sache vortrug, fielen der Augusta lebhaft auf. Und da sie eben mit dem Gedanken sich beschäftigte, ihrem Bruder eine Gemahlin auszusuchen, welche mit innern Vorzügen äußere verbände, so zog sie Erkundigungen über die Sitten der Jungfrau ein; diese entsprachen ihren Wünschen, und sie glaubte, in der Athenaïs die künftige Gattin des Theodosius gefunden zu haben. Augusta sprach von ihr mit dem Kaiser, welcher von Ungeduld, sie zu sehen, ergriffen ward. Unter dem Vorwande, noch mehr über ihre Erbschaftsangelegenheit von ihr zu vernehmen, hieß Augusta sie wieder zu sich kommen. Theodosius stand hinter einem Teppiche, sah sie, hörte sie, und ward entzündet von Liebe. Athenaïs war Heidin. Sie ward in dem Christenthum unterrichtet, und getauft vom Patriarchen Attikus, der ihr den Namen Eudokia (Wohlgefallen) beilegte. Am 7. Juni 421 ward die kaiserl. Hochzeit mit großer Pracht und öffentlichen Ergötzlichkeiten gefeiert. Ihre beiden Brüder hatten sich verborgen, als sie Nachricht erhalten, von ihrer verstoßenen Schwester Erhebung auf den Thron. Eudokia aber ließ sie aufsuchen, und ans Hoflager kommen. Zitternd erschienen sie vor ihrer Schwester, welche sie freundlich anredete: „Fürchtet mich nicht, ich seh' euch an als die Werkzeuge meiner Hoheit. Nicht ihr triebt mich aus dem väterlichen Hause; die Hand der Vorsehung führte mich auf den Thron.“ Der Eine ward Obermarschall, und der Andere Präfectus Prätorio in Illyrien. Im vereinten Glanze der Jugend und der Schönheit des Geistes strahlte sie neben ihrem Gemahl auf dem Throne, und sie unterließ nicht, sich den Wissenschaften mit ganzer Seele hinzugeben. Sie brachte die 5 Bücher Moses, das Buch Josua, das Buch der Richter und das Buch Ruth in griechische Hexameter. In gleicher Versart machte sie eine Umschreibung des Propheten Zacharias

und Daniel; Photius, ein feiner Kenner, rühmt diese Arbeiten. Auch schrieb sie ein Heldengedicht von den Thaten des Theodosius gegen die Perser, und in einem Gedichte von 3 Büchern besang sie die Marter der h. Justina und eines Cyprian, welche beide unter Diokletian sollen gelitten haben. — Nachdem sie ihrem Gemahl eine Tochter geboren hatte, wurde sie von ihm mit dem Beinamen Augusta beehrt. Doch eben die Pulcheria, der sie ihre Erhebung verdankte, entriß ihr die Gunst ihres Gemahls; sie wurde verwiesen, und starb nach manchen bittern Kränkungen ihrer Feinde zu Jerusalem im Jahre 460. Athenaïs Schriften sind verloren gegangen.

Athenis von Chio, ein Sohn von Anthermus; er lebte, so wie sein Bruder Bupalus um das Jahr 540 vor Chr. Beide Brüder waren große Maler, Bildhauer und Baumeister, wie uns Plinius erzählt. — Hipponax, der Dichter, ein äußerst häßlicher Mensch, ward von ihnen auch als ein wirkliches Scheusal der Häßlichkeit in einem Portraite dargestellt. Des Dichters Galle gerieth darob so in Gährung, daß er, ein anderer Archilochus, die Maler mit sarkastischer Lauge seiner Satyre übergoß; die Folge davon war, daß sich die beiden Meister vor Verzweiflung erhängten. Im Tempel zu Chio befand sich eine Diana von ihnen; wer von der einen Seite hereintrat, dem schien das Bild eine trauervolle Miene zu haben, hingegen blickte es jene munter und aufgeheitert an, welche an der andern Seite den Tempel verließen. Von Chio aus wurden viele Statuen nach Rom gebracht; ein Beweis, daß sie schön waren: denn nur die ausgesuchtesten Meisterwerke Griechenlands wanderten nach Rom. Hier sah man fast in allen Tempeln, welche Augustus hatte errichten lassen, Statuen von dem Meißel eines Athenis und Bupalus.

Athenodorus, ein stoischer Philosoph, Mentor und Freund des Augustus, von Julius Cäsar zur Bildung und Erziehung dieses jungen Prinzen erkoren. Seinem Zögling gab er oft manche gute Lehre und Warnung, die jener mitunter auch annahm, und sich zu Nutzen machte. August liebte das schöne Geschlecht, und unter denen, welchen er den Hof machte, war eine die Frau eines Senators und Freundes von Athenodor. Dieser fand einst seinen Freund trostlos, mit thränenden Augen; er vernahm die Ursache seines Unmuths, und nun warf er sich in Frauenkleider, ergriff einen Dolch, und setzte sich in den Tragsessel, den August so eben seiner Geliebten, der Senatorin, gesandt, und ließ sich so zum Prinzen tragen, der über seine Verkleidung nicht wenig betroffen war. „Was beginnst du, fragte er den Augustus, welchen Gefahren stellest du dich bloß? Kann ein verzweifelter Gatte sich nicht, wie ich, verkleiden, und die Schmach, die du ihm zufügtest, in deinem Blute abwaschen?“ — Augustus nahm diese Zurechtweisung keineswegs übel; sie machte ihn bedachtsamer. Als Athenodor die Erlaubniß erhalten hatte, nach Tarsis, seinem Vaterlande, zurückzukehren, gab er bei seinem Abschiede seinem fürstlichen Zögling, um seine aufbrausende Hitze zu mäßigen, noch den weisen Rath, doch ja stets die 24 Buchstaben des griechischen Alphabets herzusagen, bevor er dem Impulse seines Zornes folge. Athenodor starb 82 Jahre alt, beweint von seinen Landsleuten, die nach seinem Tode ihm, gleich einem Heroen, Opferfeste bestimmten. — Noch giebt es zwei berühmte Bildhauer im Alterthume unter dem Namen Athenodor, wovon der Eine mit Polydor und Agesander an der berühmten Gruppe Laokoons arbeitete; der Andere aber, in Arkadien geboren, ein Schüler des Polykletes, mit wahrem Künstler-Meißel weibliche Figuren in ihren Gewändern mit den schönsten Faltenwürfen zu bilden verstand.

Athleten. Mit diesem Namen bezeichneten die Griechen einst alle Personen, die sich durch Musik, Deklamation, Werfen des Diskus, Laufen,

Ringen, Faustkämpfen u. s. w. in einen Wettstreit einließen, obgleich im strengen Sinne nur die beiden Letztern damit bezeichnet wurden, die in öffentlichen Kämpfen davon vorzüglich Profession machten, die daher auch Ringer, oder Faustkämpfer, oder Beides zugleich (Pankratisten) hießen. Die Leibesübungen nämlich wurden bei den Griechen im Allgemeinen außerordentlich geschätzt; sie waren ganz in ihrem Geschmacke, und Alle beschäftigen sich mehr oder weniger damit. Die Jünglinge wurden in den Gymnasien eine Zeitlang dazu angehalten, um den Körper geschmeidiger, härter und geschickter zum Gebrauche der Waffen gegen die Feinde des Vaterlandes zu machen. Jeder Bürger war geborner Soldat, und Beifall und Bewunderung ward dem zu Theil, der sich durch körperliche Geschicklichkeit und Muth auszeichnete: Auffoderung genug zu diesen Uebungen! Anfänglich scheinen dieselben mehr zur Belustigung und zum Zeitvertreibe gedient zu haben; nachher aber wurden sie ein ordentliches Institut, eine Kunst, ein Theil des allgemeinen Unterrichts der Jugend. Sie wurden in eigenen Gebäuden, den Gymnasien, angestellt. Besonders war dieses bei den Spartanern der Fall. Die Ringer oder Faustkämpfer trieben also ihre Uebungen bloß in der Absicht, um bei feierlichen Gelegenheiten mit Andern um den Preis zu streiten. Dazu gehörten Munterkeit, Gesundheit und Körperkräfte; und darauf zweckten ihre Uebungen, und besonders ihre Lebensart ab; denn sie aßen, wegen der nachmittägigen Uebungen, zu Mittage nur wenig, tranken keinen Wein, und enthielten sich der Wollust. Auch ertrugen sie viele ermüdende Arbeiten und Schmerzen mit dem größten Muthe. Ihre Uebungen selbst waren eine Art von Marter, und mit den größten Strapatzen verbunden; sie geschahen größtentheils mit nacktem Körper; nur beim Werfen mit dem Diskus, mit dem Wurfspieß, und bei dem Wagenrennen waren die Kämpfer mit einem leichten und kurzen Gewande bekleidet. In alten Zeiten hatten sie einen Schurz um die Hüften, nachher aber kam auch dieser ab. Sie salbten, rieben und badeten sich, ehe sie kämpften, um ihre Glieder geschmeidiger zu machen, und dem Körper Glätte zu geben, damit die Hände des Gegners abglitschen möchten. — Während des Reibens hielten die Athleten den Odem an sich, und strengten alle ihre Muskeln an, um die Haut für das Oel desto empfänglicher zu machen. Nach dem Salben pflegten sich auch die Athleten mit Staub und Sand zu bedecken, damit sie im Ringen sich desto fester halten, der Schweiß während des Kampfes nicht zu stark hervortreten, und die Luft nicht so leicht in die geöffneten Schweißlöcher zum Nachtheil der Gesundheit eindringen möchte. Das Kämpfen geschah auf einem schlüpfrigen und kothigen Terrain, damit sie nicht zu hart und ohne Gefahr fallen möchten. Eben dieses fand auch bei den gewöhnlichen gymnastischen Uebungen der Jugend Statt. Um die Uebungen und den Unterricht der Athleten in Ordnung zu erhalten, hatte man gewisse Gesetze gegeben, die streng beobachtet werden mußten, und deren Uebertretung Strafe nach sich zog. Die vornehmsten davon waren: 1) kein Athlet, und überhaupt kein Jüngling, der sich gymnastischer Uebungen befliß, durfte etwas thun, was die Keuschheit und den Wohlstand beleidigte; 2) sie mußten sich des Weins und der Wollust enthalten; 3) Keiner durfte durch gesetzwidrige Kunstgriffe sich den Sieg zu verschaffen suchen. List, auf Geschicklichkeit des Körpers gegründet, war nicht unerlaubt; aber wenn etwa von zwei Läufern der eine den andern bei den Haaren zurückzog, oder niederstieß, oder ihm ein Bein stellte, so war dieses straffällig. 4) Kein Ringer und Pankratist durfte seinen Gegner vorsetzlich tödten. Büßte einer beim Kampfe sein Leben ein, so erhielt der Sieger den Preis nicht. 5) Keiner durfte während des Kampfes seinen Gegner beißen, oder an die Gurgel fassen. Doch war dieses den lacedämonischen Athleten erlaubt. 6) Kein Athlet, zu-

mal wenn er bei feierlichen Spielen mitkämpfen wollte, durfte von Aeltern, die nicht frei waren, geboren, wegen seiner Sitten in schlechtem Rufe, oder durch Verbrechen entehrt seyn. Wenn er bei den öffentlichen Spielen erschien, so mußte er aus den Gymnasien gute Zeugnisse mitbringen, und dort sich durch seine Geschicklichkeit ausgezeichnet haben. 7) Jeder mußte sich zur gesetzlichen Zeit bei den feierlichen Spielen einfinden, sonst erhielt er nicht die Erlaubniß, um den Preis zu kämpfen, und selten galt eine Entschuldigung des Ausbleibens. 8) Wer sich aus irgend einer Ursache weigerte, sich mit seinem Gegner in Kampf einzulassen, oder wer vor der Entscheidung des Kampfes demselben zu entrinnen suchte, der wurde für besiegt erklärt. 9) Bestechung des Gegners, um sich den Sieg zu erkaufen, war verboten. Diesen Gesetzen wurde durch gewisse, auf die Uebertretung gesetzte Strafen Nachdruck gegeben. Die empfindlichste war die Ausschließung vom Kampfe. Schon die Erlaubniß, bei den feierlichen Spielen als Kämpfer zugelassen zu werden, war rühmlich und ehrenvoll. Deswegen mußte sich jeder Athlet einer Prüfung seiner Geburt, seiner Sitten, seines Standes und Verhaltens auf den Gymnasien unterwerfen. Bisweilen verstattete man in spätern Zeiten auch Freigelassenen den Zutritt. In Rücksicht des Standes pflegte man sowohl vornehme, als geringe Leute zuzulassen, wenn nur die übrigen Erfodernisse da waren. Nach geschehener Prüfung wurden ihre Namen von einem Herolde laut hergelesen, und jeder durchs ganze Stadium vor den Zuschauern herumgeführt, wobei der Herold jeden auffoderte, zu sagen, was er von dem Athleten Nachtheiliges wisse. Damit kein unwürdiger Athlet zum Kampfe gelassen werden möchte, mußte auch jeder Kämpfer einen Eid schwören, daß er den gehörigen Uebungen sich unterworfen, die von den Gesetzen befohlenen Proben ausgehalten habe, und daß er bei den Kampfübungen selbst alle Vorschriften pünktlich beobachten wolle. Waren nun alle Kämpfer versammelt, so wurde durchs Loos entschieden, was für Athleten mit einander kämpfen sollten. Anders geschah dies bei solchen Uebungen, wo nur Zwei, anders bei solchen, wo Mehrere mit einander kämpften, z. B. beim Wettlauf u. s. w. Die Loose wurden paarweise mit Buchstaben bezeichnet, so daß immer zwei Loose einerlei Buchstaben hatten. Kein Athlet durfte sein Loos besehen; dies geschah von den Aufsehern. Solche, die einerlei Buchstaben hatten, kämpften mit einander. Wer im Kampfe den Sieg davon trug, dem jauchzten die Zuschauer lauten Beifall zu. Herolde verkündigten seinen Namen, und Dichter sangen ihm Lobgesänge. Man gab ihm Kronen, errichtete ihm Statuen, führte ihn wie im Triumphe auf, schrieb seinen Namen in öffentliche Verzeichnisse, und nannte nach ihm die Olympiade. Auch bewilligte man ihm große Freiheiten, ein jährliches Gehalt, und einen der vorzüglichsten Sitze bei den feierlichen Spielen. Zur Verherrlichung des Sieges wurden die Athleten auch mit einem blumigen Gewande bekleidet, und von einem Herolde unter Trompetenschall durchs Stadium geführt, indem dieser zugleich ihren Namen und ihr Vaterland ausrief. In seine Vaterstadt wurde der siegende Athlet, auf einem vierspännigen Wagen sitzend, unter zahlreicher Begleitung, gleichsam im Triumph eingeführt, und ein Theil der Mauer vor ihm niedergerissen, als ob das Thor für ihn zu enge wäre. Darauf wurden Gastmahle auf öffentliche Kosten und von einzelnen Privatpersonen angestellt, um den Sieger zu bewirthen. Man wetteiferte dabei in Pracht und Verschwendung. Oft gaben die Sieger auch selbst glänzende Feste, und theilten Geschenke aus. Ein Sieger in den olympischen Spielen erhielt, nach einem Gesetze S o l o n s, 500 Drachmen, oder 106 Thlr. 18 Gr. 6 Pf. Von den Statuen, welche den siegenden Athleten errichtet wurden, befanden sich die meisten zu Olympia und Elis. Sie waren von Holz, Marmor und Bronze, und stellten den

Sieger, in der Art von Kampf begriffen vor, worin er gesiegt hatte. Diese
Statuen wurden von den berühmtesten Meistern gearbeitet. Noch ist zu
bemerken, daß bei den öffentlichen Spielen nicht nur Athleten von Profession,
sondern auch Andere, sogar Weiber und Knaben, auftraten, die Lust und
Geschicklichkeit dazu hatten.

Athmen, Respiration, das Einziehen von Luft in die Lungen,
und das darauf erfolgende Ausstoßen derselben, ist eine thierische Verrich-
tung, die sich durch abwechselnde Erweiterung und Verengerung der Brust-
höhle zu erkennen giebt. Die Luft strömt beim Einathmen durch die Luft-
röhre in die Lungen, und zwar in diejenigen Zellen, welche aus den letzten
Enden der zertheilten Luftröhrenäste entstehen. Während dieses Anfüllens
der Bläschen geht eine Zersetzung der atmosphärischen Luft vor sich, indem
die Sauerstoffluft der eingeathmeten Luft in das Haarnetz der umliegenden
Blutgefäße übertritt, die Stickstoffluft zurückbleibt, dagegen eine Partie
Kohlensäure und Wasserdunst aus dem schwarzen Venenblute sich abscheidet,
und mit dem Stickstoffgase zugleich ausgeathmet wird. Das schwarze Ve-
nenblut verliert also Kohlenstoff und Wasser, und erhält dagegen Sauerstoff
und Wärmestoff. Den zugeführten Wärmestoff setzt es nach und nach wie-
der an den Körper ab, vorzüglich aber in dem Augenblicke, wo sich feste Kör-
permasse aus dem Blute abscheidet. Ein Mensch bedarf zu jedem Athem-
zuge ungefähr 40 Kubikzolle Luft, und athmet in jeder Minute 18mal, er
verbraucht also 720″′ Luft, giebt aber 36 Kubikzolle neu gebildetes, koh-
lensaures Gas damit vereinigt aus.

Athor, eine Benennung, ägyptischen Ursprungs, womit theils der
dritte Monat nach dem Sommersolstitium, theils auch ein besonderes We-
sen bezeichnet wurde. In der letzteren Beziehung war Athor, die Gott-
heit der Nacht, und die Mutter aller Dinge. (S. Creuzers Symb.
IV. p. 250.) Sie ward vorzüglich zu Athribis, einer Stadt in Delta, ver-
ehrt, neben welcher Aphroditopolis lag, und die Herodot II., 40. Atar-
bechis nennt. Die Venus, die dorten verehrt ward, ist Athor,
welche Letztere bei den Griechen Aphrodite heißt. Daß auch Athribis
eine Stadt der Venus war, beweisen drei Münzen dieser Stadt, worauf
wir die Taubenträgerin sehen. Das ist die Venus alten Styls, mit
der Taube in der Hand. (Zoëga Num. Aegyptt. Imperatt. tab. XXI. n. 8.
Vergl. Abbild. zu Creuzers Symb. 2te Aufl. Taf. I. n. 8.) Es
ist daher schon deswegen wahrscheinlich, daß Zoëga Recht hat, wenn er
den Namen der Stadt Athribis von Atar, Athor und Beki (Stadt)
herleitet; also Nacht-Stadt. (Creuzer Symbol. I. S. 521. 2. Ausg.)
Aber Athor hat ohne Zweifel auch Isis geheißen, indem diese zwei Namen
führt, wovon der eine mit diesem fast gleich ist. Sie hieß Mouth,
Athyri und Methyer. Ersteres bedeutet Mutter, das zweite:
Welthaus des Horus, das dritte: Fülle und Grund. Nach
dem, was Plutarch von diesem Wesen als Weltmaterie sagt, be-
darf es keiner weiteren Beweise, daß Athor-Isis real und intellektuell
als der erste verborgene Grund aller Dinge genommen war. — Zudem galt
sie metaphysisch für das, was wir jetzt das Absolute nennen mögen.
Physisch ist sie die Versammlung der finstern Wasser, und die chaotische Mi-
schung der Elemente. Unerkannt, wie sie ist, wird Athor auch wohl nur
durch Schweigen geehrt werden. Oder wenn sie, wie es in andern Stel-
len heißt, dreimal angerufen wird, so bezieht sich dieser Anruf vielleicht auf
die drei Obergötter (Kamephen, d. i. Horte oder Wächter Aegyptens,
die Agathodämonen, die guten Geister. Creuzer Symb. I. S. 522.
fgg. vergl. 453. 457.), welche im System ihr nachfolgen. Als Finsterniß
hatte Athor auch vielleicht einen schwarzen Schleier (in einem Frag-

mente beim Stobäus l. 52. p. 950. Heeren). Unter den Thieren sind der Athor die Maus und die Taube beigelegt worden. Letztere hatte sie als Venus (als die ägyptische nämlich), d. h. als Realgrund der physischen Erzeugung. (Creuzer a. a. O. S. 519 fgg.) Die Maus war ihr, wie Plutarch sagt, deswegen heilig, weil die Aegyptier dieses Thier für blind hielten, und die Finsterniß älter glaubten, als das Licht. Auf Bildwerken trägt sie in der Linken einen Spieß, in der Rechten die Taube, oder ist mit einem spitzigen Hute bedeckt, hält mit der Linken das Gewand, und auf der Rechten die Taube.

Athos (jetzt Aginoros, Monte Santo), eine 7 Meilen lange und 3 Meilen breite Bergkette, eine Halbinsel bildend, am ägäischen Meere in Macedonien in der europäischen Türkei. Der größte dieser Berge, Athos, ragt 5.900 Fuß hoch über dem Meere empor. Er ist der Gipfel jenes Vorgebirges, welches durch eine schmale Erdenge mit Chalcidien zusammenhängt, die der Schlüssel ist, womit die hier wohnenden Mönche das Heiligthum von Athos verschließen. Niemand darf ohne ihre Erlaubniß diese paradiesische Einsamkeit betreten, in der eine Ruhe und Stille herrscht, die nur durch ihre Gesänge unterbrochen wird. Wegen seiner ungeheuern Höhe ist der heil. Gipfel des Athos mehrere Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Um seinen untern Theil sind 22 Klöster erbaut, deren jedes einen Abt, und außer den Mönchen einige Layen zur Bestreitung der ökonomischen Arbeiten beherbergt. Alle Reisende reden mit Entzücken von den malerischen und erhabenen Scenen des heil. Berges. Eichen von seltener Größe, Kastanienbäume und Platanen verschönern den Abhang des Berges, die Region der Klöster; Tannenwälder bedecken seinen obern Theil; zwischen den Felsen drängen sich mit üppigem Wuchs hervor die Daphne, die Myrthe, der Lorbeerbaum und eine Menge wohlriechender Büsche; Wälder von Citronen, Orangen und Feigen umgeben die Zellen der Mönche und Einsiedler, und ertönen vom Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel. Diesen heiligen Bezirk darf kein weibliches Wesen betreten. Selbst der türkische Woywode, der auf der Erdenge wohnt, um den Tribut einzunehmen, muß sich während der drei Jahre seiner Amtsführung ohne Harem behelfen. Die Mönchen treiben sogar die Gewissenhaftigkeit so weit, daß sie ihre vornehmsten Nahrungsmittel, Butter und Eier, aus einer großen Entfernung und mit großen Kosten herholen, um nicht die heiligen Mauern durch Kühe, Schaafe oder Hühner zu entweihen. Nur die Luft ist leider frei. Schwalben und Turteltauben bauen ihre Nester ungestört an den Zellen der Mönche. Diese Männer verdienen allgemeine Achtung durch ihre Frömmigkeit, ihre reinen Sitten, ihre Arbeitsamkeit und ihre nützlichen Beschäftigungen. Die Zeit zwischen den Stunden der Andacht wird zu ökonomischen Arbeiten angewandt. Die Pflege ihrer Obstbäume und Weinstöcke, die Verfertigung des Weins, die Bearbeitung ihrer Küchengärten, nimmt den größten Theil ihrer Zeit hin, und die müßigen Stunden beschäftigen sie sich mit Strumpfstricken, mit Verfertigung von wohlriechenden Oelen, mit Malerei der heiligen Bilder, Abschreiben von Psaltern und andern Handarbeiten, die sie in der benachbarten Stadt Cheriesa (ehedem Akantha) gegen Zucker, Kaffee, Tabak, Liqueurs u. s. w. umsetzen. Diese fromme und arbeitsame Classe der menschlichen Gesellschaft hat vielleicht Verdienste um Griechenland, die nicht gehörig erkannt werden. Ihnen ist es großentheils zuzuschreiben, daß die griechische Sprache und die christliche Religion in der europäischen und asiatischen Türkei noch nicht von der Sprache und dem Glauben des Korans verdrängt ist. In den Klöstern des Berges Athos werden die Lehrer der griechischen Schulen gebildet; aus ihnen werden die Prälaten der griechischen Kirche genommen. Mancher Bösewicht oder Wüstling hat sich aus dem Getümmel der Welt in diese Einsamkeit gerettet, und ein lasterhaftes oder wildes Leben

mit unschuldigen und nützlichen Beschäftigungen geschlossen. Englische Reisende fanden 1819 in einer dieser Einsiedeleien einen Eremiten, der schon 24 Jahr hier gelebt hatte, und sie in englischer Sprache anredete. Er war in Epirus geboren, hatte sieben Jahre als Matrose auf der englischen Flotte gedient, und endlich, der Beschwerden und Gefahren des Seelebens überdrüssig, sich in dieses Paradies zurückgezogen. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Verfertigung einer Art wollener Mäntel, die eins der berühmtesten Fabrikate vom Berge Athos sind. Seine äußerst reinliche Einsiedelei bestand aus einem Vorhause und zwei Zimmern, umgeben von Lauben der schönsten Weinreben, von einem Küchen- und einem Obstgarten. „Und dies," sagte er mit der Miene der höchsten Zufriedenheit, „dies Alles ist nun mein Eigenthum."

Atimia hieß eine Strafe bei den Griechen, wenn Verbrecher mit öffentlicher Schande gebrandmarkt wurden. Sie wurden dadurch unfähig gemacht, irgend ein Amt zu bekleiden, einen Prozeß zu führen, in den Volksversammlungen ihre Stimme zu geben u. s. w. Aus ihnen nahm man die Ruderknechte. Die Atimia bei den Griechen war eben das, was bei den Römern capitis diminutio war. Sie hatte auch verschiedene Grade. Der erste war, wenn Jemand in die niedrigste Classe der Bürger versetzt, und also nur gewisser Vorrechte beraubt wurde; die zweite, wenn Jemand sein ganzes Bürger- und Stimmrecht verlor, und seine Güter confiscirt wurden; der dritte, wenn nicht nur der Verbrecher, sondern auch seine ganze Familie, für ehrlos und des Bürgerrechts verlustig erklärt wurde. Den Feigen, den Müßiggänger, den Undankbaren gegen seine Aeltern, den falschen Ankläger, Dieb, Ehebrecher und Meineidigen traf diese Strafe im geringern oder höhern Grade. Bei den Lacedämoniern war diese Strafe noch ausgedehnter. So mußte der Verbrecher z. B. auf dem Markte umher gehen, und ein auf ihn verfertigtes Spottlied singen. Dieses traf besonders die Hagestolzen. Bei Andern war es Jedem erlaubt, sie zu schlagen, oder man schor ihnen den Bart halb ab, welches eigentlich die Strafe der feigen Soldaten war, oder man nahm ihnen das Recht zu kaufen und zu verkaufen. Die Ueberläufer ließ man an einem öffentlichen Orte mit einem Schilde stehen, oder man verbot ihnen den Umgang mit Andern, und die Theilnehmung an öffentlichen Spielen. Bis zum Sklavenstande wurden aber die Entehrten nicht herabgesetzt.

Atlanten heißen in der Baukunst Bildsäulen in Menschengestalt, deren man sich statt anderer bedient, um auf ihnen die Last eines Gebäudes ruhen zu lassen.

Atlantis nannten die Alten eine große Insel, welche sich im Atlantischen Meere befinden sollte, über deren wahre Lage und Beschaffenheit sie aber nichts Bestimmtes wußten. Als späterhin das Nichtdaseyn dieser Insel bewiesen wurde, hielt man dafür, sie sey im Ozean untergegangen. Unter dem Namen: neue Atlantis haben wir von dem großen Franz Baco (s. d. Art.) eine schöne philosophische Dichtung.

Atlantisches Meer, von dem afrikanischen Gebirge Atlas (s. den Art.) so genannt, heißt das ganze Meer zwischen den westlichen europäischen und afrikanischen und östlichen amerikanischen Küsten vom Eismeer an.

Atlas, ein Hauptgebirgszug in Afrika, der nördlich längs der Küste des mittelländischen Meeres streicht, und östlich mit dem Nilgebirge zusammen hängt. Die Eingebornen nennen ihn Daran, und die östlichen Arme heißen bei ihnen Harudsch. Die höchsten Spitzen dieser Berghügel sind wenigstens 12.000 Fuß über der Fläche des Meeres erhaben, und an vielen Orten mit ewigem Schnee bedeckt. Am Fuße dieses Gebirges ist die mildeste Witterung, und in seinen Thälern gedeiht eine üppige Pflanzenwelt in mannigfaltiger Abwechselung. Nach der Erdkunde der Alten begränzte das

Atlasgebirge das äußerste West-Ende der bekannten Welt. Lage und Gestalt machten ihn zu einem Gegenstande, den die dichtende Phantasie der Griechen ergriff; sie schuf einen Titanen-Atlas, dem Zeus nach der Besiegung seiner Gegner zur Strafe aufgelegt, die westlichen Himmelssäulen zu tragen. Vielleicht in Beziehung auf den Mythus von dem welttragenden Atlas, nennt man eine Sammlung von Landcharten, die alle Theile der Welt in sich begreift, Atlas. Der große Atlas der beiden Holländer Blaeuw und G. Mercator waren das erste Werk, das unter diesem Titel erschien, den man später auch auf Sammlungen von besondern Charten eines Landes, (Atlas von Deutschland, von Frankreich), so wie von See- und Himmelscharten übertrug.

Atmosphäre ist jede elastische Flüssigkeit, welche, den Gesetzen der Attraktion gemäß, von einem festen Körper angezogen wird, und ihn umgiebt. So stellt man sich die Anziehung der elektrischen Flüssigkeit um einen leitenden Körper als eine elektrische Atmosphäre vor. Im engern Sinne bedeutet aber Atmosphäre die Dunstkugel, den Dunstkreis der Erde, den Raum, welchen zunächst um die Erde diejenige luftförmige Flüssigkeit einnimmt, welche wir atmosphärische Luft nennen. Die Atmosphäre ist durch Gravitation mit der Erde unzertrennlich verbunden, und folgt ihrer Bewegung. Aus derselben Ursache übt sie einen Druck oder eine Schwerkraft auf die Erde aus, und ihre Dichtigkeit ist nahe bei der Erde größer, als weiter davon, weil die nahen Schichten den Druck der entferntern tragen müssen. Eben so hält jede angenommene Schicht, vermöge ihrer Elasticität, dem von der Schwere herrührenden Drucke das Gleichgewicht, und wird, wenn übrigens Alles in Ruhe ist, weder diesem Drucke nachgeben, noch durch ihre Elasticität die über ihr befindliche Flüssigkeit aus der Stelle treiben. Theilt man die ganze Atmosphäre in eine Menge gleich hoher Schichten, so verhält sich die Dichtigkeit einer jeden, wie die Summe des Druckes der darüberliegenden, weil das Gewicht derselben die Zusammendrückung der untern allezeit bestimmen muß. Dieser von der Schwere oder von dem Gewicht abzuleitende Druck ist ein Hauptgegenstand der Physik; und er ist es allein, welcher der 27—28 Zoll hohen Quecksilbersäule im Barometer das Gleichgewicht hält. Hat man am Barometer die Höhe der Quecksilbersäule beobachtet, so läßt sich hieraus leicht der zu jener Zeit statt gefundene Druck auf eine gewisse Fläche berechnen. Man denke sich über dieser Fläche eine Quecksilbersäule von der Höhe des Barometerstandes, und berechnet das Gewicht derselben; eben so stark ist auch der Druck, der über dieser Fläche stehenden Luftsäule. Es sey die Barometerhöhe 28 Pariser Zoll, so beträgt der Druck der Luft auf jeden Quadrat Zoll Fläche so viel, als das Gewicht von 28 Kubikzollen Quecksilber, das ist beinahe 15.4 Pfund; auf jeden Quadrat Fuß also 221.66 Pfund. Derselbe Versuch ließ sich auch mit Wassersäulen anstellen, nur müssen diese, wegen ihres 14mal stärkern spez. Gewichts, einen 14mal höhern Raum einnehmen, und bis zu 32 Fuß sich verlängern. Sturm hat diesen Versuch wirklich angestellt. Nach solchen Grundsätzen schätzt man den Druck der gesammten Atmosphäre gegen die Erdoberfläche gleich dem Gewicht einer Bleikugel, deren Radius 30 Meil. beträgt. Doch ist dieser Druck zu verschiedenen Zeiten verschieden. Nehmen wir unter andern die Oberfläche des Menschen zu 14.5□ Fuß an, so ist der atmosphärische Druck auf seinen Körper bei 28 Zoll Höhe = 32140.7 Pfd. Daß der Mensch einen solchen Druck ohne Nachtheil erträgt, und ihn nicht empfindet, liegt in dem Widerstande der innern Theile, welche mittelst ihres Gehaltes an liquiden und elastischen Flüssigkeiten, und vermöge ihrer starren Form dem äußern Drucke das Gleichgewicht halten. Vielleicht trägt die Elasticität und die große Verschiebbarkeit der Luft mit et-

was dazu bei. Druck und Gegendruck sind übrigens vielen Abänderungen unterworfen, welche, für das Gefühl nicht sehr bemerklich, mit den verschiedenen Luftdichtigkeiten im Verhältnisse stehen. Man kann sich davon sehr bald überzeugen, wenn man dem gewöhnlichen Luftdrucke noch einen andern zugesellt, z. B. ein Mensch, der ins tiefe Wasser steigt, fühlt den Druck des dichtern Wassers sogleich auf seiner Brust beträchtlicher, und sein innerer Widerstand würde allein nicht hinreichen, wenn die Rippen nicht die Brust gegen Zusammendrückung schützten. Sobald sich durch irgend eine chemische oder mechanische Ursache Aenderungen in der Elasticität oder Dichte einer Schicht der Atmosphäre, oder auch in dem Drucke der umher befindlichen ereignen, entstehen Abänderungen des Barometerstandes und Bewegungen (Winde) in der ganzen Atmosphäre, die so lange dauern, bis sich alle Schichten, nach der oben gegebenen Ansicht, wieder ins Gleichgewicht gesetzt haben. Deßhalb sehen wir, daß die Veränderungen am Barometer mit gewissen Veränderungen in der Luft zusammenhängen. Der höchste Barometerstand von 28 Zoll und darüber kommt gleichzeitig mit nördlichem Winde vor, der uns in Deutschland gewöhnlich rauhes Wetter und Strichregen bringt. Ein minder hoher Stand deutet auf Morgenwind mit trocknem, hellem und kühlem Wetter. Noch tiefer, ungefähr 27.5 Zolle, kommen beim Westwinde und warmen, regnerischen Wetterzustande vor; der tiefste Barometerstand endlich tritt mit südlichem Winde ein, der jederzeit schwüle, abspannende Gewitterluft mit sich bringt. Um die Tag- und Nachtgleiche sind auffallend starke Barometerveränderungen sehr gewöhnlich; die Säule fällt oder steigt dann oft in einem Tage um einen Zoll. Beim Ersteigen von Bergen bemerkt man auf jede 50 Fuß Höhe einen Nachlaß des Druckes um eine Linie, so wie beim Einfahren in einen Schacht das Entgegengesetzte. Auf die muthmaßliche Höhe der Atmosphäre lassen sich von der mit ihr Gleichgewicht haltenden Quecksilbersäule des Barometers folgende Schlüsse und Rechnungen machen. Gesetzt, die Luft sey überall von gleicher Dichtigkeit in den untern Schichten, wie in den obern, der Barometerstand 27 Zolle; so müßte sich die Höhe einer balancirenden Luftsäule zu jener Quecksilbersäule verhalten, wie die gegenseitigen spez. Gewichte = 11040. 1. Also giebt das Produkt von 27 Zollen oder 22.5 Fuß, und 11040 die Fußhöhe der Atmosphäre = 24840′. Da aber die Dichtigkeit mit der Höhe in einer geometrischen Progression abnimmt, und sich nach dem mariottischen Gesetze in dem ordentlichen Verhältnisse der zusammendrückenden Kraft (der obern Schichten) befindet, so muß die Atmosphäre, die täglichen Veränderungen abgerechnet, wenigstens um $1/3$ höher seyn. Oder ein Kubikfuß Luft wiegt 774.41 Gran bei 28 Zoll; und wenn der Druck auf einen □ Fuß = 2216.6 Pfunden ist, so ergiebt sich eine Höhe von 21982.8 Fuß, deren größere Abweichung der starken Dichte der untersten Schicht, aus welcher die gewogene Luft genommen war, zugeschrieben werden muß. Dieser immerwährende Druck der Atmosphäre erklärt: warum nirgends ein natürlicher leerer Raum entstehet; er erklärt die Schwierigkeit, die beim Einfüllen von Flüssigkeiten in enghalsige Gefäße Statt finde; das Ablaufen des Wassers durch den einmal gefüllten Heber; den Nutzen des Spundloches an der Tonne; das Saugen, Trinken, Füllen einer Spritze durch Einziehen u. s. w. Alles dieses ward vor Torricelli durch die hypothetische Annahme des Abscheues der Natur vor dem Leeren (Natura horret vacuum) erklärt. Dieser Druck ist Ursache des Eindringens der Luft in alle Zwischenräume der Körper, und eine nothwendige Bedingung des jetzigen Zustandes der Körperwelt, da ohne diesen Druck die Expansion aller Körper sich ins Unendliche fortsetzen müßte, wie das bei solchen, die unter die Luftpumpe gebracht werden, geschieht. Außerdem bemerken wir an unserm Dunst-

kreise eine Lichstrahlen brechende Kraft, welche die Ursache der allseitigen Beleuchtung der Gegenstände wird. Ohne diese würde jede Beleuchtung nur eine Seite treffen, und einen äußerst grellen Schatten geben, so daß der beleuchtete Körper nur zur Hälfte deutlich gesehen werden könnte. Eine Atmosphäre ohne Strahlenbeleuchtung wäre zwar sehr gut für alle astronomische Beobachtungen, aber desto schädlicher für unsere Augen, weil sie weder das grelle Licht durch Zerstreuung mäßigen, noch eine Dämmerung würde Statt finden lassen. Unter atmosphärischer Luft wird gewöhnlich alle Luft verstanden, die unsern Erdball als Atmosphäre umgiebt, doch muß man, der Deutlichkeit halber, die nothwendigen und zufälligen Bestandtheile des Dunstkreises unterscheiden, und nur jenen nothwendigen den Namen der atmosphärischen Luft im chemischen Sinne zukommen lassen. Diese besteht in 78 — 79 Theilen Stickstoffluft oder Azote, und 21 — 22 Sauerstoffluft, Oxyden, denen allezeit noch etwas (2 Theile) kohlensaure Luft beigemengt ist. Nach Deluc soll diese Luft ein elastisch-flüssiges Wasser seyn. Der chemische Prozeß dieser Umwandlung ist uns noch unbekannt, da Wasser, sonst mit Wärme verbunden, nur Dunst giebt, doch läßt sich diese Vermuthung sehr gut mit den neuern chemischen Entdeckungen vereinbaren, ja sie scheint sogar eine fruchtbare Theorie zu liefern. Der Sauerstoffluft ist die Unterhaltung des Athmens und Verbrennens allein beigemessen; die dabei unthätige Stickluft schränkt diese Prozesse nur ein. Diese verzehren aber das Sauerstoffgas, wegen ununterbrochener Existenz, daß man über die Mittel staunen muß, wodurch dieser Verlust an freiem Sauerstoffgase (was bekanntlich sich aus den Körpern schwer entbindet) wieder ersetzt wird, da die Atmosphäre überall dasselbe Verhältniß ihrer nothwendigen Bestandtheile zeigt. Deluc's Voraussetzung, verbunden mit der neuen Erfahrung, daß Wasserstoff und Stickstoff Oxyde eines und desselben Körpers sind, hilft hier besser aus dem Dunkeln, als die frühere Kenntniß der Abscheidung des Sauerstoffs durch Sonnenlicht aus den grünen Pflanzenblättern, und der dadurch erzeugte Kreislauf des Sauerstoffs in der Natur, den die Thiere und Oxydationen verschlucken, und als Kohlensäure dem Wasser übergeben, mit dem er in die Vegetabilien eingeht, und durch Sonnenlicht der Atmosphäre wieder zugeführt wird. Es dürfte daher nur ein elektrischer vom Licht unterstützter Prozeß den Wasserdunst in seine Theile zerlegen, und der getrennte Wasserstoff noch so viel Sauerstoff annehmen, wie er als Stickstoff nöthig hat, so wäre die unversiegbare Quelle des atmosphärischen Sauerstoffs in dem Wasser der Erde gefunden. Die Atmosphäre muß ebenfalls als der Sammelplatz einer Menge von Dünsten angesehen werden, welche von den Verbrennungen, Gährungen, Fäulungen und Ausdünstungen organischer, so wie aus Verdampfungen anderer Körper in ihr aufsteigen. Deßhalb ist sie nie rein, und enthält nach Beschaffenheit der unter ihr befindlichen Erdoberfläche und der Jahreszeit eine Menge Beimischungen. Sie enthält überall dunstförmiges und liquides Wasser (Wolken), nach Moscati, vielen Schleim; eingesperrte Luft verdirbt deßhalb; Regenwasser setzt in verschlossenen Gefäßen Wölkchen ab; selbst Schneewasser bekommt, nach Rudbeck, Krusten. Den Wassergehalt sucht sie durch Thau, Nebel und Regen loszuwerden, die übrigen Dinge durch andere Meteore. Sammeln sich solche Stoffe, und verdichten sich zu kleinern oder größern Massen, so wird ihre Dichtigkeit sie zum Fallen nöthigen, sie werden in allerhand Gestalten der Erde zueilen, und als Schleim-, Schwefel-, Blut-, Sand-, Feuerregen, Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteine unter die atmosphärischen Niederschläge zu rechnen seyn. Es ist daher ein großer Irrthum, alle Schwefelregen für vegetabilisch zu erklären, weil einige aus Blumenstaub bestanden haben. Zu Copenhagen fiel 1646 ein Schwefel mit starkem Wasserregen verbunden. Wormius sam-

melte Schwefel davon, und fand ihn in allen Eigenschaften dem mineralischen Schwefel gleich. 1695 fiel ein anderer ebendaselbst; sein Schwefel gab mit Oel Schwefelbalsam. 1801 machte man von dem zu Rastadt gefallenen Schwefel Schwefelhölzer. Andere Regen zu Chatillon sur Seine, und 1695 in Irland ließen stinkenden Schleim zurück, der sich trocknen ließ, und schwarz ward. — Ueber Blutregen s. d. Artikel. — Auch an der Existenz von Sandregen kann man nicht zweifeln, da sie von glaubwürdigen Zeugen aufgezeichnet sind. Zu Belgrad fiel ein solcher im 318. Jahre der Hegira; vor seiner Erscheinung war der Himmel roth, dann fiel auf die Dächer und Straßen ein röthlicher, dort unbekannter Sand. Ein ähnlicher fiel zu Genua 1744 und 1749; ferner auf dem atlantischen Meere unter 45° N. B. und 322° 45′ in einer Entfernung von 8 — 9 Stunden von allem Lande; selbiger hielt 10 Stunden ohne allen Wind an, ihm ging ein starkes Licht voraus; er entstand daher nicht durch Wirbelwinde, eben so wenig, wie der Schlammregen zu Udine, der in einer Ausdehnung von 10 Stunden, bei völlig windstillem Wetter, eine Menge Schlamm absetzte. Auch Nebel setzen solche Stoffe ab. 1748 bedeckte ein Nebel Verdün mit leuchtenden Punkten, färbte Leinwand roth, und bildete da, wo er sich ansetzte und gerieben ward, schwarzes Pulver. Ein anderer zu Detroit brachte Wassertropfen und Koth, färbte Papier schwarz, roch nach Schwefel, wie abgebranntes Pulver, und bedeckte die Flüsse mit fettigem Schaum. Ein anderer zu Käsmark floß von den Dachrinnen wie Wasser; ein anderer in Neu-England verfinsterte die ganze Atmosphäre, und fiel mit periodischen Platzregen, deren Wasser dicke und rußig war, und Papier wie Oel durchdrang. Kommen diese Dinge entzündet zur Erde, so hat man den Feuerregen, wovon folgende durch glaubwürdige Zeugen beschrieben sind: der, welcher 823 im nördlichen Deutschland viele Dörfer und Städte anzündete; der von 1571 zu Frankenberg in Hessen, der brennend durch die Straßen lief, ohne Schaden zu thun; der 1678 zu Sachsenhausen als brennender Schleim gefallene, und der 1721 zu Braunschweig bemerkte, der weder durch Wasser, noch Schlagen ausgelöscht werden konnte. — Kieselsteinregen ist 1552 zu Schleußingen beobachtet worden. — Feuerkugeln sind als eben solcher Regen zu betrachten, nur hat sich die brennende Materie in Eins vereinigt. Auch diese setzen nach ihrem Verlöschen Schleim ab, der bei einem solchen 1218 in Ostindien gefallenen Meteor silberschäumig war; von einer bei Koblenz gefallenen Kugel, nach Silberschlags Beschreibung, war es ein weißlicher, geruchloser Klumpen von blasiger, elastischer Gallerte. — Sternschnuppen sind kleine Feuerkugeln. Wie sich nun die Feuerregen zur Feuerkugel verhalten, so verhalten sich die Schwefel-, Blut- und Sandregen zu den Meteorsteinen. (Siehe den Art. Aërolithen.)

Atomistik (Corpuscularphilosophie) ist die Erklärungsart der Erscheinungen, welche Körper heißen, aus der Zusammensetzung physisch untheilbarer Körperchen oder Klümpchen, welche man auch Atomen nannte. Kant nennt diese Erklärungsart auch die mechanische Naturphilosophie, weil sie die Verschiedenheit der Materien aus der Beschaffenheit und Zusammensetzung ihrer kleinsten Theile oder Körperchen, den Atomen und dem Leeren, ableitet. Diese Erklärungsart ist der Mathematik am Fugsamsten, weil diese es gemeiniglich bloß mit ausgedehnten Größen zu thun hat, die für die mathematische Behandlung am Bequemsten sind. Daher haben besonders die mathematischen Naturlehrer sich für dieses System erklärt, und es hat vom alten Demokrit an, der dasselbe zuerst am Deutlichsten lehrte, bis auf Deskartes, der demselben in neuern Zeiten die meisten Anhänger erworben, und selbst zu unsern Zeiten immer sein Ansehen, und seinen Einfluß auf die Principien der Naturwissenschaft erhalten. Für

diese Meinung, daß alle Materie aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sey, haben sich schon vor Demokrit viele Philosophen erklärt. Moschus, ein Phönicier, aus Sidon, der noch vor der Zerstörung der Stadt Troja lebte, soll der Erfinder dieses Systems seyn. Ferner lehrte es Pythagoras; er nannte die Atomen Monaden, Ekphantus, ein Pythagoräer, Archelaus, Empedokles, Xenokrates, Heraklit, Anaxagoras, Asklepiades, Diodorus Kronus, Metrodorus Chius und Leucippus. Ja, Aristoteles sagt, daß fast alle alte Physiker Anhänger dieses Systems gewesen wären. Nach dem Demokrit machte Epikur noch viele Zusätze zu desselben System. Lucretius trägt dieses Lehrgebäude des Epikur vor, und unter den Neuern Gassendi. Newton und Boerhave haben gelehrt, die Materie bestehe aus einer Menge oder Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und unbeweglicher Theilchen, von deren verschiedenen Zusammenordnung die Verschiedenheit der Körper herrühre. Die kleinsten Theilchen können sich durch eine starke Anziehung mit einander verbinden, u. größere Theile ausmachen, die einander weniger anziehen. Diese können wieder durch ihren Zusammenhang noch größere Theile bilden, deren Anziehung gegen einander noch schwächer ist, bis endlich die gröbern in unsere Sinne fallenden Theile entstehen, von welchen die Farben der Körper u. die chemischen Operationen abhängen, und die durch ihren Zusammenhang die Körper von merklicher Größe ausmachen. Das Wesentliche dieser Erklärungsart bestehet also in der Verbindung des Absolutvollen mit dem Absolutleeren, d. i. in der Voraussetzung: a) der absoluten Undurchdringlichkeit der primitiven Materie; b) der absoluten Gleichartigkeit dieses Stoffs, und des allein übrig gelassenen Unterschiedes in der Gestalt; und c) der absoluten Unüberwindlichkeit des Zusammenhanges der Materie in diesen Grundkörperchen; d) der absolut leeren Zwischenräume zwischen diesen Grundkörperchen. Dieses waren die Materialien zu Erzeugung der specifisch verschiedenen Materien, um nicht allein zu der Unveränderlichkeit der Gattungen und Arten einen unveränderlichen und gleichwohl verschiedentlich gestalteten Grundstoff bei der Hand zu haben; sondern auch aus der Gestalt dieser ersten Theile, als Maschinen (denen nichts weiter, als eine äußerlich eingedrückte Kraft fehlte), die mancherlei Naturwirkungen mechanisch zu erklären. — Vergleiche Gehlers physisches Wörterbuch Artikel Atomen.

Atreus, Sohn des Pelops und der Hippodamia, und Bruder des Thyestes. Da Pelops seinen mit der Astyoche erzeugten Sohn, Chrysippus, mehr liebte, als den Atreus und Thyestes, so ermordeten diese jenen, und verursachten dadurch auch den Tod ihrer Mutter, welche, weil sie Pelops für die Urheberin des Mords hielt, sich selbst, aus Furcht vor ihrem Gemahl, ums Leben brachte. Atreus und Thyest ergriffen die Flucht, und begaben sich zum Eurystheus, dessen Tochter Aerope Ersterer heirathete; und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Thyest nahm Theil an seines Bruders Glück; aber bald faßte er eine unedle Leidenschaft für Aerope, entehrte das Bette seines Bruders, und zeugte mit dessen Gattin zwei Söhne. Als Atreus hinter diese Schandthat kam, verjagte er den Thyestes und seine beiden Söhne aus dem Reiche. Dieser sann nun auf Rache, und fand sie bald. Er hatte seinem Bruder einen Sohn entwandt, und ihn als den seinigen erzogen. Diesem suchte er den größten Haß gegen Atreus einzuflößen, und schickte ihn dann ab, um unwissend seinen eigenen Vater zu ermorden. Allein die Absicht des unglücklichen Knaben wurde entdeckt, und Atreus, der ihn für seines Bruders Sohn hielt, ließ

ihn unter den grausamsten Martern hinrichten. Zu spät erfuhr der unglückliche Vater, daß er seinen eigenen Sohn getödtet habe, und seine ganze Seele füllte sich mit der bittersten Rache. Zum Scheine versöhnte er sich mit seinem Bruder, lud ihn nebst seinen zwei Söhnen zu einem Gastmahl ein, bemächtigte sich der Letztern, und tischte deren gekochtes Fleisch dem Thyestes auf. Nach der schrecklichen Mahlzeit warf Atreus seinem Bruder die Köpfe und Hände seiner Söhne entgegen, und eröffnete ihm mit Hohngelächter seine Rache. Die Sonne, sagen die Dichter, wandte schnell ihren Lauf zurück, um diese schreckliche That nicht zu beleuchten. Thyestes floh, und sein mit seiner eignen Tochter Pelopia erzeugter Sohn, Aegisthus, ermordete den Atreus, verjagte dessen Söhne Agamemnon und Menelaus, und setzte seinen Vater auf den Thron von Mycene. So lautet die gewöhnliche, sehr unvollständige Erzählung dieser Mythe, bei der uns Nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß die verlornen Tragödien eines Euripides und Sophokles noch erhalten seyn möchten. Aus ihnen würden wir unstreitig über diesen Atreus mehr lernen. Auf diese Mythe scheint sich indeß, nach der Meinung vieler Antiquarier, die mit Lorbeer bekränzte Statue im Pallast Farnese zu Rom zu beziehen, wo ein stämmigter Krieger über sich auf dem Rücken einen todten Knaben hält. Seneka, Crebillon und Voltaire haben den schauervollen Stoff dieser Mythe in herrlichen Tragödien bearbeitet.

Atrium, das Vorhaus, der Vorsaal der Hausflur bei den Römern. Es scheint ein großes längliches Viereck gewesen zu seyn, das ringsum mit bedeckten oder gewölbten Gallerien umgeben war. Drei Seiten des Atriums ruheten auf Säulen, die in spätern Zeiten von Marmor waren. Die der Hausthür gegenüber stehende Seite hieß tablinum, die beiden andern Seiten alae. Das Tablinum war mit Büchern und Akten von dem, was ein Magistrat in seinem Amte gethan hatte, angefüllt. Das Atrium war der Aufenthaltsort der Hausfrau, wo sie mit ihren Dienstmägden sich mit Spinnen und Weben beschäftigte. Auch befanden sich daselbst die Brustbilder der Ahnen, desgleichen das Hochzeit- oder Brautbette. In demselben erschienen auch die Klienten, um ihre Aufwartung zu machen.

Atrophie heißt im Allgemeinen jede Abzehrung, im Besondern diejenige der Kinder, welche sich durch angeschwollne Drüsen, aufgetriebenen Unterleib, Abmagerung der Beine, starken Heißhunger zu erkennen giebt, und von Ueberfütterung oder schlechten und sauren Speisen herrührt. In Deutschland nennt man diese Krankheit das Alter der Kinder, und wenn die Fuß- und Armknochen aufschwellen und sich verkrümmen: die englische Krankheit.

Atropos, s. Parzen.

Attenduli (Margaretha), geb. zu Cotignola 1370, unterstützte den Ruhm ihres Bruders Sforza, der durch Geist und Tapferkeit sich zum Groß-Connetable des Königreichs Neapel emporgeschwungen hatte, und dessen Nachkommen Herzoge von Mailand wurden. Als Sforza auf Befehl des Grafen Jakob la Marcha, der die Königin von Neapel geheirathet hatte, verhaftet wurde, versammelte Margaretha, Sforza's Schwester, ihre Vasallen; an ihrer Spitze zog sie gegen den Grafen la Marcha, und nach mehreren Heldenthaten bemächtigte sie sich Tricarico's. Der Graf ließ ihr Flugs durch mehrere Adeliche verkünden, er werde ihren Bruder seiner Rache opfern, wenn ihm Tricarico nicht gleich wieder gegeben werde. Margaretha erwiederte, ihr Bruder fürchte den Tod nicht, sie werde dessen Leben nicht durch Feigherzigkeit erkaufen, und seine Gesandten, die sie zurückhalte, sollten ihr mit ihrem Leben für seinen Frevel haften. — Die Anverwandten der Gesandten verwendeten sich für Sforza's Freiheit, und bewirkten dieselbe.

Attergau heißt die Gegend an den österreichischen Seen zwischen der Stadt Salzburg und der obern Enz. Der Attergaupaß geht von Salzburg

in ostsüdöstlicher Richtung am südwestlichen Ufer des Abersee's, über Ischel, Goisern am hallstädter See, Aussee nach Traufenfels an der Enz bei Irdning; vom hallstädter See bis zum Ensthale ist er sehr enge und felsig. Hier ist eine Kunststraße von Salzburg nach Gräz. Seitenpässe sind: a) Von Ischel durch das Traunthal und über den Traunsee nach Lambach in die Straße von Salzburg nach Linz und Ens. b) Von Goisern westlich nach Abtenau; und von hier südlich nach Radstadt, westlich nach Golling. In der Mitte zwischen Goisern und Abtenau geht dieser Paß über den Rücken eines Alpenzweiges, und heißt hier der Schittpaß.

Attes, Attis, Atys. Außer dem Dienste der beiden höchsten Gestirne, der Sonne und des Mondes, unterhielt das alte Asien noch den Dienst eines gewissen mythischen Wesens, welches das Symbol der Erde und ihrer Fruchtbarkeit war. Dieses mythische Wesen ist uns unter dem Namen Cybele (s. d. Art.) aus Phrygien her am Bekanntesten, weil es hier am Reinsten und unvermischt mit andern Mythen dargestellt wurde. Bei andern Nationen gab man ihm auch den Namen Astarte, Diana, Isis, Rhea, oder, wie man richtiger sagen sollte, man vermischte diesen Mythus mit den unter diesen Namen bekannten. Es war ferner ein bei den Alten gewöhnliches Symbol, die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft unter dem Namen der Zeugungswerkzeuge darzustellen. Uranos wird entmannt, das heißt, der Himmel theilt der Erde die Zeugungskraft mit. Isis findet von dem verlornen Osiris endlich die Genitalien, das ist, der Frühling bringt der Erde die Zeugungskraft zurück. Cybele liebt den Attis, der entmannt ist, das ist, die Erde befindet sich einmal in dem Stande, daß ihre Zeugkraft verloren zu seyn scheint, nämlich im Winter. Diese Idee muß man bei der nachfolgenden Erzählung von Creuzer, Symb. II. pag. 31, zum Grunde legen. Der großen Cybele ist Attis zugesellt, und um dieses Verhältniß dreht sich der ganze heilige Dienst. Das Verschwinden und Wiederfinden des Attis bestimmte in dieser Religion, wie in ähnlichen Vergötterungen der Natur, die zwei wesentlichen Festperioden. Mit dem Frühlingsanfang begann das Fest. Ein Trauertag, der 21. März, eröffnete das Ganze. An diesem Tage hieb man die Pinie oder fruchtbare Fichte ab, in deren Mitte das Bild des Attis aufgehängt war, und verpflanzte den Baum in den Tempel der Göttin. Diesen Tag, und diese symbolische Handlung bezeichnete man durch den Spruch: arbor intrat. Der zweite Tag war der Tag der Hörner. Es wurde in Einem fort mit Hörnern geblasen. In Phrygien war es das heilige Mondshorn, das, schon in seiner gekrümmten Gestalt symbolisch, durch seinen schweren dumpfen Ton, dem Sinn dieses düstern erwartungsvollen Tages eine gleichmäßige Haltung gab. Mit dem 3ten Tage war Attis gefunden, und der Jubel über diesen Fund riß die langzurückgehaltene Manneskraft über alle Schranken hinaus, und trieb sie auf dem Gipfel der Freude zu fanatischer Wuth und blutigen Handlungen. Der rauschende Ton der Cymbeln und Handpauken, der Pfeifen und Hörner begleitete die enthusiastischen Tänze der bewaffneten Priester, die mit Kienfackeln in der Hand, mit zerstreutem Haar und wildem Geschrei durch Berg und Thal rannten, und ihre Arme und Füße verwundeten. Unter andern feierlichen Zubereitungen, und in anderer Beziehung, geschah die Verstümmelung, wodurch diese Priester Eunuchen wurden. Die Beziehung der Castration aber auf die gehemmte Vegetation im Winter ist leicht einzusehen. Die Sonne wird in ihrer Winterbahn zur südlichen (untern) Hemisphäre (und dafür erkannten ja die Alten schon den Attis: Macrob. Saturn I. 21.) ihrer Zeugungskraft beraubt, und empfängt sie mit der Rückkehr zu der oberen wieder. Darum ist Attis, als Incarnation der Sonne, selbst der erste Gallos, und heißt auch so, und seine Priester feiern durch eigne Entmannung diesen Stand seiner Erniedrigung, der zugleich die Folgen seiner Untreue gegen die Geliebte ist. Es soll aber nach dem Göttersspruch kein Glied des Attis

untergehen, darum feiert er mit der Rückkehr zur Oberwelt, und mit wieder gewonnener Manneskraft jedes Jahr aufs Neue seine Vermählung mit Cybele. Diese Wiederkehr und diese neugewonnene Kraft ward dann der Anlaß zu allen Aeußerungen der wildesten Freude an diesem wilden Feste, die Lukretius trefflich beschreibt. Jene wunderbare Metamorphose der Mandel, so wie der Fichtenzapfen, versetzt uns ganz in den Kreis der Kinderspiele naivphantasirender Vorwelt, die in diesen Symbolen der Zeugung die nächste und auffallendste Aehnlichkeit mit den Organen derselben suchte, ohne künstliche Umwege, und ohne jene, das Helldunkel schlau wählende Lüsternheit. Gewiß war auch eine Achtung von dem verfließenden Uebergange der verschiedenen Naturreiche dabei, so daß hier in der Mandel, die zum Knaben aufreift, der vegetab. Anfangspunkt aufgegriffen ist so wie in manchen alten Arabeskendie aus Pflanzen erwachsenden, und in Pflanzen sich verlierenden Thiergestalten. In jenem Wiederfinden des Attis hatte aber dieser Cult, wie es scheint, ganz besonders den Punkt erfaßt, da die Sonne gegen die Frühlingsnachtgleiche nach alter Ansicht wieder der Oberwelt nahete, und zugleich damit die Kraft der Natur in der eben hervorbrechenden Vegetation. Dies geht schon aus der Wahl der Festperiode hervor, und auch Porphyrios, ein Vorderasiate, und in diesen Religionen aufgewachsen, sah in Attis die frische Augenlust der hervorbrechenden Frühlingsblumen. — Attis war, der gemeinsten Erzählung nach, der entmannte Geliebte der Cybele, welcher zugleich mit ihr verehrt wurde. Die ächte alte Erzählung von ihm, die wahrscheinlich einerlei Inhalts mit der vom Adonis war, ist verloren gegangen. Catullus erzählt: Attis, ein junger Mensch aus Phrygien, kam mit Andern seines Alters in einen der Cybele geheiligten Wald, gerieth mit ihnen in Wahnsinn, und entmannte sich. Als er aber den Hain verlassen wollte, schickte ihm Cybele einen ihrer Löwen entgegen, der ihn nöthigte, in dem Haine bei ihr zu bleiben. Ovid giebt ihn für einen Priester der Cybele aus, der der Göttin ewige Keuschheit gelobte, sich aber dafür, daß er sie bei der Nymphe Sangaritis brach, zur Strafe selbst entmannte.. Eine dritte Erzählung liefert Serv. ad Virg. „Der König einer Stadt entbrannte in den jungen schönen Priester der Cybele, Attis. Dieser entfloh in den Hain seiner Göttin; als aber der unzüchtige König auch hierher ihn verfolgte, schnitt Attis demselben die Genitalien ab. Ein Gleiches that auch der Sterbende dem Attis. Halbtodt fanden die übrigen Priester der Cybele den Attis unter einer Fichte, Es war umsonst, daß man ihn zu retten suchte. Attis starb. Zu seinen Ehren aber wurde jährlich mit großem Wehklagen sein Fest unter einer Fichte gefeiert, und von daher die Gewohnheit eingeführt, daß Cybelens Priester Verschnittene seyn mußten." — Unter allen Erzählungen scheint diese die älteste zu seyn. Alle aber, wie wir gesehen haben, gehen darauf, zugleich die Entmannung der Priester dieser Göttin zu erklären. Die Fichte, die auch im Winter grünt, kam nicht umsonst in diesen Erzählungen vor. Es ist ungewiß, ob man Abbildungen von dieser Gottheit habe. Berger Thes. Br. T. III. S. 312 will sie in einer kleinen Statue von Erz erkennen, die eine phrygische Mütze trägt, und eine Rohrpfeife, nebst einem krummen Hirtenstabe, in den Händen hat. Die sonderbare Kleidung an dieser Statue zeigt den nackenden Unterleib. Borioni Collect ant. Rom. tab. 90 meint sie auf einer irdenen Lampe zu finden, in einem kurzgeschürzten Hirtenkleide, und einer phrygischen Mütze, als Priester der Cybele, die Handpauke schlagend. und nach der hinter ihr stehenden Cybele zurücksehend. Bei Creuzer neue Aufl. Taf. II. n. sieht man Cybele und Attis, als Relief an einem Altar. Cybele, mit der Thurmkrone und einer Handtrommel, fährt auf einem mit zwei Löwen bespannten Wagen. Daneben ein Baum, auf welchem eine Taube sitzt. An den Stamm lehnt sich Attis, der ebenfalls eine Handtrommel hält. Daneben steht sein Hirtenstab. Vergl. die schöne Abhandlung von H. Werthes über den Atys des Catull. Münster, 1774.

Attica nennt man ein niedriges, auf einem hohen ruhendes, mit Halbpfeilern versehenes Stockwerk. Diese waren bei den Atheniensern sehr beliebt, die gern in hohen Stockwerken wohnten, und die niedrigen ihren Bedienten einräumten. Die Römer ahmten sie nach, aber ohne Halbpfeiler. Die Franzosen und Deutschen ziehen die griechischen Attica's vor; sie setzen selbige nicht nur gern auf die mittlern Vorsprünge der Gebäude, und bedecken sie mit einem Fronte, sondern führen sie auch nach der ganzen Länge des Hauses mit verschiedenen Abwechselungen aus. Man pflegt die Attica's auf den Ehrenpforten anzubringen, weil sie für Inschriften und Malereien bequemen Raum liefern. Auf die Hauptthür des farnesischen Pallastes zu Kaprarola setzte Vignolo eine Attica, welche er rings um das Gebäude gezogen; das Fußgesimms bemerket den Fußboden des ersten Stocks, und das Kranzgesimms die Fensterbrüstung. Michael Angelo ordnete auf der bauerischen Pforte an dem Lustschloß des Herzogs Sforza in der Vorstadt del Popolo eine Attica an, deren Pfeiler mit ausgesetzten Steinen geziert sind. In dem Felde dieser Attica sieht man zwei Adler, aus weißem Marmor mit halberhabenem Schnitzwerk, eine Fruchtschnur halten.

Atticus (T. Pomponius), ein römischer Ritter, der sich nicht durch glänzende Ehrenstellen, aber desto mehr durch seinen liebenswürdigen Karakter und die Verbindungen, worin er mit den berühmtesten Männern seiner Zeit stand, auszeichnete. Er war ein Zeitgenosse des Cicero, Cäsar, der Triumvirn, und sah sein Vaterland noch in den ersten Jahren der Alleinherrschaft des Augustus blühen. Das pomponische Geschlecht, aus welchem er herstammte, war eines der ansehnlichsten des Ritterstandes, und leitete seinen Ursprung vom Numa Pompilius, dem zweiten Könige Roms, ab. Sein Vater, ebenfalls Ritter, so wie seine frühern Vorfahren, gab ihm eine, seinen Talenten ganz angemessene, Erziehung, starb aber frühzeitig. Weil er wegen seiner Verwandtschaft mit dem Bruder des ermordeten Volkstribuns, Sulpicius, der ein Gegner des Sulla war, in Rom nicht sicher genug leben zu können glaubte, ohne sich für die eine oder die andre Partei zu erklären, so begab er sich noch als Jüngling, mit einem großen Theile seines Vermögens nach Athen, und widmete sich hier ganz den Wissenschaften. Nicht nur durch sein einnehmendes Betragen, sondern auch durch wirkliche Dienstleistungen, die er den Atheniensern erwies, indem er den Staat durch Geldvorschüsse unterstützte, und die Bürger mit Getreide beschenkte, erwarb er sich so allgemeine Hochachtung und Liebe, daß die Athener nach seiner Abreise ihm Ehrensäulen setzten, da er es während seiner Anwesenheit nicht erlaubt hatte. In Athen erlernte er die griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn von einem gebornen Athener nicht unterscheiden konnte, so wie er sich auch im Lateinischen mit einer unnachahmlichen Anmuth auszudrücken wußte. Als die Ruhe in Rom wieder hergestellt war, kehrte er dahin zurück. Hier erbte er von seinem Onkel, dem Ritter Q. Cäcilius, in dessen höchst wunderliche Launen er sich mit kindlicher Ehrfurcht zu schicken wußte, eine Summe von 10 Millionen Sestertien (ungefähr 311.000 Thaler). Seine Schwester wurde an Q. Tullius Cicero, den Bruder des Consuls, vermählt, und mit Letzterm, so wie mit dem berühmten Redner Hortensius, stand er in der vertrautesten, nie unterbrochenen Freundschaft. Er hatte es sich zum Hauptgrundsatz seiner Handlungen gemacht, sich nie in Staatsangelegenheiten zu mischen, bei den vielen Unruhen, wovon er Zeuge war, neutral zu bleiben, keine Ehrenstellen anzunehmen, und sich vor Processen zu hüten. Da er mit vieler Klugheit diese Grundsätze zu behaupten wußte, so konnte er bei allen Zerrüttungen seines Vaterlandes in der ungestörtesten Ruhe, von Jedermann geliebt und hochgeachtet, seine Tage verleben. Ob er gleich ein Freund des Pompejus war, so machte doch die Unparteilichkeit seines Betragens, daß Cäsar ihn mit der auszeichnendsten Güte behandelte.

Nach Cäsars Ermordung errichtete er mit Brutus die vertrauteste Freundschaft, ohne jedoch durch irgend eine Handlung den Antonius zu beleidigen. Als es in Vorschlag kam, daß die römischen Ritter für Cäsars Mörder eine besondere Kasse errichten sollten, und man ihm anlag, den Uebrigen mit seinem Beispiele vorzugehen, so antwortete er: mein Privatvermögen steht dem Brutus jeder Zeit zu Diensten; aber nie werde ich mich in eine öffentliche Verbindung dieser Art einlassen. So ward bloß durch ihn der Anschlag rückgängig. Als aber Brutus aus Italien flüchten mußte, schickte er ihm 100.000 Sestertien zum Geschenk, und bald nachher noch 300.000. Obgleich Antonius bei Mutina auf immer gestürzt zu seyn schien, wandte er sich doch nicht zur Partei seiner Feinde, sondern unterstützte sogar seine Gemahlin Fulvia in ihren Schuldangelegenheiten mit der thätigsten Hülfe. Nun wandte sich plötzlich das Glück wieder auf des Antonius Seite, und die Achtserklärungen des Triumvirs setzten Rom in Schrecken. Atticus aber hatte es seinem klugen Betragen zu danken, daß er auf Antonius Befehl von der Liste der Geächteten ausgestrichen wurde. Sein Ansehen in Rom stieg bald darauf durch die Vermählung seiner Tochter mit dem großen M. Vipsanius Agrippa noch höher, und selbst Augustus würdigte ihn seiner Freundschaft und seines Umgangs, und sowohl von ihm, als vom M. Antonius wurde er mit Briefen beehrt, wenn sie abwesend von Rom waren. So erreichte er ein Alter von 77 Jahren, ohne von Krankheit oder andern Unfällen in seinem Glücke gestört worden zu seyn. Zuletzt verfiel er in eine schmerzhafte Krankheit, an deren Heilung er bald verzweifelte, so daß er durch freiwillige Enthaltung von aller Nahrung endlich seinem Leben ein Ende machte. Er wurde in dem Grabe seines Onkels an der appischen Straße beigesetzt.

Attika, eine Landschaft im alten Griechenland, deren Bewohner einst eine so große Rolle in der Geschichte Griechenlands spielten, und deren Nachkommen in ihrem Unabhängigkeitskriege gegen die Türken, ihre Unterdrücker, seit den drei jüngst verflossenen Jahren ihren Karakter noch nicht verläugnet haben. Diese Landschaft war eigentlich eine Halbinsel, die gegen Morgen und Mittag vom ägäischen Meere, gegen Abend vom saronischen Meerbusen umgeben war, und nur gegen Norden mit Böotien, und gegen Abend ein wenig mit Megara zusammenhing. Attika war sehr unfruchtbar, und dieses sicherte die Bewohner vor feindlichen Ueberfällen, und vor jeder Vermischung mit fremden Einwanderungen. Daher rühmten sich auch die Athenienser eines sehr hohen Alterthums, nannten sich von dem Lande selbst, das sie bewohnten, Erzeugte, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu seyn. In Hinsicht auf diesen alten Ursprung nannten sie sich auch Testiges (Grashüpfer), und Einige unter ihnen trugen auch goldene Testiges (Heuschrecken) in ihren Haaren, als Ehrenzeichen und Merkmale des Alterthums. In der That waren auch die Bewohner Attika's sehr alt, und unstreitig Pelasger. Sie hießen ursprünglich Jones oder Jaones, und ihr Land Jonien, welchen Namen sie selbst vom Jon, dem Sohne des Xuthus, herleiteten. Die Bewohner Attika's blieben ziemlich lange roh und ungesittet; zu Cecrops Zeiten waren sie noch ohne Brod, ohne Ehe und ohne Häuser. Sie wohnten in zerstreuten Hütten im Lande umher, und trieben erst nach dem Cecrops Ackerbau und Viehzucht. Die eigentlichen Könige fingen erst vom Cecrops an. Dieser war der Erste, welcher den wilden Einwohnern einige Kultur beibrachte. Er lehrte sie den Oelbaum und verschiedene Getreidearten bauen, führte die Verehrung der Götter ein, und gebot, denselben gewisse Opfer von den Früchten des Landes zu bringen, gab bestimmte Ehegesetze, und befahl, die Todten zu begraben. Er theilte die Einwohner in vier Stämme, und vermochte sie, ihre Hütten näher an einander zu rücken, und mit einer Umzäunung zu umgeben, um gegen die räuberischen Einfälle benachbarter Völker sicher zu seyn. So wurde der Grund zu Athen, die

damals Cecropia hieß, gelegt. Noch mehr hob sich Attika unter dem Theseus. Dieser durchreiste die verschiedenen Städte seines Königreichs, die jetzt fast eine jede für sich einen eigenen Staat bildeten, und brachte die Einwohner dahin, daß sie eine Verbesserung ihrer Verfassung annahmen. Nach dieser sollten nun die einzelnen Staaten durch ein genaues Band mit einander verbunden, die einzelnen Obrigkeiten abgeschaft, Cecropia, das nun Athen hieß, zur Hauptstadt des ganzen Reichs gemacht, und die gesetzliche Macht der gesammten Volksversammlung übertragen werden. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen, und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Klassen, in die Vornehmen, Ackerbauer und Handwerker. Aus der ersten Klasse sollten die wichtigsten Obrigkeiten gewählt werden, welche die Heiligthümer aufbewahrten, und die Gesetze erklärten. Athen wurde von ihm vergrößert und verschönert, Megara mit Attika verbunden, und die Einwohner mit vielen neuen Ankömmlingen vermehrt, die er eingeladen hatte. Nach dem Tode des Codrus wurde die königliche Würde abgeschafft, und ein Archont eingesetzt, der seine Stelle lebenslang behielt, aber dem Volke Rechenschaft von seiner Regierung geben mußte. Dies geschah um das Jahr der Welt 2636. v. Chr. G. 1077, nachdem die königliche Regierung vom Cecrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die lebenslängliche Regierung der Archonten in eine zehnjährige verwandelt, und war nicht mehr erblich. Nach 70 Jahren bestimmte man die Dauer der Archontenwürde nur auf Ein Jahr, und setzte neun solcher Archonten ein. Bisher hatte man noch keine festbestimmte und geschriebene Gesetze in Attika gehabt, und weil dadurch viele Unordnungen und Zerrüttungen entstanden, so erhielt der Archont Dracon den Auftrag, ein geschriebenes Gesetzbuch zu verfertigen, das aber durch seine übermäßige Strenge Unzufriedenheit erregte. Dies dauerte bis um 594 v. Chr., da der Archont Solon dem Staate eine verbesserte Verfassung gab. Die Regierungsform sollte demokratisch seyn. Das Volk erhielt die oberste Gewalt, und die Freiheit, sich über alle wichtige Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. Ein Senat von 400 Mitgliedern, der aus den 3 ersten Volksstämmen gewählt war, sollte die Gewalt des Volks leiten. Dann schaffte er die Gesetze des Dracon, die über den Mord ausgenommen, ab, und theilte die Attikaner aufs Neue in vier Classen, wobei er das Vermögen zum Maßstabe annahm. Nur aus den drei ersten Klassen sollten die Staatsämter besetzt, die vierte Klasse aber zur Volksversammlung gelassen werden, um durch ihre Stimme an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Darauf machte er seine neuen Gesetze bekannt, die theils auf Sittlichkeit abzweckten, theils jeden Bürger seine Pflichten gegen den Staat lehrten, theils die Armen gegen die Unterdrückung der Reichen zu schützen suchten. — So vortrefflich die neue Gesetzgebung Solons nun auch im Ganzen war, so gab es doch verschiedene Parteien im Staate, die mit einander im Kampfe lagen, und mit der neuen Lage der Dinge nicht zufrieden waren. An der Spitze der ärmern Klasse des Volks stand ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, mit Namen Pisistratus. Dieser wußte sich die Gunst des Volks so zu erschleichen, daß er sich der Oberherrschaft über Athen bemächtigte. Indessen regierte er vortrefflich, behielt alle Gesetze Solons bei, verschönerte Athen, und brachte den ganzen Staat auf einen höhern Gipfel der Kultur. Seine Söhne Hipparchus und Hippias verloren aber die Oberherrschaft wieder. Ersterer wurde ermordet, und Letzterer vertrieben. Klisthenes, ein Feind aller Aristokratie, bemühete sich nun, die Macht des Volks zu vergrößern, und veränderte zu dem Ende manche Verordnungen Solons. Das Volk theilte er in zehn Stämme, und den Senat ließ er aus 500 Personen bestehen. Bald darauf nahete die Epoche des berühmten Krieges mit Persien, der den Grund zu der nachherigen großen Macht des Volks legte. Aristides und Themistokles, Cimon und

Perikles erhoben es auf den höchsten Gipfel der Macht; aber Letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß, und dem bald darauf erfolgenden Verfall des Staats. Unter ihm nahm der unglückliche peloponnesische Krieg seinen Anfang, der sich endlich mit der Ereberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Sieger schrieben den Ueberwundenen äußerst demüthigende Bedingungen vor, doch behielt der Staat noch den Schatten seiner Existenz. Es wurden 30 obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, die aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkühr und Grausamkeit ausübten. Nach acht schrecklichen Monaten wurde aber diese Tyrannei durch den Thrasybulus zertrümmert, die Freiheit wieder hergestellt, und die alte Verfassung mit einigen nöthigen Abänderungen auf's Neue eingeführt. Nun spielte Athen bald wieder eine wichtige Rolle unter den griechischen Staaten, und war besonders im Bündnisse mit den Thebanern gegen Sparta glücklich. Doch diese neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athenienser sich ihm widersetzt, und dafür nahm ihnen Philipp verschiedene ihrer verbündeten Kolonien weg, und die Schlacht bei Chäronea war das Grab der atheniensischen, so wie überhaupt der griechischen Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands, wurde nun von Macedonien abhängig. Nach Alexanders Tode machten sie einen neuen Versuch zur Wiedererlangung ihrer Freiheit; aber er mißglückte, und sie mußten macedonische Besatzung in Munychia einnehmen. In der Regierungsform machte Antipater die Veränderung, daß nur diejenigen, welche über 2000 Drachmen im Vermögen besaßen, an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten. Bald darauf wurde Athen vom Cassander eingenommen, indem es sich (gegen den Rath des Phocion) auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Cassander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staats. Dieser regierte zehn Jahre rühmlich; aber die Athenienser waren bloß deswegen nicht mit ihm zufrieden, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten. Sie riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wieder herstellte, und dafür von den Atheniensern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg ziehen mußte, erlosch auch die Zuneigung der Athenienser, so daß sie ihm bei seiner Zurückkunft sogar den Eingang in die Stadt verweigerten. Inzwischen eroberte er Athen, vergab den Bürgern, und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er bloß eine Besatzung in Munychia und den Pyräus legte. Diese vertrieben aber die Athenienser, und behaupteten nun eine Zeitlang ihre Freiheit wieder. Nachher wurde Athen von Antigonus Gonatas seiner Freiheit gänzlich beraubt, und blieb in diesem Zustande, bis es sich von Macedonien losriß, und zum achäischen Bunde trat. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, so zogen sie sich die Rache dieser Nation zu. Sulla eroberte Athen, ließ ihm jedoch einen Schein von Freiheit, den es in der Folge bis auf Vespasian behielt.

Attila (Etzel), ein scytischer Prinz, ein Heide, und König der Hunnen im J. Chr. 434, mit dem Beinamen: die Geißel Gottes. Er wohnte im nördlichen Pannonien, in einem Flecken, von einer Wüste umgeben, in einem hölzernen Hause. Er ging in einem leinenen Rocke, ohne alle Verzierung; seine Gefährten und Gäste tranken aus goldenem Geräthe, er selbst aus einem hölzernen Becher. Er bahnte sich durch fluchwürdige Mittel den Weg zu seiner verderblichen Größe. Nachdem er Mehrere, die seinen herrschsüchtigen Absichten hinderlich waren, ermordet, und vorzüglich seinen Bruder

Bleta (Bleda), der einen großen Theil der Hunnen beherrschte, durch Ränke aus dem Wege geräumt hatte, unterwarf er sich dies ganze Volk, versammelte noch andre zahlreiche Nationen, die seinem Scepter dienten, und suchte die ersten Völker der Welt, die Römer und Westgothen, zu unterjochen. Sein Heer zählte 500.000 Krieger, nicht weniger durch ihren Geist als durch ihre Zahl furchtbar; denn die Hunnen, zwar klein von Gestalt, waren ein schlaues Volk, leicht in Bewegung, hurtig bei Unternehmungen, jeden Begriff von Wildheit übertreffend, wie ein Wirbelwind einher stürmend zum Verderben, und durch Ränke und Raubsucht verwirrend alle Völker, die das Unglück hatten, ihre Nachbarn zu seyn. Ungehindert waren sie in Europa eingedrungen; Niemand hatte gewagt, ihnen zu widerstehen; die Fürsten mit ihren Völkern waren geflohen, oder hatten sich ihrer Willkühr unterworfen. Attila war ein würdiger Anführer eines solchen Heeres, ein Mann, zur Erschütterung der Welt geboren, die Furcht aller Länder, der Gebieter der Könige, der auf wunderbare Weise unter allen Völkern berühmt war, und Alles, durch die furchtbare Meinung, die er von sich verbreitet hatte, mit Schrecken erfüllte. Sein Gemüth war immer voll kühnen Vertrauens auf Verheerung des Erdbodens gerichtet. Klein von Person, ging er stolz einher, warf hier und dorthin sein Auge, daß die Macht des Hochmüthigen schon in der Bewegung des Körpers sichtbar war. Er liebte den Krieg, wiewohl er selbst nicht focht; war stark in Entwürfen, erbittlich gegen Flehende, gnädig gegen Schutzergebene, schlau und fast unfehlbar im Ausspüren geheimer Feinde. Mit seiner Kunst wußte er zu fechten, ehe der Krieg begann; wußte hier durch Drohung, dort durch Waffenbewegung seine Zwecke zu verfolgen, und sparte nicht Höflichkeitsbezeugungen und Schmeicheleien, um seinen trugvollen Vorstellungen Glauben zu verschaffen. Attila verwüstete Thracien und das östliche Reich, und erpreßte so unermeßliche Summen, daß aller Wohlstand durchaus verging, und die Reichsten in Byzanz den Schmuck ihrer Frauen sammt ihrem Hausgeräthe öffentlich feil bieten mußten, ja sich aus Verzweiflung das Leben nahmen. Der Kaiser mußte, um Ruhe von diesem Eroberer zu haben, seinen jährlichen Tribut endlich bis auf 2100 Pfund Goldes erhöhen. Mit seinem furchtbaren Heere marschirte Attila in der Folge in die Gegenden der Donau und des Rheins, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert, und plünderte die Städte Trier, Worms, Mainz, Tongern u. s. w. Vom Rhein aus drang er in Frankreich, und lagerte sich unter den Mauern von Orleans; allein die vereinigte Macht der Römer und Westgothen unter Aetius und Theodorich zwangen ihn, von der Belagerung dieser Stadt abzustehen, und seine Feinde in den Ebnen von Chalons zu erwarten. Hier fiel auch bald darauf eine entscheidende Schlacht, vielleicht die mörderischste, die je in Europa geliefert ward, vor. Schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von der benachbarten Anhöhe auf die Hunnen stürzte; er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und Attila zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Hier zitterte er zum ersten Male. Er ließ mitten im Lager alle seine Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit ihnen in den Flammen zu zerstören. Es war auch wirklich um ihn geschehen, wenn Aetius, fürchtend, die Niederlage der Hunnen möchte die Gothen zu mächtig machen, den Theodorich, der in dieser Schlacht sein Leben verlor, nicht gehindert hätte, das Lager der Barbaren zu bestürmen, und sie alle aufzureiben. Attila gewann also Zeit, sich über den Rhein zurückzuziehen. Jetzt ging er nach Pannonien, um sich mit frischen Truppen wider Italien zu verstärken. Aquileja war hier 452 die erste Stadt, deren er sich bemeisterte; hier nahm er alle Kostbarkeiten weg, ließ die Bewohner niedersäbeln, und

legte die Stadt in Asche; die Ruinen davon halten noch jetzt den Blick des philosophischen Reisenden wunderbar auf sie gefesselt, und gebieten ihm Ehrfurcht und Achtung. Mailand, Mantua, Padua, Verona, Modena, Parma und Piazenza hatten fast alle das nämliche Loos. Pabst Leo der Große, fürchtend, Rom und seine Bewohner möchten auch die Beute dieses furchtbaren Zerstörers werden, faßte den Muth, ihm mit den Abgesandten der Stadt Rom ins Lager entgegen zu gehen, und es gelang ihnen, einen Frieden zu vermitteln. Mit unermeßlicher Beute legte nun Attila seinen Marsch über die Donau zurück. Hier vermehrte er noch seinen zahlreichen Harem durch die schöne Ildico, mit welcher er sich feierlich vermählte; allein er überließ sich bei dieser Gelegenheit so ganz und gar allen Sinnengenüssen, daß er während der Nacht des Beilagers in seinem Blute erstickte, 453. So starb dieser zerstörende Eroberer, der 20 Jahre hindurch durch wilden Muth und Grausamkeit, gepaart mit ungeheurer List, Betrug und Verschmitztheit, der Schrecken der Erdenbewohner gewesen war. Sein Körper wurde in drei Särgen, in einen goldnen, silbernen und eisernen verschlossen beigesetzt. Attila hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schultern, eine starke wohlklingende Stimme, und einen unansehnlichen Wuchs. Stolz in Gang und Blick, mit unveränderlicher, nie verzogener Miene, und nichts sagend oder thuend, wobei das geringste Lächeln sich verrathen hätte, lieh er doch gerne der Schmeichelei sein Ohr, auch wenn sie auf die niedrigste Weise sich in Ausdrücken ihrer leeren Huldigung erschöpfte. So rettete einst ein scythischer König, da Alles um ihn her von Attila unterjocht wurde, sein Land und seine Herrschaft, indem er mit geheuchelter Ehrfurcht sich weigerte, vor ihm zu erscheinen. „Schon die Scheibe der Sonne," sprach er, „darf Niemand ohne Schmerzen ansehen, wie viel weniger das Angesicht des größten Gottes!"

Attilius Collatinus, Konsul in Rom und General der Landarmee gegen die Carthaginienser in Sicilien. Als er seine Armee vor Camerina führen wollte, wurde er in einem tiefen Thale plötzlich von den Carthaginiensern umringt, so daß er in der größten Gefahr war, mit seiner ganzen Armee gefangen genommen oder niedergehauen zu werden. Allein der außerordentliche Muth und die Tapferkeit des M. Calpurnius Flamma, Tribuns einer Legion, der mit 300 Mann den Feind von einer Anhöhe vertrieb, darauf Posto faßte, und die Carthaginienser dadurch von allen Seiten herbeilockte, um ihn wieder zu vertreiben, machte der römischen Armee Luft, und sobald Attilius sich außer Gefahr sah, kam er dem Calpurnius zu Hülfe. Allein die tapfern Begleiter desselben hatten schon alle ihren Tod gefunden; doch rettete man noch ihre Leichname aus den Händen der Feinde. Calpurnius, mit unzähligen Wunden bedeckt, lag unter einem Haufen Todten, lebte aber noch, und wurde glücklich wieder hergestellt, da keine seiner Wunden tödtlich war. Attilius eroberte nun die Städte Camerina, Enna, Sittana und das Land der Agrigentiner. Bei der Belagerung von Lipara aber wurde er vom Hamilkar zurückgeschlagen. Wegen dieser Thaten erhielt er zu Rom die Ehre des Triumphs. Nach der unglücklichen Niederlage des Konsuls Claudius von den Carthaginiensern wurde er Diktator, richtete aber in dieser Würde wenig gegen die Carthaginienser aus.

Attilius Regulus (M.), Konsul in Rom und Feldherr im Kriege gegen die Samniter. An den Gränzen Campaniens schlug er im Angesicht der Feinde sein Lager auf, und wurde von diesen unter Begünstigung eines dicken Nebels in demselben angegriffen. Schon waren sie ins Lager eingedrungen, als Attilius an der Spitze einiger Manipeln sie wieder zurückschlug, sie aber nicht verfolgte, weil er einen Hinterhalt besorgte. Nun lagerten sich die Samniter so nahe an die römischen Verschanzungen, und hielten das konsularische Heer so enge eingesperrt, daß es nicht in Samnium eindringen und dort

frei zehren konnte, sondern Lebensmittel sich zuschicken lassen mußte. Der Senat schickte ihm darauf den noch nicht völlig wieder genesenen Posthumius mit einer andern Armee zu Hülfe. Nun verließen die Samniter ihr Lager, und gaben das Land dem Feinde preis, welches von den beiden Feldherren geplündert und erobert wurde. Attilius zog darauf zum Entsatz der Stadt Luceria in Apulien herbei, und stieß unterwegs auf die Armee der Samniter. Es erfolgte ein zwar nicht entscheidendes, aber so blutiges Gefecht, daß beide Heere von einem zweiten Versuch abgeschreckt wurden. Die Samniter hielten den Ort, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, für nachtheilig, und beschlossen, bei dem römischen Heere vorbei, und nach der Ebene zu ziehen. Als Attilius die Samniter anrücken sah, glaubte er, sie kämen ihn anzugreifen. Er ertheilte den Legionen Befehl, sich zu einem Treffen fertig zu machen; allein diese waren so verzagt und ermüdet, daß sie sich schlechterdings weigerten, zu fechten. Indessen kamen die Samniter immer näher, und der Konsul betheuerte nun seinen Soldaten, daß er allein dem Feinde entgegen gehen würde, wenn sie ihm nicht folgen wollten. Dies wirkte endlich so viel, daß sie sich, obgleich ziemlich unordentlich, in Schlachtordnung stellten. Diese Bewegung der Römer setzte die Samniter, die nichts weniger als eine Schlacht zu liefern Willens waren, in nicht geringe Bestürzung; da sie aber dem Gefechte nicht ausweichen zu können glaubten, so machten sie sich zur Schlacht gefaßt. Der Angriff war von beiden Seiten sehr schläfrig. Da jedoch die Römer bald zu weichen anfingen, so drangen die Samniter mit ihrer gewöhnlicher Lebhaftigkeit auf die Legionen ein, und trieben sie bis zu den Verschanzungen zurück. Attilius gab nun einem Haufen Reiter Befehl, den flüchtigen Römern den Eingang ins Lager mit Gewalt zu versperren; dadurch wurden diese zum neuen Angriff gezwungen, der jetzt auch so lebhaft ausfiel, daß die Samniter die Flucht ergriffen. Doch kam dieser Sieg den Römern ziemlich theuer zu stehen. Die gefangenen Samniter ließ Attilius durchs Joch gehen. Sein Heer bezog darauf die Winterquartiere, und er kehrte nach Rom zurück, nachdem er noch einen Haufen Samniter, die mit Beute beladen aus Volscien zurückkehrten, in Stücken gehauen, und ihnen die Beute und viele römische Gefangene wieder abgenommen hatte.

Attilius Regulus (C. oder M.), Konsul in Rom und General der römischen Flotte gegen die Karthaginienser. Da er bei Tyndaris die feindliche Flotte entdeckte, welche längs dem Ufer zerstreut lag, so segelte er mit 10 Schiffen hin, sie zu rekognosciren, und gab der übrigen Flotte den Befehl, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Er wagte sich mit seinen wenigen Schiffen zu nahe an den Feind, wurde plötzlich umringt, und ungeachtet der Tapferkeit der Römer wäre bei der überlegenen Anzahl der Feinde Alles verloren gewesen, wenn er nicht den Vortheil gewann, den Feinden zu entrinnen, und zu seiner Flotte zu stoßen. Mit dieser griff er nun den Feind aufs Neue an, und schlug ihn mit ansehnlichem Verlust zurück. Für diesen Sieg erhielt Attilius die Ehre des Triumphs. Die Römer hatten nun gegen Karthago so viel Glück gehabt, daß sie darauf dachten, diesen Staat in Afrika selbst anzugreifen. Dem zufolge schickten sie die Konsuln L. Manlius Vulso und Attilius Regulus mit einer Flotte von 330 Schiffen, deren jedes 120 Mann und 300 Ruderknechte an Bord hatte, nach Afrika. Dieses Unternehmen war den Karthaginiensern nicht unbekannt, und ihre weit stärkere Flotte unter dem Befehl des Hanno und Hamilkar lief in den Hafen zu Heraklea in Sicilien ein, um die römische Flotte zu beobachten, und ihre Landung zu hindern. Als diese bei Heraklea ankam, stellte sie sich in Schlachtordnung. Es erfolgte ein blutiges Treffen, welches lange unentschieden blieb, endlich aber für die Römer so glücklich ausfiel, daß die Feinde gänzlich geschlagen, und ein großer Theil ihrer Flotte theils in den

Grund gebohrt, theils erobert wurde. Der Rest rettete sich in die Häfen von Afrika und Sicilien. Die genommenen feindlichen Schiffe rüsteten nun die Römer für sich selbst aus, versorgten sie mit frischen Vorräthen, und bereiteten sich zur wirklichen Landung. Während der Zeit suchte sie Hanno durch verstellte Friedensunterhandlungen hinzuhalten, um sich zu verstärken. Da aber nichts ausgemacht werden konnte, so ging er nach Karthago, um Nachricht von der bevorstehenden Landung zu geben. Ein günstiger Wind brachte die Römer nach Afrika, wo sie bei dem Vorgebirge Hermea die Flotte vor Anker legten, und die Ankunft der übrigen, noch zurückgebliebenen Fahrzeuge erwarteten. Als die ganze Flotte beisammen war, fuhren sie längs der Küste bis vor Culpea, einer von Karthago östlich gelegenen Stadt, und unternahmen daselbst die erste Landung. Culpea wurde erobert, und zum Sammelplatz und Schlüssel von Afrika gemacht, indem es die Römer zugleich befestigten. Von hieraus streiften sie tief ins Land hinein, ohne einen Feind anzutreffen, und machten außerordentlich viel Beute. Darauf kam von Rom der Befehl, daß der Konsul Manlius mit einem Theil seiner Flotte zurückkehren, und Regulus in Afrika den Krieg allein fortsetzen sollte. Damit war Regulus sehr unzufrieden, und verlangte auch zurück berufen zu werden, weil seine häuslichen Angelegenheiten seine Gegenwart nothwendig machten. Allein der Senat ließ seine Frau und Kinder auf öffentliche Kosten unterhalten, und befahl ihm, die Unternehmung fortzusetzen, welches auch Regulus mit unglaublicher Geschwindigkeit that, so daß er bald bis an die Ufer des Bagrada, der nicht weit von Karthago sich ins Meer ergießt, gelangte. Die Karthaginienser hatten den Hamilkar aus Sicilien zurückberufen, und ihm den Bostar und Asdrubal zu Gehülfen gegeben. Diese Feldherren stießen mit ihrer Armee auf die Römer, als sie die Stadt Adis oder Adda, jenseit des Bagrada, belagerten. Sie wollten die Stadt entsetzen, wurden aber noch vorher von den Römern in ihrem Lager angegriffen, und mit großem Verlust gänzlich geschlagen. Nach diesem Siege kamen von allen Gegenden Gesandte, um sich den Römern zu unterwerfen, und so sahe sich Regulus in Kurzem im Besitz von 240 Städten, unter denen auch Utika sich befand. Darauf eroberte er Tunis im Angesichte von Karthago. Jetzt ergriffen auch die Numidier, die alten Feinde Karthago's, die Waffen, und richteten schreckliche Verwüstungen in dessen Gebiet an, wodurch im ganzen Lande und in der Stadt Karthago selbst eine fürchterliche Theurung entstand. In dieser Noth rückte nun Regulus vor Karthago, aber nicht, um die Stadt zu erobern, sondern, um sie zum Frieden zu nöthigen. Vermuthlich that er dieses, weil das Jahr seines Prokonsulats bald zu Ende ging, und er die Ehre, Karthago's Besieger zu seyn, nicht gern seinem Nachfolger überlassen wollte. Allein die Bedingungen, welche Regulus den Karthaginiensern vorschlug, waren so hart und demüthigend, daß diese beschlossen, lieber zu sterben, als in eine so schimpfliche Sklaverei zu gerathen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich also. Schon ehe diese noch waren angefangen worden, hatten die Karthaginienser Miethvölker in Griechenland in Sold nehmen lassen, und diese kamen eben jetzt an, als die Noth am größten war. Unter ihnen befand sich ein Lacedämonier, Namens Xantippus, ein Unterbefehlshaber, aber ein Mann von ungemeiner Erfahrung und Tapferkeit. Dieser wußte den Karthaginiensern dadurch, daß er ihnen die in der letzten Schlacht begangenen Fehler entwickelte, einen so hohen Begriff von seinen Feldherrntalenten beizubringen, daß sie ihn durch einen feierlichen Schluß an die Spitze der Armee stellten. Nun übte dieser Feldherr seine Truppen, und lernte sie die lacedämonische Taktik. Die Römer verwunderten sich sehr über die schnellen Veränderungen in dem Benehmen des Feindes; aber stolz auf ihr voriges Glück, lagerten sie sich in einer weiten

Ebene, den Karthaginiensern gegenüber, so daß nur ein Fluß beide Heere trennte. Regulus ging über den Fluß, that einen heftigen Angriff, und schlug auch glücklich den rechten Flügel der Feinde in die Flucht; aber auf der linken Seite und im Haupttreffen siegten die Karthaginienser. Die römische Reiterei wurde zurückgetrieben, die Elephanten traten Alles vor sich nieder, und in Kurzem wurde die Niederlage allgemein. 30.000 Römer blieben auf dem Platze, Regulus mit 500 Mann wurden gefangen, und nur etwa 2000 retteten sich nach Culpea. Xantippus hielt einen triumphirenden Einzug in Karthago, und führte den gefangenen Regulus an der Hand mit sich. Von den fernern Schicksalen dieses berühmten Römers ist nichts Gewisses bekannt. Seine Gefangenschaft war vermuthlich hart, und er starb darin. Indessen erzählen uns einige Schriftsteller, z. B. Cicero, Livius, Appianus, unter andern noch folgende merkwürdige Anekdote von ihm. Als die Karthaginienser, ungeachtet jenes glänzenden Sieges, endlich doch durch die nachmals von den Römern erlittenen öfteren Niederlagen dahin waren gebracht worden, um Frieden zu bitten, und zu dem Ende eine Gesandtschaft nach Rom schickten, so bewogen sie den Regulus, den sie vorher etwas glimpfliger behandelt hatten, mit den Gesandten nach Rom zu gehen, und dort ihnen einen ehrenvollen Frieden auszuwirken, nachdem er vorher hätte schwören müssen, zurückzukehren, wenn die Bedingungen nicht angenommen würden. Regulus übernahm den Auftrag, und als er vor Rom ankam, weigerte er sich, in die Stadt hinein zu gehen, weil er nicht mehr als römischer Bürger, sondern in seiner Gefangenschaft als ein Fremder anzusehen, und der Senat Fremden außer der Stadt Audienz zu geben gewohnt sey. Seine Frau und Kinder kamen, ihn zu empfangen; aber er beantwortete ihre Liebkosungen nicht, und sah mit starren und wilden Blicken auf die Erde, indem er sich als Sklave derselben für unwürdig hielt. Als der Senat die Botschafter und auch ihn vor sich ließ, so eröffnete er das Verlangen der Karthaginienser ganz kurz, und wollte sich dann entfernen. Man bat ihn, in der Versammlung zu bleiben; aber er willigte nicht eher darein, als bis es ihm die mit ihm gekommenen Karthaginienser befahlen. Bei der Berathschlagung wurde nun auch Regulus um sein Gutachten befragt; und da zeigte er so viel Patriotismus und Edelmuth, daß er dem Senat rieth, die Vorschläge Karthago's zu verwerfen, weil dieses ganz erschöpft sey, und so viele Niederlagen erlitten habe, daß es den Krieg nicht lange mehr fortsetzen könne. Man wollte ihn darauf seines gethanen Eides entbinden lassen, und ihn bereden, in Rom zu bleiben; aber er verwarf dieses Anerbiethen als schimpflich und entehrend mit Unwillen, ungeachtet er die ganze Rache der Karthaginienser zu fürchten hatte. Die Vorschläge Karthago's wurden wirklich verworfen, und er reiste unter Thränen und Klagen der ganzen Stadt mit den Botschaftern wieder zurück. Die Karthaginienser übten nun die wüthendste Rache an ihm aus. Erst schnitten sie ihm die Augenlieder ab, setzten ihn dann eine Zeitlang in einen finstern Kerker, und darauf plötzlich am heißen Mittag in die Sonne. Endlich steckten sie ihn in einen, überall mit spitzigen Nägeln ausgeschlagenen, engen Behälter, und ließen ihn hier unter den größten Martern Hungers sterben.

Attilius Regulus (C.), ein Geschwisterkind des Vorigen, war Konsul, und belagerte mit seinem Mitkonsul L. Manlius Vulso Lilybäum in Sicilien, eine feste Stadt, die von dem karthaginiensischen Feldherrn Himilko mit vieler Tapferkeit und Klugheit vertheidigt wurde. Die Stadt war schon wegen Mangel an Lebensmitteln aufs Aeußerste gebracht, und die Römer hatten den Hafen gesperrt, so daß der Commandant weder Nachricht nach Karthago schicken, noch Proviant von daher erhalten zu

können schien. Indessen hatte man in Karthago den Zustand Lilybäums vermuthet, und eine Flotte unter dem Commando des Hannibal, Hamilkars Sohn, mit Lebensmitteln und Mannschaft zur Verstärkung abgeschickt. Hannibal lief in den Hafen von Aegusa ein, und wartete dort eine Gelegenheit ab, sich durch die feindliche Flotte durchzuschlagen. Diese Gelegenheit gab ihm ein starker Südwind. Er spannte alle Segel auf, durchbrach die römische Flotte, und langte glücklich in dem Hafen an. Bald darauf segelte er mit der karthaginiensischen Reiterei eben so glücklich durch die römische Flotte wieder hindurch, und schnitt den Römern durch seine Streifereien die Lebensmittel ab. Die Besatzung von Lilybäum war auch nachher mehrere Male gegen die Römer glücklich, und Regulus sahe sich endlich genöthiget, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Regulus wurde nachher noch nach Sardinien geschickt, um dort einige Unruhen zu dämpfen, worauf er mit seiner Armee zu Pisa ans Land ging, und den Galliern ein Treffen lieferte, worin er seinen Tod fand.

Attiret, ein ausgezeichneter Maler und Jesuit, geboren zu Dole 1702, wurde von seinem Vater in der Malerei unterrichtet, ging dann nach Rom, wo er sich mehr ausbildete, und trat in der Folge in Begleitung mehrerer Missionaren die Reise nach Peking in China an. Hätte ihn nicht sein Eifer zur Verbreitung des Christenthums nach diesem fernen Lande geführt, er würde sich eine Ehrenstelle neben den größten Meistern der Kunst erworben haben. Attiret hat indeß den Ruhm errungen, die Vollkommenheit einer in unserm Welttheile mit so großen Fortschritten getriebenen Kunst zu jenem Reiche getragen, und den Chinesen, die so sehr mit ihren Talenten prahlen, das Geständniß abgenöthigt zu haben, daß sie, weit entfernt, Vorzüge in der Malerei zu besitzen, tief hinter den Europäern zurückständen. Der Kaiser von China schätzte ihn, und um ihm seine Gewogenheit zu bezeugen, wollte er ihn zum Mandarin erheben; aber der bescheidene Mann bot Alles auf, um eine so glänzende Auszeichnung zu hintertreiben. Obschon das Leben dessen, der eine solche Gnade nicht gleich annimmt, in Gefahr geräth, so war er doch so glücklich, durch seine Weigerung den Zorn des Monarchen nicht anzuregen. Im kaiserlichen Pallaste, zu dem der Eingang nicht gestattet ist, befinden sich seine schönsten Gemälde, und in dem Tempel der jungen Convertiten befand sich das Gemälde eines Schutzengels, dessen Anblick stete Bewunderung gebietet. Attiret besaß Feuer, Lebhaftigkeit und viel Geist. Er starb 1763, beweint von den Europäern, und betrauert vom Kaiser von China. Von seinen vielen chinesischen Schlachtengemälden sandte man 16 Zeichnungen nach Paris, wo sie unter der Aufsicht von N. Chochin in Kupfer gestochen wurden. Attirets Briefe zeichnen sich durch mannichfache Vorzüge aus. — Sein Neffe, Claude François Attiret, ein berühmter Bildhauer, geboren zu Dole, starb daselbst 1804. Die Werke dieses Künstlers zeichnen sich alle durch einen großen Styl und durch technische Vollkommenheit aus. Er führte nach Pigals Model die Statue von Voltaire aus, die sich im Saal des Instituts befindet. Zu Dijon sind noch sechs Statuen von ihm vorhanden, welche die 4 Jahrszeiten und 2 Musen, Melpomene und Thalia, vorstellen.

Attische Pfeiler sind viereckigte Pfeiler an der Attica (s. d. A.), deren Mittelstriche mit jenen der darunter stehenden Säulen übereinstimmen. Sie machen nebst den Zwischenfeldern derselben die Attica aus, und bestehen aus dem Fuße, dem Pfeiler und dem Kranzgesimse. Die Höhe der attischen Pfeiler findet man an dem Triumphbogen des Septimius Severus römischer Ordnung Nro. 11 11/30 Modell hoch; desgleichen am Triumphbogen des Constantinus korinthischer Ordnung Nro 12 22/30 Modell hoch.

Attisches Salz nennt man bildlich das Scharfsinnige, Witzige und Beißendscherzhafte in einer Rede, weil die Athenienser, zu ihrer Zeit das witzigste Volk, ihren Reden diese Eigenschaften gaben.

Attische Säule heißt ein freistehender viereckigter Pfeiler, dessen Gebrauch von den Atheniensern herstammt. Die Römer pflegten auf ihnen ihren ungeheuern Bogen aufzuführen. Diese Art zu bauen verbindet Anstand mit Würde, und man findet sie auf mannichfaltige Art verziert.

Attischer Säulenfuß. Er ist der schönste unter den Säulenfüßen, und besonders der dorischen Ordnung eigen; doch kann er auch bei andern, die Toskanische ausgenommen, angewandt werden. Er besteht aus einer Pleuthie, einem Pfühle, einer Einziehung, die oben und unten ein Riemchen hat, und aus noch einem kleinen Pfühle, und ist jedesmal ein Modell hoch.

Attitüde, oder Stellung, ist die Lage des Körpers, die der Künstler einer Figur mittheilt, um diese oder jene Wirkung hervorzubringen. Sie muß natürlich, d. i. den Gesetzen des Gleichgewichts gemäß seyn, Einheit im Ganzen und Mannichfaltigkeit in den Theilen zeigen. Kein Theil des Körpers darf dem andern widersprechen, und der Kopf muß z. B. das nicht widerlegen, was die Hand zu bejahen sucht. Dieser Theil der Kunst ist großen Schwierigkeiten unterworfen, und es gehört nicht allein Wahrheit der Natur und der Darstellung, sondern auch sichtbare Wahrheit der Natur für jedes Auge dazu. Daher ist eine schickliche Auswahl der Ansicht nöthig, damit häßliche Verkürzung vermieden werde, oder auch durch geschickte Verkürzung nur diejenigen Theile in der Ansicht erscheinen, die eigentlich Wirkung thun sollen. Die Alten sind auch hierin unsere Meister.

Attius, oder **Attus**, oder **Akkius Nävius**, ein berühmter Augur zu Tarquinius Priscus Zeit. Man erzählt von ihm Folgendes. Er war der Sohn eines armen Bauers, und hütete die Schweine seines Vaters. Einst schlief er dabei ein, und verlor einige von der Heerde, die er nicht wieder finden konnte. Er ging nun in eine Capelle, und gelobte den Heroen derselben die größte Weintraube aus seines Vaters Weinberge, wenn sie ihn das Verlorne würden finden lassen. Sein Gebet wurde erhört, und nun wollte er sein Gelübde erfüllen. Als er aber nicht wußte, wie er die größte Weintraube unter so vielen herausfinden sollte, rief er die Götter um Beistand an. Nun gaben ihm diese ein, den Weinberg in 2 Theile zu scheiden, und dann auf eine Anzeige der Vögel zu warten. Er that dies, und fand bald eine Traube von außerordentlicher Größe, die er nach der Capelle trug. Unterweges begegnete ihm sein Vater, der ihn, als er die ungewöhnliche Weintraube sahe, um sein Vorhaben befragte. Nävius erzählte ihm nun den ganzen Vorfall, woraus sein Vater schloß, daß die Götter diesem Knaben vorzüglich gewogen seyn, und ihn zu etwas Großem bestimmt haben müßten. Er ließ ihn also von den berühmtesten Wahrsagern in Hetrurien unterrichten. Der Knabe zeigte zu dieser Kunst außerordentlich viel Talente und Geschicklichkeit, und that es bald allen Andern darin zuvor. Darauf wandte er sich nach Rom, wo er als erster Augur so in Ansehen kam, daß nichts Wichtiges, ohne ihn zu befragen, vorgenommen wurde. Als Tarquinius Priscus seine Reiterei vermehren, und zu den bisherigen 3 Haufen noch einige neue hinzufügen wollte, weil er es zum Vortheil des Staats für nothwendig hielt, so war es dieser Nävius, der sich dem Willen des Königs aufs Hartnäckigste widersetzte, weil die Eintheilung der Reiterei in 3 Haufen unter Romulus von den Auguren war bestimmt worden. Tarquin glaubte nicht, daß eine solche Neuerung dem Willen der Götter entgegen seyn könnte, und ließ ihn in der Absicht, seine Kunst zu beschämen und verächtlich zu machen, auf den Markt bestellen, und fragte ihn vor einer

zahlreichen Versammlung: „Wahrsager, kannst du durch deine Kunst entdecken, ob das, was ich jetzt denke, geschehen könne oder nicht? Gehe, und frage deine Vögel um Rath!“ Nävius erfüllte sogleich den Befehl, kam geschwind zurück, und gab zur Antwort, daß das, was der König denke, geschehen könne. Nun zog der König ein Scheermesser hervor, nahm einen Kieselstein in die Hand, und sagte mit einem verächtlichen Lächeln: „Ich dachte, ob es wohl möglich sey, diesen Kieselstein mit diesem Scheermesser zu zerschneiden. Ich habe dich in deinen eigenen Worten gefangen; wenn du etwas an sich Unmögliches thun kannst, so thue es.“ Alle Anwesende brachen nun in ein lautes Gelächter aus. Nävius aber antwortete, ohne die geringste Bestürzung zu verrathen, mit vieler Zuversicht: „Setze das Scheermesser auf den Stein, und versuche es, ihn zu durchschneiden. Ich unterwerfe mich willig jeder Strafe, wenn das nicht geschehen kann, woran du gedacht hast.“ Der König that es (nach Livius that es Nävius selbst), und zu Aller Erstaunen wurde der Stein so leicht vom Scheermesser zerschnitten, daß dieses dem Könige in die Hand fuhr, und ihn verwundete. Alles gerieth in das größte Erstaunen; das Volk rief dem Nävius lauten Beifall zu, und Tarquin war aus einem Verächter der Wahrsagerkunst ihr größter Bewunderer. Er ließ nun seinen Vorsatz, die Anzahl der Reiterhaufen zu vermehren, fahren, und verstärkte bloß die schon vorhandenen Haufen. Von der Zeit an wurde nichts Wichtiges ohne den Rath der Auguren unternommen. Tarquin setzte dem Nävius eine eherne Bildsäule in dem Comitium, die noch zu August's Zeiten da war. Das Scheermesser und der Kieselstein wurden nahe dabei unter einem Altar vergraben, bei welchem nachher die Zeugen in bürgerlichen Sachen schwören mußten.

Attribut ist in den bildenden Künsten eine Art von Sinnbild, wodurch ein Gegenstand bezeichnet wird, welcher als Zeichen eines historischen Umstandes mit einer Figur verbunden wird, um dadurch die Bedeutung derselben vollkommener auszudrücken. Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figur zu erklären, gewisser äußerer Mittel, welche entweder an sich eine gewisse innere Verbindung oder Aehnlichkeit mit dem darzustellenden Gegenstand haben, oder durch Gewohnheit und Uebereinkommen mit ihm in Verbindung stehen, und diese fügte man als Zeichen oder Attribute zu näherer Erklärung der Figur bei. In der Wahl des Attributs, so wie in der sinnreichen Verbindung mit seiner Figur, muß sich daher Witz, Erfindungskraft, Geschmack und die plastische oder malerische Anordnungsgabe von Seiten des Künstlers im hohen Grade zeigen. Dem griechischen und römischen Künstler standen in dieser Hinsicht eine Menge bedeutsamer und wohlgefälliger Attribute, durch seine Religion geheiligt, und durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Daher kann ein fleißiges Studium der Antike zu diesem Zweck dem jungen Künstler nicht dringend genug empfohlen werden.

Atuatuka, der Name einer Festung der Eburonen unweit Gressenich, im Landkreis Aachen gelegen, wo die Römer ein Legionen-Lager hatten. Sieben bis acht Fuß unter der Erde finden sich noch die Fundamente der alten Werke in Form eines länglichen Vierecks. Seit langen Jahren wurden hier und in der Umgegend eine Menge Alterthümer jeder Art entdeckt, worunter sich nebst andern, verschiedene Sarkophage befanden, die in einer Urne die Asche des verbrannten Körpers, mit besonderm Fachwerke für Herz und Zähne, eine gedeckte Phiole und Münzen für den Charon enthielten. Der Fleiß der dortigen Feldbauer, der sich durch die Fruchtbarkeit des Bodens aufgemuntert fühlt, wühlt noch von Jahr zu Jahr manches merkwürdige Stück jener alten Zeiten hervor. Zu wünschen wäre es, daß

von oben herunter Maaßregeln ergriffen würden, die dortigen Nachgrabungen unter Aufsicht eines Kenners leiten zu lassen.

Atzel, einer der edlern Vögel aus der Klasse der Spechten, mit kurzen Füßen, schmalen Schnäbeln, theils wurm-, theils fadenförmiger Zunge, und eine ostindische Gattung, der Mino oder Plapperer genannt. Er hat ein sehr schönes, violet grün, schwarz und weiß gemischtes Gefieder, singt sehr angenehm, und läßt sich besser, als der Papagey, zum Sprechen abrichten. Eine andere Gattung dieser Vögel, der Maisdieb genannt, ist noch schöner; sein ganzer Körper trägt ein dunkel violfarbiges Gefieder, mit weißem Stern auf den schwarzen Flügeln, und einer gelben Binde um den Hinterkopf. Er ist in Nord-Amerika zu Haus, und den Maisfeldern sehr nachtheilig.

Aubaine (Droit d'), das Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, sich der Verlassenschaft jedes im Lande verstorbenen Fremden, mit Ausschluß aller Testaments- und Intestaterben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieses, alle Gastfreundschaft beleidigende, Recht in allen europäischen Staaten üblich, aber nur Frankreich hat solches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch besondere Verträge mit mehreren deutschen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6. August 1790 beschloß die Nationalversammlung in Frankreich die gänzliche Abschaffung desselben.

Aubert du Bayet, Unterlieutenant im Regimente Bourbonnois, machte den amerikanischen Krieg mit, und kehrte beim Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurück. Anfangs mißfielen ihm die neuen Grundsätze; als er aber 1791 vom Iseredepartement für die gesetzgebende Versammlung gewählt wurde, da trat er als einer der heftigsten Neuerer auf. Er veranlaßte folgendes Decret: Die Ehe ist nur ein bürgerlicher, durch Scheidung trennbarer, Vertrag. Bald aber kehrte er wieder zu den Waffen zurück, und 1793 war er Befehlshaber in Mainz. Nach der Uebergabe jener Festung führte er den Oberbefehl über die Moselarmee, und hernach in der Vendée. Er ward zu Clisson geschlagen, war jedoch so glücklich, einige Tage der Waffenruhe in jenem unglücklichen Lande zu bewirken. 1796 befehligte er die Heeresmacht an den Küsten von Cherbourg; das Jahr darauf ward er Kriegsminister, darauf Gesandter in Constantinopel. Dieser Posten war das geheime Ziel seines Ehrgeizes. Er starb 1797.

Aubigné (Theodor Agrippa d'), geboren im Jahre 1550 zu Saint-Maury bei Pons, starb im Exil zu Genf im Jahr 1630. Im Sprachstudium machte der Knabe so schnelle Fortschritte, daß er bereits mit acht Jahren Platon's Crito über setzte. Mit dreyzehn Jahren verlor er seinen Vater, und da derselbe ihm nur seinen Namen und Schulden hinterließ, so glaubte der verwaiste Knabe, der Degen würde ihm mehr frommen, als die Feder. Er wandte sich an Heinrich, König von Navarra, der ihn schnell zu den höchsten Ehrenstellen beförderte. Er verlor indeß die Gunst des Königs, weil er den Leidenschaften desselben zu dienen sich weigerte, und weil auch sonst sein Karakter unbiegsam war. Unbiegsamer Karakter ist gerade dasjenige, was die Mächtigen der Erde am Wenigsten leiden mögen; ja er ist sogar im gewöhnlichen Leben unerträglich. Bekanntlich war Undank kein Fehler Heinrichs IV.; allein da dieser Fürst durch seine Wohlthaten die katholischen Großen gewinnen mußte, so sahen sich seine ältesten Diener oft der wohlverdienten Belohnungen beraubt. D'Aubigné war mit dem König unzufrieden, und verließ den Hof. Heinrich rief ihn in 4 Briefen nacheinander zurück, aber er blieb unerbittlich; allein als er vernahm, daß auf die ungegründete Nachricht, er sey bei der Belagerung von Limoges gefangen worden, der König mehrere Ringe von der Königin genommen habe, um das Lösegeld

für ihn zu bezahlen, so ward er von dem Beweise dieser Zuneigung so gerührt, daß er an Heinrich's Hof zurückkehrte. Hier klagte er auch oft über den König. Da er in der Gaderobe desselben schlief, so sagte er eines Abends zu La Force, der an seiner Seite lag: „unser Herr ist der undankbarste Sterbliche, den die Erde trägt!" La Force, der halb und halb schlief, fragte ihn, was er sage. „O du Tauber, rief der König, den man in tiefem Schlafe glaubte, er sagt dir, ich sey der Undankbarste der Menschen." „Schlafen Sie, Sire, erwiederte d'Aubigné, wir haben noch etwas ganz Anderes zu sagen." Am andern Tage (erzählt d'Aubigné in seiner Geschichte) machte mir der König kein böses Gesicht; allein er gab mir auch keinen Sous mehr." Ségur, welcher an der Spitze des Rathes von Heinrich stand, hinterbrachte dem Könige mehrere freie Reden von d'Aubigné; es war die Rede von der Verbannung desselben. Indeß hatte er den Muth, vor dem Könige zu erscheinen, und ihm zu sagen, „Mein Gebieter, ich komme zu erfahren, was ich verbrochen habe, und ob sie meine geleisteten Dienste wie ein guter Fürst oder wie ein ächter Tyrann bezahlen wollen." „Sie wissen sehr gut, versetzte der König, daß ich Sie gerne habe; aber Ségur ist gegen Sie aufgebracht, söhnen Sie sich mit ihm aus." Er ging zu ihm, und erschreckte ihn so durch Vorwürfe, daß Ségur zum Könige eilte, und sagte, „Sire, d'Aubigné ist ein besserer Mensch als Sie und ich." Heinrich verzieh ihm Alles, weil er auf seine Treue rechnen konnte. Er weigerte sich, den König zur Belagerung von Paris zu begleiten, und dennoch vertraute dieser ihm die Haut des Cardinals von Bourbon, des von der Ligue anerkannten Königs von Frankreich. Vergebens führte Duplessis Mornai an, d'Aubigné habe Ursache, über den Hof ungehalten zu seyn. „Das Wort des unzufriedenen d'Aubigné, versetzte der König, gilt mir so viel, als die Erkenntlichkeit eines Andern." Indessen erfuhr d'Aubigné, daß der höchste Grad von Freimüthigkeit auch dem Besten der Könige mißfalle. Als unter der Regierung Ludwigs XIII. seine Partei keine persönliche Sicherheit mehr für ihn sah, da verließ er 1620 Frankreich, und begab sich nach Genf, wo er bis an seinen Tod blieb. Er war der Großvater der Frau von Maintenon. Er war so edelmüthig, als tapfer. Heinrich IV. warf ihm seine Freundschaft gegen den in Ungnade gefallenen La Trémouille vor. „Sire, erwiederte er, La Trémouille ist wohl unglücklich genug, die Gewogenheit seines Gebieters verloren zu haben; dürfte ich ihm meine Freundschaft in dem Augenblick entziehen, wo er derselben am Meisten bedarf?" Sein vorzüglichstes Werk ist seine allgemeine Weltgeschichte von 1550 bis 1601. Die vollständigste Ausgabe ist von 1626.

Aubin, die Tochter eines nach London geflohenen franz. Offiziers. Sie wurde daselbst geboren, und suchte in ihren Schriften eine Hülfsquelle gegen Nahrungssorgen. Sie gab einige Romane heraus, die wenig Glück machten; darauf verfertigte sie Predigten. Da sie keine Käufer für dieselben finden konnte, so kam sie auf den Gedanken, selbst zu predigen, und mit dem Vergnügen des Zuhörens eine kleine Vergütung zu verbinden. Neugierde lockte eine große Menge Zuhörer herbei, die ihr durch ihre Beiträge ein sorgenfreies Leben sicherten. Frau Aubin starb zu London gegen die Mitte des 18ten Jahrh.

Aubin-du-Cormier (St.), eine Stadt des Dep. der Ilien und Vilaine. **Sie ist berühmt durch die Schlacht, welche der Vicomte de la Trémouille 1488 gegen den Herzog von Orleans, nachherigen Ludwig XII., gewann, welcher hier gefangen genommen wurde. Sie liegt 2 Meilen östlich von Rennes, 39 $1/_2$ südwestlich von Paris.**

Aubriet (Claudius), berühmt als Maler von Blumen, Pflanzen, Schmetterlingen, Vögeln und Fischen, sowohl in Wasserfarben, als in Miniatur, geb. zu Chalons sur Marne gegen 1650. Anfangs war er als Zeichner im königl. Garten angestellt; seine Talente veranlaßten den berühmten Tournefort,

ihn auf seiner Reise im Jahr 1700 mit in die Levante zu nehmen, damit er ihm bei dem Aufsuchen und der Auswahl der Pflanzen hülfreiche Hand leisten möchte. Als Aubriet zurückkam, ward er an die Stelle von Jean Toubert als Maler des Königs im königlichen Pflanzengarten ernannt. Er setzte hier die schöne Sammlung fort, welche der berühmte Nicol. Robert, auf Befehl Gastons von Orleans, zu Blois begonnen hatte. Am Meisten hat sich Aubriet durch einen Band Seefische ausgezeichnet, welche Ludwig XIV. lebendig besaß, und deren Abbildungen von wunderbarer Vollendung zeugen. Nach seinen Zeichnungen wurden die Platten des Botanicon parisiense von Vaillant. Leyden 1727 gestochen. Aubriet starb zu Paris 1740 über 89 Jahre alt. In den öffentlichen Sammlungen von Paris befinden sich höchst schätzenswerthe Arbeiten dieses Künstlers.

Aubri, ein geschickter Maler, geb. zu Versailles 1745, kopirte von seiner frühesten Jugend an viele Portraite, vervollkommnete sich in dieser Gattung, ward 1774 in die Malerakademie aufgenommen, und stellte mit Vorliebe Familiengruppen und moralische und sanfte Gegenstände dar. Geschätzt sind die Gemälde: die unterbrochene Vermählung, und Coriolans Abschiedsworte an seine Gattin. Er starb zu Bern 1781.

Aubri de Montdidier, ein in vielen Romanzen besungener französischer Ritter unter Carl V., wurde im Jahre 1371 von seinem Kriegegefährten, Richard de Macaire, erschlagen. Der Mörder würde dem Arm der Rache entgangen seyn, wenn nicht die treue Dogge der Gemordeten den Meuchelmörder unaufhörlich verfolgt, und dadurch dem Könige Gelegenheit gegeben hätte, den Macaire zu zwingen, mit dem anklägerischen Hunde einen Zweikampf zu bestehen, in welchem der Mörder unterlag. Diese von Apel in einer herrlichen Ballade wiedergegebene Sage wurde dramatisirt, und bestieg unter dem Titel: der Hund des Aubri, oder der Wald bei Bondy, die Bretterwelt. Diese Satyre auf das deutsche Theater ging zuerst auf mehrern Nebentheatern in Wien, dann im September 1816 in Berlin über die Bühne, und hatte die merkwürdige Folge für die deutsche Dramaturgie, daß, als dieser dressirte Pudel das großherz. Theater zu Weimar besteigen sollte, Göthe die Direktion dieser Bühne niederlegte. Dieser Unwille des Archonten unter den deutschen Dichtern war die Veranlassung, daß man die Verse aus Schillers Gedicht an Göthe:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen;

folgendermaßen parodirte:

> Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
> Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Aubriot (Hugo), Intendant der Finanzen und Prevot der Kaufleute zu Paris unter Carl V., geb. zu Dijon, hat Paris mit mehrern Gebäuden ausgeschmückt. Er ließ die Bastille im Jahr 1369 als Festungswerk gegen die Engländer, die Brücke St. Michael, das kleine Chatelet, die Mauern des Thores St. Antoine u. s. w. aufbauen. Aubriot fiel als Opfer seines Eifers für die öffentliche Ordnung. Er hatte einige ausgelassene Studenten verhaften lassen. Die Universität, deren Vorrechte damals außerordentlich groß waren, fuhr gegen ihn los, machte unter dem Schutze des Herzogs von Berry ihm den Prozeß als Ketzer, und ließ ihn in die Bastille einsperren. Aufrührer, unter dem Namen Maillotins bekannt, befreiten ihn wieder 1381, damit er sich an ihre Spitze stellen möchte. Aubriot verließ sie noch desselben Abends. Er siedelte sich in Bourgogne an, und starb dort im Jahr 1382.

Aubusson (Pierre d'), Großmeister des Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem, ward 1423 in la Marche geboren. Sein Muth entwickelte sich sehr frühe. Die Türken verwüsteten damals Ungarn. Aubusson

folgte dem Erzherzoge Albert, dem Eidam und Feldherrn Sigismunds. In einer Schlacht mit den Ungläubigen versammelte er wieder das christliche Fußvolk, das bereits gewichen war. Er belebte dessen Muth so, daß 18.000 getödtet, und die Uebrigen in die Flucht geschlagen wurden. Als der junge Held in sein Vaterland zurückkehrte, gewann ihn der Dauphin, der Sohn Carls VII., lieb. Er begleitete denselben, als er Montereau-faut-Yonne belagerte. Hier entwickelte Aubusson dieselbe Tapferkeit, wie in Ungarn. Als der Dauphin sich später gegen seinen Vater aufwarf, so vermochten Aubussons Vorstellungen so viel über denselben, daß er die Waffen niederlegte. Carl VII., der Gelegenheit hatte, Aubussons Geist und Herz kennen zu lernen, sagte von ihm, „selten erblicke man in einem und demselben Menschen so viel Feuer und Besonnenheit gepaart." Die Erzählung der Heldenthaten, welche Huniades vollführt, und der Grausamkeiten, welche die Türken verübt hatten, entflammten seine Einbildungskraft. Er ließ sich als Ritter auf Rhodos aufnehmen. Im Jahr 1457 sandte der Großmeister von Milly den bereits bis zum Kommandeur empor gestiegenen Aubusson nach Frankreich, um den König um Hülfe gegen den Feind des christlichen Namens anzuflehen. Aubusson erreichte seinen Zweck. Bei seiner Rückkehr ward er erster Bailli, darauf Großprior von Auvergne, und 1476 Großmeister. Als er an der Spitze stand, war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dem Orden im Auslande Achtung zu gewinnen, und im Innern die Angelegenheiten zu regeln. Er ließ den Hafen mit einer dicken Kette schließen, baute Thürme und Festungswerke, und bereitete Alles vor, um die Anstrengungen des Großherrn, der seit lange die Insel Rhodos bedrohte, zu vereiteln. Die Flotte desselben, 160 Segel stark, und mit 100.000 Mann an Bord, erschien 1480 vor der Insel; aber der kräftige Widerstand der Rhodier, und vorzüglich der besonnene Muth des Großmeisters, der in diesem Kampfe 5 gefährliche Wunden erhielt, nöthigten die Türken, nach 2 Monaten mit einem Verlust von 9000 Todten, und mit 1500 Verwundeten die Belagerung aufzuheben. Mahomed II. starb im folgenden Jahre. Bajazet, sein älterer Sohn, und Zizime, der jüngere, stritten um das Reich. Dieser mußte flüchten, und suchte eine Freistätte auf Rhodos. Aubusson gewährte sie im Jahre 1482, und befahl, ihm als einem Sohn des Kaisers, und als König zu begegnen. Nach Verlauf von 3 Monaten schickte er den Prinzen nach Frankreich, um ihn den Schlingen seines Bruders zu entziehen. Er übergab ihn der sorgfältigsten Hut der Ritter in der Commthurei von Bourganeuf in la Marche. Als mehrere Fürsten den Prinzen an die Spitze ihrer Heere gegen Bajazet zu stellen wünschten, übergab ihn Aubusson vorzugsweise in die Hände der Agenten von Innozens VIII. Dieser beehrte ihn dafür mit dem Namen: Schild der Kirche und Befreier der Christenheit. Bajazet mußte ihn nothgedrungen schätzen und achten. Er ließ ihm die Versicherung zubringen, er werde nie den Frieden stören, und gab ihm zum Unterpfande seiner Freundschaft die Hand des heiligen Johannes, welche Jesum Christum taufte. Weil Aubusson keinen Kreuzzug zu Stande bringen konnte, so fiel er in eine tiefe Schwermuth, die ihn auch im Jahre 1505 hinraffte. Der Orden hat nie einen trefflichern Großmeister gehabt. Jean Aubusson, ein Troubadour des 13ten Jahrh., war stets im Geleite des deutschen Kaisers Friedrich II. Von Aubusson hat sich nur ein Dialog zwischen ihm und Nicolet erhalten, worin er diesen bittet, ihm einen Traum zu erklären, der nur eine Allegorie ist über den Zug Friedrichs II. gegen die Longobarden im Jahr 1236. — Franz, Vicomte von Aubusson, Herzog de la Feuillade, Pair und Marschall von Frankreich, geb. 1618, zeichnete sich durch Tapferkeit in mehreren Treffen und Belagerungen aus, erhielt nach dem Tode des Herzogs v. Lesdignieres das Gouvernement Dauphine, blieb aber stets am Hofe, und wurde wegen seiner Liebe zum König

Pamant du Roi genannt. Am Meisten legte er dieselbe an Tag, als er 1686 zu dessen Ehren à la place de victoires die prächtige Statue errichten ließ. Er starb zu Paris 1691. Sein Bruder Georg ward Bischof von Metz, nachdem er als franz. Gesandter zu Venedig und Madrid sich ausgezeichnet hatte. In der Folge wurde er noch Commandeur des h. Geistordens, ordentlicher Staatsrath und Dekan der theologischen Fakultät zu Paris. Er starb 1697 zu Metz im 88sten Jahre seines Lebens.

Auction, Versteigerung, Gant, Vergantung, heißt der öffentliche Verkauf von Sachen, die von einer dazu bestimmten und vereideten Person, nach vorhergegangener Ausrufung, dem Meistbietenden zugeschlagen werden. Sind dies unbewegliche Sachen, so wird solcher Verkauf Subhastation genannt. Die Versteigerung geschieht entweder aus freiem Willen, oder aus Nothwendigkeit auf Befehl der Obrigkeit, wenn z. B. die Sachen eines Schuldners zur Befriedigung der Gläubiger dienen sollen. Notorisch insolvente Personen können vom Bieten ausgeschlossen werden. Wenn nicht eine Auffoderung zur Ueberbietung vor dem Zuschlage vorhergegangen ist, so kann jeder Anwesende gegen denselben protestiren. Der Meistbietende hat immer den Vorzug, wenn nicht durch besondere Landesgesetze das jus primi liciti eingeführt ist. Wenn im alten Rom ein Bürger seine Gläubiger nicht befriedigen konnte, so suchten diese bei der höchsten Magistratsperson um die Besitzergreifung seiner Güter an; 30 Tage darauf wurde eine öffentliche Person ernannt, welche den Verkauf derselben übernahm, nachdem dies vorher durch einen Ausrufer (praeco) und öffentlichen Anschlag war bekannt gemacht worden. An dem Verkaufsorte, gewöhnlich dem Capitol, wurde ein hasta (Lanze), an welcher ein Verzeichniß der zu versteigernden Sachen, oder auch diese selbst hingen, aufgesteckt, und nach vorhergegangener Ausrufung unter der Aufsicht einer zu diesem Geschäft von der Obrigkeit ernannten Person (magister auctionis) von dem Apparitor dem Meistbietenden zugeschlagen. Bei fiscalischen Auctionen war auch der procurator fisci zugegen. Diejenigen, welche bei Versteigerungen die ganze oder einen großen Theil der Masse kaufen, heißen sectores, die, wenn sie mit dem Verkaufe der einzelnen Sachen Wucher trieben, in keiner Achtung standen. Angesehene Römer kauften nicht leicht Sachen sub hasta, weil sie dies unter ihrer Würde hielten.

Audebert (Jean Baptiste), ein berühmter naturhistorischer Maler, geb. zu Rochefort 1759 von armen Aeltern, erhielt von ihnen nur sehr schwache Kenntnisse im Zeichnen; allein sein scharfer Verstand, und sein steter Fleiß ersetzten das Mangelhafte seines Jugendunterrichtes. Sein Geist war auf das Studium der Thiere gerichtet. Da er die Ueberzeugung hegte, die Zeichnung sey die beste Art, der Seele und dem Gedächtnisse die genauesten Beschreibungen einzuprägen, so unternahm er die Naturgeschichte der Affen und Makis, und verband mit ihrer Beschreibung die Gestalt eines jeden Thieres, das er auf eine ganz neue Weise zu stechen und illuminiren wußte. Allein der Theil der Naturgeschichte, welcher die höchste Anstrengung des Geistes erheischte, umfaßt die Histoire des Grimpereaux et de Oiseaux de Paradis; dieses Werk war der Beendigung nahe, als der Tod ihn 1800 überraschte. Ein würdiges Denkmal seines Namens setzte er sich in seiner Histoire naturelle des Singes, des Massis et des Galéopithiques (1 vol. in Fol. Par. 1800), und durch sein prachtvolles, für die Naturgeschichte so wichtiges, Werk: Histoire des Colibris, des Oiseaux-Mouches, des Jacamars et des Promerops (Paris 1802), setzte er die Nachwelt in Staunen. Sein eigentlicher Ruhm als naturhistorischer Maler besteht darin, daß er, statt der Wasserfarben, sich der dauerhafteren und festeren Oelfarben bediente. Auch erfand er eine Maschine gegen die Feuersbrünste.

Audebrand (Stephan), ein Mönch des heiligen Allire zu Clermont. Erst war er Prior von Turet in Auvergne, dann Schatzmeister und Großkäm-

merer der röm. Kirche, darauf Bischof zu Saint-Pons, und zuletzt Erzbischof von Toulouse im Jahr 1331. Die Geschichte seiner Erhebung ist merkwürdig. Als er noch in seinem Priorat von Turet war, ereignete es sich, daß P. Roger, Mönch von la Chaise Dieu, als er eben seine Studien in Paris vollendet hatte, im Gehölze von Rendant in Auvergne rein ausgeplündert wurde. In diesem Zustande schlug derselbe den Weg von Turet ein, und fand gute Aufnahme beim Prior, der ihm ein Kleid gab, und für seine Bedürfnisse sorgte. Von Dankbarkeit durchdrungen, sagt Roger zum Prior: „Wann werde ich Ihnen für die Gewogenheit danken können, die sie mir erwiesen haben?" — „Wann sie Papst seyn werden, erwiederte Audebrand." Als Roger unter dem Namen Clemens VI. auf dem päpstlichen Throne saß, erinnerte er sich an jene Antwort, berief seinen Wohlthäter, den Prior, zu sich, und überhäufte ihn mit Gut und Ehre.

Audenaert (Robert van), flämischer Kupfrestecher, geb. zu Gent 1663. Er unternahm eine Reise nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, und ward ein Schüler von Carl Maratte. Sein Meister entließ ihn, weil er gegen dessen Vorwissen eine Skizze gestochen hatte, welche die Vermählung der h. Jungfrau vorstellt. Aber wenige Zeit darauf ward er wieder aufgenommen, und stach mehrere seiner Werke. Er wählte seine Gegenstände vorzugsweise aus den Werken Dominichino's, Bernini's, P. von Cortona's, Daniel von Volterra's und Annibal Carachi's ꝛc. ꝛc. Audenaert's beste Stücke sind: Apollo und Daphne, Romulus und Remus, und die Marter des h. Blasius. Er starb zu Gent 1743.

Audienz, an Höfen, ist das Gehör, welches Souveräne fremden Gesandten oder Staatsministern ertheilen. Die Audienzen sind entweder öffentliche (feierliche) oder Privataudienzen. Jene, welche den Ambassadeurs, d. h. den Gesandten vom ersten Range, ertheilt werden, aber nicht wesentlich nothwendig sind, geschehen mit eigenen, an allen Höfen festgesetzten Ceremonien in Gegenwart der Prinzen, Minister und des Hofes, und haben nur die Absicht, den Botschafter aufzuführen; denn wirkliche Staatsunterhandlungen sind für Privataudienzen bestimmt. Der Gesandte übergiebt mit einer kurzen Rede, wobei er das Haupt bedeckt hat, dem Regenten, der auf einem erhabenen Sessel unter einem Baldachin mit bedecktem Haupte sitzt, oder dem ihm zur Seite stehenden Minister sein Creditiv oder Beglaubigungsschreiben, welches der Letztere im Namen seines Herrn, selten dieser selbst, beantwortet. Bei Audienzen des Papstes, der Kaiserinnen und Königinnen bedeckt sich der Gesandte nicht. Republiken haben für Audienzen eines fremden Botschafters ihr eigenes Ceremoniel. Die Envoyés extraordin. erhalten auch bisweilen eine öffentliche, aber gewöhnlich, wie alle Gesandte von der zweiten Classe, eine Privataudienz, wo nur der Souverän und ein oder einige Minister gegenwärtig sind, und der Gesandte mit einer kurzen Rede sein Creditiv übergiebt. Die Audienzen, welche die Gesandten vom dritten Range, d. h. Residenten, Geschäftsträger u. s. w. erhalten, sind mit wenigem Ceremoniel verbunden.

Auditeur ist der bei dem Militär in Regimentern oder Brigaden fungirende Jurist, der mit der Leitung des rechtlichen Verfahrens bei demselben beauftragt ist, der die Protokolle über die Untersuchungen führt, und bei den Kriegs- und Standrechten den Instruktor macht, nach dessen Vortrag die dazu beorderte Jury entscheidet.

Audran (Claudius), geb. zu Lyon, starb zu Paris 1684, im 42sten Jahre, als Professor der Malerakademie. Er ward von le Brun bei mehreren Werken, besonders bei den, die Schlachten Alexanders darstellenden, Gemälden gebraucht. Eine Kreuzerhebung, die Anbetung der Engel, das Bildniß des Churfürsten von Köln, Alexander

auf dem Krankenlager, Venus in vier Gemälden, und die Kupfer zu dem Roman: Daphnis und Chloe, sind seine besten Werke. An diesen letztern nahm Philipp von Orleans, Regent von Frankreich, großen Antheil; er zeichnete diese Gegenstände, und verschmähte es nicht, seinen Namen mit dem Audran's zu verbinden. Er malte al Fresko die Kapelle des Schlosses von Sceaux, jene der Galerie der Tuilerien, die große Treppe zu Versailles ꝛc., und große Gemälde für den Cardinal von Fürstenberg. Er hatte le Brun's Styl so inne, daß es eines kunstgeübten Auges bedurfte, um seine Werke von den Schöpfungen jenes großen Meisters zu unterscheiden.

Audran (Gerhard), ein Sohn des Kupferstechers Claudius Audran, geb. zu Lyon 1640. Sein Vater gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst. Der Sohn bildete während eines zweijährigen Aufenthalts in Rom sein Talent sorgfältig aus. Als er nach Paris zurückkam, gab er die Verhältnisse des menschlichen Körpers, an den schönsten Figuren des Alterthums gemessen, 1683 heraus. Le Brun wählte ihn, um die Schlachten Alexanders, ein Werk, das le Brun und Audran zugleich verewigt, zu stechen. Von ihm sind noch große Stücke nach le Poussin, Mignard und Andern. Seine Werke verrathen alle das seltenste Talent. Dieser Künstler hat seinen Stichen das Markige der Malerei zu geben gewußt. Seine schönsten Werke sind nach den Schlachten Alexanders sechs Blätter der Kuppel von val-de-grâce, nach Mignard's Zeichnungen gestochen; der Tod des heil. Franciscus, nach le Carachi, Aeneas mit seinem Vater fliehend, die Marter der heil. Agnes, die Taufe der Pharisäer, die Ehebrecherin; Coriolanus, gerührt durch die Thränen seiner Mutter, Pyrrhus, den Nachsuchungen der Molosser entzogen, die Zeit, welche die Wahrheit rettet, das Reich der Flora, die Marter des heil. Laurentius. Er starb zu Paris i. J. 1703.

Audran (Johann), Sohn des Germ. Audran, Kupferstecher, geb. zu Lyon verdankte die Entwickelung seiner Kunstanlage seinem Oheim Gerhard. Seine geschätztesten Stiche sind Galatea auf den Wellen, die 4 Jahreszeiten, Alexanders Schlachten nach verjüngtem Maaßstab, der wunderbare Fang, Lazarus Auferstehung, Jacob und Laban; Moses aus dem Wasser gerettet; Esther vor Ahasverus; die Krönung von Maria v. Medicis; die Abreise Heinrichs IV.; die Gemälde von Rubens in der Luxemburger Gallerie. Er starb 1756, im 90sten Jahre seines Lebens.

Audrein (Yvo), geb. zu Gorie im Kirchsprengel von Guimper im J. 1741. Er war Professor der schönen Wissenschaften am Collegium zu Guimper, dann préfet de Religion am Collegium Ludwigs des Großen zu Paris, darauf zu Grattins. Er hat eine verdienstvolle Sammlung Predigten für die Schüler der Collegien, wie auch einen tief durchdachten, und vielbenutzten Erziehungsplan herausgegeben. Als erster bischöflicher Vicarius des Bischofs von Vannes, ward er zu der ersten gesetzgebenden Versammlung gesandt, und hatte den Muth, mit Gefahr seines eigenen Lebens, sich dem Niedermetzeln in den Gefängnissen im September 1792 zu widersetzen. Im National-Convente, zu dem er gehörte, zeichnete er sich beständig durch Eifer für die Vertheidigung der Religion und der Unglücklichen aus, denen er nie seinen Schutz versagte, und von welchen er mehrere den Gefängnissen und dem Tod entrissen hat. Mehrere Schriften sind von ihm vorhanden: Apologie für die Religion; Denkschriften über die Wichtigkeit, die Gesetze über den kathol. Kultus aufrecht zu erhalten; eine Denkschrift an das französische, in den Urversammlungen vereinigte Volk ꝛc. Im Jahr 1798 ward er zum bischöflichen

Stuhle von Guimper erhoben, und widmete sich mit offenbarem Segen seinem schwierigen Wirkungskreise. Als er 1800 auf einer Reise nach Morlaix begriffen war, wurde er anderthalb Stunde von Guimper an der Kapelle des heiligen Hervé von Meuchelmördern aus dem Postwagen gerissen, und einige Augenblicke darauf durch einen Flintenschuß getödtet. Er fiel als Opfer der Parteirache der Vendeer.

Auerbach, v. planitzsche Stadt im voigtländischen Kreise des Königreichs Sachsen, an der Gölzsch, mit 265 Häusern und 1700 Einw., die viele schwarze, seidene und Zwirnspitzen klöppeln, Tuch- und Wollenzeuge liefern, Musseline weben und sticken, viel Potasche sieden, und lebhaften Handel treiben. Zwei Stunden von hier wird auf einem hohen Felsen eine Art von Topas, Königskrone genannt, gebrochen, der an Härte die spanischen und böhmischen Steine übertrifft, und an Feuer- und Goldfarbe den orientalischen gleich kommt.

Auerhahn, ein merkwürdiger Vogel, fast von der Größe eines Truthahns. Sein Rücken ist theils ganz schwarz, theils bläulich, schwarz und weiß gesprengt; die Federn des Hinterkopfs sind lang, und an der Kehle hängt ein großer Federbüschel herab; die Zunge sitzt vorn im Kopf, und wird vermittelst eines Nerven in den Schnabel geschoben. Brust, Bauch, Flügel und Schwanz sind schwarz; die Henne ist etwas kleiner, gelb, braun und schwarz gefleckt. Im nördlichen Europa, in den gebirgigen Schwarzwäldern, in der Nähe von Bächen und Quellen, so wie in Asien, ist es zu Haus. Zur Paarungszeit, oder zur Zeit des Falzens, ist der Hahn wie blind. Morgens um zwei Uhr spazirt er auf einem Baum mit fächerartig ausgebreitetem Schwanze, vorgestrecktem Halse, aufgeblasenem Kropfe und hängenden Flügeln herum, macht wundersame Bewegungen, und erhebt ein weittönendes Geschrei, welches klingt, wie wenn man eine Sense wetzt. Durch sein Geschrei lockt er seine 6 bis 8 Weibchen herbei, und paart sich mit ihnen. Hernach streift er einsam, wie immer umher, und sucht seine Nahrung, die in Fichten- und Tannenknospen, Wachholderbeeren, allerlei Körnern, und im Herbst besonders in Brombeeren, Preußelbeeren, Heidelbeeren rc. besteht, und geht am Abend wieder nach seinem Stand, um am Morgen zu falzen. Die Henne legt ihre 6 bis 16 schmutzig weißen, schmutziggelb gefleckten Eier, von der Größe eines Hühnereies, ins hohe Gras, oder auf trockenes Laub, und brütet, und bedecket sie sorgfältig mit Blättern, wenn sie davon geht. Das Fleisch des Auerhuhns ist wohlschmeckend.

Auerochs, der wilde Stammvater unseres zahmen Rindviehes, wohnte ehemals, als noch ungeheure Waldungen und Sümpfe Deutschland bedeckten, auf dem Harze, in Thüringen und andern Gegenden häufig, jetzt findet man ihn nur noch in den großen sumpfigen und dicken Wäldern Polens und Sibiriens. Manche wiegen an 2000 Pfund, und sowohl der Stier, als die Kuh, übertreffen die gemeinen zahmen Rinder an Größe, Stärke und Kühnheit. Seine Hörner sind sichelförmig, groß und schwarz; das Haar ist schwarzfahl, und sehr lang im Genick, an der Brust und den Schultern. Schon der zahme Stier besitzt in seinem Kopfe und Halse eine furchtbare Stärke; allein diese reicht bei Weitem nicht an die Kraft des Auerochsen. Dieser schleudert den stärksten Bären mit seinen Hörnern hoch in die Luft, fängt ihn wieder auf, und spielt mit ihm, wie mit einem Balle, bis er zerquetscht ist. Der Blick dieses Thieres ist Grimm und Wuth, und sein Naturell tückisch und bösartig. Im Sommer sind Gras und Kräuter, im Winter Baumrinden und junge Zweige die Nahrung des Auerochsen.

Auerstädt, Kirchdorf und Rittergut im preußischen Regierungs-Bezirk Merseburg, Kreis Eckardtsberga, mit 101 Häusern und 530 Einw. Hier wurden die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig am 14. Oct. 1806 von den Franzosen unter dem Marschall Davoust gänzlich geschlagen, der davon den Titel eines Herzogs von Auerstädt von Napoleon erhielt.

Auerstädt und Jena (Schlacht bei) und deren Folgen. Das preußisch-sächsische Heer, Mangel leidend an vielen Bedürfnissen der Subsistenz und des Krieges, 120.000 Mann, auf einer Linie von 20 Meilen zersplittert, war von Mißtrauen und Eifersucht bewegt, zerrüttet durch den bösen Willen und die unglaubliche Kleinlichkeit des, selbst am Rande des Abgrundes, noch immerfort wüthenden Parteigeistes, ohne Einheit in Rath und That, ohne Concentricität in der Ausführung. Es hatte an seiner Spitze den 72jährigen Herzog von Braunschweig, einen äußerst unterrichteten Fürsten, voll Geist, voll Kenntnisse, voll Erfahrungen, aber selbst in voller Mannskraft, ohne Gemüth und ohne Nachdruck. — Ohne wahrhaft große Thaten, doch zu einem großen militärischen Rufe emporgehoben, welchen selbst der schmachvolle Rückzug aus der Champagne nicht ganz ausgetilgt hatte, war er jetzt in eine Katastrophe geschleudert, der er offenbar nicht gewachsen war. Er, in dem bunten und wilden Gemenge widersprechender Meinungen, feindseliger Faktionen, steigender Verlegenheiten und furchtbarer Gefahren, in seinem Großvaterstuhl im Kriegsrathe zu Erfurt, ein leibhafter Sohn des Jammers und ein Gegenstand des Mitleids, jetzt in Todesangst, je unaufhaltsamer der Zeiger der Stunde der Entscheidung entgegenrückte, und gleich wieder getröstet und selig, durch Lucchesini's unvergleichliche Beruhigung: „Napoleon werde gar wohl auf der Defensive stehen bleiben, und sich hüten, in dem nachtheiligen Lichte eines Angreifers zu erscheinen!!" Neben jenem Oberanführer, Feldmarschall Möllendorf, viel näher bei hundert als bei sechzig Jahren, ein aus den glorreichen Tagen von Roßbach und Leuthen, die er mitgefochten, heraufbeschworener Schatten, Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, ein preußischer Kray, Kalkreuth, dessen Eifersucht gleich in den ersten Unglückstagen, die Rettung der Geschlagenen gegen Stettin verschmähte, Rüchel voll hoher Worte, ohne hohe Thaten, der Oberste Massenbach, der sich in seinen Memoiren noch recht vorlaut zu der erhabenen Politik bekannte, Preußen hätte 1806 mit Buonaparte gemeinsame Sache gegen Oesterreich und Rußland machen sollen, der seiner unvergeßlichen Königin, vor einem Bildnisse Napoleons, Vertrauen und Hingebung in so edle, gütevolle Züge (!!) vorpredigte, und meinte, der Staat sey billig zu Grunde gegangen, wo Er es nicht weiter als bis zum Obersten gebracht, und wo seine Rathschläge nicht ausschließend als Richtschnur gegolten: Rathschläge, denen man es inzwischen gleichwohl nachrühmen muß, daß sie ungeheures Unglück erspart, und das preußische Heer nicht schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten in den Fall gesetzt haben würde, ganz umgedreht, die Stirne der Elbe, den Rücken dem Rheine zuzukehren, die Hauptkommunikationen nach den großen Magazinen bei Naumburg, nach Dresden, nach Leipzig, nach Berlin, dem Feinde Preis zu geben!! Am 7. Oktober drang das französische Heer rasch vorwärts, der linke Flügel unter Lannes und Augereau, von Schweinfurt gegen Koburg und Saalfeld, das Centrum, Bernadotte, Davoust, die Kavalleriereserve unter Murat, die Garden über Bamberg und Schleitz auf Gera, der rechte Flügel, Soult und Ney, von Bayreuth auf Hof. Als (8. Oktober) der Großherzog von Berg die schwache preußische Vorpostenkette über die Saale zurück warf, floß das erste Blut. Am 9. schlug sich Tauenzien bei Schleitz durch einen überlegenen Feind; aber die Magazine von Hof gingen verloren. Am 10. wurde des Fürsten Hohenlohe Vortrab, 8000 Mann stark, unter den Befehlen des Prinzen Ludwig Ferdinand (Brudersohns Friedrich des Großen, eines Löwen an körperlicher und geistiger Kraft, voll Ehre, voll Vaterlandssinn, des Tyrannen Todfeind, Vordermanns der Kriegspartei, durch unaufhörliche kleinliche Hindernisse erbittert, durch Reaktion verwildert), von 30.000 Mann, unter Lannes und Augereau, angegriffen, und nach verzweifeltem Widerstande geschlagen. Der Prinz suchte und fand

den Tod. Zwei seiner Begleiter wurden auf seinem Leichnam getödtet — Das preußische Heer war völlig umgangen, Murat ließ bis Leipzig streifen, Davoust nahm Naumburg und die Magazine. — Buonaparte mahnte die Sachsen in einem kecken Aufruf: „Nicht für ein fremdes, dem ihrigen widerstehendes Interesse ihr Blut zu verspritzen. Die französischen Heere seyen eben im Heimmarsch über den Rhein begriffen gewesen; da hätten die Preußen das sächsische Gebiet verletzt, und nun könne er nicht eher ohne Schmach zurückkehren, als bis Sachsens Unabhängigkeit vor Preußen gerettet und an demselben gerächt sey!" (Eine noch abgeschmacktere Wiederholung der Lüge, von Oesterreichs Invasion Baierns im Sept. 1805.) — An dem für Buonaparte immerdar wichtigen 14. Oktober, überhaupt einem der verhängnißvollsten Tage in des Occidents neuerer Geschichte, fand Preußen sein Arbela bei Auerstädt und bei Jena. — Dort stritt der viel schwächere Davoust, kein Erfinder, aber im Vollzug ein unbeweglicher oder unaufhaltsamer Fels, gegen den Kern der Gegner, und gegen den König selbst, 30.000 Franzosen gegen 70.000 Preußen, hier der viel schwächere Hohenlohe gegen Buonaparte, — beide preußischen Heere getrennt, ohne Einheit im Plan und im Vollzuge; die Franzosen im Hochgefühl zahlreicher Siege, im blinden Vertrauen auf den vergötterten Soldatenkaiser, durch die bereits vollbrachte Umgehung ihrer Gegner, voll Zuversicht auf den Alles und mit Einem Male entscheidenden Tag; die Preußen ohne Magazine, ohne rechten Zusammenhang ihrer siebenthalb Stunden langen Fronte, ohne Vorsicht für die Pässe des Saalthales, den Feind bereits auf ihrer Hauptkommunikation und Subsistenzlinie, waren in der Nothwendigkeit, zu schlagen, oder zu verhungern, — bereits erschöpft und gewaltig herabgestimmt. — Auch darin lag ein seltsames Geschick, daß die preußische Hauptmacht bei Auerstädt (schon im Anfange der Schlacht beraubte eine Flintenkugel den Herzog von Braunschweig auch des körperlichen Augenlichts) von dem, wie gesagt, viel schwächeren Davoust, gar bald eine vollständige Niederlage erlitt, indeß bei Jena und Vierzehnheiligen, Hohenlohe standhaft gehalten, und, ohne Rüchels und Holzendorfs allzuspäte Hülfe und unzeitigen Angriff, den Sieg noch eine Weile zweifelhaft gemacht haben würde. So wild war die Unordnung, so verwirrt die Flucht, und so leicht der Sieg, daß Buonaparte selber meinte, von diesem Tage an datire seine heillose Verblendung, daß, während des Königs zersprengtes Heer zum Theil über Naumburg, Weimar zu gewinnen suchte, dagegen Hohenlohe und Rüchel von Weimar gegen Naumburg flohen!! Vergeblich meinte der König, der alles Mögliche versuchte, die Ordnung wieder herzustellen, und mehrere Pferde unter dem Leibe verlor, in ritterlicher Verzweiflung, unter einem Hagel von Kugeln, bei Weimar, das geschlagene Heer wieder zu sammeln. Er fand jenes vom Feinde besetzt und geplündert, sich selbst allerwärts umringt. Nur die Nacht und die Entschlossenheit seines Reiterhaufens retteten ihn, mitten durch die siegestrunkenen feindlichen Bivouacs, nach Sömmerda, wo er am folgenden Morgen einen vom zwölften Oktober datirten, an den Hohenloheschen Vorposten verspäteten Brief Buonaparte's empfing; einen Brief, voll höhnisch herausfodernden Uebermuthes, mit erheuchelten Betheuerungen von Friedensliebe übertüncht. — Ueberaus groß war der Preußen Verlust in den beiden isolirten Schlachten, in den wenigen Stunden gänzlichen Verderbens. Was unter andern Rücksichten vielleicht baarer Gewinn hätte seyn können, daß die alten Oberanführer fast alle todt, verwundet oder gefangen waren, steigerte jetzt die Verwirrung und das Unheil. Kein Tag verging unbezeichnet durch irgend einen neuen, ungeheuern Unglücksfall. — Am fünfzehnten Oktober gaben die gefangenen sächsischen Offiziere ihr Ehrenwort, nimmermehr gegen Buonaparte die Waffen zu tragen, und er entließ 6000 Sachsen nach Hause. Am sechszehnten Oktober ergab sich ein bedeutender Rest des geschlagenen Heeres unter dem Prinzen

von Oranien, dem alten F. M. Möllendorf, den Generalen Larisch, Grawert, Lettow und Zweifel, 8000 Verwundete, 6000 Gerettete, mit Erfurt und, unbegreiflich genug, auch gleich mit den Citadellen des Cyriack- und Petersberges, ohne allen Widerstand an den Großherzog von Cleve und Berg. — Vergeblich hatte der König am 15. einen Waffenstillstand nachgesucht; Blüchern gelang es gleichwohl, die im vorigen Jahre an der Taborbrücke bei Wien gebrauchte Kriegslist, auf Unkosten der Franzosen zu wiederholen, eine starke Heersäule der Verfolgung des General Klein, durch die Nachricht einer bereits abgeschlossenen Waffenruhe und stündlich bevorstehenden Friedens zu entziehen, und den unter Hohenlohe's Oberbefehl, nach dem allgemeinen Sammelpunkte Magdeburg forteilenden Heerestrümmern, Zeit zu verschaffen, indeß der König selber die Reserven unter Kalkreuth gegen die Oder führte. — Hohenlohe war bei dem eiligen Rückzug nach Magdeburg durch die Hoffnung etwas aufgerichtet, in dieser starken, mit Allem wohl versehenen, Festung einen vortrefflichen Brückenkopf auf beiden Elbeufern, die aufgelöste Armee, als in einem verschanzten Lager zu reorganisiren, und auf jeden Fall den Feind so lange zu beschäftigen, bis neue Streitkräfte gesammelt, die russische Hülfe in der Nähe, oder irgend eine andere günstige Wendung der Umstände eingetreten seyn würde. Aber am 17. Oktober überfiel und schlug Bernadotte bei Halle auch noch die Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg. Napoleon verwies die Studenten, als seine Feinde, aus Halle, und brandschatzte durch Davoust die Leipziger Kaufleute, als Verbündete, der Engländer. Die Wittenberger Brücke blieb zum Ueberflusse auch noch stehen, und so erreichten die Spitzen des französischen Vortrabs schon am 21. Oktober Abends Potsdam. Am 24., demselben Tage, als zu Dresden die Einstellung aller Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Sachsen öffentlich bekannt gemacht ward, ernannte Buonaparte den General Hulin, 1805 Gouverneur von Wien, nun zum Gouverneur Berlins. Am 27. hielt er seinen Einzug in die feindliche Hauptstadt. Tages darauf kapitulirte der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau, nachdem er vergeblich versucht, sich nach Stettin durchzuschlagen. 12.000 Gefangene, darunter der Prinz August von Preußen und Gustav von Mecklenburg, 45 Fahnen, 64 Kanonen, waren die Trophäen dieses unglücklichen Tages. Am 29. kapitulirte an Milhaud ein anderes Korps unter dem Obersten Hagen. Am 31. ergab sich General Biela mit 3000 Mann bei Anklam an Murat, General Usedom bei Wismar, und das Regiment der Gensd'armen bei Weichmannsdorf an Savary. — Nur Blücher war noch übrig. — Nach Hohenlohe's Capitulation suchte er die Feinde durch eine Seitenbewegung von der Oder zu entfernen. Unerwartet vereiniget mit dem Korps, welches der Herzog von Weimar glücklich bis an die Elbe geführt, und dort (auf Napoleons drohendes Gebot in seine Residenz zurückkehrend) dem Sohne und Nachfolger des unglücklichen preußischen Oberfeldherrn, dem Herzoge von Braunschweig-Oels, übergeben hatte, durchzog er das Mecklenburgische. Von einer feindlichen Uebermacht unter Murat, Bernadotte und Soult von vorne und auf beiden Flanken gedrängt, blieb ihm nichts anders übrig, als dem letzten Hoffnungsstrahl zu folgen, sich hinter die Trave zu setzen, und zu diesem Ende Lübeck zu behaupten. Trotz tapferer Gegenwehr an den Thoren und in den Straßen, wurde Lübeck erstürmt, geplündert und allen Schrecknissen zügelloser Ungebundenheit der Buonaparteschen Horden Preis gegeben. Der Edelmuth, welcher Bernadotte, aber nur Er allein, an diesem schauderhaften Tage, so wie gegen die durch widrige Winde auf der Trave zurückgehaltenen Schweden bewies, hatte vier Jahre später nicht geringen Einfluß auf seine Wahl zum Kronprinzen, auf seine Erhöhung zum Throne Gustav Adolphs, Karl Gustavs und Karls XII. Am 7. Oktober hatten die Feindseligkeiten begonnen, am 7.

November waren die letzten Reste des großen preußischen Heeres diesseits der Weichsel durch die Kapitulation von Ratau gänzlich vernichtet, kraft welcher Blücher das Gewehr streckte. — Die beinahe fabelhaften Fortschritte der französischen Heere, die am 3. November bereits Posen erreicht hatten, wurden fast eben so sehr, durch die Tag für Tag auf einander folgenden Niederlagen und Kapitulationen der vereinzelten und versprengten Heerhaufen bezeichnet, als durch die unglaubliche Feigheit und Sinnesverwirrung, womit die altersschwachen, eigennützigen und verzagten Kommandanten der zu beharrlichem Widerstande vortrefflich gerüsteten Festungen, diese beinahe ohne alle Gegenwehr ungleich schwächeren, feindlichen Abtheilungen, ja sogar bloßen Streifkommando's eröffneten, die ohne schweres Geschütz und ohne Belagerungszeug ihre Thore umschwärmten. Erfurt machte den Anfang mit 10.000 M. Besazzung, 120 Kanonen und 45 Fahnen. Um alle lästigen Wiederholungen zu vermeiden, und das Gefecht abzukürzen, übergab man mit der Stadt auch gleich die Citadellen, die in Feindes Hand noch lange Widerstand leisteten, als die Leipziger Völkerschlacht längst geschlagen war, und die verbündeten Heere ihre Fahnen bereits in französischen Boden gestoßen hatten. — Oberst Ingersleben hatte Friedrich Wilhelm in seine königliche Hand versprochen, eher das Aeußerste über sich ergehen zu lassen, als das unbezwingliche Küstrin dem Feinde zu überliefern. Dennoch wandelte ihn allzubald eine solche Kapitulationswuth an, daß er kaum des Feindes erste Auffoderung erwarten konnte, sondern als Davoust's leichte Reiterhaufen den Platz herumstreiften, und nach Kriegssitte noch keinen solchen Antrag wagten, Ingersleben, ganz unerhört, die ihm anvertraute Veste sogar verließ, und herauskam, um sie dem Feinde mit 4000 M. Besatzung und 90 Kanonen anzutragen! Generallieutenant Romberg übergab gleichfalls eine andere wichtige Oderfestung, Stettin, sammt der bedeutend stärkern (6000 M. Besatzung und 160 Kanonen) Garnison, an eine schwächere Kavallerie-Avantgarde unter Lasalle. Das von Bertrand's Dragonern berennte Spandau, mit 1500 M. Besatzung und 60 Kanonen, öffnete Major Benkendorf ohne allen Widerstand, und Napoleon war bald in Berlin, Potsdam und Charlottenburg eben so sicher, als in den Tuilerien, in St. Cloud und Malmaison. — Am 8. November übergab General Kleist, beinahe ohne Schuß, der preußischen Monarchie westliche Haupt- und Gränzfestung Magdeburg mit 20.000 Mann, 54 Fahnen, 802 Kanonen, und mit hinlänglichen Vorräthen an den Marschall Ney, der es mit 8000 Mann nur sehr unvollständig auf beiden Elbeufern hatte einschließen können, dem es an allen Erfodernissen zur ernstlichen Belagerung einer solchen Vormauer gebrach. Der Platzkommandant Oberst du Trossel (diese Namen verdienen zum ewigen Brandmal aufbewahrt zu werden) sicherte sich sogar ausdrücklich, in einem eigenen Artikel, den völligen Genuß seiner Amtswohnung, frei von allen Einquartierungslasten, so lange Magdeburg in französischem Besitz seyn würde! — Am 20. November kapitulirten Schöler und Lekoq, in dem starken Hameln mit 7500 Mann und 95 Kanonen an die Hand voll Franzosen unter Savary. Vergeblich widersetzte sich die Garnison, vergeblich trieb sie es bis zum offenen Aufruhr. Von Schöler gebeten, drang Savary noch vor der bestimmten Frist mit Gewalt in die Stadt, trieb die murrende Besatzung hinaus, und setzte sich in den Besitz des Platzes. — Fünf Tage darauf fiel auch Nienburg und die kleine Bergveste, die zuerst den Feind gesehen, Plassenburg bei Kulmbach mit 3300 Mann und 149 Kanonen. — So war also an einem einzigen Tage, ja binnen sieben Stunden, eines der schönsten und zahlreichsten Heere in Europa (beinahe so schnell und mühelos, wie es ein Sieg der Britten über die Maratten zu seyn pflegt) aufs Haupt geschlagen, aufgerollt, binnen weniger als fünfzig Tagen, nach traurigem Umherirren, einzeln gezwungen, die Waffen zu strecken. So ward eine Reihe der

stärksten Plätze mit unerhörter Feigheit dem Feinde geöffnet, ja aufgenöthiget, und Buonaparte dadurch, kraft des einzigen Schlages vom 14. Oktober, vom Rheine bis über die Oder hinaus, unumschränkter Gebieter! Er war hierdurch vollkommen Herr, seine ganze Macht unzersplittert gegen die wenigen, wenn gleich tapfern und racheburstigen Trümmer der preußischen Heeresmacht und gegen die zwar noch jenseits der Weichsel entfernte russ. Hülfe zu wenden. Er gewann die Macht, die letzten Kräfte der Hülfsquellen des festen Landes zu verstopfen, durch trügerische Verheißungen die Polen, deren Blut schon seit zehn Jahren in Italien, in Aegypten, ihm geflossen, in die Waffen zu bringen. Er mochte mit dem bittersten Hohne, der geschlagenen Feldherren, des überwundenen Heeres, ungestraft und unaufhörlich spotten, muthige Männer, die den Krieg der Schande vorzogen, als sein treuloses Gewebe keine Wahl mehr übrig ließ, als erkaufte Knechte Englands schelten, ja im königlichen Schlosse zu Berlin, in der Rotonde von Sanssouci, das den Preußen so theure Königshaus, auf jede Weise schmähen, mit rauher Kriegerfaust die zartesten Verhältnisse berühren, jene unvergeßliche Königin, das Glück ihres Hauses, den Stolz ihres Volkes, die Perle ihres Geschlechtes, mit dem Wachstubenqualme seiner Bulletins verunehren! Er mochte zu Charlottenburg Waffenruhe und Präliminarfrieden schließen, und im nämlichen Augenblicke, als gebrochen, als nie bestanden erklären!

Aufanae Matres. Diese gehörten bei den alten Deutschen unter ihre Schutzgottheiten der Thäler und Wiesen. Das Wort selbst rührt her von dem altdeutschen Aue (ein angenehmes, fruchtbares, bewässertes Thal) und von fan, daß nach Ulphilas einen Herrn und Gott bedeutet. Bekanntlich hielten die alten Deutschen sehr viel auf ihre wahrsagenden Weiber. Julius Cäsar de bello. gall. 16 C. 1. sagt „Ariovist habe sich damals darum in keine Schlacht eingelassen, weil die wahrsagenden Weiber sie noch nicht für gut gefunden hatten.“ Da bei den Deutschen die Männer stets im Kriege oder auf der Jagd beschäftigt waren, so beschäftigten sich die Weiber im Haus häufig mit Wahrsagen und Zeichendeuten; sie sammelten Kräuter, pflegten und heilten die Verwundeten im Kriege, und Manche von ihnen wußten natürlich, nach dem damaligen Zeitgeiste, durch Verdienste dieser Art das Zutrauen der Nation in einem so hohen Grade zu gewinnen, daß sie unter die Gottheiten aufgestellt wurden. Darum findet man diese auch wirklich auf alten Monumenten mit Blumen und Früchten in der Hand vorgestellt. Die Römer nahmen Vieles, auch von fremden Gottheiten, besonders jener deutschen Völker, die sie bekriegt hatten, in ihre Religion auf; daher finden sich auch eben von den Römern verschiedene Steinschriften vor, auf denen der Aufanarum Natrum oder Natronarum deutlich gedacht wird. Eine solcher Inschriften ward 1628 unweit Nimwegen entdeckt, und ist noch auf dem Rathhause dieser Stadt nebst verschiedenen andern zu sehen.

Aufeisen (das), oder das Zerstören der Eisdecken. Zuweilen erhält die Artillerie den Auftrag, die Eisdecke eines Flusses zu zerstören, entweder der freien Passage der Truppen über große Flüsse und Ströme wegen, oder auch um dem Eise irgendwo Luft zu machen, damit beim Aufgehen desselben im Frühjahr keine für das Land nachtheilige, oft sehr verderbliche, Ueberschwemmungen, entstehen. Der erstere Fall tritt ein, wenn das Eis eines großen Flußes oder Stroms bereits aufgegangen ist, die kleineren oberhalb einfallenden Gewässer aber noch nicht. In diesem Falle müssen die letztern aufgeeiset werden, damit das Treibeis abfließen kann, weil vorher das Uebersetzen der Truppen über den großen Strom nicht möglich, oder wenigstens mit Gefahr verbunden ist. Der zweite Fall tritt ein, wenn ein breiter Strom seine Flußufer unterhalb verengt; dort stellet sich gewöhnlich im Frühjahr das Eis auf, und bildet einen Damm, das nachdrückende Wasser hat keinen Abfluß, überschreitet

das Flußbett, und zerstört nicht selten die zu beiden Seiten liegenden Wohnungen und Felder. Soll nun die Artillerie einen aufgethürmten Eisdamm zerstören, und kann sie nahe genug 200 bis 300 Schritt heranfahren, so wird der Zweck durch eine Bresche erreicht werden, welche man mitten in den Eisdamm legt; hierzu können aber Sechspfünder nicht ausreichen, sondern man muß wo möglich das schwerste Kaliber anwenden. Noch mehr Wirkung werden (25 bis 50pfündige Bomben thun, welche mit großer Elevation auf die Eisdecke geworfen, noch sicherer aber zwischen den Eisschollen eingeklemmt und dann angezündet werden. — Kommt es bloß darauf an, das Eis auf einem Flusse zum Bersten zu bringen, so werden Löcher von der Größe der Bombe mitten im Flusse durch das Eis gehauen. An dem Zünder wird ein in Pech getauchtes Zündlicht angebracht, und ein Strick um den Züngerkopf geschleift, welcher, in der Entfernung von etwas mehr, als die Dicke des Eises, an einen Strick befestiget wird. Man läßt die Bombe durch das Loch hinab, welche an dem querüberliegenden Stock wie an einem Knebel hängen bleibt, und zündet sie an; nach der Explosion wird sich ergeben, wie weit das Eis geborsten ist, und wo die zweite gesprengt werden muß. — Ueberschwemmungen und nasse Gräben sind bekanntlich im Belagerungskriege vortreffliche Deckungsmittel für den Belagerten, allein im Winter, wenn sie zugefroren sind, fallen die Vortheile, welche sie im Sommer gewähren, weg, ja zuweilen erleichtern sie sogar dem Feinde das Anrücken, und deßhalb müssen die nassen Gräben und Ueberschwemmungen aufgeeiset werden, damit sie dem Feinde nicht als Mittel zum Uebergange dienen. Allein das Aufeisen ist nicht so leicht, denn es muß mitunter im feindlichen Schützenfeuer geschehen, und ist überdies eine beschwerliche Arbeit. Die Franzosen haben sich daher folgenden einfachen Mittels bedient, welches wohl eine nähere Prüfung verdiente. Sie stellen nämlich starke hölzerne, mit Pulver gefüllte Kisten, in großen Intervallen auf den gefrornen Gräben oder Ueberschwemmungen auf, beschweren sie mit Steinen, und führen von jedem Kasten ein Leitfeuer bis in das nächste Werk; auf der Stelle, wo der Feind einen Uebergang zu machen wagt, werden diese Kisten alsdann angezündet, welche, vermöge der nach allen Seiten wirkenden Kraft des Pulvers, die Eisdecke zersprengen, und überdies dem Feinde durch die Explosion Schaden zufügen. Die Leitfeuer sind gegen die Eindrücke der Witterung verwahrt, und die Kisten mit etwa 15 — 20 Pfund Pulver geladen.

Aufenthalt der Begriffe. Kant giebt diesen Namen dem Boden in der Natur, auf welchem die Erfahrungsbegriffe gesetzlich erzeugt werden. Die Erfahrungsbegriffe, oder alle Begriffe, die durch Gegenstände der Sinne entspringen, können nämlich nicht anders entstehen, als dadurch, daß irgend ein Sinn von einem Objekt afficirt wird, worauf sodann der Verstand die dadurch entstandene Anschauung auf einen Begriff bringt. Ist nun der Begriff aus einer Gesichtsanschauung entstanden, so ist der Aufenthalt dieses Begriffs auf dem Boden der Erfahrung, nämlich in den Anschauungen des Gesichts — Das Entstehen der Begriffe auf ihrem Boden in der Natur geschieht nämlich so: es sind mir z. B. gewisse Gesichtsanschauungen gegeben. Wenn ich nun mein Verstandsvermögen auf diese Anschauungen richte, so finde ich, daß ich eine ganze Menge einzelner Vorstellungen, die ich durchs Gesicht bekomme, in eine einzige Vorstellung zusammen fassen kann, die ich aber dann nicht mehr sehe, sondern denke, und diese neue Vorstellung (des Verstandes) von Vorstellungen (des Sinnes) ist der Begriff, z. B. der eines Menschen, eines Kindes u. s. w. — Da nun dieser Begriff aus Gesichtsanschauungen bloß dadurch entstehen kann, daß ein sinnliches Objekt, d. h. etwas, daß ich mir durch den Begriff: Objekt, als Einheit überhaupt denke, meinen Sinn des Gesichts rührt; so hat er seinen Aufenthalt in dem Sinne des Gesichts. Solche Begriffe sind gleichsam immer wechselnde Fremde, die in dem Verstande nicht ein-

heimisch sind, ob sie wohl immer auf dem Boden der Erfahrung bleiben (immanent sind), und nie denselben verlassen (transcendent werden) dürfen. Dennoch haben sie, als Fremde, auf dem Boden der Erfahrung nicht zu gebieten, schreiben der Natur kein Gesetz vor (wie die reinen Verstandesbegriffe), sondern werden gesetzlich erzeugt, oder entspringen bloß nach den Gesetzen der Natur. Eben so läßt sich aus den Tönen, die mein Ohr rühren, ein Begriff bilden, der seinen Aufenthalt im Sinne des Gehörs hat. Die Regeln, welche auf Erfahrungsbegriffe gegründet werden, sind daher auch empirisch, und gelten nur für diejenige Art der Objekte, von welchen sie abstrahirt worden; z. B. daß die Katze Mäuse fängt, ist durch Beobachtung vieler Katzen wahrgenommen worden, und daraus diese Regel entsprungen. Also ist eine solche Regel zufällig, denn es könnte wohl einmal eine Katze auch so organisirt seyn, daß sie nicht Mäuse finge. Diese Regel hat also eigentlich kein Gebiet, sie gilt nicht als ein Gesetz für die Katzen, man kann nicht sagen, die Katze muß Mäuse fangen, sondern bloß, die Katze fängt Mäuse, nämlich gewöhnlich. Die empirischen Regeln gründen sich nicht auf gebietende Begriffe, sondern auf solche, die man zuweilen, oder oft in der Erfahrung antrifft, sie haben ihren Aufenthalt auf dem Boden der Erfahrung.

Auferstehung. Sie bezeichnet theils die Wiedererweckung Jesu Christi vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen, durch den Tod zerstörten, Leibes. Die Auferstehung Jesu Christi vom Tode ist eine Hauptlehre der christlichen Religion, und der Erweis derselben; in ihr selbst liegt der Beweis unserer Auferstehung. Darum sagt der große Apostel der Heiden zu seinen Korinthern: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich." Die Erbarmung Gottes hat diese große Wahrheit von der Auferstehung Jesu Christi, auf welcher unser Heil beruhet, durch so vielfältige, unumstößliche, in die Augen fallende Zeugnisse und Erweise kund gethan und bestätiget, daß keinem, wofern er mit unbefangener Aufrichtigkeit forschen will, Zweifel darüber bleiben können. Die Erzählung dieses großen Ereignisses haben uns vier Zeitgenossen desselben hinterlassen, deren zwei gewiß, vielleicht auch die beiden andern, den Herrn der Herrlichkeit verschiedenemale nach seiner Auferstehung gesehen, mit ihm geredet, ihn angerührt, mit ihm gegessen und getrunken haben. Drei von ihnen haben ihr Evangelium geschrieben zu einer Zeit, da die meisten Zeitgenossen unsers Heilands noch lebten, ja der heilige Matthäus schrieb das seinige im achten Jahre nach der Auferstehung unsers Herrn zu Jerusalem auf hebräisch vor den Augen der Feinde Jesu Christi, des Hohenpriesters Kaiphas! Vom eilften Tage an nach der Himmelfahrt des Sohnes Gottes bezeugten die zwölf Apostel, freudig vor den Augen der Hohenpriester und Pharisäer, die unsern Heiland dem Pilatus überantwortet hatten (dem Pilatus, der in Jerusalem war), vor den Augen alles Volkes, bezeugten freudig, ungeschreckt durch Drohungen, unerschüttert durch Bande, Mißhandlung, Marter und Tod, sie bezeugten freudig und kühn im Leben und im Tode die Auferstehung Jesu Christi, überzeugten viele Tausende, welche Zeugen dieser Lehre wurden, Zeugen durch ein heiliges Leben, und durch gleiches freudiges Bekenntniß in Banden, unter Mißhandlung, unter Marter und im Tode! Die Evangelisten verkündigen das größte Ereigniß, so je unter Menschen geschah, mit der größten Einfalt. Anscheinende Widersprüche in Nebenumständen beweisen, daß ihre Erzählungen nicht verabredet worden, und würden selbst dann die Glaubwürdigkeit der Hauptsache eben darum am Sichersten bezeugen, wofern sie auch nicht zu heben wären. Denn es ist wohl noch nie geschehen, daß, wir wollen nicht sagen 4, sondern daß nur zwei Menschen in gedrängtem Bericht ein an Nebenumständen reichhaltiges Ereigniß in Absicht auf diese begleitenden Nebenumstände vollkommen gleich erzählt hätten. Diese Ungleichheit aber entstehet keineswegs im-

mer aus Unwahrheit, noch aus Unkunde oder aus Vergessenheit, wiewohl Widersprüche aus ihr hervorzugehen scheinen. Sie entsteht oft nur daher, daß der Eine gewisse Umstände aushebt, so der Andere leise berührt oder übergeht, und daß Keiner diejenigen angiebt, deren Erwähnung die Erzählung des Einen mit der Erzählung des Andern in einleuchtende Verbindung würde geordnet haben. — Sonach würden wir die Berichte der Evangelisten von der Auferstehung Jesu Christi, wofern wir sie nur als menschliche Erzählungen ansehen wollten, da sie das unverkennbare Siegel der Wahrheit an sich tragen, — (indem sich kein Grund denken läßt, warum sie einem Gekreuzigten zu Liebe, der sie getäuscht hätte, eine Lüge behaupten wollen, deren Behauptung ihnen Schmach und Tod bringen mußte, und es eben so unbegreiflich wäre, daß diese Lüge nicht sogleich vom hohen Rath und vom römischen Landpfleger unterdrückt worden, und noch unbegreiflicher, daß viele Tausende in Jerusalem sie geglaubt, bald zahllose Mengen unter den Nationen sie geglaubt, und sie durch Heiligkeit des Lebens, wie durch Verachtung der Bande und des Todes bezeugt hätten) — sonach würden wir diese Berichte der Evangelisten für vollkommen glaubwürdig halten, und über die Scheinwidersprüche, welche Nebenumstände betreffen, unser Urtheil zurückhalten müssen. Fände sich nun aber nach genauer Untersuchung, daß diese Scheinwidersprüche selbst bei Vergleichung eben dieser Berichte alle gehoben würden, so würden eben sie der ganzen Erzählung in allen ihren Theilen ein Siegel der Ueberzeugung aufdrücken, wie nur die Wahrheit selbst es geben kann. Daß aber dieses der Fall sey bei den Erzählungen, welche die vier Evangelisten von der Auferstehung Jesu Christi geben, davon kann uns die Schrift eines verdienstvollen Engländers auf das Helleste überzeugen: Observations on the history and evidence of the resurrection of Jesus Christ, by Gilbert West. Dieses Buch hat in England viele Zweifler zur Religion zurückgebracht. Schon 1748 erschien es verdeutscht von Sulzer. — Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen allerdings oft tollsinnliche Vorstellungen gehegt. In dem Gedanken selbst aber, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelösten Leibes einen neuen Leib bilden werde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Organ diene, liegt wenigstens Nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein, das Gefühl anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit.

Auffahrend, Jachzornig, Heftig. Das Auffahren und der Jachzorn haben das plötzliche Aufwallen gemein. Sie unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß das Letztere einen plötzlichen Ausbruch des Zorns bezeichnet, das Erstere hingegen schon eine bloße plötzliche Aeußerung der Ungeduld, ja selbst einer angenehmen Leidenschaft seyn kann. Der Jachzornige kann nur durch seine Empfindlichkeit über eine schmerzhafte Beleidigung aufgebracht werden; da hingegen ein ungeduldiger Mensch über den geringsten Widerstand, aus Ueberdruß, wenn man ihm widerspricht, oder wenn er nicht zum Worte kommen kann, aufzufahren pflegt. Der Auffahrende ist bald besänftigt, der Jachzornige kann fortfahren zu zürnen, wenn sein Zorn einmal plötzlich erregt ist. Die Heftigkeit bezeichnet die Stärke des Zornes. Wenn der Auffahrende und Jachzornige seinem Unmuthe bloß durch Worte Luft macht: so bricht der Heftige in Thätlichkeiten aus. Den Auffahrenden und Jachzornigen muß man auspoltern lassen; dem Heftigen muß man aus dem Wege gehen. Der Geduldige ist nicht Auffahrend und Jachzornig, der Gelassene nicht Heftig.

Auffahrten (die) zu dem Geschütz in Feldschanzen und erhöheten Batterien müssen die fünffache Höhe der Bank zur Anlage ihrer Böschung erhalten, wenn sie sehr bequem seyn soll; doch ist auch die dreifache Höhe hinreichend, um leichtes Feldgeschütz hinauf zu bringen. Zur Breite erhält die Auffahrt 8 bis 9

Fuß, weil die Erde gewöhnlich etwas zur Seite ausweichet. Am Besten macht man die Auffahrt von quer herüber gelegten Faschinen, die alsdann mit festgestampfter Erde bedeckt werden.

Auffodern eine Festung oder ein eingeschl. Heer, um sich zu übergeben. Bei einer Festung geschieht es auf folgende Weise. Ist der Belagerer noch fern, so schickt er einen Trompeter ab, der bei der Annäherung Appel bläst. Der Belagerte sendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, die ihn nöthigenfalls mit verbundenen Augen zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise auf den ersten Platz zurückgeführt. Ist aber der Belagerer in der Nähe, so schlägt ein Tambour Appel; von Seiten der Festung wird geantwortet, die Feindseligkeiten hören auf, die Tamboure nähern sich, und der Festungstambour bezeichnet den Ort, von dem der Abgeschickte, wenn man es für nöthig hält, mit verbundenen Augen zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt wird.

Aufgeblasen. Eingebildet. Stolz. Hochmüthig. Hoffärtig. Bei dem Eingebildeten entsteht das Uebertriebene daher, daß er sich entweder Vorzüge beilegt, die er nicht hat, oder gewissen unbedeutenden Vorzügen einen Werth, der ihnen nicht zukömmt. Der Stolze hat wahre Vorzüge, aber er gründet bisweilen darauf eine Selbstschätzung, die mit seinen Ansprüchen auf eine angemessene Achtung bei Andern im Verhältnisse stehet. Es kann daher einen gerechten Stolz geben. Diese Selbstschätzung und die darauf gegründeten Ansprüche können aber auch übertrieben seyn. Wer einen solchen Stolz auch durch äußerliche Handlungen und Geberden ausdrückt, der ist Aufgeblasen. Der Hochmüthige vergleicht sich mit Andern, und verbindet mit der übertriebenen Schätzung seiner selbst, die Geringschätzung und Verachtung Anderer. Der Hochmuth ist daher nicht, wie der Stolz und die Aufgeblasenheit ein Fehler, wodurch der Mensch bloß lächerlich wird, es ist eine Beleidigung der Gesellschaft, und ein Laster, wodurch er sich verhaßt macht. Der Hoffärtige sucht die Achtung der Menschen durch Aufwand, Pracht und Gepränge zu fesseln. Unter den Großen ist jetzt mehr Stolz als Hoffart, und unter den Geringern mehr Hoffart, als Stolz.

Aufgebot, einen Aufruf, den ein Landesherr bei außerordentlichen Gefahren erläßt, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. In alten Zeiten hieß das Aufgebot, welches wegen Mangel stehender Heere bei jeder Landesvertheidigung Statt hatte, Heerbann, Heeresfolge, Reichs- oder Landfolge u. s. w.

Aufgeräumt. Aufgelegt. Geschickt. Geschickt unterscheidet sich von den beiden andern dadurch, daß es sich bloß auf ein Handeln, nicht aber auf ein Leiden bezieht. Ein Mann von Witz ist, bei guter Laune, geschickt, aufgeräumt und aufgelegt zu scherzen, aber nur aufgeräumt und aufgelegt mit sich scherzen zu lassen. Aufgeräumt ist alsdann von Aufgelegt so verschieden, daß dieses eine jede größere Fähigkeit zu etwas anzeigt, sie mag gegründet seyn, worin sie will. Aufgeräumt hingegen eine solche, welche bloß in dem gegenwärtigen Zustande der Heiterkeit des Gemüths gegründet ist, die durch kein Mißvergnügen gestört und unterdrückt wird. Auch derjenige ist nicht aufgelegt, geistreich zu scherzen, der nicht den nöthigen Witz zu dieser schweren Kunst besitzt; aber nur der ist nicht aufgeräumt dazu, der gerade nicht heitere Laune genug besitzt, um diese Kunst, wozu er sonst alle Anlagen hat, auszuüben. Ein stumpfsinniger Mensch, den ein muthwilliger Einfall in Verlegenheit setzt, weil er nicht lachenden Witz genug besitzt, um ihn mit Vortheil zu erwiedern, ist n·. aufgelegt, Scherz zu vertragen; allein auch der Witzigste ist, wenn ihn etwas verdrießlich macht, nicht aufgeräumt genug, sich dazu herzugeben, wenn die witzigen Köpfe der Gesellschaft an ihm ihren Witz zeigen wollen.

Aufgeräumt. Lustig. Aufgeräumt wird auch von dem Verstande gesagt. Man nennt den einen aufgeräumten Kopf, den keine Unordnung, Verworrenheit und Dunkelheit der Ideen hindert, auf der Stelle die richtigsten und einleuchtendsten Gedanken zu erfinden. Wenn es von der Laune und Gemüthsstimmung gebraucht wird, so zeigt es, der Ableitung nach, an, daß die Ursachen des Mißvergnügens weggeräumt sind. Man kann daher einen Menschen aufgeräumt machen, wenn man die Ursachen seines Verdrusses hebt, oder ihn, es sey durch angenehme Nachrichten, oder durch Zerstreuung, von den Gedanken daran abzieht. Dieser Gemüthszustand ist also ein geringerer Grad der Lustigkeit. Aufgeräumt ist schon derjenige, der nicht verdrießlich, und in einer heitern Gesellschaft nicht untheilnehmend ist. Lustig ist, wer zugleich sein Gefühl des Wohlseyns durch laute Ausbrüche des Vergnügens äußert. Die Lebensgeister des Aufgeräumten sind in einer ruhigern, die Lebensgeister des Lustigen sind in einer lebhaftern Bewegung.

Aufgeweckt. Munter. Lebhaft. Lustig. Die Munterkeit kann schon aus dem bloßen Gefühle der körperlichen Kräfte entstehen, und sich durch das Leben in den Bewegungen und der Energie der Empfindungen äußern. Man setzt sie daher auch der Mattigkeit entgegen, die man empfindet, wenn man sich nicht recht wohl befindet. Aufgeweckt wird nur von der größern Thätigkeit der geistigen Kräfte gebraucht, und wenn es hierin mit dem Worte munter näher zusammenkömmt, so bedeutet es einen höhern Grad dieser Thätigkeit, und Munterkeit einen geringern. Ein munterer Kopf faßt leicht, und lernt geschwinde, was man ihm beibringen will; ein aufgeweckter Kopf kömmt außerdem dem Lehrer oft zuvor, und findet das von selbst, was man ihn erst lehren will. Der Muntere und Aufgeweckte hat sehr klare Vorstellungen, und diese drücken sich durch leichte, schnelle und kräftige Bewegungen aus. Bei dem Lebhaften haben die Vorstellungen zugleich eine größere sinnliche Stärke, und die Bewegungen einen höhern Grad der Heftigkeit. Der Lustige unterscheidet sich aber noch durch die materielle Beschaffenheit seiner Vorstellungen, vermöge welcher er sich in dem Gefühle einer merklichen Lust, und eines merklichen Vergnügens befindet. Der Lustige ist immer munter und aufgeweckt. Allein es giebt auch unangenehme Empfindungen, die einen hohen Grad der sinnlichen Stärke haben, und also sehr lebhaft seyn können, dabei aber doch niederschlagend sind. Ein lebhafter Mensch kann zugleich sehr empfindlich gegen Fehlschlagungen und Beleidigungen seyn, und wenn diese Empfindlichkeit gereizt wird, so kann er seine Munterkeit, Aufgewecktheit und Lustigkeit verlieren, er kann mißmüthig und verdrießlich werden.

Aufhaltung eines musikalischen Satzes. Hierunter versteht man die Verzögerung der völligen Entwickelung desselben. Sie kann geschehen 1) durch eine bestimmte oder unbestimmte Fortsetzung einer in dem melodischen Satze enthaltenen Notenfigur; 2) durch einen mit dem Cäsurtone eintretenden Anhang; 3) durch die Takterstickung; 4) durch den Trugschluß, und 5) durch einen dissonirenden Accord, wenn bei seinem Gebrauche die Auflösung der Dissonanz verzögert wird. — Von der Aufhaltung einzelner Töne geben theils die Vorschläge, theils diejenigen Verzögerungen der melodischen Hauptnoten, die man mit dem Kunstworte Retartation bezeichnet, Beispiele.

Aufhaltung, Suspension, ist, wenn man den Hauptgedanken, der eigentlich erst den vollständigen Sinn giebt, und von dem die ganze Wortfolge abhängt, an das Ende einer Periode stellt, indem man von Weitem anfängt, und durch Vorausschickung der andern Gedanken den Hauptgedanken lange erwarten läßt. Sie erregt allerdings die Aufmerksamkeit, und thut dadurch ihre Wirkung, besonders im Anfange eines Gedichts. Eine sehr lange Suspension ist in Matthisson's Gedicht: der Genfersee.

Aufklären. Bilden. Die vollkommenste Bildung begreift auch die Aufklärung mit in sich; und diese verhält sich zu jener, wie der Theil zum Ganzen. Ein gebildeter Verstand würde also einen im höhern Grade vollkommenen überhaupt bedeuten, so wie ein aufgeklärter einen durch viele deutliche Begriffe vervollkommneten Verstand. Da aber der Verstand, in weiterer Bedeutung für das ganze Erkenntnißvermögen genommen, noch anderer Arten der Vervollkommnung, als durch deutliche Begriffe fähig ist; so kann es einen gebildeten Verstand geben, der nicht vorzüglich aufgeklärt ist. Wenn so der Gebildete von dem Aufgeklärten unterschieden wird, so ist der Erstere derjenige, dessen untere Erkenntnißvermögen, so wie der Letztere, dessen obere Erkenntnißvermögen im höhern Grade vervollkommnet sind. Nach dieser Bedeutung der Wörter kann man sagen, daß ein Mensch einen sehr gebildeten Verstand habe, ohne sehr aufgeklärt zu seyn. Denn er kann viele mechanische Fertigkeiten, eine blühende und reiche Einbildungskraft, viele Belesenheit, viele durch Umgang und Reisen erworbene Gedächtnißkenntnisse, viele Lebhaftigkeit des Witzes und Feinheit des Geschmackes, viel angenehme Sitten und feine Manieren haben, ohne viele deutliche und richtige Verstandesbegriffe und ohne die Fertigkeit zu besitzen, vermittelst derselben gründlich zu urtheilen, und vernünftig zu schließen. Die Bildung hat ihre Stufen, wovon die niedrigste die bloßen mechanischen Fertigkeiten begreift.

Aufklärung. Erleuchtung. Erleuchtung bezeichnet die Vollkommenheit der Erkenntniß von der Seite ihrer Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit und Einwirkung auf den Willen; Aufklärung hingegen von der Seite ihrer bloßen Deutlichkeit in dem Verstande. Darauf führt selbst die Abstammung beider Wörter. Bedeutet also Erleuchtung eine Klarheit von so beträchtlicher Stärke, und eine so unmittelbare Anschauung, daß sie merkliche Gemüthsbewegungen bewirkt, so kann man sie leicht für übernatürlich halten. Denn in diesem Zustande des unmittelbaren leidenschaftlichen Anschauens glaubt der Mensch sich unter der nähern Einwirkung der Gottheit. In der mystischen Theologie, welche dieses Wort von jeher aufgenommen hat, ist dies desto natürlicher und unvermeidlicher, weil darin die Gottheit selbst als ein Licht dargestellt wird, das seine Ausflüsse den endlichen Geistern mittheilt, die ihrer empfänglich sind.

Aufklärung. Gelehrsamkeit. Wissenschaft. Die Aufklärung ist die Vermehrung der deutlichen Begriffe über gemeinnützige Gegenstände ohne kunstmäßige Methode. Dann ist die Gelehrsamkeit von der Aufklärung dadurch verschieden, daß sie sich auf Gegenstände erstrecket, deren Kenntniß kein allgemeines Bedürfniß sind; so wie sich wieder die Wissenschaft von beiden dadurch unterscheidet, daß sie eine Erkenntniß nach einer solchen kunstmäßigen Methode ist, wodurch der höchste Grad der Gewißheit und Gründlichkeit befördert wird. Es kann Jemand ein sehr aufgeklärter Mann seyn, auch wenn er kein Gelehrter ist, und es kann Jemand ein sehr gelehrter Münzkenner, Geschichtsforscher u. dgl. seyn, der kein sehr aufgeklärter Mann ist; es kann endlich Jemand ein gelehrter Mann in einem Theile der Gelehrsamkeit seyn, der keine wissenschaftliche Methode, wie die Mathematik und Philosophie, zuläßt. Hier wird indeß das Wort Wissenschaft in seiner strengsten Bedeutung genommen; in einer weitern Bedeutung wird es auch für die Theile der Gelehrsamkeit überhaupt gebraucht.

Aufklärung, die Befreiung von Vorurtheilen; das ist die objective Bedeutung des Worts. Ein Vorurtheil ist nämlich der Hang, sich mit seiner Vernunft leidend zu verhalten, oder das Urtheil Anderer zu seinem Urtheil zu machen. Dann urtheilt etwas Andres vorher, ehe

die Vernunft selbst urtheilt, und das darauf folgende Urtheil der Vernunft ist dann nicht ihr eigenes, sondern dieses fremde Urtheil, das ihr ein Andrer vorschreibt, und ihr daher gleichsam ein Gesetz aufdringt, wie sie urtheilen soll. Die Befreiung der Vernunft von diesem Hang, in ihrem Urtheilen so zu verfahren, oder einem fremden Gesetze zu folgen, heißt die Aufklärung. — Die Aufklärung ist zwar in Thesi leicht, d. h. wenn man die Befreiung an und für sich selbst betrachtet, ohne auf das zu sehen, was sie voraussetzt, so ist nichts leichter, als daß die Vernunft sich selbst das Gesetz gebe, und sich dasselbe von nichts Anderm aufdringen lasse, sich kein Urtheil vorschreiben lasse, sondern selbst aus eigner Einsicht urtheile, so lange sie innerhalb ihrer Schranken bleibt, und nicht wissen will, was sie nicht wissen kann. Aber in Hypothesi ist die Aufklärung eine schwere und langsam auszuführende Sache, d. h. wenn man auf die Bedingungen sieht, unter welchen die Aufklärung allein möglich ist. Denn a) ist es kaum zu verhüten, daß die Vernunft nicht immer darnach streben sollte, Dinge zu erfahren, die sie nicht wissen kann, z. B. wie es jenseit des Grabes mit den Menschen aussehen mag, oder auch in der Geisterwelt; b) wird es auch nie an Menschen fehlen, die mit viel Zuversicht versprechen, daß sie die Wißbegierde der Vernunft befriedigen wollen. Es muß folglich nothwendig schwer seyn, die Vernunft dahin zu bringen, oder sie dabei zu erhalten, daß sie innerhalb ihrer Gränzen bleibe, und sich keine Erkenntniß des Uebersinnlichen aufschwatzen lasse. Dies Negative in der Denkungsart zu erhalten, und öffentlich zu äußern, nämlich nicht über die Gränzen des Wissens hinausgehen zu wollen, und sich nicht vorurtheilen zu lassen, macht die eigentliche Aufklärung aus, und ist sehr schwer. Der Name Aufklärung drückt wörtlich das Bemühen aus, etwas klar zu machen; er ist daher sehr schicklich gewählt; denn alle Befreiung vom Hang, sich mit seiner Vernunft leidend zu verhalten, hängt davon ab, daß man sie immer in Thätigkeit erhalte, sich jede Erkenntniß von einem Gegenstande klar zu machen, in sich Alles aufzuklären. — Dasjenige Vorurtheil, das sogar den wesentlichen Gesetzen des Verstandes zuwider ist, d. i. der Aberglaube, heißt vorzugsweise ein Vorurtheil. In diesem Sinne kann man auch sagen, die Aufklärung ist die Befreiung vom Aberglauben; denn der Aberglaube versetzt in Blindheit, weil wider die Gesetze des Verstandes erkennen, ganz im Finstern tappen heißt. Ja der Aberglaube fodert sogar Blindheit zur Obliegenheit, indem er verlangt, daß wir die Vernunft unterwerfen sollen. Das heißt, der Aberglaube macht das Bedürfniß, von etwas Anderm, als von unserer Vernunft, geleitet zu werden, also sich mit seiner Vernunft leidend (passiv) zu verhalten, vorzüglich kenntlich. Und die Befreiung von diesem Bedürfnisse heißt eben Aufklärung. Nun betrifft aber aller Aberglaube eigentlich das Uebersinnliche und unsern Zusammenhang mit demselben, und in diesem Sinne bestehet die wahre Aufklärung darin, daß man die Mittel zur moralischen Gesinnung nicht statt der Gesinnung selbst gelten lasse, und moralisch fest daranhalte, daß man nur durch die letztere allein Gott unmittelbar wohlgefalle.

Aufkratzen ist die ungeschickte Arbeit, wo die abgenutzten Kupferplatten irgend eines großen Meisters von einem Pfuscher auf's Neue aufgestochen werden, damit die dunkeln Parthien, die keine saubern Abdrücke mehr gewähren können, wieder mit Schärfe und Nachdruck hervortreten sollen. So sind fast alle Blätter, besonders die größern, von Waterlo's Landschaften, von ungeschickten Händen verunstaltet. Einige von Rembrand's Capitalplatten, z. B. die Auferweckung des Lazarus, der Tod Mariens, u. A. sind in Basan's Hände gerathen, der sie von Neuem aufgekratzt, und in den dunkeln Parthien die so herrlichen Reflexe fast alle getödtet hat.

Auflage. Abgabe. Abgabe bezieht sich auf denjenigen, der giebt und geben muß; Auflage auf denjenigen, dem man die Verbindlichkeit zu geben auflegt. Es würden daher alle direkten Auflagen zugleich Abgaben seyn, als: Kopfgeld, Vermögenssteuer u. s. w. Die indirekten Auflagen, die von der Consumtion der Lebensmittel, oder für den Gebrauch und Genuß anderer Bedürfnisse gegeben werden, als: Accise, Zoll, Servis u. s. w. sind Abgaben für den Käufer und Vermiether, und Auflagen für alle übrigen Bürger, die diese Abgaben nicht unmittelbar der Obrigkeit selbst entrichten, sondern nur alle diese Dinge, wegen der davon zu entrichtenden Abgaben, theurer bezahlen müssen. Es ist eine Abgabe für den Verkäufer und Vermiether, und eine Auflage für das ganze Publikum. Der Verkäufer und Vermiether übernehmen durch ihre Abgabe den Vorschuß dieser Auflage, den das ganze Publikum durch den nach Maaßgabe der entrichteten Abgabe erhöheten Preis vergütet. Abgabe wäre demnach Alles, was nach dem Verhältniß einer gewissen Einnahme gegeben werden muß, es sey die Verbindlichkeit dazu freiwillig übernommen oder nicht, es werde der Obrigkeit oder einem Andern gegeben. Auflage ist das, was von der höchsten Obrigkeit zu Bestreitung der öffentlichen Ausgaben verlangt wird, und das ist es für das ganze Publikum; Abgabe ist es für den, welcher es vorschießt, und sich hernach durch den erhöheten Preis der Sache, davon es gegeben werden muß, wiederum vergüten läßt.

Auflegung der Hände, ein sehr alter und ehrwürdiger Religionsgebrauch. Schon die Griechen pflegten denjenigen, welche sie zu einem öffentlichen Amte bestellten, die Hände aufzulegen, zum Zeichen, daß man ihnen Weisheit und Tüchtigkeit zu dem anvertrauten Amte von Seiten der Götter wünsche. Die Römer legten einem Sklaven, dem sie die Freiheit gaben, die Hand auf den Kopf, oder faßten auch dessen Hand an. Bei den Opfern legten die Heiden ihre Hände auf das Opferthier, sprachen gewisse Verwünschungen und Gebete dazu, damit ihre Götter die von ihnen verschuldeten Strafen auf das Thier legen möchten. Die jüdischen Patriarchen ertheilten auf diese Art ihren Segen der Nachkommenschaft in demjenigen, dem sie die Hände auflegten. Moses weihete mit Auflegung der Hände den Josua zu seinem Nachfolger ein, welcher darauf mit dem Geiste der Weisheit erfüllet wurde (4 Mos. 27, 18. 5 Mos. 34, 9). Bei den Opfern der Juden pflegte derjenige, so das Opfer brachte, seine Hand darauf zu legen, wobei er ein, dem Zweck des Opfers angemessenes, Gebet verrichtete. Eben dies geschah vom Hohenpriester am großen Versöhnungstage. Der Messias segnete die Kleinen, und heilte die Kranken durch Auflegung seiner Hände. Eben dies geschah von den Aposteln, und es war damit eine besondere göttliche Wirkung verknüpft, wie aus dem Hergange mit dem Paulus (Apostelg, 9.) zu ersehen ist, und so bleibt die Auflegung der Hände in der katholischen Kirche von Seiten des Bischofs bei Ertheilung der kirchlichen Weihen zum Priesterthum in ununterbrochener Ausübung. Auch ist dieser Gebrauch in der protestantischen Kirche bei Einsegnung der Sterbenden, bei der Confirmation der Kinder, bevor sie zum Nachtmahl gelassen werden, bei der Weihe ihrer Geistlichen, bei der Absolution in der Privatbeichte, so wie bei der Sprechung des Segens nach der Predigt, obwohl hier und dort mit Ausnahme, noch in Gewohnheit, wenn gleich sie diese Hände-Auflegung bloß als eine alte löbliche Gewohnheit der Kirche, als eine bloß symbolische Handlung betrachten.

Auflösung, Entwickelung (dramat. Dichtk.), wird hier bloß in der Bedeutung genommen, in welcher es vorzüglich in der dramatischen Poesie vorkommt, die aber eigentlich bei jeder Erzählung Statt findet. Auflösung heißt hier das Ende der Handlung, wodurch die Ordnung, die während der Begebenheit unterbrochen war, wieder hergestellt, alle Hindernisse wegge-

räumt, und das vorher zweifelhafte Schicksal nun völlig bestimmt wird. Ohne ein solches Ende bleibt natürlich jede Erzählung unvollendet und unbefriedigend. Die vorzüglich nothwendigen Eigenschaften der Auflösung sind, daß sie natürlich und begreiflich, daß sie vollständig und genugthuend sey, und daß sie zu gehöriger Zeit eintrete. Natürlich ist sie, wenn sie aus den Umständen und den Karakteren der Personen nothwendig folgt, wenn sie nicht bloßes Spiel des Zufalls oder gar Wirkung übernatürlicher Wesen ist. Das Letzte kann nur im romantischen, oder auch in einem andern Heldengedichte Statt finden, ist aber im Drama durchaus unschicklich. Zu dieser Entwickelung muß das ganze Stück schon vorbereiten, so daß die Nothwendigkeit derselben einleuchtet; ob es gleich nicht gut ist, wenn man sie schon von Anfang an voraussieht, denn das Ueberraschende giebt ihr noch einen eignen Reiz. Sie ist vollständig und befriedigend, wenn das Schicksal wenigstens der Hauptpersonen nun auf eine Zeitlang bestimmt und entschieden, jede Verwickelung aufgelöst, jedes Hinderniß gehoben, und Alles wieder in Einklang und Harmonie gebracht ist. Endlich soll sie auch zu gehöriger Zeit eintreten, wo unsre Erwartung auf das Höchste gespannt ist, weder zu früh, weil dann die Verwickelung noch nicht den rechten Grad erreicht; auch nicht zu spät, weil dann die Theilnahme schon zu sehr nachgelassen hat; in beiden Fällen wird das Ende etwas kahl. Nur darf sie nicht plötzlich kommen, denn sonst wird sie immer unnatürlich. Das oben Gesagte zeigt sich klar im Oedipus des Sophokles; hier ist die Entdeckung, daß jener der Sohn und Mörder des Lajus sey, die Auflösung der ganzen Handlung; in der Aeneis ist es die Ankunft des Aeneas in Italien; in der Andria des Terenz ist es die Entdeckung, daß die Glykerion die Tochter des Chremes sey; im Cato des Addison ist es der Selbstmord dieses Römers, wodurch der Ausgang bestimmt wird.

Auflösung (musik.) bezeichnet in der Musik den Gang oder die Bewegung einer Dissonanz, nach einem consonirenden Intervalle. Gewöhnlich treten die Dissonanzen bei ihrer Auflösung eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen Intervalle gehen zur Auflösung eine Stufe über sich. Die sich dabei bewegende Grundstimme bestimmt das Intervall, in welches die Dissonanz aufgelöst werden soll. Bei den regulären Dissonanzen, das heißt, bei denjenigen, die in dem schlechten Takttheile vorbereitet werden, fällt die Auflösung jederzeit wieder auf den schlechten Takttheil. Die irregulären hingegen, oder diejenigen, die in dem Aufschlage des Takts, oder, wie man zu sagen pflegt, im Durchgange gebraucht sind, werden auf der guten Taktzeit aufgelöset. Die Franzosen sagen für: auflösen, sauver une dissonance. — In einer andern Bedeutung wird das Wort Auflösung bei dem sogenannten Räthselcanon gebraucht, bei welchem weder die Zeichen des Eintritts der folgenden Stimmen, noch die Intervalle, in welchen die Nachahmung geschehen soll, angezeigt sind. Hier pflegt man das Auffinden dieser Zeichen und Intervalle die Auflösung des Canons zu nennen.

Auflösung (chemisch) heißt, wenn sich ein fester Körper mit einer Flüssigkeit (einem tropfbar-flüssigen Körper) so verbindet, daß er in dieser Verbindung flüssig wird, z. B. wenn Salz in Wasser gelöst wird. Die Flüssigkeit nennt man dann das Lösungsmittel, den vorher festen Körper aufgelöst, und die neue Verbindung heißt eine Auflösung. Kein Vergrößerungsglas entdeckt eine Spur von ungleichartigen Stoffen darin, sondern Alles zusammen bildet eine gleichartige Masse. Hier ist nur von derjenigen Art der Auflösung die Rede, bei welcher keine chemische Eigenschaft des Körpers durch die Verbindung verändert wird, wie z. B. die Lösung des Salzes in Wasser, nicht aber von einer solchen, wo durch die Verbindung des festen Körpers mit dem Lösungsmittel ein neuer, dem vorigen in seinen Eigen-

schaften unähnlicher, Körper entsteht, wie wenn Alkalien oder Erdarten sich mit Säuren verbinden, und Salze bilden. Das allgemeinste Lösungsmittel ist das Wasser; doch können auch alle andere flüssige Körper, z. B. Alkohol, Naphtha, Essig, geschmolzene Metalle, u. s. w, Lösungsmittel abgeben. Man sollte wohl auch den Wärmestoff als Lösungsmittel, und alle geschmolzene Körper, als in Wärmestoff aufgelöst, betrachten. Man nannte früherhin das Schmelzen eine einfache Lösung, und die Auflösung in seiner Flüssigkeit eine zusammengesetzte; weil zur Verwandlung eines festen Körpers in die tropfbarflüssige Gestalt die Aufnahme von Wärmestoff erfoderlich ist, und derselbe sonach durch Wärme und Flüssigkeit zugleich aufgelöst werden muß. — Auflösungen werden durch Wärme erleichtert, nicht allein in sofern, daß die Lösung schneller erfolgt, sondern auch dadurch, daß warme Auflösungsmittel weit mehr als kalte auflösen. Je feiner der feste Körper gepülvert ist, und je mehr das Lösungsmittel damit umgeschüttelt wird, desto rascher geht die Lösung von Statten, weil im ersteren Falle die Oberfläche des festen Körpers um soviel größer, und im letztern Falle das Lösungsmittel um soviel öfter gewechselt wird. Läßt man ein Gemenge von Salz und Wasser in völliger Ruhe stehen, so löst das Wasser unten soviel auf, als es vermag, und das Wasser wird oben wenig Salz halten, weil das Salzhaltigste wegen seiner Schwere zu Boden sinkt; schüttelt man aber das Gemenge um, so geht die Lösung des Salzes von Neuem los, und es wird nun gleichförmig in der Lösung vertheilt. Die Wärme befördert eine Lösung auch noch durch die Strömung, die sie in der kälteren Flüssigkeit veranlaßt. — Es ist zur Zeit noch unbekannt, in welchem Verhältniß das Lösungsvermögen einer Flüssigkeit durch Erhöhung der Temperatur vermehrt wird, und ob sich dieses Verhältniß bei allen löslichen Körpern gleich bleibt, oder Veränderungen unterworfen ist. Genaue Versuche zur Ausmittelung dieser Umstände wären für die ausübende Chemie von großer Wichtigkeit. Hat man z. B. eine Auflösung von Salpeter, in welcher bei $+ 25^0$ soviel als möglich aufgelöst worden ist, und dann eine andere, die bei $+ 75^0$ gemacht ist, und mengt dann gleiche Volumina von beiden zusammen: so wird ein großer Theil des Salpeters gefällt, weil Wasser von $+ 50^0$ das Salz von beiden Lösungen nicht aufgelöst erhalten kann. Man sieht hieraus, daß das Lösungsvermögen des Wassers für den Salpeter in weit größerem Verhältnisse zunimmt, als die Anzahl der Wärmegrade. — Wenn ein Lösungsmittel bei einer gegebenen Temperatur von einem gewissen Körper nichts mehr auflösen kann, so sagt man, es sey damit gesättiget. Es kann jedoch, wenn es mit einem Stoffe gesättiget ist, auch noch einen andern auflösen. Wenn z. B. Salpeter in Wasser aufgelöst wird, bis dieses nichts mehr davon aufnehmen kann, so wird das Wasser mit Salpeter gesättiget; setzt man aber dieser Salpeterlösung sodann noch schwefelsaures Natron (Glaubersalz) hinzu, so löst dieselbe noch einen guten Theil davon auf, und kann nachher noch einen dritten, vierten Stoff u. s. w. auflösen. — Oft kann die Lösung dabei, durch die Verwandtschaft der Salze, ein neues Vermögen bekommen, von einem oder dem andern Salze mehr aufzulösen, womit sie vor der Mengung schon gesättiget war; so kann z. B. Wasser, was vorher Salpeter bis zur völligen Sättigung, dann aber Kochsalz auflöst, nachher noch mehr Salpeter lösen, wenn die Lösung von Neuem damit gemengt wird. Dabei hat man inzwischen noch nicht untersucht, ob nicht dieses Phänomen etwa daher rühre, daß bis zu einem gewissen Grade ein Austausch zwischen den Säuren und Basen eintritt, so daß man 4 Salze statt zweien in der Auflösung hat, und sonach die ganze Erscheinung nur eine Täuschung ist. Denn salzsaures Kali z. B. wird durch ein Gemenge mit salzsaurem Natron nicht löslicher im Wasser, und eben so wenig das salpetersaure Kali durch Mengung mit salpetersaurem Natron. — Wenn

eine Auflösung, sie mag gesättiget seyn, oder nicht, auf einer kalten Stelle stehen bleibt, wo sie allmählich bis zum völligen Gefrieren abgekühlt wird; so wird ihr äußerer Umfang, welcher zuerst verkühlt, weniger salzhaltig, als ihr Inneres, bis zuletzt, wenn Alles erstarrt ist, die aufgelösten Stoffe alle in der Mitte zusammengedrängt sind. Wenn man z. B. einer schwachen Auflösung von Kochsalz etwas Lakmus zusetzt, so daß das Wasser eine blauliche Farbe annimmt, und es dann frieren läßt, so wird man sehen, daß die Farbe sich in die Mitte des Eisklumpens zieht, wo derselbe auch am Salzigsten ist. War die Lösung so gesättiget, daß sie nicht durchaus gefrieren konnte, so bleibt in der Mitte eine stärker concentrirte Lösung ungefroren zurück. Die Ursache dieses Umstandes ist, daß das Lösungs-Vermögen des warmen und kalten Wassers von ungleicher Stärke ist; wenn daher in einer Lösung, worin das Aufgelöste gleichförmig vertheilt ist, ein Theil mehr, als der andere, abgekühlt wird; so vertheilt sich das Aufgelöste so zwischen dem wärmeren und kälteren Theil, daß beide nach Verhältniß ihrer verschiedenen Temperatur auf demselben Grade der Sättigung stehen, oder richtiger, beide von der Sättigung ungleich weit entfernt sind. Dies wird jedoch in den meisten Fällen weniger deutlich sichtbar, und zwar der Bewegung halber, welche durch die Veränderungen des eigenthümlichen Gewichts der abgekühlten Theile in der Auflösung entsteht. Das abkühlende Wasser verliert inzwischen fortdauernd immer mehr von dem aufgelösten Stoffe; das wärmere aber nimmt verhältnißmäßig eben soviel davon auf, bis endlich das, was zu Eis gefriert, nur noch bloßes Wasser ist. Daher dürfte es auch kommen, daß das große Weltmeer, ungeachtet Ströme und Winde es unaufhörlich unter einander rühren, dennoch mehr Salz zwischen den Wendekreisen und einige Grade über dieselben hinaus, als nach den stets gefrornen Theilen gegen die Pole hin, enthalten soll; denn dasselbe ist in den kälteren Zonen, im Verhältniß seiner Kälte, eben so stark mit den Salzen, die es aufgelöst enthält, gesättiget, als es, im Verhältniß seiner höhern Temperatur, in den wärmeren Zonen und unter dem Aequator gesättiget ist. Dieser Unterschied ist jedoch gering, weil beim Kochsalze, welches den häufigsten Bestandtheil des Meerwassers ausmacht, der Umstand eintritt, daß zwischen seiner Löslichkeit im kalten und warmen Wasser nur ein geringer Unterschied Statt findet. — Läßt man eine Auflösung eines festen Körpers im Wasser oder in einer andern flüchtigen Flüssigkeit stehen, so verdunstet das Flüssige davon, nach den oben angeführten Gesetzen, und die Lösung wird dadurch allmählich immer mehr und mehr gesättiget, bis endlich ein Theil des festen Körpers sich wieder absetzt, und dabei eigene regelmäßige Gestalten annimmt, die man Krystalle nennt. — Uebrigens führet den Namen Auflösung der chemische Einfluß der ruhenden Materien auf einander, so fern er die Trennung der Theile einer Materie zur Wirkung hat. So wird z. B. ein Stück Silber in Scheidewasser aufgelöset, d. h. das Silber verbindet sich mit dem salpeterhalbsauern Gas aus der Salpetersäure, wodurch die Verbindung der Theile des Silbers aufgehoben wird, und eine Trennung derselben entsteht, welches eben die chemische Wirkung des Scheidewassers auf das Silber ist, und Auflösung heißt. — Da hierbei der vorige Zusammenhang der Theile getrennt werden, und also ein Körper in die Zwischenräume des andern eindringen muß, welches einen flüssigen Zustand des eindringenden Körpers voraussetzt: so muß bei jeder Auflösung wenigstens der eine Körper flüssig seyn. Daher der chemische Grundsatz: corpora non agunt, nisi fluida, die Körper wirken nicht chemisch auf einander, wenn sie nicht flüssig sind. — Wenn alle und jede Theile zweier spezifisch verschiedenen Materien in derselben Proportion, wie die Ganzen, mit einander vereinigt werden, so ist die Auflösung absolut

vollkommen, oder vollständig, und kann auch die chemische Durchdringung genannt werden. Aus dergleichen Auflösungen entstehen durchsichtige Körper, z. B. das Glas aus einer absoluten Auflösung der Erden durch Alkalien auf dem trockenen Wege, d. i. durch Schmelzung, wo einer oder beide Körper erst durch Feuer flüssig gemacht werden. — Alle Auflösungen sind Wirkungen der Anziehung zwischen den Theilen der Körper, Wirkungen der Attraction bei der Berührung, folglich nimmt die Kraft der Auflösung mit der vermehrten Summe der Berührungspunkte in den Oberflächen der aufgelösten Theilchen der Materie zu. Wenn Auflösung erfolgen soll, so muß die Anziehung zwischen den Theilen verschiedener Körper stärker seyn, als der Zusammenhang der Theile jedes Körpers unter sich, und die repulsiven Kräfte der Theile beider Materien gegen einander, zusammengenommen sind. — Ob die auflösenden Kräfte, die in der Natur wirklich anzutreffen sind, eine vollständige Auflösung zu bewirken vermögen, mag aber unausgemacht bleiben, weil das in die empirische Chemie gehört. Es fragt sich hier nur, ob eine solche absolute Auflösung auch nur denkbar sey. Nun ist offenbar, daß, so lange die Theile einer aufgelöseten Materie noch Klümpchen (moleculæ, Atomen) sind, die Auflösung derselben nicht minder möglich sey, als die Auflösung der größern Theile war. Ja, die Auflösung muß wirklich so lange fortgehen, wenn die auflösende Kraft bleibt, bis kein Theil mehr da ist, der nicht aus dem Auflösungsmittel, und der aufzulösenden Materie, in der Proportion, darin beide zu einander im Ganzen stehen, zusammengesetzt wäre. Weil es also in solchem Falle keinen Theil von dem Volumen der Auflösung geben kann, der nicht auch einen Theil des Auflösungsmittels enthielte, so muß dieses, als ein ununterbrochen zusammenhängendes Ganzes (Continuum) das Volumen ganz erfüllen. Eben so, weil es keinen Theil eben desselben Volumens der Auflösung geben kann, der nicht einen proportionirlichen Theil der aufgelöseten Materie enthielte, so muß dies auch als ein Continuum den ganzen Raum, der das Volumen der Mischung ausmacht, erfüllen. Wenn aber zwei Materien, und zwar jede derselben, einen und denselben Raum erfüllen, so durchdringen sie einander. Also würde eine vollkommen chemische Auflösung eine (chemische) Durchdringung der Materien seyn, welche dennoch von der mechanischen gänzlich unterschieden wäre. Bei der mechanischen Durchdringung wird nämlich gedacht, daß bei der größern Annäherung bewegter Materien die repulsive Kraft der einen die der andern gänzlich überwiege, so daß sie die Ausdehnung der einen oder beider auf nichts bringen könne. Bei der chemischen Durchdringung hingegen bleibt die Ausdehnung, nur daß die Materien nicht außer einander, sondern in einander einen der Summe ihrer Dichtigkeit gemäßen Raum einnehmen. Man nennt dieses die Intussusception der Materien. Gegen die Möglichkeit dieser vollkommenen Auflösung, und also der chemischen Durchdringung, ist schwerlich etwas gegen einzuwenden, obgleich sie eine vollendete Theilung ins Unendliche enthält. Diese vollendete Theilung ins Unendliche faßt in diesem Falle keinen Widerspruch in sich, weil die Auflösung eine Zeit hindurch continuirlich, mithin gleichfalls durch eine unendliche Reihe Augenblicke mit Zunehmung der Geschwindigkeit (Acceleration) geschieht. Ueberdem wächst die Summe der Oberflächen der noch zu theilenden Materie, so wie die Theilung zunimmt, folglich auch die anziehende Kraft der Flächen, und dadurch die Schnelligkeit der Auflösung; und da die auflösende Kraft continuirlich wirkt, so wird die gänzliche, ins Unendliche gehende Auflösung in einer anzugebenden (endlichen) Zeit vollendet. Die Unbegreiflichkeit einer solchen chemischen Durchdringung zweier Materien ist auf Rechnung der Unbegreiflichkeit der Theilbarkeit eines jeden Continuums

überhaupt ins Unendliche zu schreiben. Will man aber diese vollständige Auflösung nicht zugeben, so muß man annehmen, sie gehe nur so weit, bis gewisse kleine Klümpchen (moleculæ, Atomen) der aufzulösenden Materie in dem Auflösungsmittel in gesetzten Weiten von einander schwimmen. Da kann man aber nicht den mindesten Grund angeben, warum diese Klümpchen nicht gleichfalls aufgelöset werden. Will man sagen, das Auflösungsmittel wirke nicht weiter; so mag das in der Natur, so weit die Erfahrung reicht, auch seine Richtigkeit haben. Es ist hier aber die Rede von der Möglichkeit einer auflösenden Kraft, die auch jedes noch nicht aufgelösete Klümpchen auflöse, bis die Auflösung vollendet ist. — Das Volumen, was die Auflösung einnimmt, kann der Summe der Räume gleich seyn, welche die einander auflösenden Materien vor der Mischung einnahmen. Es kann aber auch kleiner oder größer seyn, nachdem die anziehende Kräfte gegen die zurückstoßenden im Verhältnisse stehen. Dieses kann auch allein einen hinreichenden Grund angeben, warum die aufgelösete Materie sich durch ihre Schwere nicht wiederum vom auflösenden leichtern Mittel scheide. Denn die Anziehung des Letztern, da sie nach allen Seiten gleich stark geschiehet, hebt ihren Widerstand selbst auf. Wollte man eine gewisse Klebrigkeit im Flüssigen annehmen, welche die Theile der andern Materie damit verbände, so stimmt das nicht mit der großen Kraft zusammen, die dergleichen aufgelösete Materien, z. B. die Säuern, mit Wasser verdünnt, auf metallische Körper ausüben, an die sie sich nicht bloß anlegen, wie es bei einer klebrichten Materie, in der sie bloß schwimmen, geschehen müßte, sondern die sie mit einer großen Anziehungskraft von einander trennen, und im ganzen Raume des Auflösungsmittels verbreiten. — Es ist problematisch, ob die Kunst chemische Auflösungskräfte, die eine vollständige Auflösung bewirken, in ihrer Gewalt habe oder nicht. Allein demungeachtet könnte sie die Natur in ihrer vegetabilischen und animalischen Operation beweisen. Vielleicht daß sie dadurch Materien erzeugt, die, ob sie zwar gemischt sind, doch keine Kunst wiederum scheiden kann. Diese chemische Durchdringung könnte auch selbst da angetroffen werden, wo die eine beider Materien durch die andere eben nicht getrennt, und im buchstäblichen Sinne aufgelöset wird, so wie etwa der Wärmestoff die Körper durchdringt. Denn, wenn sich der Wärmestoff etwa nur in die leeren Zwischenräume der Materie, die er erwärmt, vertheilte, so würde die feste Substanz selbst kalt bleiben, weil diese nichts von ihm einnehmen könnte. Auch könnte man sich sogar einen scheinbar freien Durchgang gewisser Materien durch andere auf solche Weise nicht denken, z.B. der magnetischen Materie. Diese bedürfte dann nicht solcher offenen Gänge und leeren Zwischenräume im Eisen, wie Euler annimmt. Und so vermeiden wir auch hier das absolut Leere in der Wissenschaft. Es ist also nöthig, mit Gehler Haarröhrchen anzunehmen, um das Eindringen des flüssigen Körpers in des festen innere Theile zu erklären.

Aufriß (architekt.) heißt die Zeichnung der aufrecht stehenden Seite eines Körpers, so wie sie am Besten ins Auge fällt; sie kommt besonders in der Baukunst und in der Perspektive vor. Das Auge wird dabei in unendlicher Weite vom Gegenstande genommen.

Aufrollen (Kriegsk.) heißt in einer Schlacht den feindlichen Truppen von allen Seiten so auf den Leib gehen, daß sie keine neue Fronte bilden können, sondern sich in Unordnung auf ihren Mittelpunkt zurückwerfen müssen; so ward in der Schlacht bei Wagram, d. 15. Juli 1809, der linke Flügel der Oesterreicher bei Markgrafen Neusiedel durch den franz. Marschall Davoust aufgerollt und zurückgeworfen.

Aufruhr. Auflauf. Empörung. Aufstand. Das bloße Zusammenseyn einer Menge Menschen läßt noch nicht beurtheilen, ob sie einen

bloßen Auflauf, oder zugleich einen Aufruhr und Aufstand machen. Der Erfolg muß erst lehren, ob diese Menge feindselige Absichten hat, und Gewaltthätigkeiten verübt. Verübt sie dergleichen nicht, dann bleibt es bei einem bloßen Auflaufe. Den kann daher schon etwas verursachen, das die Aufmerksamkeit des Pöbels auf sich zieht, ein betrunkener Mensch, der durch die Straßen taumelt, eine Schlägerei u. dgl. Sobald aber die zusammengelaufene Menge Gewaltthätigkeiten ausübt, so wird aus dem bloßen Auflaufe ein Aufruhr. Ein Auflauf ist hiernächst von einem Aufruhr noch dadurch verschieden, daß, wenn dabei Gewaltthätigkeiten vorfallen, sie nur von Bürgern gegen Bürger verübt werden, der Aufruhr hingegen mit Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit verbunden ist. In engerer Bedeutung des Worts wäre also Aufruhr ein Auflauf, der mit Gewaltthätigkeiten und Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit begleitet ist. Die Empörung unterscheidet sich von dem Aufruhre dadurch, daß dieser letztere auch schon gegen eine Unterobrigkeit Statt findet, jene aber nur gegen die höchste Obrigkeit, mit der Absicht, ihr den Gehorsam aufzusagen. Aber auch alsdann, wann Beide gegen die höchste Obrigkeit gerichtet sind, ist die Empörung von dem Aufruhr noch dadurch unterschieden, daß eine Empörung die Unternehmung eines einzigen oder weniger Menschen seyn kann, der Aufruhr aber immer eine wilde Widersezzung einer unübersehlichen Menge ist. Empörung geht auf den Widerstand gegen den Regenten; Aufruhr auf die wilden Bewegungen des empörten Haufens. Wallensteins Empörung gegen Ferdinand II. war auf die böhmische Krone gerichtet; er allein war der Urheber und das Opfer davon. In einem Aufruhr werden oft Viele erschlagen. Ein Aufstand ist gleichfalls eine bewaffnete Vereinigung der Bürger, um Gewalt zu gebrauchen. Allein diese Gewalt ist nicht immer von wilder Unordnung begleitet. Das römische Volk suchte oft durch einen Aufstand von seinen Regenten etwas zu erlangen, indem es aus der Stadt auszog. Hiernächst ist der Aufstand nicht nothwendig gegen die Obrigkeit gerichtet. Wenn Aufstand das ist, was man, mit einem, vom Lateinischen abgeleiteten, Worte, Insurrection nennt, so kann darunter auch eine bewaffnete Vereinigung gegen einen auswärtigen Feind verstanden werden. So trat im zweiten schlesischen Kriege ein Theil des ungarischen Volkes zusammen, und fiel in Schlesien ein, um der Regentin gegen einen auswärtigen Feind beizustehen. Ein Aufruhr und eine Empörung wäre also allemal gegen die Landesobrigkeit gerichtet, ein Aufstand könnte auch gegen einen fremden Feind gerichtet seyn.

Aufsatz bedeutet in der Hydraulik eine besondere Vorrichtung oder Röhre, welche man an die Röhren der Springbrunnen schraubt, um dem ausspringenden Wasser allerlei Figuren zu geben. Man kann mit diesen Aufsätzen wechseln, um dadurch den Springbrunnen mehr Mannigfaltigkeit zu ertheilen. Man hat gefunden, daß das Wasser nicht ganz so hoch wieder steigt, als es vorher fiel, was von dem Druck der Luft und andern Umständen herrühren mag. Deßwegen steigt auch das Wasser höher, wenn die Richtung des Aufsatzes nicht ganz perpendiculär ist. Auch darf der Aufsatz nicht so breit seyn, als die Röhre, die das Wasser zu ihr hinleitet.

Aufsatz (Kriegsk.), im Franz. Hausse genannt, ist zum Richten des Geschützes bestimmt, und hinten am Bodenstück der Kanonen und Haubitzen befestiget, um gemeinschaftlich mit dem, auf die Kopffriesen angegossenen Korn den Artilleristen bei der Richtung des Geschützes zu leiten. Dieser Aufsatz bestehet bei der französischen Artillerie in einer kupfernen Hebestange von 1½ bis 3 Zoll Höhe, die in Zolle und Linien getheilet, und in deren Kopf ein Visir eingefeilet ist. Sie wird, vermittelst eines gezähnten

Rades, das in ihre Einschnitte greift, und auf dessen Welle äußerlich ein Handgriff gesteckt ist, auf und ab beweget, um dem Geschütz die nöthige Erhöhung nach Verhältniß der Entfernung des Feindes geben zu können. Die ganze Vorrichtung befindet sich in einem am Bodenstück des Geschützes befindlichen Einschnitte, und wird durch eine angeschraubte Kupferplatte bedeckt. — Weil man hier wegen der Traube kein hinreichend großes Stück Metall aus dem Boden des Geschützes bauen, und daher der Aufsatz bei der vierpfündigen Kanone nur 2 Zoll hoch werden kann; hat man ihn bei der hessischen Artillerie dahin verbessert, daß die Stange rund ist, und durch ein in das Bodenstück gebohrtes Loch hinunter gehet, wodurch man im Stande ist, ihr die ganze hintere Stärke des Rohres zur Länge zu geben. Sie wird, vermittelst einer an den Kopf gegossenen Handhabe, herauf geschoben, und in der gehörigen Höhe durch eine Stellschraube fest gehalten.

Aufschlag der Kugeln (der) (Kriegsk.); er findet nicht allein bei den eigentlichen Rikoschett-, sondern auch bei den Schüssen mit voller Ladung Statt, wenn die Kugel nach beendigter Bahn auf die Erde schlägt, und mit verhältnißmäßigen Sprüngen weiter gehet. Nach Scharnhorst Bemerkung (Handb. f. Offiz. I. Th.) haben diese verschiedenen Aufschläge ein gewisses regelmäßiges Verhältniß unter einander, so daß sie auf ebnem Boden ungefähr um die Hälfte abnehmen. In diesem Werke finden sich sehr interessante Tafeln über die Regelmäßigkeit der Aufschläge bei verschiedenen Erhöhungsgraden, und mit $\frac{1}{2}$ kugelschwerer Ladung, aus denen soviel hervorgehet, daß die Länge der Kanonen keinen, oder nur einen sehr unbedeutenden Einfluß auf die Größe der Aufschläge hat.

Aufschnitt (musik.) heißt diejenige Oeffnung an einer, zu den Flötenregistern gehörigen Orgelpfeife, wodurch der Wind aus der Ritze in das Rohr der Pfeife gehet. Der schärfere, so wie der schwächere Ton solcher Pfeifen hängt meistens von der Größe dieses Aufschnitts ab.

Aufschrift. Inschrift (diplom.). Die Römer haben sich zu Aufschriften auf dem Marmor, Steinen und Metallen vorzüglich derjenigen Buchstaben bedient, die man Majuskel und Capital nennt. Dies hat einige Gelehrte bewogen, zu glauben, sie hätten gar keine andere Gattung von Buchstaben gehabt; allein bekanntlich brauchten sie auch die Cursiv- und Minuscal-Buchstaben, wenn der Raum eine Verkleinerung erheischte. Eine der ältesten griechischen Aufschriften, die viele Jahrhunderte vor Chr. G. mit Bustrophedon-Schrift geschrieben ist, findet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris. Eine andere dort vorfindliche griechische Aufschrift beweist, daß die Griechen, noch ehe die Bustrophedonschrift aufgehört hat, auch schon nach unserer Art, von der Linken zur Rechten schrieben. Die Aufschriften derjenigen Säulen, die der athenienfische Herodes auf dem appischen Wege errichten ließ, sind mit attischen Buchstaben geschrieben. Von den Aufschriften auf römischen Steinen und andern Denkmälern haben wir große Sammlungen, die zur Erläuterung der dunkeln Geschichte und der damaligen Gebräuche etc. sehr behülflich sind; weil sie aber öfters auch nur einzelne Buchstaben, auch wohl besondere Figuren von gewisser Bedeutung, und eigne Formen vorzeigen, so wird schon ein großer Alterthumskenner in diesem Fache erfodert, der sie richtig auslegen kann. Mit wenigen Worten ist auf den Steinschriften öfters Viel gesagt. Die Römer bezeichneten z. B. auf dem Steine, der einen Soldaten betraf, den Namen des Verstorbenen, sein Geschlecht, Vaterland, die Legion, worunter er diente, die Veränderung seiner Dienste, die Dienstjahre, und wer ihm den Stein setzen lassen. Die Legionen hatten ihre gewisse Zahl, und weil z. B. von der Legion I. mehrere waren, so hatten sie Beinamen, als: Legio I., die parthische, Legio I. die Hülfs-, Legio I. die italische Legion.

Diese Data geben in der Geschichte öfters viel Licht. Man lernt daraus, wo und zu welcher Zeit die Legion an dem Orte gestanden, wohin sie weiter verlegt worden ꝛc. P. Fuchs hat aus den bei Mainz häufig gefundenen Steinschriften richtig bewiesen, daß das alte Castrum moguntiacum schon vor Drusus bestanden, und daß hier die Legio II. gelegen hat. — Die Buchstaben auf den alten Steinschriften sind oft mit veränderter Bedeutung gebraucht worden, ein S statt C, ein E statt I ꝛc.; oft bedeuten einzelne Buchstaben ganze Wörter, zumal am Ende der Steinschrift. Ferner bedienten sich die Alten verschiedener Zeichen, z. B. eines ins Längliche gezogenen Herzens mit dem † oben darauf, welches eine Centurie, oft auch den Anführer derselben bedeutet. Eben so finden sich ausgekratzte Namen darauf vor, z. B. jener des Kaisers Commodus, weil der römische Senat verordnet hatte, daß der Name dieses Kaisers, der seine Regierung mit so vielen Schandthaten befleckt hatte, auf allen Denkmälern im ganzen Reiche sollte getilgt werden.

Aufsehende Gewalt oder Oberaufsicht ist das Recht des Regenten, sich über die Angelegenheiten seines Landes Kenntniß zu verschaffen, damit er, mit oder ohne Concurrenz der Landstände, je nachdem es die Verfassung mit sich bringt, das öffentliche Wohl des Staates befördern, und die Hindernisse, die demselben entgegen stehen, beseitigen könne. In freien Städten hat sie der Magistrat theils mit, theils ohne Zuziehung der Bürgerschaft.

Aufsetzen (musik.) heißt, jeder Stimme bei Ausarbeitung eines Tonstücks ihre Noten vorschreiben.

Aufspringen der Rinde. Dieses rührt entweder von zu vielem Safte her, den der Baum in gutem Boden hat, oder vom Froste, der besonders diese Bäume in hartem Winter trifft. Jene Vollsaftigkeit verhindert man dadurch, daß man dem Baume andere und karge Erde zu geben sucht. Man nimmt daher so viel Erde von den Wurzeln weg, als man kann, und bringt andere hungrige oder dürre Erde darauf. Wenn er auch nur ein Jahr dadurch aufgehalten wird, so hat er doch in dieser Zeit die überflüssigen Säfte zu verarbeiten, und Aeste zu treiben, die dann künftig mehr Saft aufnehmen können, welcher von nun an durch den neuen Antrieb mit dem ganzen Baume im Gleichgewicht gehalten wird. Rührt das Aufspringen vom Froste her, so ist das Aufschlitzen der Rinde gut. Dieses muß aber schon gleich anfangs im Frühjahre geschehen, ehe die Wärme den Saft in Bewegung bringt, sonst kann es höchst schädlich werden. Durch das Aufschlitzen erhält alsdann der Baum nicht nur Luft zum Aufsteigen, sondern die bisher durch die von Außen eindringende kalte Luft stockenden Säfte kommen gleichfalls durch Luft und Sonne jetzt mit in Bewegung, und setzen keinen Moder an. Es geschieht dieses am Besten auf der Morgen- und Abendseite.

Aufsteigung (astronom.) ist in der Sternkunde derjenige Punkt des Aequators, welcher mit einem andern gegebenen Punkte des Himmels zu gleicher Zeit, entweder durch den Morgenhorizont, oder durch den Mittagskreis geht. Im erstern Falle heißt er die schiefe Aufsteigung, im letzten die gerade, oder die Rectascension. Der Unterschied zwischen der geraden und schiefen Aufsteigung eines Gestirns nennt man dessen Ascensional-Differenz.

Aufsteigung, Steigerung, Gradation, Klimax, eine der schönsten Figuren der Empfindung, wenn man von einzelnen zusammengehörigen Vorstellungen immer die schwächern vorangehen, und die stärkern folgen läßt. Dieser Gang ist schon natürlich; die Lebhaftigkeit unserer Vorstellung wird dadurch befördert, und der Affekt verstärkt. Große Stürme auf einmal erschüttern die Seele, und leisten die Wirkungen nicht, welche man von der Natur erwartet. Die Steigerung ist gemeiniglich ein Ausdruck der Leidenschaft, zuweilen auch nur der Schnelligkeit, und darf

nur bei wichtigen Gelegenheiten vorkommen. Eine der schönsten Steigerungen ist in folgender berühmten Stelle in Klopstocks Messias fünftem Gesange enthalten:

— — — Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen, und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönte mir von dem Munde die schreckenvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Berg's Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

Auftritt ist derjenige Theil eines Schauspiels, der ununterbrochen von denselben Personen behandelt wird. Er endigt sich, und ein neuer Auftritt fängt an, so oft eine oder mehrere Personen vom Schauplatz abtreten, oder wenn eine oder mehrere Personen zu denen, die schon aufgetreten sind, hinzukommen. Keine Person darf ohne hinreichenden, in der Handlung liegenden, Grund abgehen oder auftreten. Die Bühne darf vom Anfang eines Aufzugs bis ans Ende niemals leer werden, und jeder Auftritt muß mit dem folgenden in genauer Verbindung stehen, so daß der Grund davon immer in der Handlung selbst liegt. Terenz ist häufig getadelt worden, daß er seine Scenen größtentheils auf einerlei Art mit einander verbindet; jedoch läßt sich diese Manier aus der Vorstellungsart der Alten, wo der Schauplatz auf den öffentlichen Straßen angelegt war, entschuldigen. Bei den Alten enthält der erste Auftritt gewöhnlich die Erzählung dessen, was vor dem Anfang der Handlung hergegangen ist.

Aufwandgesetze. Schon in den frühesten Zeiten suchten die Gesetzgeber dem Aufwande in Kleidungen, im Hausrathe, und selbst im Essen durch Verbote entgegen zu wirken. Die ersten Aufwandgesetze waren wohl die Verordnungen Lykurgs in Sparta. Im alten Rom gab der Tribun Orchius das erste Gesetz dieser Art, worin die Zahl der Gäste, welche einzuladen erlaubt war, dem Aufwande selbst aber kein Maaß vorgeschrieben ward. Zugleich wurde den Weibern das Tragen bunter Zeuge und goldner Zierrathen, die das Gewicht einer halben Unze überstiegen, verboten. Die römischen Frauen aber murrten über das Gesetz, und 20 Jahre später wurde es wieder aufgehoben. Mit dem zunehmenden Luxus glaubte der Gesetzgeber von Neuem eingreifen zu müssen; aber die wachsende Zahl der Verbote bewies deutlich, daß das Uebel, welches man auf diese Art bekämpfen wollte, stärker war, als das Ansehen der Gesetze. Vergleicht man die ältern Verordnungen mit den jüngern, so zeigt sich auffallend, wie der Gesetzgeber sich gezwungen sieht, seinem Feinde allmählig nachzugeben, indem er später zulassen muß, was er früher verboten hatte. Die Gesetzgeber erwogen nicht, daß der Luxus mit dem Steigen und der Verbreitung der Volksbildung und dem zunehmenden Reichthume gleichen Schritt halten muß, indem jene immer neue Bedürfnisse erwecken, und zugleich die Hülfsmittel zu deren Befriedigung darbieten. Zu ähnlichen Bemerkungen wird man veranlaßt, wenn man die Geschichte der Aufwandgesetze in den neuern europäischen Staaten betrachtet. So z. B. in Frankreich, wo unter Karl dem Großen, als sich nach seiner Rückkehr von den italienischen Feldzügen der Luxus einschlich, und das von ihm selber gegebene Beispiel der Mäßigung nicht wirkte, die ersten Aufwandgesetze gegeben wurden. So auch in England, in Deutschland, in Spanien. In den christlichen Reichen ward man in frühern Zeiten, wie es scheint, oft mehr von frommen, als von staatswirthschaftlichen Erwägungen geleitet, indem man den Aufwand als eine verdammliche Unart

weltlich gesinnter Gemüther betrachtete, und darüber vergaß, den Vortheil der einheimischen Betriebsamkeit zu bedenken, wie es besonders in Spanien der Fall war. Späterhin, als richtigere politische Einsichten sich verbreiteten, sah man das Unzweckmäßige und Unnütze der Aufwandgesetze ein, die alten Verordnungen kamen gänzlich außer Uebung, und gegenwärtig werden nur noch in wenigen Staaten, wie z. B. in einigen schweizerischen Freistaaten, Aufwandgesetze und Kleiderordnungen strenger gehandhabt.

Aufzug (musik.) heißt ein kleines, für mehrere Trompeten, und ein paar Pauken gesetztes Tonstück. Auch jedes andere Tonstück, welches zur musikalischen Begleitung einer Gesellschaft, die sich auf eine feierliche Art von einem Orte zu einem andern beweget, gebraucht wird, heißt Aufzug.

Auge.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein:
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing!

In diesen schönen Zeilen hat Schiller mit seiner gewöhnlichen Meisterkraft die ganze Herrlichkeit des edelsten Organs des Menschen besungen, des Organes, das wir den göttlichen Stempel nennen möchten, den der Schöpfer seinem Ebenbilde aufdrückte, und vermöge dessen wir in den Stand gesetzt werden, das Bild äußerer Gegenstände vermittelst der davon herkommenden Lichtstrahlen aufzunehmen; ohne dasselbe bleibt unserer Seele eine ganze Seite der Welt sammt ihren Schönheiten verborgen. Dieses edle Organ ist bei dem Menschen der ziemlich kugelrunde Augapfel, der ungefähr 11,3 par. Linien im Durchmesser hat. Er ist hart und elastisch, liegt in einer Höhle (Augenhöhle), wird an jeder Seite, unten und oben, von einem geraden Muskel und außer diesen vieren noch durch zwei schiefe Muskeln bewegt. Ueberdies dienen ihm die Augenlieder mit ihren Wimpern und den Augenbraunen zur Bedeckung; von der Thränendrüse erhält er Feuchtigkeit und Schlüpfrigkeit zur ungestörten Bewegung. Die Gestalt bekömmt der Augapfel von seiner äußersten, undurchsichtigen weißen Haut, deren vorderer Kugelausschnitt mit der stärker gewölbten, blauen, braunen oder schwarzen durchsichtigen Hornhaut bedeckt ist. Die innere Seite der weißen Haut, die Hornhaut ausgenommen, wird von einer, beinahe schwarz gefärbten, braunen Gefäßhaut überzogen, welche sich am Rande der Hornhaut durch den weißen Ciliarkreis mit der weißen Haut vereinigt; nach innen aber, in Gestalt schwarzer Falten, sich an die Krystalllinsenkapsel anleget, und Strahlenband heißt, auch noch den die Linse ringförmig umgebenden faserigen Strahlenkörper bildet. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut ist die Iris oder der Augenstern ausgespannt, deren vordere Fläche Regenbogenhaut, deren hintere Traubenhaut genannt wird; sie hat in ihrem Mittelpunkte eine runde Sehe oder Pupille, die sich erweitern und zusammenziehen kann. Die innere Seite der braunen Haut bis zu den Strahlenfasern bedeckt die Netzhaut oder Markhaut, die als eine Ausbreitung des Sehnerven angesehen werden muß, der sich aus dem Gehirn durch den Grund der Augenhöhle drängt, und in den Augapfel eintritt. Den innern Raum dieser Häute nehmen folgende verschiedene Feuchtigkeiten ein: hinter der Iris und mit ihr parallel steht, vom Strahlenbande gehalten, die gallertartige, durchsichtige Krystalllinse in ihrer Kapsel; der Raum vor derselben bis zur Hornhaut, den die Iris in zwei Kammern theilt, ist mit

wäßriger Feuchtigkeit gefüllt, und die ganze Höhle hinter der Iris bis zur Markhaut enthält gläserne Feuchtigkeit, welche, ihrer Beschaffenheit nach, eine sehr durchsichtige Gallerte ist. Die Art und Weise des Sehens hat Kepler zuerst erklärt. Jeder leuchtende Punkt sendet geradlinige Strahlenkegel in das Auge, deren Spitzen am leuchtenden Körper anfangen, und welche mit ihrer Basis auf die Hornhaut treffen. Sie durchdringen die vordere Augenkammer, indem sie hier etwas gebrochen werden, und gehen nur in dem Maaße durch die Pupille, als es die Erweiterung derselben zuläßt. Hinter der Pupille treffen sie die Krystallinse und die gläserne Feuchtigkeit, von welchen beiden sie abermals gebrochen werden, und vereinigen sich endlich auf der Netzhaut in einem Punkte, aber in verkehrter Richtung. Dieses Zusammentreffen auf der Fläche der Netzhaut ist zum deutlichen Sehen nothwendig, und es wird gestört, sobald diese Vereinigung entweder vor die Netzhaut, oder über sie hinaus fällt; denn in beiden Fällen entsteht eine kreisförmige Strahlenzerstreuung. Die Seheweite jedes Auges richtet sich nach der jedesmaligen starken oder schwachen Wölbung, oder andern Beschaffenheiten; für ein gesundes Auge setzt man sie auf 8 Zoll; ein kurzsichtiges hat oft nur 4 Zoll Seheweite. Näherung des Gegenstandes macht dem Kurzsichtigen sein Bild deutlich, wo das aber nicht möglich ist, muß er durch ein zerstreuendes, concaves Glas die Seheweite zu vergrößern suchen. In psychologischer und physiognomischer Hinsicht bietet das Studium des Gesichtssinnes die reichhaltigsten Bemerkungen dar. Alle Zeiten, alle Völker haben bei Betrachtung des Menschen von jeher vorzugsweise immer das Auge studirt, und alle Sprachen sind reich an Bildern, die sich auf dies edle Organ beziehen. Unter den äußern Sinnen nimmt der Sinn des Gesichtes wohl unstreitig den ersten Platz ein; denn er giebt uns die nächste, unmittelbarste und deutlichst Kunde der Außenwelt. Das Geistige im Menschen spricht sich durch nichts Aeußeres so klar aus, als durch das Leben seines Auges, und selbst die klügern Thiere verstehen ja den bestimmt ausgesprochenen Blick ihres Herrn zu deuten. Die Augensprache, die in der Liebe eine so große Rolle spielt, hat Schattirungen und Bedeutungen, für die die Wortsprache keinen Ersatz bieten kann. „Er hat ihr zu tief in die Augen geguckt," ist ein vortreffliches deutsches Wort, um Jemanden zu bezeichnen, der sich verliebt hat; denn das Auge ist das Thor des Herzens, und Amor hält am Liebsten durch diese Pforte seinen Einzug. Wieland erzählt von einer Schönen, daß sie mit den Augen lachte, und Apulejus sagt, daß eine Tänzerin, die in einer Pantomime die Göttin der Liebe darstellte, oft bloß mit den Augen getanzt habe. Im Auge malen sich, mehr als in allen übrigen Theilen des Gesichtes, die heftigen Leidenschaften, Liebe, Haß, Zorn, Verachtung, Trauer, Freude. Hören wir, was der berühmt-berüchtigte Teophrastus Paracelsus über die Physiognomik des Auges sagt: „Schwarze Augen mahnen gemeiniglich an einen falschen Menschen, der unstät, wankelmüthig ist. Blöde Augen aber gute Rathschläge, listig und tückisch mit seinen Thaten. Ein schlechtes oder ein falsches Gesicht, das auf beiden Seiten oder unter sich und über sich sehen kann, zeigt gewißlich einen falschen, listigen Menschen an, der selbst nicht bald zu betrügen ist, mißtrauisch, und ist ihm auch selbst nicht allemal zu trauen, flieht harte und viele Arbeit, wo er kann, nähret sich gern mit Müßiggang und Spielerei, Wucherei, Raub und dergleichen. Kleine Augen, oder die tief im Haupte stehen, kühn, streitbar und unverzagt, tückisch und geschwind mit bösen Thaten, kann viel leiden u. s. w. Augen, die schnell hin und wieder schießen, ein Buhlherz, Fürsichtigkeit und behende Rathschläge. — Augen, die stets unter sich sehen, zeigen einen schaamhaften Menschen. Schwimmende Augen, die sich nicht bald bewegen, zeigen einen Helden an, großer Thaten, keck, freudig, und

der von seinen Feinden sehr gefürchtet wird." — In vielen Urtheilen können wir freilich nicht mit ihm überein stimmen. So wissen wir nicht genau, ob schwimmende Augen immer einen Helden bedeuten, wohl aber soll ein gewisses feuchtes Auge einem Frauenzimmer einen großen Reiz geben, wie denn Anakreon schon von der Venus erzählt, daß sie einen feuchten Blick habe. Sehr große, sogenannte Kalbsaugen sprechen fast nie für sehr ausgebildete Geistesfähigkeit, im Gegentheile haben Blödsinnige und Cretins meist sehr hervortretende, stiere, leblose Augen. Schwarze, glänzende Augen dagegen bedeuten gern Geist, Witz, Heiterkeit, Lebhaftigkeit des Temperaments; sie lieben und wollen geliebt seyn, sie sagen und fragen etwas; Göthe sagt einmal:

> Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
> Die schwarze Braue drauf,
> Seh' ich ein einzigmal hinein,
> Die Seele geht mir auf.

Blaue oder blau-graue Augen malen die Sanftmuth, die Empfindsamkeit, die Liebenswürdigkeit des Karakters; bei blonden Menschen und blonden Völkern, wie z. B. den Deutschen oder den Engländern, findet man blaue Augen häufiger, als bei den mehr braunen, südlichen Völkern. Das Leben des Auges wird allgemein erhöht, und erhält überall eine tiefere Bedeutung durch die Augenbraunen. Bekunden sich doch nach Homeros Iliad. 1. so wie nach Plinius 11. B. 37. und Ammian Marcellin der Hochmuth, Beifall, tiefe Abneigung, Hoheit, Majestät und Machtkraft durch die Augbrauen, und Horaz läßt sogar den Zeus (B. 3. 1. 8.) durch seine Brauen den Olymp mit dem Erdball erschüttern. Ja so wunderbar ist die Natur, daß diese beiden kleinen Bogen von dünnen Haaren, die durch wenige Muskeln nur in wenigen Richtungen bewegt werden können, trotz dieser geringen Beweglichkeit, für sich allein eine ganze, pantomimische Sprache darstellen können, und deswegen auch für die Physiognomik von großer Wichtigkeit sind. Büffon sagt daher sehr schön: „daß die Brauen des Auges einen Schatten im Gemälde bilden, der dessen Farben und Gestalten deutlicher hervortreten macht." Die Augenbrauen geben dem ganzen Gesichte eine Grazie, etwas Reinmenschliches. Sehr dünne oder hoch oben stehende, aus dem Gesichte entrückte Brauen, karakterisiren unfehlbar die Dummheit, oder eine chinesische Schönheit. Bekannt ist es, wie Wuth, Zorn, Schreck, Erstaunen sich durch die Bewegungen der Augenbrauen ausdrücken lassen. Ueber ihre psychologische Bedeutung drückt sich ein sehr alter Physiognomiker, Johannes ab Indagine, so aus: „Deß Augbrawen weiss seind, urteylen wir einen weibischen Mann, der baldgläubig ist unnd nit am witzigsten. Unnd so die Augbrawen zusammen stosszen, das ist ganz ein bösz zeychen, dann syn angeben ein türkische Art und Menschenkäuffer, unnd der genygt ist zu der schwarzen Kunst unnd Teuffelbeschwerung, das habe ich offt war genommen in ettlychen viel hexen so man verbrennet." Göthe nennt solche zusammenstoßende Augenbrauen in seinem „Leben" einmal: Rätzel, und hält sie in gewissen Gesichtern für einen großen Reiz, worin wir ihm durchaus beistimmen. Die Araber, von deren Geschmackskodex wir übrigens nicht viel wissen, halten auch zusammenlaufende Augenbrauen für eine große Schönheit. Lavater hält einfach bogigte Augenbrauen für das Zeichen eines jungfräulichen, gradlinigte, horizontale für den Ausdruck eines männlichen, und wildverworrene für das Zeichen eines feurigen Karakters. Schwache Augenbrauen sind nach ihm immer ein Zeichen von Phlegma und Schwäche. Die Augenwimpern endlich dienen wohl mehr zum Schutz des Auges gegen etwa einfallenden Staub, als daß sie eine tiefere, psychologische

Bedeutung hätten. Etwas langgezackte Wimpern werden für schön gehalten. Augenübel, eine Benennung verschiedenartiger Augenkrankheiten. Das Auge ist, vermöge seiner feinen und zarten Organisation, schon durch die Berührung feuchter oder kalter Luft, durch übermäßige Hitze, Staub, Rauch rc. mehrfachen, oft schmerzlichen Krankheiten ausgesetzt. Man nennt die Anfänge der Augenübel, Entzündungen, die entweder äußerliche oder innerliche sind. Die äußerliche Entzündung zeigt sich durch Rothwerden und Schwären der Augenränder, und heilt bei übrigens gesunden Körpern leicht; ihr sind vorzüglich Kinder ausgesetzt, bei welchen diese Art Uebel durch das so sehr schädliche Reiben und Wischen, nicht selten in ein sogenanntes Gerstenkorn übergeht, welches sich in dem Augenliederrand durch Entzündung eines einzelnen Schleimsäckchens bildet. Weit hartnäckiger ist schon die innere Entzündung, welche zuweilen das ganze Weiße des Auges überzieht; zuweilen und öfterer aber nur in einem der Augenwinkel ihren Sitz hat. Man theilt diese Art Uebel in die hitzige und langwierige ein. Durch Vernachlässigung solcher Augenzufälle, kann das Auge sehr Gefahr leiden, indem sich häufig auf dem Augapfel Flecken und Trübheiten, gleichsam schwimmend zeigen, die wohl bei jungen Kindern auch nach und nach auswachsen, immer aber dem Auge einen Theil seines Glanzes rauben, wenn sie dasselbe auch gleich nicht in der Sehkraft stören. Auch ist dieses Augenübel gewöhnlich sehr schmerzhaft, indem äußerer harter Geschwulst, und Absonderung scharfer Feuchtigkeit damit verbunden ist. Erkältung ist die gewöhnlichste Grundursache dieses Uebels; zuweilen auch örtliche Verletzungen. Neugeborne Kinder sogar sind diesem Uebel schon unterworfen. Sind die vorerwähnten Entzündungen gichtisch, oder schreibt sich ihre Entstehung von noch andern gefährlichen Ursachen her, dann sind sie in der Regel sehr schwer zu heilen. Eiteraugen ist eine Folge der Augenentzündung, und ein höherer Grad derselben. Das Doppeltsehen, Halbsichtigkeit, Tagblindheit rc., liegen alle meist in Schwäche der Sehnerven. Personen, die ihre Augen sehr anzustrengen genöthigt sind, werden leicht, wenn sie nicht genaue Aufmerksamkeit auf dieselben verwenden, die Gegenstände schwimmend, umflort, trübe, oft auch funkelnd und verwirrt vor sich sehen, und bezeichnet das Wort Flakkern diesen Zustand am Deutlichsten. Stubengelehrte sind ihm häufig ausgesetzt. Andrang des Blutes nach dem Kopfe, und Schwäche der Sehorgane, bilden seine Entstehung. Leichtlich ist diesem Uebel abzuhelfen, oft vergeht es von selbst, oder nimmt wenigstens nicht bedeutend zu. Schwarze Punkte, ewig trüber Flor vor dem Auge, gestaltet sich indeß oft zum grauen Staar. (S. d. Art. schwarzer und grauer Staar.) Kurzsichtigkeit (s. d. Art.), Myopie, ist häufig Folge von Augenkrankheiten; bey jüngern Leuten rührt sie auch wohl von Uebermaaß der Säfte her. Weitsichtigkeit (s. d. Art.), Presbyopie, ist gewöhnlich ein Fehler älterer Personen, die sich, z. B. ein Buch weit vom Auge entfernt halten müssen, wenn sie die Lettern unterscheiden wollen; beide Fehler, Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit, entstehen oft auch nur durch schlimme Gewöhnung.

Auge, Knospe, Knopf, werden die Erhöhungen genannt, welche während des Wachsthumes eines Zweiges, und auch wohl an ein- und zweijährigen Aestchen zum Vorschein kommen. Es sind immer die Anfänge zu einem neuen Austriebe, und die ganze Vegetation treibt in ihnen ihr großes Kunstgeschäft. Es ist erstaunend, wie die Natur für die Fortpflanzung des Baumes gesorgt hat, welche im Grunde in dem Auge allein seinen Ursprung auf mehr

als einerlei Weise nimmt. Aus dem Auge an sich schon kann ein Baum erzogen werden, durch das Okuliren; aus dem Auge gehen junge Triebe hervor, mit diesen propft und okulirt man; aus dem Auge entwickelt man Blätter, und selbst aus diesen lassen sich Bäume erziehen; aus seinen jungen Trieben schneidet man Stöpflinge, woraus Bäume gezogen werden. Denket man sich die Menge seiner Früchte, in denen sich unzählbare Kerne befinden, und daß von jedem dieser Kerne ein Baum erzogen werden kann, wie strebt nicht die Natur in ihm, sich fortzupflanzen! Die sicherste Fortpflanzung bleibt indessen immer die durch sein Auge, wenn man dieselbe Frucht, die der Baum trug, besitzen will: denn die aus dem bloßen Kern gezogenen Bäume, wenn sie tragbar werden, arten aus, und weichen ab. Dieses liegt ohne Zweifel in der näheren Mittheilung der dem Baume eigenthümlichen Säfte an das Auge, als an dem Kern, die durch mehrere andere Zuflüsse noch viele Veränderungen erleiden. — Vielleicht hat man diese Knospen deswegen Augen genannt, weil sie, gleichsam wie das Auge im Menschen, das Erste im Entstehen sind, welche in jenen einzelnen Individuen gebildet werden, womit es dann auch in seiner Verwahrung vor Nachtheil verglichen werden kann; denn wie das menschliche Auge tief liegt, rund um mit Knochen bewahret, und von mehrern Häuten und Haaren bedeckt und gesichert ist, so auch das Auge an Aesten und Zweigen der Bäume mit vielen Häuten, Bedeckungen, Wülsten und Schuppen. — Zuerst nimmt man eine harte, schuppige Bedeckung wahr, die an der innern Seite und am Rande stark mit den zartesten und einem Pelz ähnlichen Haaren besetzt ist. Die äußere Seite hat gewöhnlich die Farbe der Rinde des jungen Baumes; hierauf folgt eine dünnere, zartere und saftigere von grünlicher Farbe; diese inneren Bedeckungen sind mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen, die sie sehr mit einander verbindet; sie sind auch mit zarten Haaren besetzt. Unter diesen sind schon, wenn die Knospen etwas vorwärts gerückt sind, zarte, und auf verschiedene Weise gewickelte und geformte Blättchen, und zwischen ihnen erscheinen Fiberborsten, die im Innern der Knospe zahlreicher und stärker sind. Wenn man das Alles, was auf einander folgt, nach und nach, besonders an einer Knospe oder einem Auge, das vorn an der Spitze des Sommertriebes steht, wegnimmt, so wird man gewahr, daß die Borsten oder Fibern, die im Innern stehen, einen Kreis bilden, und tiefer im Triebe um eine lockere Materie stehen, die eine kleine Säule von Mark bilden. Die Fiberchen aber, die zwischen den zarten Blätterchen zu bemerken sind, sind wohl nichts anderes, als Anfänge zu neuen Seitenzweigen, Knospen und Blätterchen, die sich tiefer schon, von den in der Mitte stehenden abgetheilt haben. Am Besten sieht man dieses Alles im Frühjahre, an der ersten Knospe des letzten Triebes eines Zweigs der Wasserlade. Jedes Auge hat einen Wulst, welchen man den Augenträger nennt, und ein Blatt zur Seite, welches seine Säugamme ist, die ihm das Bedürfniß von außen zuführt. — Man theilt die Augen ein in Laubaugen und Fruchtaugen; die Laubaugen treiben nur Blätter und Zweige, und haben eine spitzige Gestalt; die Fruchtaugen sind dicker und runder, und bringen Blüthen hervor, welche Früchte ansetzen. Alle diese Augen unterscheiden sich sehr nach den Gattungen des Obstes; und durch ihr Ansetzen um den Zweig oder das Aestchen, weiß ein aufmerksamer Beobachter bald zu erkennen, zu welcher Obstbaum-Gattung er gehört. So zeichnet sich unter dem Steinobst der Aprikosenbaum sehr merklich von anderen Pflaumen-Gattungen durch seinen Augenträger aus.

Augeas, Augias, ein König der Epeer, wohnte in seiner Jugend dem Zuge der Argonauten bei. Nachher residirte er zur Zeit des Neleus in Elis, und beging an ihm und seinen Unterthanen vielfältige Ungerechtig-

selten. Unter andern nahm er selbst dem Neleus ein Gespann Pferde hinweg, das dieser zum Wettrennen nach Elis geschickt hatte. So beunruhigten auch des Augeas Unterthanen die Pylier, und nahmen ihnen ihre Heerden weg. Als die Pylier das Vergeltungsrecht ausübten, erhob Augeas darüber Krieg, und übergab seinem Schwiegersohne Mulius das Kommando in demselben; allein seine Truppen wurden geschlagen und zerstreut. Die merkwürdigsten Auftritte seines Lebens sind indessen diejenigen, welche zwischen ihm und dem Herkules vorfielen. Der damalige Reichthum der Könige nämlich bestand in ungeheuren Heerden von Rindvieh. Diese machten gleichsam ihre Domainen aus. Sie standen vor dem Hofraume, in einem ummauerten oder umpfählten Platze; denn so etwas muß man sich unter dem Stall des Augeas denken. Dieser Augeas war ungemein reich, und zählte gegen 3.000 Rinder. Manches hatte er indessen von des Herkules fast unnatürlicher Stärke und Riesenkraft gehört. Um diese nun auf die Probe zu setzen, ließ er ihm die Reinigung seines, seit undenklicher Zeit nicht ausgefegten Viehlagers (Viehstalls) auftragen, mit dem Versprechen des zehnten Theils seiner Rinder zum Lohne, wenn Herkules dieses Geschäft in Einem Tage, welches Augeas aber für unmöglich hielt, vollenden würde. Herkules, mit dieser Bedingung zufrieden, unterzog sich dieser Arbeit, leitete die beiden Flüsse Peneus und Alpheus durch den Stall, und vollendete durch diese bewerkstelligte Wegschwemmung sein Versprechen glücklich.

Augenlied (Deckel des Auges). Der Nutzen davon ist sehr groß; sie beschützen nicht nur das Auge wider das Eindringen fremder Körper, und reinigen es von den eindringenden atmosphärischen Theilchen; sie mäßigen auch den Andrang der Lichtstrahlen, vertheilen die Thränen gleichförmig, schaffen sie fort, und verstärken die Sehekraft vermittelst der sie begränzenden Augenwimpern.

Auger (Athanasius), geboren zu Paris den 12. December 1724, trat in den geistlichen Stand, und war zuerst Professor der Beredsamkeit am Collegium zu Rouen. Der Bischof von Lescar, Noe, der seine Bekanntschaft in dieser Stadt gemacht hatte, gab ihm den Titel Großvicar, und nannte ihn gewöhnlich seinen Großvicar in partibus atheniensium, indem er dadurch auf die tiefe Kenntniß anspielte, welche Auger von der Sprache Athens besaß. Auger hat die meisten griechischen Redner, wenn auch nicht mit Beredsamkeit, dennoch mit Reinheit der Sprache übersetzt. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften, und starb im Jahr 1792. Die Wissenschaft bewährte ihren Werth in seinem Charakter und Leben. Mitten in Paris lebte er einfach, bescheiden und frei von Zerstreuung und Sucht, höher zu steigen. Sein mäßiges Einkommen theilte er mit seiner dürftigen Familie. Man sagte von ihm, daß er nie von einem Menschen, und daß nie Jemand von ihm Böses gesprochen. Als Mitglied der Akademie der Inschriften blieb er seinen Grundsätzen der redlichen Offenheit so treu, daß er von den übrigen Mitgliedern gleich geliebt und geachtet wurde. Der Ausbruch der franz. Revolution mußte den Mann, der in Griechenland lebte, und geistig sich nährte, mit glühender Theilnahme entzünden. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) Die Reden des Demosthenes und Aeschines über die Krone, Rouen, 1768. 2) Sämmtliche Werke des Demosthenes und Aeschines, 1777, 1788 und 1804. 6 Bände. 3) Sämmtliche Werke des Isokrates, 1781. 3 Bände. 4) Sämmtliche Werke des Lysias, 1783. 5) Auswahl von Homilien, Reden und Briefen des h. Johannes Chrysostomos, 1785. 4 Bände. 6) Auswahl aus Cicero's Reden, 1787. 3 Bände. 7) Reden aus Herodotos, Thukydides und Xenophon's Werken, 1788.

2 Bände. 8) Entwurf der öffentlichen Erziehung, 1789. 9) Von der Verfassungsart der Römer unter den Königen, und zu den Zeiten der Republik, 1792, 1793 und 1794. Dieses Werk, wie das vorige, zeichnen sich unter seinen politischen Schriften aus. Das Letztere enthält die Uebersetzung aller Reden des Cicero. Der Verfasser selbst sagt, er habe mehr als dreißig Jahre auf dieses Werk verwendet. 10) Ueber die griechische Tragödie, 1792. Auger's sämmtliche Schriften sind in 29 Bänden in 8., Paris 1794, erschienen, ohne Inbegriff der nach seinem Tod herausgegebenen Werke.

Augereau (Peter Franz Carl), Herzog von Castiglione, geboren in einer der Vorstädte von Paris 1757, er war der Sohn eines dasigen Obsthändlers. Nachdem er in Frankreich unter den Carabinieren gedient hatte, trat er in neapolitanische Dienste, und blieb darin als Soldat bis 1787. Um diese Zeit ließ er sich in Neapel als Fechtmeister nieder, gab dem Kronprinzen Unterricht, und ward 1792, wie alle seine Landsleute, aus dem Königreiche entfernt. Er trat jetzt als Freiwilliger ins französische Heer, wo ihn Muth und Einsicht schnell beförderten. 1794 stand er als Brigade-General bei dem Pyrenäenheere; er zeichnete sich den 19. Mai im Gefechte von Figuieres und bei mehrern andern Gelegenheiten aus. Im Mai 1795 trug er viel zum Gewinn der Schlacht bei, welche den Spaniern an den Ufern der Fluvia geliefert wurde. Jetzt ward er Divisions-General, und diente mit demselben Eifer und Erfolge in Italien. Nach einem angestrengten Marsche von zwei Tagen nahm er den 10. April 1796 die Engpässe von Millesimo, und da er dadurch seine Vereinigung mit den Generalen Mesnard und Joubert bewirkte, so trieb er den Feind aus allen Stellungen der Umgegend, und umringte eine Truppenabtheilung, welche der österr. General Provera befehligte. Am 15. desselben Monats bemächtigte er sich im Gefechte von Dego der Redoute von Montezimo, und erleichterte die Verbindung des Heeres mit dem General Herrurier. Den Tag darauf verließ er seine Stellung, griff das verschanzte Lager von Ceva, welches die Piemonteser vertheidigten, an, und nahm es. Den 26. war er Meister von Alba. Den 7. Mai bemächtigte er sich Casalé's, stürzte sich auf die Brücke von Lodi, in deren Brückenkopfe sich der Feind verschanzt hatte, und deren Uebergang er durch ein äußerst mörderisches Feuer wehrte. Begeistert von jener glücklichen Kühnheit, nahmen die Truppen Brücke und Verschanzungen im Sturm weg. Den 16. Junius ging er zu Borgoforte über den Po, kam den 19. zu Bologna an, machte dort 400 päpstl. Soldaten, den Cardinal-Legaten und den ganzen Stab zu Gefangenen. Während des Monats Juli empörten sich die Einwohner von Cugo gegen die Franzosen; Augerau zog hin, zerstreute die Empörer, und gab die Stadt einer dreistündigen Plünderung Preis. In den ersten Tagen des August's nahm er seine Stellung im Mittelpunkte des Heeres wieder, und rettete Massena, der sich in einer bedenklichen Lage befand. Er hielt einen ganzen Tag lang hartnäckige Gefechte gegen zahlreichere Truppen aus, und bemächtigte sich des Dorfes Castiglione; daher heißt er Herzog von Castiglione. Kurze Zeit darauf errang er einen vollständigen Sieg über den Feind, den der Thurm von Scagnello schützte. Er ging den 25sten August über die Etsch, und warf den Feind bis Roveredo zurück. Er zog den 4ten September von Verona auf dem rechten Flügel des Heeres, um ein zu Bassano aufgestelltes Korps im Schach zu halten. Als er sich am 6ten zu Borgo de Val di Sugana befand, nahm sein Vortrab unter dem Befehl des Generals Canusse den 7ten das Dorf Primolan weg, und er selbst besetzte die Feste Cavelo. Den 10. Sept. verließ er Padua, und zog auf Porto-Legnano, während Massena zu gleicher Zeit von Vicenza auf der Seite von Villa-Nova vorrückte, so daß General Wurmser sich mit 5.000 Mann Fußvolk und 1.500 Reiterei umringt sah, und sich nur mit

Mühe längs der Etsch hin nach Mantua rettete. Den 11. berannte Augereau Porto-Legnano, zog noch an demselben Tage dort ein, wo er 22 Kanonen fand. In Uebereinstimmung mit dem General Sahnguet nahm er den 15. die Veste St. Georg in der Nähe von Mantua, und den Brückenkopf la Favorite. Als er am 7. Nov. vernahm, daß die Feinde zu Bassano über die Brenta gesetzt hätten, und Miene machten, nach der Brücke von la Lisera vorzurücken, eilte er dahin, verfolgte sie vier Stunden lang, und warf sie bis vor Bassano zurück. An dem Schlachttage von Arcole (s. d. Art.) sieht Augereau seine Reihen erschüttert, und im Weichen; er ergreift eine Fahne, stürzt, indem er die Fahne schwingt, dem Feind entgegen, und veranlaßt durch seine Unerschrockenheit einen neuen Angriff, der den Sieg zu seinen Gunsten entschied. In der Sitzung vom 6. Pluviose J. V. (27. Jänner 1797) ward ihm durch ein Dekret die Fahne zuerkannt. Als ihm das Direktorium diese Belohnung ankündigte, fügte es noch besonderes Lob zu. Buonaparte nannte ihn in mehreren Berichten mit Auszeichnung, und wählte ihn, um die den Oesterreichern in den vor der Einnahme von Mantua Statt gehabten Schlachten, abgenommenen Fahnen dem Direktorium zu überbringen. Diese Fahnen wurden den 28. Februar 1797 übergeben. Augereau hat bei allen Gelegenheiten die Talente eines guten Divisions-Generals bewiesen; allein man ist darin einig, daß er aus Mangel an Bildung und großen Entwürfen nicht geeignet war, die Oberbefehlshaberstelle zu bekleiden. Jedoch den 9. August darauf (22. Thermidor) wurde er zum Commandanten der 17. Militärdivision (Division von Paris) ernannt; eine Stelle, welche, wegen der innern Stürme, so viel wie eine Oberbefehlshaberstelle bedeutet. Freilich that, nach den Planen des Direktoriums, der Regierung mehr ein Werkzeug als ein Haupt Noth; auch wurde Hoche, dem das Geheimniß der großen Maßregeln anfangs anvertraut wurde, aber dessen Kopf die Entwürfe des Triumvirats erschreckt und durchkreuzt hatte, bald nach dem Rheinstrom gesandt, und durch Augereau ersetzt. M. Dumas, obgleich im Widerspruche mit seiner Partei, ertheilte vor dem Rathe der Alten glänzende und geschickte Lobsprüche dem Waffengefährten Buonaparte's, und versetzte ihn einigermaßen in die Nothwendigkeit, sich zu erklären. Er betrug sich bis zum entscheidenden Tage mit vieler Mäßigung, mißbilligte die gegen die Tracht gewandten Beleidigungen, sagte den Vertretern, er sey ein Pariser Kind, und diese Stadt habe demnach von seinen Entwürfen nichts zu fürchten, und legte zu gleicher Zeit seine Achtung für die Gesetze und die öffentliche Macht an Tag; aber diese Macht gehörte dem Direktorium an, und sobald die Stunde schlug, setzte Augereau dessen Befehle in Vollziehung. Er ließ die bewaffnete Macht in die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers dringen, riß in Gegenwart der Truppen dem Colonel Ramel die Achselbänder ab, ließ Pichegru, Willot und die übrigen Deputirten der Commissionen der Inspektoren verhaften, und in den Tempel führen. Der so decimirte gesetzgebende Körper deportirte die Besiegten, und begrüßte Augereau mit dem Ehrennamen: Retter des Vaterlandes. Dieser General erwartete vermuthlich eine gehaltvollere Belohnung. Ja, man hat behauptet, die Stelle des einen der fructidorisirten Direktoren sey ihm versprochen worden. Er ward auf die Candidatenliste gesetzt; allein durch andere Verhältnisse standen schon früher darauf Merlin von Douay und Franz von Neufschateau. In seinen Hoffnungen getäuscht, beklagte sich Augereau als Soldat, und er drohte sogar den Triumvirn, die sich ihrerseits auch beeilten, ihn sogleich zu entfernen. Nach dem Tode von Hoche am Ende des Sept. 1797, ward er zum Oberbefehlshaber des Rhein- und Mosel- wie des Sambre- und Maasheeres ernannt. Er kam nach Köln, und regte die Wachsamkeit der Behörden gegen die Ausgewanderten und die Geistlichen

auf. Man giebt ihm Schuld, er habe dort, einen Stolz entfaltet, welcher mit den Sitten, die der Mangel früherer Erziehung ihm gelassen hatte, in wunderbarem Gegensatze gestanden habe. Während des Winters ward er heimlich angeklagt, er habe die Absicht, ungeachtet des Friedens, Schwaben zu revolutioniren; und von einer andern Seite brachte der Redakteur eines amtlichen Tagesblatt einen namenlosen Brief zur öffentlichen Kunde, in welchem behauptet wird, man leite zu Straßburg gegen Rewbel und Buonaparte einen Briefwechsel in der Art, wie die Brieftasche des Antraigues, (s. d. Art.) Agenten Ludwigs XVIII., und Alles geschehe in Augereau's Namen. Solche Anzeigen deuteten hinlänglich auf die dem Sieger des Fruktidors vorbehaltene Belohnung des Direktoriums. In der That, bald ward er von den Ufern des Rheinstromes weggerissen, und zum Commandanten der 10. Militärdivision (Perpignan) unter dem Vorwande einer Expedition gegen Portugal ernannt. Im Jahr 1799 ward er vom Dept. der Obergaronne zum Deputirten in den Rath der Fünfhunderte ernannt; er verzichtete auf sein fruchtloses Commando, nahm die neuen Amtsverrichtungen an, und ward in der Sitzung vom 20. Jun. zum Sekretär jener Kammer erwählt. Merlin mußte das Direktorium verlassen. Als Jourdan in der Sitzung vom 27. Fruktidor (14. Sept.) den Antrag machte, zu erklären, das Vaterland schwebe in Gefahr, stimmte Augereau in demselben Sinne, und bestand auf der Wichtigkeit der Umstände. Dieser Antrag ward verworfen; allein da die Furcht vor einem Staatsstreiche noch immer einen Theil des Rathes ängstigte, erklärte Augereau auf der Tribune, und zwar in noch derberen Worten, man würde eher dem General des Fruktidors den Kopf abhauen, als daß er seinen Collegen nachstelle. Bald darauf bemerkte man, daß er nicht bei dem Mahle anwesend war, welches der Rath in der Kirche St. Sulpice Buonaparte gab; allein alle Vermuthungen, die sich aus diesem Umstande schöpfen ließen, mußten verschwinden, als am 18. Brumaire Morgens Augereau auf die Nachricht, Buonaparte commandire in den Tuilerien, sich zu diesem General begab, ihm unter Umarmungen seine Dienste anbot, und ihm einige Worte zuflüsterte, die zwar verschieden lauten, aber doch den Sinn enthalten, Buonaparte würde doch wohl nichts für die Republik thuen wollen, ohne ihn mitwirken zu lassen. Den Tag darauf war er nicht in der Sitzung zu St. Cloud, um dem Rathe der Fünfhunderte den Eid der Anhänglichkeit an die Constitution zu leisten; und als einige seiner Collegen ihn auffoderten, sich mit ihnen zu vereinigen, erwiederte er, er wolle seinen Ruhm nicht beflecken. Als Buonaparte Consul geworden war, übertrug er Augereau den Oberbefehl über die Heeresmacht in Holland. Dieser kam den 26. Jänner 1800 im Haag an, ward ehrenvoll von dem batavischen Direktorium aufgenommen, welches ihm den Oberbefehl über die Truppen dieser Republik für den nächsten Feldzug anvertraute. Er begab sich in demselben Jahre an den Niederrhein an der Spitze des französisch-batavischen Heeres, das die Operationen von Moreau unterstützten sollte. Als er über Frankfurt vorgerückt war, hatte er mit dem österreichischen General Kalkreuth verschiedene Gefechte mit wechselndem Glücke, bis der Sieg von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel steckte. Er ging nach Holland zurück, und ward im Oktober 1801 vom General Victor abgelöst. Er lebte ohne Anstellung bis 1803 ruhig auf einem schönen Landgute, das er in der Nähe von Melun gekauft hatte. Als die Feindseligkeiten mit England wieder begannen, begab er sich nach Bordeaux, und übernahm den Oberbefehl über die gegen Portugal bestimmten Trupepn; allein, da diese Expedition unterblieb, kehrte er nach Paris zurück, wurde den 19. Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben, kurz nachher zum Chef der fünften

Cohorte der Ehrenlegion ernannt, und erhielt den 1sten Februar 1805 als Großoffizier das rothe Band. Im Julius desselben Jahres ernannte ihn der König von Spanien zum Ritter des Ordens Carls III.; hierauf übernahm er den Oberbefehl über die Brester Expeditionsarmee, die gegen England gerichtet war. Am Ende des Jahrs 1805 befehligte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, welches aus den schon lange bei Brest unter seinen Befehlen zusammengezogenen Truppen bestand. Er ging zu Hüningen über den Rhein, schlug auf dem östlichen Ufer des Kostnizer See's das österreichische Corps des General Wolfkehl, und besetzte Lindau und Bregenz. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den Preßburger Frieden herbeiführten, erhielt bald darauf den Befehl, sich gegen Franken zurückzuziehen, stellte sich zu Frankfurt auf, und besetzte das Gebiet von Wetzlar. Als Napoleon gekrönt wurde, ward er dem Papste zu Fontainebleau vorgestellt. Darauf erhielt er, als Großoffizier des Reichs, den Vorsitz im Wahlcollegium des Loiret, machte den Feldzug von 1806 gegen Preußen mit, und trug zum Siege von Jena bei. Augereau zeichnete sich noch in der Schlacht von Golymin aus, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde. Allein in der Schlacht von preuß. Eylau litt sein Armeekorps sehr. Im Tagsberichte gesteht selbst Buonaparte, daß es einen Augenblick wankte. Bekanntlich ward es so gut wie aufgerieben, und Augereau verwundet. Der Kaiser war unzufrieden, und befahl ihm nach Frankreich zu gehen, um seine Gesundheit herzustellen. Dennoch erhielt Augereau im J. 1809 den Auftrag, Girona zu belagern, und besetzte den 11. Oktober durch Capitulation diese Stadt. Im April 1810 zog er sich nach einer verlornen Schlacht gegen Barcellona zurück, und ward im Commando vom Marschall Macdonald ersetzt. Im Kriege gegen Rußland im J. 1812 hatte Augereau den Oberbefehl über das 11te Armeekorps zu Berlin, wo er den 20. Februar 1813 in seinem Hause angegriffen wurde. Er trieb die Angreifenden mit Kanonenkugeln zurück, handhabte die Ordnung in der Stadt, und verließ sie wenige Tage darauf, da er sie gegen die überlegenen Kräfte nicht vertheidigen konnte. Sobald der Kaiser im demselben Jahre ankam, ward Augereau gleich zum Generalgouverneur der Großherzogthümer Frankfurt und Würzburg ernannt, und ließ in der letztern Stadt Napoleons Geburtstag feiern. Den 18. Oktober zeichnete er sich in der Schlacht von Leipzig aus, und vertheidigte ein Gehölz einen ganzen Tag hindurch. Er war erst wenige Tage vorher zur Armee gekommen. Als Augereau nach der Schlacht von Hanau nach Frankreich zurück kam, ward er zum Obercommandanten der 7ten und 6ten Militär-Division ernannt, und begab sich zu diesem Ende nach Lyon in den ersten Tagen des Jänners 1814. Er beschäftigte sich damit, Hülfsmittel zum Widerstande gegen die Oesterreicher zu organisiren, die in Frankreich einrückten, und erließ den 22. desselben Monates einen dringenden Aufruf an die Lyoner, um sie zu ihrer Vertheidigung anzufeuern. Als er lange das österreichische Heer unter dem Befehl des General Bubna im Schach gehalten hatte, mußte er endlich doch eine Capitulation unterzeichnen. Er zog sich auf Valence zurück, wo er den 16. April Folgendes verkündigen ließ: „Der Senat, der Vollstrecker des Gesammtwillens des Volkes, endlich müde des tyrannischen Joches von Napoleon Buonaparte, hat den 11. April seine Entthronung ausgesprochen. Eine neue kräftige und freisinnige monarchische Verfassung und ein Abkömmling unserer alten Könige ersetzen Buonaparten und dessen Despotismus. Euer Rang, eure Auszeichnung bleiben euch gesichert. Der gesetzgebende Körper, die Großwürdner, die Marschälle und alle Corps der großen Armee sind den Beschlüssen des Senates beigetreten, und Buonaparte selbst hat für sich und seine Erben den Thronen Frankreichs und Italiens entsagt. Soldaten, ihr seyd eures Schwurs entbunden; ihr seyd es

durch die Nation, auf welcher die Souveränität beruhet; ihr seyd es ferner, wenn es nöthig wäre, durch die Abdankung eines Mannes, der Millionen Schlachtopfer seinem blutigen Ehrgeiz weihte, und selber nicht als Soldat zu sterben wußte. Die Nation beruft Ludwig XVIII. auf den Thron. Er, ein Franzose von Geburt, wird stark seyn durch euern Ruhm, und stolz seyn, sich mit euern Führern zu umgeben. Als Sohn Heinrichs IV. wird er auch dessen Herz im Busen tragen: er wird den Soldaten und das Volk lieben. Laßt uns also Treue Ludwig dem Achtzehnten und der Constitution schwören, welche ihn uns gewährt! Laßt uns die echt französische Farbe aufpflanzen, die jegliches Sinnbild einer Revolution, die nun fest steht, in Vergessenheit einhüllt; und ihr werdet schnell in der Dankbarkeit und Verwunderung eures Königes und eures Vaterlandes den gerechten Preis eurer edlen Anstrengungen finden." Wenige Tage darauf, als Buonaparte, auf dem Wege nach der Insel Elba, durch das Dept. der Drome kam, begegnete er dem Marschall Augereau in der Nähe von Valence. Der Exkaiser und der Marschall stiegen aus dem Wagen. Napoleon nahm den Hut ab, und hielt dem Marschall die Arme entgegen, der ihn zwar umhalste, aber nicht grüßte. Wohin gehst du so? fragte ihn Buonaparte, ihn beim Arme nehmend. Du gehst an Hof? Augereau erwiederte, er gehe jetzt nach Lyon. Sie gingen fast eine Viertelstunde zusammen immer auf der Straße von Valence. Der Exkaiser machte dem Marschall Vorwürfe über sein Benehmen, und sagte: „Dein Aufruf ist recht dumm; warum Beleidigungen? du brauchtest nur schlechtweg zu sagen: da sich der Wunsch der Nation zu Gunsten eines andern Souveräns ausgesprochen hat, so ist es die Pflicht des Heeres, sich dem allgemeinen Wunsche zu schmiegen; es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.!" Augereau fing auch an, Buonaparten zu duzen, und machte ihm seinerseits bittre Vorwürfe über seinen unersättlichen Ehrgeiz, welchem er Alles, sogar Frankreichs Glück, aufgeopfert habe. Dieses Gespräches überdrüssig, wandte sich Buonaparten schnell gegen den Marschall, umarmte ihn, zog den Hut ab, und warf sich in seinen Wagen. Augereau, die Hände auf dem Rücken haltend, rührte nicht an seinen Helm, und als sein ehemaliger Gebieter bereits im Wagen saß, machte er eine verächtliche Geberde mit der Hand, um ihm Lebewohl zu sagen. Er wandte sich um, und grüßte mit vieler Huld die Commissäre, welche Buonaparte begleiteten. Dieser sagte bei seinem Hang zum Lügen eine Stunde darauf zum General Koller: „So eben erst vernehme ich von Augereau's verruchtem Aufrufe: hätte ich, als ich ihm begegnete, das gewußt, ich würde derbe ihm den Kopf gewaschen haben." Den 6. Mai darauf ward Augereau zum Mitgliede des Kriegsrathes, den der König um seine Person bildete, und den 2. Juni zum Ritter des heil. Ludwigs ernannt. Den 7. Mai wohnte er dem Leichenbegängniß zum Andenken Ludwigs XVI. in der Domkirche zu Clermont-Ferrand bei. Den 4. Juni ward er zum Pair von Frankreich erhoben. Den 31. Juli führte er bei dem Gastmahle, welches die Nationalgarde von Lyon den Besatzungstruppen gab, den Vorsitz, und brachte folgende Gesundheit des Königs aus: „Ludwig dem Achtzehnten, unserm vielgeliebten Monarchen, dem Könige und Vater der Franzosen." Als der König ihn zum Gouverneur der 14. Militärdivision ernannt hatte, begab sich der Marschall nach der Normandie gerade zu der Zeit, als die Ereignisse des Märzmonates 1815 Statt hatten, und ward mit dem Jubelruf: Es lebe der König! überall empfangen. Buonaparte bezeichnete ihn in seinen, vom Golf Juan an das Heer und Volk erlassenen, Aufrufen als einen Verräther. „Zwei Menschen traten aus unsern Reihen," sagte er im ersten Ausruf von Augereau und Marmont, und verriethen unsere Lorbeern, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohlthätern. Im andern schreibt Buonaparte noch dem Marschall die Unfälle

zu, die seinen Sturz herbeiführten. „Der Abfall des Herzogs von Castiglione, sagt er, gab Lyon ohne Vertheidigung unsern Feinden Preis; die Heeresmacht, deren Oberbefehl ich ihm anvertraute, war, was die Anzahl seiner Bataillone, den Heldenmuth und die Vaterlandsliebe der Truppen betraf, ganz im Stande, das entgegenstehende Corps des österreichischen Heeres zu schlagen, und in den Rücken des linken Flügels vom feindlichen Heere, das Paris bedrohte, herbeizueilen." Der Marschall erließ nichtsdestoweniger den 22. März einen Aufruf an die Truppen der vierten Division, worin er sich in Bezug auf denjenigen, der ihn so grausam beleidigt hatte, folgender Maßen ausdrückt: „Der Kaiser ist in seiner Hauptstadt. Dieser Name, so lange das Unterpfand des Sieges, war hinlänglich, um alle seine Feinde zu zerstreuen. Nur einen Augenblick war ihm das Glück untreu. Durch die hochherzigste Täuschung (das Glück des Vaterlandes) geblendet, glaubte er, Frankreichs Ruhm und Krone zum Opfer bringen zu müssen. Seine Rechte sind unverjährbar; er nimmt sie heute wieder in Anspruch, nie waren sie heiliger für uns." Als der König zurückkam, trat Augereau wieder in die Kammer der Pairs ein, aus deren Mitte Buonaparte ihn ausgeschlossen hatte, und wurde Mitglied des Kriegsrathes, der über den Marschall Ney zu richten hatte. Jedoch wohnte er nicht den Sitzungen bei. Augereau starb den 11. Juni 1816 auf seinem Gute La Houssaie an der Wassersucht.

Auglowsky (Anna). Als sich Peter, Czar von Moskau, ein zum Theil noch sehr roher, aber auch auf der andern Seite sehr gutherziger Monarch, der den Beinamen des Großen, als Bildner eines neuen Staats und als Verfeinerer seines Volks verdient, sich von seiner ersten Gemahlin Ew. Federowna Lapuchie hatte scheiden lassen, und das Fräulein von Mons seinen Liebesanträgen durch ihre Vermählung mit dem preußischen Gesandten von Keyserling auswich, ward Anna, eine Tochter eines polnischen, in Moskau sich aufhaltenden Kaufmanns, der Gegenstand seiner Liebe. Einst speiste er bei demselben; wie er sie sahe, loderte sogleich seine Liebe gegen sie auf. Er verheimlichte seine Neigung nicht lange, sondern bot ihr sogar an, selbst beliebige Bedingungen zu machen, falls sie nur mit ihm leben wollte. Die gute und keusche Seele wies sie aber alle von sich. Sie, die seiner Macht und gewöhnlich harten Verfahrens wegen in Schrecken gerieth, faßte sogleich den Vorsatz, noch in der Nacht Moskau zu verlassen, und entdeckte ihren Eltern nichts von diesem Vorhaben. Etwas Geld nahm sie mit sich, und ging mehrere Meilen zu Fuß ins Land hinein, bis sie in ein kleines Dorf kam, woselbst die Amme, die sie vormals gesäuget hatte, mit ihrem Manne und einer Tochter wohnte, die mit ihr selbst an denselben Brüsten ihre erste Nahrung erhalten hatte. Dieser theilte sie ihr Vorhaben mit, daß sie sich in dem beim Dorfe befindlichen Holze verbergen wollte. Um nicht entdeckt zu werden, machte sie sich, in Begleitung des Mannes und der Tochter, noch in derselben Nacht auf den Weg nach dem Gehölz. Als Zimmermann kannte dieser Mann dasselbe sehr gut, und brachte sie auf einen kleinen, trocknen, aber von einem Morast umgebenen Platz. Hier errichtete er ihr eine kleine Hütte zur Wohnung. Ihr Geld hatte sie im Dorfe bei der Amme deßhalb zurückgelassen, damit diese ihr das, was sie nothdürftig brauche, dafür anschaffe, welches ihr auch dieselbe durch ihre Tochter des Nachts getreu überbringen ließ. Eine von beiden blieb auch des Nachts bei ihr. Am nächsten Tage nach ihrer Flucht kam der Czar, um sie zu sehen, zu ihrem Vater in Moskau. Hier fand er die Eltern wegen ihrer Entweichung in der tiefsten Betrübniß und sah sich selbst angeführt. Er faßte den Argwohn, als wenn dies ein von ihnen selbstangelegter Plan sey, gerieth in Zorn, und bedrohete sie mit seiner Ungnade, falls sie nicht ihre Tochter wieder herbeischafften. Sie mußten also wohl, so sehr auch Bekümmerniß an ihrem Herzen nagte,

betheuern, daß sie nichts von der Flucht ihrer Tochter wüßten, und daß sie an ihrer Flucht unschuldig wären, indem ja Alles, bis auf diejenigen Kleidungsstücke, die sie angehabt, noch vorhanden wäre. Der Kaiser glaubte ihnen zwar auf diese an Eides statt gegebene Versicherung, ließ aber auf das Sorgfältigste nach der Geflüchteten suchen, und sagte dem ein ansehnliches Geschenk zu, der sie wieder herschaffen, oder erforschen würde, was ihr begegnet sey. Man vernahm aber nichts von ihr. Die Eltern, die wirklich befürchteten, sie sey ums Leben gekommen, legten ihrentwegen Trauer an. Erst nach einem Jahre wurde sie durch einen Zufall entdeckt. Ein Obrister, der, um seine Freunde zu besuchen, von der Armee gekommen war, ging in jenem Gehölze auf die Jagd, und setzte dem aufgespürten Wildpret durch den Morast nach. Dies ließ ihn die Hütte entdecken, in welcher er, als er hineinsahe, ein bildschönes junges Mädchen in schlechter Kleidung gewahrte. Nach den Fragen, wer sie sey, und wie sie dazu komme, an einem solchen einsamen Ort allein zu wohnen? vernahm er, daß sie dasjenige Frauenzimmer sey, dessen Verschwinden so großes Aufsehen verursacht habe. Sie gerieth aber dieser Entdeckung wegen in die äußerste Verwirrung, und flehete deßhalb ihn auf den Knieen aufs Innigste an, daß er sie nicht verrathen möchte. Er benahm ihr aber diese Besorgniß, weil, wie er sagte, die Gefahr jetzt vorüber sey, indem der Czar eine andere Liebschaft habe. (Dieser hatte nämlich indessen sich seit 1707 mit dem aus Schweden gebürtigen schönen Bauermädchen, der nachherigen Kaiserin Catharina I., vermählt.) Sie könne sich daher ganz sicher ihren Eltern wieder entdecken, mit denen er überlegen wollte, wie die Sache am Besten anzufangen sey. Das Mädchen willigte in diesen Vorschlag. Sogleich machte er sich auf den Weg, und versetzte ihre Eltern mit der glücklichen Entdeckung in die größte Freude. Das Resultat seiner Berathungen mit denselben war, Madame Catharina (so nannte man damals die nachherige Kaiserin) um ihre Meinung zu fragen, welches die beste Art sey, um dem Czar den Fund des Mädchens zu eröffnen. Der Obrist übernahm dies Geschäft. Catharina ließ ihn nämlich am folgenden Morgen zu sich kommen, um ihn dem Kaiser vorzustellen. Er erzählte Sr. Majestät den Zufall, wodurch er das Mädchen entdeckt, und schilderte die elende Lage, in welcher er dasselbe angetroffen habe. Auch machte er auf das Beschwerliche aufmerksam, was dasselbe bei der Zärtlichkeit ihres Geschlechts, so lange an einem so schrecklichen Ort eingeschlossen, ausgestanden habe. — Der Czar bedauerte sodann sehr, daß er die Ursache so vieler Leiden gewesen sey, und erklärte sich bereitwillig, demselben sofort Genugthuung zu geben. Catharina schlug jetzt vor, der beste Ersatz wäre, wenn Ihre Majestät ihr ein gutes Vermögen und den Obristen dem Mädchen zum Gatte gebe, der doch durch seine auf der Jagd gemachte Entdeckung das nächste Recht auf das keusche Mädchen habe. Der Czar stimmte völlig dieser Meinung bei. Er befahl einem seiner Günstlinge, mit dem Obristen das junge Frauenzimmer nach Hause zu bringen, und sie kam zur unaussprechlichen Freude ihrer Familie und Verwandten zurück. Zur Hochzeit gab der Czar die Kosten her, der selbst die Braut dem Bräutigam mit den Worten zuführte: „ich mache Ihm hier mit einem der tugendhaftesten Mädchen ein Geschenk." Er begleitete diese Aeußerung mit beträchtlichen Geschenken, und setzte ihnen und ihren Erben überdies noch einen Jahrgehalt von 3.000 Rubeln aus. Immer sprach er, so wie Jeder, der sie kannte, hernach von ihr mit Hochachtung. — Heil jedem Mädchen, welches wie Anna gesinnt ist!

Augmentatio (musik.) heißt die Vergrößerung des Werths der Noten. Wenn nämlich ein melodischer Satz, am Gewöhnlichsten das Thema einer Fuge, in Noten von vermehrter Geltung vorgetragen wird, so nennt man diese Darstellung des Satzes Augmentatio.

Augsburg, die Hauptstadt im bairischen Oberdonaukreise, auf einem kleinen Hügel, zwischen der Wertach (über welche 1815 eine Brücke errichtet ward) und dem Lech, die sich unterhalb der Stadt vereinigen, 15 Stunden von München und 73 Meilen von Berlin. Sie hat 4 Kanäle, die den dortigen Fabriken, Hammerschmieden, Schleif-, Polir- und Gewürzmühlen wichtige Vortheile verschaffen; 3.669 Häuser, und 29.470 Einw. Hauptgebäude sind: das Rathhaus mit dem goldenen Saale und 4 Fürstenzimmern, voll schöner Gemälde; der Bischofshof oder der bischöfliche Pallast, mit dem jetzt in Zimmer getheilten Saale, in dem am 25. Juni 1530 das augsburg. Glaubensbekenntniß dem Kaiser Carl V. übergeben ward, die Domkirche; das Zeughaus; die Fuggerei, (ein Bezirk von 51 Häusern in der Jakobsvorstadt, die 107 arme katholische Familien für 2 Fl. jährliche Hausmiethen bewohnen) das prächtige Hallgebäude mit einer künstlichen Maschine, welche das Gewicht der herbeigefahrnen Frachtwagen und Hüter anzeigt rc. Sie hat ferner eine, 1755 errichtete, kaiserl. franciscische Akademie der Künste, eine Kunstschule, eine Gemäldegallerie (mit ungefähr 1.000 Stück, meistens von der deutschen Schule, in chronologischer Ordnung, vom Anfang der Kunst an bis auf die neuesten Zeiten) eine, besonders an griechischen, geschriebenen und gedruckten Werken, reiche öffentliche Bibliothek rc. Zu den Fabriken gehören besonders Kattun- (1795—1805 wurden 1.207.561 Stück abgesandt, und 393.328 Stück fremde Kattune bearbeitet; der gesammte Druckerlohn betrug 5.982.651 Fl., und der ganze Werth derselben 19.163.855 Fl.; die Bearbeitung beschäftigt im Ganzen 6.938 Personen), Barchent-Leinwand-, Fischbein-, Seife-, Wollen-, Seiden-, Tabaks-, Tapeten-, Spiegel-, Siegellack-, Wachstuch-, Papierfabriken, die Gold- und Silberarbeiter, Goldschläger, Gold- und Silberdrahtzieher, Zinngießer, Bortenwirker, Steinschleifer, Uhr- und mathematische Instrumentenmacher, Kupfer- und Landchartenstecher, Maler, Bildhauer, Potaschensieder, Diamantschneider, Buchdruckereien, Schriftgießerei, Kupferhämmer rc. Die Handlung ist wichtig, besonders in Wechselgeschäften, mit Italien, Schweiz, Wien, Frankfurt, Leipzig, Lyon, Botzen rc. Auch der Buchhandel ist nicht unbedeutend; eben so ist hier die Hauptniederlage der Neckar-, Tiroler-, italienischen und griechischen Weine. Der Handelshäuser sind 216; jährlich werden im Durchschnitte für 47 Millionen Gulden Waaren- und Wechselgeschäfte gemacht. Das Gesamtvermögen der zahlreichen frommen Stiftungen bestand 1807 in 6.608.903 Fl. 44 Kr., und der jährliche rohe Ertrag in 321.012 Fl. 45 Kr. Im ehemaligen Dominikanerkloster hat der Finanzrath Lorenz Schätzler 1814 eine Versorgungsanstalt gestiftet, in der 47 arbeitende Personen, 63 Greise und 78 arme Kinder unterhalten und unterrichtet werden. Eben derselbe hat 1813 eine Lehr- und Industrieschule für 100 arme Kinder beider Confessionen angelegt. Auch das treffliche Waisenhaus verdient Auszeichnung. Diese ehemalige Reichsstadt, in der auch 1548 das Interim bekannt gemacht, und am 25. Sept. 1555 der Religionsfriede geschlossen wurde, blieb zwar 1802 eine von den 6 freien Reichsstädten Deutschlands, ward aber durch den Preßburger Frieden vom J. 1805 dem König von Baiern bestimmt, und am 4. März 1806 übergeben. Sie ward hierauf Hauptstadt des Lechkreises, und nach dessen Aufhebung im J. 1810 ward sie zum Illerkreise und 1817 zum Oberdonaukreise gerechnet. — Augsburg ist der Geburtsort der Künstler Probst, Holbein, Holl, Kappich rc.

Augsburgische Confession ist das berühmte, von Luther und Melanchthon, mit Zuziehung einiger anderer Theologen, auf Befehl des Kaisers Carl V. und des Churfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, abgefaßte, und von den protestantischen Reichsständen unter-

schriebene Glaubensbekenntniß, welches die Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen Kirche von der katholischen enthält, und den 25sten Juni 1530 dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg im Namen der evangelischen Gemeine in deutscher und lateinischer Sprache übergeben wurde. Das lateinische Exemplar, welches der Kaiser behielt, wurde in Brüssel, und das deutsche im Mainzer Archiv aufbewahrt. Da Melanchthon in der Folge eine veränderte Ausgabe der Augsburgischen Confession veranstaltete, so nahmen diese bloß die Reformirten an, weil sie ihren Lehrsätzen nicht entgegen war; die Lutheraner hingegen erkannten nur die unveränderte als ein symbolisches Buch ihrer Kirche an.

Augurelli (Johann Aurel.) wurde im Jahr 1441 in einem angesehenen Hause zu Rimini geboren, und heißt deswegen auch oft Johann Aurel. von Rimini. Er studirte in frühern Jahren auf der hohen Schule zu Padua, wo er sich lange aufhielt, und wahrscheinlich zuerst anfing, über die schönen Wissenschaften öffentlichen Unterricht zu geben; denn Trissini nennt ihn in seinem Gedicht Il Castellano den Ersten, der die Regeln Petrarchs für die italienische Sprache beobachtet hat. Hernach fand er in dem Bischofe von Trevigo, Nicolaus Franco, einen Gönner, zog zu ihm, und ward Canonicus, mit Erlassung von der Pflicht, in der Stiftsstadt zu wohnen; eine Freiheit, die er bereits in Padua erlangt hatte. Nach dem Tode seines Beschützers verließ er Trevigo, und brachte ungefähr 15 Monate in Feltri zu, um sich ungestört mit der griechischen Sprache beschäftigen zu können, und endlich ließ er sich zu Venedig nieder, wo er als Privatlehrer in großem Rufe stand, und die Ehre hatte, einen Bembo, Navagero, und andere nachher sehr berühmt gewordene Männer unter seine Schüler zu zählen. Paul Jovius nennt ihn den gelehrtesten und angenehmsten Lehrer seiner Zeit. Indeß soll sein Studiren durch die Leidenschaft unterbrochen seyn, womit er sich auf die Alchymie legte, so daß er ganze Stunden beim Schmelztiegel zubrachte, um den Stein der Weisen zu entdecken. Auch daß seine Erwartungen fehlschlugen, machte ihn nicht irre; nur anstatt seine Versuche fortzusetzen, entschloß er sich weislich, seine Gedanken über diesen hohen Gegenstand in lateinische Verse einzukleiden, und so entstand sein Gedicht in drei Büchern: Chrysopöia, oder die Kunst, Gold zu machen. Dieses Werk eignete er dem Papste Leo X. in wenigen Zeilen zu, die aber ihrer Schönheit wegen werth sind, aufbehalten zu werden. Sie finden sich in Roscoe's Geschichte des Papstes Leo X. 3. Thle. im Anhange. Dieses Gedicht brachte seinem Verfasser großen Ruhm zuwege, und man hat mit Recht behauptet, das darin enthaltene Gold sey echter, als das, welches er seine Leser machen lehre. Auch das war ein guter Einfall, daß er sein Werk einem Fürsten zueignete, der dieser Kunst so sehr bedurfte, um den ungeheuern Aufwand zu bestreiten, welchen seine Geschenke an gelehrte Männer, seine Feste und Schauspiele veranlaßten. Aber eben so passend war die Belohnung, welche er dafür bekam; sie bestand, wie man häufig erzählt hat, in einem großen und schönen, aber leeren Beutel, bei dessen Uebersendung der Papst ihm schrieb, ein Mann, der Gold machen könne, bedürfe nichts weiter, als einen Beutel, um es aufzubewahren. Ein berühmter Gelehrter der neuern Zeit ist der Meinung, daß Augurelli in diesem Gedichte durch Scherz habe belustigen wollen, und daß ihm seine Zeit zu kostbar gewesen sey, als daß er sie auf Goldkocherei hätte verwenden sollen; allein man kann hierauf erwiedern, daß ein solches Werk nur von einem dieses Faches sehr kundigen Manne geschrieben werden konnte, und daß es von den Verehrern jener geheimnißvollen Kunst immer als ein zuverlässiger Wegweiser betrachtet worden ist. Augurelli erreichte ein hohes Alter, und starb zuletzt plötzlich im Jahre 1524, als er in einem Buchladen zu Trevigo im gelehrten Streite begriffen war. —

Außer seiner Chrysopöia, und einem andern Gedichte Gerontikon, oder über das Alter, betitelt, hat man auch von Augurelli einen Band vermischter Gedichte, die unter dem Titel Jambici, Sermones und Carmina mehrmals aufgelegt worden sind. Der Werth dieser Gedichte ist von den Kritikern sehr verschieden beurtheilt worden; allein unstreitig verrathen sie eine leichte und ergiebige poetische Ader, eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Werken der Alten, und eine Reinheit und Richtigkeit des Ausdruckes, deren sich wenige Schriftsteller jenes frühen Zeitalters rühmen können. Daher trägt ein gelehrter Italiener, der selbst ein guter Dichter war, nachdem er die Urtheile früherer Kunstrichter, besonders den bittern Tadel des Julius Cäsar Scaliger ausführlich geprüft hat, kein Bedenken zu behaupten, daß Scaliger in diesem Falle keine Stimme habe, und Augurelli's Werke der Unsterblichkeit würdig seyen.

Augurn und Augurien, eine gewisse Art von Priestern bei den Römern, die aus dem Fluge, Gesänge u. s. w. der Vögel, aus dem Blitze und andern Ereignissen weissagten, und den Willen der Götter verkündigten. Sie waren zu Rom in größtem Ansehen, und da nichts Wichtiges vorgenommen wurde, ohne sie um Rath zu fragen, es mochte nun im Kriege oder Frieden, zu Hause oder auswärts seyn, so war ihr Einfluß auf den Staat von der größten Bedeutenheit. In ältern Zeiten befragte man sie auch in Privatangelegenheiten. Sie konnten die Fortsetzung der Comitien hindern, und alle Gesetze ungültig machen, wenn sie versicherten, man habe dabei nicht nach dem Willen der Götter verfahren. Sie durften auch nie ihres Amtes entsetzt werden. Ihre Kleidung war eine Tunika, und noch ein besonderes Wahrsagerkleid, das Niemand, als sie, tragen durfte. Auch trugen sie ein kostbares Purpurkleid, Trabea, einen Kranz von Oelzweigen, eine Mütze von konischer Form, und in der Rechten einen oben gekrümmten Stab (Lituus), den schon Romulus bei den Augurien eingeführt hatte. Ihrer waren anfänglich drei. Numa bestätigte sie, und Servius Tullius fügte noch den 4ten hinzu, wie es wenigstens daraus wahrscheinlich ist, weil er zu den drei vorhandenen Tribus noch einen hinzuthat, und weil es die Plebejer im J. R. 453 durchsetzten, daß zu den vier Augurn aus den Patriciern noch fünf aus ihrer Mitte gewählt werden mußten. Sulla vermehrte ihre Anzahl auf fünfzehn. Als Augustus sich zum Alleinherrscher gemacht hatte, so ertheilte man ihm die Freiheit, die Mitglieder der Augurn, so wie alle übrigen Priestergesellschaften, nach Belieben zu wählen. Dieses Recht übten auch alle folgenden Kaiser aus, und die Anzahl der Auguren ist daher von da an zweifelhaft. Der Vornehmste von ihnen hieß Magister collegii. Von ihrer Beschaffenheit in ältern Zeiten ist noch zu erinnern, daß sie die Gesetze der Freundschaft unter sich sehr heilig hielten, und daß keiner in ihre Zahl aufgenommen wurde, der gegen ein Mitglied feindselig gesinnt war. Die Wahrsagerkunst aus Anzeigen lernten die Römer von den Tuskern, und in den ältern Zeiten wurde die römische Jugend darin eben so sorgfältig unterrichtet, wie nachher in den Wissenschaften der Griechen. Ein Senatsdekret befahl sogar, 6 bis 10 Söhne von den vornehmsten Männern in Rom nach Hetrurien zu schicken, um daselbst Unterricht in dieser Kunst zu nehmen. Als Romulus und Remus sich unter einander stritten, wer der neuen Stadt den Namen geben sollte, so kamen sie überein, den Streit durch Auspicien (s. d. Art.) zu entscheiden. Nach Romulus trat Niemand ein öffentl. Amt an, ohne die Auspicien um Rath gefragt zu haben. Dem Dionysius zufolge aber artete diese Gewohnheit zu seiner Zeit in ein bloßes Ceremoniel aus. Wenn nämlich ein Magistrat sein Amt antrat, so stand er früh vor Sonnenaufgang auf, verrichtete gewisse Gebete unter freiem Himmel, und hatte zugleich einen Augur bei sich, welcher dann gewöhnlich sagte, daß er zur linken Hand

einen Blitz gesehen habe, ob er gleich eigentlich nichts sah. Diese mündliche, obgleich falsche, Erklärung hielt man für ein zureichend glückliches Zeichen. Die Auguren hatten fünferlei Arten von Anzeigen (signa), woraus sie weissagten, nämlich: I. aus den Erscheinungen am Himmel, z. B. Donner oder Blitz. Man merkte hierbei darauf, wann und wo der Blitz entstanden war, was er getroffen hatte u. s. w.; II. aus dem Gesange und Fluge der Vögel. Vögel, die durch ihr Geschrei eine Anzeige gaben, waren: der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. s. w. Die, welche durch den Flug Anzeigen gaben, waren hauptsächtlich: 1) der Adler, ein glücklicher Vogel, besonders, wenn er von der Linken zur Rechten flog; 2) der Habicht, ein böses Omen, der Krieg und Blutvergießen andeutete; 3) der Geier, auch ein Unglück weissagender Vogel, vorzüglich wenn er gerade im Raube begriffen war; 4) die Krähe, deren Flug zur Linken glücklich war; 5) der Rabe war zur linken Hand von guter, zur rechten von böser Vorbedeutung; 6) die Eule, ein Unglück verkündender Vogel. Aus dem Fressen der Hühner. Dieser Art zu wahrsagen bediente man sich vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruspicen, nebst dem Pallarius mit seinem Hühnerkasten, folgen mußten. Wenn die Hühner nicht fressen wollten, so war dies ein sehr böses Zeichen. Man achtete überhaupt auf diese Art der Anzeigen sehr, und hielt es für ein, großes Unglück nach sich ziehendes Verbrechen, ihnen nicht zu gehorchen. Eines solchen Verbrechens machte sich P. Claudius im ersten punischen Kriege schuldig, und die Strafe war seine gänzliche Niederlage durch die Karthaginienser. Als man ihm nämlich sagte, daß die Hühner nicht fressen wollten, so antwortete er: so laßt sie saufen, und befahl, sie ins Meer zu werfen. IV. Die von vierfüßigen Thieren, und V. von außerordentlichen Vorfällen (Dirae) hergenommenen Anzeigen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief, oder an einem ungewöhnlichen Orte gesehen wurde. Wenn Jemand ohne Ursache traurig ward, oder wenn ihm die Füße juckten, oder die Zähne knirschten; desgleichen, wenn die Bretter oder Balken im Hause knarrten, das Feuer prasselte, oder wenn der Schuh verkehrt angezogen wurde: so hielt man das Alles für unglückliche Zeichen; desgleichen auch, wenn man des Nachts unvermuthet einen Schein sah, oder eine Katze in das Haus kroch, oder einem eine alte Frau begegnete u. s. w. Ferner waren auch Anzeigen: das Niesen, das Verschütten des Salzes über Tische u. s. w., welche zu den Diris gehörten, und Unglück bedeuteten. Die Auguren erklärten solche Anzeigen, und lehrten, wie man die Götter wieder versöhnen müsse. Der Aberglaube der Römer ging hierin sehr weit. Als Cäsar mit seiner Armee zu Adrumetum in Afrika landete, fiel er von ungefähr aufs Gesicht nieder, welches ein böses Zeichen war. Aber er hatte Gegenwart des Geistes genug, das böse Omen in ein gutes zu verwandeln, indem er die Erde mit der rechten Hand faßte, küßte, und, als ob er vorsätzlich gefallen wäre, ausrief: „Afrika, du bist mein!" Die Zeit, wo die Auguren ihre Beobachtungen am Himmel anstellten, war gewöhnlich Mitternacht, oder gegen Anbruch des Tages. Die Beobachtung selbst geschah folgender Gestalt. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht habenden Ort. Hinderten Gebäude die freie Aussicht, so wurden sie oftmals niedergerissen. Nach verrichtetem Opfer und feierlich ausgesprochenem Gebete setzte er sich mit bedecktem Haupte, und mit nach Osten gekehrtem Gesichte so nieder, daß ihm Süden zur rechten, und Norden zur linken Hand war. Dann nahm er seinen Lituus, und bezeichnete damit von Osten gegen Westen die Gegenden des Himmels, indem er in gerader Richtung vor sich hin, so weit sein Auge reichen konnte, in Gedanken einige Gegenstände bemerkte, und dadurch sich einen Raum am Himmel begränzte, innerhalb dessen er seine Beobachtungen anstellte. In jedem Falle waren die

Anzeigen zur linken Hand die glücklichen, die zur rechten die unglücklichen. Wenn einige Schriftsteller bisweilen die Anzeigen linker Hand unglücklich nennen, so richteten sie sich darin nach den Griechen (Virg. Ecl. I, 18. IX, 15. Suet. Cl. 7. Vit. 9. Ovid. Epist. II, 115). Der Donner zur linken Hand war für jede Sache glücklich, nur nicht für die Comitien (Cic. Div. II, 18. 35.). Wenn nun ein Augur ein glückliches Zeichen erblickt hatte, so erwartete er gern noch ein zweites, um desto gewisser überzeugt zu werden.

August, der achte Monat im Jahre, ward von den Römern dem Augustus zu Ehren so genannt, weil dieser († 14 n. Chr.) in diesem Monate, der vorher Sextilis, d. i. der sechste Monat vom März an, hieß, zum Consul war ernannt worden, dreimal triumphirt, Aegypten der römischen Herrschaft unterworfen, und dem bürgerlichen Kriege ein Ende gemacht hatte. — In diesem Monat macht man mit dem Einsammeln des Samens der Sommer- und andern Gewächse den Anfang, die für Zimmer- und Fenstergärten bestimmt sind. Die abgelegten Schösse mehrerer zarten Bäume und Sträuche, z. B. der Myrthe, des Heliotrops, der Jasmine u. s. w., die man, wenn sie (was behutsam untersucht werden muß) gehörig Wurzeln gemacht haben, noch in diesem Jahre von den Mutterstöcken trennen will, müssen jetzt abgenommen werden, damit ihnen, ehe der Herbst heran rückt, die gehörige Zeit zum Anwachsen bleibt. Das Okuliren oder Impfen der Orange und dergleichen Bäume muß in der ersten Hälfte dieses Monats geschehen. Auf die schattenliebenden Pflanzen, den Goldlack, die Hortense, Aurikel u. s. w., hat man Acht zu geben, daß, wenn ihnen anders kein Plätzchen an der Nordseite hat zu Theil werden können, man nicht vergesse, denselben den gehörigen Schatten zu geben. Das Versetzen der Staudengewächse (perennirenden Pflanzen), deren Blüthezeit in den Frühling fällt, und die sich also gegenwärtig im Stande der Ruhe befinden, darf nicht unterlassen werden. Auch macht man jetzt mit dem Um- und Einpflanzen der Knollen- und Zwiebelgewächse in Töpfen den Anfang, z. B. mit dem Irisarten, der Drachenwurz, der Veltheimie rc.

August II. (Friedr.), Churfürst von Sachsen und König von Polen, geb. zu Dresden 1675, von Johann Georg III., Churfürst von Sachsen, erhielt den Churhut nach seines Bruders Johann Georgs IV. Tode. Er machte 1689 seine ersten Feldzüge gegen die Franzosen, an dem Rheinstrome, und gab Beweise von Tapferkeit. Als er 1695 gewählt wurde, um das christliche Heer gegen die Türken zu befehligen, behauptete er den Ruf der Tapferkeit, indem er gegen die Türken die Schlacht von Oltach 1696 gewann. Das Jahr darauf nahm er die katholische Religion an, wurde den 27. Jun. zum König von Polen erwählt, und den 15. Sept. in Cracau gekrönt. Er hatte die eine Hälfte der Stimmen vom polnischen Adel erkauft, und die andere durch die Annäherung eines sächsischen Heeres erzwungen, welches er bald darauf gegen Carl XII. von Schweden gebrauchte. Er warf sich anfangs auf Liefland, und trug einige Vortheile über die Schweden davon, aber mehrere Unfälle folgten auf dieselben. Genöthigt, die Belagerung von Riga aufzuheben, verlor er die Schlacht von Clissow und jene von Fraustadt, und nach einem Kriege, worin er eben so viel Unglück erfahren, als Tapferkeit erprobt hatte, unterzeichnete er den Frieden im J. 1706. Er verlor durch diesen Friedensschluß die Krone Polens, welche Carl XII. dem Stanislaus Leszinski im J. 1704 geben ließ. Nach der Schlacht von Pultawa bestieg Friedrich August wieder den polnischen Thron, und behauptete sich mit Ehre darauf bis zu seinem Tode 1733. Dieser Monarch besaß eine unglaubliche Körperstärke; allein noch berühmter ist er durch Tapferkeit und Seelengröße im Glück, wie im Unglück. Sein Hof war nach dem Hofe Ludwigs XIV. der glänzendste in Europa. August wetteiferte mit Ludwig in der Liebe zu

Lustbarkeiten, wie zu den Künsten. Er zeichnete seine Regierung durch ein neues Gesetzbuch, durch Errichtung verschiedener akademischer Lehrstühle, durch die Gründung eines Gymnasiums zu Dresden für den Adel und durch andere Anstalten aus, die ihn in den Herzen seiner Unterthanen verewigt haben. Man erzählt mehrere Antworten von ihm, welche seine Tugenden beweisen. Als der Primas des Königreiches im J. 1722 gestorben war, verfügte er über diese Stelle zu Gunsten des Bischofs von Warmien, indem er ihm sagte: „ich bin überzeugt, daß Sie Sorge für das Vaterland tragen werden, und ich will, daß Sie nichts für mich thuen, was ungerecht ist, oder gegen die Gesetze." Als die Protestanten von Katholiken verfolgt wurden, gab er dem Primas und dem Senator den Befehl, solche Neckereien zu hemmen, mit den Worten, er sey von Gott bestellt worden, alle seine Unterthanen, ohne irgend eine Ausnahme, zu schützen, und sie in ihren Gerechtsamen, den Gesetzen des Königreichs gemäß, zu handhaben. Als er kurze Zeit vor seinem Tode eine Reise im Winter machen mußte, und man ihm die Gefahr vorstellte, welcher er sich aussetzte, wegen seiner schwankenden Gesundheit, und in der rauhesten Jahreszeit, erwiederte er: „ich sehe die Gefahr, der ich mich bloßstelle, allein ich bin meinen Völkern mehr, als mir schuldig." Dieser Fürst hatte in seiner Jugend alle Höfe von Europa besucht, und von seinen Reisen viele Kenntnisse, Höflichkeit und Leutseligkeit zurückgebracht. Er war gnädig gegen seine Feinde, und dem Frieden hold. Die Sachsen betrachteten ihn wie ihren Vater, und er liebte sie wie seine Kinder. Die Polen schätzten ihn hoch; allein der republikanische Geist, der sie beseelte, und die ewige Furcht, worin sie die Behaltung ihrer Freiheit fesselte, hinderte sie, diesem Könige ihr ganzes Zutrauen zu schenken. Dieser Fürst hatte von Christ. Eberhardine von Brandenburg-Baireuth einen einzigen Sohn, der ihm in der Regierung folgte. Weil seine Gemahlin, die im J. 1727 starb, der protestantischen Religion nicht entsagen wollte, so konnte sie auch nicht als Königin von Polen gekrönt werden.

August III. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, Sohn des Vorigen, geb. im J. 1696, gelangte im J. 1734 auf den Thron. Die letzten Jahre seiner Regierung waren höchst unglücklich. Als 1756 der König von Preußen sich überzeugt hatte, auch Friedrich August habe sich mit in die feindseligen Entwürfe Oesterreichs gegen ihn eingelassen, so zog er mit seiner Armee auf Dresden. August gab seine Hauptstadt Preis, und verschanzte sich mit 17.000 Mann im Lager von Pirna, worin er sich ergeben mußte. Sein Heer fiel in Gefangenschaft, und ward den preußischen Truppen einverleibt. Friedrich August that vergebens Friedensanträge, indem er den Sieger bat, er möge die Bedingungen selbst vorschreiben. Friedrich erwiederte, er habe keine zu thuen, er sey nicht als Feind, sondern als Depositär in Sachsen eingerückt; er versagte ihm sogar seine Garden, indem er vorwendete, er wolle sich nicht die Mühe geben, sie zum zweitenmale gefangen zu nehmen. Endlich erhielt der unglückliche Fürst Pässe nach Polen. Sachsen blieb in den Händen des Siegers bis zum Hubertsburger Frieden, der den 15. Februar 1763 geschlossen wurde. Friedrich August starb den 5. Oktober desselben Jahres. Er war ein Fürst voller Güte und Edelmuth, allein er gab sich verschwenderischem Aufwande hin, und vernachlässigte, während er mächtige Nachbarn hatte, allzusehr die Sorge, bei Zeiten Hülfsmittel des Widerstandes zu bereiten. Die Russen nahmen ihm Curland weg. Seine Gemahlin Marie Josephine, eine Tochter des Kaisers Joseph I. bewies in den Unfällen, die ihr Haus trafen, jene Seelenstärke, welche ihre Lage gebot. Nie wollte sie Dresden verlassen, allein endlich erlag sie dem Grame über die Schicksale ihres Hauses, und starb mitten unter den Ruinen ihres Landes.

Augustinus der Heilige, erster Erzbischof von Canterbury. Er ward vom heiligen Gregor dem Großen im J. 596 nach England gesandt, um dort das Christenthum zu predigen, daher heißt er auch Englands Apostel. Im folgenden Jahre bekehrte er den König von Kent, Ethelbert. Dieser Fürst hatte eine französische Prinzessin, die Tochter des Königs Caribert, zur Gemahlin. Sie war Christin, und Alles, was sie dem Könige vom Christenthume sagte, nahm er mit Wohlgefallen auf. Augustin erhielt von Ethelbert die Erlaubniß, eine Pflanzschule in Canterbury zu gründen. Darauf ging er nach Frankreich, um sich dort zum Bischof weihen zu lassen, und als er nach England zurückkam, taufte er auf Weihnachten mehr als 10.000 Menschen. Da das Christenthum unter seiner Leitung in England solche Riesenschritte machte, so setzte der Papst dort mehrere neue Bischöfe ein, zu deren Erzbischof, sammt dem Gebrauche des Pallium, Augustin ernannt wurde. Papst Gregor der Große gab ihm den Rath, die heidnischen Tempel der Engländer eher in Kirchen umzuwandeln, als dieselben niederzureißen, und den Neubekehrten zu erlauben, um sie her Hütten aus Zweigen und Reisern zu bauen, damit sie in denselben die Feste und verschiedene Male feiern könnten, anstatt Thiere ihren Götzen zu opfern. So wollte sie Gregor stufenweise von dem falschen Götzendienste zu der wahren Gottesverehrung emporheben. Von dem heiligen Augustin und dessen Mitarbeitern, sagt ein neuerer Geschichtschreiber, kann man nicht hoch genug denken, wenn man die wunderbare Veränderung untersucht, welche sie in England bewirkten. Ehe die Prediger des Christenthumes nach England kamen, waren die Einwohner allen Arten von Lastern ergeben, und in die gröbste Unwissenheit versenkt. Was dieses vor Allem beweiset, ist der Umstand, daß die Engländer bei Ankunft der Missionäre nicht einmal den Gebrauch der Buchstaben kannten, und daß alle ihre Fortschritte in den Wissenschaften sich darauf beschränkten, das Alphabet von den Irländern zu entlehnen. Die Northumber verkauften, nach Wilhelm von Malmesbury, ihre eigenen Kinder als Sklaven; allein kaum hatte das Licht des Evangeliums den Augen dieser Völker geschienen, als sie neue Menschen wurden. Augustin starb den 26. Mai im J. 607.

Augustinus (Aurelius) der Heilige, geboren zu Tagast, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13. Nov. 354 unter Constantin. Er widmete sich anfangs den Studien in seiner Vaterstadt, darauf in Madera und Carthago. Die Sitten des Jünglings verschlimmerten sich in der letztern Stadt so sehr, als er an Kenntnissen zunahm. Fünfzehn Jahre lang ward er von einer Geliebten gefesselt, aus deren Umgang auch ein Sohn, Adeodatus, entsprang. Obgleich der Geist seines Vaters auf ihm ruhte, so gewährte er doch nur Hoffnungen, weil ihn der Tod in der Blüthe seiner Jahre dahin raffte. Die Sekte der Manichäer machte Augustin zum Proselyten, aus dem bald ein Apostel hervorging. Er las ein nicht mehr vorhandenes philosophisches Buch des Cicero, unter dem Titel Hortensius, welches in ihm einen Ekel gegen die Wollüste und Reichthümer der Welt erzeugte. Er lehrte die Redekunst zu Tagast, Carthago, Rom und Mailand, wohin der Präfekt Symmachus ihn sandte. Der heilige Ambrosius war daselbst Bischof, und durch die Reden desselben lernte er das Christenthum hochachten. Als sich dazu die Ueberredung und die Thränen seiner Mutter noch gesellten, da ließ er sich gegen die Ostern des J. 387 in seinem 32. Jahre taufen. Die kathol. Kirche feiert am 5. Mai jedes Jahres ein eigenes Fest zum Andenken an jene Begebenheit. Nach seinem Uebertritt gab Augustin die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit auf. Er kehrte nach Tagast zurück, widmete sich dem Fasten, dem Gebete, gab sein Vermögen den Armen, und bildete eine Gemeinschaft mit einigen seiner Freunde. Als er sich einige

Zeiten darauf nach Hippon begab, weihte ihn Valerius, der dortige Bischof, gegen seinen Willen zum Priester im Beginn des Jahres 391. Er gab ihm in einem besondern, und bisher in Afrika unerhörten Vorrechte die Erlaubniß, das Wort Gottes zu verkünden. Im folgenden Jahre überwältigte Augustin den Fortunatus, einen manichäischen Priester, in einer öffentlichen Zusammenkunft mit so größerm Erfolge, weil er jene Secte gründlich kannte. Im Jahr 402 gab er eine so gelehrte Erklärung des Glaubensbekenntnisses auf einer Versammlung zu Hippon, daß die Bischöfe einstimmig der Meinung waren, er verdiene ihr Amtsbruder zu seyn. Eine andere, im J. 405 zusammenberufene Versammlung gab ihn dem Bischof Valerius zum Coadjutor in dem Bisthume von Hippon. In seinem bischöflichen Hause errichtete er eine Gesellschaft von Geistlichen, mit welchen er gemeinschaftlich lebte. Felix, einer der berühmtesten Manichäer, welcher zu den Auserwählten, d. h. zu den der Secte Ergebensten gehörte, schwur, als er von dem neuen Prälaten in einer öffentlichen Zusammenkunft besiegt war, seine Lehre in die Hände seines Siegers ab. Augustin zeichnete sich eben so in der Beredsamkeit in einer Zusammenkunft der katholischen Bischöfe und der Donatisten zu Carthago im J. 411 aus. Hier entwickelte er seinen Eifer für die Einheit der Kirche, und theilte ihn seinen Amtsbrüdern mit. Jetzt erschien sein großes Werk: Von der Gemeine Gottes. Er beantwortete ebenfalls die Klagen der Heiden, welche die Einbrüche der Barbaren, und die Unfälle des Reiches der Einführung des Christenthums, und der Zerstörung der Tempel zuschrieben. Im J. 418 ward eine allgemeine Kirchenversammlung von Africa in Carthago gegen die Pelagianer gehalten. Augustin hatte diese bereits widerlegt, und jetzt entwarf er ein Anathem von 9 Artikeln, und legte gegen diese Ketzerei einen Eifer an Tag, welcher ihm den Namen: Doctor der Gnade, verdient hat. Als die Feinde der Kirche besiegt waren, hatte er die Feinde des Reichs zu bekämpfen. Die Vandalen setzten aus Africa in Spanien unter ihrem Könige Genserich im J. 428 über, und bemächtigten sich eines großen Theiles jener Gegenden. Carthago, Hippon und Cirta, die drei vorzüglichsten Städte Africa's, leisteten länger Widerstand. Als Augustin von einigen seiner Amtsbrüder befragt wurde, ob man flüchten oder die Barbaren erwarten müsse, erwiederte er, es sey weit besser zu kämpfen, indem man seine Pflicht erfülle, als sich durch die Flucht größern Drangsalen bloß zu stellen. Er befolgte den Rath, welchen er den Andern ertheilte. Als die Vandalen mit großer Heeresmacht seine bischöfliche Stadt belagerten, kräftigte er ihre Einwohner durch seinen Muth und seine Reden. Er fürchtete jedoch Hippon in der Gewalt der Feinde zu erblicken; er bat Gott um die Gnade, ihn vor einem solchen Unfall von der Welt zu nehmen. Sein Flehen ward erhört; ein gewaltiges Fieber stürzte ihn den 28. Aug. 430 im Alter von 76 Jahren in das Grab. Die Vandalen, welche im folgenden Jahre Hippon einnahmen, achteten seine Büchersammlung, seine Werke und seinen Leichnam. Die katholische Bischöfe Africa's, welche von Thrasamund, dem Könige der Vandalen, von ihren Bischofssitzen vertrieben wurden, nahmen seine Reste mit nach Sardinien, dem Orte ihrer Verbannung. Luitprand, König der Lombarden, brachte sie ungefähr 200 Jahre später, nach seiner Hauptstadt Pavia; wo sie da ruhen, ist noch jetzt ungewiß. Er verfertigte eine große Anzahl Bücher. In allen offenbart sich ein feiner, eindringender Geist, ein glückliches Gedächtniß, ein kräftiger Styl, ungeachtet er zuweilen uneigentliche und barbarische Wörter gebraucht. Die Witze und Wortspiele, von welchen es besonders in seinen Homilien wimmelt, haben es bemerkbar gemacht, wie tief er unter dem heiligen Chrysostomus stand. Er dreht sich häufig um denselben Gedanken. Er ist bewunderungswerth in einigen besondern Stücken, allein er ermüdet durch die Häufung

von Gegensätzen, wenn man ihn nacheinander lieset. Dieses Uebertreiben darf nicht sowohl seinem Geiste, als seinem Jahrhundert und Vaterland zugemessen werden, welches bereits den Sinn für wahre Beredsamkeit verloren hatte. Was ihn noch entschuldigt, ist der Umstand, daß er auch dann noch unser Herz rührt, wenn er nach Witz und Gegensätzen haschet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von den gelehrten Benedictinern der Congregation des heiligen Maurus in 11 Folianten. 1679—1700. Der erste Band enthält die Werke, welche Augustin vor seinem Priesterstande herausgegeben hatte, sammt seinem Widerrufe und seinen Bekenntnissen, und bilden gleichsam die Vorrede jener unermeßlichen Sammlung. Der Widerruf bezeichnet und verbessert die Schriften, welche ihm Irrthümer und Verstöße zu enthalten schienen. Seine Bekenntnisse, ein eben so kräftiger Beweis seiner Demuth, als sein Widerruf, umfassen 15 Bücher. Die 10 ersten enthalten die Geschichte seines Lebens; die 3 letzten, Gedanken über den Anfang der Genesis. Die Bekenntnisse sind verdeutscht. München 1814. Den zweiten Band füllen die Briefe, die vom J. 386 bis zu seinem Tode im J. 430 gehen. Es sind ihrer 270, eine herrliche Sammlung für die Geschichte, den Lehrbegriff, die Moral und Disciplin der Kirche. Der dritte enthält seine Abhandlungen über die heilige Schrift, der vierte, seinen Commentar über die Psalmen. Der fünfte, seine Reden, verdeutscht von Gröninger. Der sechste, seine dogmatischen Werke über verschiedene Gegenstände der Moral und Disciplin. Der siebente, das Werk von der Gemeine Gottes, sein Meisterwerk. Der achte Band umfaßt seine Abhandlungen gegen verschiedene Ketzer. Der neunte, die Abhandlungen gegen die Donatisten. Der zehnte, seine Abhandlungen gegen die Pelagianer. Der eilfte Band enthält Augustins Leben, ins Altrömische übersetzt nach dem dreizehnten Bande von Tillemonts Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte. Fr. Stollberg verdeutschte 2 Schriften von der wahren Religion. Münster 1802. Augustin zeigte in den kräftigen Jahren des Mannsalters viel Mäßigung in dem Streite gegen Glaubensgenossen, so wie gegen die Ketzer; allein gegen das Ende seines Lebens entsagte er jenen Grundsätzen der Milde und Nachsicht, und predigte die Unduldsamkeit gegen die Donatisten, welche selbst höchst unduldsam waren. Die Feinde seiner Lehre haben ihn angeklagt, er biete bei der Erörterung der Dogmen und der Moral mehr Kunst und Feinheit auf, als Wissen und Wahrheit. Der Jesuit Adam nannte ihn in einer seiner Reden den entflammten Afrikaner, den aufbrausenden Doktor. Es ist außer allem Zweifel, daß Augustin als der Vater der lateinischen Theologie betrachtet werden muß, aber es ist eben so gewiß, daß seine Hypothesen einen bedeutenden Einfluß auf die Systeme der protestantischen Theologie geäußert haben. Luther und Melanchthon hegten eine hohe Achtung für diesen Kirchenvater, und glaubten, seine Lehre in Ansehung der Erbsünde, des freien Willens ꝛc. annehmen zu müssen.

Augustulus war ein Sohn des Orestes, eines Patriciers und Oberbefehlshabers der römischen Heeresmacht in Gallien. Sein wahrer Name war Romulus Augustus; allein fast alle Geschichtschreiber haben ihn, sey es aus Spott, oder wegen seiner Jugend, Augustulus genannt. Als Orestes im J. 475 sich empört hatte, so ließ er seinen Sohn zum Kaiser ausrufen. Augustulus war ein sehr schöner Prinz, und das ist auch der einzige Vorzug, dem man ihm zuschreibt. Nur soviel weiß man, daß er einen Gesandten an Basiliscus abschickte, um demselben seine Erhebung auf den Thron des Abendlandes zu verkünden, von dem er so schnell wieder herabstürzte. Odoaker, König der Heruler, ward vom römischen Adel gerufen. Er kam, ließ den Orestes umbringen, beraubte dessen Sohn des kaiserlichen Schmuckes, verbannte ihn nach Campanien, auf ein Castell, das

ehemals ein Grundstück des Lucullus gewesen war, wo er ihm einen Jahrgehalt von 6.000 Goldstücken auswarf. Er erhob sich zum Machthaber von Italien unter königlichem Titel. So endete das weströmische Kaiserreich. Rom mußte sich dem Befehle eines ausländischen Fürsten schmiegen, dessen bloßer Name schon eine Beleidigung in den blühenden Zeiten des Freistaates war. Die Umwälzung erfolgte im J. 476 v. Chr. Geb., 507 nach der Schlacht bei Actium. Sie hatte sich bereits unter Honorius angekündigt, und seit dieser Zeit war der Staat in ewiger Entkräftung. Dieses riesengroße Reich, welches fast alle Königreiche der bekannten Welt in seinen Schooß aufgenommen hatte, konnte nach vierhundert fünfzig gelieferten Schlachten nicht länger seine zu ausgedehnte Macht behaupten, die durch seine kriegerischen Fürsten, durch keine an Ordnung und Mannszucht gewohnten Soldaten vertheidigt wurde. Die Weichlichkeit der römischen Soldaten war seit einiger Zeit so groß, daß sie vom Kaiser Gratian sich die Erlaubniß ausbaten und auch erhielten, Helm und Panzer abzulegen. Geschickte Feldherren, schwache Feinde, ihre Zwietracht untereinander, und andere zufällige Ursachen waren im Stande, mehr oder weniger die Dauer des römischen Reiches zu verlängern; allein es trug nichts destoweniger im eigenen Schooße die Keime der Zerstörung, und diese entwickelten sich völlig unter Augustulus. Es muß der Sonderbarkeit wegen bemerkt werden, daß der letzte Kaiser Romulus Augustus hieß, so die Namen des ersten Königes und des ersten Kaisers der Römer in dem seinigen paarte, und daß sein Vorfahr den Namen Julius, gerade wie der Vorfahr des Augustus, trug. Auch erinnern wir an die Vorhersagung aus dem Fluge der zwölf Geier zu den Zeiten des Romulus, daß nämlich jene zwölf Geier die lange Reihe der Jahrhunderte der Römerherrschaft verkündigten. Das Reich stürzte im dreizehnten Jahrhunderte seiner Dauer.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavianus), während Cicero's Consulate, in den Zeiten der untergehenden Republik, geb. (63 v. Chr.); als die Waffen mehr vermochten als Gesetze, Heere aber dem Winke einzelner Bürger folgten, u Rom zur Alleinherrschaft reif war. Diese Lage der Dinge, erlauchte Geburt, und ein eigenes Talent die Menschen zu gewinnen oder zu benutzen, machten Octavianus groß. Sein väterliches Geschlecht, die gens Octavia, stammte von Velletri im Lande der Volsker, es war ansehnlich und reich. Durch seine Mutter Atia, Tochter des M. Atius Balbus, war er zu gleicher Zeit dem Geschlechte des großen Pompejus und Cäsarn verwandt. Julia (so hieß der Atia Mutter) war des Letztern Schwester. Er selbst gefiel seinem Großoheim so, daß ihn dieser für seinen Sohn und Erben erklärte. Dies erfuhr Octavianus zu Epirus, wo er unter dem berühmten Apollodor die Beredsamkeit erlernte, und zu gleicher Zeit erfuhr er, daß Cäsar in vollem Senate sey ermordet worden. Rom war getheilt; Cäsars Möcder wollten eine Republik; Antonius, Konsul als Cäsar fiel, der beste Feldherr seiner Partei, wollte herrschen. Von diesem und von jenen mochte Octavianus nichts Gutes erwarten. Darum riethen ihm Mutter und Stiefvater, das gefährliche Geschenk des Namens von Cäsar und seiner Erbschaft auszuschlagen, er wollte aber sich des Vertrauens, daß jener auf ihn gesetzt, würdig beweisen. Er ging nach Italien, mit Veteranen zog er nach Rom. Octavianus war damals ein 13jähriger Jüngling; seine Schlauheit, seine Kunst die Menschen zu behandeln, mochten Beobachter ahnen, der Menge waren sie unbekannt; Antonius verachtete ihn als einen Knaben. Octavianus schlug sich zur Partei des Senats; Cäsar's Andenken gab ihm beim Volke, seine Freigebigkeit bei den Veteranen ein Gewicht. Er hatte Cicero besucht, ehe er nach Rom ging; er nannte ihn Vater. Der große Redner empfahl ihn dem Senate; er hoffte durch Octavianus den Antonius in Schranken zu halten.

So trat Octavianus zum ersten Mal auf den Schauplatz, unter den Auspicien des Senates: gleichgiltig war ihm der Name der Partei: er sorgte doch nur überall für sich. Von jetzt an führte Octavianus fünf bürgerliche Kriege, den ersten und letzten wider Antonius; jener machte ihn zum Consul, dieser zum Herrn der römischen Welt; die andern waren eben so viele Stufen zur Herrschaft. Es begehrte nämlich Antonius nach vollendetem Consulate zur Provinz das cisalpinische Gallien, von dem einst Cato geurtheilt, daß, wer es besäße, Herr von Rom sey; Cäsar (dessen Akte bestätigt waren) hatte es dem Dec. Brutus (einem seiner Mörder) zugesprochen; diesen belagerte Antonius in Mutina. Zeit schien es, die Gewalt dieses furchtbaren Mannes zu brechen, wenn die kaum wieder hergestellte Republik nicht sogleich wieder fallen sollte. Sofort zogen die Konsuln Hirtius und Pansa wider Antonius, mit ihnen Cäsars Sohn, als Proprätor, an der Spitze eines eignen Heeres. Antonius ward geschlagen(43 v. Chr.), aber Hirtius blieb in der Schlacht, und bald darauf starb Pansa an seinen Wunden, beide nicht ohne Verdacht gegen Octavianus, der alle Früchte ihres Todes ärntete. Er allein an der Spitze des Heeres schrieb dem Senate Gesetze vor; er begehrte das Konsulat; sein Abgesandter entblößte in der Curia halb sein Schwert; das, sagte er, würde den Feldherrn schon zum Konsul machen, wenn der Senat es verweigerte; er ward gewählt. Indeß gewann Antonius auf seiner Flucht im jenseitigen Gallien den Lepidus, der bei Cäsars Tod Feldherr der Reuter (Magister Equitum) war, einen reichen, aber schwachen Mann von angesehener Familie; mit ihm sein Heer. Sie zogen wider Rom; und Octavianus luden sie ein, mit ihnen sich zu vereinigen. Dieser kannte die Freiheitsliebe des damaligen Senats, in dem Cicero viel galt; in Verbindung mit Antonius und Lepidus mochte er die Republik beherrschen. Also ernannten sich alle drei als Triumvirn zu Herren der Republik; ihren Bund besiegelten und b. festigten sie durch Proscriptionen und Mord ihrer persönlichen Feinde, aller ausgezeichneten Männer der republikanischen Partei, und solcher, deren Reichthümer sie zur Ausführung ihrer Absichten bedurften. Rom glich einer eroberten Stadt. Solch Verfahren war nicht selten mehr; denn Rom, trunken vom Blute der Nationen, hatte seit den Zeiten der Grachen angefangen, wider seine eigenen Eingeweide zu wüthen. Darauf zogen Antonius und Octavianus wider die, welche den römischen Osten für die Freiheit bewaffnet, wider Brutus und Cassius, die Häupter der Verschwörung gegen Cäsar. Bei Philippi (42 v. Chr.) fanden zugleich die Republik und ihre Verfechter Brutus und Cassius ihr Grab. Dies war Octavianus zweiter bürgerlicher Krieg. Darauf zog er, während Antonius den Osten ordnete, nach Italien, um den Veteranen die versprochenen Ländereien zu ertheilen; ein Geschäft, wobei er weder den Dank der Legionen verdiente, deren Habsucht er nicht befriedigte, noch den der armen Bürger, die nach dem Verluste der Freiheit auch ihres Landes beraubt wurden; aber Gewinn war der unmittelbare Besitz des Landes, oder der Stadt, an deren Namen schon der Gedanke der Weltherrschaft geknüpft war. In dieser Zeit führte Octavianus seinen dritten und vierten bürgerlichen Krieg; jenen wider den Konsul L. Antonius, Bruder des Triumvirs, und des letzten herrschsüchtige Gemahlin Fulvia, deren Tochter Clodia er als Weib verschmäht (damals war Perugia beinahe vernichtet, 40 v. Chr.); den andern wider den Sextus, des großen Pompejus Sohn, den Herrn der Inseln im mittelländischen Meere, die ihm die Triumvirn bei Vertheilung des Erdkreises auf Verlangen des hungernden römischen Volkes (denn Pompejus beherrschte das Meer und die Zufuhr nach Italien) zugestanden. Indeß vergaßen weder die Söhne die Feindschaft der Väter, noch Octavianus, wie, so lange Pompejus Sicilien und das Meer beherrsche, die Erhaltung Italiens von seinem guten Willen abhängig

sey. Auch in diesem Kriege war mit jenen das Glück; er verdankte es Agrippas überlegenem Talente. Dadurch ward er nicht nur Pompejus Erbe (36 v. Chr.); auch Lepidus, als er mit theilen wollte, verlor durch Octavianus Künste seinen Anhang, sein Heer. Dieser Mann, nichts durch sich selbst, galt nur so viel, als die Triumvirn wollten. So waren denn nur noch zwei an der Spitze des Erdkreises, Cäsars angenommener Sohn, und Antonius. Wie aber Sulla und Marius sich nicht hatten vertragen können, wie Cäsar und Pompejus zerfielen, so war auch zwischen jenen, wie zwischen allen Herrschsüchtigen, dauerhafte Freundschaft unmöglich, besonders da Octavius sich allein als den rechtmäßigen Erben aller Macht ansah, die Cäsar besessen. Antonius aber (während Octavianus Pompejus und Lepidus Stärke mit der seinen verband) verlor im Kriege gegen die Parther seinen Ruhm, in den Armen seiner Kleopatra, der Königin von Aegypten die Kraft seiner kriegerischen Seele; durch Vertheilung der Königreiche an die Kinder, die er mit jener erzeugt, den Beifall des römischen Volkes, dessen Herrschaft über die Welt er durch Zerstücklung zu verringern sich erkühnet. Die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.), und bald darauf Antonius freiwilliger Tod, brachten alle Gewalt in Octavianus Hände, 479 Jahre nach Vertreibung der Könige. Von da an erhielt er den Titel Augustus. Senat und Volk aber nannten ihn Vater des Vaterlandes, ein Titel, den er, nicht zwar in den 12 Jahren, während denen er mit Antonius regierte, aber nach dessen Tode in 44jähriger Alleinherrschaft, wahrhaft verdiente. — Augustus war von mittelmäßiger Größe, aber von so wunderbarem Ebenmaaße aller Glieder, daß er viel größer schien, als er war; sein Auge klar und glänzend; wenn Andere dessen Blitz zu ertragen nicht vermochten, freuete es ihn. Er war in jedem Alter schön, ruhigen und heiteren Angesichts, so, daß vornehme Gallier, die ihn auf seinem Uebergange über die Alpen in Abgründe zu stürzen sich verschworen, vor solch freundlicher Ruhe ihren Zorn schwinden fühlten. Der Ton seiner Stimme war ungemein einschmeichelnd, aber schwach, sein Ausdruck edel und klar, der eines gebildeten Staatsmannes. Schauspiele liebte er, nicht bloß aus Gefälligkeit gegen das Volk (das an seinem Vater seine Gleichgültigkeit in solchen Dingen hart getadelt), sondern aus wahrem Vergnügen. Er war abergläubisch, und hing an lächerlichen Vorbedeutungen und Träumen, nicht als Römer allein, sondern als Einer, der sich als einen Spielball des ewigen Schicksals ansah. Feste Gesundheit genoß er nie, aber seine Mäßigkeit führte ihn zu sehr hohem Alter. Er aß, wenn ihn hungerte, immer nur die einfachsten Speisen, wenig; zwischen der Essenzeit trank er nicht, bei Tische nicht über drei Mal. In einem sah er sich nach, in der Liebe; seine vierte Gemahlin, Livia, entführte er ihrem Gemahle Tiberius schwanger; er liebte sie bis an sein Ende. Die kluge Frau rechnete kleine Untreuen, an denen Wollust mehr, als das Herz Antheil hatte, für nichts; dafür beherrschte sie ihn in seinem Alter. Aber auch in der Lust behielt Augustus alle Gewalt über sich selbst; dadurch, daß Antonius ihr Sklave ward, ging er zu Grunde. Ueberhaupt besaß Augustus in seinem politischen Leben dieselbe Mäßigkeit, wie in seinem Privatleben, besonders in Verbergung seiner Gewalt, deren wirklichen Besitz die Menschen viel leichter dulden, als das zur Schau tragen derselben. Wenn Cäsar ermordet ward, als er vor dem Senate nicht aufstand, herrschte Augustus ruhig bis an sein Ende. Es war in diesem Mann eine solche Vorsicht, daß er weder bei dem Senate, noch beim Volke, noch bei den Soldaten Reden hielt, die er nicht zuvor wohl überdacht und ausgearbeitet hätte; zuletzt las er alle ab, auf daß er nicht aus Mangel an Gedächtniß etwas Unangemessenes sagte; selbst wenn er mit seiner Gemahlin Livia über wichtige Dinge berathschlagte, sprach er nichts, als was er zuvor sich aufgezeichnet. So besonnen wie in Worten, war er

auch in seinem Handeln. Was die Herrschaft betrifft, so begnügte er sich mit der Gewalt eines unumschränkten Königs, ohne dessen gehässigen Namen; jene erwarb er durch Vereinigung aller Würden in seiner Person; er herrschte unter den Formen der Republik. Als Konsul (welche Würde er nur von Zeit zu Zeit bekleidete), als Censor, Imperator, mit proconsularischer Gewalt in allen Provinzen bekleidet, in denen Legionen standen, wählte und beherrschte er den Senat, das Heer und die gefährlichen Theile des Reichs. Beruhigte Provinzen überließ er dem Senate; dies erhielt diesem einen Schein alter Würde, ohne Gewalt. Er war Tribun auf Lebenszeit, und oberster Priester. In dieser Eigenschaft genoß er besondere Unverletzlichkeit und Heiligkeit; er vertrat das Volk. Die Fortdauer so ungemessener Gewalt aber wollte er nicht dem Heere, sondern dem Willen des Volks und des Senats zu verdanken haben, aus Furcht vor dem Uebermuthe und der Tyrannei der Soldaten, wenn sie erst das Geheimniß entdeckten, daß sie die einzige Stütze der Alleinherrschaft seyen. Darum legte er wiederholt seine Gewalt nieder (zuerst nach dem Ende der bürgerlichen Kriege), und schien sie ungern wieder zu übernehmen, nur auf Bitten des Senats und Volks, auf bestimmte Zeit. Auf diese Weise mochte er hoffen, dem Neid und kühnen Unternehmungen von Republikanern zu entgehen, weil doch immer Hoffnung zur Wiederherstellung des gemeinen Wesens übrig blieb. Wer aber hätte nach so langen Stürmen nicht Ruhe wünschen sollen? Die Soldaten erhielten Ländereien u. Geschenke, das Volk Brod u. Schauspiele. Die öffentliche Sicherheit, selbst der Priesterzahl, die am freudigsten zum Dienste waren, deren Ehre u. Güter, Würde und Vortheile wurden vermehrt. Dann waren die eifrigsten Republikaner im Kriege gefallen; die in ihm oder durch Augustus ihr Glück gemacht, fürchteten einen Umsturz der Dinge; gegen das Ende seiner Regierung erinnerten sich auch die ältesten Männer nur an die Schrecken der Republik, der Bürgerkriege, der Proscriptionen. So lernte Rom gehorchen. August aber wollte die Würde eines Dictators nicht annehmen; ihn „Herr" zu nennen, war auch dem Vertrautesten, selbst im Scherze verboten; daß ihm Tempel in den Provinzen gewidmet wurden, was auch Proconsuln geschah, wollte er nie zugeben, sie würden denn zugleich dem Genius zu Rom geweiht; die Senatoren grüßte er im Senathause beim Kommen und Gehen stehend, jene saßen. Er liebte es, wenn man mit einer gewissen Freimüthigkeit sprach und schrieb. Er stellte die Comitien wieder her, und suchte für die Kandidaten, die er dem Volke empfahl, die Würden in den herkömmlichen Formen; es konnte sie ausschlagen. Als er einst viele Todesurtheile unterschrieb, schickte ihm Mäcenas einen Zettel mit den Worten: „Stehe einmal auf, Henker!" In den Gerichten vertheidigte er, wer ihn bat; er erschien selbst, um Zeugniß zu geben; ein Soldat, den er durch einen Freund wollte vertheidigen lassen, fragte ihn: „ob er denn seine Schlachten durch Stellvertreter gefochten?" Auch in der Curie ward er frei gesprochen, so daß, als einst August voll Zorn über lange Streitigkeiten davon eilte, Senatoren ihm nachriefen: „es müsse ihnen freistehen, in Sachen des gemeinen Wesens nach ihrem Gutdünken zu sprechen." Seine Wohnung war unansehnlich, enge, das Haus eines Privatmannes, nicht was ihn im Aeußern von einem reichen Senator unterschied. Dienste, die man in neuern Monarchien als ein Vorrecht des höchsten Adels ansieht, verrichteten um seine Person Freigelassene und Sklaven. In Einem bewies er sich kaiserlich, in der Pracht der Feste, die er dem Volke gab, oder geben ließ; denn in einer großen Monarchie hängt, nächst der Treue des Heeres, Alles vom Gehorsam der Hauptstadt ab. Eben dieses Volk, als es über die Theurung des Weins sich beklagte, verwies er auf die Wasserleitung seines Schwiegersohns Agrippa; er suchte es zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, und hielt seine ungestüme Begehr-

lichkeit in Schranken. August rühmte sich, daß er die Stadt, die er von Ziegelsteinen erbaut gefunden, marmorn hinterließe. Ueberhaupt die besten Kaiser verwandten wenig für sich, Alles auf die Pracht öffentlicher Gebäude, zum Nutzen und Vergnügen des gemeinen Wesens. Mit ihnen wetteiferten die reichsten Städte, die edelsten Bürger; August ermunterte sie. So entstanden jene zahlreichen Werke, die auch in ihren Ruinen noch Bewunderung erregen. Der Senat ward der Staatsrath des neuen Regenten; er wählte von Zeit zu Zeit einen Ausschuß, um mit ihm die Geschäfte vorzubereiten. Wie er überhaupt die in den bürgerlichen Kriegen eingerissenen Mißbräuche zu verbessern, unablässig bemüht war, sehr streng in Ertheilung des römischen Bürgerrechtes sich bewies, die Censur des Ritterstandes im alten Geiste übte; so reinigte er auch den Senat durch wiederholte Lectionen, auf daß durch Ausstoßen eingedrungener Unwürdiger alle Ordnungen ihr altes Ansehen und der Staat seine Festigkeit wieder erhielte. Zum ersten Male wählte ein Senator den andern; dann August mit Agrippa's Rath einen Jeden, umgeben von 10 der stärksten und treusten Senatoren, einen Panzer unter dem Kleide, und so, daß nur Mann für Mann vor ihm erscheinen durften. Doch ließ er den Ausgeschlossenen die äußere Ehre: von denen, die er beibehielt, verlangte er, zum anständigen Leben, ein gewisses Vermögen, und gab Aermeren, was ihnen fehlte. Uebrigens ertheilten die ersten Würden der Republik nur noch äußern Glanz ohne wahre Macht; August erfand neue, um den Ehrgeiz vieler befriedigen zu können; es war gewöhnlich, daß, wenn auch nur Einer das Amt, Viele den Titel führten. Am Meisten galten die Präfecten, jener der Stadt sorgte für Ruhe und Ueberfluß; wichtiger ward noch der der Leibgarden. Zu dieser Zeit hielten zwei sich wechselseitig und die Soldaten in Schranken. Augustus aber bediente sich vorzüglich des Rathes von Agrippa und Mäcenas. Agrippa war vorzüglich in militärischen Dingen groß, Sieger über den Pompejus, bei Actium einer der Gründer von August's Herrschaft; dieser selbst nicht ohne persönlichen Muth, aber seine Stärke war nicht der Krieg, sondern die Politik. Mäcenas umgab seinen Freund mit den aufgeklärtesten Männern seiner Zeit (der Blüthe der Literatur; ihre Begünstigung ist der schönste Ruhm von August's Regierung, — Augustisches Zeitalter s. Rom — dadurch leben Perikles, die Medicäer, Ludwig XIV. in der Geschichte); er flößte ihm Eifer für alles Gute und Schöne ein, er machte ihn populär und menschlich. In den Zeiten der bürgerlichen Kriege war August oft hart und grausam, mehr als Antonius, er fügte zu dem Unglücke auch noch den Hohn. Nachmals, als er Niemanden mehr zu fürchten hatte, gewann ihm seine Mäßigkeit und Leutseligkeit alle Herzen; er verbrannte alle Papiere des Pompejus, ohne sie zu lesen, und damit die Briefe vieler ihm feindseligen Senatoren. Er war nachsichtig in Dingen, die nur ihn betrafen, selbst in großen Gefahren, wie er denn einen Freigelassenen, seinen Begleiter, der ihn, um sich zu retten, einem plötzlich heranstürzenden Eber entgegen stieß, eher der Furcht, als böser Absicht anklagen wollte. Solche aber, die im Vertrauen auf seine Freundschaft ihre Gewalt mißbrauchten, strafte er sehr hart. Er hatte das Unglück, daß alle Arten von Menschen sich gegen ihn verschworen; doch ertrug er einen Angriff sogar auf sein Leben gleichgiltiger, als eine Verletzung der Ehre seiner Familie. Ihn selbst kümmerte üble Nachrede nichts; er war zufrieden, daß ihm Niemand Uebles thun konnte. Eines Tages, als Einem von seinem Ankläger unter andern besonders vorgeworfen ward, daß er von Augustus übel gesprochen, wandte dieser sich ganz ernsthaft zu jenem: „das" sagte er „wünschte ich bewiesen zu haben, Amilian (so hieß der Angeklagte) soll erfahren, daß ich auch eine Zunge habe; ich will noch ganz andere Dinge von ihm erzählen." Und dabei blieb es. Aber auf das Urtheil seiner Freunde über

ihn hielt er so viel, so nachsichtig er auch im muthwilligen Vergehen der Junge war. Das Heer verminderte August, und säuberte es von Sklaven; er machte das Gesetz, daß nur Bürger in den Legionen dienen sollten. Seine Kriegszucht war strenge; Cohorten, die ihren Platz verließen, wurden decimirt, Manipularen, selbst Centurionen in diesem Falle mit dem Tode bestraft; er nannte nach den bürgerlichen Kriegen die Soldaten nie mehr „Kriegsgesellen“; er litt es auch nicht von Personen seines Hauses. Als ihn die Noth ausnahmsweise, Sklaven zu gebrauchen, zwang, wurden sie in der Ordnung nicht mit den Freien vermischt, waren anders bewaffnet. Gold und Silber vertheilte er leichter, als militärische Kronen; durch die Seltenheit sollten sie ihre Ehre behalten; aber Niemand beneidete er seinen Ruhm: 30 Triumphe erlaubte er seinen Feldherrn, und noch Mehren triumphalische Ehrenzeichen. Im Ganzen mochte die Kriegsmacht, welche das ungeheure Römerreich vertheidigte, nicht größer seyn, als die Ludwigs XIV., die eine Provinz des römischen Staates beherrschte. Prätorianer und Stadt-Cohorten wachten für die Sicherheit der Regenten und der Ruhe der Stadt; aber nur 3 Cohorten lagen in Rom. Die Legionen selbst hatten ihre Standquartiere an den Gränzen des Reichs; städtisches Leben sollte sie nicht verweichlichen, aber ihre Lager erwuchsen oft zu Städten. Zwei Flotten, zu Ravenna und Misenum, bewachten die Küsten Italiens. Rom lag aber, gleich einer sichern Insel, in einem weiten Kreise um sich her die gehorchenden Provinzen, mit allen durch das mittelländische Meer verbunden, sicher durch eben dieselbe Lage, der es einen Theil seiner Größe verdankte. August suchte die Wunden der bürgerlichen Kriege zu heilen; er vernichtete ihre Nachwehen, die Räuberbanden, die Unsicherheit der Straßen, geheime Gesellschaften. und tausenderlei Gewaltthätigkeiten. 28 Kolonien führte er nach Italien, und suchte die Heirathen zu ermuntern. Er liebte die Kriege nicht, einen Cäsar, der eroberte, verglich er mit einem Fischer, der mit goldnem Netze fische, wobei die Gefahr des Verlustes größer sey, als die Hoffnung des Gewinns. Es war nach und nach Grundsatz, daß das Reich zu groß sey, um noch erweitert zu werden. Die Erwerbungen, die August beifügte, schien der Provinzen Sicherheit, und die Deckung der Gränzen nothwendig zu machen. August in Person führte nur zwei ausländische Kriege, zuerst den dalmatischen, und, nach Besiegung des Antonius, den wider die Cantabrer; die andern durch seine Legaten. Er unterwarf die Cantabrer, Aquitanien, Pannonien mit Illyrien, die Rhätier, Vindelicier und Salasser. Die Deutschen trieb er über die Elbe zurück, und versetzte die Sigambrer nach Gallien. Die kaum den Namen nach bekannten Scythen und Inder bewog er, durch seiner Mäßigkeit Ruf, um römische Freundschaft zu bitten; die Parther zur Herausgabe der militärischen Zeichen, die sie Crassus und Antonius abgenommen; er entschied einen Streit über ihren Thron; er schloß, nach Beruhigung des Erdkreises (zum dritten Mal seit Erbauung der Stadt), den Tempel des Janus. — Nur zwei Niederlagen erlitt er, beide in Deutschland; die erste in seinem Legaten Lollius, die andere in Varus, eine furchtbare Niederlage. Er ließ Bart und Haupthaar wachsen, oft rannte er mit dem Kopfe wider die Wand, und rief: „Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Er fürchtete die Waffen der siegreichen Deutschen in Italien zu sehen. — Auch sonst zeichnet sich August Regierung noch durch löbliche Verordnungen aus; er gab Gesetze wider den Luxus; er ordnete Nachtwächter in Rom wegen Feuersgefahren; er verband das weite Reich durch öffentliche Posten (doch nur zum Gebrauche der Regierung). Auf äußern Anstand und gute Sitten hielt er viel; er trennte die Sitze der verschiedenen Ordnungen im Theater, verbot den Weibern, Athletenkämpfe zu sehen, den Muthwillen und den Uebermuth der Schauspieler schränkte er ein.

Sein ganzes Leben gehörte dem Staate. — In solchen Beschäftigungen übereilte ihn der Tod zu Nola in Campanien, in demselben Zimmer, in welchem sein Vater gestorben war, im 76sten Jahre seines Alters. Als er sein herannahendes Ende fühlte, begehrte er einen Spiegel, ordnete sein Haar und Gesicht; dann berief er seine Freunde: „Klatscht!" sprach er „wenn ich meine Rolle wohl gespielt habe, sie ist aus." Bald darauf starb er in den Armen seiner Livia, leicht, wie er sich den Tod gewünscht (14 n. Chr.), ein glücklicher Mann, nur in seinem Hause nicht. Seine einzige Tochter, Julia, mußte er wegen ihrer Ausschweifungen verstoßen; seine Neffen, die er liebte, denen er die Herrschaft bestimmte, starben; derjenige, in dem er den künftigen Tyrannen vorher erkannte, ward sein Erbe. Desto werther ward seines zuletzt gewiß lobenswürdigen Lebens Angedenken den folgenden Geschlechtern.

Aukland oder **Auckland** (William Eden, Lord), einer der berühmtesten und gewandtesten Staatsmänner seiner Zeit, stammte aus dem alten Geschlechte der Eden in Durhamshire, studierte zu Oxford, trat 1771 in den Staatsdienst, wurde 1773 als Lord Commissionair für den Handel und die Colonien nach Amerika gesandt, um die Zwistigkeiten der Amerikaner mit dem Mutterlande auszugleichen, kehrte aber 1779 unverrichteter Sache zurück und wurde 1780 Mitglied des Geheimen-Raths und Irländischen Parlemente. Unter mehreren Einrichtungen verdient Erwähnung die Errichtung einer Nationalbank daselbst. 1783 wurde er Geheimerrath von England und Vize-Schatzmeister von Irland, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegte. Als Gesandter 1786 in Versailles unterzeichnete er einen für England vortheilhaften Handelsvertrag, begleitete alsdann den Gesandtschaftsposten in Spanien, wurde Pair von England und ging hierauf als Gesandter nach Holland. Auch unterzeichnete er den die Niederlande betreffenden Vertrag zwischen Kaiser Leopold, England, Preußen und den General-Staaten. In den Jahren 1792—93 war er englischer Gesandter in Holland, verließ dann als Pair von England die diplomatische Laufbahn und widmete sich ganz den Studien, 1796 wurde er als Canzler des Marechal-College von Aberdeen und von 1798—1801 General-Postmeister-Adjunct; er starb im Juni 1814. Sein schriftstellerischer Nachlaß besteht aus einigen geschätzten politischen Schriften.

Aukube (die japanische). Sie ist in Japan einheimisch, und ihre kleinen braunen Blüthen, welche im März und April erscheinen, dringen in kleinen Rispen aus den Achseln der Zweige, welche von den pergamentartigen dunkelgrünen, eilanzett-sägeförmigen, gelbgefleckten, großen Blättern oft so bedeckt sind, daß man sie kaum bemerkt. Das Ganze bildet eine prachtvollere Pflanze, als selbst der Orangebaum, mit dem sie Aehnlichkeit hat. Im Winter giebt man ihr eine Wärme von 2 bis 8 Grad; sie liebt nahrhafte, feste, mit Lehm vermischte Erde, und, besonders im Sommer, sehr viel Wasser.

Aulisio (Dominicus von), geb. zu Neapel 1639, einer der berühmtesten Literatoren des 17. u. 18. Jahrh., der nicht nur alte und neuere Sprachen Europens und Asiens verstand, sondern auch in allen Wissenschaften tiefe Kenntnisse hatte. König Karl II. von Spanien errichtete, zu seinen Gunsten, einen Lehrstuhl der Kriegsbaukunst zu Neapel, wo er auch 1717 starb. Er schrieb fast über alle Wissenschaften in lat. und ital. Sprache.

Aulos war die Flöte, deren sich die alten Griechen fast bei jeder festlichen Gelegenheit bedienten, die aber nicht, wie unsere moderne Flöte, sondern vermittelst eines Röhrchens oder Mundstücks intonirt wurde. Es gab verschiedene Arten derselben; so hatte man z. B. eine einfache Flöte (Monaulos), dann eine Doppelflöte, die aus zwei zusammengefügten, mit einem gemeinschaftlichen Mundstücke versehenen Flöten, bestand; dann wieder solche Flöten,

die nur für besondere Tonarten bestimmt waren, und nach diesen genannt wurden, daher die dorische, phrygische und lydische Flöte u. s. w.

Auna corda, auf einer Seite (musikalisch). In denen für Geigeninstrumente gesetzten Tonstücken kommen oft Passagen, oder Stellen vor, die nicht nur auf mehrern Saiten, sondern auch auf einer einzigen, ausgeführt werden können. Da nun aber der Ton dieser Instrumente durch das Spiel auf den tiefern Saiten eine besondere Modification erhält, so verlangt der Componist zuweilen, daß solche Stellen nur auf einer und derselben Saite ausgeführt werden sollen, und bezeichnet sie daher mit dem erwähnten Ausdruck.

Aunoy oder **Aulnoy** (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), Wittwe des Grafen Aunoy, und Nichte der berühmten Frau **Desloges**, starb im J. 1705. Sie schrieb mit nachlässiger Anmuth. Ihre **Feenmärchen** und vorzüglich die Abentheuer **Hypolyt's**, Grafen von Duglas, fesseln noch immer die Leser. Feuer, Ungezwungenheit des Styles und wunderbare Abentheuer zeichnen das letztere Werk aus. Ihr Gatte, der Graf von Aunoy, hatte ein sonderbares Schicksal. Drei Normannen beschuldigten ihn des Hochverrathes, und der Graf hätte beinahe seinen Kopf auf dem Blutgerüste verloren; allein einer der Ankläger rettete ihn. Dieser konnte die Gewissensbisse, welche wegen der falschen Anklage an seinem Herzen nagten, nicht länger unterdrücken. Er ermannte sich zu dem edlen Geständnisse, daß die ganze Anklage falsch und von ihnen ersonnen sey.

Aura (musik.). Diesen Namen gab Herr Heinrich Schibler in Crefeld demjenigen Instrumente, welches aus mehrern, verschiedene Stimmung haltenden, zusammengefügten Maultrommeln besteht.

Aurelianus (Lucius Val. Dom.), römischer Kaiser, gebürtig aus der Wallachei. Bei großen Männern von niedriger oder unbekannter Herkunft fehlt es nicht an schönen Sagen von ihrem frühesten Lebensanfang. So erzählte man auch über Aurelian vieles von Schlangen, die unschädlich seine Wiege umgeben, von Adlern, die des schlafenden Kindes Stirnbinde gelöst, und auf einen Opferaltar getragen, von Purpurrosen, die an seinem Geburtstage goldfarbig geblüht haben, und von mehren andern Götterzeichen. Durch persönliche Tapferkeit und pünktlichen Kriegsdienst schwang er sich zu den höchsten Ehren. Im sarmatischen Kriege soll er an einem Tage 48, und in den Schlachten überhaupt 900 Feinde mit eigener Hand erlegt haben. Durch alle Rangstufen des Soldaten stieg er zur Würde eines **Tribuns**, schlug als solcher die Sarmaten an der Donau und die Franken am Rheine bei Mainz, erhielt 257 das **Consulat**, und wegen seiner Armuth bestritt Kaiser Valerian, der ihn nur den Retter von Gallien und Illyrien und den Nachahmer der Scipionen nannte, die Kosten dieser Erhebung und der bei solcher Gelegenheit herkömmlichen Volksfeste. Kaiser Claudius II. gab ihm das General-Commando über Illyrien und Thrazien, und, tödtlich an der Pest daniederliegend, bestimmte er, mit Uebergehung seines einzigen Bruders Quintilius, ihn zum Nachfolger, auf einhelligen Wunsch des Heeres, daß gegen die Gothen im Feldlager bei Sirmium (Belgrad) stand. So beliebt war er, seiner Strenge ungeachtet, bei den Soldaten: die Trunkenbolde, Schläger und Marodeurs ließ er aufhängen, die Nothzüchter durch losgeschnellte Bäume, wie Alexander den Lessus, zerreißen. Es bedurfte, da politischer Verfall dem sittlichen zur Seite geht, abschreckender Beispiele, um den Sturz der Weltmonarchie aufzuhalten; es war nicht blutgierige Grausamkeit. Als er die Stadt Tyana in Kappadozien belagerte, schwur er, keinen Hund in derselben am Leben zu lassen; er eroberte sie, und antwortete den mordlustigen Kriegern: „Ja, beim Jupiter! die Hunde in Tyana sollt ihr todt schlagen, aber keinen Menschen." Das römische Reich, von Tyrannen beunruhigt, von Barbaren bedroht, wäre ohne ihn aufgelöst worden, und mit Recht verdiente er den Na-

men des Wiederherstellers der Monarchie. Firmius in Aegypten, der als Bundesgenosse der Palmyrener den Purpur genommen, ward hingerichtet; Tetricus, Usurpator in Gallien, und Zenobia, die Königin des Morgenlandes, schmückten seinen, von vier Elephanten gezogenen, von gefangenen Gothen, Alanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Arabern, Aethiopiern und Persern begleiteten Triumphwagen, dem die Geldwagen mit der Kriegsbeute folgten: die von Palmyra allein betrug an Gold drei, an Silber achtzehn Zentner. Den Juthungen verweigerte er die Jahrgelder (den Tribut); die Vandalen schickte er in ihre Heimath, nachdem er zwei tausend Reiter von ihnen zum römischen Dienst auserlesen hatte. Die Alemannen und Markmannen, welche schon am Po standen, schlug er aus Italien zurück und versetzte die römischen Colonisten, die, jenseit der Donau, beständigen Anfällen des germanischen Volksstammes bloßgestellt waren, zwischen beide Mösien, und nannte diese neue Provinz nach sich Aurelianisches Mösien. Also beseitigte er die Gefahr von außen; aber auch im Innern traf er gute Einrichtungen. Er vergrößerte und befestigte Rom, sorgte für Wohlfeilheit und Vorrath an Lebensmitteln, steuerte dem Wucher der Geldmäkler, und den Erpressungen der Beamten. Wie streng er die öffentliche Ordnung und Kriegszucht handhabte, zeigte er durch Hinrichtung widerspenstiger Senatoren, durch Zerstörung aufrührischer Städte, und durch folgenden Brief an einen General: „Wenn dir die Tribunwürde, sogar wenn dir dein Leben lieb ist, so halte die Soldaten im Zaum. Keiner soll ein fremdes Huhn rauben, keiner ein Schaf anrühren, Wein fortschleppen, Getreide abmähen; keiner Oel, Salz und Holz abnöthigen; mit seiner Mundprovision soll er zufrieden seyn; die Feinde, nicht aber seine Landesleute, soll er plündern ꝛc." Strenge gegen sich selbst, wie gegen Andere, war er von unbescholtener Tugend. Nach damaligen Religionsbegriffen war er gottesfürchtig, nach unsern jetzigen abergläubig. Wegen eines Verlustes, den er bei Piacenza von den Alemannen erlitten, ließ er die sibyllinischen Bücher nachschlagen, Rom durch eine Lustration mit den erzürnten Göttern aussöhnen (am 11ten Jänner 271), denen er hierauf seinen dreifachen Sieg über die Alemannen zuschrieb. Die Christen duldete er Anfangs, und befahl, ihnen Kirchen in Italien einzuräumen, nach dem Gutbefinden ihrer Bischöfe; seit 273 verfolgte er sie, und erließ an die Landpfleger Sendschreiben dieses Inhalts: „Wir erfahren, daß von zeither sogenannten Christianern die gesetzlichen Vorschriften verletzt werden. Ihr sollt sie also gefänglich ergreifen, und bei der Weigerung, unsern Göttern zu opfern, mannigfach bestrafen, damit verlängerte Nachsicht die Gerechtigkeit, und vollstreckte Ahndung in Austilgung der Laster endlich das Ziel finde." Den Glanz der Majestät erhöhte er, unter den römischen Kaisern der erste, der außer dem Purpur gold und edelsteinverzierte Kleider und ein Diadem trug. Unverdrossen thätig, die Feinde des Reichs an den Gränzen aufzusuchen, bezog er ein Feldlager zwischen Heraklea (dem alten Perinthus) und Byzanz, als Hinterlist und Untreue seines geheimen Sekretärs ihm den Tod brachte. M n e s t h e u s, so hieß der schändliche Bösewicht, der, um der verdienten Strafe wegen unterschlagenen Geldes zu entgehen, falsche Unterschriften des Kaisers ausfertigte, und den Kriegsobersten, daß sie zum Tode verurtheilt wären, gleichsam im Vertrauen geheimnißvoll eröffnete. So fiel die Stütze des römischen Staates (März 275). Der Betrug ward entdeckt, blutige Rache genommen an den Verschwörern, Mnestheus aber den wilden Thieren vorgeworfen. Allgemein war die Bestürzung im Heere; kein Befehlshaber griff nach dem Diadem, der römische Senat sollte selbst den Nachfolger Aurelianus wählen. Die auswärtigen Feinde, wie von panischem Schrecken betäubt, wagten nicht, die Ruhe zu stören, und erst, als nach sechs Monaten den Kaiserthron T a c i t u s bestieg, brachen die Alanen, bisher Aurelians Bundesgenossen, aus den mäotischen Sümpfen hervor.

Aureng-Zeyb (Perle des Thrones), Großmogul, geboren 1619, in vieler Hinsicht nicht bloß einer der talentvollsten Monarchen Indiens, sondern wirklich einer der seltensten Regenten der Erde Sein Vater Schach Djehan trat ihm und seinen drei Brüdern beträchtliche Provinzen seines Reichs als Statthalterschaften ab, bestimmte jedoch Keinen zum Thronfolger, wodurch zwischen ihnen die Eifersucht bald rege wurde, und bei einer tödlichen Krankheit des Vaters plötzlich ausbrach. Aureng-Zeyb, durch große Geistesgaben vor allen hervorragend, dabei ein höchst verschmitzter, boshafter Heuchler, der unter der Larve der Demuth, mit welcher er den Stand eines Fakirs zu ergreifen vorgab, seiner unbegränzter Herrschsucht Alles aufzuopfern fähig war, verband sich mit seinem jüngsten Bruder Morad gegen seinen Vater, sperrte ihn in ein Gefängniß, worin er 1666 starb. Er entledigte sich darauf seiner Schuldgenossen, ließ auch seine zwei noch übrigen Brüder umbringen, und bestieg so durch Verrath, Mord und Gift den Thron seines Vaters. Aureng-Zeyb nahm jetzt die Ehrentitel: Wiedererwecker der Religion und Eroberer der Welt an, ja er schaffte sogar von dem Tage seiner Thronbesteigung (12. Mai 1659) die Hegira (Zeitrechnung der Mohamedaner) ab, und ließ von seiner Kaisererhebung anrechnen. Seine Herrscher- und Vergrößerungssucht war unersättlich, und seine Intoleranz gegen Nichtmohamedaner gränzte an Wahnsinn. Er war so strenge den Lehren des Corans ergeben, daß er dieselben mit der größten Pünktlichkeit beobachtete, und dem Geist des wilden Fanatismus gemäß glaubte, seine begangene Gräuel dadurch abzubüßen, wenn er Alles zum Islam bekehrte. Alle seine Heerzüge waren mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt; die Reiche Dekan, Visapour, Golkonda, und fast jene große Halbinsel, welche die Küsten von Coromandel und Malabar umgeben, waren bis zum Jahre 1690 durch dauerndes ungerechtes Blutvergießen unterjocht, und Keiner seiner Vorfahren konnte sich einer so ausgebreiteten Macht rühmen. Die Größe seines Reichs rechnete man jetzt auf fast 70.000 Q. M. mit 40.000 Millionen Unterthanen. Die Armee bestand aus 911.000 Mann und die Staatseinkünfte stiegen über 270 Mill. Thaler. Während dieser ganzen Zeit des Eroberns hatte Aureng-Zeyb indeß nichts versäumt, wodurch das Reich in friedlichen Richtungen sich erheben konnte. Hierunter gehören vor Allem die Fortschritte, welche die nach Hindostan handelnden Europäer unter seiner Regierung machten und Aureng-Zeyb war zu klug, als daß er nicht die daraus erwachsene Vortheile genau hätte beurtheilen können. Er hatte es von den Großmoguln zuerst erlebt, wie alle Seemächte Europa's, Spanien ausgenommen, in seinen Staaten Indiens Handel blühend machten, und er war weise genug, seiner Intoleranz ungeachtet, ihnen ihre dortige Lage auf keine Weise zu erschweren. Ueberhaupt zeigte sich Aureng-Zeyb, sobald er sein Ziel erreicht und seine Herrschsucht befriedigt hatte, als ein weiser, gerechter und wohlthätiger Regent, und man könnte ihn einigermaßen mit dem Oktavian vergleichen, der sich in den Augustus verwandelt. Seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften erstreckte sich am Meisten auf Architektur und Poesie. Bei den trefflichen Grundsätzen, welchen der lichte Geist dieses Herrschers huldigte, mußte das Reich auf das Glücklichste emporsteigen, und unter Keinem der vorhergehenden Großmoguln aus dem Hause Timur hatte Hindostan einen solchen Reichthum und eine solche Stärke erlangt; nie hatte es bis dahin zu einem so allgemeinen und einträchlichen Mittelpunkt des Handels der ganzen damals bekannten Erde gedient. Durch eine strenge und wachsame Justiz, durch Schutz der Unterthanen und ihres Industrie-Fleißes, durch Begünstigung der Ausländer waren die Finanzen in dem blühensten Zustande, und die Pracht, in welcher der Kaiser und die Großen des Reiches strahlten, gränzt ans Unglaubliche; sie zeigte sich am Glänzendsten,

wenn er seine Sommerresidenz in Cashemir (s. d. A.) bezog. Nach einer Regierung von 48 Jahren starb dieser merkwürdige Monarch Hindostans in seinem 90sten Jahre 1707. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich durch die Uneinigkeit seiner Söhne, weil er keinen Thronfolger bestimmt hatte. Unter den vielen ihn karakterisirenden Züge, heben wir nur folgenden aus. Als er einst von einer schweren Krankheit genesen, und seinen Geist mehr anstrengte, als ihm seine Schwäche gestattete, und nun ein Minister ihm vorstellte, wie sehr solch Uebermaß von Arbeit ihn gefährde, da warf ihm Aureng-Zeyb einen Blick voll Verachtung und Unwillen zu, und indem er sich zu den andern Hofleuten wandte, sagte er jene merkwürdigen Worte: „Gestehen Sie nicht, daß es Umstände giebt, worin ein König sein Leben wagen, und mit den Waffen in der Hand umkommen muß, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes gilt? und jener feile Schmeichler will nicht einmal, daß ich meine Nächte und meine Gesundheit dem Wohl meiner Unterthanen weihe! Glaubt er denn, ich wisse nicht, daß mich die Gottheit nur darum auf den Thron gehoben hat, damit ich auf das Glück so vieler Millionen Menschen, die sich meinem Scepter unterworfen haben, fördernd einwirke? Nein, nein, Aureng-Zeyb wird nie den Vers Sadi's vergessen: „„Könige, hört auf, Könige zu seyn, oder herrschet selber.““ Ach! Glück und Größe legen uns nur zu viele Schlingen. Unglücklich sind wir! Alles zieht uns zur Weichlichkeit, die Frauen durch ihre Liebkosungen, die Wollüste durch ihre Reize. Müssen auch noch Minister ihre trügerischen Stimmen erheben, um die immer schwache und wankende Tugend der Könige zu bekämpfen, und sie durch unseligen Rath in den Untergang zu stürzen?“

Aureus (numism.), die erste goldne Münze, die in Rom 546 im zweiten punischen Kriege unter dem Konsulat des C. Claud. Nero und M. Livius Salinator geschlagen wurde. Am Gewicht hielt sie zwei Denarien und einen Quinarius, am Werth 25 Denarien, oder 100 Sestertien. In spätern Zeiten hieß diese Münze Solidus, sie hatte aber an Gewicht und Feinheit verloren. Anfänglich machte man aus einem Pfunde Goldes 40 Aureos. Unter den spätern Kaisern vermischte man Zusatz mit dem Golde, und verringerte so den innern Gehalt. Unter Nero prägte man 45, unter Constantin 72 Aureos war fast das Nämliche, wie der Silbermünzen. Nach unserm Gelde galt der Aureus der Römer ungefähr einen Dukaten; in englischem Gelde 16 Schill. $1^3/_4$ Pence. Nach dem Conventionsfuße galt der Aureus in dem 1sten Zeitraume vom J. R. 547—560, 2 Thlr. 20 Gr. 9 Pf.; im 2ten, von 560—620 5 Thlr. 10 Gr. $11^3/_7$ Pf.; im 3ten, 4ten, 5ten, 6ten, von 620—767 5 Thlr. 6 Gr. 8 Pf. im 7ten vom Tode Augusts bis auf Nero 5 Thlr. 5 Gr.; im 8ten, bis auf Caracalla 4 Thlr. 18 Gr. 7 Pf.; im 9ten, unter Constantin dem Großen 3 Thlr. 16 Gr. Der attische Aureus, oder Goldstater, wog an Gewicht eine silberne Didrachme; der Distater, oder Doppelstater, wog eine Tetrachme u. s. w. Diese Goldmünze war also noch einmal so schwer, als die Silbermünze, hatte aber einen zehnfachen Werth. Nach cölnischem Gewicht wog diese Münze 3 Qu. $50^1/_2$ As; nach Leipz. und Berl. Gew. $3^{66}/_{100}$ Qu. Im Verhältniß des Silbers zum Golde, wie 1: 10 galt diese Goldmünze 20 Drachmen, oder 120 Obolen, nach unserm Gelde 4 Thlr. 6 Gr. 6 Pf. Nach dem Verhältniß 1: 12 galt sie 24 Drachmen, 5 Thlr. 3 Gr.

Aurifaber (Johann), einer der vorzüglichsten Mitarbeiter der Jenaischen Ausgabe von Luthers Werken, wahrscheinlich in der Grafschaft Mansfeld im Jahre 1519 geboren. Er hieß eigentlich Goldschmidt, studirte zu Wittenberg, wurde im Schmalkaldischen Kriege Feldprediger im sächsischen Heere, und 1551 in Weimar als Hofprediger angestellt, doch 1562 aus unbekannten Ursachen dieses Amtes wieder entsetzt. Aurifaber be-

nutzte diese Zeit zu einer Sammlung der Schriften Luthers, welche weder in der Jenaischen noch in der Wittenbergischen Ausgabe enthalten waren, und ging 1566 als Pfarrer an die Predigerkirche nach Erfurt, wo er am 18ten Nov. 1579 starb.

Aurikel (die Garten-). Ihr Vaterland ist die Schweiz, Oesterreich und Astracan, wo sie auf Bergen wildwachsend angetroffen wird. Sie gehört zu den alten beliebten Gartenblumen. Wallonische Kaufleute brachten sie zuerst nach Brüssel. Unsere Liebhaber zählen an mehrere hundert veredelte schöne Spielarten derselben. Sie werden abgetheilt: 1) in englische oder gepuderte, wo die Hauptzeichnung der Blume mit durch einen weißen feinkörnigen Puder gebildet ist; und 2) in lütticher (holländische) oder schattirte Aurikeln, die durch Nüancirung der Farben ein mahlerisches Ansehen gewähren. Die letztere Gattung ist nicht allein die kraftvollere, sondern für den Nichtkenner und Unbefangenen auch die schönere; ungeachtet die englische Aurikel seltener ist, und ungleich höher im Werth steht, auch von Kennern für schön gehalten wird. Diese Blume ist den Primeln zunächst verwandt, und verbreitet einen angenehmen und lieblichen Duft, sie blüht im April und Mai, auch oft zum andernmal im Herbste. Wer Gelegenheit dazu hat, thut am besten, die Aurikel dergestalt im Freien zu durchwintern, daß er die Töpfe in die Erde senkt, damit sie nicht entzwei frieren, und die Wurzeln nicht von der Kälte leiden. Die englischen Aurikeln muß man gegen den Regen schützen, weil derselbe die Zeichnung der Blume verderben würde. Die Aurikeln lieben den Sommer über Schatten, aber möglichst freie Luft und wenig Feuchtigkeit; doch bekömmt ihnen im April, wo sie am stärksten wachsen, etwas Sonne und mehr Wasser, als den übrigen Theil des Jahres. Sie vermehren sich durch Nebensprossen, welche die Pflanze absetzt. Die ihnen zuträgliche Erde ist Lauberde, mit einem Drittheil Sand vermischt.

Aurivillius (Carl), Professor der orientalischen Sprachen zu Upsala, und Sekretär der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, geboren zu Stornsolm im J. 1717, und ein Sohn des Bischofs Aurivillius zu Carlstadt in Wermeland. Er vollendete seine Studien zu Upsala und reiste, von 1741 bis 1744 in Deutschland, Frankreich und Holland. Er widmete Zeit und Kraft den orientalischen Sprachen, und vorzüglich der arabischen, welche er von Stephan Furmont in Paris und Albert Sesukten in Leyden erlernte. Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, ward er anfangs zu Upsala als Professor der Poesie, dann der orientalischen Sprachen, und einige Zeit darauf mit Beibehaltung seiner Professur zu Upsala, als Dolmetscher der arabischen und türkischen Sprache auf dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, und als Mitglied des Ausschusses für die neue Uebertragung der Bibel ernannt, von welcher er beinahe das ganze alte Testament übersetzte. Er starb zu Upsala 1786. Seine Werke im Fache der orientalischen Litteratur wurden gesammelt, unter dem Titel: Dissertationes, ad sacras litteras et philologiam orientalem pertinentes, prafatione editoris Joannis Davidis Michaelis. Goettingae, 1790.

Aurora, Eos, die Morgen- oder Tagesgöttin, des Titanen Hyprion und der Thia Tochter, und nach Creuzer, die Schwester des Helios (der Sonne). Ihr Gemahl Asträus, dem sie den Zephir, Boreas und Notus, den Hesper und die Gestirne gebar. Nach Homer fährt sie in einem Wagen mit den göttlichen Pferden Lampus und Phaeton bespannt, aus den Tiefen des Oceans herauf im goldfarbenen Mantel. Homer redet besonders von drei schönen geliebten Jünglingen, die Aurora entführte; dem Orion, dem Klytus, und dem Tithonus. Von diesem Letztern zeugte sie den Memnon, König der Aethio-

per, weil, wie Creuzer bemerkt, in jenen heißern Gegenden (Tropenländern) langwierige Regen herrschen, so wie den Emathion (den reißenden Platzregen), der durch die Wassermenge alles hinwegnimmt und den Boden mit Sand bedeckt. Die Dichter schildern die Aurora, wie sie mit Rosenfingern den Schleyer der Nacht lüftet. Sie wird aber auch sehr oft gerade zu die Tagesgöttin, Hemera, genannt, theils weil sie den Tag bringt, theils aber auch, mit ihrem Flügelgespann über den Himmel hinfährt. Wie Voß mythol. Br. II. S. 62. fgg. mit Gründlichkeit lehrt. „Gleich dem Helios, schien seine Vorläuferin Eos um diese Zeit (der Tragiker) eines Flügelgespanns zu bedürfen. Sie erbat sich nach Asklepiades vom Zeus den geflügelten Pegasus zum Geschenk. Eusthathius zu Odyss. II. 1. versichert, Eos werde entweder fahrend im Wagen oder reitend auf dem Pegasus, und überdies als Fackelträgerin, vorgestellt. Aber dennoch hat Pegasus bei andern Dichtern als einzelnes Wagenroß der Eos gedient; und jenes Beiwort im Euripides, die eingaulige, bedeutet natürlicher eine Lenkerinn des einzelnen Gauls, als eine Reiterinn. Ein geschnittener Krystall bei Sandrart (Iconol. deor. tab. D.) zeigt Eos im Wagen, welchen der geflügelte Pegasus über Gewölke zieht: sie trägt in der rechten eine Fackel, und streut Blumen mit der Linken; ein krähender Hahn, jener wachsame Vogel, der nach Ovid singend Aurora erweckt, steht vor ihr auf dem Wagen, und oben stralet der Morgenstern. Aurora wird in einem röthlichen Gewande, mit einem Sterne auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand gemalt. Ihren goldnen Wagen ziehen zwei Pferde von heller Farbe, die mehrentheils Flügel haben. Man hat eigentlich von dieser Göttin keine großen Kunstwerke aus dem Alterthume aufzuweisen, so beschäftigt die Neuern gewesen sind, sie oft in ihren Werken auftreten zu lassen. Nur auf einigen geschnittenen Steinen glaubt man sie zu erblicken; z. B. bei Lippert. Dactyl. Taus. I. n. 738. Ebendaselbst n. 739 hält man sie für dasjenige Frauenzimmer, das einen schlanken, wohlgebildeten Jüngling umarmt. Dieser Letztere soll, der gewöhnlichen Deutung nach, Cephalus seyn. Eine geflügelte Eos mit vier muthigen Rossen bemerkt Cuper auf einer Münze des Plautischen Hauses, bei Antonius Augustinus (Dial. 5.) und Ursinus. Dies ist gerade die Vorstellung des Euripides Troad. 848. wo sie die hellgeflügelte Hemera heißt. Voß II. Die Entführung der Aurora ist auf einer kleinen Vase von dem Künstler Klerias dargestellt. Vergl. Böttiger Vasengem. I. B. 3. Hp. 30.

Ausarbeiten. Bearbeiten. Bearbeiten zeigt bloß an, daß man sich mit einer Sache beschäftige, sie zum Gegenstand seiner Arbeit mache, um ihr einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben; Ausarbeiten fügt aber auch noch zu diesem Begriffe den Begriff der Vollendung hinzu. —

Ausarbeitung (musik.) nennt man die letzte Bearbeitung eines Tonstücks, nachdem die Anlage gemacht, und die Ausführung desselben beendigt ist. Bei der Ausarbeitung beschäftigt sich der Tonsetzer mit der gänzlichen Vollendung seines Werks. Ihr Gegenstand ist, dem Kunstprodukte alle diejenigen zufälligen Schönheiten und Vollkommenheiten zu ertheilen, die es ohne die wesentliche zu verdunkeln, erhalten kann.

Ausbessern der Faschinirung. Nachdem eine Batterie dem feindlichen Feuer den Tag über ausgesetzt war, ist es wahrscheinlich, daß mehrere Faschinen durch Kanonenkugeln oder Granaten schadhaft geworden sind, und diese müssen in der nächsten Nacht ausgebessert werden, ehe noch der Schaden um sich greift. Man sägt deshalb das schadhafte Stück mit einer Stichsäge heraus, setzt ein eben so großes Stück neue Faschine ein, und nagelt

es mit Faschinenpfählen fest. Ist die 2te oder 3te Faschine, von oben gerechnet, ruinirt, so hebt man auch wohl die oberen auf, zieht die schadhaften heraus, und setzt neue Faschinen dafür ein; nachher wird die oberste Faschine wieder festgenagelt.

Ausbessern der Statuen ist eine nothwendige Kunst, weil fast keine einzige ausgegraben wird, die nicht beschädigt wäre, in Rom hat man's in der Kunst der Ausbesserung dieser Art sehr weit gebracht. Die Hauptsache dabei ist, die Beschaffenheit des Marmors oder Steins überhaupt wohl zu wählen, ihn glänzend zu machen, die alten Brüche zusammenzufügen oder zu kitten. Um nun die neuen Stücke von den alten unkennbar zu machen, läßt man den neuen Marmor von Scheidewasser wacker durchfressen, man giebt ihm auch wohl eine beliebige Farbe, und stellt die Statue an einen solchen Ort, wo das kritische Auge ihn nicht genau erreichen kann. Die meisten Fehler, welche hiebei begangen werden, kommen daher, daß der Künstler selten den richtigen Standpunkt beobachtet, für welche die Statue einst bestimmt war, oder daß er die wahre Bewegung und Handlung, welche die Figur hatte, schwerlich zu bestimmen weiß. Michel Angelo selbst weigerte sich, den Arm des Laokoon zu ergänzen, und doch fand sich gleich ein anderer Künstler, der die Kinder des Laokoon mit vielem Muthe hergestellt hat. Die beste Ergänzung, die man in der neuern Zeit gewagt hat, ist die von den Füßen des farnesischen Herkules. Das Verfahren, ein Gemälde von einer alten Leinwand auf eine neue zu ziehen, besteht in Folgendem: Ueber das ganze Gemälde wird mit Kleister eine feine Leinwand oder ein graues Papier geklebt; ist dieses trocken, so legt man's auf einen Tisch, und zwar die alte Leinwand oben, man feuchtet diese mit einem Schwamme allmählig an, anfangs nur auf einer Seite; durch vieles Anfeuchten wird der alte Leim feucht, womit der Grund angemacht war, und nun versucht man die alte Leinwand abzunehmen, die auf diese Art sich vom Gemälde absondert. Nun zieht man eine neue Leinwand darunter; ist diese recht trokken und auf eine Blendrame gezogen, so feuchtet man die erste Leinwand oder das graue Papier, das anfangs auf die obere Seite des Gemäldes gelegt war an, und sucht es abzunehmen, jetzt waschet man das Gemälde und fängt an, die leeren Stellen auszumahlen, bei diesem Verfahren aber ist anzurathen: die Tinten frischer oder höher zu halten, als die alten, und so wenig Oel, als möglich, dazu zu nehmen.

Ausbeute im Bergwesen ist der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Kuxbesitzer, nach Abzug aller Kosten. Er wird gemeiniglich in Speciesthalern bezahlt, die daher Ausbeutethaler heißen. Auch nennt man Ausbeutungsmünzen die auf Gold- und Silbergruben geprägten Schaumünzen, wenn sie die erste oder vorzüglich starke Ausbeute gaben. Sie wurden unter die Gewerke und Kuxinhaber zum Andenken oder zur Belebung des Muthes, wenn dürre Jahre vorhergingen ausgetheilt. Ihre Größe richtet sich gewöhnlich nach der Ausbeute, und so hat man Ausbeutegroschen, Ausbeutegulden, Ausbeutethaler, und in Gold Ausbeutedukaten. Man sieht auf ihnen die Grube, die Quelle des Segens, abgebildet, oder durch ein allegorisches Bild angedeutet, nebst guten Wünschen, Anzeige des Jahres, des Landesherrn rc.

Ausbildung. Alles, was dieses Wort im ästhetischen Sinne faßt, läßt sich ersehen aus Horazens 10ter Ode 2ten Buches. Hier trägt der Dichter seinen Satz erst in einer ungekünstelten Allegorie vor: der Weise muß sich weder durch Glück zu gefährlichen Thaten verleiten, noch auch durch Unglück davon abhalten lassen. Hierauf fällt er in eine affektvolle Anpreisung eines durch Mäßigkeit glücklichen Lebens. Da er einmal in die pathetische Aus-

bildung gefallen war, so fährt er darin fort, und zeigt die Unruhe, welche die Hoheit begleitet. Seine Einbildungskraft liefert ihm hier die allegorischen Bilder von der Gewalt der Winde, und von der Gefahr, welcher hohe Berge beim Blitzen ausgesetzt sind. Dann fällt er wieder in den ruhigen Ton, und zieht daraus den Schluß, daß ein gegenwärtiges Unglück eine bessere Zukunft hoffen lasse, und dieses erläuterte er durch Beispiele und Vergleichungen. Im Ganzen der Ode fallen die 3 Arten der Ausbildungen, die Belehrende, die Unterhaltende und die Bewegende mit einander abwechselnd, dem forschenden Leser ins Auge, und überzeugen ihn, daß der Dichter seinem Grundsatz getreu bleibt: aut prodesse solunt, aut delectare poëtae. Die Dichter wollen unterrichten oder angenehm unterhalten.

Ausblasen (musik.). Jedes neuverfertigte Blasinstrument klingt im Anfange rauh, spricht schwer an, ist nicht rein, und hat dergleichen Fehler mehr. Die Verbesserung des letztern muß man sich besonders angelegen seyn lassen, und die zu tiefen Töne durch starkes Hineinblasen in die Höhe treiben, und die zu hohen durch nur schwaches Einhauchen sinken lassen, bis alle, in richtigem Verhältnisse zu einander stehend, sich dem Instrumente gleichsam eingeprägt haben. Wenn dasselbe nun eine Zeitlang auf diese Art behandelt worden ist, so spricht es nach und nach leichter und williger an; der Ton wird durch die erhaltene Bildung angenehm und lieblich, und man sagt dann: das Instrument ist ausgeblasen.

Ausbrennen heißt, das Silber oder Gold von den seidenen Fäden, worüber es gesponnen ist, durchs Feuer absondern. In dieser Absicht wickelt man z. B. die Tressen u. s. w. sehr fest übereinander, umbindet sie mit zarten Fäden, und umwickelt sie mit Papier, welches gleichfalls mit Garne wohl zusammengebunden wird. So läßt man den Ball auf einem Kohlfeuer liegen, bis ihn die Gluth ganz durchdrungen hat. Hierauf läßt man ihn kalt werden, nimmt das verkohlte Papier ab, zerstößt den Ball in einem Mörser, und wirft das Ganze in eine Schüssel Wassers, wo man die Silbertheile rein auf dem Boden findet, während die Staubtheile auf dem Wasser schwimmend bleiben. Eben diese Absonderung erhält man noch besser, wenn man die Tressen u. s. w. in Seifen-Siedenlauge kochet; hier löst sich die Seide völlig auf, und läßt das Silber allein zurück. Bei diesem Verfahren hat man noch den Vortheil, daß, wenn es goldene Tressen waren, die Vergoldung auf dem Silber sichtbar bleibt, welches beim Ausbrennen nicht der Fall ist.

Ausbruch nennt man den köstlichsten Ungarwein, der unter dem Collektivnamen „Tokayer aus Bruch" nicht allein in diesem Landstriche, sondern auch längs dem ganzen benachbarten Gebirge, aus überreifen, halb am Stocke vertrockneten Trauben bereitet wird; die berühmtesten sind: der von Menische, St. George und Ratschdorf; die Essenz aber, welche man „güldene Tropfen" nennt, heißt der Ausstich. Der Most gleicht einem honigartigen Syrup, der mit anderm von nur eben reifen Beeren gemischt wird; nimmt man 20—40 Pfunde Trockenbeeren aufs Antal (36 rh. Maaße), so nennt man das Produkt „Ausbruch" — „Maschlasch" aber heißet dieser Wein, wenn man nur halb so viel zusetzt. Auch macht man Maschlasch, wenn man die, immer nur leicht gepreßten Trockenbeeren aufs Neue mit geringerm Moste übergießt, und noch einmal keltert; man könnte dieses analogisch der Bierbereitung „Tokayerkovent nennen. Der Name „Ausbruch" kommt entweder von der Absonderung der Trockenbeeren von den nur gerade reifen Trauben, von „Ausbrechen," oder von dem früher mehr üblichen Aufeinanderschütten der Trokkenbeeren, aus welchen, durch eignen Druck, der feinste und süßeste Saft

fließt; dies heißt wohl ursprünglich „Essenz," und ihr wurde das Prädikat, „goldene Tropfen," zuerst beigelegt. Etwas Aehnliches findet sich in andern Weinländern. In Frankreich sammelt man den freiwillig ausfließenden Saft, und läßt ihn als die feinste Leckerei besonders gähren; der so gewonnene Wein bekommt den Namen, la première goutte. Der Ausbruch hat, wie die übrigen Weine dieses Gebirges, einen spezifischen Geruch, vom Weinkenner „Gäre" genannt, welcher ungesäuertem Roggen-Brote (Pumpernikel) ungemein ähnlich ist. Es ist seltsam, daß derselbe Geruch auch dem feinen spanischen Schnupftabak eigen ist, und also drei der disparatesten Substanzen in einer so wesentlichen Eigenschaft übereinkommen, die keiner fehlen darf, wenn sie echt, oder wenigstens gut seyn soll. Daß eine so feurige Flüssigkeit nur selten als Genußmittel Statt finden dürfte, wenn die Gesundheit nicht gefährdet werden soll, versteht sich von selbst. Als Arzneimittel ist es unübertrefflich, besonders wenn es darauf ankommt, den letzten Rest der meist entflohenen Lebenskraft aus dem geheimsten Verstecke zu locken, und das kaum noch glimmernde Fünkchen mit wohlthätigem Hauche anzufachen.

Auscultation (medic.). Mit diesem Ausdruck, welcher überhaupt das Aufmerken, Zuhören bezeichnet, belegt jetzt ein französischer Arzt, Dr. Lännec, sein Verfahren, die Krankheiten des Herzens und der übrigen Brustorgane mittelst des Gehörs zu erforschen. Er hat dazu ein eigenes Instrument erfunden, welches er Stethoscop nennt. Es ist dies ein langer hölzerner Cylinder, welcher 16 Linien im Durchmesser hält, und in seiner Mitte von einem 3 Linien im Durchmesser haltenden Kanale durchbohrt ist, der aber durch ein Schlußstück verschlossen werden kann. Man bedient sich dieses Instruments entweder als eines verschlossenen Cylinders (z. B. zur Erforschung des Herzschlages und jenes der Aorta, der aus der hintern Herzkammer kommenden großen Pulsader), oder als einer Röhre mit dicken Wandungen (z. B. zur Erforschung der Stimme), oder als einer Röhre, welche an einem Ende sich trichterförmig erweitert (z. B. zur genaueren Untersuchung der Respiration und des Röchelns). Es wird mit dem einen Ende auf den Brustkasten oder an den Kehlkopf des Kranken angesetzt; an das andere legt der Arzt sein Ohr: er ist so im Stande, das in dem Brustkasten vor sich gehende Geräusch, welches durch die Bewegungen der Respirations- und Cirkulations-Organe im Innern des Brustkastens hervorgebracht, von der Sprache, von der Respiration, von dem Röcheln, von den fluctuirenden Flüssigkeiten und von dem Herzschlage abhängig, und für gewisse Krankheiten charakteristisch ist, gegen einander zu hören, und zur Erkenntniß jener Krankheiten zu benutzen. — Ein anderer Arzt zu Paris, Hr. Kergarabec, wurde hierdurch auf die Idee geleitet, eben diese Methode anzuwenden, den schwangern Zustand eines Weibes auszumitteln. Die Zukunft wird lehren, ob dieses Alles sich durch mehrere Erfahrungen als gegründet bewährt.

Ausdehnung (Physik) ist die relative Vergrößerung des Raumes der Körper. Sie ist eine der Hauptwirkungen des Wärmestoffes, die derselbe auf alle Körper ohne Ausnahme äußert. Wenn frierendes Wasser mehr Raum einzunehmen scheint, als flüssiges, da es die Flaschen zersprengt, wenn ferner erstarrtes Metall voluminöser als das fließende ist, und hier Ausnahmen Statt zu finden scheinen, so liegt das in der Krystallisation dieser Substanzen, welche zwischen ihren Krystallen Raum lassen, und Luftblasen einnehmen. Die Ausdehnung fester Körper zeigt der Pyrometer, eine Maschine, an welcher mittelst Räderwerke durch den ausgedehnten Körper ein Zeiger auf einem Blatte mit einer Gradabtheilung bewegt wird. Die Ausdehnung von Flüssigkeiten mißt man theils durch ihre Erhitzung,

welche sie dem Thermometer mittheilen, theils durch das specifische Gewicht derselben. Die Ausdehnbarkeit einer Flüssigkeit durch die Wärme richtet sich nach ihrer Dichtigkeit. Quecksilber dehnt sich schwerer aus, als Wasser, dieses schwerer als der minder dichte Weingeist. Luftförmige Flüssigkeiten dehnen sich noch stärker aus. Eine feuchte Thierblase, zum dritten Theil mit Luft angefüllt, schwillt in der Wärme nicht nur vollständig auf, sondern platzt auch wohl. Von den Metallen dehnt sich der Zink am Meisten aus, ihm folgt Blei, Zinn, Kupfer, Wismuth, Eisen, Platin.

Ausdehnung des Glases durch die Wärme (physikalisch). Bei allen Messungen von Temperaturen, welche eine große Genauigkeit erfodern, müssen die Veränderungen mit in Rechnung gebracht werden, welche durch die Ausdehnung des Glases mittelst des Wärmestoffs veranlaßt werden. Dulong und Petit haben gefunden, daß das Glas bei + 100° sich um $^1/_{38760}$ desjenigen Raumes ausdehnt, den es bei 0° einnimmt, ferner bei + 200° um $^1/_{36300}$, und bei + 300° um $^1/_{32000}$. Diese Ausdehnung des Glases veranlaßt bei + 100° und 200° eine scheinbare Ausdehnung des Quecksilbers, welche von der Verengerung der innern Höhlung der Glasröhre herrührt, und nach Laplace's und Lavoisiers Versuchen auf jeden Grad des 100theiligen Thermometers $^1/_{6459}$ vom Volumen des Quecksilbers bei 0° betragen soll, jedoch nicht immer gleich groß ist, und im Durchschnitt zu $^1/_{6000}$ angenommen werden kann. — Bei + 300° ist die Ausdehnung des Glases bereits so bedeutend, daß alle Regelmäßigkeit des Resultats verloren geht. Das Quecksilber dehnt sich nach Dulong und Petit bei + 100° um $^1/_{5550}$, bei + 200° um $^1/_{5525}$ und bei + 300° um $^1/_{5300}$ desjenigen Raumes aus, den es bei 0° einnimmt. Bei 300 wirklichen Wärmegraden, d. h. nach dem Luftthermometer gemessen, sollte sonach ein Quecksilberthermometer, was aus einer Masse gefertiget wäre, die mit dem Quecksilber sich gleichförmig ausdehnte, + 314°,15 zeigen; wogegen aber ein auf die gewöhnliche Weise eingerichtetes Thermometer, wegen der bedeutend geringeren Ausdehnung des Glases, nicht mehr als 307°,64 zeigt. Wollte man sich zum Messen der Temperaturen der nachbenannten Körper bedienen, so würden, nach Dulongs und Petits Versuchen, die daraus gefertigten Thermometer bei + 300° des Luftthermometers die bei jedem dieser Körper angegebene Anzahl Grade nachweisen; nämlich:

Eisen	332°,2
Silber	329°,3
Zink	328°,5
Antimon	324°,8
Glas	322°,1
Kupfer	320°,0
Platina	317°,9
Quecksilber	314°,15

Ausdruck (ästhetisch). Hierunter versteht man jede Bezeichnung unserer Ideen. Das allgemeine Gesetz, wonach ein jeder Ausdruck, er bestehe, worin er wolle, beurtheilt werden muß, ist dieses: Der Ausdruck muß nicht nur, für sie betrachtet, schön seyn, sondern auch in Absicht auf die Gedanken, die er ausdrücken soll. Er muß so beschaffen seyn, daß aus ihm der Gedanke in seiner ganzen Schönheit und Stärke erkannt werden kann. Er muß gerade das bedeuten, was er bedeuten soll. Er muß dem Karakter der Vorstellung gemäß seyn. Er muß richtig, bestimmt, edel, klar und rein seyn.

Ausdruck ist in den bildenden Künsten die Nachahmung des thätigen und leidenden Zustandes unserer Seele und unseres Körpers in Verbindung mit unsern Affekten und Handlungen. Da den Alten in ihren meisten Vorstellungen, die religiösen Gegenstände ausgenommen, die Schönheit der

höchste Zweck war, so war ihr Ausdruck nur in sofern angeordnet, als er die Schönheit nicht verdrängte. Daher ist die Stellung ihrer Götter und der Ausdruck ihrer Mienen ruhig und bescheiden. Unter den Malern zeichnete sich besonders die römische Schule in dem bescheidenen, wahren, tiefen und schicklichen Ausdruck ihrer Figuren aus, wie man in den Werken Raphaels, Giulio Romano und Dominichino sehen kann, so wie hierin Lebrün, Poussin, Le Salür und Gonymet unter den Franzosen hervorragen. Unter denen, die ihre Gegenstände so darstellen, daß sie das scheinen, was sie scheinen sollen, sind die Niederländer einzig in ihrer Art; die niedrigsten Gegenstände, welche ihre Maler bearbeitet haben, wie ein Brower, Ostade, Teniers, selbst auch die Arbeiten der Maler des Still-Lebens, wie eines van Heem, R. Ruysch, Kalf u. A., verrathen in ihrem Ausdrucke den höchsten Grad der wirklichen Natur. Ueberhaupt hat ein Gemälde Ausdruck, wenn der Ton des ganzen Helldunkeln dem Süjet angemessen ist, wenn die Lokalfarben wahr ausgedrückt sind, und die Arbeit des Pinsels dem Karakter des Stückes entspricht. So kann man z. B. von Weenix sagen, daß er in seinen leblosen Thieren den höchsten Grad des Ausdrucks besitze. Ein Kupferstich hat Ausdruck, wenn er durch die besondere Anordnung seiner Schraffirungen den Karakter jedes Dinges eigens bezeichnet. Die Cleopatra von Wille nach Netscher gestochen, ist ein Muster, wie so genau alle Lokalfarben und Oberflächen auch im Kupferstich können gegeben werden; denn Atlas, Leinwand, Teppich, Holz, Caelaturvergoldung, Brocad und Carnation, jedes ist nach seiner Art auf eine bewundernswürdige Weise in diesem Kupfer behandelt worden.

Ausdruck (musikal.) ist 1) die geschickte Anwendung der Harmonie und Melodie auf die zum Thema eines Tonstücks genommene, oder demselben zum Grund gelegte Erfindung; 2) versteht man unter dem Worte Ausdruck den, jedem Tonstücke angemessenen, und dem Karakter desselben entsprechenden Vortrag.

Ausdünstung (physiol.) nennt man die Entfernung flüssiger Auswurfstoffe durch die Haut. Jede Gattung, und sogar jedes Individuum, verbreitet einen eigenthümlichen Geruch um sich, und ist gleichsam wie eingehüllt in eine Atmosphäre von Dünsten, die sich durch das Spiel des Lebens immerfort erneuert. Nach Plutarch besaß Alexander von Macedonien einen höchst angenehmen Geruch, so daß seine Hemden und seine Kleider von Wohlgeruch erfüllt waren, als wären sie parfümirt. Cujaz hatte, wie man sagt, eine ähnliche Eigenthümlichkeit. Gewisse Personen hingegen verbreiten (zuweilen nur aus einzelnen Theilen ihres Körpers) einen schwefelartigen Geruch. Es ist dieser eigenthümliche Geruch, den jedes belebte Wesen um sich her verbreitet, der es uns erklärlich macht, wie der Hund der Spur seines Herrn über 100 Meilen weit folgen kann, und der uns einen Begriff giebt, auf welche Weise dasselbe Thier, in einem Raum, der mehrere Hirsche einschließt, den sogleich herausfindet, auf den es zuerst gehetzt wurde, ohne sich durch die List, die das verfolgte Thier oft anwendet, um es irre zu führen, von seinem Instinkt abbringen zu lassen. Wenn nun jede Gattung, und jedes einzelne Individuum derselben, ihren eigenthümlichen Geruch haben, so ist es eben so gewiß, daß jedes Geschlecht, und jedes Alter, wiederum einen nur ihm eigenen besitzt. Brieude sagt: „das Klima, in welchem der Mensch lebt, seine Nahrungsmittel, seine Leidenschaften, die Art seiner Arbeiten, die Künste, die er treibt, und die Erde, welche er bearbeitet, modifiziren auch seine Ausdünstung, und daraus entsteht natürlicher Weise die Verschiedenheit der Gerüche. In der Zeit des Säugens haben die Kinder einen säuerlichen Geruch, den Jeder-

mann kennt, und der mit ein Kennzeichen der Gesundheit in diesem Alter ist. Dieser Geruch verschwindet beim männl. Geschlecht in den Pubertäts-Jahren, um einem anderen, sehr starken und ausgezeichneten Platz zu machen, den man selten beim andern Geschlechte findet. So haben die Neger wieder einen ihnen eigenthümlichen Geruch, eben so die Eskimos, die Grönländer ꝛc. Wenn ein Trupp Kosacken auf einer Straße gezogen ist, so findet man noch mehrere Stunden nach ihrem Durchzug ihren Geruch in der Atmosphäre verbreitet. — Unter den vierfüßigen Thieren giebt es, außer der Bisam- und Zibet-Katze und dem Moschus-Ochsen, noch mehrere, die eine Moschus ähnliche Ausdünstung haben. Der Cincillo, Zerillo u. s. w. strömen, wenn man sie verfolgt, eine so übelriechende Ausdünstung von sich, daß sie die Jäger, und selbst die raubgierigsten Hunde zurück scheucht. Unangenehme Gerüche verbreiten auch der Iltis, der Fuchs, und der Ziegenbock, der ja so oft seiner ganz eigenen Ausdünstung wegen im Munde des Volkes genannt wird. — Kein Vogel giebt ein Beispiel ähnlicher Ausdünstungen. Unter dem Gewürm hingegen findet man dergleichen sehr häufig. Schildkröten und Krokodille riechen nach Moschus; die großen Schlangen verbreiten einen ekelhaften Geruch sehr weit um sich her, der so widrig ist, daß er Uebelkeiten, ja sogar Ohnmachten erregt, wie es ja auch bekannt ist, daß die Ausdünstungen gewisser Schlangen die Vögel und andere kleine Thiere tödten, wenn sie ihren Blick auf sie heften, und ihren verpesteten Athem auf sie aushauchen, was man den Zauber der Schlangen genannt hat. Bei den Fischen ist der einzige, recht karakteristische Geruch der des Seewassers, der vorzüglich bei solchen, die sich an schmutzigen, schlammigten Orten aufhalten, sehr unangenehm ist. — Wie nun überhaupt Gerüche sehr unmittelbar auf die Seele des Menschen einwirken, so haben auch Wohlgerüche eine rasche kräftige Wirkung auf sie, und zu allen Zeiten hat man die sinnlichen Genüsse jeder Art noch zu erhöhen gewußt, indem man ihnen die Wollust der angenehmen Gerüche hinzufügte. Im frühesten Alterthum schon machte der Weihrauch einen Hauptbestandtheil des Götterdienstes aus, und die Götter erschienen, nach dem Glauben der Alten, nicht anders, als in eine Wolke von wohlriechenden Düften eingehüllt. Auch bei den Mahlzeiten durften Wohlgerüche nicht fehlen, und bei einem Gastmahl, welches Otho dem Nero gab, strömten von allen Seiten aus goldenen und silbernen Kanälen die theuersten Essenzen zum Vollgenusse für die Gäste. — Die eigenthümlichen Ausdünstungen des verschiedenen Geschlechtes, von denen wir eben sprachen, bleiben nicht nur nicht ohne Einfluß auf ein Individuum des andern Geschlechts, sondern diese Exhalationen äußern oft die mächtigsten Wirkungen. Viele Thiere werden bei ihren sinnlichen Trieben in der Auswahl des geliebten Gegenstandes nur durch dessen Ausdünstungen geleitet, und wie wichtig auch für den Menschen gerade in dieser Beziehung seine Ausdünstung sey, davon giebt die Geschichte ein interessantes Beispiel an einem der merkwürdigsten Liebhaber, die sie kennt. Denn Heinrich der Vierte würde vielleicht nie eine feurige Leidenschaft für die schöne Gabriele empfunden haben, hätte er nicht auf einem Balle unmittelbar nach ihr mit ihrem Schnupftuche sich die Stirn getrocknet. Uebrigens unterscheidet man die Ausdünstung noch in gesunde und krankhafte (die während und nach Krankheiten Statt findet, und wodurch mehrere in der Krankheit gebildete Stoffe und Flüssigkeiten aus dem Körper entfernt werden), jene wieder in die unmerkliche, sobald die Auswurfsstoffe sich auf der Haut nicht zu Tropfen verdichten (worüber Santorius von Santorini viele Versuche angestellt hat), und in den Schweiß, der als liquide Flüssigkeit erscheint. Man kann sie durch Bäder, Reibungen, Bewegung und Sonnenhitze vermehren. Sie ist eine nothwendige Bedingung der Gesundheit, ihre Unterdrückung ist allezeit mit Krankheitszufällen, Fieber,

Rheumatismus, Catharr, verbunden. Daraus geht ohne weiters hervor, wie wichtig für die Gesundheit die Mittel, sie zu unterhalten, sind, z. B. Bäder, öftrer Wechsel der Wäsche, auch wohl wollne Westen auf dem bloßen Leibe. Die ausdünstenden Gefäße der Haut öffnen sich schief durch die Oberhaut, und sind so klein, daß Luwenhoek gefunden zu haben behauptete, ein gewöhnliches Sandkorn können die Mündungen von 125.000 bedecken.

Ausflammen der Mörser vor dem Werfen. Es hat die Absicht, die Kammer und den Flug von der etwa darin befindlichen Feuchtigkeit zu reinigen, und sich dadurch einer größern Gleichförmigkeit der Würfe zu versichern. Sobald daher die nöthigen Vorbereitungen zu dem Werfen gemacht sind, wird eine schwache Pulverladung von 6 bis 8 Unzen in den Mörser geschüttet, und vermittelst einer eingesetzten Stopine angezündet, unmittelbar darauf aber die Mündung des Mörsers wieder zugedeckt, bis derselbe nach genommener Richtung geladen werden kann.

Ausfluß (physik.). Man versteht unter Ausfluß äußerst feine, unsichtbare Theile, die sich von einem Körper trennen, und in andere übergehen, wo sie dann durch ihre Wirkungen sich beurkunden. So heißen Ansteckungsstoffe Ausflüsse; eben so ist der mineralische und thierische Magnetismus, wie die Electricität, dahin zu zählen. Die Krankheitslehre giebt den Krankheiten, die mit Schleimabsonderung und Blutauswurf verbunden sind, ebenfalls den Namen der Ausflüsse.

Ausführung (musik.). Hierunter ist zweierlei zu verstehen: 1) die der Anlage folgende Bearbeitung eines Tonstücks, welche sich hauptsächlich damit beschäftigt, die einzelnen Theile derselben in verschiedenen Wendungen anzubringen, und sie auf mancherlei Art zergliedert, in verschiedenen Hauptperioden durchzuführen. Will der Componist dem Zuhörer nicht Langeweile bereiten, so hüte er sich ja vor einer allzubreiten und weitläufigen Ausführung. 2) Bedient man sich der Worte Ausführung, ausführen, wenn von dem Vortrage eines Tonstücks, oder auch nur der, zu demselben gehörigen, einzelnen Stimmen die Rede ist. Man sagt z. B.: er hat die Ausführung dieser oder jener Stimme übernommen, oder das Tonstück ist von dem Orchester gut ausgeführt (executirt oder vorgetragen) worden.

Ausgabe (philologisch), Herausgabe eines Buchs, heißt dessen Druck und Bekanntmachung. Bei jeder Ausgabe muß das Aeußere und das Innere wohl von einander unterschieden werden. Zum ersten gehört sauberer Druck, gutes, dauerhaftes Papier, Abwesenheit von Druckfehlern. Hierin empfehlen sich vorzüglich die Aldinischen, Juntinischen, Stephanischen, Wechelischen, Gryphischen, Elegevirischen, Plantinischen, Oporinischen und Wetsteinischen Ausgaben. Zu den ältesten und seltensten Werken dieser Ausgaben zählt man den Plinius, Verona 1468, Rom 1470, Venedig 1472; den Livius, Rom 1470, Mailand 1480; den Lucanus, Rom 1469; den Silius Italicus, Rom 1471; den Celsus, Florenz 1478; den Gellius, Rom 1469; den Virgil, Venedig 1475; den Sallust, Venedig 1474; Cicero's Buch de officiis von Joh. Faust, Mainz 1466. In Absicht auf den innern Gehalt theilen sich die guten Werke der Alten in zwei Klassen: einige haben den Vorzug, daß die gehörigen Lesearten überall angebracht, der Text berichtigt, und dabei mit Behutsamkeit, Klugheit und nach den Vorschriften der Kritik ist verfahren worden; andere Ausgaben haben ihren besondern Werth noch durch die Anmerkungen, womit sie versehen sind. Heyne's Virgil und Mitscherlichs Horaz empfehlen sich von dieser Seite. Unter den Ausgaben in usum delphini sind Plinius, Virgil und Curtius am Besten gerathen. Unter den Herausgaben cum Notis variorum zeichnen sich Gräv, Keuchen, Burmann, Veenhuysen, Knipping, Almeloven,

Broekhuys, Clericus, Gronov, Heinsius, Drackenborg und Oudendorp aus. Gesner, Ernesti, Heyne u. A. haben das Verdienst, die Alten in der Art herausgegeben zu haben, wodurch der Zweck erreicht wird, die Jugend mit allem Schönen und Wissenswürdigen des gelehrten Alterthums bekannt zu machen.

Ausgeding, s. Alimente.

Ausgrabungen (Antiquit.). Sobald in neuern Zeiten der Eifer für Malerei, Bildhauerei und Baukunst wieder erwachte, waren auch die römischen Päpste geschäftig, diese Künste zu pflegen und zu ermuntern. Viele Jahrhunderte war der Geist der herrschenden Religion ihrem Wiederaufblühen sehr hinderlich gewesen, und hatte in Verbindung mit roher und wilder Unwissenheit beinahe die letzten Ueberreste der Künste zerstört, die die Alten zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatten. Diese Zerstörungswuth legte sich, als erst keine Wiederherstellung des Heidenthums mehr zu besorgen war, und man ließ nun einige magere verstümmelte Ueberreste der alten Kunst stehen, die man durch neue, aus der Geschichte des Christenthums entlehnte, Namen geheiligt zu haben wähnte, und die nun mehr dem blinden Aberglauben, als der Entwickelung des Kunstsinns, zur Nahrung dienten. Die Vorstellungen und das Beispiel Petrarchs scheinen zuerst die Aufmerksamkeit der Römer auf die Meisterwerke der Kunst, von denen sie längst umgeben waren, rege gemacht zu haben. Schämt ihr euch nicht, sagt er, einen schändlichen Handel mit den Ueberbleibseln zu treiben, die den Händen eurer barbarischen Vorfahren noch entgangen sind? und zu sehen, daß sogar die trägen Bewohner von Neapel ihre Stadt mit euren Säulen, mit den Standbildern und Grabmalen zieren, die die Asche eurer Vorfahren decken? Von diesem Zeitpunkt an findet man wieder einige Spuren des lebhafteren Sinnes für Kunstwerke, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte so zur Leidenschaft wurde, daß man nur im Ankaufe jener Meisterwerke Befriedigung fand. Diesen Geschmack an Ueberbleibseln des Alterthums, Bildsäulen, geschnittenen Steinen, Gefäßen oder andern Kunstwerken hatte Leo X. schon von frühester Jugend an im väterlichen Hause genährt, vornehmlich unter der Leitung des trefflichen Politian selbst aus seiner Erholung mancherlei Belehrung schöpfen gelernt, und war, indem er sein Kunstgefühl entwickelte, zugleich Kenner des Alterthums geworden. Schon ehe er den päpstlichen Thron bestieg, war die Ausgrabung der Alterthümer in Rom von ihm mit großem Eifer ermuntert worden. Unter andern Entdeckungen, die man damals machte, war auch ein Stück von Bildhauerarbeit, welches auf einer Insel der Tiber ausgegraben, und für das Schiff des Aeskulaps gehalten wurde. Im Jahre 1508 unter Julius II. wurde die Gruppe Laokoons, eines der kostbarsten Ueberbleibsel alter Kunst, aus den verfallenen Bädern des Titus aufgegraben, und der glückliche Entdecker derselben erhielt vom Papst einen Jahrgehalt aus den Einkünften der Laterankirche. Als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, ließ er dies herrliche Meisterwerk in den Vatican bringen, und gab dem Finder desselben, statt des bisherigen Jahrgehalts, die einträgliche Stelle eines apostolischen Notarius. Diese Freigebigkeit ermunterte Viele zu ähnlichen Versuchen. Wer eine echte Antike aufgefunden hatte, war sicher, einen Jahrgehalt zu bekommen, und die Entdeckung einer schönen Bildsäule war fast der unfehlbare Weg zu einem Bisthum. In der Folge entdeckte man die Gräber der Nasonen und Scipionen u. s. w., und erst in den neuern Zeiten wurden die Ausgrabungen regelmäßiger und ins Große fortgesetzt. Während der französischen Gewaltherrschaft wurden die Bäder des Titus, die Arena des Colosseums, Constantins Triumphbogen, das Forum Trajani weiter aufgedeckt, so wie der heilige Weg, der Boden um den Friedenstempel und die

Säule des Phocas bei weiterm Graben immer mehr zum Vorschein kamen, und diese Arbeiten unter den Regierungen der Päpste Pius VI. und Pius VII. immer zu näherer Vollendung gelangten. Die Wiederauffindung der beiden Städte Herculanum und Pompeji haben bewiesen, wie belohnend die regelmäßig geleiteten Ausgrabungen dieser Art seyen. Peiresc, Montfaucon, Caylus und Millin in Frankreich, bewiesen ebenfalls, welche Schätze der dortige Boden an Alterthümern besitze. Während man seit 1819 in Holland mit Anlegung bedeutender Canäle beschäftigt ist, hat man aus dem Moor eine hölzerne Brücke aus der römischen Zeit zu Tage gefördert. Bei Salzburg kam das alte Juvavium, und bei Bonn und Neuwied nicht unbedeutende Reste der ehemaligen Römer-Herrschaft zum Vorschein. Zwar haben berühmte Reisende seit 80 Jahren Aegypten, Syrien, Persepolis, Tadmor und Griechenland durchwühlt, umgegraben und interessante Zeichnungen der dortigen Entdeckungen geliefert, gleichwohl übertreffen ein Werk des Herrn Gau, eines Kölners, die Alterthümer Nubiens, Alles, was bisher in Zeichnungen dieser Art erschienen ist. Neun Lieferungen sind bereits 1823 erschienen. Der Constitutionell von Paris sagte darüber: „Wir haben mit Vergnügen die Platten betrachtet, welche die Tempel, Ruinen, Höhlen und die Bildhauerarbeit von Calabsche, Dekkoh, Essabua, Dandour, Cartasse und Abussamboul vorstellen; mehrere dieser Platten, welche von den besten Künstlern der Hauptstadt gestochen sind, bieten zugleich höchst malerische Ansichten dar, und können einen Begriff von der gewissermaßen wilden Natur dieser Gegenden geben. Das Werk des Herrn Gau ist eine natürliche Fortsetzung des großen Werkes über Aegypten, welches mit dem Katarakt des Nils schließt, womit Herr Gau die Alterthümer Nubiens beginnt. Gau's Werk darf in keiner Bibliothek, welche das Werk über Aegypten besitzt, fehlen. Die bisher erschienenen Lieferungen rechtfertigen vollkommen die Lobsprüche, welche das Institut von Frankreich in mehrern seiner Berichte diesem Werke ertheilt hat u. s. w."

Aushau-Eisen (Kriegsk.) zu den eisernen Kartätsch-Spiegeln (das). Es ist cylindrisch, und inwendig hohl, und wird gewöhnlich von gutem Eisen verfertigt und verstählt. Weil sich dieses Werkzeug bei Verfertigung einer beträchtlichen Anzahl eiserner Spiegel zu Toulon im J. 1795 immer umlegte, so ward es nach dem Vorschlag des Hauptmanns Clouet aus Kupfer, mit 12 Procent Zinn versetzt, gegossen. Es war die Mischung so hart, daß das Werkzeug keiner Ausbesserung weiter bedurfte, und der Erwartung seines Erfinders vollkommen entsprach. Um die eisernen Spiegel von Sturzblech auszuhauen, wird mit einer Rammmaschine oder mit einem großen, vom Wasser getriebenen Hammer auf das Aushaueisen geschlagen. Der Direktor des Toulonern Zeughauses hat nach Aide-mémoire à l'usage des Offic. d'Artillerie eine Presse mit einem Schwengel verfertigen lassen, vermittelst welcher das Aushauen der eisernen Kartätsch-Spiegel besser, geschwinder und wohlfeiler geschieht. Man schlägt auch die blechernen Deckel der vierpfündigen Kartätschbüchsen damit aus, 4 auf Einmal; folglich 80 in einer Minute, weil die Presse in diesem Zeitraume 20mal niedergeht.

Aushöhlungen an Säulen, s. Cannelirungen.

Ausholen zu weit ist ein Fehler in den Werken des Geschmacks und des Geistes, da man das Entferntere dem Nähern vorzieht. Ein jedes Ganze, es mag eine Rede oder ein Gedicht von größerm oder kleinerm Umfang seyn, muß einen Anfang haben, welchem in demselben nichts vorhergehen kann, und der allen andern Dingen vorhergehen muß. Was über diese Gränzen hinaus reicht, nichts zur deutlichen Einsicht des Ganzen oder seiner Theile, und folglich zur Befriedigung unserer Vorstellung etwas beiträgt, gehört nicht dazu. Wer diesen Grundsatz nicht befolgt, verfällt in den Fehler der Weit-

läufigkeit. Die Handlung, welche der Ilias zum Grunde liegt, ist der Streit des Achills und des Agamemnons; Alles, was bei der Belagerung von Troja vorher sich ereignet hatte, ging den Dichter nichts an, noch weniger, was dem Ausbruche des Krieges vorhergegangen war. Die ganze Handlung läßt sich begreifen, wenn man auch von dem Allen nichts weiß. Man hatte in den ältern Zeiten noch eine Ilias, die man, ob sie gleich einen weit größern Zeitraum, als die Homerische in sich schloß, spottweise die kleine Ilias nannte. Diese holte zu weit aus; denn sie fing die Geschichte von Trojas Zerstörung, von dem unglücklichen Ende des Meleagers, und dem Ey der Leda an. Horaz tadelt den Verfasser deswegen mit Recht; denn man erkennt daraus die Ursache des Krieges nicht unmittelbar. In den dramatischen Werken bedient man sich der Erzählungen der nothwendig zu wissenden Stükke, um den Anfang der Handlung nicht weit hinauszurücken. Redner, sowohl geistliche als weltliche, verfallen oft in diesen Fehler, den Rabener in seiner Geschichte der Glückwünschungs-Schreiben so beißend gerügt hat.

Ausladen des Geschützes (Kriegsk.) geschieht, wenn selbiges entweder lange geladen gestanden hat, oder nicht. Im erstern wird bei eisernen Kanonen, wo nicht selten die Kugel im Rohre angerostet ist, der auf der Kugel sitzende Vorschlag von Stroh, Heu, oder Tauwerk mit dem Lumpenzieher herausgenommen, das Rohr vorne geneigt, und hinten stark an das Bodenstück geschlagen, damit die Kugel herausrolle; geschieht dieses nicht, so suchet man die Kugel vermittelst der Vogelzunge oder auch nur der Ladeschaufel im Rohre loszumachen, und hervorzunehmen, nachdem man starken Weinessig in das Rohr gegossen, und eine Stunde stehen lassen, um den angesetzten Rost loszuweichen. Nach der Kugel wird auch der zweite Vorschlag, und zuletzt das Pulver mit der Ladeschaufel herausgenommen. — Bei metallenen oder nicht lange geladenen Kanonen findet das Ausladen noch weniger Schwierigkeit. Man sucht hier die Kugel durch die Vogelzunge hervorzuziehen, wo die Patrone gleich mit kommt, wenn jene daran befestiget ist. Die Kartätschen können ebenfalls mit der Vogelzunge, oder wenn die Büchse einen hölzernen Dekkel hat, mit der Nothschraube herausgenommen werden, indem dabei das Rohr vorne unterwärts geneigt wird, um diese Arbeit zu erleichtern. Es sey nun aber das Geschütz mit Patronen oder mit losem Pulver geladen; so muß allzeit vor dem Ausladen Wasser in das Zündloch gegossen werden, um die zufällige Entzündung der Ladung zu verhindern.

Ausladung (Kriegsk.) wird das in die Luftfeuerwerkskörper geschüttete Kornpulver genannt, durch welches die Versetzung heraus getrieben wird. Diese Ausladung darf nicht zu stark seyn, sie würde außerdem entweder das Entzünden der Versetzung ganz verhindern, oder die letztere durch den ihr mitgetheilten starken Trieb wieder auslöschen. Wäre sie jedoch im Gegentheil zu schwach, so würde sie die Versetzung nicht hoch genug werfen, und sich folglich in Absicht der Wirkung nicht so gut ausnehmen.

Auslassung eines oder mehrerer Wörter in einem Satze oder einer Redensart wird Ellipse genannt; sie ist in allen Sprachen üblich, und desto häufiger, je lebhafter das Volk ist, welches die Sprache redet. Der Sprachgebrauch muß entscheiden, was den Namen der Ellipse verdiene oder nicht; denn viele Ellipsen sind so tief in der Denkweise des Volkes und dem Sprachgebrauche begründet, daß sie aufhören, Ellipsen zu heißen. In einigen Fällen würde es eben so wohl Affektation seyn, sich weitläufiger als in andern sich kürzer zu fassen; in vielen Fällen dagegen ist es gleichgültig, ob man sich kürzer oder weitläufiger ausdrückt. Man darf in diesem Stücke seine Sprache nicht nach den Andern regeln, sondern man muß allein den eigenthümlichen Sprachgebrauch eines jeden Volkes beachten. Nur eine kühne und nicht sehr gewöhnliche Auslassung verdient im strengen Sinne Ellipse

zu heißen: denn eben die Abweichung vom Gewöhnlichen macht diese zu einer Redner- oder Dichterfigur, so wie ein ungewöhnlicher Ueberfluß an Worten zum Pleonasmus wird. Die Ellipse wird zur Interruption, wenn man aus Affekt die Rede unterbricht, so daß es dieser an innerer Verbindung fehlt, z. B. Aeneis IX. 425.

Mir, mir! (Thäter bin ich!) zu mir euch gewandt mit dem Eisen!

Zur Aposiopese wird sie, wenn man den Faden der gewöhnlichen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn zu vollenden, z. B. Aeneis I. 135,

Wollt' ich nur ..! doch das Getöse der Fluth zu bezähmen, ist besser!

Auslegung der Offenbarung (philos.). Wir finden in dem aufgeklärtesten Welttheile (Europa) alle Menschen in einer Kirche (Gesellschaft zur Befolgung der Tugendgesetze, als des Willens Gottes) vereinigt. Das Instrument dieser Vereinigung, oder dasjenige, was dem Staat (der Gesellschaft zur Befolgung der Rechtsgesetze, als des Willens des Souverains) das Gesetzbuch ist, ist in der Kirche die heilige Schrift. So wie es nämlich in dem Staat an dem Naturrecht nicht genug ist, weil ein jeder dasselbe nach seinem Privatnutzen modeln würde; so ist es auch in der Kirche nicht genug an der Vernunftreligion, weil ebenfalls ein jeder dieselbe den Foderungen seiner physischen Selbstliebe (der Befriedigung seiner Neigungen) gemäß einrichten, und die Religion also ihren Zweck: Besserung aller Glieder der Kirche, und Bewirkung der Befolgung der Tugendgesetze aus Pflicht, nicht erreichen würde. So wie nun das staatsbürgerliche Gesetzbuch von einem jeden Mitgliede des Staats (Staatsbürger) so befolgt werden muß, als sey der Wille des Souverains darin enthalten; so muß auch die h. Schrift bei einem jeden Mitgliede der Kirche in dem Ansehen stehen, daß sie den Willen Gottes enthalte. Dieses Ansehen der h. Schrift, oder der in derselben enthaltenen Offenbarung, in dem Gemüthe jedes Einzelnen, heißt der Kirchenglaube; so wie man das Ansehen des Gesetzbuchs, welches in der Befolgung desselben durch einen jeden einzelnen Staatsbürger besteht, den Staatsbürgergehorsam nennen kann. Bei der h. Schrift nämlich, welche Gesinnungen nach Tugendgesetzen zur Absicht hat, ist die Wirkung etwas Innerliches, im Gemüth, ein Ansehen, welches der Kirchenglaube heißt, bei dem Gesetzbuche hingegen, welches bloß äußerliche Handlungen nach Rechtsgesetzen zur Absicht hat, ist die Wirkung etwas Aeußerliches, also eine äußerliche That, welche der Staatsbürgergehorsam, die Befolgung des bürgerlichen Gesetzes, genannt werden kann. Dieser Kirchenglaube ist Volksglaube, das ist, der Glaube derer, die nicht Religionsphilosophen sind; mithin gründet er sich bei ihnen nicht auf den Vernunfturspruug der in der h. Schrift enthaltenen Lehren, so wenig als der Volksgehorsam, oder der Gehorsam derer gegen das bürgerliche Gesetzbuch, die nicht Rechtsphilosophen sind, auf den Vernunfturspruug der im Gesetzbuch enthaltenen Gesetze. Beide, der Volksglaube und der Volksgehorsam, fodern also eine historische Beglaubigung des Ansehens der h. Schrift und des Gesetzbuchs durch die Deduction (Nachweisung) ihres (das Ansehen derselben gründenden) Ursprungs; d. h. es muß nachgewiesen werden, daß die h. Schrift inspirirt, und das Gesetzbuch vom Souverain, als solches promulgirt sey. Bei einem Gesetzbuche ist die Promulgation oder öffentliche Bekanntmachung hinlänglich, das gesetzliche Ansehen desselben, zur Befolgung der darin enthaltenen Gesetze zu gründen. Das Ansehen der h. Schrift hingegen gründet sich auf die Ueberlieferung, daß sie als solche von alten Zeiten her ist anerkannt worden, und da hier der Gesetzgeber weder auf Erden ist, noch den Verächter seiner Gesetze unmittelbar straft, so beruhet das Ansehen derselben auf Tradition, und folglich auf Geschichte. Aber auch der Sinn der heiligen Urkunde, die den Willen Gottes (als das Fundament, worauf die Kirche errichtet ist)

enthält, muß erforscht werden. Das Bemühen, diesen Sinn anzugeben, heißt die Auslegung der Offenbarung, und was ihn angiebt, der Ausleger derselben.

Ausmessung, s. Dimension.

Auspicien hieß bei den Alten gewöhnlich so viel als Augurien (s. d. Art.). Hier noch Einiges von den Vögeln, ihrem Fluge, von den Erscheinungen anderer Thiere, so wie von Naturerscheinungen, und den aus allem diesen genommenen Deutungen und Anzeigen. So war es z. B. ein sehr glückliches Zeichen, wenn Jemanden eine Schaar verschiedener Vögel umflog. Dieses wiederfuhr dem Gordius, und bedeutete seine Erhebung auf den Thron. Ein eben so glückliches Zeichen war es, wenn ein Adler fröhlich und mit klatschenden Flügeln in der Luft von der Rechten nach der Linken spielend umher flog. Wenn ein Adler sich einer Beute bemächtigte, so stellte man auch über die dabei vorkommenden Umstände Betrachtungen an. Als z. B. Telemach seinen Vater zu Sparta aufsuchte, flog ein Adler zur Rechten auf, und trug mit Schnabel und Klauen zugleich eine zahme Gans davon. Daraus weissagte Helena, daß Ulysses zurück kommen, und die Freier plötzlich überfallen und bestrafen würde. Als Hektor im Gegentheil die griechische Flotte verbrennen wollte, so sah man zur Linken einen Adler, der in den Klauen eine Schlange trug, die sich so sehr sträubte, daß er sie fallen lassen mußte. Polydamas weissagte daraus sogleich dem Hektor Unglück. Nächst dem Adler beobachtete man den Flug der Geier sehr aufmerksam, weil diese Vögel etwas Ungewöhnliches waren, oder, nach Herodot, weil sie kein lebendiges Thier, sondern nur Aas fraßen. Deswegen sagt er auch, daß Herkules sich immer gefreuet habe, wenn bei einer seiner Unternehmungen sich ihm ein Geier zeigte, weil er ihn für den billigsten aller Raubvögel hielt. Aristoteles und Plinius rechnen die Geier zu den unglücklichen Vögeln, die sich gemeiniglich zwei oder drei Tage vor einer blutigen Schlacht sehen ließen. Auch glaubte man, daß die Raubvögel überhaupt Tod und Blutvergießen verkündigten, wenn sie einer Armee folgten, oder sich an einem Orte ziemlich lange aufhielten. Der Habicht war auch ein unglücklicher Vogel, und verkündigte den Tod, wenn er eine Beute in den Klauen fortführte. Entfiel ihm aber die Beute, oder konnte er ein Thier, das er verfolgte, nicht erreichen, so war das ein sehr glückliches Anzeichen, und zeigte Befreiung aus aller Gefahr an. Der Falke verkündigte, nach Plinius, denen viel Glück, die mit Heirathen oder Geldsachen beschäftiget waren. So erschien ein Falke dem, wegen der Freier seiner Mutter, bekümmerten Telemach, und rupfte eine Taube. Die Schwalben gehörten zu den unglücklichen Vögeln. Sie weissagten dem Darius Unglück im Kriege gegen die Scythen, und dem Pyrrhus und Antonius ihre Niederlagen. Die Eulen weissagten meistens auch Unglück. Nur zu Athen, weil sie der Minerva heilig waren, hielt man sie für Vorboten des Glücks und Sieges. So weissagten sie dem Themistokles Glück bei dem Treffen gegen die Perser, und begeisterten Anführer und Soldaten mit Muth. An andern Orten Griechenlands glaubte man das Gegentheil. Dem Pyrrhus kündigte seinen ruhmlosen Tod in Argos eine Eule vorher, die sich auf seinen Spieß setzte. Zu manchen Zeiten hielt man indessen auch außerhalb Athen die Eulen für glücklich. Justin, am Ende des 3ten Buchs, erzählt davon eine Geschichte. Der Reiher war ein glückliches Zeichen, besonders nach Eustathius, für diejenigen, die ein geheimes oder hinterlistiges Vorhaben ausführen wollten. Die Taube ist bei Homer ein glücklicher Vogel; desgleichen der Schwan, den die Schiffer für einen günstigen Wetterpropheten nahmen, weil er, nach Nipsus, sich nicht in das Wasser taucht. Krähen und Raben, die um ein Kriegsheer herum flogen, waren ein gefährliches Zeichen; besonders wenn sie zur Linken flogen, und

ihre Stimme hören ließen. Wenn man zur Rechten ihre Stimme hörte, so war es ein ziemlich gutes Zeichen. Sie verkündigten den Tod des Alexanders und Cicero's. Man glaubte auch von ihnen, daß sie sich ihrer Vorherverkündigungen bewußt wären, und z. B. wenn sie ein recht großes Unglück anzeigen wollten, ein unangenehmes Geschrei machten, und röchelten, als ob sie ersticken wollten. Die Hähne, weil sie dem Mars heilig waren, hielt man vornehmlich im Kriege für weissagend. Ihr Krähen war ein günstiges Anzeichen. Unter andern verkündigten sie dem Themistokles den Sieg über die Perser, und dieser verordnete aus Dankbarkeit ein jährliches Fest, das in einem Hahngefechte bestand. Das Krähen der Hähne hielt man deswegen für glücklich, weil diese Thiere sich brüsten und krähen, wenn sie den Sieg davon getragen haben. Das Krähen der Henne wurde für sehr unglücklich gehalten. Einige Männer, besonders in den spätern Zeiten, wo die theurgische Philosophie überhand nahm, rühmten sich auch, die Sprache der Vögel zu verstehen, z. B. Apollonius von Tyana, Democritus und Andere. Aus dem Apulejus ist noch zu bemerken, daß wenn unglückliche Nachtvögel in ein Haus kamen, man zur Abwendung des Unglücks, sie mit aller Mühe auffing, und vor der Thüre aufhängte. Außer den Vögeln gab es auch noch andere Thiere, die man für Verkündiger der Zukunft hielt, z. B. die Ameisen; sie verkündigten den Tod des Cimon, und dem phrygischen Könige Midas trugen als einem Kinde einige Ameisen Getreidekörner in den Mund, woraus man seinen großen Reichthum weissagte. Von den Bienen glaubte man, daß sie künftige große Beredsamkeit anzeigten. Als Plato noch in der Wiege lag, kamen Bienen, und setzten sich auf seine Lippen. Pindar soll von den Bienen mit Honig ernährt worden seyn. Bei den Römern waren die Bienen ein sehr unglückliches Zeichen. Kröten waren bedeutende Thiere, eben so die Schlangen. Wilde Eber gaben unglückliche Anzeigen; wem sie begegneten, dessen Vorhaben hatte einen traurigen Ausgang. In eben so üblem Rufe standen die Hasen, als furchtsame und verzagte Thiere. Ließen sie sich zu Kriegszeiten sehen, so bedeuteten sie Desertion und Ueberwindung vom Feinde. Endlich beobachtete man auch die am Himmel und in der Luft sich zeigenden Vorbedeutungen. Die Kometen hielt man für furchtbare Unglückspropheten, desgleichen Sonnen- und Mondfinsternisse; ein Aberglaube, der im Kriege oft sehr nachtheilige Folgen hatte. Von andern Meteoren hielt man die ignes lambentes, eine bekannte elektrische Erscheinung, für sehr glücklich. Als die Argonauten auf ihrer Reise von einem heftigen Sturme überfallen, durch das Gebet des Orpheus aber gerettet wurden, sahe man, als das Vorzeichen ihrer Rettung, wie zwei Flämmchen um Kastors und Pollux Häupter sich wanden; und wie gleich darauf der Sturmwind schwieg, das Meer ruhig ward, und ein sanftes Lüftchen wehete. Von diesem Vorfall nannte man die beiden Flämmchen Kastor und Pollux, und hielt sie immer für ein sehr glückliches Zeichen. Wenn aber nur eine Flamme sich zeigte, so hieß sie Helena, und man hielt sie für ein gefährliches, Sturm und Schiffbruch verkündendes Zeichen, insbesondere wenn sie gleich auf Kastor und Pollux folgte, und diese gleichsam verdrängte. Winde waren auch bedeutend. Erdbeben droheten ein Unglück. Endlich war der Donner unter den Luftzeichen das vorzüglichste. Zur Rechten bedeutete er Glück, desgleichen bei hellem unumwölkten Himmel; Unglück zur Linken. Man suchte die unglückliche Bedeutung desselben durch Trankopfer von Wein abzuwenden. Wenn etwas vom Blitze getroffen wurde, so war dies auch etwas Unglückliches, weil man glaubte, daß jede vom Blitze getroffene Sache den Göttern verhaßt sey. Ueberhaupt betrachtete man bei den Alten den Blitz mit weniger Ehrfurcht, als den Donner. Man zischte und pfif, um dessen verderbende Wirkungen abzuhalten.

Ausrottungskrieg nennt man ein Krieg, welcher nur durch die physische Vertilgung des einen Theils der kriegführenden Mächte geendigt wird. Der Ausrottungskrieg kann aber auch die physische Vertilgung beider Theile treffen. Ein solcher Krieg muß schlechterdings unerlaubt seyn. Denn dadurch würde allem Rechte ein Ende gemacht, und der Friede nicht eher erfolgen, als bis kein Rechtsverhältniß mehr Statt finden könnte. Folglich muß auch der Gebrauch der Mittel zu einem solchen Kriege unerlaubt seyn. Die Mittel, deren man sich in einem Ausrottungskriege bedient, sind Meuchelmord, Giftmischerei, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staat u. s. w. Diese Mittel müssen schlechterdings den Untergang derer nach sich ziehen, gegen die sie gebraucht werden. Denn sie sind niederträchtig, d. h. der Feind kann sich dagegen nicht schützen, weil sie nicht den Muth, sondern nur die Verschlagenheit des Angreifers voraussetzen. Sie verderben aber auch die Sittlichkeit der Nationen, die sich derselben bedienen, indem sie bald nicht bloß im Kriege, sondern auch im Frieden werden gebraucht werden.

Ausrüstung des Belagerungs-Trains zum Angriff. Diese besteht in der Mobilmachung der Belagerungs-Artillerie, deren Anzahl und Kaliber aber nicht eher genau bestimmt werden kann, bis von der Stärke der Festung die nöthige Kenntniß eingezogen worden ist. Den Artilleristen interessirt dabei besonders: a) Ein Grundriß von der Festung, in einem nicht kleinern Maaßstabe als von $1/_{2000}$. b) Die dazu gehörigen Profile, nach dem Maaßstabe von $1/_{200}$. c) Ein genauer Plan von der umliegenden Gegend, im Umkreise einer halben Meile rund um die Festung, mindestens im Maaßstabe von $1/_{20000}$. d) Eine Kenntniß von der Anzahl und dem Kaliber der in der Festung befindlichen Geschütze. e) Eine genaue Angabe des feindlichen Munitionsvorraths. f) Ob die Festungswerke mit Mauerwerk bekleidet sind, oder aus bloßen Erdwällen bestehen. Der ganze Ausrüstungsentwurf bestimmt sich außerdem nach der Fronte, welche angegriffen werden soll; diese muß daher zu allererst ausgemittelt werden. — Bringen wir daher nur das Geschütz in Anschlag, womit der Feind die angegriffene Fronte, gleichsam als erste Garnitur, besetzt, so dürften folgende Grundsätze dabei Anwendung finden: 1) Das Belagerungsgeschütz muß über das des Belagerten von Anfang an ein bedeutendes Uebergewicht haben, und immerwährend behaupten. Dies ist einer der Hauptgrundsätze beim Ausrüstungsentwurfe, besonders für die Bestimmung der Anzahl des schweren Kalibers. 2) Die Geschützanzahl des schwersten Kalibers darf nicht weniger als ein Drittheil mehr betragen, als die Anzahl des schwersten Geschützes in der Festung. 3) Die Geschützanzahl von mittlerem Kaliber muß die homogene Geschützanzahl des Belagerten um wenigstens ein Viertheil übersteigen. 4) Das Wurfgeschütz des Belagerers muß das des Feindes wenigstens um die Hälfte übersteigen. Indessen rechnet man auf jede zwei Geschütze der Vertheidigung drei zum Angriff, und dies kommt der Erfahrung und den herrschenden Grundsätzen schon näher. Bei den neuesten Belagerungen 1815 wurde dies Verhältniß ebenfalls beobachtet, und dabei die Anzahl des Wurfgeschützes auf die Hälfte des ganzen Belagerungsgeschützes gesetzt. — Was den Kaliber betrifft, so gelten dafür folgende Grundsätze: 1) Die 24pfündigen Kanonen dienen, wenn sie mit Kugeln schießen, nur zu Bresch-, nicht aber zu Rikoschettbatterien. Die letztern, so wie die Enfilirbatterien, müssen mit 12pfündigen oder höchstens 16pfündigen Kanonen besetzt werden. Mehr Wirkung leisten noch: 3) Die 7pfündigen Granaten, besonders wenn sie aus 24pfündigen Röhren geschossen werden können. 4) Die Mortiere jedes Kalibers leisten bei Belagerungen außerordentliche Dienste, besonders die leichteren auf nähere Entfernungen. Se. königliche Hoheit der Prinz August von

Preußen sagt in seinen Bemerkungen über den Belagerungskrieg Folgendes darüber: „Da die 7pfündigen Bomben denselben Kaliber, als die 7pfündigen Granaten und 24pfündigen Kanonenkugeln haben, so werden dadurch die Geschosse vereinfacht. Siebenpfündige Bomben, aus 24pfündigen Kanonen geschossen, müßten eine sehr große Wirkung thun, und es läßt sich durch dieses Mittel bei der Vertheidigung der Festungen das Gleichgewicht zwischen dem Angriff und der Vertheidigung derselben in etwas wiederherstellen. Die 7pfündigen englischen Mortiere verschaffen bei den Belagerungen wesentliche Vortheile. Wegen ihrer großen Leichtigkeit können sie sehr bequem auf Märschen getragen werden, und erfodern, bei festem Boden, keine Bettungen. Die Stellung derselben kann daher sehr leicht verändert werden, und man kann sich ihrer schon in einem Laufgraben bedienen, welcher nur 5 Fuß breit ist. Jedoch scheinen die 7pfündigen Bomben nicht über 800 Schritt wirksam angewendet werden zu können. Aber auf 3—400 Schritt trifft jede Bombe ein Bastion oder Ravelin von einer mittleren Größe. Durch 900 7pfündige Bomben, welche man an einem Tage in Maubeuge in die große Redoute des verschanzten Lagers bei Reussiers werfen ließ, wurde der Feind genöthigt, dieselbe zu verlassen. Die Wirkung, welche diese Bomben geleistet haben, war außerordentlich, und es war fast kein Fleck, den sie nicht durchwühlt hätten.“ Was die 6pfündigen Kanonen betrifft, so dürfte wohl dabei angenommen werden, daß man sich nach dem Kaliber des feindlichen Geschützes einigermaßen zu richten hätte, und folglich: 5) den feindlichen Sechspfündern ebenfalls diesen Kaliber entgegenstellen könnte, da er den besondern Vortheil gewährt, weniger Munition zu konsumiren. — Um nunmehr eine Anwendung des gesagten Vorigen auf den Entwurf des Belagerungstrains selbst machen zu können, soll eine Angriffsfronte von zweien Bastionen mit einem dazwischen liegenden Ravelin oder Halbenmonde zur Grundlage dienen. Man würde demnach bedürfen: 1) Gegen die beiden Facen des Ravelins, auf welchen der Feind 10 bis 12 Kan. haben kann, 20 Kan. 2) Gegen die beiden Facen der Bastione, welche die Mitte des Angriffs beschießen können, und welche mit 14 bis 18 Geschützen bewaffnet seyn dürfen, 24 Kan. 3) Gegen die beiden andern Facen, welche die Flügel der Attacke beschießen können, 12 Kan. 4) Gegen die beiden Facen der nebenliegenden Raveline, welche ebenfalls auf die Mitte des Angriffs wirken können, und die mit 12 bis 14 Kan. besetzt seyn dürften, 20 Kan. Dies giebt eine Summe von 76 bis 80 Kanonen, wovon 26 aus 24 Pfündern bestehen müssen, welche zum Demontiren des feindlichen Geschützes hinreichend seyn werden. Von den übrigen 54 würden 40 bis 45 Zwölfpfünder und der Ueberrest Sechspfünder seyn. — Zum Rikoschettiren und Enfiliren der beiden Facen des mittleren Ravelins oder Halbenmondes, und dessen gedeckten Weges, so wie der Facen der beiden Bastione und der Nebenraveline würde man außer den Zwölfpfündern noch 6 Stück 7pfündige und 12 Stück 10pfündige Haubitzen (nebst $\frac{1}{3}$ zum Vorrath) rechnen müssen. — Zum Bewerfen der beiden Bastione, der drei Raveline und der beiden Waffenplätze des mittleren, bedarf man 25 bis 30 Mortiere, wovon die Hälfte aus 50pfündigen, der vierte Theil aus 25 und 10pfündigen, und der Ueberrest aus 7pfündigen bestehen kann. Außerdem 8 Steinmortiere. Im Ganzen also 120 bis 130 Geschütze. Von diesen müssen die Bresch- und Demontirgeschütze aus völlig brauchbaren, die Rikoschettgeschütze aber können aus schlechtern bestehen, in sofern sie nur richtige Schußlinien halten. — Außer den zu den Geschützen gehörigen Affuitagen muß man noch auf jede 2 Kanonen- oder Haubitzaffuiten eine, auf jede Affuite ein Hinterrad, auf 5 Sattelwagen einen halben Lauf Räder, und auf drei Mortierklötze einen Klotz zum Vorrath rechnen.

Ausruf, Exklamation, eine Figur der Empfindung, durch die unwillkührliche Ausbrüche derselben, die Empfindungslaute, bezeichnet: o! ach! Nur darf man sie nicht zu sehr häufen, es wird sonst frostig oder lächerlich; daher es für das Niedrigkomische paßt.

Ausschnitt (Geometrie) ist 1) der Theil einer Flächenfigur, welcher zwischen zwei Linien, die aus einem Punkte innerhalb derselben an den Umfang gezogen, und in dem von ihnen abgeschnittenen Theile des Umfangs enthalten sind. 2) Derjenige Theil eines Körpers, welchen ein Theil der Oberfläche als Grundfläche, und eine durch alle von jedem Punkte des Umfangs dieses Theiles nach einem Punkte innerhalb des Körpers gezogenen Linien, gehende Fläche begränzen.

Ausschreiben (musik.). Damit jeder ein Instrument behandelnde Tonkünstler die Noten, welche er auf demselben vortragen soll, bequem setzen könne, werden die, für den Vortrag eines jeden Instruments besonders bestimmten Noten eines Tonstücks, welche alle zusammen in der Partitur desselben, sowohl über-, als unter einander stehen, aus dieser in einzelne Bücher, oder auf einzelne Bogen Papier geschrieben.

Ausonius (Decimus Magnus), der berühmteste römische Dichter des 4ten Jahrh., geboren zu Burdigala (Bordeaux) im J. 309, wo sein Vater als gelehrter Arzt und redlicher Mann sich Ansehen erworben hatte, endlich Leibarzt bei Valentinian I., und zuletzt Präfekt von Illyrien wurde. Des Vaters Wahlspruch: „Glücklich ist nicht, wer hat, was er wünscht, sondern wer nicht wünscht, was er nicht hat" — war zum Sprichwort in seiner Gegend geworden. Nach erhaltener sehr gelehrter Bildung gab Ausonius 30 Jahre hindurch in seiner Vaterstadt in den schönen Wissenschaften öffentlichen Unterricht, und wurde darauf im Jahre 367 vom Kaiser Valentinian als Erzieher seiner Söhne, Gratian und Valentinian, an den Hof nach Trier berufen. Er begleitete diese auf ihren Kriegszügen. Zur Belohnung wurde er Comespalatii und Quästor, und durch Gratian selbst im Jahre 377 Präfektus Prätorii von Italien und Afrika, im folgenden Jahre von Gallien, und im Jahre 379 Consul von Rom. Nach Gratians, seines trefflichen Schülers und Freundes, Tode (385) nahm Ausonius seinen Abschied, kehrte nach Burdigala zurück, und lebte in bürgerlicher Würde auf seinen Landgütern zu Saintonge und andern in einer den Musen, der Fischerei und Jagd gewidmeten Ruhe, bis er gegen das Jahr 394 über 80 Jahr alt starb. Während seines spätern Aufenthalts in Trier begeisterte ihn die Anmuth der Moselgegend, und der Glanz der Stadt zu seinem schönsten Gedicht: Mosella, dessen Scene er jedoch in die Zeit versetzt, wo er nach der Schlacht am Neckar, welcher er im Gefolge Valentinians und Gratians beigewohnt hatte, über Bingen, über die Nahe, und über den Hundsrücken, an die Mosel zurückkehrte, die er bei Neumagen zuerst erblickte, und so ferner nach Trier. In seinen übrigen Gedichten offenbart sich häufig der verdorbene Geschmack der spätern Jahrhunderte, mehr Kunst als Geschmack, mehr Streben als Genie. Die sich hervordrängende rhetorische Kunst erkältet oft das Dichterische. Seine schmutzigen Gedichte mag er vornehmen Freunden zu Gefallen geschrieben, oder auch in seinen klassischen Vorgängern, Catull und Martial, eine Rechtfertigung oder Auffoderung dazu gefunden haben. Einige Commentatoren haben darum behaupten wollen, er sey kein Christ gewesen, was doch übrigens keinem Zweifel unterworfen ist. Seine Oratio, welche anfängt: Omnipotens, solo mentis mihi cognite cultu, gehört zum Schönsten und Erhebendsten, was je einem Christenherzen und Munde entströmt ist. In seinen Gedichten auf berühmte Städte verherrlicht er die Moselstadt Trier also:

Längst will Gallia schon, das Waffengewalt'ge, gerühmt seyn,
Und die trevirische Stadt, die, nah am Gestade des Rhenus
Thronend in Sicherheit ruht, wie im Schooße des göttlichen Friedens,
Weil sie des Reiches Macht bewaffnet, nahret und kleidet.
Weit in die Ferne ziehn die Mauern sich über den Hügel,
Und breit strömet vorbei im ruhigen Laufe Mosella,
Welche die Waaren der allerzeugenden Erde herbeiführt.

Die geschätztesten Ausgaben seiner Werke sind: Bordeaux 1580. 4., Heidelberg 1588. 2 Bd. 8., Amsterdam 1671. 8., Paris 1730. 4., und Zweibrükken 1788. 8., die neueste. Sein Gedicht Mosella erschien metrisch verdeutscht: von A. Storck in seinen Darstellungen aus dem preuß. Rhein- und Mosellande, Essen und Duisburg 1818; und von L. Troß unter dem Titel: Ausonius Mosella; mit verbessertem Texte, metrischer Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritischen Commentar und historisch-geographischen Abhandlungen, 2te, mit Zusätzen vermehrte Auflage, Hamm 1824.

Aussatz (medicinisch). Dieser Name begreift eine natürliche Familie von Krankheiten, die sich zwar mit den denkbar höchsten Entartungen des Drüsen- und Haut-Systems endigen, aber viel zu tief in der Organisation des Menschen begründet, und vielmehr die Folgen von Entartung der Organe der Blutbereitung und der Zeugung sind, als daß man sie unter die Hautkrankheiten rechnen könnte. Da bei dem Aussatz das ganze Wesen des Menschen aufs Schrecklichste entstellt wird, indem alle Organe in die krankhafte Metamorphosen gezogen werden, und diese in einzelnen Organen einen sonst unerhörten Grad von Zerstörung erreicht; so hatte die Krankheit von jeher bei ihrer periodischen Ausbreitung den bedeutendsten Einfluß auf die Gesetzgebung und Sitten-Geschichte älterer und neuerer Völker, und eine ausführlichere Erwähnung derselben ist wohl ohne Vorwurf der Weitläufigkeit gestattet. Der weiße Aussatz beginnt mit weißen Flecken, die im Anfang einzeln stehen, etwas über die Haut erhaben, und rauh anzufühlen sind, und auf welchen die Hauthaare noch ihre gewöhnliche Farbe haben. So können sie ein paar Jahre stehen, ohne daß der damit Befallene die mindeste Klage führte; in dieser Periode nennt man die Krankheit, so wie im Alterthume, noch heut zu Tage unter den Arabern, Bohak. Im weitern Verlauf werden aber diese Flecken auffallend weiß, ganz glatt, und vertiefen sich selbst unter die umgebende Haut; wenn man hineinsticht, so sind solche Stellen unempfindlich, es erscheint kein Blut, und unter denselben ist sogar die Muskel-Substanz degenerirt. Die auf denselben befindlichen Haare werden weiß und wollig. Auch diese Flecken haben unter den heutigen Arabern noch den alten Namen Barras, im Griechischen nannte man sie Αλπος. Von jetzt an macht die Krankheit schnellere Fortschritte, die Haut verdickt sich, wird schmierig und glänzend, im Gesicht oft bronzfarbig, die Augen werden trübe und triefend, die Nasenlöcher erweitern sich, und sondern einen jauchigen Schleim aus, die Stimme wird heiser, die Haare fallen aus, die Nägel werden grindig, es entstehen Drüsen-Geschwülste an den Gelenken, die Haut wird an solchen Stellen rissig, und wirft Feuchtigkeit aus, an andern Stellen stäubt die Haut beim Berühren wie Kleien, das Ansehen der Haut wird äußerst widerlich, sie sieht aus wie geschunden, und hin und wieder wie mit Schneeflocken bestreut; dabei verbreitet sich ein unausstehlicher Gestank, einzelne Glieder fallen ab, es entstehen entkräftende Diarrhöen oder Erstickungszufälle. So verläuft die Krankheit, wenn keine Reaktionen von den Naturkräften zu Stande kommen. Behalten aber diese die Oberhand, so entsteht die

andere Art des weißen Aussatzes, die Lepra tyria, von einer Schlangenart Tyrus, die häufig ihre Haut ablegt, so genannt. Es erscheinen fieberhafte Bewegungen, die Kranken fühlen eine unbeschreibliche Hitze, werden oft taub und blind, die Haut erhebt sich, es entstehen periodische Eruptionen von weit verbreiteten dunkeln Borken, die sich in großen Strecken ablösen, unter welcher ein weißer Schleim befindlich ist; zugleich erscheint im Urin ein starker Ausstoß krankhafter Stoffe. Bei dieser Wendung der Krankheit erfolgt Genesung. Hiob scheint von diesem Uebel befallen gewesen zu seyn. Der knollige Aussatz, wovon in den Miscell. natur. curios. Dec. II. An. II. 1683 sich eine Abbildung findet, kömmt mit dem weißen in der Hauptsache überein, aber manche seiner Erscheinungen berechtigen zu der besondern Benennung. Er unterscheidet sich vorzüglich durch braune, bleifarbige und unempfindliche Linsenmäler, diese erscheinen meist in der Nähe von Stellen, wo viele Talgdrüsen sind, der Nase, der Achseln, der Linsengegend und der Gefäß-Muskeln; das Gesicht wird aufgedunsen, und glänzt wie von Talg überschmiert, die Augen werden trüber, die Oeffnung der Augenglieder wird rund, und diese werden auswärts gebogen, der Knorpel und die Flügel der Nase schwellen auf, ähnliche Entstellung befällt auch die Ohren. Die Lippen werden dick und hart, zu dem kommen noch hatte Knoten von der Größe der Taubeneier im Gesicht, und größerer an den Gelenken, wodurch diese, besonders auch der untere Kiefer, aus ihrer Lage gerückt werden. Zwischen den Knoten bilden sich Risse, und am Ende gehen auch sie in häßliche Geschwüre über; auch hier fallen am Ende einzelne Gelenke ab, und die Kranken sterben an der Auszehrung. Doch giebt es verschiedene Ausgänge: bald ist der Verlauf mehr langsam, oder es bilden sich mehr Schuppen und Borken an den Gliedmassen, alsdann nennt man es Elephantiasis, oder es bilden sich rascher verlaufende Geschwüre und größere Entstellung im Gesichte, Lepra leonina. Das Blut der Aussätzigen liefert eben so außerordentliche Erscheinungen, es verliert seine Gerinnbarkeit, in demselben bilden sich sandige Körperchen, die Lungen, die Leber, die Milz und die Gedärme sind verhärtet, zusammengeschrumpft oder verdickt, in der Leber finden sich steinige Concremente, im Gekröse große harte Drüsen immer voll Talg ähnlicher Feuchtigkeit. In den Nieren und der Blase sind Steine, die Geschlechtstheile monstruös ausgewachsen, die Saamengefäße erweitert, das Fleisch an vielen Stellen verhärtet, das Mark aus den Knochen verschwunden, dagegen in einzelnen Theilen des Zellgewebes auf den Scheiden der Sehnen oder der Gelenkknorpeln Fett und Talg abgesetzt. Wenn daher auch ein frommer Glaube, daß solche Unglückliche von Gott gezeichnet seyn, sie vor der gänzlichen Vertilgung sicherte, und ihnen sogar auch Ansprüche auf Unterstützung erwarb; so mußten sie doch aus der übrigen menschlichen Gesellschaft verbannt, und wenn nicht leiblich, doch bürgerlich todt genannt werden. Schon Hiob klagt: „Meine Nächsten haben sich entzogen, und meine Freunde haben mein vergessen, meine Hausgenossen achten mich für fremd, ich rufe meinem Knechte, und er antwortet mir nicht; mein Weib stellet sich fremde, wenn ich ihr rufe, und ich muß flehen den Kindern meines Leibes." (Hiob XIX.) Nach den Statuten von Moses, mußten die Aussätzigen mit zerschnittenen Kleidern, entblößtem Haupte, und verhülltem Munde gehen, und „unrein, unrein!" rufen. Hensler giebt in seinem vielumfassenden Werke über den abendländischen Aussatz die Gesetze gegen die Aussätzigen im zwölften Jahrhundert. Der Aussatz war zu jeder Zeit in Aegypten und auf der syrischen Küste einheimisch, von dort wurde er nach Griechenland gebracht. Bei den Persern hießen zu Herodots Zeiten die Aussätzigen Pisagas; auch auf der Halbinsel Indostan muß der Aussatz in den frühesten Zeiten angenommen worden, da er sich auf allen Südsee-Inseln findet, die schon sehr

lange von dort aus bevölkert wurden. Eben so ursprünglich ist er auch unter den Bewohnern der Westküste von Afrika, von wo aus er in spätern Zeiten durch Neger-Sklaven nach den ost- und westindischen Besitzungen verpflanzt wurde. Nach Europa, zuerst nach Italien, und von dort durch römische Legionen nach allen von diesen besetzten Ländern, wurde der knollige Aussatz das erstemal durch die Armee des Pompejus aus Asien gebracht; auch war er bis ins fünfte und sechste Jahrhundert in Frankreich und Spanien nicht selten. Ihre allgemeinste Ausbreitung in Europa erhielt aber die Krankheit im zwölften Jahrhundert durch die Rückkehr der Kreuzfahrer aus dem gelobten Lande, bis sie nach der Mitte des fünfzehnten Jahrh. durch die Lustseuche verdrängt wurde. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrh. wurden in Frankreich die Stiftungen für Aussätzige aufgehoben, und jetzt trifft man die Krankheit in Europa, außer in Griechenland und einzelne Fälle abgerechnet, nur auf wenigen Punkten an. An den Rhonemündungen zu Martiguez war noch vor 50 Jahren ein eigenes Spital, auch soll es ein solches auf Belle-isle, welche Insel allein von Fischern bewohnt wird, geben. In Spanien findet man in den feuchten Provinzen von Asturien und Gallizien, häufige Hautkrankheiten, die nahe an den Aussatz reichen. Im Norden von Europa, in Norwegen, auf den Faröer-Inseln und Island ist eine mit dem Skorbut complicirte, dem Aussatz in vielen Rücksichten gleiche Krankheit häufig. Außer Europa kommt die Krankheit meist in warmen und zugleich feuchten Küstenländern vor, in der Krimm, zu Astrachan und an den Ufern des Jaik, in Arabien längs des persischen Meerbusens, in Persien, an der Küste von Malabar auf Ceylon, auf Sumatra und Java und in Bengalen. Von China ist es weniger bekannt. Beinahe auf allen Südseeinseln fand man einen modificirten Aussatz. In Afrika kömmt er fast auf allen Küsten vor, auch auf der Insel Bourbon und Frankreich. In Amerika sind es, nebst den westindischen Inseln, die feuchten Küstenländer Surinam und Brasilien. Auf der Insel Barbados und andern Inseln Westindiens, aber auch in Afrika und auf Malabar, besonders in Cochin, ist ein partieller Aussatz, der nur einen einzelnen Fuß befällt, häufig. Die disponirenden Ursachen der Krankheit vermuthete man zu allen Zeiten in einem feuchten Küstenklima, Fisch-Nahrung, dem Genuß schlechter, fetter und ranziger Nahrungsmittel, unreinlicher nasser Kleidung, in einer trägen Lebensweise und bürgerlichem Druck. So bekommen auf Candia die Türken den Aussatz seltener als die Griechen, die an ihren häufigen Fastentagen nichts als gesalzene Fische, gesalzenen und geräucherten Rogen, marinirte Oliven und Käse genießen. An manchen Orten scheinen die Ursachen, die den Aussatz hervorbringen, ganz speziell zu seyn, z. B. der Cavatrank von Piper latifol auf den Südseeinseln. — Zum Ausbruch kömmt die Krankheit außer der Mittheilung durch Ansteckung und plötzlichen Schrecken, Freude, Verbrennen, Erkältung u. s. w. Gegen die schreckliche Krankheit wurden, da gelinde Mittel gar nichts fruchteten, von jeher die allerheroischsten Mittel aufgeboten, um durch Erregung heftiger Krankheiten die leprose Krasis zu tilgen. Im Mittelalter gab man solchen Kranken Brühen von giftigen Vipern, welche Ohnmachten, Flockenlesen und eine Dissolution der Säftemasse, die der durch den Aussatz hervorgebrachten entgegengesetzt ist, veranlaßte. In Ostindien bedient man sich des Arseniks, und in Westindien curiren die Neger den Aussatz mit heftigen Abführungen und starkem Schwitzen. Neuerlich wurde von Chisholm das dephlegistisirte salzsäure Kali empfohlen.

Aussfeland (Lady Henriette), ein seltenes Beispiel von persönlicher Aufopferung und treuer Liebe für ihren Gatten. Sie begleitete ihren Gemahl, der den Posten als Major unter den brittischen Truppen bekleidete, bei der Eröffnung des Feldzugs im Anfang des Jahrs 1776, nach Canada in Nord-

amerika, gegen die jetzigen vereinigten Staaten. Lieber wollte sie die Ermüdungen des Krieges erdulden, als ohne ihren Gemahl in öder und einsamer Ruhe leben. Während dieses Feldzuges überfiel ihn eine Krankheit, die ihn nöthigte, sich in einer schlechten Bauernhütte bei Chamblee aufzuhalten, und er lag lange Zeit zu Bette. Wie hätte die treuliebende Gattin ihn unverpflegt lassen können?! Sie erfuhr es kaum, als sie sich entschloß, ihm nachzueilen. Sie sah sich aber genöthigt, eine entsetzlich weite Strecke dieses Landes, in der rauhesten und abwechselndsten Jahreszeit und Witterung, unter Beschwerlichkeiten, von welcher sich kein europäischer Reisender eine Vorstellung machen kann, zu durchziehen. Endlich erreichte sie seinen Aufenthaltsort, und pflegte seiner auf dem Krankenlager bis zu seiner Genesung. Als der Feldzug vom Jahre 1777 eröffnet wurde, wollte sie alle Gefahren mit ihm theilen, die der Armee vor Ticondarago, welcher feste Platz belagert wurde, bevorstanden. Nur das ausdrückliche Verbot ihres Mannes, weil für sie die Gefahr zu groß war, konnte sie davon abhalten. Da er aber den Tag nach der Einnahme dieses Orts verwundet ward, so setzte sie über den See Chamblain, um seiner zu pflegen. — Nach seiner Wiederherstellung beharrete sie bei dem festen Entschluß, den ganzen übrigen Feldzug hindurch ihn nicht zu verlassen. Zu dem Ende schaffte sie sich ein kleines und leichtes Fahrzeug an. Ihr Gemahl befehligte die brittischen Grenadiere, die zum Korps des Generals Frasers gestoßen waren, und demnach die Avantgarde der Armee ausmachten. Ihre Stellung war oft so gefahrvoll, daß keiner sich des Nachts zu entkleiden wagte. Ueberdies brach auf einer dieser Postirungen in dem Zelt, worin der Major mit seiner Gemahlin schlief, plötzlich Feuer aus. Ein entschlossener Grenadier-Sergeant, der bei ihm die Ordonnanz hatte, wagte es, mit augenscheinlicher Gefahr für ihn selbst, vom Rauche zu erstikken, die erste beste Person, die er fassen konnte, aus dem Wege zu reißen. Es war der Major. In eben dem Augenblicke traf es sich glücklich, daß seine Gemahlin, ohne zu wissen, was sie that, vermuthlich auch halb im Schlafe, herauskam, und sich aus den Flammen rettete, indem sie hinterwärts aus dem Zelte heraus, unter dem Wall ging, der rund um dasselbe aufgeworfen war. Der erste Gegenstand, den sie, sobald sie sich besann, erblickte, war ihr Gemahl an der andern Seite des Zelts, der sich in demselben Augenblicke wieder in das im Feuer stehende Zelt stürzte, um sie heraus zu reißen. Derselbe Sergeant zog ihn jedoch jetzt nicht ohne große Verletzung, zum zweiten Mal heraus. Alles aber, was im Zelt um sie gestanden hatte, ward ein Raub der Flammen. Kurz nachher ging die Armee über den Hudsonsfluß. Auch sie setzte ihren Marsch fort, und nahm Antheil an allen unsäglichen Gefahren und Strapatzen, denen die Vordertruppen ausgesetzt waren. Ihr Muth und ihre Standhaftigkeit erhielt aber jetzt eine viel härtere und schmerzlichere Prüfung. Die Soldaten waren nämlich kaum ans Land gestiegen, so mußten die Grenadiere des Majors Schritt vor Schritt mit dem Feinde kämpfen. Die Lady nahm in einiger Entfernung davon in einer kleinen unbewohnten Hütte ihre Zuflucht. Als aber das Gefecht allgemein und sehr blutig wurde, besetzten die Feldchirurgen diese Hütte, um einen bequemen und sichern Platz für ihre Patienten zu haben. So war die Lady genöthigt, vier Stunden hinter einander das beständige Feuer der Kanonen und des kleinen Gewehrs anzuhören. Ueberdies wußte sie, daß es von dem Posten her kam, wo ihr Gemahl an der Spitze seines Grenadierkorps stand, und wo er also am Meisten der Gefahr bloß gestellt war. Sie hatte noch drei andere Frauenzimmer als Gefährtinnen bei sich, nämlich die Baronesse v. Riedesel und die Gemahlinnen des Majors Harnage und des Lieutenants Reynell. Die Gesellschaft dieser beiden Letztern wurde aber für sie bald niederschlagend. Denn man brachte bald den Major Harnage sehr schwer verwundet her, und

gleich nachher kam die Nachricht von dem Tode des Lieutenant **Reynell**, der erschossen sey. Man denke sich das Leidwesen dieser unglücklichen Damen, wovon die Lady Zeugin seyn mußte. Und doch gab sie ihren Muth u. ihre Entschlossenheit nicht auf, wiewohl mit jedem Tage beide immer schärfer geprüft wurden. Denn bald nachher mußte sie abermals noch ein blutiges Gefecht in der Nähe abwarten, und jetzt vernahm sie leider, daß die ganze englische Armee geschlagen, ihr Gemahl gefährlich verwundet, und zum Kriegsgefangenen gemacht sey. Jetzt stieg ihr Schmerz aufs höchste. Sie war von ihrem Manne nicht bloß getrennt, sondern sie, die täglich und in jedem Augenblicke die gräßlichen Auftritte des Schmerzes und Todes, welche in der zum Lazareth dienenden Hütte vorgingen, wo auch sie ein dürftiges Obdach fand, sehen mußte, wurde vom Gedanken: ob nicht ihr Gemahl unter den Feinden eben so leide, gefoltert. „Es werden doch Menschen seyn, bei welchen mein Gemahl ist," schrie sie endlich, „ich will, ich muß zu ihm, und Gott wird mir beistehen." Sie schickte daher durch einen Boten an den General **Bourgoyne** einen Brief, eröffnete ihm, ihr dringendes Verlangen, ins feindliche Lager zu gehen, um ihren Mann zu verpflegen, und bat ihn: „ihr dies doch sofort zu erlauben. Sie werde den feindlichen General **Gates** um die Freiheit, sich ihres Mannes anzunehmen, anzugehen wissen." Wenn nun gleich Bourgoyne aus eigener Erfahrung wußte, daß sie eine äußerst herzhafte, muthvolle, und im Leiden standhafte Dame sey, so setzte ihn dieser ihr Entschluß gleichwohl in Staunen. „Bedenken Sie," antwortete er ihr unter andern, „bedenken Sie, was Sie als ein zart erzogenes Frauenzimmer, das schon so viele Angst ausgestanden, das in der größten Unruhe umhergetrieben, keine Ruhe und Schlaf gehabt, durch völligen Mangel an Lebensmitteln erschöpft, und noch dazu 12 Stunden hinter einander vom Regen durchnäßt ist, unternehmen! Sie wollen zum Feinde wahrscheinlich in der Nacht übergehen, und müssen ungewiß seyn, in welche Hände sie fallen können?!" Dies Alles schien dem General alle menschliche Kräfte zu übersteigen. „Ich will, ich muß, ich beschwöre Sie!" — Dies war ihre einzige Antwort auf seine Einwürfe. — Was er für sie thun konnte, war auch sehr wenig. Er konnte ihr keinen Wein anbieten; sie hatte jedoch von einer gütigen Hand etwas Rum und trübes Wasser erhalten. Nur ein offenes Boot konnte er ihr geben nebst einigen Zeilen auf schmutziges nasses Papier an den General Gates, dessen Schutz er sie bestens empfahl. Der Feldprediger von der Artillerie, **Brudanell**, übernahm es freiwillig, sie zu begleiten; so ruderte sie mit einem einzigen weiblichen Bedienten und dem Kammerdiener ihres Mannes, der aber eine beim letzten Gefechte erhaltene Flintenkugel in der Schulter stekken hatte, den Strom herab dem Feinde zu. Ihre Drangsale waren noch nicht zu Ende. Die Nacht war schon weit vorgedrungen, ehe das Boot, worin sie war, die feindlichen Vorposten hatte erreichen können, und die Feldwache wollte sie nicht passiren, auch nicht einmal ans Land steigen lassen. Vergeblich hielt Brudanell die Flagge gemeinschaftlicher Sicherheit ihnen hin, vergebens stellte er den Zustand dieser ungewöhnlichen Reisenden aufs Rührendste vor. Die Wache, welche Verrätherei dahinter versteckt glaubte, und pünktlich bei ihrer Ordre blieb, drohte ins Boot Feuer zu geben, wenn sie sich vor Tagesanbruch von der Stelle rühren würden. Dadurch mußte sie noch 7 — 8 Stunden in der Dunkelheit und Kälte der Nacht unter Angst und Beklommenheit des Herzens zubringen. Dieser erste Empfang ließ sie auch keine fernere günstige Aufnahme erwarten. Sie wurde jedoch vom General **Gates** mit aller Gefälligkeit und ehrerbietigen Achtung aufgenommen, wie das auch ihr Rang und mehr noch ihre persönlichen Verdienste und ihre Schicksale verdienten. Sie sah ihren Zweck erreicht, und fühlte sich unaussprechlich glücklich, an der Seite ihres Gatten zu seyn, den sie auch in 3 Monaten genesen zu sehen die Freude hatte.

Und so lebte sie noch 8 Jahre mit ihm in der glücklichsten Ehe, und starb in dem schönen Bewußtseyn, allen Pflichten einer liebenden Gattin im vollesten Sinne des Wortes entsprochen zu haben.

Aussenwerke sind alle Werke einer Festung, die über den Graben eines Hauptwalls hinausgelegt werden, dessen Angriff sie dem Feinde beschwerlich machen sollen.

Aussieden ist eine Reinigung der Oberfläche des legirten edlen Metalls durch Auflösung des in der Oberfläche befindlichen Zusatzes des unedlen. Mit Kupfer legirtes Silber hat, verarbeitet, einen rothen Schein; um diesen wegzuschaffen, siedet man es in einer Lauge von Kochsalz und Weinstein, nachdem es vorher geglüht wurde, oder man löscht es in dünnem Vitriolspiritus ab, kratzt es mit der Bürste rein, und polirt es nachher.

Aussig, böhm. Austi na Laban, eine Stadt in Böhmen, Leutmeritzer Kreises, am Einfluß der Bila in die Elbe, mit 262 Häusern und 1369 Einw. Hier ist der Fundort vieler edler Steine, so wie der Geburtsort des berühmten Malers Mengs. Im Jahre 1426 wurden die Meißner hier von den Hussiten geschlagen, und die Stadt selbst so verwüstet, daß sie 3 Jahre hindurch leer stand.

Ausspielen, ausgespielt. Die neuverfertigten Blasinstrumente sind im Anfange sehr roh, und sprechen äußerst schwer an. Durch vieles Spielen aber auf einem solchen neuen Instrumente, gelingt es dem Tonkünstler, diese Fehler nach und nach ganz zu beseitigen, und dieses nennt man ausspielen.

Ausstellung nennt man heut zu Tage die öffentliche Zusammenstellung der vornehmsten Kunst- und Industrieprodukte eines Landes, z. B. Gemälde, Bildhauerarbeiten, Zeichnungen, architektonische Risse, Modelle zu Münzen u. dgl., in der Absicht, den Fleiß sowohl, als die Kunst durch Urtheile von Sachverständigen im Publikum, und durch passende Belohnungen von Seiten des Staats zu immer regerer Thätigkeit und höherer Ausbildung zu ermuntern. Ausstellungen dieses Art findet man jetzt in verschiedenen Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, Berlin, Wien u. s. w.

Ausstopfen der Vögel. Hierzu gehören Geschicklichkeit und Uebung. Die ersten Versuche gerathen gewöhnlich nicht. Der Vogel ist entweder geschossen oder gefangen. Im ersten Fall hat er gewöhnlich Blutflecken, die mit reinem Wasser vermittelst eines Läppchens immer der Länge der Federn nach abgewaschen, und dann mit Stärkmehl abgetrocknet werden müssen. In den Schnabel steckt man etwas Löschpapier, damit die herauslaufende Feuchtigkeit keine Flecken auf den Federn verursacht. Zum Ausbalgen legt man den Vogel auf den Rücken, die Brust- und Bauchfedern auseinander, und macht einen feinen Hautschnitt von der Brust bis zum After herab. Man kann diese Oeffnung auch auf der Kehrseite vom Rücken herab bis zum Steiß machen, und dies muß vorzüglich bei Wasservögeln geschehen, die viele Flaumfedern haben, die sich am Bauchritz nicht, ohne diesen bemerkbar zu machen, wieder zusammenfügen lassen. Durch Hülfe der Finger oder des meißelförmigen Federmesserstiels wird nun die Haut an beiden Seiten abgelegt, auch von den am Oberarm zerbrochenen Flügelknochen und von dem Oberschenkel. Den Hals schneidet man in der Mitte entzwei, damit man seine und die Kopfhaut desto leichter abziehen kann. Den Kopf trennt man in der Mitte zwar durch, doch so, daß die Augenhöhlen bleiben, und in diese steckt man gleich etwas feuchtes Werch. Wenn das Fett von dem Balge gehörig abgeschabt, auch das Flügel- und Beinfleisch fein abgelößt und das Gehirn ausgenommen ist, so erfolgt das Ausstopfen. Man formirt erst von Werch, mit Zwirn oder feinen Bindfaden umwickelt, den Hals etwas kürzer,

als er natürlich vorliegt, alsdann eben so den Rumpf, und umwickelt auch die Flügel= und Schenkelknochen damit. Hierauf bestreut oder bestreicht man die Haut mit einem Conservirmittel, umlegt sie genau um den eingeschobenen Hals und Rumpf, und macht an großen Vögeln den Schlitz zu. Zum Aufstellen braucht man eher stärkern als schwächern Drath, der nach dem Leibe, Halse und Beinen abgemessen wird. Um den Leib zu befestigen, steckt man ihn von hinten bis zum Hals, und um den Kopf und Hals zu vereinigen, durch den Scheitel und Hals bis zum Rumpf. Durch die Fußsohlen wird ein ausgeglühter Drath zwischen der Beinhaut weg bis in den Rumpf befestigt, und die Flügel werden durch einen stärkeren oder schwächeren Drath zum Fliegen oder nur mit großen oder kleinen Stecknadeln zum Anlegen in Ordnung gebracht. Auf diese Art ist man nun im Stande, dem Vogel die gewählte Stellung zu geben, und auf ein Bretchen oder einen Zweig aufzustellen. Die Aufbewahrung wider Motten und Pelzkäfer geschieht am Sichersten in einzelnen Glaskasten. Frei aufgestellt verderben sie Staub und Insekten, die man durch keine Mittel, außer dem öftern Ausklopfen, Abstäuben und Bestreuen mit Kampfer, sicher abzuhalten weiß. Wer über diesen Gegenstand genauer unterrichtet seyn will, der lese Pistorius Anleitung zum Ausstopfen ꝛc. Darmstadt, 1799; oder F. S. Naumann Taxidermie, Halle, 1815. Nur ist noch zu bemerken, daß man die Vögel wegen des Farbenwechselns im Hochzeitkleide, also im Spätwinter oder Frühling ausstopft.

Aussüßen (chemisch) heiß eigentlich scharfen Körpern ihr Salz, und mit diesem ihre Schärfe benehmen, so daß dasjenige, was alsdann zurückbleibt, ganz geschmacklos ist. Es geschieht dieses zuweilen mit Weingeist, am Häufigsten aber bald mit kaltem, bald mit kochendem Wasser, je nachdem das Salz als der Grundstoff der Schärfe und des Geschmacks, leichter oder schwieriger auflöslich, in größerer oder geringerer Menge vorhanden, lockerer oder fester mit den übrigen Bestandtheilen verbunden ist. Hierauf beruhet es auch, wie oft man das Aufgießen des Wassers wiederholen muß.

Auster (myth.), einer der Hauptwinde, die vom Hesiodos unter den Söhnen der Aurora und des Asträus aufgeführt werden. Dichterisch schildert Ovid sein Ansehen:

— — — — — — — — — Mit triefenden Schwingen entfleugt er,
Sein scheuseliges Haupt pechschwarz in Dunkel gehüllet;
Schwarz von Güßen der Bart; den greisenden Haaren entströmt Flut;
Nebel umlagern die Stirn, ihm thauts von Gefieder und Busen.

Eben so erscheint der sogenannte Jupiter pluvialis auf der Antonischen Säule. Auf gleiche Weise trifft man ihn mit drohendem Blicke auf dem Thurme der Winde des Andronikus Cyrrhesta zu Athen abgebildet an.

Austerlitz, Slawkow, Stadt in der fürstl. Kaunitz=Rittbergischen Herrschaft gleiches Namens, in Mähren, Brünner Kreises, an der Littawa, mit einer Vorstadt, 306 Häusern, 2061 Einwohnern und einem prächtigen Schloß. Ueber die hier vorgefallene Schlacht s. den folgenden Art.

Austerlitz (Schlacht bei). Am 18. Oktober 1805 hatten die unter Kutusow auf beiden Innufern aufgestellten Oesterreicher und Russen die erste rückgängige Bewegung gemacht. Erst am 18. November endigte dieser Rückzug bei Wischau zwischen Brünn und dem, seit einem halben Jahrhundert aus seiner Vertheidigung durch Marschall gegen den großen Friedrich, rühmlichst bekannten Ollmütz. — Im unaufhörlichen ungleichen Gefecht, von Lambach und Amstätten bis Krems, Hollabrunn und Gundersdorf, mit einem an Zahl und Mitteln weit überlegenen, durch eine Reihe fast unglaublicher Siege trunkenen, Feinde hatte die Standhaftigkeit dieses kleinen Heeres, und insonderheit seines mehrmals ganz umringten Nachtrabs,

unter dem Fürsten Bagration, eine so beschwerliche und zweifelhafte Bewegung, ohne verhältnißmäßig bedeutenden Verlust ausgeführt. Am 18. vereinigte sich Kutusow bei Wischau mit der zweiten russischen Armee, unter Buxhövden. Am 20. traf aus Berlin Kaiser Alexander, bald darauf auch der Großfürst Constantin, mit den schönen und tapfern Garden ein. — Bevor er von Wien schied, und während seines Aufenthalts in Brünn erließ Kaiser Franz belehrende und ermuthigende, jedes Oesterreichers Herz ergreifende, Aufrufe an seine getreuen Millionen: „Ruhig und fest stehe Er in ihrem, seinem Herzen und seinem Hause theuern, Kreise; Rechte gründend auf ihre Liebe, weil ihr Glück sein einziges Ziel sey, und auf ihre Anstrengungen, weil, was sie für Erhaltung seines Thrones wagten, zugleich für sie selber, für ihre Gegenwart und Zukunft gewagt werde! Weit entfernt von allen Vergrößerungsentwürfen, habe er nur verlangt: Napoleon solle in die Gränzen des Traktats von Lüneville zurückkehren. Mitten im Laufe des Krieges sey er zum Frieden bereit geblieben. Der französische Kaiser habe den Wunsch nach dessen Wiederherstellung gleichfalls wiederholt ausgesprochen, am Bestimmtesten gegen die bei Ulm gefangenen Generale. Die Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen zu bewähren, sey F. M. L. Graf Giulay ins franz. Hauptquartier nach Linz gesendet worden. Aber Napoleon habe als Grundlage eines nur auf wenige Wochen zu bewilligenden Waffenstillstandes und gemeinsamer Unterhandlungen die vorläufige Abtretung Venedigs, Tyrols und der Vorlande, die Entlassung der ungarischen Insurrektion und jeder Volksbewaffnung, die Rückkehr der russischen Heere in ihre Heimath gefodert! Von jenem alten, so oft über die größten Hindernisse und Gefahren siegreichen, vaterländischen Geiste, sey alles Große und Gute, vor Allem wirksame Gegenwehr auf so lange zu hoffen, bis die nachdrückliche Hülfe seiner Bundesgenossen, Rußlands und Preußens und anderer Mächte, für die Sicherheit und Freiheit der Welt sich entfalte. Nicht immer werde das Glück die gerechte Sache fliehen; Eintracht der Herrscher, muthiges Selbstgefühl der Nationen, werde den bösen Anfang bald vergessen machen. Bald werde der Frieden wieder blühen, bald werde seine Liebe und sein Dank, und ein unbefestigtes Glück den treuen Unterthanen die Opfer belohnen, die Er jetzt zu ihrer Selbsterhaltung fodern müsse." Am 20. Nov. traf Napoleon in Brünn ein. Bernadotte wendete sich gegen Iglau, den aus Böhmen nahenden Erzherzog Ferdinand zu beobachten. Einen Augenblick waren die Austro-Russen stärker als ihre Gegner, und ein rascher Angriff vielleicht vom Glücke gekrönt gewesen, aber die schreckliche Ueberraschung jener unglaublichen Tage von Ulm ließ freudig-kühnen Entschlüssen wenig Raum. Die Ermüdung unausgesetzter Märsche aus dem Innern Rußlands trat hinzu. Die vereinigten Armeen zogen sich demnach in die starke Stellung von Ollschan bei Ollmütz zurück. Streifparteien stellten zur Rechten die Verbindung mit dem Erzherzog Ferdinand her, und suchten sie zur Linken längs der March, gegen Hollitsch und Preßburg, mit den Trümmern des Merveldschen Korps, und durch diese, mit dem nun vereinigten, und sich gegen Wien bewegenden Heere der Erzherzoge Karl und Johann. — Bei solcher Lage der Dinge, bei der lang ersehnten glücklichen Wendung der Gesinnungen Preußens, bei den täglich anwachsenden Streitkräften der Verbündeten im nördlichen Deutschland, war wohl unstreitig Zeitgewinn der größte Gewinn, so schwer auch immerhin der Druck der feindlichen Heere auf den von ihnen eroberten Ländern lasten mochte. Das ziemlich starke und auserlesene Korps des russischen Generals Essen war bereits so nahe, daß es sich am Tage der Schlacht von Austerlitz, nutzlos, einen starken Marsch von Schlachtfeld bei Kremsier und Prerau, befand. — Aber bald erschallten in dieser Stellung, von allen Seiten her, laute und ungestüme Klagen über Mangel an Lebens-

mittel. Der Mangel erzeugte Verfall der Kriegszucht, Schwärme von Plünderern und Nachzüglern im Rücken und seitwärts der Armee, Zurückhalten des Vorspanns, und hiermit der Zufuhr und des Nachschubs. Uebler Wille, Mißvergnügen und Klagen über die unvermeidlichen Uebel des Krieges, traten bald hinzu. Unter den verwaltenden Umständen auch nur vierzehn unschätzbare Tage zu gewinnen, hätte sogar aufgewogen, alle Vorräthe von Ollmütz umzustürzen, und zu leeren! — Es war dieses eine unerfreuliche Wiederholung der im Laufe der großen Geschicke, so häufig ehern vor uns hintretenden Wahrnehmung, daß gar oft die edelste Selbstverläugnung und heldenherrliche Kräfte, an blindem Zufall und an unwürdigen Hindernissen scheitern; an Hindernissen, die der theatralische Anstand von der Bretterbühne verbannt, das Schicksal aber auf der Weltenbühne geduldet! So scheiterte der nur allzu gerechte Krieg der dritten Coalition an der cynischen Politik des Grafen Haugwitz, und an dem (wahren oder übertriebenen!?) Mangel an Lebensmitteln, in der fast unangreifbaren Stellung von Ollmütz und Ollschan. — Am 27. Nov. gingen die Russen und Oesterreicher, von jenem steigenden Mangel gedrängt, 82.000 Mann stark, vorwärts, der rechte Flügel unter Buxhövden, das Centrum unter Kutusow, der linke Flügel unter dem Fürsten Johann Lichtenstein (der, nach dem Vorfall an den Wiener Donaubrücken, dem Fürsten Auersberg den Oberbefehl über die Oesterreicher abgenommen hatte), die Reserven unter dem Großfürsten Constantin, und eine fünfte Kolonne, bloß Reiterei, unter Hohenlohe und Suwarow. — Am 27. nahm Fürst Bagration, nach einem glänzenden Reitergefechte, Wischau wieder, das die Franzosen, so wie mehrere vorliegende Ortschaften, schnell verließen. — Obschon im eigenen Lande, hatte man gleichwohl nur unvollständige und widersprechende Nachrichten über des Feindes eigentliche Stärke und Aufstellung. — Das schnelle Zurückweichen der Gegner, Napoleons verbindliche und fast demüthige Absendung des Generals Savary, Ueberbringer eines Schreibens nach Ollmütz an den Kaiser Alexander, der darin: „Sire!" angeredet wurde, die Unterredung mit dem Fürsten Dolgoruky, der, diesen Willkomm zu erwiedern, an Buonapartes Vorposten erschien, die Kunde: Davoust stehe noch zwischen Preßburg und Nikolsburg, und Bernadotte gegen den von Czaslau und Deutschbrod heranrückenden Erzherzog Ferdinand bei Iglau, hatte den Wahn begünstigt, Buonaparte würde, bloß um Brünn zu behaupten, keine Schlacht wagen. Auch Odysseus Schmids Heldentod bei Krems wirkte nicht glücklich auf den entscheidenden Tag. — Anstatt seit dem 26. den strategisch entscheidenden Angriff aus allen Kräften zu beschleunigen, fing man an, zu manövriren. Stellen und Bewegungen wechselten verschiedentlich, und man schrieb und besserte im Austerlitzer Schlosse an Nestor Kaunitzens Gruft noch an der Disposition, als am verhängnißvollen Morgen das Plänkeln der Vorposten bereits begonnen hatte. — Die Oesterreicher und Russen marschirten nun, und zwar im Angesicht des Feindes, in dessen rechte Flanke, um ihm die Straße von Brünn nach Wien abzuschneiden, und ihn auf jene von Iglau zu drängen. Das Schicksal des Tages hing demnach an der Raschheit und dem Ungestüm, womit sich der Austro-Russen linker Flügel auf den rechten des Feindes würfe, diesen gegen sein Centrum und seinen linken zu aufrollte, und ihn größtentheils in die unwegsamen Schluchten der Schwarzawa würfe. Die entscheidenden Höhen von Pratzen, die Schluchten um Aujezd und Menitz, boten vielfache Vortheile der Vertheidigung. Den rechten Flügel auf der großen Heerstraße von Ollmütz nach Brünn konnte man beinahe ganz refusiren, und hinter jenen Anhöhen große Massen sammeln, die dem Kampf eine günstige Wendung geben mußten. Den Schlachtboden mußten die Oesterreicher wohl kennen. Er war der berühmte ihres Turasser Exercier-

lagers. — Napoleon ließ keinen Umstand unbenutzt. Seinen linken Flügel gegen Posorsitz führte Lannes, den Mittelpunkt Bernadotte, Soult den rechten Flügel bei Sokolnitz und Tellnitz, Murats Reiterei zwischen und hinter dem linken Flügel, und dem Centrum, die Reserven, Grenadiere, Garden, unter Duroc und Oudinot bei Turas. Marschall Davoust mit ansehnlichen Verstärkungen stieß bei der Abtei Raigern auf den rechten Flügel. — In der Nacht besuchte Napoleon alle Wachtfeuer, mahnte an den Jahrestag seiner Krönung, und daß nur ein vollständiger Sieg über die Söldlinge Englands denselben würdig zu feiern vermöge! Am 1. Dezember hatte die Ankunft des Bernadotteschen Korps, und die damit verknüpften Bewegungen, den Irrwahn erzeugt: der Feind schwäche seinen Mittelpunkt, um seine Linke zu verstärken. Eine unglückliche Folge dessen war, daß auch das Centrum der Alliirten geschwächt wurde, und zwischen ihren, von den Höhen von Pratzen vorrückenden Kolonnen, bedeutende Lücken offen blieben. Dieses, die irrigen Kundschaften von des Feindes wahrer Stellung, und die am 1. December vor Buonapartes Augen ausgeführte Bewegung gegen seinen rechten Flügel, entschieden den Verlust der Schlacht. Aber noch konnten die Würfe günstiger fallen, wenn die zweite und dritte Heersäule unter Langeron und Przybiszewsky sich weniger um ihre Disposition bekümmert hätten, als um die kühnen Gegenanstrengungen des Feindes, die jene ganz unanwendbar machten, und wenn die erste unter Doktorow, die bei Tellnitz den feindlichen rechten Flügel bereits umgangen hatte, und unvermuthet auf Davoust stieß, sich zu ihrer Unterstützung gewendet hätte. — Die Schlacht hatte noch nicht drei volle Stunden gedauert, als der Großfürst Constantin mit der Reserve, in wiederholte nachtheilige Gefechte verwickelt war. Die Höhen von Pratzen, der Schlüssel der Stellung, von höchstens 12.000 Mann vertheidiget, wurden unter Soult von mehr als 25.000 wüthend angegriffen. Der Oberfeldherr Kutusow, der Kaiser Alexander selbst, boten hier mit bewundernswerther Standhaftigkeit Alles auf. Die Russen schlugen sich mit der größten Tapferkeit, wiewohl ihr Feuer bei Weitem nicht so mörderisch war, als das französische; die österreichischen Rekruten thaten Wunder: vergeblich! — Fürst Johann Lichtenstein deckte hier den Rückzug, Hut und Kleider von Kugeln durchlöchert, mehrere Pferde unter ihm verwundet und getödtet. — Vom linken Flügel getrennt, vom rechten nicht wirksam unterstützt, war das Centrum der Alliirten durchbrochen. Der Russen Verlust betrug über 5000 Todte und Verwundete, 15.000 Gefangene, über 100 Kanonen und viele Trophäen. Auch in den Reihen der Oesterreicher hatte der hartnäckige Kampf empfindlich gewüthet. — Die Verbündeten waren durch den Ausgang der Schlacht ganz umgedreht, auf die Straße von Austerlitz nach Ungarn geschleudert, die Verbindung mit Ollmütz und nach Böhmen ihnen entrissen, so daß am Ende der Schlacht, sonderbar genug, der französische rechte Flügel, in Verfolgung des linken russischen, den Rücken gegen Austerlitz und gegen eben jene Höhen wendete, von welchen die Alliirten auf ihn angerückt, wohin also seine Fronte gerichtet gewesen war. — Der lächerliche Schwulst, ein Ueberbleibsel aus dem Morgenlande, womit Buonaparte unter Andern mehrere Kolonnen, bei 25.000 Mann, in einen Teich versinken ließ, ist bekannt genug. Doktorow setzte vielmehr, trotz der heftigen Verfolgung, muthig beschirmt von der österreichischen Reiterei Kienmayers, seinen Rückzug auf einem schmalen Damm glücklich fort. Weniger aber ist die unmenschliche Härte des Feindes gegen die gefangenen und verwundeten Russen bekannt. — Die Kaiser Franz und Alexander, die unabläßig und fruchtlos, an allen bedrohten Punkten bemüht gewesen waren, das Gefecht wieder herzustellen, zogen das Heer, dessen Niederlage um drei Uhr Nachmittags völlig entschieden war, in die Stellung von Hogjeditz und Czeitsch.

Austern. Das Geschlecht, wozu die gemeine Auster gehört, führt bei Einigen den Namen Kammmuschel; Andere nennen es Auster. Es sind 132 Gattungen bekannt, welche alle eine zweiklappige ungleiche Schaale von mancherlei Gestalt haben. Die eßbaren Austern sind eigentlich nur eine Gattung, welche sich durch das ungezahnte, bloß durch eine Sehne verbundene Schloß, und durch die ungleichen Schaalen unterscheidet, wovon die untere meist tiefer und größer ist, als die obere. Man findet sie in allen Meeren und salzigen Gewässern an Klippen ꝛc., die man Austernbänke nennt, festsitzend. Nur einmal im ganzen Leben bewegt sich die Auster fort, nämlich wenn sie nach der Geburt von der Mutter abgeht. Gleich nachher klebt sie sich an den Felsen fest, und fängt hier zeitlebens die Nahrung auf, die das Wasser ihr zuführt, und welche vermuthlich in faulendem thierischen und vegetabilischen Stoffe besteht. Im Juli und August findet man in den Schaalen der alten Austern Eier, und bald darauf Junge. Im dritten Jahre erzeugen Letztere wieder Junge, und im vierten sind sie eßbar; ihre Vermehrung ist erstaunlich. Nicht aus allen Gegenden schmecken diese Thiere gleich angenehm. Man fischt sie da, wo sie auf dem Grunde sitzen, mit Netzen, und an den Felsenwänden stößt man sie mit einem Austernschaber in einen Kasten ab. Der Handel mit Austern ist besonders für die Franzosen und Engländer wichtig; die Engländer pflegen wohl auch künstliche Austernbänke (Austernsäet) anzulegen, indem sie junge Austern an nahrhafte Orte der See bringen.

Aussteuer. Ausstattung. Mitgabe. Mitgift. Dos. Heirathsgut. Brautschatz. Brautwagen. Brautsteuer (juridisch). In den ältesten Zeiten wurden die Weiber ohne Mitgift ausgestattet; der Mann kaufte sich eine Frau für ein Stück Geld. Mit der Einführung milderer Sitten in Griechenland kam dieser Gebrauch ab, und statt dessen wurde die Mitgabe eingeführt. Frauen mit einem Heirathsgut glaubten das Recht zu haben, mit ihren Männern freier umgehen, und mehr Achtung von ihnen erwarten zu dürfen, als Weiber, die ihren Unterhalt bloß den Männern zu danken hatten. Lykurg verbot in Sparta die Mitgift gänzlich, theils damit das Weib nicht über den Mann herrschen, theils damit der Mann bei seiner Heirath mehr auf die Person, als auf ihr Geld sehen, theils damit arme Frauenzimmer auch Männer bekommen möchten. Solon war ziemlich der nämlichen Meinung, indem er den atheniensischen Frauen keine andere Mitgift, als einiges unbedeutendes Hausgeräthe und drei Kleider verstattete. Indessen muß dieses Gesetz wohl viele Ausnahmen zugelassen haben. Denn man weiß, daß wenn Väter keine Söhne hatten, es ihnen erlaubt war, ihr ganzes Vermögen ihren Töchtern zu vermachen, und daß Erbinnen allemal ihren nächsten Anverwandten heirathen mußten, damit das Vermögen bei der Familie bliebe. Auch in Ansehung armer älternloser Mädchen machte man von jenem Gesetze eine Ausnahme. Denn eine solche mußte der nächste Anverwandte entweder heirathen, oder ihr eine standesmäßige Ausstattung geben. Gehörte der Anverwandte zu den reichsten Bürgerklassen, so mußte er ihr fünf Minen oder fünfhundert Drachmen aussetzen; war er von der zweiten Klasse, dreihundert Drachmen; und einer aus der dritten Klasse mußte hundert und fünfzig Drachmen geben. Hatte eine verwaisete Person mehrere gleichnahe Anverwandten, so mußten sie alle verhältnißmäßig zu der erfoderlichen Summe beitragen. Fanden sich mehrere solcher unverheiratheter Mädchen in einer Familie, so war der nächste Anverwandte verpflichtet, nur Eine entweder zu heirathen, oder ihr eine Ausstattung zu geben. Weigerte sich ein Anverwandter, eines von beiden zu thun, so konnte jeder ihn deswegen beim Archon belangen, der ihn dann entweder zu seiner Pflicht nöthigte, oder ihn mit einer Geldstrafe von 1700 Drachmen belegte, die der Juno gewidmet wurden. Terenz spielt mehrere Male auf diesen Gebrauch an. So wie die

Athenienser immer reicher wurden, so erhöheten auch die Anverwandten die Ausstattungsgelder. Hatten verwaiste Frauenzimmer keine Anverwandten, die für sie sorgen konnten, und hatten ihre Väter sich um das Vaterland sehr verdient gemacht, so pflegte der Staat auch wohl selbst sich ihrer anzunehmen. So bekam jede Tochter des Aristides vom Staate 300 Drachmen zur Ausstattung, und die Enkelin des berühmten Aristogiton, welche auf der Insel Lemnos in Armuth lebte, und aus Mangel einer Mitgift besorgen mußte, unverheirathet zu bleiben, ließ der Staat nach Athen kommen, verheirathete sie an einen vornehmen Mann, und gab ihr ein Grundstück zur Mitgabe. Wenn eine Frau dem Manne eine Ausstattung mitbrachte, so mußte er ihr etwas Gewisses zu ihrem Unterhalte aussetzen, im Fall sie durch den Tod oder die Ehescheidung von einander getrennt wurden. Dieses Ausgesetzte bestand gewöhnlich in einem Grundstücke. Konnte der Mann keine solche sichere Hypothek geben, so bekam im Fall der Ehescheidung die Frau ihre Mitgabe wieder heraus. Dazu waren auch die Erben verpflichtet, wenn sie sich weigerten, die Frau des Erblassers zu verpflegen. Verließ die Frau eigenmächtig ihren Mann, so bekam sie nichts heraus; geschah es aber mit Genehmigung der Obrigkeit und nach den Gesetzen, so bekam sie ihr Eingebrachtes wieder. Wurde das Vermögen des Mannes confiscirt, so konnte die Frau ihre Mitgift zurücknehmen, und sich vor allen Gläubigern bezahlen lassen. Auch war zu Athen das Gesetz, daß der Mann, wenn er der von ihm geschiedenen Frau die Mitgift nicht wieder erstattete, neun Obolen als Zinsen bezahlen mußte. Widrigenfalls konnte ihn der Curator der Frau gerichtlich belangen. Jene neun Obolen Zinsen sind aber nur von der niedrigsten Mitgift, die in 150 Drachmen bestand, zu verstehen. Bei der Auszahlung der Mitgift mußten auch Zeugen angestellt, und die Ausstattungsdokumente unterzeichnet werden. Hatte der Mann kein Dokument über den Empfang ausgestellt, so konnte auch nichts wieder gefodert werden. Wenn eine Frau ohne Kinder starb, so fiel die Mitgift dem wieder anheim, der sie gegeben hatte, doch so, daß der Mann nicht mehr herausgeben durfte, als er in seiner schriftlichen Versicherung angegeben hatte. Bei den Römern wurde die Mitgabe entweder gleich bei den Auspices deponirt, und am Tage nach der Hochzeit dem neuen Ehepaare übergeben; oder es wurde dieselbe ohne vorhergegangene Anfrage des Freiers von dem Vater bestimmt, und vom Freier angenommen; oder es geschah dieses nach vorhergegangener Anfrage des Freiers. In allen drei Fällen wurde der Betrag der Mitgabe aufgeschrieben, damit man im Fall einer Ehescheidung wüßte, was die Frau dem Manne zugebracht hatte, In den ersten Zeiten der Republik betrug die Aussteuer sehr wenig. Die Tochter des Scipio wurde vom Senat mit 11.000 Asses in Erz, oder 35 Pf. St. 10 Schill. 5 Pence ausgesteuert, und eine gewisse Megullia hieß die Reiche, weil sie 50.000 Asses, d. i. 161 Pf. St. 7 Schill. 6 Pence bekommen hatte. In der Folge, da die Reichthümer in Rom sich so außerordentlich vermehrten, betrug die gewöhnliche Aussteuer eines Frauenzimmers von senatorischem Range 8072 Pf. Sterl. 18 Schill. 4 Pence. Einige hatten 161.458 Pf. Sterl. 6 Schill. 8 Pence. Uebrigens kommen die Wörter: Ausstattung u. s. w. in Urkunden und Rechtsbüchern meistens als gleichbedeutend vor, indem darunter Alles verstanden wird, was Kinder, besonders Töchter, bei der Trennung von der älterlichen Familie hauptsächlich durch Heirath mitgegeben erhalten, es bestehe dieses in beweglichen oder unbeweglichen Sachen: es sey denn, daß eine bestimmtere Erklärung beigefügt ist. Die Mitgift jeder Art hat zum Zweck, den künftigen Eheleuten die Einrichtung und Unterhaltung ihres eigenen Hauswesens zu erleichtern. Auch sind die rechtlichen Wirkungen immer die nämlichen. Jener Zweck wird erreicht, die Mitgift bestehe, worin sie wolle, und mit welchem Namen immer man sie bezeichnen wolle.

Man kann das Wort Aussteuer namentlich gebrauchen, um bei der Darstellung des altgermanischen Rechts, das ganze von der Frau aus dem älterlichen Hause Eingebrachte damit zu bezeichnen. Gegenwärtig aber pflegt man unter den Ausdrücken: Aussteuer u. s. w. denjenigen Hausrath (Betten, Leinwand u. dgl.), welchen die Braut dem Ehemann etwa neben sonstigem Vermögen zubringt, zu verstehen. Wenn das Rechtsverhältniß dieser Aussteuer nicht durch die Grundsätze der Gütergemeinschaft, oder eines besondern dem Ehemann zustehenden Nießbrauches regulirt wird, so ist zweifelhaft, ob da, wo römisches Recht gilt, dieselbe als Dos, oder als Paraphernen zu betrachten sey. Es hängt die Entscheidung dieses Zweifels von der Beantwortung der allgemeinen Frage ab, ob überhaupt die Total- oder die Paraphernal-Qualität bei dem eingebrachten Vermögen der Frau zu präserviren sey, wobei man nach römischer Ansicht wohl annehmen muß, daß die Total-Qualität keine Statt habe, wenn nicht die Absicht der Constituirung der Dos, als solcher genügend erhelle. Zum Ersatz der verbrauchten Stücke der Aussteuer kann alsdann der Ehemann nach gemeinrechtlichen Ideen nur verpflichtet seyn, wenn ihm die Aussteuer als Dos taxirt übergeben war. Wenn ferner behauptet wird, daß diejenigen Sachen, welche an die Stelle der verbrauchten aus dem eigenen Vermögen des Ehemanns kommen, der Ehefrau gehören, so liegt dabei ein postulirtes und zu weit ausgedehntes Argument eines, nach gemeinem Rechte hier nicht vorhandenen Nießbrauches zum Grunde.

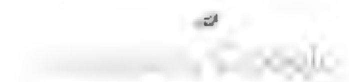
Austrägalinstanz, s. Austräge.

Austräge, vom deutschen Worte Austragen, d. i. entscheiden, waren sonst in Deutschland diejenigen Richter, die von unmittelbaren Reichsständen erwählt wurden, um ihre Streitigkeiten in der ersten Instanz zu entscheiden, ohne daß man sie zu ihrem Nachtheil vor ein hohes Reichsgericht belangen durfte. Alle Reichsstände, Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren, die freie Reichsritterschaft, und einige Reichsstädte, als Augsburg, Nürnberg rc. hatten dieses Recht. War von diesen Austrägegerichten eine streitige Sache auszumachen, so ward sie von einem zum Reichsfürsten erwählten Richter, oder von gewissen Commissarien, oder auch z. B. von eines beklagten Fürsten Räthen, die aber erst ihres Eides entlassen wurden, untersucht und entschieden. Die Ursache der Entstehung dieser Gerichte ist in dem, im Mittelalter obwaltenden Mangel ordentlicher Gerichte zur Entscheidung der Streithändel unmittelbarer Reichsstände zu suchen, da diese von ihres Gleichen und unter kaiserlicher Autorität gerichtet seyn wollten. Die öftere Abwesenheit der Kaiser, und ihr Unvermögen, ihren richterlichen Aussprüchen gehörigen Nachdruck zu geben, machten, daß man seine Zuflucht zur Entscheidung gewisser Schiedsrichter nahm, und dadurch entstanden die willkührlichen Austräge, welche Kaiser Maximilian I. bei Errichtung des ewigen Landfriedens und der Einführung des Reichskammergerichts (1495) in gesetzliche umschuf. Diese Gerichte hatten den Namen Austrägal-Gerichte. Es konnte von dem Austrägalspruche an die höchsten Reichsgerichte (das Reichskammergericht und den Reichshofrath) appellirt werden; die Austrägal-Gerichte hatten aber das Executionsrecht nicht, und hörten auch zur Zeit eines Zwischenreichs auf. Der Austrägal-Prozeß mußte innerhalb eines Jahres von den Austrägal-Gerichten beendigt seyn, sonst wurde die Sache von Rechts wegen bei den höchsten Reichsgerichten anhängig gemacht. Die am 8. Juni 1815 von den deutschen Mächten beim Friedenskongroß zu Wien unterzeichnete deutsche Bundesakte, hat, statt eines Bundesgerichts wiederum eine Art von Austrägal-Gericht eingeführt. Zu Folge dieser Akte sollen sich die Bundesglieder verbindlich machen, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, nach ihre Streitigkeiten durch Gewalt auszumachen, sondern dieselben bei der

Bundesversammlung anzubringen. Diese hat alsdann die Verbindlichkeit, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen, und im Fall dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben.

Australien, auch Südindien, und da dieser Erdtheil ganz aus großen und kleinen Inseln besteht, Polynesien oder die Inselnwelt genannt, ist der 5te Erdtheil, liegt im indischen Weltmeer und großen Ocean von 86° O. — 92° W. L., 50° N. — 25° S. B., und enthält 200.000 (173.640) □ Meilen, wovon 160.000 □ Meilen allein auf Neuholland kommen. Der größte Theil des Landes, von dem man, einige kleine Inseln ausgenommen, nur die Küsten kennt, und das keine beträchtlichen Ströme hat, ist mit fruchtbarem Boden und gesunder Luft versehen. Vögel und Fische ausgenommen, findet man nur wenige Thiere, Känguruh, Schnabelthiere, Schweine, Hunde, Hühner, Perlenmuscheln; dagegen viele Platanen, Cocos- und Brotfruchtbäume, Flachs, Hanf, Pisang, und die mit glücklichem Erfolg angebauten amerikanischen Pflanzen. Edle Metalle und Steine sind noch nicht entdeckt worden. Die Einwohner, ungefähr 2 Millionen, scheinen nach der Verwandtschaft der Sprache und der Eigenthümlichkeiten der Gesichtszüge zu zwei Stämmen zu gehören. Der eine ist eine von den Europäern an Bildung und Gestalt wenig verschiedene malaiische Gattung von hellerer Farbe, wohlgebildet, von starkem Muskelbau, sanftem Karakter, und bewohnt die Gesellschafts-, Freundschafts-, Marquesasinseln, Neuseeland, Sandwichsinseln rc. Der andere ist negerartig, schwärzer, mit krausen und wolligen Haaren, dürrer, kleiner, noch lebhafter als jener, aber mißtrauisch, und bewohnt Neuholland, Neuguinea, die neuen Hebriden, Neucaledonien rc. Diese beiden Hauptstämme haben durch vielfältige Vermischung manche Mittelraçen erzeugt. Sie reden verschiedene Sprachen und Dialekte, und stehen auf verschiedenen Bildungsstufen. Sie verfertigen nur Kleidungsstücke, Fahrzeuge, Fischereigeräthe und Waffen. Viele leben bloß von Jagd und Fischerei, und die Neuseeländer essen sogar das Fleisch ihrer getödteten Feinde; Andere haben regelmäßige Pflanzungen und Landbau. Ihrer Religion nach sind sie Fetischdiener, und Menschenopfer sind allgemein. Viele Inseln stehen unter eigenen Königen. Die Inseln liegen in drei gesonderten Ketten. Zu der südlichen Kette, die einen nach Süden geöffneten Halbkreis bildet, gehört Neuholland; südwestlich liegt die Insel der Verwüstung oder Kerguelenland, noch westlicher die wüsten Inseln, nördlich Amsterdam und St. Paul, südlich die kleine Känguruhinsel, und das durch die Bassestraße getrennte Van Diemensland, südöstlich endlich Neuseeland. In der mittlern Kette unter dem Aequator ist die größte Neuguinea; östlich davon liegen Neubritannien, Neuirland, Neuhannover, Neugeorgien oder die Salomonsinseln, die Charlotteninseln, die neuen Hebriden, Neucaledonien, die Freundschaftsinseln, die Blighs, die Schifferinseln, die Gesellschaftsinseln, die niedrigen und Marquesasinseln. Die nördliche Inselkette bildet einen nach Norden geöffneten Halbmond. Hogolen (Hogeland) ist die größte dieser Inseln; östlich liegen die Fischer-, Mulgraves- und Sandwichinseln.

Austrasien. Nach den alten Reichsgesetzen wurde das fränkische Reich in fünf Hauptheile eingetheilt: Austrasien, Neustrien, Burgundien, Aquitanien und Frankreich (Francia). Austrasien hieß der Theil im Gegensatz von Neustrien: denn Austrasien war der östliche Theil vom Frankengebiet, nämlich der Strich Landes zwischen Rhein, Schelde, Maas und dem Wasgau, ungefähr Lothringen, welches die lateinischen Schriftsteller Austrasien zu



nennen pflegen; Rheims, Chalons, Laon und Cambrai gehörten auch noch jenseits dazu. Thieri I., Sohn von Chlovis dem Großen, war der erste König von Austrasien. Er starb im J. 534, und ihm folgte Theodebert I., der im J. 548 starb. Jetzt folgte Thibaut, der Bruder des Vorigen, der nur gegen sieben Jahre regierte, und keine Nachkommen hinterließ. Clotar I., der alte König von Frankreich genannt, und Bruder von Thieri I., bemächtigte sich im J. 555 Austrasiens, und vereinigte dasselbe mit der Krone. Nach kurzem Zwischenraum ward er jedoch wieder davon getrennt. Clotar I. hinterließ verschiedene Kinder von Jugende. Siegbert I., der fünfte Sohn Clotar's, wurde König von Austrasien, und im Jahre 575 ermordet. Childebert, Sohn des Vorigen, folgte seinem Vater in der Regierung, und starb im J. 595. Theodebert II. wurde jetzt auf den Thron gesetzt. Als dieser i. J. 611 zu Köln ermordet wurde, folgte ihm sein Bruder Thieri II., der Junge genannt. Dieser starb bereits im J. 612, und hinterließ nur natürliche Kinder, die fast alle erdrosselt wurden. So wurde Austrasien zum zweiten Male unter Clotar II., genannt der Junge und Große, mit der Krone vereinigt. Dieser kluge Monarch starb im J. 628, und hinterließ Dagobert I. (s. d. Art.) als König von Frankreich. Siegbert II., ein Sohn Dagoberts I., der eine Frucht unehelicher Liebe war, wurde vom Vater als König von Austrasien gekrönt. Er starb im Rufe der Heiligkeit gegen das J. 650 oder 54. Sein Sohn Dagobert ward sein Nachfolger, den er dem Maire des Pallastes, Grünwald, zum Schutz empfahl; allein dieser treulose Diener schickte den jungen Prinzen nach Irland. Nach Dagoberts Verschwinden ward Austrasien zum dritten Male mit der Krone vereinigt, und dieses Königreich, welches auch das Königreich Metz genannt ward, erhielt keinen besondern König mehr.

Austrocknen des Holzes. (Kriegsk.) Dieses ist zu den Lafetten und übrigen Artillerie-Geräthschaften vorzüglich nothwendig. Um es zu bewirken, werden die gefällten Holzstücke entweder in luftigen Schoppen aufbewahret, oder durch ein dazu bestimmtes Dampfbad ausgelauget. In dem erstern Falle werden die gefällten Bäume geschält, und sogleich im Schatten vollens ausgetrocknet. Das Abschälen der Bäume auf dem Stamme, wie es gewöhnlich geschiehet, hat den Nachtheil, daß verschiedene Insekten ihre Eier darin legen, wodurch in der Folge das Holz wurmfräßig wird. Das künstliche Austrocknen des Holzes geschiehet: 1) indem man das Laubholz im Frühjahr fällen, und sogleich zu Dielen u. s. w. schneiden läßt, die man, nachdem sie einen Monat im Wasser gelegen, über einem langsamen Feuer von Spänen, Reißholz oder Torf so lange räuchert, bis sie äußerlich eine ins Schwarzblaue fallende Farbe bekommen. 2) Man läßt einen, etwas gegen Süden abhängigen, den Sonnenstrahlen völlig ausgesetzten Ort mit Steinen, besonders mit Backsteinen pflastern, weil diese die Feuchtigkeit des Erdbodens am Wenigsten annehmen. Das Pflaster wird einige Zoll hoch mit reinem Fußsand überschüttet, auf den man das schon gehörig zugeschnittene Holz leget, so daß seine Flächen sich nicht berühren. Es wird nun mit Sand bedecket, bis der darinnen befindliche Saft völlig ausgeschwitzt, und es ganz trocken ist. Die Sandbedeckung verhindert hier den Zutritt der äußeren Luft, und das dadurch erzeugte Aufreißen und Krümmen des Holzes. 3) Wird das Holz in ein eigens dazu erbautes Behältniß gebracht, wo es von den Dämpfen heißen Wassers durchzogen, und bei einer anhaltenden gleichförmigen Wärme nach und nach ausgetrocknet wird. Aller in dem Holze enthaltene Saft wird dadurch von Innen nach der Oberfläche getrieben, und die Saftröhren ziehen sich zusammen, wodurch das Holz, besonders das eichne, eine außerordentliche Festigkeit und Dauer erhält.

Die völlig geschehene Austrocknung des Holzes wird an den im Kern entstehenden kleinen Rissen erkannt, die hier, wo keine äußere kalte Luft dazu tritt, nie so bedeutend sind, daß sie dem Holze selbst nachtheilig werden können. Weil das auf diese Weise zubereitete Holz sehr hart wird, und sich nicht ohne einige Schwierigkeit bearbeiten läßt; so können die zu den Lafetten und anderen Artillerie-Geräthschaften bestimmten Stücke vor dem Auslaugen größtentheils so bearbeitet werden, daß sie nachher nur noch einer geringen Nachhülfe bedürfen.

Auswanderung. Man versteht darunter das Verlassen eines Ortes oder Landes, um für seine Person sowohl, als auch mit Habe und Gut anderswo seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Daß das Auswandern der Unterthanen einem Staate nachtheilig sey, bedarf keines Beweises; die Mittel aber, solches zu verhüten, sind: 1) der Genuß bürgerlicher Freiheit, wo keiner sich einem Zwange in gleichgültigen Sachen ausgesetzt sieht, wo eine gute und humane Regierung sich keine gewaltsamen Eingriffe ins Privateigenthum erlaubt, wo keine tumultuarischen Werbungen, keine parteiische Justiz, keine übertriebenen Abgaben Statt finden u. s. w. 2) Religionsduldung. 3) Blühender Nahrungsstand. 4) Anstalten zum bequemen und angenehmen Leben der Menschen. Durch diese Mittel werden die Ursachen zum Auswandern der Unterthanen entfernt, und unter solchen Umständen wird es Niemand einfallen, ein Land zu verlassen, wo es ihm so wohl geht, daß er es anderswo nicht besser erwarten kann. Nächstdem halten verschiedene Politiker zur Verhinderung des Auswanderns noch das Verbot, daß kein Einländer sein Vaterland soll verlassen dürfen, für rathsam, und man müsse deswegen die Veranlassung zum Auswandern auf alle Weise verhindern, keinem fremden, sowohl Soldaten als Colonisten, Werbung verstatten, das Wandern der Handwerksburschen ins Ausland verbieten, den Auszug der Unterthanen in großer Anzahl nicht dulden, und endlich bei den Vermögenden das Wegziehen durch einen ansehnlichen Abzug von ihrem Vermögen, auf welches der Staat seine mancherlei Rechte dadurch einbüßt, zu erschweren suchen. Andere hingegen schränken dieses nur auf diejenigen Unterhanen ein, welche ein öffentliches Amt haben, welche gezwungen werden könnten, im Lande zu wohnen. Allein dies versteht sich wohl von selbst. Andere Unterthanen, sagen sie, sind Herr über ihre Personen und Güter, sie haben ihr Eigenthum nicht vom Landesherrn, können auch ihre Grundstücke nicht außer Landes schleppen, man könne mithin die Bürger nicht durch Zwang festhalten, sondern man müsse sie lediglich durch das einzige Band ihres Willens und ihres Vortheils fesseln. Das Regiment der Ruhe, der Ordnung und der Sicherheit und Glückseligkeit sey das einzige Mittel, die Auswanderung zu verhindern, wo keine überhäufte Mißbräuche, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten die Begierde, wegzugehen, rege macht. Die Auswanderung oder das freie Wegziehen in schuldloser Absicht, aus einem Bundesstaat in den andern, ist eine Befugniß, welche die Bundesakte (Art. 18) allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten beilegt. Allein, daß rechtliche Familien zu Hunderten auf einmal die geliebte Heimath verlassen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüsteneien Rußlands oder in den Wäldern von Nordamerika zu sterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weisen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geschah es, daß in den Jahren 1815 bis 1817 über 50.000 Menschen meistens aus dem Elsaß, den Rheinlanden, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um sich in Rußland oder Nordamerika anzusiedeln. Im Sommer 1817 waren allein zu Quebeck 4148 ausgewanderte Europäer angekommen. Das Auswandern nach Amerika ist übrigens so alt, als die Grün-

dung der freien Staaten, und in Beziehung auf Würtemberg und die Rheinlande immer dem Drucke zugeschrieben worden, welcher in der Heimath auf dem Leben der niedern Klasse lastet. Das gekränkte Recht, nicht ernten zu dürfen, wo man gesäet, trieb schon im Jahre 1782 die Pfälzer nach Polen. Schon vor 30 Jahren gaben die meisten Auswanderer die Unterbeamten und Landschreiber als die Ursache ihres Fortziehens an, und so ist es noch jetzt. Wie zuerst die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüsteneien Amerikas civilisirt hat, so treibt jetzt die Liebe zur bürgerlichen Freiheit die Europäer dahin. In Rußland ist zur Unterstützung der Eingewanderten sehr viel geschehen, nachdem Mangel und Krankheiten eine Menge dieser Unglücklichen in den ungesunden Steppen von Odessa weggerafft haben. Zweckmäßig scheint die Ansiedelung der Schweizer in Brasilien zu Neu-Freiburg vor sich zu gehen. Auch in Nordamerika hatten die Buonapartischen Generale Clauzel, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Vandamme, Lacanal, u. A., so wie die H. H. Gariner-des-Saintes, Real, nebst einer Menge französischer Offiziere, an den Ufern des Mobile, der Louisiana von den vereinigten Staaten trennt, und in den Busen von Mexico sich ergießt, vom Congreß einen Landstrich von 100.000 Acres erkauft, den sie anbauen, und wo sie eine Stadt gründen wollten. Mit den Gefahren der Auswanderung nach Nordamerika hat Hr. von Gagern die Deutschen durch den Bericht des Herrn von Fürstenwärther bekannt gemacht. Unter mehrern Ländern, wo große Noth geherrscht hat, und wo dennoch keine Auswanderung Statt gefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürsorge väterlicher Regierungen den Muth empor hielt, müssen vor allen die königlich und herzoglich sächsischen und die preußischen Staaten genannt werden.

Auswechselung der Kriegsgefangenen ist die Zurückgabe derselben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine sonstige Vergütung. Gewöhnlich findet sie Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden sie von beiden Seiten in Masse zurückgegeben. Oefters wird indeß durch Uebereinkunft die Auswechselung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, die für eine höhere Charge zu geben sind, bestimmt.

Ausweg. Abweg. Ummweg. Unweg. Ein Abweg ist nicht der rechte Weg, weil er von dem Ziele, das man erreichen will, abführt; ein Ummweg ist nicht der rechte, so fern er zwar endlich zu dem Ziele führt, aber in längerer Zeit. Ein Unweg führt zwar zu dem bestimmten Orte, aber mit der größten Mühe, Beschwerlichkeit und Gefahr. Man macht daher lieber einen Ummweg, der zwar länger, aber angenehmer, wenigstens nicht so mühsam, beschwerlich und gefährlich ist. Ein Abweg ist auch ein Weg, der aber zu einem andern Orte führt, als zu dem, wohin wir wollen. Ein Ausweg ist ein Weg, der aus einem andern Wege, oder überhaupt aus einem andern Orte herausführt, ohne Beziehung auf einen Ort, wohin er führt.

Ausweichung (musik.). Man versteht darunter jede Bewegung der Harmonie von einer Tonart nach einer andern, welche von der Mannigfaltigkeit (einer Haupteigenschaft eines guten Tonstücks) unerläßlich bedungen wird. Es sind drei verschiedene Arten derselben anzunehmen, nämlich die zufällige, die durchgehende, und die förmliche Ausweichung. — Wenn der Componist einzelne melodische Tonfolgen, mittelst verschiedener Begleitung derselben, bald der einen Tonart entsprechend, bald auch so erscheinen läßt, als ständen sie in einer andern Tonart, so kann eine solche kurze Ausweichung füglich eine zufällige genannt werden. — Durchgehend ist sie, wenn der Eintritt in

eine andere Tonart wirklich Statt findet (bei der zufälligen ist das nicht der Fall), der Aufenthalt in derselben aber von keiner langen Dauer ist, sondern die Harmonie sich bald wieder in die vorige zurück, oder nach einer andern hin bewegt. — Eine förmliche Ausweichung ist endlich eine solche, wenn man in der neuen Tonart, nach welcher sich die Harmonie bewegt hat, entweder eine Periode schließt, oder sich denn wenigstens eine Zeitlang in derselben aufhält, ehe man sie wieder verläßt. Besonders diese Art des Ueberganges in eine andere Tonart ist es, welche man mit dem Worte Ausweichung bezeichnet.

Auswurfmünzen sind Gold= oder Silbermünzen, die nach einer auch schon bei den Römern herkömmlichen Sitte bei Krönungen, Huldigungen, Vermählungen und andern öffentlichen Feierlichkeiten unter das Volk ausgeworfen, und besonders zu diesem Zweck geprägt werden.

Ausziehen der Brandröhre (Kriegsk.). Bei solchen Bomben, die außer dem Brandloche noch ein besonderes Füllloch haben, durch das man die Ladung vorher herausschütten kann, ist das Ausziehen der Brandröhre mit keiner Gefahr verbunden; man zerspaltet die hölzerne Brandröhre mit einem Meißel, und nimmt sie stückweise heraus, oder man schüttet einige Loth Pulver in die Bomben, um nach wieder fest vermachtem Füllloch die Brandröhre anzuzünden, und durch diese schwache Ladung herausstoßen zu lassen. Haben hingegen die Bomben kein Füllloch, so würde das Zerspalten oder Herausbohren der Brandröhre mit großer Gefahr verbunden seyn, weil das Entzünden der Pulverladung nicht zu vermeiden ist. Man muß sich daher des Brandziehers bedienen, womit sich das Ausziehen der Brånder leicht und sicher verrichten läßt. Dieser bestehet aus einem eisernen Gerüste, dessen hohler ringförmiger Fuß auf die Oberfläche der Bombe oder Granate gesetzt wird, damit man den Kopf der Brandröhre mit der dazu bestimmten Zange fassen kann, die durch eine Feder auseinander gespannt, durch die Schraube aber fest zusammen gezogen wird. Drehet man nun die oben in einer cylindrischen Mutter gehende Schraube vermittelst der Stange aufwärts, so wird dadurch die Brandröhre herausgezogen.

Ausziehen (Musik). Es befindet sich zuweilen unter mehrern Blasinstrumenten eines, welches im Verhältnisse zu den andern eine zu hohe Stimmung hat. Viele Musiker suchen diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß sie die einzelnen, zusammengefügten Stücke eines solchen Instruments ein wenig auseinander ziehen, und dasselbe der Länge nach gleichsam ausdehnen, wodurch es natürlich eine tiefere Stimme erhalten muß, indem die in demselben befindliche Luftsäule, welche vermittelst des Hauches in die vibrirende, tongebende Bewegung gesetzt wird, durch dieses Verfahren (Ausziehen) ebenfalls verlängert worden ist; aber so, wie dadurch das richtige Verhältniß der Länge des Instruments zu der Entfernung, in welcher die Tonlöcher von einander abstehen, sichtbar gestört wurde, ist dasjenige, in welchem die einzelnen Töne zu einander standen, hörbar gestört; denn ein solches auseinander gezogenes Instrument giebt meist falsche Töne, welche theils zu hoch, theils zu tief sind. Bei Hörnern, Trompeten und andern dergleichen Blasinstrumenten aber ist das mäßige Ausziehen mit Erfolge, und da sie keine Tonlöcher haben, ohne den aus diesem Umstande hervorgehenden Nachtheil anzuwenden.

Autharich (Autharie. Allemannisch: Autharis, d. h. Reich von Alters her). Autharichs Vater, der Longobardenkönig in Italien, Cleph, hatte das Freiheitliebende Volk in so hartem Dienst gehalten, daß die 30 mächtigsten Vasallen (Herzoge) des Reichs nach seiner Hinwegräumung (575 n. Chr.) übereingekommen waren, hinfort keinen Allein=Herrscher über sich zu dulden, sondern jeglicher sollte in seinem Bezirke unabhängig walten, übri=

gens aber in Kriegsunternehmungen gemeinschaftlich mit den Andern handeln. Durch diesen unglücklichen Einfall wurde der Same der Uneinigkeit und Willkühr ausgestreut, welcher in der Folge das longobardische Reich verdorben hat. Man hatte nun statt eines Tyrannen, deren dreißig. Gesetze, Ordnung, Wohlfahrt hörten auf. Die Nachbaren wurden unaufhörlich befehdet, die Unterthanen zu Grunde gerichtet. Nur die Mächtigen waren frei, alle Schwächern aber elende Sklaven. Im Eigennutz ging das gemeine Beste dem Untergange entgegen. Nur erst die drohende Nähe fürchterlicher Gefahren von Außen her, vermochte den Verblendeten die Augen zu öffnen. Die Byzantiner, welche noch von Ravenna aus das untere Italien beherrschten, und die kriegslustigen Franken, die von Gallien aus das obere Italien immer anfallen konnten, hatten sich untereinander verbunden, das unter so viele Herren zerstückelte Land von beiden Seiten zu überwältigen. Ja! einer der angesehensten Feldherren der Longobarden, Droctulf, ein geborner Allemann, war bereits zu dem byzantischen Exarch in Ravenna übergegangen, hatte den Laudstrich bis Brixill (Brescello) am Po, sammt jenem festen Platze selbst eingenommen, und dadurch das Thor zu weitern Einfällen und Ueberwältigungen eröffnet. — Unter diesen Umständen sahen die longobardischen Großen es ein, daß es besser sey, vereint Einem zu gehorchen, als Alle Herrscher zu seyn, und dadurch Alle Sklaven der Ausländer zu werden. Sie kamen deßhalb zusammen, erwählten (585) einmüthig Clephs Sohn, Autharich, einen berühmten und geliebten Jüngling, zum König, und traten ihm, seine Würde zu behaupten, Jeglicher die Hälfte seiner Besitzungen ab. Er nahm darauf nicht als einen leeren Schall den Beinamen der bei den Römern unvergeßlichen Flavier an, sondern ließ es sogleich seine heiligste Sache seyn, nicht nur überall eine gesetzliche Ordnung herzustellen, sondern auch sein Königreich vor den Angriffen benachbarter Staaten zu sichern. Er versammelte also den Heerbann, und stürmte mit solcher Gewalt gegen Brixill, daß Droctulf diese Eroberung bald wieder mußte fahren lassen, und nach Ravenna flüchten (585). Dann machte er mit dem geschreckten Exarch einen dreijährigen Waffenstillstand, und benutzte denselben, die Gesetze, Lehnsordnung und das Kriegswesen zu verbessern und zu befestigen. Eben hatte er dieses Alles mit rastloser Thätigkeit zu Stande gebracht, als ihm die Franken, von dem byzantischen Kaiser aufgeregt, über die Alpen ins Land fielen (586). Noch nicht stark genug, ihnen im offenen Felde die Spitze zu bieten, schränkte er sich darauf ein, alle festen Plätze zu besetzen und zu vertheidigen, und bewog dann den Frankenkönig durch große Geschenke zur Zurückziehung seines Heeres. Zwar brach dasselbe nachher auf Anstiften der Byzantiner noch einmal ein, aber es entspann sich zwischen den Allemannen und Franken ein blutiger Zwist, und so war auch dieser zweite Zug nur von kurzer Dauer und wenigerm Schaden. Autharich aber nutzte den eintretenden Augenblick der Ruhe, die mit Schätzen angefüllte Insel im Comersee und die Vormauer Oberitaliens gegen Morgen, Istrien, den Byzantinern zu entreißen, und mit den Seinen zu besetzen. Er hatte Eil; denn schon waren die Franken zum dritten Male (588) mit einem stärkern Heer, als noch zuvor, im Anzuge, und bedrohten das Land mit einer allgemeinen Ueberschwemmung. Aber jetzt hielt sich Autharich stark genug, ihnen im offenen Felde entgegen zu treten. Er stellte den Seinen vor, daß diese unruhige Nachbaren nie eher ihrer Anfälle würden müde werden, als bis sie in einer blutigen Schlacht die Schärfe der longobardischen Waffen empfunden hätten, und daß deßhalb etwas Großes gegen sie gewagt werden müsse. „Nicht die Menge," sagte er, „sondern der Muth entscheidet den Sieg!" — Hierauf ließ er in die Trompeten stoßen, ging den Franken zu Leibe, und kämpfte so tapfer, daß er endlich die

fränkische Schlachtordnung durchbrach, und nach einem fürchterlichen Gemetzel den Rest des feindlichen Heeres in die Flucht schlug. Den hierdurch überall verbreiteten Schrecken benutzte er stracks auf's Beste, stürmte, ohne sich bei der Belagerung von Ravenna oder Rom zu verweilen, bei diesen Städten vorbei, überrumpelte Benevent, und durchstreifte Unteritalien bis zu der äußersten Spitze von Rhegium (Reggio), wo er zu einem meerumwogten Thurm in die Wellen hineingeritten, selbigen mit der Lanze berührt, und ausgerufen haben soll: „Bis hieher herrscht der Longobarde!" Auf diesem Zuge (589) stiftete er das Herzogthum von Benevent, und übergab es dem tapfern Zotto, der in der Folge ganz Unteritalien bis Neapel hinaus den Longobarden unterwarf, so daß nun die Byzantiner im mittlern Italien von allen Seiten umgeben waren. Autharich starb 591 n. Chr.

Auteuil, Dorf im Depart. Seine, Bez. St. Denys, am Eingange des Boulogner Waldes, in der Nähe von Paris gelegen. Der Ort ist sowohl durch seine Heilquellen berühmt, als auch durch die an der Heerstraße von Paris nach Versailles und St. Cloud gelegenen vielen Landhäuser, welche von den ausgezeichnetsten Männern, einem Boileau, Molière, la Chapelle, Franklin, Condorcet, Helvetius und Rumford, welcher Letzte in Auteuil starb, bewohnt wurden. Die bemerkenswertheste unter jenen Villen ist die des Boileau, welche später dem berühmten Arzte Gendron gehörte, und die noch jetzt in der zweiten Straße, links neben der Kirche auf dem Wege nach St. Cloud zu sehen ist. Auch Madame Helvetius besaß ein Landhaus zu Auteuil, wo sie nach dem Tode ihres Gatten eine gewählte Gesellschaft berühmter Männer aller Art (bekannt unter dem Scherznamen der Gesellschaft der freien Egoisten) um sich versammelte, und in den Jahren 1798 und 1799 auch öftere Besuche von Buonaparte erhielt. Hier ereignete sich auch folgende bekannte Anekdote: Einst vom Weine beim nächtlichen Schmause erwärmt, bejammerten die Literatoren das zurückschreitende Zeitalter, und hielten es für ein Unglück, daß man geboren sey, hingegen für ein Glück, eine so verdrehete Welt bald zu verlassen. Es klangen die Gläser, und einig waren Alle, sich in den Wellen der Seine zu begraben, und schon eilte Frankreichs schönste Blüthe von Gelehrten dem Königsstrome zu. Nahe schon dem Ufer, fiel es dem Molière ein, eine so tragische und schöne Handlung berühmter Männer müsse nicht in nächtlicher Finsterniß vollbracht werden. Die Muthigen hielten inne, hießen den Vorschlag gut. Der launige Chapelle schlug nun vor, morgen, im Angesichte der Sonne den Salto mortale zu thun, zum fröhlichen Male zurückzukehren, und die noch übrigen Pokale zu leeren. Der witzige Andrieux brachte diese Anekdote auf die Bühne.

Authentica heißt 1) die in weniger gutem Latein abgefaßte Uebersetzung der Novellen im Corpus Juris, welche Irner aufgenommen, und in den Gerichtsgebrauch eingeführt hat; 2) die von der Irnerischen Schule gebrauchte Bezeichnung und Eintheilung der Novellen selbst, die sie in 9 Theile ordnete; 3) die von derselben Schule dem Corpus Juris beigefügten Authenticae, unter denen man a) dreizehn römisch-deutsche Staatsgesetze versteht, die Friedrich I. und Friedrich II. im 12ten und 13ten Jahrh. in Italien gaben, Letzterer aber in das römische Rechtsbuch aufnehmen ließ; b) kurze Auszüge der Novellen, welche die Gesetze des Codicis repetitae praelectionis aufheben, und diesen Gesetzen selbst untergesetzt sind.

Authentisch, echt oder selbstständig (musikalisch). Mit diesem Worte bezeichneten die Griechen ihre Tonarten, wenn bei dem Gebrauche derselben der Umfang der Melodie von dem Grundtone und dessen Octave begränzt wurde.

Authentisch heißt eine Schrift, wenn sie dem Verfasser oder dem Zeitalter angehört, dem sie zugeschrieben wird. Es ist die Sache der Kritik, die **Authenticität** (Echtheit) eines Werkes nach äußern und innern Merkmalen zu untersuchen. Sonst kommt das Wort **authentisch** auch in einer allgemeinern Bedeutung vor; so sagen wir: eine **authentische** Erzählung, und bezeichnen damit eine solche, die mit der Wahrheit übereinstimmt, die ein wirklich vorgefallenes Ereigniß zum Gegenstande hat. Die **authentische** Auslegung eines Gesezes ertheilt der Gesetzgeber.

Auto=da=fe bedeutet im Spanischen jeden öffentlichen Akt, die Entscheidung eines Richters über einen Civil= oder Criminalfall, seit der Regierung **Ferdinands** und **Isabellens**. Daher kommt die Benennung Auto=da=fe, eigentlich öffentliche Vorlesung der Inquisition. In der Mehrzahl bedeutet Autos einen Civil= oder Criminalprozeß mit allem dazu Gehörigen. Autos acordàdos sind die Verordnungen des königlichen Rathes, die Hofpolizei betreffend.

Autodidakt (durch sich selbst gelehrt) ist derjenige, der sich, ohne irgend einen fremden, oder doch ohne mündlichen Unterricht empfangen zu haben, Kenntnisse und Fertigkeiten erwirbt. Schon vor **Homers** Zeiten nannten sich die Dichter Autodidakten (Hom. Odys. XXII.), weil man allgemein glaubte, die Musen hauchten unmittelbar den Dichtern Begeisterung zu Liedern ein. Späterhin, als man an die unmittelbare Begeisterung der Muse nicht glaubte, hoben doch alle Gedichte mit Anrufung der Musen an. — Dichter werden geboren, nicht erzogen, pflegt man zu sagen; in diesem Sinne läßt wohl **Schiller** den Grafen von Habsburg sagen:

> „Nicht gebieten werd ich dem Sänger, —
> — — — — — — — — —
> Er steht in des größeren Herren Pflicht,
> Er gehorcht der gebietenden Stunde."

Trefflich war die Idee, daß die Sänger des Schönen selbst von dem Urquell alles Schönen geleitet würden. Verschwunden und begraben mit der weisen Vorwelt ist diese göttliche Idee; wie würde sonst so Mancher unberufen das Schöne zu besingen wagen, da doch kein Funke des Schönen in seiner Brust schlummerte, der die Musen wecken konnte!! Im strengsten Sinne des Worts ist Keiner, der unter Menschen lebt, Autodidakt; Jener aber, der von Kindheit an völlig isolirt lebt, wird nicht einmal ganz Mensch. Autodidakt ist also nur Der zu nennen, welcher in Beziehung auf gewisse Geschäfte, Kunstgriffe und Erfindungen, zu denen Bedürfniß, Neigung, Instinkt und Zufall führen und geschickt machen können, sich Kenntniß erworben hat. — Nur Genie's können glücklich die steile Höhe erklimmen, die sich dem Autodidakten entgegen thürmt; denn strebt der mittelmäßige Kopf, ohne Meister, nach Meisterschaft; so verliert er viel unersetzliche Zeit in verfehlten Bemühungen, arbeitet sich an unauflöslichen Aufgaben ab, und bringt es am Ende, wenn er nicht in der Masse des Stoffes untergeht, nur zur Karikatur. Auf jeden Fall verfällt der Autodidakt leichter, als der schulgerecht Gebildete, in Einseitigkeit, parteiische Ueberschätzung des Selbsterworbenen, und ins Verkennen der Leistungen Anderer. Wenn daher auch, was wir mit schon gebildeter Kraft uns selbst aneignen, erst ganz unser, und der beste Besitz unseres Geistes ist; so darf man doch keinem Anfänger rathen, die unwegsame Bahn der Autodidakten zu betreten.

Autographa, oder Originalhandschriften des Neuen Testaments, sind die von Aposteln oder von Schreibern unter ihrer Aufsicht geschriebenen Copien, wiewohl der in diesem Sinne gebrauchte Ausdruck nicht richtig ist. Der Apostel **Paulus** scheint aber durchgehends die letztere Art angenommen zu haben; um aber den Umlauf unechter Briefe zu verhüten, schrieb er den Gruß oder Schluß=

segen mit eigner Hand. Uebrigens sind die Urschriften des Alt. und N. Testaments längst verloren gegangen.

Autographisch nennt man Handschriften, welche von dem Verfasser eigenhändig geschrieben sind; man gebraucht dieses Wort im Gegensatze der Copie. (S. d. Art.)

Autokrator, Selbstherrscher, heißt der Regent, welcher, alle Staatsgewalt in sich vereinigend, unumschränkt bloß nach seinem eigenen Willen regiert; Autokratie ist also die unumschränkte Regierung eines Selbstherrschers. Die griechischen Kaiser führten diesen Titel, den in der Folge der Czaar (Selbstherrscher aller Reußen) sich beilegte. Bei außerordentlichen Vorfällen ertheilten ihn die Athenienser ihren Feldherren und Gesandten. Gesandte in diesem Sinne sind in neuern Zeiten unter dem Namen Bevollmächtigte bekannt.

Automat, eine kunstreiche Maschine, welche durch Federkräfte, oder Gewicht sich eine Zeitlang selbst bewegt, ohne Einwirkung von Außen. Je täuschender und naturgemäßer das Automat die Bewegungen und Verrichtungen belebter Wesen nachahmt, und je versteckter und dauernder die verborgenen Kräfte die Thätigkeit desselben unterhalten, desto vollkommner ist diese Maschine. — Die Erfindung der Automaten ist, wie die Ausbildung der Mechanik, bereits sehr alt; schon Homer scheint Automaten gekannt zu haben; wenigstens hatte er einen Begriff davon. Denn im VII. Ges. der Ilias, wo die Thetis in die Behausung des Hephästos tritt, findet sie diesen Künstler mit der Arbeit automatischer Stühle beschäftigt, welche aus eigener Kraft sich bewegen konnten; er selbst stützt sich auf goldene Mädchen, Lebenden gleich; denn sie können reden, und sich mit der Last ihres Herrn fortbewegen. Schon Archytas von Tarent (s. d. Art.) verfertigte (400 v. Chr.) angeblich eine hölzerne fliegende Taube. Eben so scheinen der eherne Adler des Pausanias und die kriechende Schnecke bei einem Prunkaufzuge des Demetrius Phalereus Automaten gewesen zu seyn. Man scheint schon damals dergleichen Kunstwerke als seltsame und kostbare Gegenstände des Luxus hoch geschätzt zu haben. — Vorzüglich erregten in den dunkeln Zeiten des Mittelalters mehrere Automaten die allgemeinste Bewunderung, indem man die Erfinder oft mit höhern Zauberkräften ausgerüstet glaubte. Im 13ten Jahrhundert sollen Robert Grotest, Bischof von Lincoln, Roger Baco und einige Andere, eherne Köpfe verfertigt haben, welche reden konnten, und Bischof Albert der Große eine menschliche Figur, welche im Zimmer umher ging, und die Eintretenden begrüßte. Im 15ten Jahrh., zu den Zeiten des Caspar Schott und des kunstreichen Athanasius Kircher, wurden mehrere Automaten bekannt, welche theils als menschliche Figuren tanzten, musikalische Instrumente bliesen, und Feuergewehre abbraunten, theils in Form von Schlangen sich krümmend fortbewegten und zischten, theils als wunderbare Vögel unter Flügelschlag sangen u. s. w. — Im 16ten und 17ten Jahrh. verfertigten zwei Augsburger Künstler, Schlottheim für den Kaiser Rudolph II. eine künstliche selbst rudernde Galeere, und Achilles Langenbucher ein Orgelwerk für eine Kirche, welche eine, 2.000 Takte haltende, Vesper von selbst spielte. Eben so erbauten in dieser Zeit zwei Nürnberger Mechaniker, Farfler und Hautsch, einige sich selbst bewegende Wagen. — Im 18ten Jahrh. wurde der von Joachim Eppinger aus Baiern gebildete Pan allgemein bewundert, welcher auf einer Rohrflöte mehrere Hirtenlieder spielte. Ganz vorzüglich aber zeichnete sich der berühmte französische Mechaniker Vaucanson durch Verfertigung der künstlichen Automaten aus, welche er im J. 1738 zuerst in Paris und dann auf seinen Reisen durch Deutschland und mehrere andere Länder unter allgemeinem Beifall öffentlich sehen ließ. Das erste und kunstreichste dieser Automaten war ein sitzender Flötenspieler

von mittler Größe, welcher durch wirklichen Ansatz und genau abgemessenes Fingerspiel 12 Stücke auf einer gewöhnlichen Flöte mit bewundernswürdiger Zartheit und Reinheit vertrug. Das zweite war eine ähnliche stehende Figur, welche mit der Linken eine Hirtenpfeife spielte, und mit der Rechten den Takt auf einer Trommel schlug. Das dritte Automat stellte dagegen eine Ente in gewöhnlicher Größe dar, welche das Geschrei und alle natürliche Bewegungen dieses Thieres täuschend nachahmte, auch Wasser und Körner zu sich nahm, und dieselben nach einiger Zeit, gleichsam verdaut, auf natürlichem Wege wieder von sich gab. — Um das J. 1770 zeichnete sich alsdann Wolfgang von Kempele durch Erfindung zweier angeblicher Automate, den Schachspieler und die Sprachmaschine, aus. Indessen ersterer, welcher in der Figur eines, vor einem mit einem Schachbrett versehenen Tische sitzenden, Türken mit jedem, selbst dem geübtesten Spieler eine Partie Schach spielte, ist wegen muthmaßlicher Einwirkung eines im Innern verborgenen Menschen vielfach bestritten worden, und es ist daher zweifelhaft, ob er wirklich zu den Automaten gerechnet werden darf. Allerdings setzt die entsprechende Vertheidigung gegen völlig willkührliche Züge des Gegners im Schachspiele eine Geistesthätigkeit voraus, die keinem mechanischen Kunstwerke angeeignet werden kann; dessen ungeachtet aber verdient die höchst sinnreiche Zusammensetzung und sichere Bewegungsweise dieser Maschine volle Bewunderung. Die Sprachmaschine ahmte die Stimme eines etwa dreijährigen Kindes nach, und ward vermittelst eines Gebläses und mehrerer Klappen und Ventile in Bewegung gesetzt. — Unter mehreren alsdann noch öffentlich bekannt gewordenen, den Vaucansonschen ähnlichen Vorrichtungen verdienen hier noch Siegmeiers Flötenspieler und Mälzels Trompeter bemerkt zu werden. Die höchste menschliche Kunst zeigten aber in Verfertigung der bewunderswürdigsten Automaten die Schweizer Droz, Vater und Sohn, zu Chaux de Fond. Sie bildeten künstliche Figuren, die, ohne alle Einwirkung von Außen, wie lebende Menschen zeichnen, schreiben, die Flöte und den Flügel spielen, und überhaupt mehrere menschliche Verrichtungen auf das Täuschendste, sowohl gehend als liegend, nachahmen. Unter allen ihren Werken zeichnete sich eine Uhr aus, welche sie für den König von Spanien anfertigten. Dieses Uhrwerk, an sich höchst künstlich, ist mit einem sehr schönen Glockenspiele verbunden. Die Musikstücke, welche das Glockenspiel vorträgt, begleitet eine Dame durch zierliche, den Takt genau ausdrückende Bewegungen des ganzen Körpers. Sie scheint in einem Buche zu lesen, und blickt von Zeit zu Zeit auf. Ein täuschend nachgebildeter Kanarienvogel öffnet den Schnabel, und singt, unter den natürlichsten Bewegungen der Kehle und des ganzen Körpers sich gleichsam anstrengend, mehrere Melodien. Mit gleicher Natürlichkeit und wahrer Kunstfertigkeit spielt ein Schäfer auf seiner Hirtenflöte, während neben ihm ein blökendes Schaf weidet, und sein Hund ihm schmeichelt; dieser Hund ist zugleich der Wächter eines neben ihm stehenden Korbes mit Früchten; nimmt Jemand eine dieser Früchte hinweg, so bellt er so lange, bis sie wieder an ihre vorige Stelle gelegt wird. Die Regelmäßigkeit und Naturgemäßheit aller dieser Vorrichtungen nöthigen Jeden zum Erstaunen und zur Bewunderung dieser kleinen, durch Kunst belebten Welt. — Nach ihnen zeichnet sich noch der Bürger Frizard von Biel durch Anfertigung einiger ähnlichen Automaten aus; das vollendetste, aus 10jähriger Arbeit hervorgegangene Kunstwerk desselben ist eine antike Vase, welche er dem damaligen ersten Consul Buonaparte überreichte. Bei Berührung einer verborgenen Feder entfaltete sich der Deckel derselben unter angenehmem Ertönen in die Form eines Palmbaums. Man erblickt unter demselben eine spinnende Schäferin, auf deren Schooße ein kleiner Hund liegt, welcher abwechselnd bellt, und mit dem Schwanze wedelt. Es naht sich ein wiederkäuender Bock,

und zwei Ziegen weiden zu beiden Seiten. Zwei sehr niedliche Vögelchen hüpfen singend auf den Henkeln der Vase herum. Alles dieses ist der Natur auf das Täuschendste nachgeahmt, und wenn das Spiel beendet ist, sinkt der Palmbaum unter ähnlichem Ertönen wieder in die Vase hinab. Endlich lassen sich auch in gewisser Hinsicht die vielfachen mehr oder weniger gelungenen Versuche zur Erfindung einer, durch sich selbst fortdauernden Bewegung zu diesen Maschinen zählen.

Autonomie ist die Eigenschaft des Willens, sich selbst Gesetz zu seyn, oder sich selbst zu beherrschen. Die Gesetzgebung des Willens beruhet auf einer Regel, von der sich alle Sittengesetze müssen ableiten lassen; denn sie hat nur die eine Tendenz: sittliche Veredlung des Menschen. Sie hat keine Lehren für die Befriedigung unserer Wünsche, da sie vielmehr fodert, jeden Wunsch aufzuopfern, wenn er mit der Sittlichkeit in Widerspruch tritt. Die Regel der Sittlichkeit gehet also nicht auf Gegenstände, die wir begehren möchten, die unsern Willen zum Wollen bestimmen könnten. Da nun auf diese Weise der Wille, in sofern ihn bloß das Sittengesetz bestimmen soll, keinen Gegenstand des Begehrens hat, so bleibt weiter nichts übrig, als die Form seines Wollens, nämlich daß er nicht anders wolle, als so, daß es Gesetz sey, so zu wollen, wie er will. Dies ist nun der oberste Grundsatz oder das Princip der Sittlichkeit, welches sich so ausdrücken läßt: **Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.** Diese Regel hat die Form der Allgemeinheit, d. h. sie ist so gefaßt, daß davon keine Ausnahme gilt, daß es kein Wesen geben kann, welches darnach zu handeln nicht nöthig hätte, und eben das macht sie fähig, ein Gesetz zu seyn; denn ein Gesetz für den Willen ist eine solche Regel, die für jeden Willen, ohne Ausnahme gilt. Da dieses Gesetz durch den Willen, der ihm unterworfen ist, eben so allgemein befolgt werden sollte, als die Naturwirkungen ohne Ausnahme nach den Naturgesetzen geschehen; so kann obiges Princip auch so ausgedrückt werden: **Handle, als ob die Maxime deiner Handlung zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte.** Man könnte dieses Princip des Willens auch kurz so ausdrücken: **Handle deinen Verhältnissen gemäß.** Einige stellen auch dies Princip für den Willen auf: **Liebe sey das Motiv aller deiner Handlungen.** Doch alle Principien, welche aufgestellt worden sind, und aufgestellt werden, zu prüfen, führt uns zu weit; doch bemerken wir, daß ein allgemeines Princip auch allgemein faßlich seyn muß, welche Eigenschaft vielen fehlen möchte. Die praktische Gesetzgebung gründet sich aber subjektiv auf den Zweck dieses Subjekts. Was kann nämlich der Wille für einen Zweck haben bei allen seinen Handlungen? Denn dieser Zweck muß auch die Regel für seine Handlungen bestimmen. Da nun aber bei der Sittlichkeit weder Furcht noch Hoffnung den Willen bestimmen sollen, so fallen alle Zwecke, die ihren Grund in den Naturtrieben, und folglich in der Erfahrung haben, weg. Dann bleibt also nichts übrig, als der Mensch selbst, oder er muß sein eigner Zweck seyn. Da sich nun dieses aber mit jedem Menschen so verhält, so ist dieser subjektive Grund der Handlungen zugleich ein objektiver, daraus entspringt also ein andrer Ausdruck des obersten Grundsatzes der Sittlichkeit, nämlich der: **Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der jedes Andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.** Ein vernünftiges Wesen hat nämlich allein Zwecke, oder alle Zwecke, die sich denken lassen, sind nur in vernünftigen Wesen, als Subjekten der Zwecke, denkbar, und ein vernünftiges Wesen ist nicht etwa bloßes Mittel zu einem andern Zwecke, sondern Zweck an sich selbst.

Nehmen wir nun die aufgestellten Grundsätze zusammen, so folgt, daß der Wille eines jeden vernünftigen Wesens gesetzgebend ist, weil der Grund seiner Gesetze nur in seiner eignen Person liegen kann; ein vernünftiges Wesen trägt Mittel und Zweck in sich. Allgemein gesetzgebend bleibt der Wille eines jeden vernünftigen Geschöpfes, weil er sich nur durch solche Maxime zum Handeln bestimmen läßt, wovon er vernünftig wollen kann, daß Alle, die der Vernunft theilhaft sind, nach denselben handeln möchten. Diese Idee nun von dem Willen des vernünftigen Wesens, daß er ein allgemein gesetzgebender Wille sey, und er folglich in den Gesetzen, die er befolgt, lediglich von sich selbst abhange, heißt die Autonomie des Willens, und giebt ebenfalls einen Ausdruck des obersten Grundsatzes der Sittlichkeit, nämlich den: Handle nur nach demjenigen Gesetze, durch welches du dich als allgemein gesetzgebend betrachten kannst. Es liegt am Tage, daß die Eigenschaft des Willens, die allgemein gesetzgebende ist, und alles Interesse ausschließt, weil sonst dies, und nicht der Wille, das Gesetz geben würde. Daher haben jene Formeln, welche Sittengesetze aussagen, gar keine Bedingungen; solche Sätze nennt man kategorische. Deßwegen sagt man, das Princip des Sittengesetzes ist ein kategorischer Imperativ. — Der Autonomie steht die Heteronomie, oder die Abhängigkeit des Willens von einem Gesetz, das er sich nicht selbst giebt, entgegen. Der Wille aber giebt sich das Sittengesetz, ohne daß er sich um ein Warum kümmert. Hierauf stützt sich die Freiheit des Menschen, welche keine Heteronomie zuläßt. Uebrigens läßt sich nur die Realität der Autonomie des Willens aus dem Daseyn des Sittengesetzes einsehen, aber nicht begreifen, wie sie möglich sey. Denn das hieße die Freiheit, das göttliche Geschenk, erfassen, welches noch keinem Sterblichen gelungen ist; da wir nie etwas anders begreifen können, als was aus seinen Ursachen klar wird, diese sind aber stets mit Nothwendigkeit verknüpft, und aller Freiheit entgegen.

Autopsie (Selbstschauung). Einige Zeit vor Galen wurde dieses, bis dahin unbekannte, Wort von medizinischen Sectirern eingeführt; nach ihm findet man es nicht bei den Aerzten. In Frankreich haben es junge Aerzte neuerer Zeit als gleichbedeutend mit Leichenöffnung, Leichenschau eingeführt, worüber ältere Aerzte bittere Klagen führen. Man könnte aber „Autopsie," so wie es von den Philosophen mit Anschauung geschehen ist, auf die Wahrnehmung, die durch alle Sinnenorgane möglich ist, erstrekken; in dieser Bedeutung hat auch Paul Amman diesen Begriff schon 1675 in seiner Dissertation von der Autopsie gefaßt.

Autoren, s. Classiker.

Autumnus (der Herbst) ist bald eine allegorische Gottheit, welche gleich der Pomona verehrt wurde, bald ein personificirtes Wesen, welches Dichter und Maler mit solchen Attributen vorstellen, die eine Beziehung auf diese Jahrszeit und ihre Früchte haben. Man sieht den Autumnus auf einem antiken Basrelief, sein Antlitz dem Sommer zugewandt, den Kopf mit einer Krone von Weinlaub und Trauben geschmückt; mit der rechten Hand nach dem Laube im Weinberge reichend, indem sein kleiner Genius ihm zur Seite schwebt mit dem Füllhorn voll Rebenlaub. Die dem Sommer zugekehrte Seite ist nackt; die Winterseite aber bekleidet. — Auf dem Altare des Poliphilus wird Autumnus als nackter Jüngling, mit lächelnder Miene abgebildet; Weinlaub und Trauben sind auch hier seine Attribute. — Auf einem Medaillon des Kaisers Commodus hält Autumnus mit einer Hand einen Korb mit Früchten, vor ihm läuft ein Haase. — Winkelmann entdeckte ihn auf einem Basrelief, das die Hochzeit

des Peleus und der Thetis vorstellt, wo Autumnus durch seine Attribute auch den Ueberfluß des Herbstes anzeigt.

Auvergne, eine Landschaft in Frankreich, welche vor der Revolution den Titel einer Grafschaft führte, und ein eignes Gouvernement bildete. — Sie hat ihren Namen von den alten Auvernern; einem Volke, das zu Cäsars Zeiten die Gegenden um den Puy de Dome und Cantal bewohnte, und in der Folge sich, wie die übrigen gallischen Nationen, mit den Franken vereinigte. Das Land, welches den Auvernern zum Wohnsitz gedient hatte, erhielt in den ersten Jahrhunderten nach Chlodwig feste Gränzen, und den Namen Auvergne, auch bald seine eigene Dynasten und Grafen, die zu Kronvasallen, aber doch nicht zu den Pairs des Reiches gehörten. Diese Grafen starben schon früh aus; schon im Jahr 1198 wurde das ganze Land mit der Krone vereint, und in der Folge in Ober- und Niederauvergne abgetheilt. Aus jenem wurde bei der Revolution das Dep. Cantal, aus diesem das Dep. Puy de Dome gebildet, einige Stücke aber den Dep. Creuse, Allier und Oberloire zugetheilt. — Der Name Auvergne erhielt sich bloß noch in dem Gebirge, wozu der Puy de Dome, der Montd'or und der Cantal gehören. Die übrigen Berge dieses wilden und rauhen Gebirgkamms, der durch die Sevennen mit den Alpen zusammenhängt, heißen meistens Puys, und sind zwar nicht so hoch, wie jene Bergspitzen, aber eben so unwegsam und rauh, eben so grotesk gebildet. Auf demselben herrschen fast ewige Stürme und heftige Stoßwinde, und im Winter verläßt der Ebril, der in seinem heftigsten Orkane oft Menschen und Vieh tödtlich wird, fast nie diese Höhen. Sie geben einer Menge Gewässern das Daseyn, und sind besonders reich an heißen Heilquellen.

Avak (Sergius), Sohn von Irané Atabeg, Fürst der Stadt Lory in Oberarmenien, ward im J. 1202 geboren, und widmete sich von seiner zartesten Jugend an der Kriegskunst. Er erwarb sich darin in sehr kurzer Zeit einen so hohen Ruf, daß er im Alter von 29 Jahren von der Königin Ruzutan, welche damals Georgien, nach dem Absterben ihres Bruders, des Königs Lacha, beherrschte, zum Oberbefehlshaber der gesammten Heeresmacht des Reiches ernannt wurde. Als die Tataren in Armenien einfielen, bekämpfte Avak mit Heldenmuth ihre zahlreichen Horden unter den Befehlen des Tharmagan und Thukata-Khans. Nach mehrern blutigen Kämpfen verlor Avak fast alle seine Truppen, und schloß sich in die Festung Gaen ein. Er vertheidigte sich darin 4 Monate lang, und bis alle seine Vorräthe erschöpft waren, schickte alsdann zwei Offiziere an Tharmagan, und schloß mit ihm im J. 1239 einen Frieden unter den Bedingungen ab, daß ihm der Besitz seiner Staaten bleiben, daß er dafür den Tataren jährlichen Tribut entrichten, und ihnen einen Beitrag an Reiterei liefern solle. Sobald Avak wieder an der Spitze einer Regierung stand, versammelte er ein kleines Heer, vereinigte sie mit den Truppen des Eroberers, und sicherte ihnen die Unterwerfung aller Provinzen von Armenien und Georgien. Dieser Fürst begab sich im Jahre darauf mit seiner Schwester Tamta zum Beherrscher der Tatarei, der Ukhata-Khan hieß, und erhielt von ihm einen ähnlichen Frieden für Georgien und einige kleine Fürsten seines Landes. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode legte Avak große Beweise von Treue und Anhänglichkeit an diesen Beherrscher ab, der großes Vertrauen in ihn setzte, und ihn mit ausgezeichneter Liebe beehrte. In den letzten Augenblicken ihres Lebens ernannte die Königin Ruzutan ihn zum Vormund ihres Sohnes David, und übertrug ihm durch ihre letzte Verordnung die Sorge, ihren Sohn auf den Thron Georgiens zu setzen, wenn er das vorgeschriebene Alter habe. Eifersüchtig auf Avak's Ruf und Einfluß, suchten die tatarischen Feldherren ihm zu schaden, und ihn in die Ungnade

ihres Herrn zu fällen; allein dieser Fürst, offen und umsichtig, wie er war, behielt fortdauernd die Freundschaft und Liebe ihres Herrn. Er war der Beschützer der von den Commandanten tiefgedrückten Städte, und immer widerfuhr Recht den Gesuchen und Ansprüchen, die er an die verschiedenen Chefs der Regierung der Tataren gelangen ließ. Avak starb ohne Kinder im J. 1249, und ließ die Zügel der Regierung seiner Gemahlin Vartuch.

Avalos (Ferdinand Franz von), Marquis von Pescara, einer der größten Feldherren Carls V., Sohn von Alfons von Avalos, stammte aus einem berühmten spanischen Hause und zeichnete sich früh durch Geist und Tapferkeit aus. Er ward im Jahre 1512 in der Schlacht von Ravenna gefangen, und dichtete während der Gefangenschaft einen Dialog des Amor, den er seiner schönen und geistreichen Gattin, Victoria Colonna (s. d. Art.), zueignete, die sich selbst durch die im Jahre 1548 erschienenen Gedichte einen Ehrenplatz auf dem Parnaß errang. Avalos diente nach seiner Freilassung in den Heeren Carl's V. Er hatte großen Antheil an dem Gewinn der Schlacht von Bicoque, an der Wiedererlangung des mailändischen Gebietes, und an dem Siege bei Pavia 1525. Clemens VII. und die italienischen Fürsten, welche das Glück der kaiserlichen Waffen tief erschütterte, machten dem Marquis von Pescara Vorschläge, um ihn in die Ligue zu ziehen, welche sie Carl's Eroberungen entgegen zu setzen gedachten. Avalos, dem der Pabst die Belohnung des Königreichs Neapel versprach, gefielen anfangs die Bedingungen; als aber der Kaiser Kunde davon erhielt, sagte er, sich rechtfertigend, es sey nur eine List von seiner Seite gewesen, um den Feinden das Geheimniß zu entlocken. Er starb zu Mailand 1525 im 36sten Jahre. Auf seinem Schilde standen als Wahlspruch jene berühmten Worte: „Entweder mit demselben oder auf demselben." — Avalos (Alfons von), Marquis von Guesto, des Vorigen Vetter und Erbe, ebenfalls Feldherr Carls V., wurde von diesem zum Ritter des goldnen Vließes und General-Lieutenant in Italien und Mailand ernannt. Carln V. begleitete er auf dem Zuge gegen Tunis, war 1540 Gesandter zu Venedig, ließ 1541 den Genueser Cäsar Fregosus und den Spanier Anton Rincon, welche der König Franz von Frankreich nach Venedig schickte, an den Ufern des Tessino ermorden, weil er bei ihnen wichtige Briefschaften vermuthete, nöthigte 1543 den Prinzen von Enghien, die Belagerung von Nizza aufzuheben, verlor aber den 14. April 1544 die berühmte Schlacht bei Cerisoles in Piemont, wo 15.000 der Seinen auf dem Schlachtfelde blieben, und 2500 von den Franzosen gefangen wurden. Dieser große Verlust ergriff so stark sein Gemüth, daß er in eine Krankheit verfiel, an welcher er auch am 31. März 1546 starb.

Avantgarde, Vorhut, sind die einem Heere vorausziehenden Truppen, bestimmt, den Vormarsch desselben zu decken, und vor Ueberflügelung zu sichern. Sie besteht in ebenem Terrain aus leichter Cavallerie, von Infanterie und Artillerie unterstützt, in durchschnittenem Plaine aber umgekehrt; ihre Stärke beträgt gewöhnlich den 4ten Theil eines Corps. Jede Colonne hat ihre eigene Vorhut, die nach allen Seiten hin kleine Abtheilungen schickt, und die Anhöhen besetzt, welche der Heerzug berührt. Wird sie des Feindes ansichtig, so berichtet sie dies unverzüglich dem Befehlshaber, wirft jenen zurück, oder sucht ihn wenigstens durch Manövers so lange hinzuhalten, bis das hülfleistende Hauptcorps heranrückt. Sie muß indeß gleich anfangs einige Gefangene zu machen suchen, um durch sie die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. s. w. zu erfahren. Das Hauptcorps macht mittlerweile Halt, und ordnet sich außerhalb des Weges zur Schlacht, um, wenn die Vorhut zum Weichen gebracht werden sollte, nicht selbst in Unordnung zu gerathen. In diesem Falle sammelt sich letztere hinter dem Corps wieder, und schützt sich so vor dem weitern Verfolgen des Feindes.

Das Verhalten der Artillerie bei der Avantgarde ist sehr einfach, und geht aus der innern Zusammenstellung derselben meist hervor. Diese macht nämlich ihre Bewegungen mit der größten Vorsicht, folglich hat sie wiederum eine kleine Abtheilung vorzupoussiren, und mit zwei andern kleinen Detaschements die rechten und linken Seitenpatrouillen zu bilden. Bei keinem derselben dürfen Geschütze sich vorfinden; sie würden von keinem Nutzen seyn, und könnten, wenn der Feind in durchschnittenem Plaine, trotz aller Vorsicht, unvermuthet herangeprellt käme, oder gar einen Hinterhalt gelegt hätte, verloren gehen. Die Artillerie marschirt daher in zwei Abtheilungen beim Gros der Avantgarde, und zwar die reitende vorne, und die zu Fuß hinten.

Avant la Lettre, d. i. vor der Schrift, ein im Kupferstichhandel gewöhnlicher Ausdruck. Es werden nämlich, ehe die Unterschrift oder der Name des Kupferstechers unter eine Platte gesetzt wird, gewöhnlich einige Exemplare davon abgedruckt, welche, als die Vorzüglichsten, Avant la Lettre in höherm Werthe sind. Bei der Pränumerations-Anzeige wird zuweilen bestimmt, wie viele abgedruckt werden sollen; geschieht dies nicht, so setzt man voraus, daß von schwarzer Kunst höchstens 50, von radirten Kupfern 100 abgezogen werden.

Avanzi (Nicolaus), geb. zu Venedig, Maler und Kupferstecher von Cameen und feinen Steinen, machte sich durch ein drei Finger breites Stück Lapis Lazzuli berühmt, worauf er die Geburt Jesus und eine beträchtliche Anzahl von Figuren eingrub. Dieses Meisterstück ward um einen ungeheuern Preis von der Herzogin von Urbino erstanden. Man glaubt, von ihm rühre die Benennung Nicolo her, die man gewissen, blau und weiß geschnittenen antiken Steinen beilegt, weil er sie nachgemacht habe. Er starb im Jahre 1665.

Avarie (Haverei), beim Seehandel der Schaden, welchen Schiffe und die Waaren von der Zeit der Einladung und Abfahrt bis zur Ankunft und Ausladung am Orte ihrer Bestimmung leiden, und die dadurch verursachten Unkosten. Die kleine, besondere oder ordinäre Haverei begreift die gewöhnlichen, für das Schiff allein, oder für die Waaren allein gemachten Ausgaben. Dahin gehört der durch gewöhnliche Unfälle auf der See erlittene Verlust der Anker, Masten und Taue, so wie der Schaden, welchen die Waaren durch Sturm, Wegnahme, Schiffbruch, Nässe oder Vermoderung leiden. Diese Unkosten muß derjenige, welcher den Schaden leidet, tragen. Die große, allgemeine oder extraordinäre Haverei hingegen begreift die außerordentlichen, auf die Erhaltung und Rettung sowohl der Schiffe, als der gesammten Waaren verwendeten Kosten. Diese müssen von allen Interessenten getragen, und folglich auf die Eigenthümer des Schiffes und der Güter, so wie auf den Schiffer in Ansehung der Fracht vertheilt werden. Hieher sind zu rechnen das für das Schiff und dessen Ladung entrichtete Lösegeld, die Sachen, welche in Nothfällen zur Rettung des Schiffes über Bord geworfen werden, die Unkosten der Ausladung bei der Einfahrt in einen Fluß oder Hafen, die Kost und der Lohn der Matrosen, wenn auf das Schiff ein Beschlag gelegt wird. — Das Zeugniße welches sich der Schiffer von der Obrigkeit des Hafens, wo das Schiff nach überstandnen Unfällen gelandet ist, von dem erlittenen Seeschaden ausstellen läßt, nennt man die Verklarung; und die Berechnung und Vertheilung der Haverei auf die an der Schiffsladung Theil habenden Personen, welche bei der großen immer, und bei der kleinen nur im Fall einer Versicherung des verlornen oder beschädigten Gutes Statt findet, heißt Dispache. — Schon die Rhodier haben über die Haverei Verordnungen gegeben, und die bekannte Lex Rhodia de jactu wurde wegen seiner Billigkeit in den römischen und neuern Gesetzen über diesen Gegenstand zum Grunde gelegt.

Avaren, ein Volk, welches zum finnischen Völkerstamme gerechnet wird, erschien im Jahre 558 n. Chr. an der kaukasischen Landenge, und empfing seitdem von Justinian Jahrgelder, die er ihm gab, um es von Einfällen in sein Reich abzuhalten, und dagegen zum Kriege gegen hunnische (ungrische) Stämme zu ermuntern. — Im Jahre 564 erschienen die Avaren dennoch an der Donau, und verlangten zuerst von Justinian, und darauf von seinem Nachfolger Justin II. außer den Jahrgeldern Wohnsitze im byzantinischen Reiche. Die letztern wurden ihnen von beiden abgeschlagen, und noch überdies die erstern von Justin II. eingezogen. — Gleich darauf traten sie mit den Longobarden in Pannonien in Verbindung, und zerstörten in ihrer Gesellschaft im Jahre 565 das Reich der Gepiden, im heutigen Dalmatien, Slavonien, Ungern und Siebenbürgen, daß sie in Besitz nahmen. Als die Longobarden nach Italien zogen, gaben sie den Avaren ihr Land, Pannonien, einstweilen in Verwahrung, und da sie nicht wiederkamen, nahmen diese es förmlich in Besitz; auch eroberten sie ganz Dalmatien. Nun reichte das Avarenreich von der Wolga und dem kaspischen Meer, bis an die Ens im Oestreichischen. Bis zum J. 630 waren sie fast unbezwinglich, und fielen allen ihren Nachbaren, den Persern, Byzantinern, Slaven und Franken durch Streifereien und ernsthaftere Kriege beschwerlich. — Von 630 — 827 erlosch das Reich und die Nation bis auf den Namen. Ihre Streitbegier, oder vielmehr Raubgier konnte nicht in der Heimath ruhen. Ewige Fehden und Kämpfe mit ihren Nachbaren warf allmählig ihre gigantische und furchtbare Macht kraftlos zu Boden; den herbsten Stoß erhielten sie von Carl dem Großen, der sie 761 bis an den Raabstrom seiner Macht unterwarf. Nun schlugen Franken, Slaven, Mähren, Bulgaren zu ihrer Vertilgung auf sie zu; sie verloren sich endlich unter den Nationen, neben und unter denen sie wohnten, und so verschwanden sie seit 827 nach und nach, selbst mit ihrem Namen aus der Geschichte. Die Römer kannten die Avaren unter dem Namen Aorsen, wie dieses aus Plinius dem Aeltern erhellt.

Avarin, Navarino, eine Stadt in Morea mit 5000 Einwohnern. Sie liegt auf einer Landspitze an der Südseite eines Busens, vor welchem die Insel Spagia liegt, und welcher dadurch zu einem sehr sichern Hafen wird, dem größten in Morea. Die Stadt wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von französischen Ingenieurs regelmäßig und stark befestigt, und die Werke sind gut erhalten. Demetrius Ypsilanti leitete 1821 selbst die Berennung dieser Festung, und im September ging sie an die Griechen über.

Aved (Jac. Andr. Jos.), ein berühmter Maler der französischen Schule, war der Sohn eines Arztes von Douai, und wurde im Jahr 1702 geboren. Die Kupferstiche des berühmten Bernh. Picard fesselten sein Auge, und verriethen seinen Geschmack für die Malerkunst. Er durchwanderte Flandern, dann kam er nach Paris, und schöpfte aus den Lehren der besten Künstler die Grundsätze, deren er bedurfte. Er trat in die Werkstätte von Le-Bel, und gewann zu Freunden Carl Vanloo, Boucher, Chardin und Dumont-le-Romain; alle, wie er, junge Künstler. Aved's Name gelangte bald zu großer Berühmtheit. Der Gesandte der Pforte, Mehemet-Effendi, wollte sein Bildniß Ludwig XV. anbieten, und gab unter den Künstlern dem Maler Aved den Vorzug. Das Bildniß ward allgemein bewundert. Bald darauf ließ sich der König von ihm malen. Aved besaß das Geheimniß, in seinen Bildnissen nicht nur das Gesicht mit der größten Kunsttreue wiederzugeben, sondern auch die Seele, den Charakter, die Talente, ja sogar die Gewohnheiten dessen, den er malte, auf das Glücklichste zu bezeichnen. Er starb zu Paris 1766.

Aveline (Peter), Kupferstecher und Mitglied der Pariser Akademie, geb. zu Paris im J. 1710, starb daselbst 1760. Dieser Künstler hat mehrere geschätzte Kupferstiche nach Jordaens, Boucher, Jouvenet, Watteau, Natoire, Oudry, eine Landschaft nach Berghem, die Thorheit, den Dachshund, die Geburt des Bachus, die Entführung Europa's herausgegeben. Vor Allem wird der Stich, welcher Seneca's Tod darstellt, mit Recht bewundert.

Avellaneda (Alfons Fernandez von), ein berühmter spanischer Schriftsteller des 16. Jahrh., aus Tordesillas, setzte des Cervantes (s. d. Art.) berühmten Roman: Don Quixotte de la Mancha 1614 fort, als auf den ersten Theil lange Zeit kein zweiter folgen wollte.

Avellino, eine Stadt in der neapolitanischen Provinz Principatoultra, am Monte Vergigne mit 11.000 Einwohnern, und dem Titel eines Fürstenthums, einer Linie aus dem Hause Caracciole gehörig. Sie ist der Sitz eines Bischoffs, hat eine Cathedral- und drei Pfarrkirchen, einen Marktplatz mit einem prächtigen Obelis, angenehme Spaziergänge. Merkwürdig ist diese Stadt, besonders für den Alterthumsforscher. Denn zwischen dieser Stadt und Benevento liegen die Caudinischen Pässe, die durch den Krieg der Samniter mit den Römern berühmt geworden sind. Die Beschaffenheit dieser Gegend, wie uns Livius berichtet, ist folgende: Zwei hohe, schmale und waldige Pässe haben durch das rund umher zusammenhängende Gebirge eine Verbindung: zwischen ihnen liegt in der Mitte, eine ziemlich breite, eingeschlossene Ebene, die Gras und Wasser hat, mitten durch geht der Weg. Ehe man aber an dieses Feld kommt, muß man in die erste Schlucht hineingehen, und dann entweder denselben Weg, auf dem man sich hineinzog, wieder rückwärts nehmen, oder will man weiter vorwärts, sich durch den andern, noch engeren und beschwerlicheren Paß durcharbeiten. In diese Schluchten hatte die Samniter das römische Heer gelockt. Anfangs rückten die Römer ungestört durch die hohlen Felsen in diese Ebene, als sie aber jetzt weiter zur zweiten Schlucht fortrückten, fanden sie diese durch einen Verhack, und große Felsenstücke gesperrt. Die feindliche List war offenbar. Oben auf den steilen Felsenhöhen wurden sie vonden Feinden beobachtet u. bewacht. Flugs machten sie sich auf denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren. Da fanden sie auch diesen eben so von seinem Verhacke, und von Bewaffneten geschlossen. Von Niemand zum Haltmachen befehligt, standen sie. Betroffenheit bemächtigte sich aller Herzen, und eine nie gefühlte Art von Lähmung ihrer Glieder, und Einer den Andern anblickend, weil jeder dem Andern mehr Besonnenheit und Entschließung zutraute, schwiegen sie lange unbeweglich. Bei den in Trauer versunkenen Consuln, die auch keinen Kriegsrath beriefen, weil hier weder Rath, noch Hülfe Statt fand, sammelten sich die Legaten und Obersten von selbst, und die Soldaten nach den Hauptzelten blickend, verlangten eine Rettung, die ihnen nur die unsterblichen Götter gewähren konnten, von ihren Feldherren. Aber selbst die Samniter wußten eben so wenig in ihrem großen Glücke sich zu rathen. Deswegen stimmten im Kriegsrath Alle dahin, den Herennius Pontius, den Vater des Feldherrn, schriftlich um seine Meinung zu fragen. Seines hohen Alters wegen hatte sich der Mann schon von allen Staatsgeschäften zurückgezogen; allein den abgelebten Körper beseelte noch die volle Geisteskraft und Entschlossenheit. Auf die Anzeige, daß man bei den Caudinischen Klausen die römische Armee zwischen den beiden Pässen eingeschlossen halte, erklärte er den nach Verhaltungsregeln fragenden Boten seines Sohnes, man solle sie sogleich, ohne ihnen Leides zu thun, sämmtlich abziehen lassen. Diese Antwort wurde verworfen, und abermals Boten an ihn abgesandt. Diesen

gab er den Bescheid: sie sollten Alle bis auf den letzten Mann niederhauen. Man verkannte die weisen Antworten des Greises auch da noch, als er die Gründe seiner Erklärung hinzufügte. — Die Römer mußten Frieden schließen, und halb entkleidet unter dem Jochgalgen hergehen; doch diesen Schimpf wuschen sie bald in dem Blute der Samniter ab, die zu spät den heilsamen Rath des Greises einsahen.

Aventin (Joh.), Sohn eines Wirthes, ward zu Avensberg in Oberbaiern im J. 1466 geboren. Sein wahrer Name ist Thurnmaier. Er hat die Jahrbücher dieses Landes in altrömischer Sprache verfaßt, und sie auch verdeutscht. Er starb im J. 1534. Hieron. Ziegler war es, der das Werk 1554 mit Unterdrückung der Declamationen gegen die Geistlichen und der vielen Mährchen herausgab, womit der Geschichtschreiber seine Jahrbücher angefüllt hatte. Seine Werke sind: 1) Annalium Bojorum libri VII. ad annum usque 1533 cum notis Gundlingii, Lipsiae, 1710 in Fol. 2) Chronica Bovaiae Norimbergiae, 1522. 3) Henrici IV. vita, epistolae etc. Augusta Vindel. 1518. 4) Chronicon, sive Annales. Bipont. 1600. 5) Liber de causis miseriarum, cum chronicis turcicis, Joniceri, 1478. 6) Antiquitates danicae. Hafniae 1642.

Averno, ein berühmter See in Unteritalien in dem Vorgebirge zwischen Cumä und Puteoli. Jetzt ist der See mit mäßig hohen Hügeln umgeben, und hat von der See aus einen schmalen Eingang. Ehemals aber waren die ihn umgebenden Berge mit ungeheuern Waldungen besetzt, welche der Sonne und der frischen Luft den Zugang verwehrten, den See in immerwährende Finsterniß hüllten, und seine Ausdünstung ungesund machten. In alten Zeiten waren die Waldungen von einem wilden Völkchen bewohnt, das sich hier vor seinen Feinden verborgen hatte, und nur des Nachts sich sehen ließ. Der nächtliche Lärm, den es machte, setzte die Nachbarn in Furcht, die nicht wußten, was sie denken sollten, und man erfand die Fabel der Cimmerier, die in ewiger Finsterniß leben sollen. Auch hatte daher der Glaube seinen Ursprung, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides weiß schon Homer zu erzählen. Er versetzt daher in diesen See den Eingang zur Unterwelt, und die Scene von der Erscheinung des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Aen. VI. Nachher hatten auch in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung aufgeschlagen, welche Geister beschwuren, und nur des Nachts ihr Gewerbe trieben. Dadurch ward der Wald zum Haine der Hecate, und man erzählte eine Menge Fabeln von demselben. Der Minister des Augustus, Agrippa, ließ die Wälder aushauen, um den Averner-See mit dem Lucaner zu verbinden, und den Julischen Hafen zu errichten.

Averoldi (Julius Antonius), geb. zu Venedig 1641, widmete sich gelehrten Untersuchungen, und sammelte ein herrliches Kabinet von Medaillen und alten Büsten. Er übersetzte ins Italienische das franz. Werk von Raissant: über die Medaillen Domitians, die secularischen Spiele vorstellend, Brescia 1587. Er beurkundete tiefe Kenntnisse in der Malerei und den Alterthümern in seinem Werke: le scelte puttere di Brescia 1700. Er starb zu Brescia im J. 1717.

Averroes oder Ebn Roslad, einer der größten und tiefsinnigsten Philosophen der Araber, mit dem Beinamen des Erläuterers, weil er zuerst den Aristoteles ins Arabische übersetzte und commentirte. Er war zu Cordova in Spanien aus einer angesehenen Familie entsprossen, und zeichnete sich durch seinen sittlichen Lebenswandel eben so wie durch seine Wissenschaften aus. Al-Mansor, König von Marokko, ertheilte ihm die Richterstelle von Marokko und ganz Mauritanien; allein er ließ dieselbe durch Stellvertreter versehen, um in seiner Vaterstadt bleiben zu können. Der Ketzerei angeklagt, wurde er von seinem Fürsten verurtheilt, an der Pforte

der Moschee einen Wiederruf zu thun, und mit dem Gesichte alle Spucke der Eintretenden zu empfangen. Er starb im J. 1198. Die Geschichtschreiber haben ihn wegen seines Tiefsinnes an die Spitze der arabischen Philosophen gestellt. Seine, aus Unkunde griechischer Sprache und Literatur ungetreue, Uebersetzung des Aristoteles wurde in das Lateinische übertragen, und von den scholastischen Philosophen, wie der Faden der Ariadne, in dem vielgewundenen Kunstlabyrinth der philosophischen Wissenschaften betrachtet. Daß nun auf diese Weise die Philosophie auf das Tiefste verderbt worden sey, ist aus dieser Bemerkung leicht zu ermessen. Lange Zeit war diese so höchst unglückliche Uebersetzung, die nach einer sehr fehlerhaften arabischen Abschrift veranstaltet war, allgemein im Gebrauche. Andere Schriften von ihm sind: De natura orbis; de re medica; de theriaca etc.; obgleich er über die Arzneiwissenschaft schrieb, so scheute er sich doch, dieselbe auszuüben. „Ein ehrlicher Mann," pflegte er zu sagen, „mag sich mit der Theorie darüber unterhalten, allein vor der Ausübung muß er beben." Sein Commentar über den Aristoteles erschien zu Venedig 1495. Gilles von Rom berichtet, daß er, als er am Hofe Friedrichs des Zweiten, sich befand dort zwei Söhne von Averroes fand, die an jenem Hofe eine sehr gute Aufnahme finden mußten, wenn es wahr ist, daß dieser Kaiser, wie ihn Gregor IX. öffentlich beschuldigte, die Behauptung aufstellte, die Welt sey durch drei Betrüger, Moses, Christus und Mahomed, getäuscht und geblendet worden. Averroes und seine Söhne theilten solche Grundsätze, und der nämliche Schriftsteller setzt hinzu: jener Philosoph nenne die christliche Religion wegen des Geheimnisses der Transubstantiation eine unmögliche Religion, die der Juden wegen der vielen Vorschriften und Gebräuche eine Kinderreligion; er gestehe endlich: daß die Religion der Mahomedaner, weil sie sich auf sinnliche Vergnügungen beschränkt, eine Lehre für Schweine sey, und dann ruft er aus: „Moriatur anima mea morte philosophorum!"

Avicenna, der berühmteste unter den arabischen Aerzten, war zu Bokhara 978 geboren, wo sein Vater alles Mögliche auf seine Erziehung wandte; alsdann schickte er ihn nach Bagdad, um die Philosophie und Arzneikunde zu studiren. Von seinem 18ten Jahre an übte er diese Kunst in verschiedenen Provinzen Persiens aus, ward alsdann Arzt des Kalifen von Ray, ferner Vessir von Hamdan und Ispahan, und starb zu Hamdan 1036. Sein Werk über die gesammte Arzneikunde, unter dem Namen Canon, ist im Original zu Rom, Fol. in der Mediceischen Buchdruckerei von gebornen Arabern gesetzt, und trefflich und äußerst correkt erschienen. Mehrere lateinische Uebersetzungen davon sind alle schlecht. Eigentlich sind sie alle aus einer entstanden, die Gerh. v. Cremona besorgt hat. Gentibis von Foligno und Andere haben theils Commentare dazu geliefert, theils hin und wieder die Uebersetzung verbessert. Eine lange Zeit hindurch war dieser Canon die Norm alles medizinischen Wissens, nicht als ob das Alterthum nichts Besseres in diesem Fache hätte aufzuweisen gehabt, sondern das Schicksal führte den christlichen Schulen des Abendlandes gerade dieses Werk als das vollständigste Handbuch der Medizin zu, und die Trägheit und Unwissenheit des Mittelalters vermochte, daß man sich damit begnügte. Es läßt sich nicht behaupten, daß durch Avicenna der Aberglaube ist gefördert worden, aber desto mehr Herrschaft gewann durch ihn die peripatetisch-scholastische Philosophie. Man kann mit Recht sagen, daß Petrarca der Erste gewesen, der sich männlich dem Vorurtheil widersetzte, als sey Avicenna ein unübertroffener Schriftsteller.

Avignon, die Hauptstadt des franz. Depart. Vaucluse, in der Provence, am linken Ufer der untern Rhone, und am rechten der Mündung der Durance, von einem Arm der Sorgue durchflossen, mit einer Stückgießerei, 2.800 Häusern, 23.211 Einw., einer 30.000 Bände reichen Bibliothek, ei-

nem Museum nebst Bildergallerie und naturhistorischen Kabinet. Die Stadt hat enge Straßen, aber 43 großentheils schön gebaute Kirchen und Klöster; der ehemalige Pallast ist in altem gotischem Geschmack gebaut. Die reizende Gegend ist fruchtbar an Getreide, Wein, Oel ꝛc. Die umliegende Gegend ward sonst der Stadt von Avignon und die Grafschaft Venaissin genannt. Die Grafschaft ward von Philipp dem Kühnen 1273 an Pabst Gregor X. abgetreten, und die Stadt Avignon mit ihrem Gebiet an Pabst Clemens VI. 1378 von der Königin von Sicilien und der Gräfin von Provence, Johanna, für 80.000 Fl. überlassen. Vom J. 1305 bis 1377 regierten hier sieben Päbste nach einander, welche Zeit einige Geschichtschreiber das babylonische Gefängniß des päbstlichen Stuhls nennen. Hart und gerecht ist der Tadel des großen Tasso, wenn er in bittern Ausdrücken den Päbsten Leichtsinn und Thorheit vorwirft, daß sie die ewige Roma mit einem Avignon vertauschen konnten. Im J. 1790 schloß sich die Stadt nach mehrern stürmischen und traurigen Auftritten an Frankreich, wurde auch 1791 feierlich von der Nationalversammlung demselben einverleibt, und 1816 zur guten Stadt ernannt. Petrarka verlebte hier mehrere, selig-traurige Jahre; hier sah er zuerst Laura, welche seine Phantasie zu jenen sanften, schwermüthigen und himmlischen Sonetten weckte, worin er der Geliebten seines Herzens ein Denkmal gesetzt hat, welches dauern wird, so lange die Sonne unsern Planeten erwärmt. Meisterhaft schuf zwar der Meisel dieser Laura in hiesiger Kirche ein Grabmal; doch wenn Marmor in Staub zerfällt, lebt Laura unsterblich, weil der Geliebte gesungen. Wer wandert durch Avignons paradiesische Fluren, dem nicht sanfter das Herz schlägt, den nicht eine selige Rührung anwandelt, wenn er die Quelle besucht, wo Italiens größter Dichter geruht? Unwillkührlich muß hier der Leser Petrarka's ausrufen: „Heilige Phantasie, du giebst deinen Verehrern Paradiese, sollten sie auch hienieden verschwunden seyn; du trägst mit Adlersfittichen deine Geliebten in himmlische Welten!" Auch ist hier der Geburtsort des Taktikers Folardi, † 1752.

Avitus (Marcus Mäcilius), römischer Kaiser, und zwar einer der wenigen, die durch Staatsklugheit und Tapferkeit das sinkende Reich aufrecht erhielten, wurde geboren in Auvergne, und stammte aus einer alten und berühmten Familie dieses Landes. Er wurde nach des Maximus Tode am 10. Juli 455 von den Römern in Gallien zum Kaiser ausgerufen, sah aber sich nach 18 Monaten schon genöthigt, das Diadem zur Verfügung des griechischen Kaisers Marcianus in die Hände Ricimers niederzulegen, und am 17. Mai 456 den Scepter mit dem bischöflichen Hirtenstabe von Piacenza zu vertauschen. Noch jetzt Nachstellungen fürchtend, wollte er nach Gallien entweichen, starb aber unterwegs. — 2) Alcimus Ecdicius Avitus, des Vorigen Neffen, Erzbischof zu Vienne von 490 — 523, erlangte sowohl durch seine Gelehrsamkeit, als durch Frömmigkeit großes Ansehen, trug zur Bekehrung Chlodwigs Vieles bei, und starb 523. Seine Schriften gab Sirmond 1643 zu Paris heraus.

Avokatorien, Abrufungsbefehle, sind Patente, wodurch ein Souverän seine in fremden Landen oder Kriegsdiensten befindlichen Unterthanen (Vasallen) unter Androhung gewisser Strafen, besonders im Falle eines Krieges zurückruft. Es geschieht dies in der Absicht, damit sie dem Feinde auf keine Weise beistehen, sondern vielmehr zum Dienste und zur Vertheidigung ihres Vaterlandes gebraucht werden können. Solche Befehle erließ ehemals der römisch-deutsche Kaiser im Falle eines Reichskriegs.

Axandra, Königin der Juden, zur Zeit der Makkabäer. Als die Juden unter den Seluciden, namentlich vom König Antiochus Epiphanes, ihrer Religionwegen grausam verfolgt wurden, widersetzten sie sich mit

Gewalt, ergriffen unter Anführung ihres Ober=Priesters Mathias die Waffen, schlugen die Armeen der Syrer zu wiederholtenmalen, rissen sich von ihrer Oberherrschaft los, und erhoben ihr Land wieder zu einem Königreich. Sie hatten jetzt wieder mehrere herrliche Fürsten: Judas, Simon, Hyrcanus, Aristobulus u. A. Dies war das Asmonarische Reich der Juden. Des letzterwähnten Königes Aristobulus Sohn und Nachfolger in der Regierung war Alexander Janarus. Dieser wählte die obenerwähnte Axandra zu seiner Gemahlin. Ihrer Klugheit und ihres unternehmenden Geistes wegen wurde sie nach dem Tode ihres Gemahls während der Minderjährigkeit ihrer beiden Prinzen, Hyrcan's II. und Aristobul's, Regentin. Die mächtigste Volks= und Religionspartei, die Pharisäer, denen sie wieder zum Ansehn verholfen hatte, unternahmen aus Erkenntlichkeit nichts ohne ihre Beistimmung. Wie sie schon während der Regierung ihres Gemahls die Zierde und der Schmuck des Throns gewesen war, so beförderte sie auch nach demselben die Wohlfahrt des Landes. Sie wußte allen Unordnungen und Unruhen vorzubeugen, und alle Stände im Staate liebten und verehrten sie über Alles. Man kann kein größeres Lob einer Regentin geben, als dasjenige war, was sie erhalten hat: „daß sie alle erfoderlichen Talente zur Regierung besaß, und — keine von den Schwachheiten ihres Geschlechts an sich hatte." Sie starb 69 Jahre v. Chr. im 73sten Lebensjahre, als sie ohngefähr 11 Jahre regiert hatte.

Axe heißt im geometrischen Sinne diejenige Diagonale eines Polygons, auf welche durch Co=Ordinalen die Eckpunkte desselben trigonometrisch bestimmt worden sind, so daß, von den Seiten unabhängig, diese Punkte auf diese Diagonale mittelst senkrechter Linien aufgetragen werden können. Statt der Diagonale kann auch jede andere beliebige Linie dienen, und Axe genannt werden, wenn uns alle Punkte des Polygons durch senkrechte Linien auf ihr berechnet worden sind. Bei Triangulationen und trigonometrischen Polygonen, welche zur Aufnahme ganzer Distrikte dienen, wird die Mittagslinie gewöhnlich zur Axe angenommen. Im weiteren Sinne heißt auch in der Meßkunst jede durch die aufzunehmende Gegend ausgesteckte verticale Ebene, auf welcher die Gränzpunkte der verschiedenen Fluren und Grundstücke vermittelst der Kreuzscheibe (Winkelkreuzes, rechten Winkels) festgelegt werden, Axe. In noch ausgedehnterem Sinne kann jede Hauptlinie, von welcher aus mit beliebigen Instrumenten die verschiedenen Gränzen aufgenommen werden, Axe genannt werden; doch ist dieser Name alsdann nicht so gewöhnlich, sondern diese Linien werden Operations= oder Constructions=Linien genannt. — Weltaxe ist die Linie, welche man sich durch die beiden Pole und den Mittelpunkt der Weltkugel gezogen denkt. — Optische Axe nennt man jenen Strahl, der mitten durch den Strahlenkegel hindurchgehet, und in senkrechter Richtung auf die Krystall=Linse des Auges fällt, folglich den Mittelpunkt des Auges durchdringt.

Axelsön (Iver), in Dänemark geboren, der Sprößling einer berühmten und mächtigen Familie, ging 1453 nach Schweden zu seinem Bruder Erich, der mit des Königs Karl Schwester verheirathet war, und erhielt König Karls Tochter Magdalena zur Gemahlin, nahm die Insel Gothland in Besitz, und zwang, als unumschränkter Herr dieser Insel, die Holländer zu einer Art jährlichen Salztributs. Um einen Angriff von dem damaligen schwedischen Reichsvorsteher Steen Sture zu entgehen, trat er 1487 die Insel an den Köng Johann von Dänemark ab, und erhielt seine vormaligen Besitzungen in Dänemark wieder, verlor aber in Schweden Oeland und Borkholm, wodurch er aus einem kleinen Könige zu einem wenig bemittelten Edelmann herab sank, und zuletzt in einer ärmlichen

Lage starb. — 2) Erich Axelsön, Bruder des Vorigen, war schwedischer Reichsvorsteher und Statthalter von Stockholm, und trug 1468 Vieles zur Wiedereinsetzung des Königs Karl Knudson, seines Schwagers, bei. — 3) Aaye Axelsön, des Vorigen Bruder, dänischer Reichsrath bei dem im Jahre 1450 zwischen Dänemark und Schweden zu Halmstad geschlossenen Vergleich. — 4) Olaf Axelsön, wurde von dem König Christian I. von Dänemark 1449 mit einer Flotte nach Gothland geschickt, um diese Insel Dänemark zu unterwerfen, bemächtigte sich auch des Schlosses Wisborg, nahm König Erich, den Pommer, der diese Insel damals in seiner Gewalt hatte, gefangen, behielt aber Gothland für sich, bis an seinen Tod, wo sich sein Bruder Iver derselben bemächtigte.

Axiom oder Grundsatz, ist ein allgemeiner theoretischer Satz von unmittelbarer Gewißheit. In wiefern ein solcher theoretisch ist, drückt er weiter nichts aus, als die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjekts und Prädikats. Wegen seiner unmittelbaren Gewißheit muß der Verstand ihn als richtig erkennen, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht. Hierher gehören diejenigen Sätze, in denen Subjekt und Prädikat, entweder einerlei, oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nichts anders denken können, als jede Sache sey das, was sie ist, z. B. Gott ist Gott, zwei Mal zwei ist vier ꝛc. Die allgemeine Logik rechnet zu den axiomatischen Sätzen die identischen Sätze, z. B. Ich = Ich. Man nennt diese Sätze auch gleichgültige und leere. — Wenn wir in der Vorstellung eines Begriffs solche Merkmale finden, ohne die sich der Begriff nicht denken läßt, so wird ein Grundsatz entstehen, wenn der Begriff zum Subjekt, das Merkmal zum Prädikat gemacht wird. Z. B. ein Dreieck läßt sich ohne drei Seiten nicht denken. Daher ist der Satz: ein Dreieck hat drei Seiten, ein Grundsatz. — Was die Erfahrungssätze betrifft, so dürfte es scheinen, als dienten dieselben nicht zu allgemeinen Grundsätzen, indem sie höchstens nur eine Allgemeinheit geben können, welche auf Vergleichung beruht. Allein diejenigen, welche richtige Erfahrungen (nämlich solche, die sich bei allen wiederholten Versuchen bewährt gefunden haben) zu Grundsätzen zählen, behaupten, daß jedes Grundfaktum, wenn es regelförmig ausgedrückt wird, einen Grundsatz gebe. Die Schwerkraft der Körper ist ein solches Grundfaktum. Daher könne man den Satz: alle Körper sind schwer, als einen Grundsatz aufstellen. Grundfakta aber heißen solche, welche aus nichts eher, oder besser erklärt werden können, und in einer ganzen Reihe die ersten sind. Daß man keinen viereckigen Zirkel denken kann, ist als Faktum so alt, als die Vernunft. Als Grundsatz ist es nur in Form einer Regel, oder eines Gesetzes ausgedrückt. Der Grund hiervon ist, weil ein solches Faktum Gesetz und Faktum zugleich ist, in der Natur der Dinge selbst liegt, und zu ihrem Wesen gehört. Darin sey es auch verstattet, von etlichen Gliedern einer Klasse auf die ganze Klasse zu schließen. — Wenn die Sätze durch Erfahrung evident gewiß werden, so können sie freilich als Axiomata angesehen werden, weil sie sich dann nicht so sehr auf Erfahrung stützen, als auf ihre innere Wahrheit, womit sie das ewige Gesetz der Natur gestempelt hat. — Ein Grundsatz ist entweder der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß, oder nur bezugsweise in dieser, oder jener Wissenschaft. So hat man in jeder Wissenschaft Grundsätze, denen alle andere Sätze dieser Wissenschaft untergeordnet sind, aufgestellt. Sie geben der Wissenschaft, zu der sie gehören, die systematische Einheit, weil Theorie nichts anders ist, als eine Erklärung aus Grundsätzen. Diese, obgleich sie einer Deduktion als Grundsätze fähig sind, dürfen dennoch aus der Wissenschaft selbst nicht bewiesen werden; eben weil sie an ihrer Spitze stehen sollen, und Alles, was zu dieser Wissenschaft gehört, aus ihnen

abzuleiten ist. — Welcher Satz nun aber der **absolut** erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sey, darüber ist und wird unter den Philosophen gestritten. Einige haben den **Satz des Widerspruchs** für den absolut ersten gehalten; Andere den Satz: **Was ist, das ist**; noch Andere den Satz: **Ein jedes Ding ist, oder es ist nicht**; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes. Es gab eine Zeit (dem Himmel sey Dank, daß die düstere Wolke unsern Horizont verlassen hat), wo jeder, der ein Gelehrter von Profession seyn wollte (und leider wollte es der größte Theil seyn), Schöpfer eines neuen Grundsatzes seyn mußte, wenn anders sein Name nicht im Dunkeln bleiben sollte. So viele Köpfe, so viele Grundsätze. Wie albern die Deduktionen aus dieser Sündfluth von Grundsätzen waren, und von welchen Gelehrten sie gemacht wurden, ist zu allgemein bekannt, als daß wir hierüber noch ein Wort verlieren wollen. — Die oben aufgestellten Sätze, nach ihrem Ursprunge betrachtet, sind eigentlich nur **Grundfakta**, die wir in der Vernunft des Menschen immer wahrnehmen, die wir voraussetzen müssen, wenn wir uns den Fortgang des Denkens erklären wollen. — Vergleichen wir diese Sätze mit einander, und untersuchen den Grund des Beifalls, den der Verstand diesen Sätzen giebt, so finden wir, daß sie dies mit einander gemein haben, daß sie in der innern Einrichtung unserer Denkkraft gegründet sind: wir können nicht anders, als die Aeußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren, diesen Gesetzen gemäß einrichten. Das will nicht so viel sagen, als müßten die Menschen, vermöge ihrer Natur, immer nichts, als Wahrheit denken. Nein, es heißt nur so viel als: wenn einmal die Ursachen des Beifallgebens, oder des Verwerfens da sind, d. i. die Einsicht in die Einstimmung, oder Nichteinstimmung der Gedanken, dann müssen wir nothwendig glauben, daß die Sache so, oder nicht so sey; es steht alsdenn durchaus nicht bei uns, anders zu denken. Es sind keine Gesetze der Erfindung, sondern nur der Aeußerung der Denkkraft, in Hinsicht der Uebereinstimmung, oder Nichtübereinstimmung unserer Gedanken. Das Gemeinsame, was in allen diesen Sätzen liegt, ist also eine gewisse **Nothwendigkeit**, dergestalt, daß, wenn man fragt: Warum kann der Verstand widersprechen? Warum kann er die Dinge nicht als einstimmig denken? Warum muß er den Satz: ein jedes Ding ist das, was es ist, für wahr halten? wir antworten müssen: **weil er muß**, es steht durchaus nicht bei ihm, anders zu denken. Nimmt man nun dieses **Gemeinsame** heraus, so tritt folgender höchster Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens hervor, welcher so lautet: **Was der Mensch vermöge seiner ganzen innern Einrichtung, nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr, und was er nicht anders, als nicht wahr denken kann, das ist nicht wahr, das ist falsch.** Wir nennen ihn den höchsten Grundsatz, nicht, als wenn er mehr gewiß wäre, als etwa der Satz des Widerspruchs, oder der Einstimmung, hier ist in den Stufen der Wahrheit kein Unterschied; sondern darum, daß, wenn man sich jene Grundsätze in einer gewissen Verbindung denken will, man sie ansehen kann, als solche, die diesen untergeordnet sind. Bei allen findet sich ein gewisser Zwang, ihrer Wahrheit nachzugeben. Dies ist ihr gemeinsamer Karakter. Derselbe äußert sich entweder im **Beifallgeben**, dann bleibt es der nämliche Grundsatz, bekommt aber nur einen andern Namen, wegen seiner besondern Anwendung, und heißt der Satz der **Einstimmung**, oder der **zureichenden Gedenkbarkeit**. Oder er äußert sich im Verwerfen; dann ist er der Satz des Widerspruchs. Man muß aber merken, daß es in unserm Satze auf das Wörtchen: **denken kann**, hauptsächlich ankommt. Wir sagen nicht: was der Mensch als **wahr** denkt, ist wahr; sondern was er nicht anders, als

wahr denken kann. Denn dieses kündet eben jene Nothwendigkeit der Natur und der ganzen Einrichtung des Verstandes an. Dieser Grundsatz läßt sich nun in dieser Ausdehnung auf alle Arten der Wahrheit anwenden. Da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieser oder jener Art zu denken anwendbar sind. Nämlich in Sachen der Erfahrung kann der Satz des Widerspruchs nicht gebraucht werden, sondern nur der Satz: Was ist, das ist, oder was gleich gilt, was ich empfinde, das empfinde ich, welchen man in diesem Sinne auch den Grundsatz der Empfindung nennen kann. Wollte man sagen, auch bei der Erfahrung ist der Satz des Widerspruchs zu gebrauchen, als das höchste Prinzip; weil es unmöglich ist, daß ich das nicht empfinde, was ich empfinde: so kann man hierauf antworten, das Empfinden muß doch erst voraus gegangen seyn, sonst läßt sich die Anwendung vom Satz des Widerspruches gar nicht denken. Bei Erfahrungen hat man es bloß mit Existenzen zu thun, und da läßt sich der Satz des Widerspruchs abermals nicht anwenden. Der Satz: Was ich empfinde, das empfinde ich, beweist die Wahrheit der Empfindung direkt; der Satz des Widerspruchs aber, wenn man ihn auch anwenden wollte, höchstens nur indirekt durch die Unmöglichkeit des Gegentheils. Da hingegen, wo man durch Verknüpfung der Begriffe denkt, ist der Satz des Widerspruchs anwendbar, jener aber nicht; weil durch ihn allein nur entschieden werden kann, ob in der Verknüpfung der Begriffe etwas, oder nichts enthalten sey. — Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom, Grundsatz in der strengsten Bedeutung, und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur allein die Mathematik, keinesweges aber die Philosophie dergleichen habe. Sie nennt daher die Axiome der Philosophie nur diskursive Grundsätze, weil jederzeit ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anschauung bewiesen werden muß. Die Mathematik hingegen, da sie ihre Begriffe durch ihre Construktion, d. i. sinnliche Verzeichnung zur Anschauung bringen kann, kann die Prädikate derselben a priori unmittelbar mit ihnen verknüpfen. Deswegen können sie einer Deduktion gänzlich entbehren. So z. B. der Satz: Alles, was geschieht, hat seine Ursache; ein solcher diskursiver Grundsatz der Philosophie hat aber keine unmittelbare anschauende Gewißheit. Erläutern kann man ihn wohl durch Beispiele, aber seine Begriffe nicht konstruiren. Hingegen der Satz der Mathematik: daß drei Punkte in einer Ebene liegen, hat anschauende Gewißheit, weil man ihn konstruiren, d. i. sinnlich darstellen kann.

Axiotea, die Gemahlin des Nicocles, Königs von Paphos, ein seltenes Muster von ehelicher Zärtlichkeit und Abscheu vor der Sklaverei. Ihr Gemahl ward von Ptolemäus I. aus nichtigen Gründen mit Krieg überzogen, gefangen, und zum Tode verurtheilt; aber um der Schande, durch des Henkers Beil zu fallen, zu entgehen, endigte er sein Leben durch den Dolch. Axiotea fürchtete für sich und ihre Familie das nämliche Schicksal, und sie glaubte, dem muthvollen Beispiel ihres königlichen Gemahls folgen zu müssen; sie tritt also ins Gemach ihrer Töchterchen, und erdrosselt sie mit eigener Hand, um sie der Schande der Sklaverei zu entziehen, und in der Verzweiflung, worin diese grausame That sie stürzet, tritt sie vor ihres Gatten Schwestern, und muntert sie zu einem gemeinsamen Tode auf. Alle, nach dem Beispiel der Königin, ergriffen jetzt einen Dolch, und stießen ihn sich in die Brust, nachdem sie vorher die grausame Vorsicht gebraucht hatten, ihren Pallast rund umher in Feuer und Flammen zu setzen, damit ihre Leichen zu Asche verbrennen könnten; denn auch diese wollten die Heldinnen nicht einmal nach ihrem Tode in ihres Verfolgers Abhängigkeit wissen.

Axis = Hirsch. Diese fremde niedliche Wildart findet man noch nicht, wie das Dammwild, in freien deutschen Wäldern, sondern bloß in Thiergärten, und zwar gewöhnlich in eigenen kleinen Umzäunungen. Sie sieht außer dem Gehörn dem Dammwild ähnlich, und steht in der Größe zwischen diesem und dem Rehwild mitten inne, ist also 4 bis 4½ Fuß lang, 3 Fuß hoch, und 80 bis 100 Pfund schwer. Die Blume ist 8 Zoll lang, der Dammwild-Blume ähnlich, eben so der Kopf, Leib, Gliedmaßen und Farbe. Sie hat Thränenhöhlen, keine Eckzähne, ein langes, dünnes, sehr festes, langsam wachsendes Gehörn mit 3 Enden, nämlich einen Augensprossen und eine Gabel oder zwei Spitz-Enden, und ist also sechsendig; Döbel will zwar 8 und 10endige gesehen haben, allein dies scheint nach neuern Erfahrungen unrichtig zu seyn. Da sich dies Wild noch in einem sehr eingeschränkten, fast gezähmten Zustande, und zu allen Jahreszeiten seinen Tisch vollständig gedeckt findet, so ist die Zeit des Abwerfens und Aufsetzens keine gewisse, eben so wenig wie die Brunstzeit. Die Abwerfregel scheint der December für starke, und der Januar für geringe Hirsche zu seyn. Es ist aber vor Ende des Junius gewöhnlich nicht verhärtet und vereckt, und zum Schlagen oder Fegen fertig. Es hat die Höhe und Stärke, wie das eines Edelhirsches von 6 Enden, ist aber weit dichter und härter, und daher schwerer, anfangs weiß, wird dann gelblich, aber nie braun. Die Hirschkälber bekommen im 1sten Jahr auch Spieße, und im 2ten Gabeln. Die Haut ist gefleckt wie beim Dammhirsch, oben rothbraun, nach den Federrücken zu ins Dunkelbraune ausgehend, überall mit runden weißen Flecken bestreut, die von der Mitte der Wammen an nach der Blume zu sich in einen weißen Streif verwandeln; der Unterleib, so wie die Seite der Nase, die Backen, und das Gehör sind gelblichweiß, die Einfassung des Gehörs, 2 Flecken an der Unterlippe, und neben der Oberlippe sind braun. Kopf und Läufe sind ungefleckt. Man trifft noch keine Farben-Spielarten an. Das Thier ist kleiner, schlanker und schwächer und ohne Geweih. Ihr Naturell gleicht dem des Edelhirsches; denn ob sie gleich zahmer zu werden scheinen, so gerathen sie doch zur Brunstzeit in eine Wuth, die wegen ihres scharfen und dünnen Gehörns gefährlicher wird, als bei jenen. So wurde auf der Wilhelmshöhe bei Cassel der Wärter von seinem zutraulichsten und zahmsten Hirsch durchbohrt. Das Vaterland dieses Wildes ist Persien, Ostindien, und vorzüglich Bengalen, von wo aus es in englische und holländische Parks, und von da aus auch in die deutschen Thiergärten gekommen ist. Auf der Wilhelmshöhe bei Cassel hat man es schon lange in einem, halb mit einer Mauer und halb mit Planken eingeschlossenen, rothbuchenen, etwa 25 Acker haltenden und mit einer Wiese, einem Wildacker und einer Quelle versehenen Bezirk gehabt. Es setzt zuweilen, in Furcht gebracht, über diese sechs Fuß hohe Mauer heraus, springt aber auch von selbst wieder hinein. Da es aus einem so warmen Clima herstammt, so muß es da, wo man es in Thiergärten ansetzen will, im Winter gegen die Nordluft geschützt, und bedeckte Schoppen haben. Seine Nahrung ist mehr mit der des Edel- als Dammhirsches übereinstimmend. Es wird im Winter mit gutem Heu und Hafer gefüttert. Ein Stück bedarf etwa 4 Pfund Heu, und ein Nösel Hafer. Nach Döbel soll die Brunst dieses Wilds in den August fallen. Er mag es etwa in mehr freien Thiergärten beobachtet haben; denn da, wo sie gut gefüttert werden, wie z. B. auf der Wilhelmshöhe, brunsten sie fast zu jeder Jahreszeit. Der Hirsch ist dann, wie gesagt, eben so grimmig, hitzig, fühlt sich, schreit wie der Edelhirsch, und wird eben so abgemattet und schlecht von Leib. Die Brunstzeit dauert 4 Wochen. Das Thier trägt 33 Wochen, und brunstet gewöhnlich 3 Wochen nach dem Setzen wieder. Es setzt der Regel nach nur ein Kalb, allein mit fünf und sechsjährigen auch wohl zwei. Durch

spärliche Fütterung oder Trennung der Hirsche würde sich vielleicht die Brunstzeit in den Oktober zwingen, und dadurch diese reizende Wildgesellschaft leichter und häufiger fortpflanzen lassen, als es bis jetzt möglich gewesen ist. Die Kälte macht, daß vorzüglich das junge Zeug leicht an der Ruhr und der Auszehrung, wie das Rehwild, erkrankt und stirbt.

Axt, ein bekanntes eisernes hauendes Werkzeug, das vorne breit und keilförmig ist, und eine gute scharfe Schneide, hinten aber ein Auge, Ohr oder Loch hat, wodurch der Stiel geht. Axt, Beil und Barthe sind Synonyme. Erstere unterscheiden sich von der Letztern dadurch, daß diese breiter ist als jene. Das Beil unterscheidet sich von der Axt dadurch, daß es einen kürzern, die Axt aber einen längern Stiel hat, der ihr als ein längerer Hebel mehr Kraft zum Hauen mittheilt, indeß der kürzere Stiel die Barthe und das Beil zum genaueren Behauen geschickt macht.

Axtdamen sind Ritterinnen, welche von Raimund Berengar, dem letzten Grafen von Barcellona, zu einem Orden erhoben wurden. Die Stiftung dieses Ordens war eine Belohnung jener heldenmüthigen Frauen, welche Tortosa in Aragonien von einer Belagerung der Mohren 1148 befreiten. Jede Frau griff zu den Werkzeugen, die ihr der Zufall und die Eile in die Hand gab; viele unter ihnen waren mit Aexten bewaffnet, daher sie von diesem edleren Instrumente den Namen Axtdamen erhielten. — Sie trugen ein langes Habit, und eine Kopfbedeckung, ähnlich jener der Kapuziner, welche mit einer karmoisinrothen Axt geschmückt war. — Ihre Vorrechte als Ordensdamen waren wichtig, denn sie waren von allen herrschaftlichen Abgaben frei; in Gesellschaften und bei Feierlichkeiten hatten sie vor den Männern den Rang, und nach der Männer Tode erbten sie alle Kostbarkeiten und den weiblichen Hausrath für sich allein; zwar haben auch die französischen und deutschen Frauen seitdem, freilich durch allzu große Nachgiebigkeit der Männer, den Vorrang der Axtdamen sich zugeeignet; allein die Geschichte sagt uns nicht, daß sie je mit der Axt auf den Feind zugeschlagen haben, wie jene spanische Heroinen. — Wäre unsere Zeit so freigebig in Stiftung von Orden, wie das Mittelalter, so hätte Spanien zur Zeit der franz. Invasion unter Buonaparte noch mehr Ursache gehabt, wie je, seinen Heldinnen Ehrenorden zu stiften.

Axte (steinerne). Man findet sie noch in alten Grabhügeln. Der gemeine Mann sieht sie für Donnerkeile an, und gebraucht sie oft zu abergläubischen Verrichtungen; indessen sind es wirkliche Aexte von Stein, welche in den ältesten Zeiten als Kriegsgeräthschaft oder zu anderm Behuf im Gebrauche waren, wie dies noch in jenen Gegenden der Fall ist, wo der Gebrauch des Eisens noch nicht bekannt ist, oder wo das Eisen selbst sehr selten ist.

Axum, die Hauptstadt Aethiopiens, sieben bis acht Tagreisen vom rothen Meere gelegen, und der Hauptsitz des Elfenbeinhandels. Herodot und Strabo kennen diesen Ort nicht, wohl aber Arrian, und nach diesem Ptolemäus und Justin. Im 6ten Jahrhundert war es sehr berühmt, und die Residenz der damaligen abyssinischen Könige. Ungeachtet des Stillschweigens der ältern Schriftsteller, scheint doch Axum ein hohes Alterthum zu haben. So z. B. fand Bruce eine Inschrift mit dem Namen des Ptolemäus Evergetes, welcher die Provinz Tigre, worin es lag, eroberte. Man findet noch jetzt von dieser Stadt Ruinen, deren Beschreibung uns Bruce ebenfalls geliefert hat. So führt er unter andern 40 Obelisken an, die in der Stadt sich befanden, und aus einem Stück Granit waren. An einer Mauer sieht man Postamente angebracht, worauf man Spuren von kolossalischen Statuen des Sirius findet. Auch sieht man noch zwei verstümmelte Figuren von Sphinxen, und zwei prächtige Treppen ganz von Granit, einige hundert Fuß lang. In dieser Beschreibung er-

kennt man eine auffallende Aehnlichkeit der Gebäude und Monumente in Axum mit den altägyptischen Gebäuden. Vielleicht wurde also Axum von eben dem Volke erbauet, das Meroe, Theben und Ammonium stiftete, oder vielleicht war es eine Kolonie von Meroe. Uebrigens war Axum der Hauptplatz des Handels mit dem glücklichen Arabien.

Ayder-Aly Kan, einer der seltensten Monarchen der Erde, der Beherrscher eines Theils der westlichen Halbinsel Hindostans, ward 1718 zu Colar, einer Stadt unweit der östlichen Ghauts, geboren. Sein Vater, Futteh Naik genannt, stammte aus Arabien, nahm Kriegsdienste beim Rajah von Mysore, einem damals unbedeutenden Reiche, und schwang sich dort bis zum Obergeneral empor. Den Grund zu seiner nachherigen Größe legte der junge Ayder-Aly durch einen Feldzug gegen den Fürsten von Bengelore, den er besiegte, und dessen Land ihm der Beherrscher Mysore's als Lehen überließ, in dessen Gunst er mit jedem Tage stieg. Ein Bramin, Namens Canero, ein Günstling des jungen Königs von Mysore, welchem die Verwaltung des Königreichs anvertrauet war, beneidete Ayders Ruhm und Macht, und machte mit den Feinden des Staates einen Vertrag, um ihn zu stürzen. Als er im Begriffe war, in die Hände seiner Feinde zu fallen, entrinnt er ihnen, indem er durch einen Strom schwimmt, erhält Hülfe von seinem Oheim, zieht gegen Seringpatnam, Mysore's Hauptstadt, belagert sie, läßt sich Canero ausliefern, den er in einen eisernen Käfig einsperrt, und flugs wird er selbst zum Gebieter des Königreichs erklärt. Er begann die Ausübung seiner Amtsverrichtungen damit, daß er Ordnung in die Finanzen brachte; er ließ die benachbarten Fürsten die Distrikte herausgeben, deren sie sich angemaßt hatten, trug einen Sieg über die Patanen, höchst tapfere Völker, davon. Hierauf schloß Bazaletzing, König von Adony, mit ihm ein Bündniß, gegen die Maratten. Mit jedem Schritte vermehrte Ayder den Schrecken, den seine Waffen in jenen ungeheuern Gegenden verbreitet hatten. Er kommt vor Skirrha an, zwingt es, sich auf Gnade zu übergeben, wird zum Suba desselben ernannt, und sieht sich so zum Range der größten Fürsten Indiens erhoben. Ayder zog gegen die Mutter des Königs von Canara, welche ihren Sohn nach dem vorgeschriebenen Alter in der Vormundschaft behielt, und gab diesem jungen Fürsten die Herrschaft zurück; allein da er eine gegen ihn gerichtete Verschwörung entdeckte, woran seiner Vermuthung gemäß auch der junge Fürst Theil nahm, so warf er ihn ins Gefängniß, und bemächtigte sich seines Königreiches. Er zog darauf gegen die Küste von Malabar, und belagerte Calicut, die Residenz und Hauptstadt des Königs von Naïre. Diese Stadt ergab sich, und erhielt eine ehrenvolle Capitulation, allein der Zamorin oder der König des Landes verbrannte sich in seinem Pallaste sammt seiner Familie und seinen Schätzen. Jetzt erfuhr Ayder, daß die Engländer den Nizam-Daula, Suba von Decan, bewogen hatten, Mysore mit Krieg zu überziehen, indessen ging er siegreich aus diesem Kampf heraus. Jedoch der Verrath von Nizam-Aly, seinem Bruder, öffnete den Feinden das Land, und Ayder konnte weder den Maratten, noch Nizam, noch den Engländern entgegen ziehen. Für solche kritische und gefährliche Umstände war Ayder's Geist geschaffen, der erhaben war, und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Es gelang ihm, einen Waffenstillstand mit den Maratten zu schließen, und, als sich Nizam entfernt hatte, leistete er den Engländern Widerstand. Dieser Krieg mit ihnen in den Jahren 1767—69 ist um so interessanter, weil er, abgesehen davon, daß er uns einen richtigen Begriff von der Geistesgröße Ayder's giebt, der kriegskundige Truppen bekämpfte, für die Europäer in Indien Epoche macht; denn es ist der erste Krieg, den sie so beendeten, daß sie die Indier um Frieden baten. Er ward den 4ten

April 1769 unterzeichnet, und man darf zu Ehren Ayder's sagen, daß er an der Spitze eines kleinen Reiterei-Corps dem Rath von Madras Gesetze vorzuschreiben und ihn zur Annahme seiner Bedingungen zu nöthigen wußte. Er genoß die Süßigkeit des Friedens bis zum J. 1770; allein gegen das Ende dieses Jahres begann abermals der Krieg mit den Maratten. Im J. 1771 ward er in einer blutigen Schlacht von ihnen besiegt, im Jahr 1780 rückte er ins Cartanische ein, zog gegen Porto-Novo, und verbreitete Furcht und Schrecken auf der ganzen Küste von Coromandel. Von Tippo Saib, seinem Sohne, unterstützt, schlug er zwei große Abtheilungen englischer Truppen, und rückte im J. 1781 ins Gebiet von Tanjour ein. Er zog gegen Trichenapaly in die Nähe des englischen Heeres unter den Befehlen des Feldherrn Coote, und ward nicht weit von Porto-Novo an jenem berühmten Tage besiegt, von welchem das Schicksal aller europäischen, in Indien Besitzungen habenden, Nationen abhing. Er ward abermals bei Vellore geschlagen, während Tippo Saib von einer andern Seite die englischen Truppen zwang, um Gnade zu bitten. Im Jahre 1782 schickten die Franzosen eine Truppenabtheilung in Ayders Lager, und dieser Fürst begab sich mit seinen neuen Verbündeten auf die rothen Küsten in die Nähe von Pondichery. Nachdem einige Monate ohne entscheidende Schlacht umgelaufen waren, erfuhren die englischen Truppen, welche die günstige Jahreszeit erwarteten, den Tod Ayder-Aly's. Er starb im Dezember 1782. Ihm folgte sein Sohn, der berühmte Tippo Saib (s. d. Art.), dem er ein blühendes Reich von 4200 Quadratmeilen Größe hinterließ. Ayder Aly's prächtiges Mausoleum sieht man in der Stadt Seringapatnam. Er ist selbst von allen seinen Feinden als ein talentvoller Mann vom edelsten Karakter anerkannt. Obgleich Mahomedaner, zeigte er sich sogar gegen die Feinde seines Glaubens äußerst duldsam. Seine Religion durfte nie der Gerechtigkeit in den Weg treten. Seine edle Billigkeit und Schonung der Besiegten zeigte er besonders bei der Eroberung Calicuts. So sehr ihm die Vergrößerung seines Reichs am Herzen lag, so war es ihm nicht minder um das Aufblühen desselben in friedlicher Richtung gelegen. Er suchte stets eine Menge geschickter Handwerker, Fabrikanten, und talentvoller Menschen aller Art in sein Land zu ziehen; er munterte sie durch Belohnungen auf, ohne je auf die Verschiedenheit ihres Standes, Vaterlandes und ihrer Religion zu achten. Wenn gleich die Ausbildung der Armee bei seinem großen Plane, der Vertreibung der Europäer, stets sein Hauptgegenstand war, so verlor er deshalb dennoch die übrigen Zweige der Politik und Staatswissenschaft nie aus den Augen. Er ermunterte den Handel, und richtete deshalb auch eine ansehnliche Flottille aus, sobald er Herr eines Theils der Malabarischen Küste, und besonders des Hafens Mangalore war. Vorzüglich zeigte er sich aber fast überall, selbst gegen seine Feinde, als ein Mann von eben so richtigem Urtheil, als seltner Gerechtigkeitsliebe. Hiervon geben uns sowohl la Tour, als selbst die Engländer, die entscheidendsten Beweise. Er führte in Zeiten des Friedens ein eben so regelmäßiges, als höchst thätiges Leben. Sein Aeußeres war nicht besonders empfehlend. Bei einer Größe von sechstehalb Fuß, war er korpulent, jedoch durchaus nicht unbehülflich, dabei gegen alle Beschwerden zu Pferde und zu Fuß abgehärtet. Er war braunroth, und von der Luft verbrannt. Seine Gesichtszüge waren stark, und die kleine aufgestutzte Nase, nebst der dicken Unterlippe, gaben ihm kein sehr gefälliges Ansehen. Dennoch lag in dem Ganzen viel Offenheit, das da sofort Zutrauen erweckte, vorzüglich, da er ohne alle Verstellung, gänzlich dem stolzen Stillschweigen der übrigen Fürsten des Orients zuwider, offen und frei über Alles redete. Zwar betrug er sich gegen Fremde ernsthaft, und anfangs zurückhaltend, aber bald nahm er seine gewohnte Freimüthigkeit wieder an,

und sprach mit zuvorkommender Herablassung. Ayder war übrigens, durch seine bloß kriegerische Erziehung und stete Kämpfe in der Jugend, ein unwissender Mann geblieben; er soll sogar nicht haben schreiben können. Indeß redete er mehrere dortige Sprachen vorzüglich gut, und seine ausgezeichnete Naturgaben verschafften ihm nicht nur bald richtige Begriffe der Taktik, sondern, was für ihn weit schwerer seyn mußte, selbst der Regierungskunst. Bei seiner ununterbrochenen Thätigkeit, vereint mit jenen Eigenschaften, erhob er sich denn binnen einigen 20 Jahren von dem Anführer eines kleinen Corps zu einem der mächtigsten und zugleich gerechtesten Monarchen des ganzen Orients.

Ayenar (mythol.), Sohn von Wischnu, den dieser Gott gebar, als er in eine Frau verwandelt war. Die Indier betrachten ihn wie den Schutzgott des Feldes. Sie weihen ihm kleine Tempel an einsamen und entlegenen Orten oder in der Tiefe der Wälder. Sie opfern ihm Hähne oder Böcke, und weihen ihm nie ein Opfer in der Stadt.

Ayesha war die Frau des Harems, welche von Mahomed am Innigsten geliebt wurde. Er ließ sie in allen damals in Arabien gepflegten Wissenschaften unterrichten, und Ayesha machte glänzende Fortschritte. Sie erlernte Rechnen, Beredsamkeit, Musik, und alle Künste, welche ihre Schönheit zu erhöhen vermochten. Sie war nicht vor Nachreden sicher, welche ihre Tugend befleckten; allein Mahomed fertigte das 24te Kap. des Korans, um sie von aller Schuld frei zu sprechen, und erklärte im Namen Gottes, daß jedes Wort, welches in der Absicht gesprochen werde, Ayesha's Ehre anzufeinden, eine Verläumdung sey, welche Strafen verdiene. Nach Mahomeds Tode erklärte sich die hinterlassene Wittwe gegen die Partei Aly's, bekämpfte ihn mit den Waffen in der Hand, und ließ seine Familie verbannen. Ayesha ward von den Muselmännern hochverehret; sie wurde Prophetin und Mutter der Gläubigen genannt. Oft wurde sie über verschiedene Punkte des Korans zu Rathe gezogen, und ihre Entscheidungen zum Gesetz erhoben, und im Sunnah gesammelt. Sie überlebte Mahomed 48 Jahre, und starb unter dem Califat von Moavie im Jahre 678 in einem Alter von 67 Jahren. Ihre Hülle ruht zu Medina.

Ayla (Peter Lopez von), geb. 1342 zu Calahorra in Spanien, Großkanzler von Castilien. Er war ein Mann von wahrhaft höherm Geiste, ausgezeichnet in den Berathungen, sie mochten Krieg oder Frieden zu ihrem Gegenstande haben. Er hatte großen Einfluß auf die Könige, welche seine Zeitgenossen waren. So jung er auch war, so nöthigte er doch Peter dem Grausamen Achtung ab, und wußte sich höhere Rechte auf die Hochschätzung Heinrichs II. zu erwerben, der ihn auch in seinen Rath aufnahm. Die Könige Johann I. und dessen Sohn, Heinrich III., gaben ihm auch glänzende Beweise ihrer Achtung, wie ihres Zutrauens. Durch seine Arbeiten trug er zur Ausführung mehrerer sehr wichtigen Staatssachen bei, und erhöhte dieses Verdienst noch dadurch, daß er in mehrern Schlachten persönlich mitkämpfte. Zweimal ward er gefangen, erst in der Schlacht von Naxara, und dann in der von Aljubarotta. Geliebt ward er von Allen wegen der Sanftmuth seines Karakters und Umganges, wegen seiner Geradheit und Biederkeit. Er war für die Wissenschaften und für alle Zweige der Literatur leidenschaftlich eingenommen, und widmete einen großen Theil seiner Zeit der Lesung, dem Studium der Geschichte und der gesunden Philosophie. Ihm verdanken die Spanier die ersten Uebersetzungen mehrerer Werke des Alterthums, als: Livius, röm. Geschichte, Boethius: vom Troste der Philosophie ꝛc. Um die wichtigsten Ereignisse des Königreiches Castilien der Nachwelt zu überliefern, schrieb er die Geschichte von vier

seiner Könige, von Peter dem Grausamen bis auf Heinrich III. Außer diesen bedeutenden Arbeiten schrieb er noch eine Abhandlung über die damals allgemein übliche Falkenbaize. Seine Schreibart ist nicht frei von den Flecken steter Wiederholungen und ermüdender Vergleichungen.

Aymar (Jakob), ein Bauer von Satni-Veran in der Dauphiné, wurde durch seine Prellereien bekannt. Aymar rühmte sich, die Kunst zu besitzen, durch Hülfe der Wünschelruthe Schätze, Metalle, Gränzsteine, Diebe, Straßenräuber, Todtschläger, Ehebruchsschuldige rc. zu entdecken. Er verfolge sie, sagte er, auf der Spur, bloß durch die Bewegungen der Wünschelruthe, und durch die gewaltsamen Erschütterungen geleitet, die er an denjenigen Stellen, wo jene vorbei gegangen seyen, empfinde, oder zu empfinden vorgab. Eine Menge leichtgläubiger Menschen ließ sich, wie natürlich, von dem Bauer bethören. Er nahm eine fromme Miene an, ging häufig zur Beichte, und versicherte, er sey noch ein unbefleckter Jüngling; ohne solche Eigenschaft würde, seinen Worten nach, die Wünschelruthe in seinen Händen ein unnützes Werkzeug seyn. Er wurde von Lyon nach Paris berufen, und hier deckten sich seine Betrügerkünste im Jahr 1693 auf. Er mußte nämlich sich Prüfungen aussetzen, welche seinen Ruf vernichteten. Endlich gestand er, daß die Noth ihm einen Theil seiner Kunstgriffe eingegeben, und die zu allen Zeiten und Orten stets bereite Leichtgläubigkeit des Publikums sie in Aufnahme gebracht habe. Der Abbé von Valmont, ein Mann, der mehr Wissenschaft, als Urtheilskraft besaß, gab um diese Zeit seine Abhandlung über die verborgene Physik der Wünschelruthe heraus, worin er einigermaßen den Bauer aus der Dauphiné vertheidigt. Jakob Aymar starb in einem Alter von 46 Jahren, im Jahr 1708, in seinem Dorfe in verdientem Dunkel.

Ayrault (Pierre) oder Petrus Aerodius, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten seiner Zeit, wurde 1536 zu Angers geboren. Die Achtung, die er sich als praktischer Jurist erwarb, vermehrte er durch seine vortrefflichen und gelehrten Schriften. Noch jetzt verdient eine besondere Aufmerksamkeit seine Rerum ab omni antiquitate judicatarum pandectæ, seine opuscules et divers Traités. Einen besondern Ruhm aber erwarb ihm das Werk: de l'ordre instruction judicaires, dont les anciens Grecs et Romains ont usé en accusation publique, conféré à l'usage de la France. Dieses in vier Bücher abgetheilte Werk zeigt ihn als helldenkenden Kopf, guten Bürger und muthigen Mann, der frei und kühn die Gebrechen und Fehler der Staatsverwaltung aufdeckte. Sein Werk: von dem Vaterlandsrechte (de jure patrio) wird von seinem Enkel Menage, dem Biographen seines Großvaters, den Klagen der Philomele verglichen, die um ihre geraubten Jungen weint. Die Veranlassung zu diesem Werke war sein ältester Sohn, der gegen seinen Willen in den Jesuiten-Orden getreten war. Alle Mühe des Vaters, ja selbst die königliche und päbstliche Verwendung, ihn wieder zu erhalten, blieben fruchtlos. Der Pabst ließ die Listen von den Jesuiten einfodern, doch es fand sich auf diesen kein Pierre Ayrault, weil die Jesuiten ihm einen andern Namen gegeben hatten. (Bekannterweise erhält jeder bei dem Eintritt in einen Orden einen Klosternamen.) Der Kummer hierüber verkürzte die Lebenstage des Vaters. Er starb 1601.

Ayrenhoff (Cornelius von) wurde zu Wien 1733 geboren. Er widmete sich dem Militairstande, ob er gleich frühzeitig die Wissenschaften und besonders die Dichtkunst mit glühendem Eifer liebte, stieg als Offizier immer höher, bis zu dem Range eines Oberstlieutenants, unter dem Regimente Prinz Hildburgshausen, ward darauf Oberster des k. k. Karl Graf Colloredischen Infanterieregiments, dann Generalfeldwachtmeister der Infanterie und Präses des Militairinvalidenamts zu Wien, und

1794 k. k. Feldmarschall-Lieutenant; als solcher starb er daselbst 1819. Unstreitig gehört er zu den Ersten, die mit Eifer strebten, den noch unkultivirten Geschmack der Hauptstadt zu veredeln, und es wird Niemand läugnen, daß seine dramatischen Werke dazu Vieles beigetragen haben. Wir haben von ihm sechs Trauerspiele, meist in gereimten Alexandrinern, und neun Lustspiele, welche den Vorzug vor jenen verdienen. Ohne großes poetisches Genie leistete er doch viel Gutes, und es ist billig, daß man bei der Beurtheilung Zeit und Ort in Anschlag bringe. An seinen Trauerspielen ist meist nur der durchdachte Plan und die künstlerische Bearbeitung zu loben; im Lustspiele gelangen ihm Auftritte aus dem mittlern Leben, hierin herrscht ein munterer Dialog, ein lebhafter und feiner Scherz. Mehr noch, als seine kleinern Gedichte, verdienen seine, theils historischen, theils kritischen Aufsätze die Aufmerksamkeit. — Unter allen seinen theatralischen Werken sind die zwei Lustspiele: der Postzug, und die große Batterie die gelungensten, welche auch viele Jahre auf den deutschen Bühnen sind allgemein beklatscht worden. Dem Postzug ertheilte selbst Friedrich d. Gr., der doch der deutschen Literatur so wenig geneigt war, seinen vollen Beifall.

Ayrer (Jacob), ein Notar zu Nürnberg, lebte im 16ten Jahrhundert, und war nach Hans Sachs einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. In seinen theatralischen Werken findet man 30 Komödien, und 36 Fastnachtsspiele. Zur nämlichen Zeit lebte in England Shakespeare, mit welchem die deutschen Dichter in Bekanntschaft traten. Es bildeten sich nämlich, durch den Ruf jenes, in seinen Dramen wirklich schamvollen Dichters gelockt, in Deutschland, Schauspieler-Gesellschaften, welche herumzogen, und Schauspiele, aus dem Englischen übersetzt, aufführten. Diese Gesellschaften waren hochgeehrt bei den Fürsten und hohen Personen; denn stehende Theater hatte man noch in keiner Stadt Deutschlands. — Auch Ayrer war mit Shakespeare's Schriften bekannt. Er versuchte selbst, Schöpfer neuer, dramatischer Werke zu werden; und wenn er auch an Witz, Laune, Ton und Sprache seinen Vorgänger Hans Sachs in den Fastnachtsspielen nicht erreicht, so haben dagegen seine übrigen dramatischen Arbeiten, wenigstens zum Theil, den Vorzug einer planmäßigen Anlage, und einer sorgfältigen Karakterzeichnung, obgleich auch hier das Verdienst des Dichters größtentheils den englischen Originalen zufällt, die er sich zum Muster wählte. — Mehrere seiner Fastnachtsspiele sind in gleichförmigen Stanzen abgefaßt, und zum Gesange eingerichtet; in sofern gehören sie zu den ersten Versuchen der deutschen Opern. Uebrigens ist, so wie überhaupt die alten deutschen Dichter, Ayrer erst in neuern Zeiten gehörig gewürdigt worden. Sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht genau bekannt.

Azara (Jos. Nicolaus, Ritter von) ward 1731 zu Barbanales, bei Balbastro, in Aragonien geboren, wo seine Familie in großem Ansehen stand. Er begann seine Studien zu Hunsca, vollendete dieselben zu Salamanca, und zeichnete sich überall durch Fleiß, Talente, Sittlichkeit aus. Bald hatte er das Glück, die Aufmerksamkeit des Ministers, Marquis von Squillace, auf sich zu ziehen, kam so nach eigener Wahl in die diplomatische Laufbahn, und ward endlich 1765 zum Residenten zu Rom ernannt. Wiewohl er nun eigentlich bloß die Geschäfte bei der Dataria zu besorgen hatte, fand er dennoch, selbst in diesen untergeordneten Verhältnissen, Spielraum genug für seine Talente. Die Streitigkeiten zu Parma, die Aufhebung des Jesuitenordens, der Tod Clemens XIV., die Wahl Pius VI., — alle diese Ereignisse beschäftigten ihn außerordentlich. Die Einzelnheiten dieser Unterhandlungen zu verfolgen, ist indessen hier nicht der Ort. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß Azara zu den Beschlüssen wegen Parma und der Jesuiten am Meisten beitrug, daß auch er den Tod Clemens XIV. einer Vergiftung

zuschrieb, und daß er es endlich war, der die Wahl Pius VI. hauptsächlich durchzusetzen verstand. Seit vielen Jahren hatten die Gesandten Spaniens und Frankreichs auf die Entschließungen des Vaticans sehr großen Einfluß gehabt. Pius VI., abwechselnd eben so nachgiebig, als eigensinnig, überdem ein geheimer Freund der Jesuiten, suchte sich dieser diplomatischen Vormundschaft zu entziehen. Daher eine Menge Streitigkeiten mit dem Ritter Azara sowohl, als mit dem Cardinal Bernis. Wenn indessen dieser nur sanfte Vorstellungen machte, trat jener desto entscheidender auf. Dies Alles verhinderte gleichwohl nicht, daß er dem Papste aufrichtig ergeben blieb. Als Pius VI. von Wien zurückkam, glaubte er seine Vorliebe für die Jesuiten weit weniger verbergen zu dürfen, als ehedem. Er rechnete nämlich mit größer Gewißheit auf Josephs II. Beistand. Allein der Erfolg zeigte nur zu bald, wie sehr er durch den Schein getäuscht worden war. Der Kaiser kam zum zweitenmale nach Rom (1783). Gerade damals hatte Azara Ursache, mit dem Papste höchst unzufrieden zu seyn. Wenn Pius VI. indessen nicht sein ganzes Ansehn in den österreichischen Erbstaaten verlor, so verdankt er es nur allein der Verwendung Azara's. Dieser ward nämlich vom Kaiser in alle Einzelnheiten seiner Verbesserungsplane eingeweiht, wagte gegen das Uebertriebene derselben kräftige Vorstellungen, und fand, bei Josephs Achtung für seinen Karakter und seine Einsichten, wirklich Eingang damit. Eben so nützlich war er dem päpstlichen Stuhle auch bei andern Streitigkeiten, z. B. mit den geistlichen Kurfürsten, und mit Neapel, wo sich der Vatican in keiner geringen Verlegenheit befand. Mit dem Ausbruche der französischen Unruhen indessen verlor er sichtbar an seinem Einfluß. Er hatte ja zur Aufhebung der Jesuiten beigetragen; wie konnte er also nicht verdächtig seyn? Pius VI. übertrug die Regierung einer Congregation; deren Hauptagent der Advokat Barberini war. Auf dessen Rath wurden nun die strengsten Maaßregeln ergriffen, während Azara größtentheils ungehört blieb. Bald drangen nun die Begebenheiten von 1796 unmittelbar auf den Kirchenstaat ein. Norditalien war erobert, der Zug gegen Rom beschlossen, der Ausgang kaum zweifelhaft. Jetzt erst rief man Azara's Vermittelung an. Immer zum Helfen bereit, reiste dieser, trotz dem Aufstande des Landvolkes, unverzüglich ab, traf den Obergeneral Buonaparte endlich zu Bologna, und bot nun die ganze Macht seines persönlichen und diplomatischen Karakters auf. Dennoch vermochte er Rom nur zu einem Preise zu retten, der allerdings ungeheuer genannt werden muß. Wir meinen die Bedingungen des Waffenstillstandes von Bologna (23. Juni 1796), kraft derer allein an Gelde, eine Summe von 15 ½ Mill. Livr. zu zahlen war. Azara erntete für alle seine Mühe nichts wie Undank. Der Papst mißbilligte nicht nur die ganze Unterhandlung, sondern knüpfte sogar Unterhandlungen mit Oesterreich an. Dies hatte neue Bewegungen des französischen Heeres zur Folge, worauf der schimpfliche Friede zu Tolentino erzwungen ward (19. Febr. 1797). Azara sah sich nun immer mehr zurückgesetzt. Indessen gewann das neue politische System in Italien, nach dem Frieden von Campo Formido, scheinbare Festigkeit. Der Papst schickte einen Botschafter nach Paris, die französische Republik einen andern nach Rom. Doch bald gewann die demokratische Partei, heimlich von den Franzosen unterstützt, die Oberhand; die römische Republik ward proklamirt (15. Febr. 1798), und Pius VI. nach Toscana abgeführt. Azara begab sich nach Florenz, erhielt aber bald darauf von seinem Hofe Befehl, als Botschafter nach Paris zu gehen. Hier war es, wo vielleicht der wichtigste Abschnitt seiner diplomatischen Laufbahn begann. Man kann nämlich ohne Uebertreibung sagen, daß er wesentlich zur Unterhaltung des guten Einverständnisses zwischen den beiden Mächten beitrug. Allerdings zog er das Wohl von Spanien durchaus und überall vor; allein eben so fest

war er auch überzeugt, daß spanischer und französischer Staatsvortheil unzertrennlich sey. Es ist indessen natürlich, daß sein Hof nicht immer von demselben Gesichtspunkte ausging. Azara war damals abwechselnd in Gnade und Ungnade, bis er endlich 1801 gänzlich abgerufen, und nach Barcellona verwiesen ward. Doch nach kaum neun Monaten trat er zum zweiten Male als Botschafter bei dem ersten Consul auf, hielt sich indessen nur ein einziges Jahr. Jetzt (1805) blieb er bis zu seinem Tode als Privatmann in Paris. Doch unter allen diesen Veränderungen verlor er seine Ruhe und Heiterkeit keinen Augenblick. Liebe zur Kunst und Wissenschaft war es, was ihn über jeden Wechsel der äußern Verhältnisse erhob. Schon frühzeitig hatte er die alten Sprachen sehr eifrig studirt. Er schrieb das Lateinische correct, er las griechische Schriftsteller mit Leichtigkeit. In Spanien hatte er mit dem berühmten Mengs die innigste Freundschaft angeknüpft, in Rom schloß er sich gänzlich an ihn an. Unstreitig verdankte er diesem großen Künstler die Ausbildung seines Geschmackes und die Vermehrung seiner artistischen Kenntnisse überhaupt. Ob indessen die Lehrsätze, die er sich bildete, bei aller ihrer Richtigkeit durchaus anwendbar waren, dürfte vielleicht zu bezweifeln seyn. Wie geläutert jedoch sein Kunstgeschmack im Allgemeinen war, davon gab er bei der Todtenfeier Carls III. einen sehr glänzenden Beweis. Er ließ nämlich in der Gesandtschaftscapelle einen viereckigen Monopteros mit der dorischen Ordnung des athenienſischen Pantheons errichten, in dessen Mitte sich das Cenotaphium mit einer von dem Grabmale Agrippa's copirten Urne befand. Der Eindruck war außerordentlich, indessen fehlte es auch an Tadelern nicht. Besonders trat Boni, der erste Baumeister des Großherzogs von Toscana, dagegen auf. Er behauptete nämlich, die Alten hätten nur runde Monopteren gekannt, wie denn Vitruv auch wirklich keiner viereckigen erwähnt. Azara konnte dies mit vielen Gründen bestreiten, vor allen war aber ein Beispiel erfoderlich. Dies fand sich im Pausanias. Es ist der viereckige Monopteros, der in Olympia zum Andenken von Oxilos errichtet ward. Als Freund der Alterthumskunde, ließ sich Azara auch die Nachgrabungen zu Tivoli sehr eifrig angelegen seyn. Unter den vielen gefundenen Köpfen war aber nur einer ganz erhalten, ein Alexander M., der späterhin in das Pariser Museum gekommen ist. Mit diesem Eifer für die Kunst vereinigte Azara auch die Liebe für die Wissenschaften überhaupt. Er hatte Chemie und Naturwissenschaft studirt, und mit dem berühmten Kupferstecher Volpato sogar Versuche zur Vervollkommnung der Porcelanglasur gemacht. Er war mit der neuern Geschichte, vorzüglich in diplomatischer Hinsicht vertraut, und gehörte unter die ersten Kenner der Geschichte von Spanien insonderheit. Er sprach und schrieb italienisch und französisch fast gleich gut; am Vollkommensten indessen drückte er sich in seiner Muttersprache aus. Hier machte er sich zuerst durch eine Uebersetzung des zu seiner Zeit schätzbaren englischen Werkes von Bowles über Spanien bekannt. Späterhin gab er, in Verbindung mit Milizia, die sämmtlichen Werke seines Freundes Mengs heraus, schrieb die an der Spitze befindliche Lebensbeschreibung desselben, und fügte hin und wieder schätzbare Anmerkungen hinzu. Es ist indessen zu bemerken, daß diese häufig mit denen von Milizia verwechselt wurden, was Azara vielen unverdienten Tadel zuzog. Einige Jahre später erschien eine Uebersetzung von Middletons Leben Cicero's. Dies ist ein Prachtwerk mit vier und zwanzig Brustbildern, nach Originalbüsten gestochen, worunter das erste echte vom Redner Hortensius. Eine Menge vortrefflicher Anmerkungen geben dem Ganzen doppelten Werth. Noch verdient eine Erwähnung eine Lobschrift auf Carl III.; eine Uebersetzung vom sechsten Buche des Plinius über die Künste, so wie eine Ausgabe von Horaz und Virgil, obgleich

so viel uns bewußt, keines dieser Werke in den Buchhandel gekommen. Wohl aber war dies der Fall mit einem nachgelassenen Gedicht von Bernis, dessen Herausgabe sich Azara unterzog. Ungedruckt sind eine Uebersetzung des Seneca, eine kleine Sammlung Fabeln, und die während seines Exils zu Barcellona geschriebenen Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Kaum wird es nach dem Angeführten der Bemerkung bedürfen, daß Azara eine ausgesuchte Bibliothek, so wie eine reiche Gemälde= und Antiken=Sammlung besaß. Nicht weniger Ruhm erwarb sich auch Azara durch die Unterstützung von Künstlern und Gelehrten, deren Umgang keine der letzten seiner Erholungen war. Er gewährte ihnen in Spanien so großen, in Rom fast allmächtigen Schutz; er verschaffte ihnen den Zugang zu den Schätzen der Kunst und Literatur in der vatic. Bibliothek und in den päpstl. Museen, sowie zu den reichen Sammlungen von Handschriften, Alterthümern, und andern wichtigen Gegenständen in den größten Pallästen Roms. Er schützte sie gegen Verfolgungen, verschaffte ihnen Arbeiten und Aemter, und pflegte, um sie genauer kennen zu lernen, sie sämmtlich, jede Mittwoche, und die Vertrauten davon, auch noch jeden Freitag zu Tafel zu ziehen. Aehnliche Beweise von Wohlwollen und Achtung gab er überhaupt allen Fremden, die Liebe zur Kunst nach Rom zog, oder daselbst fest hielt; kein Nebenumstand, keine politische oder religiöse Meinung hatte in dieser Hinsicht Einfluß auf ihn. So war er z. B. für die Jesuiten als solche, durchaus nicht günstig gestimmt; dennoch gewährte er den Gelehrten unter ihnen allen Schutz und alle Unterstützung, die nur von ihm abhing. Mehrere, die sich ihm durch gute Werke empfohlen hatten, gab er einen doppelten, ja dreifachen Jahrgehalt. Die Abbates, Bißo, Andres, Requeno, Clavigero, Ortiz u. s. w., besonders aber Arteaga (s. d. Art.), sein Bibliothekar, alle erhielten Beweise seiner Wohlthätigkeit. Azara war es auch, der den Cardinal Borgia, diesen gelehrten Beschützer der Wissenschaften, wieder mit Pius VI. aussöhnte, dessen Wohlwollen ihm als Feind der Jesuiten war entzogen worden. Eben so wirkte er dem berühmten Visconti nicht nur die päpstliche Verzeihung, sondern selbst eine glänzende Anstellung als Direktor des capitolinischen Museums aus. Endlich verwendete er sich in Madrid so kräftig für Mengs, daß diesem sein spanischer Jahrgehalt von sechstausend Piastern in Rom zu verzehren erlaubt war. Ueberhaupt that er für Mengs außerordentlich viel. So nahm er sich nach dessen Tode seiner armen Familie an, vertrat die Vaterstelle bei den Kindern, wirkte in Madrid Jahrgehalte für sie aus, und suchte die hinterlassenen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde dieses großen Künstlers so theuer anzubringen, als nur möglich war. Er dehnte dieses Wohlwollen sogar bis auf die Zöglinge seines Freundes aus. Neben diesem artistischen, literarischen und politischen Wirken, stellen wir nun auch zum Schlusse Azara als Privatmann dar. Er war von mittler Statur und wohlgebaut, sein Gesicht zeichnete sich durch Regelmäßigkeit der Züge und ein Ehrfurcht gebierendes Etwas aus. Sein fester Karakter erwarb sich Nachgiebigkeit und Achtung; die Thätigkeit seines Geistes reichte überall hin. Weniger streng indessen, als er beim ersten Blick zu seyn schien, hatte er in seiner Jugend wohl Zerstreuungen und Vergnügen geliebt, nie aber den Müßiggang gekannt. In seinen Ideen, in seinem Ausdrucke, herrschte eine seltene Genauigkeit, Schärfe und Eigenthümlichkeit. Er besaß eine außerordentliche Stärke, durch Worte zu malen; hierin schien er sich Michel Angelo und Raphael zum Muster genommen zu haben, wie denn Correktheit und Energie in allen Gattungen der Wahlspruch seiner Schule war. Sein langer Aufenthalt im Vaterlande der Künste, sein beständiger Umgang mit Künstlern selbst, endlich sein wichtiger diplomatischer Posten — Alles zusammen

hatte ihm eine Art von Dictatur erworben, die er nicht ganz ohne Anmaßung geltend machte, der man sich aber ohne viel Schwierigkeit unterwarf. Azara war unerschütterlich in seinen Gesinnungen, wie er es in seinen Meinungen war. Fest zuweilen selbst bis zur Hartnäckigkeit, mehr geeignet und mehr geneigt zu überzeugen, als zu überreden, mehr aufgelegt zu entscheiden, als zu untersuchen, benahm er den Muth zum Widerspruch, selbst wenn er die Möglichkeit dazu ließ. Er war fest in seiner Freundschaft, in seiner Vaterlandsliebe, und vorzüglich, wenn es auf ein gegebenes Wort ankam. Er konnte diejenigen, die sich ihm hingaben, zuweilen hart behandeln; aber verlassen, und verrathen konnte er sie nie. In Spanien lebten Freunde von ihm, mit denen er seit vierzig Jahren in vertrauten Verbindungen stand. Im Gespräch überließ er sich dem Fluß der Rede, und ward, sobald er sich durch den Gegenstand begeistert fühlte, nicht selten wirklich beredt. Zuweilen drückte er sich ohne Mäßigung aus, so daß er wirklich unvorsichtig schien, in wichtigen Fällen indessen geschah dieses gewiß nicht; er hatte in Rom Behutsamkeit gelernt. Er war undurchdringlich, sobald er es für nöthig fand; zurückhaltend, während er sich hinzugeben, fein, während er mit hastiger Offenheit zu handeln schien; falsch war er indessen dennoch nicht. Er besaß die Schlauheit, die verbirgt und erräth, nie die Schlauheit, welche betrügt. Wenig Männer kannten vielleicht das Geheimniß des Vaticans so genau, wie er; noch weniger waren mit dem Mechanismus des Curialsystems, und mit dem Geiste der hierarchischen Aristokratie in gleichem Maaße vertraut. Dennoch blieb sein äußeres Betragen immer den Verhältnissen angemessen; dennoch verwechselte er die Religion nie mit dem römischen Hofsystem; dennoch unterschied er Catholicismus und Papstthum wesentlich. Doch auch sein Ende nahete heran, vielleicht ehe er es selbst zu ahnen schien. Schon vor seiner letzten Abberufung zeigten sich Krankheitssymptome, die Jedermann, nur er selbst nicht, für tödlich hielt. Die Füße schwollen, das Gesicht ward bleichgelb. Aber noch immer war er voll Kraft, und voll Hoffnung, Italien wiederzusehen. Unaufhörlich sprach er von der Rückkehr des Frühlings, von den Anordnungen seiner Reise, von den neuen Nachgrabungen zu T i v o l i. Diese freundlichen Bilder beschäftigten ihn wahrscheinlich bis zu seinem letzten Augenblick. Vier und zwanzig Stunden vor seinem Tode fühlte er die erstarrenden Schauer desselben, folglich die Annäherung seiner Auflösung. Er hatte seinen Bruder F e l i x um sich, denselben, der durch seine naturhistorischen Werke über P a r a g u a y bekannt ist. — „Geliebter Bruder!“ — sagte er mit heiterer Ergebung; — „So nur noch ein Schritt, und ich habe geendet!“ — Dies waren seine letzten Worte, ungefähr Abends nach fünf Uhr; wiewohl er nun nicht mehr sprechen konnte, behielt er doch den vollen Gebrauch seines Geistes unverändert fort; auch schien er ohne allen Schmerz, ohne alle Krämpfe, ja ohne die mindeste widrige Empfindung zu seyn. Drei seiner liebsten Freunde, der Cardinal C a p r a r a, der Minister M a r e s c a l c h i, und der Ritter A n g i o l i n i, besuchten ihn. Er reichte ihnen die Hand, es war der letzte wehmüthige Abschied. Am folgenden Morgen that er den Gebräuchen der Kirche Genüge, um fünf Uhr Abends entschlummerte er leicht und still am 26. Jan. 1804. So kehrte auch dieser edle Geist in die Arme der Gottheit zurück. Seine irdische Hülle ward auf's Feierlichste zur Erde bestattet; seine Gruft befindet sich auf dem Begräbnißplatze zu M o n t m a r t r e. Azara hatte längst sein ganzes väterliches Erbtheil seinen Brüdern überlassen; auch jetzt fiel sein ansehnliches Vermögen seinen sämmtlichen Geschwistern heim. Er starb unverheirathet; der in der neuesten spanischen Geschichte bekannt gewordene R i t t e r A z a r a y B a r d a x i ist kein Sohn, sondern ein Neffe von ihm.

Azervation ist die Anhäufung mehrerer synonymischen Begriffe oder Gedanken bei großen, erhabenen Gegenständen; eine Figur, die dem Redner und Dichter geläufig ist.

Azimuth heißt in der Astronomie der Bogen des Horizonts zwischen dem Mittagskreise und dem Scheitelkreise. Er giebt den Winkel dieser beiden Kreise an. Dieser Winkel heißt das Azimuth des Gestirns. Die Höhe und das Azimuth bestimmen die Lage eines Gestirns in Absicht auf den Horizont. Azimuth der Magnetnadel ist ein Bogen des Horizonts zwischen dem Sonnen-Azimuth und dem Magnetnadel-Meridian. Azimuth-Compaß ist ein Instrument, um genauer als mit dem See-Compaß die Sonnen- oder Stern-Magnetweite oder das Azimuth zu finden, auch um erhöhte Punkte in der Entfernung zu messen. Dieser Compaß unterscheidet sich von dem gewöhnlichen dadurch, daß der Umfang der Büchse in Grade abgetheilt, und eine Vorrichtung angebracht ist, um die Gegenstände beobachten zu können. Man nennt auch Vertikalkreise, die sich im Zenith und im Nadir rechtwinklig durchschneiden, Azimuths. — Azimuthal- oder Vertikal-Kreise nennt man solche, welche durch das Zenith und Nadir laufen, und folglich auf dem Horizonte senkrecht stehen. Azimuthal-Quadrant ist ein gewöhnlicher astronomischer Quadrant, der sich um den Mittelpunkt eines horizontal-getheilten Ringes, dessen 0 und 180ster Grad genau auf die Mittagslinie fallen, in einer beständigen vertikalen Stellung herumdrehen läßt. Wenn das Fernrohr genau mit der Fläche des beweglichen Quadranten parallel liegt, so schneidet letzterer auf dem horizontalen Ringe zugleich das Azimuth ab, wenn man die Höhe des Sternes mißt. — Azimuthal-Sonnenuhr heißt eine jede horizontal-vertikale Sonnenuhr, in welche die Azimuthe eingetragen sind. In der Horizontaluhr bestehen diese Azimuthe in geraden, aus dem senkrecht unter der Zeigerspitze liegenden Punkte gezogenen, in der Vertikaluhr in andern geraden, mit der Mittagslinie gleichlaufenden Linien, durch deren Berührung mit dem Schatten der Zeigerspitze das der Zone zu selber Zeit zukommende Azimuth angezeigt wird.

Azincourt, ein Dorf im franz. Dep. Pas de Calais, 2 Meilen nordöstlich von Hesdin. Hier litten die Franzosen, unter dem Connetable von Armagnac, am 25. Okt. 1415, von den Engländern, unter ihrem König Heinrich V., eine vollkommene Niederlage.

Azoni. Unter diesem Namen verehrten die Römer gewisse Gottheiten, deren Hülfe man an allen Orten erflehen konnte, wie die der Sonne, des Mondes, Plutos. Man nannte sie auch gemeinschaftliche Götter. Die Chaldäer glaubten von einigen ihrer Gottheiten, daß ihr Wirkungskreis sich auf gewisse Bezirke begränze, von andern hingegen behaupteten sie, daß ihre wohlthätige, oder nachtheilige Wirkung unumschränkt herrsche. — Auch die Aegyptier hatten eine solche Meinung von ihrem Serapis, Osiris und ihrer Isis, welche sie deswegen gemeinschaftliche Gottheiten nannten. Als die Griechen von diesen älteren Völkern Cultur und Religion annahmen, wurden auch von diesen dergleichen Unterschiede in der Verehrung der Gottheiten gemacht. Von den Griechen pflanzte sich diese Verehrung auf die Römer. — Vorurtheile und Aberglauben haben mit der Welt eines gleiches Alter.

Azorische, d. i. Habichtinseln, 10° W. L. von Ferro, eine Gruppe von 9 Inseln, mit 53 □Meilen Flächenraum, im atlantischen Meere, zwischen den Küsten von Portugal und Nordamerika. Sie wurden von den Portugiesen, auf Antrieb des berühmten Prinzen Heinrich des Seefahrers, 1446 entdeckt, obgleich die Flammänder oder Holländer sie schon vor den Portugiesen gefunden haben wollen, weswegen sie auch die

flandrischen Eilande genannt werden. Den Namen azorische Inseln verdanken sie den vielen Habichten und Geiern, Açores, die man daselbst antraf, und die noch heut zu Tage den Einwohnern beschwerlich fallen. Diese 9 Inseln heißen: Santa Maria, San Miguel, Terceira, San Jorge, Graciosa, Fayal, Pico, Flores und Corvo. Sie bestehen fast ganz aus vulkanischen Felsen, unter welchen der 7.500 Fuß hohe Pico auf der Insel gleichen Namens der höchste ist, sind aber durch den Fleiß der Einwohner, und das milde Klima sehr gut angebaut. Da sie mit den südlichsten Ländern Europa's unter gleicher Breite liegen, so kennt man nur auf den Bergen einen Winter mit Eis und Schnee; übrigens wird die Sommerhitze durch die Seewinde angenehm gemildert. Sie liefern Alaun, Ocher, Mineralwasser, Getreide, sehr guten Wein (in Europa unter dem Namen Wein von Fayal bekannt), und alle Arten von Südfrüchten ꝛc. Die 142.000 Einw., meistens Portugiesen, mit wenigen Mulatten und Negern, treiben bedeutenden Handel. Die Einkünfte der Regierung belaufen sich auf 250.000 Gl. Der portugiesische Gouverneur hat seinen Sitz zu Angra auf Terceira; aber die wichtigste Stadt ist Fayal.

Azur ist die schöne blaue Farbe des Firmaments. Newton behauptet, diese Farbe entstehe daher, weil die Dünste der Luft, und vielleicht gar die Luft-Theilchen selbst die blauen Lichtstrahlen in größerer Masse, als die andern zurückwerfen. Wenn nun gleich die Luft an sich selbst keine Farbe zu haben scheint, so gab es doch außer Newton noch verschiedene andere Philosophen, welche die blaue Farbe des Firmaments auf den Gedanken brachte, das Fluidum der Luft habe eben so, wie das Seewasser, eine blaue Farbe.

Azurstein oder Lazurstein, stammt ursprünglich aus Arabien, und wird von dem arabischen Worte Azul (Himmel), wegen seiner himmelblauen Farbe, hergeleitet. Die beste Azurfarbe wird aus diesem Steine bereitet — Jetzt nennt man diese Farbe Ultramarin, dasjenige Blau aber, welches aus der Kobalterde und andern Glasarten bereitet wird, heißt Schmalte, und wenn es fein pulverisirt ist, Azur. Da man es ebenfalls gebraucht, um die Stärke zu farben, so heißt es auch Stärkeblau. Der feinste Kobalt wird im sächsischen Erzgebirge gefunden, womit ein starker Handel nach England und Holland getrieben wird; man schlägt den Ertrag auf 30 bis 40.000 Thlr. an.

Azyma heißt das ungesäuerte Brod, welches die Juden während des Osterfestes essen mußten, das daher auch das Fest der ungesäuerten Brode genannt wurde (Luc. XXII. 1.). Jehova hatte unter Androhung harter Strafen den Juden, während der Ostern gesäuertes Brod zu essen, verboten. Alles, was von Sauerteige vorhanden war, mußte bei Annäherung des Festes aus dem Hause geschafft werden. Den Tag vor der Zubereitung der süßen Brode schöpfte der Familienvater selbst das Wasser dazu, und verwahrte es verdeckt in seinem Hause. Den folgenden Tag, nämlich den 14ten des Monats Nisan (Nisan ist der erste Monat des Kirchenjahrs, und der siebente in dem bürgerlichen Jahre der Juden, welcher in unsern März und April fällt) rührte die Hausmutter den Teig, brachte einen Theil davon in den Tempel zu den Priestern; aus dem Uebrigen bereitete sie Kuchen, bildete sie rund und dünn, stach viele Löcher hinein, damit die Luft hindurch gehe, und so alle Säurung verhütet werden möchte. Man nannte diese geschmacklosen Kuchen auch die Brode des Elends, weil sie an die eilfertige Flucht und die ausgestandenen Mühseligkeiten erinnern sollten. Denn so sagt Moses zum israelitischen Volke V. 16. 3.: „Du sollst kein gesäuertes Brod dabei essen. Sieben Tage sollst du dabei ungesäuertes Brod des Elends essen: denn mit Furcht bist du aus Aegyptenland gezogen, auf das du des Tages deines Auszuges aus Aegyptenland gedenkest dein Leben lang." — Früherhin waren die Juden mit Ausfegung des Sauerteiges und Zubereitung der Mazzen (ungesäuerten Kuchen) ungemein, ja ängstlich

gewissenhaft. Es scheint hier nicht am unrechten Orte, etwas Genaueres über diesen Gegenstand beizufügen, obgleich wir wissen, daß in unsern Tagen die Sache von Abrahams Söhnen nicht mehr so gewissenhaft genommen wird. Am 13ten des Monats Nisan, wenn es völlig Nacht ist, so zündet der Familienvater ein Wachslicht an, durchsucht sorgfältig alle Winkel des Hauses, damit nicht das Geringste von gesäuertem Brode ihm daheim bleibe, die Krumen kehrt er in einen Löffel, und sagt dabei den Segen: „Gelobt seyst du Herr, unser Gott, du König der Welt, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote, und uns befohlen hast, den Sauerteig auszufegen; darauf sagt er: „Alles Gesäuerte, was bei mir ist, was ich weder gesehen, noch aufgehoben habe, das soll zerstreuet, und dem Staub der Erde gleich gemacht werden." Jetzt nimmt er Alles mit einander, und bindet es in ein Bündel, hängt dieses an einen Ort auf, wo keine Mäuse hinkommen können. Das die Juden es ehemals mit der Ausfegung des Sauerteigs bis zum Aberglauben trieben, erhellt daraus, daß, wenn zwei Judenhäuser neben einander standen, und von dem einen in das andere ein Loch durch die Wand ging, sie sorgfältig das Loch durchtasteten, um den etwaigen Sauerteig herauszufühlen. Alles dies Gesammelte wurde am folgenden Tage entweder verkauft, oder verbrannt. Nachdem nun auf diese Art das Haus gereinigt, so schritten sie zur Verfertigung der ungesäuerten Kuchen. Den Weizen, aus dessen Mehl diese bereitet werden sollten, mußten sie schon dreißig Tage vor Ostern in Bereitschaft haben; sie mußten ihn selbst in die Mühle bringen, der Müller muß die Steine sauber putzen, von Neuem zuhauen, und ein neues Beuteltuch nehmen. Der Familienvater muß selbst beim Mahlen bleiben, damit er darauf achte, daß kein Stäubchen fremdes Mehl sich mit seinem vermische. So sorgfältig die Juden in der Zubereitung des Mehles sind, eben so gewissenhaft sind sie auch im Gebrauche des Wassers zum Anmachen des Teiges. Wenn sie das Wasser schöpften, so mußten sie ausdrücklich sagen, wozu sie jetzt das Wasser schöpften. Dieses geschöpfte Wasser verwahrten sie eine Nacht im Hause am kühlen Orte. Sollte in dieser Nacht etwa Tekupha (jeder der vier gleichen Theile, in welche die Juden das Jahr eintheilen) einfallen, oder sich ein Todesfall ereignet, wo sie alles Wasser ausschütten mußten; so ist das zu den Mazzen bestimmte Wasser ausgenommen. Bei dem Kneten des Teiges waren die Frauen thätig bis zum Schweiße, womit sie sich die Stirn wuschen, indem sie die Worte des Hesekiel XI. 4: „Und der Herr sprach zu ihm: Gehe durch die Stadt Jerusalem, und zeichne mit einem Zeichen an die Stirn die Leute, so da seufzen und jammern über die Gräuel, so darinnen geschehen," auf sich anwendeten. Auch machten die Juden noch eine besondere Art Kuchen, die sie Krubmazzen nannten; hierzu trug jeder Familienvater etwas bei; einen solchen brachten sie in den Tempel, um ihn dort zum Andenken aufzubewahren — Absichtlich haben wir in der verflossenen Zeit geredet, weil die Tage gekommen sind, wo das Licht der Erkenntniß die Nacht der Finsterniß erleuchtet hat; und nur Wenige von unsern israelitischen Brüdern halten noch an der Schaale fest, der längst der Kern entfallen ist.

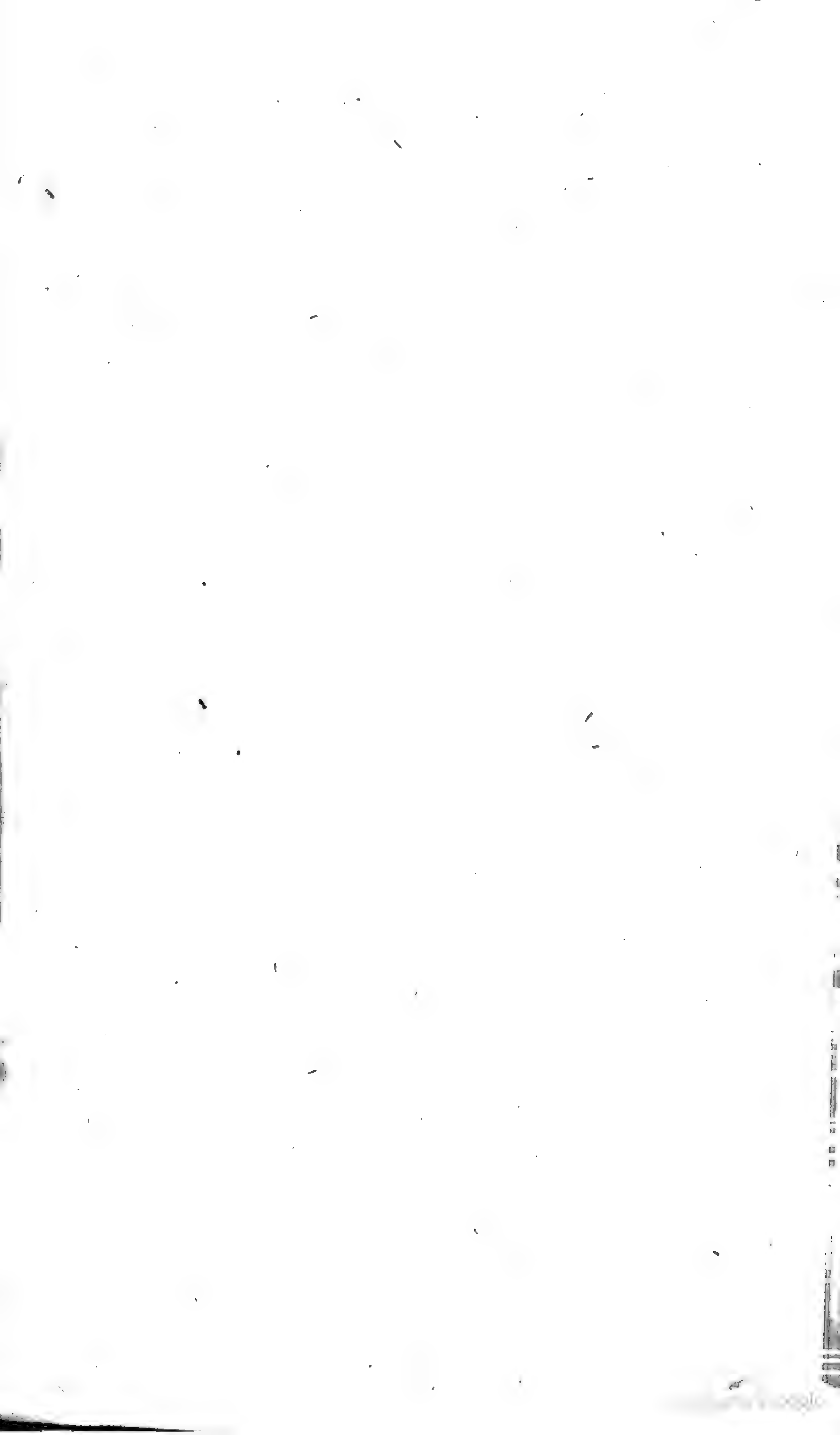
Azymiten, Ungesäuerte, wurden die latein.- oder römisch-katholischen Christen, weil sie beim Abendmahle ungesäuertes Brod brauchen, seit dem 11ten Jahrh., wo der griechische Patriarch zu Constantinopel, Michael Cerularius, diesen Spottnamen aufbrachte, von den griechischen Christen genannt, worüber sich Canisius in dem Traktate gegen die Griechen noch im 16ten Jahrh. beschwert. Auch die Armenier und Maroniten werden von den orthodoxen Griechen noch bis in die neuern Zeiten Azymiten genannt, weil diese auch ungesäuertes Brod zum Abendmahle nehmen.

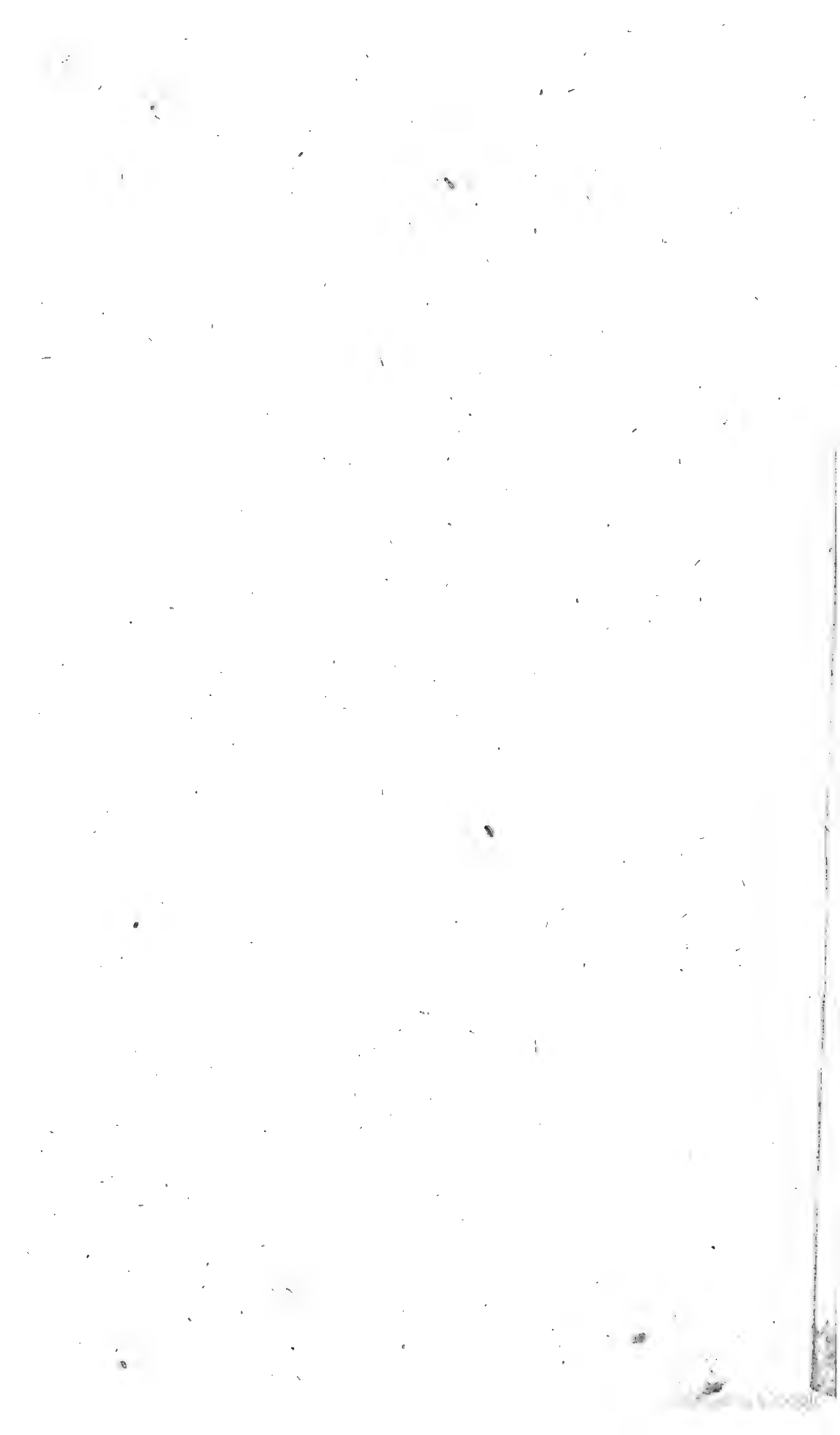


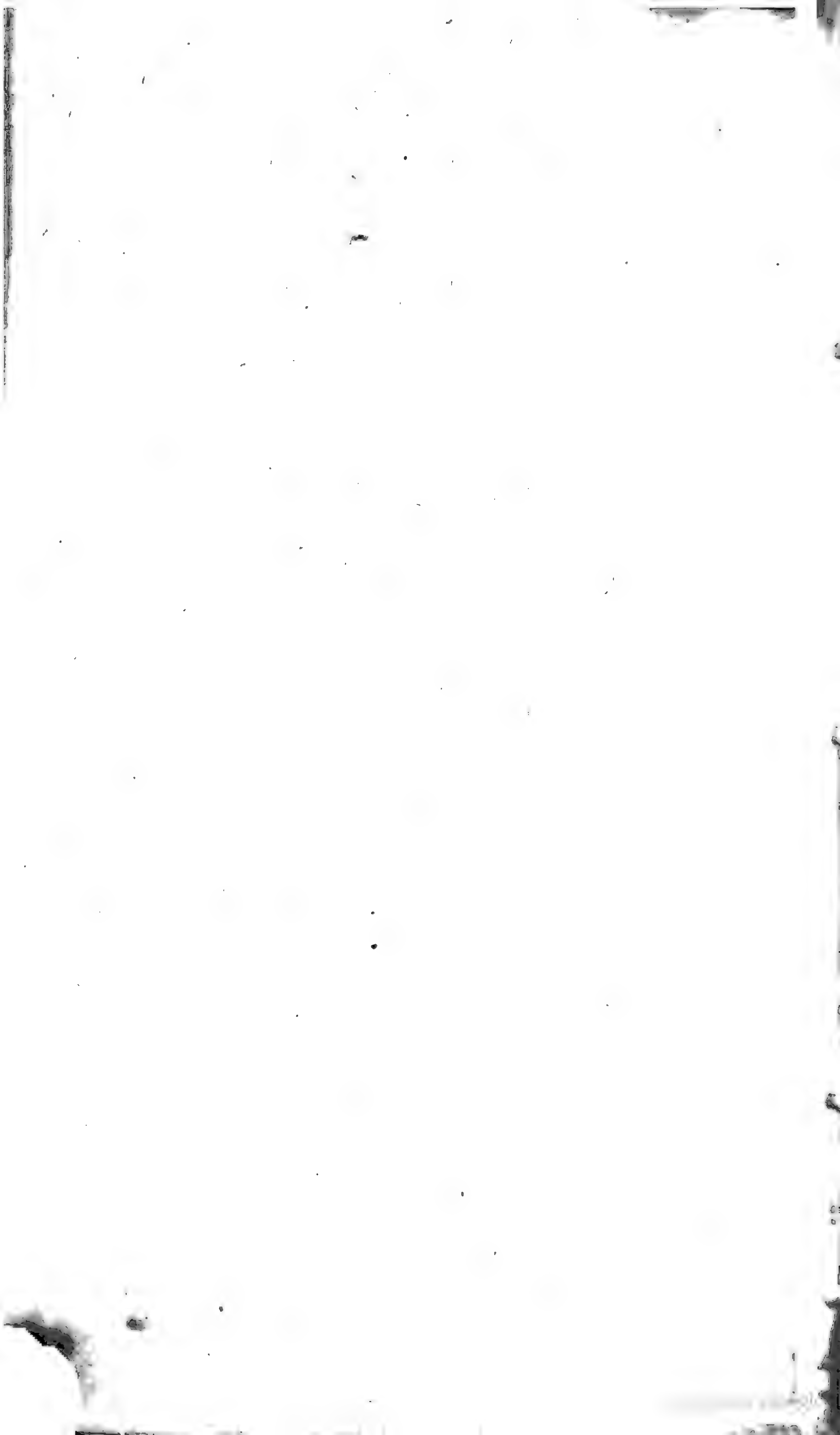
Verzeichniß

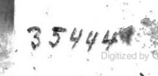
der

im ersten Bande enthaltenen Artikel.








35444

